This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

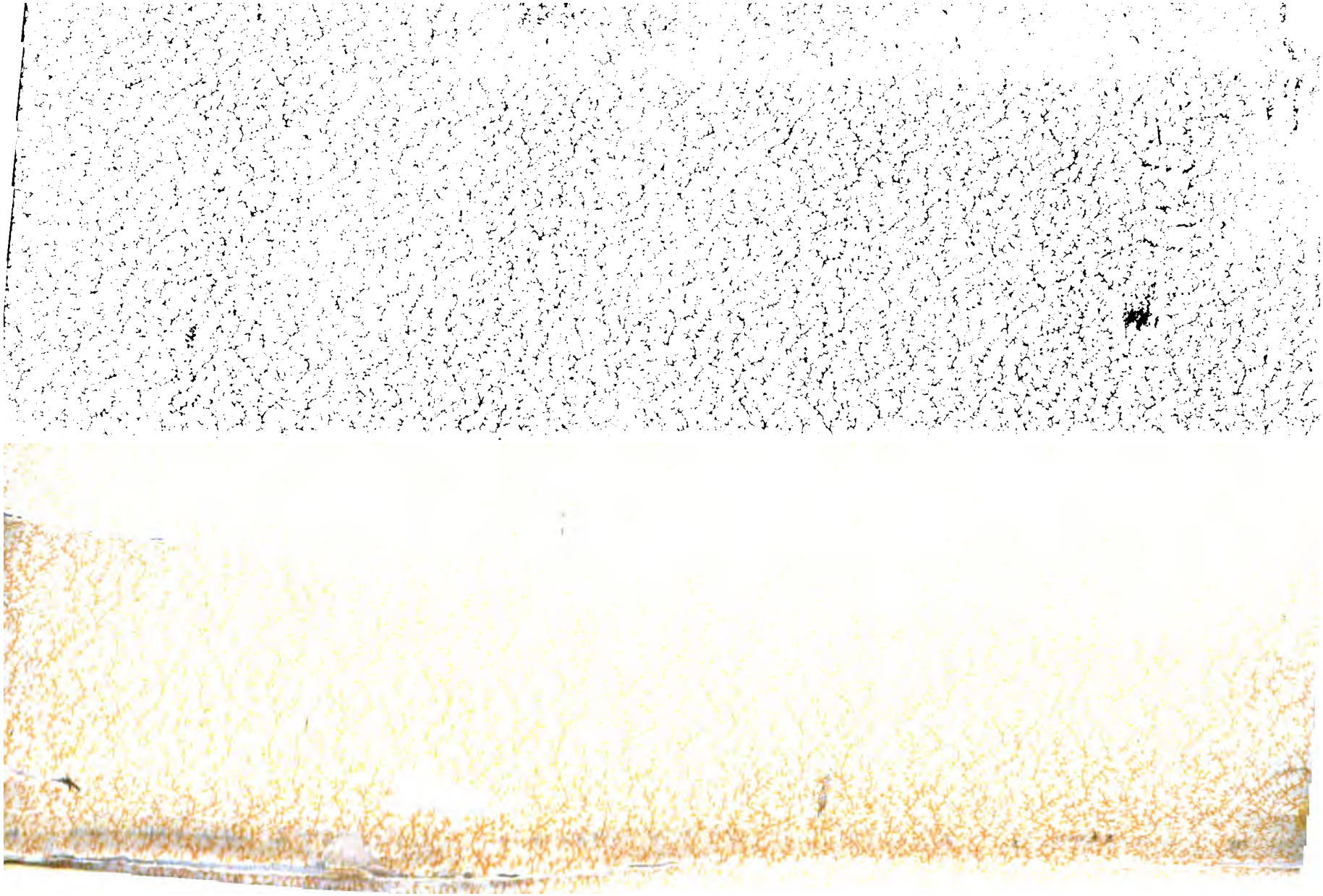
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1899.

Weltgeſchichte.

Erſter Band.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1899.

Weltgeſchichte.

Erſter Band.

Weltgeschichte.

Unter Mitarbeit von

Georg Adler, Karl Arendt, Karl Georg Brandis, Berthold Bretholz, Konrad Haebler, Eduard Heyck, Julius Jung, Klemens Klein, Arthur Kleinschmidt, Josef Kohler, Felix von Luschan, Richard Mahrenholtz, Richard Mayr, Wladimir Milkowicz, Karl Pauli, Johannes Ranke, Friedrich Ratzel, Rudolf von Scala, Hans Schjöth, Emil Schmidt, Heinrich Schurtz, Kurt Sethe, Alexander Tille, Armin Tille, Wilhelm Walther, Karl Weule, † Eduard Graf Wilczek, Hugo Winckler, Heinrich von Wlislocki und Hans von Zwiedineck-Südenhorst

herausgegeben von

Hans F. Helmolt.

Mit 24 Karten, 46 Farbendrucktafeln und 125 schwarzen Beilagen.

Leipzig und Wien.
Bibliographisches Institut.

Weltgeschichte.

Erster Band.

Allgemeines. — Die Vorgeschichte. — Amerika. Der Stille Ozean.

Von

Dr. Hans F. Helmolt, Prof. Dr. Josef Kohler, Prof. Dr. Friedrich Ratzel, Prof. Dr. Johannes Ranke, Prof. Dr. Konrad Haebler, † Eduard Graf Wilczek und Dr. Karl Weule.

Mit 3 Karten, 4 Farbendrucktafeln und 16 schwarzen Beilagen von Dr. Franz Ehrold, Max Kühnert, Hans Messerschmidt, Karl Oenike und Oskar Schulz.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Leipzig und Wien.
Bibliographisches Institut.
1899.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
107967.
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1899.

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

Vorwort.

Als im Sommer 1894 der mitunterzeichnete Herausgeber vom Bibliographischen Institute den Auftrag erhielt, zu einer „Weltgeschichte" den Grundplan zu entwerfen, war er nicht lange zweifelhaft, in welchem Sinne die Aufgabe gelöst werden mußte, sollte sich das neue Unternehmen in den enzyklopädisch gerichteten Rahmen des Verlags passend einfügen. Die Vertrautheit mit den von Friedrich Ratzel in der Einleitung zu seiner „Völkerkunde" niedergelegten anthropogeographischen Anschauungen legte dem Herausgeber den Gedanken nahe, der neuen „Weltgeschichte" in bewußter Abweichung von allen bisherigen Werken dieser Art eine Grundlage zu geben, die den Aufbau einer Geschichte der gesamten Menschheit auf der Erde nicht nur erlaubte, sondern sogar forderte. Daraus ergab sich ganz von selbst, daß die gesicherten Resultate der paläontologischen Forschungen und auch die Entwicklung der sogenannten Wilden zu Halbkulturvölkern berücksichtigt werden mußten. Als einwandfreister Grundsatz für die Anordnung stellte sich nach reiflichstem Überlegen und nach gewissenhafter Durchprüfung aller anderen Möglichkeiten die Gruppierung nach ethno-geographischen Gesichtspunkten heraus.

War nun die Gliederung nach Völkerkreisen als vorzüglich geeignet erkannt, so konnte es sich nur noch darum handeln, den rechten Anfangspunkt zu finden. Aus praktischen Gründen entschieden wir uns für Amerika; und wissenschaftliche Erwägungen stützten die Wahl. Ratzel sagt im Eingange zum Abschnitt über die Ozeanier („Völkerkunde", 2. Aufl., I., S. 136): „Wieviel einzelne Merkmale wir auch noch heranziehen möchten, unter allen Völkern ähnlicher Kulturstufe stehen die Amerikaner am nächsten denen, die westlich von ihnen wohnen. Wenn wir uns mit der Erde auch ihre Völker auf einer Karte in Merkatorprojektion aufgerollt vor Augen bringen, finden die Amerikaner ihren Platz am östlichen Flügel, entgegengesetzt und am weitesten entfernt von jenen, die am Ostrande der trennenden Kluft des Atlantischen Ozeans ihre Wohnsitze haben. Amerika ist als östlicher Teil des pazifisch-amerikanischen Gebiets der Steinländer zugleich der Orient der bewohnten Erde." Damit geben wir dem alten Satz „Ex oriente lux" einen neuen Inhalt. Um aber dabei nicht mißverstanden zu werden, betonen wir ausdrücklich, daß es uns durchaus fern liegt, damit die Ansicht etwa eines Karl von den Steinen („Die Spuren des Menschen in Amerika führen auf eine Zeit zurück, die weit über die Kulturepoche Ägyptens zurückreicht. Die paläontologischen Funde lassen sogar die Deutung zu, daß man vielmehr die Neue Welt als Heimat der Menschheit ansehen müsse") zu der unsrigen zu machen. Und so lehrreich auch das Studium der Zustände Amerikas deshalb ist, weil sie in

mancher Hinsicht der europäischen Entwicklung vorauseilen, so waren doch solche und ähnliche Erwägungen für uns nicht maßgebend. Keine unsichere Theorie über den Ursprung der Menschheit, sondern die Praxis ist uns Führerin. Sie hat uns die folgende Disposition an die Hand gegeben:

Band I. Allgemeines. Vorgeschichte. Amerika. Der Stille Ozean.	Band V. Südosteuropa. Das Slawentum.
„ II. Ozeanien. Ostasien. Der Indische Ozean.	„ VI. Germanen und Romanen.
„ III. Westasien. Afrika.	„ VII. Westeuropa bis 1800.
„ IV. Die Mittelmeervölker.	„ VIII. Westeuropa im 19. Jahrhundert. Der Atlantische Ozean.

Zum erstenmal in einer „Weltgeschichte" wird dabei der geschichtlichen Bedeutung der völkertrennenden und völkerverbindenden Ozeane ausgiebig Rechnung getragen.

In dem ersten der einleitenden Abschnitte hat der Herausgeber versucht, die Anlegung eines Wertmaßstabes an die gesamte Kulturentwicklung als Willkür und die Durchführung einer Tendenz als unwissenschaftlich zurückzuweisen. Die Teleologie gehört dem Geschichtsphilosophen, nicht dem Historiker; oder mit andern Worten: erst an der Hand und auf Grund der vollständig vorliegenden „Weltgeschichte" wird man sich eine neue Ansicht von dem Gange des Werdens bilden dürfen. War für diese Erwägung in erster Linie die Wissenschaft maßgebend gewesen, so wurde sie doch auch wiederum durch rein praktische Gründe unterstützt: von vornherein wäre es ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, dreißig Fachgenossen mit gereifter Lebenserfahrung und selbständiger Weltanschauung auf ein subjektives Weltsystem einschwören zu wollen. Gerade dadurch aber, daß teleologischen Gedanken und Ausführungen in der neuen „Weltgeschichte" kein Raum verstattet worden ist, hat sich das Verhältnis des Herausgebers zu seinen Mitarbeitern von vornherein zu einem dauerhaften, in vieler Hinsicht angenehmen, in mancher Beziehung sogar freundschaftlichen und erhebenden gestaltet. Einer der Getreusten, Eduard Reichsgraf von Wilczek, ist, nachdem er mit großer Freudigkeit zwei Abschnitte wenigstens teilweise fertiggestellt hatte, am 17. Oktober 1897 zu unserem aufrichtigen Schmerze mitten aus seiner Thätigkeit für die „Weltgeschichte" abgerufen worden; die dadurch verwaiste Aufgabe hat Herr Dr. Karl Weule zu lösen übernommen. Wie aber unsere Mitarbeiter hinsichtlich ihrer Auffassung von dem Gang alles Werdens keinen Zwang zu erdulden hatten, so hat auf der anderen Seite keiner von ihnen diese persönliche Gedankenfreiheit mißbraucht, indem er etwa seine subjektive Weltanschauung zur allgemeingültigen zu stempeln unternommen hätte. Auch in der Ausführung der einzelnen Abschnitte mußte, wollten wir nicht einer mißverstandenen Einheitlichkeit zuliebe die vielgestaltige Menschheit unwissenschaftlich meistern, jedem Mitwirkenden eine gewisse Freiheit verbleiben. Es wäre ein Unding, für alle Völkerkreise ein einziges Schema aufzustellen, nach dem sich alle Kulturen entwickelt hätten; es ist schlechterdings unmöglich, die Geschichte der Ozeanier genau so abzuhandeln, wie die der Römer. Aber innerhalb dieser weit gesteckten Grenzen den Grundgedanken des ganzen Unternehmens nach Möglichkeit und nicht bloß in Äußerlichkeiten zum siegreichen Durchbruche zu verhelfen, das war die Aufgabe, auf die der Herausgeber absichtlich den größten Teil seiner Kräfte verwendet hat. Deshalb dürfen wir hoffen, daß man nach Abschluß des Werkes dennoch sagen wird: es ist aus einem Guße.

Bei der Illustrierung des Werkes haben wir auf Abbildungen im Texte verzichtet; dafür aber sind die Beilagen (Karten, farbige und schwarze Tafeln) mit der denkbar größten Sorgfalt

ausgewählt und ausgeführt worden. Daß auch wissenschaftlichen Werken von durchaus ernstem Charakter eine maßvolle und durch ausführliche Erklärungen jedem verständlich gemachte, mit dem Text in innigem Zusammenhange stehende und von künstlerischen Gesichtspunkten geleitete Illustrierung wohl ansteht, darüber ist kein Wort mehr zu verlieren. Phantasiekompositionen waren ausgeschlossen; wir haben uns auf die Wiedergabe authentischer Bildnisse und Ansichten, zeitgenössischer Drucke und Denkmäler beschränkt. Deshalb sind wir überzeugt, daß die beigegebenen Bilder dem Werke nur zur Ehre gereichen werden.

Im Anschlusse daran haben wir die angenehme Pflicht zu erfüllen, den Archiven, Bibliotheken und anderen Sammlungen, die uns mit größter und nicht genug anzuerkennender Bereitwilligkeit ihre wertvollen Schätze oft auf Wochen und Monate zur Verfügung gestellt haben, sowie vielen einzelnen Freunden, die namentlich aufzuführen wir uns versagen müssen, unsern wärmsten Dank auszusprechen; wenn unser Unternehmen einem größeren Leserkreise wirklich, wie wir hoffen, einen Genuß und Gewinn von bleibender Wirkung verschaffen wird, so haben sie keinen geringen Anteil an dem Verdienste. Für den vorliegenden I. Band sind wir zu besonderem Danke verpflichtet den Vorständen der K. Öff. Bibliothek, des K. Kupferstichkabinetts und des K. Anthropologisch-ethnographischen Museums zu Dresden, der Universitäts-Bibliothek und des Museums für Völkerkunde zu Leipzig, des Bureau of Rolls and Library im Department of State zu Washington und der K. u. K. Hofbibliothek zu Wien.

Dafür, daß die einzelnen Teile des Werkes, das erst nach langjähriger tüchtiger Vorbereitung nunmehr an die Öffentlichkeit tritt, in rascher Abfolge hintereinander erscheinen werden, ist durch Ausgabe in Halbbänden gesorgt.

Leipzig, im März 1899.

Die Verlagshandlung. Der Herausgeber.

Verzeichnis der Beilagen.

Tafeln in Farbendruck.

	Seite
Ein Blatt aus der Dresdner Maya-Handschrift (mit Deckblatt)	230
Ein Blatt aus der Wiener Nahua-Handschrift zapotekischen Ursprungs (mit Textblatt)	258
Südamerikanische Altertümer (mit Deckblatt)	302
Kämpfe der Spanier in Mexiko, nach den aztekischen Zeichnungen des „Lienzo de Tlazcala" (mit Textblatt)	377

Tafeln in Holzschnitt und Ätzung.

Paläolithische Altertümer	120
Neolithische Altertümer	143
Griechische Werkzeuge, Waffen und Geräte aus früh-historischer Zeit	174
Nordamerikanische Mounds	207
Der Cliff-Palast im Cliff-Palast-Cañon, Südwest-Colorado	220
Ein Opfer vor dem Maya-Gotte Kukulkan	238
Die Ruine der Stufen-Pyramide von Kochicalco im Cholulagebiete	267
Das Monolith-Thor von At-Kapana in Peru	317
Paolo Toscanelli. Cristoforo Colombo	352
Die Landung des Kolumbus auf Española	359
Die Reduktion San José in Bolivien während ihrer Blütezeit	406
Arx Carolina, die zwischen den Flüssen Ashley und Cooper erbaute, älteste Burganlage Charlestons in Südcarolina	432
Benjamin Franklin. George Washington	479
Eingang und Beschluß der Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika vom 17. September 1787	490
Die Helden der südamerikanischen Befreiung	504
Das Wachstum San Franciscos in drei Stufen	543

Farbige Karten.

Völkerkarte von Amerika	191
Karten zur Geschichte Amerikas	525
Der Stille Ozean	578

Inhalts-Verzeichnis.

I. Der Begriff Weltgeschichte.

Seite

1. Gegenstand und Ziel einer Weltgeschichte 3
2. Die Anordnung des Stoffes . . . 16

II. Grundbegriffe einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit.

1. Entwicklung 23
2. Die Menschheitsentwicklung . . . 24
3. Die Entwicklung der Kultur . . . 25
   A. Die materielle Kultur 25
   B. Die geistige Kultur 39
   C. Die Überwindung des Triebes durch die Freiheit 46
   D. Die sozialen Gemeinschaftsformen . . 49
   E. Die staatlichen Gemeinschaftsformen . . 52
4. Der zeitliche und der nationale Charakter der Kultur. Die Weltkultur 57
5. Ausblick in die Zukunft 59

III. Die Menschheit als Lebenserscheinung der Erde.

1. Die Erde und der Mensch 63
2. Hauptsätze der Anthropogeographie 64
   A. Der Zusammenhang der Länder . . . 64
   B. Der Mensch und das Gesamtleben der Erde 66
   C. Volk und Staat als Organismus . . 67
   D. Die geschichtliche Bewegung . . . 69
   E. Die Naturgebiete 74
   F. Die Lage auf der Erdkugel und das Klima 76
   G. Die geographische Lage 80
   H. Der Raum 83
   I. Die Volksdichte 88
   K. Das Wasser 89
   L. Die Oberflächenformen der Erde . . . 95
3. Rückblick 102

IV. Die Vorgeschichte der Menschheit.

Seite

1. Die älteste oder paläolithische Kulturgeschichte der Menschheit . . . 107
   A. Das Diluvium und seine Tierwelt . . 107
   B. Die Fundstellen des Diluvial-Menschen 115
   C. Die menschlichen Überreste im Diluvium 119
      a) Die Funde im geschichteten Diluvium 119
      b) Die Höhlenfunde 128
      c) Paläolithische Menschen der Gegenwart 131
      d) Körperliche Reste des Diluvialmenschen 135
2. Die Paläontologie des neolithischen Menschen in Europa 136
   A. Die alluviale Steinzeit 136
   B. Die älteste neolithische Schicht. Die dänischen Muschelhaufen 138
   C. Die vollentwickelte neolithische Epoche . 142
      a) Die neolithischen Steingeräte . . 143
      b) Der neolithische Schmuck 147
      c) Die Viehzucht der neolithischen Periode 147
      d) Der Ackerbau der Steinzeitmenschen 150
      e) Die Töpferei 152
   D. Die Wohnstätten und das häusliche Leben 156
      a) Übersicht über den Kulturbesitz der steinzeitlichen Pfahlbauten . . . 156
      b) Die neolithischen Höhlenwohnungen und andere Landansiedelungen . 159
      c) Die Steinbauten und die Gräber . 163
3. Die Perioden aufdämmernder Geschichte 168

V. Amerika.

1. Die amerikanischen Naturvölker . . 181
   A. Allgemeines 181
   B. Die Naturvölker Südamerikas . . . 186
   C. Die nordamerikanischen Naturvölker . . 197

	Seite
D. Die Indianer des Nordwestens	214
E. Die Pueblovölker	215
2. Der mittelamerikanische Kulturkreis	225
A. Die Bodenbeschaffenheit Mittelamerikas	225
B. Die Geschichte der alten Kultur Mittelamerikas	226
a) Die Maya	228
b) Die Nahua	252
3. Die alte Kultur Südamerikas	289
A. Die Bodenbeschaffenheit Südamerikas	289
B. Die alten südamerikanischen Kulturen	291
a) Die Chibcha	291
b) San Agustin	304
C. Die Kulturprovinz der Westküste Südamerikas	306
4. Die Entdeckung und Eroberung	350
A. Christoph Kolumbus	350
a) Der Seeweg nach Indien	350
b) Die Jugend des Entdeckers	352
c) Paolo Toscanelli	353
d) Der Plan zur Fahrt	355
e) Die Entdeckung Amerikas	357
f) Des Entdeckers letzte Schicksale	360
B. Die Entdeckungsfahrten der beiden ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts	363
C. Die Eroberung Mexikos	368
D. Die Eroberung von Peru	378
E. Die Ausläufer der Entdeckungszeit	388
5. Das spanische Kolonialreich	391
A. Die Casa de contratacion	391
B. Die Eingebornenfrage	395
C. Die Mission	401
D. Die spanische Handelspolitik	410
E. Die Negersklaverei	416
F. Die geschichtliche Entwicklung des spanischen Kolonialreichs	419
6. Das englische Kolonialreich	427
A. Die Entschleierung des nördlichen Kontinents	427
B. Die französischen Versuche und Niederlassungen	431
C. Die Engländer in Nordamerika	439
a) Die Anfänge des englischen Kolonialreichs	439
b) Die Virginiagesellschaft	440
c) Die Plymouthgesellschaft	447
d) Die Holländer	449
e) William Penn	450
f) Maryland	452
g) Die Anfänge eines Gemeingefühls	453
h) Die Kämpfe gegen die französischen Ansiedler	453
7. Die Unabhängigkeitskämpfe des Nordens	460
A. Die Vorgeschichte des Abfalls	460
B. Der Kampf um die Loslösung vom Mutterlande	470
C. Die Verhandlungen und der Abschluß des Friedens mit England	481
D. Die Verfassung	484
E. Die Zeit der großen Virginier	490
8. Die Unabhängigkeitskämpfe des Südens	498
9. Der unabhängige Süden bis zur Gegenwart	522
10. Mittelamerika und Brasilien	530
A. Mexiko	530
B. Die kleinen mittelamerikanischen Republiken	533
C. Brasilien	534
11. Nordamerika im 19. Jahrhundert	536

VI. Die geschichtliche Bedeutung des Stillen Ozeans.

1. Der Schauplatz	577
2. Die Zeiten vor Magalhães	580
A. Der Westen	582
B. Ozeanien	588
C. Amerika	591
D. Rundblick	592
3 Die neue Zeit	593
A. Die Erschließung des Stillen Ozeans durch die Romanen	593
B. Die Erschließung des Stillen Ozeans durch die Germanen	595
C. Neue Wege	596
D. Die Erschließung Australiens	599
E. Die Aufteilung des Gebiets	600
F. Das Schicksal der Ozeanier und die den Einwanderern gestellten Aufgaben	601
G. Der Anteil Amerikas	603
H. Der Anteil der ostasiatischen Kulturvölker	604
4. Rückblick	605
Register	607

I. Der Begriff Weltgeschichte.

Von

Dr. Hans F. Helmolt.

1. Gegenstand und Ziel einer Weltgeschichte.

Wenn ich bekenne, daß ich vieles anders als meine Vorgänger behandeln werde, so verdanke ich dies gerade ihnen, weil sie den Zugang zur Untersuchung der Thatsachen geöffnet haben. Nikolaus Koppernikus.

Weitverbreitet ist der Irrtum, den Teil der Welt, den man mit seinem geistigen Horizont umspannt, für die gesamte Welt zu halten. Dem alten Cato galt das Römertum als die Erfüllung aller Geschichte, und der Chinese nennt sein Reich das Reich der Mitte. Der deutsche Chronist des 13. Jahrhunderts berichtet nichts von den Türken, und noch im 17. gibt es kaum einen gebildeten Westeuropäer, der Rußland als gleichberechtigtes Glied anerkännte. Glücklicherweise ist jetzt der Maßstab der weltgeschichtlichen Verhältnisse ein anderer und gewaltigerer geworden, als man noch vor kurzem für möglich gehalten hätte. Darum ist es an der Zeit, an eine allgemeine Weltgeschichte zu denken. Weltgeschichte ist die Entwickelungsgeschichte der gesamten Menschheit. Was bisher an Werken erschienen ist, die diesen oder einen ähnlichen Titel trugen, entspricht dem nicht; sie verhalten sich zu einer wirklichen Weltgeschichte wie die Lebensbeschreibung eines Mannes zur Geschichte seiner Zeit.

Man macht das Bedenken geltend, der Untergrund sei noch nicht fest genug gebaut, die Vorarbeiten seien noch nicht abgeschlossen. Dieser Zweifel darf nicht maßgebend sein. Eine vollkommene Weltgeschichte zu schreiben — dies hehre Ideal wird nie und nimmer erreicht werden. Denn je mehr geforscht wird, desto öfter thun sich unerwartet Pforten auf, durch die man in rätselhafte Leeren, in düsteres Dunkel starrt. Aber zu einer Ausführung, die nur den Namen einer Vorarbeit zu einer Universalgeschichte beansprucht, sind Bausteine reichlich vorhanden; und die größte Freude eines arbeitenden Geistes beruht in dem Gedanken an die Arbeit, die andere nach ihm leisten werden. Einzelforschungen sind im Übermaße gemacht; dabei ist oft genug die eigentliche Geschichte zu kurz gekommen. Das Zeugnis, das genau vor 100 Jahren Christian Garve der deutschen Geschichtschreibung ausgestellt hat, gibt zu denken. Er wirft ihr zwei Hauptmängel vor. „Das erste ist, daß wenig größere historische Werke, die einen merklichen Zeitraum umfassen, von guten Köpfen und großen Gelehrten unternommen, bei uns zu stande gekommen sind. Einige haben sich absichtlich nur irgend einen kleinen vernachlässigten Winkel der historischen Litteratur ausgesucht, in welchen sie Licht und Gewißheit zu bringen suchten, weil sie schon zum voraus daran verzweifelten, daß ihre Zeit und ihre Kräfte zureichen würden, mit derjenigen Genauigkeit, welche sie für unerläßliche Pflicht des Geschichtforschers hielten, die Begebenheiten eines ganzen Volkes oder großer Zeitperioden zu behandeln. Andere, die ihren ersten Entwurf auf die vollständige Bearbeitung eines Hauptzweiges der Geschichtswissenschaft anlegten, haben, umgekehrt wie jener Töpfer Horazens, das, was sie

zum Kruge bestimmten, auf der Drehscheibe sich zu einem Eimer erweitern sehen und sind, ermüdet unter der immer wachsenden Last ihrer Arbeit, auf dem halben oder vielleicht dem zehnten Teile ihres Weges stehen geblieben." Vor diesen Untugenden, die beide der deutschen Gründlichkeit ihr Dasein verdanken, gilt es sich zu hüten. Die gewissenhaft anerzogene Selbstgenügsamkeit: Einschränkung des Gesichtsfeldes und peinlich genaue Beschäftigung mit Kleinem und Kleinstem erzeugt die Unlust, der drohenden Übermacht des Stoffes Herr zu werden. Taucht ein Versuch auf, der mutig dem aufgespeicherten Stoffe zu Leibe geht, so regt sich kritischer Hochmut und bricht darüber den Stab: das sei keine geschichtliche Arbeit; in den Kreisen der Gelehrten habe ja die Menschheitsgeschichte längst ausgerungen. Dem gegenwärtigen Spezialistentum ist Universalität etwas Unerlaubtes.

Solche Gegnerschaften dürfen nicht abschrecken. Allmählich ringt sich doch die Überzeugung durch, daß die Allgemeinheit das Arbeitsfeld des Gebildeten ist, und die Zeit ist da, wo der Wert aller Wissenschaften und aller Bücher nach einem höheren Maßstabe gemessen wird. 1893 hat Robert Pöhlmann eine Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus veröffentlicht, die mit den veralteten Anschauungen der philologisch-antiquarischen Richtung brach; und jede neue Arbeit von ihm bedeutet einen Sieg seiner freieren Ansicht, seiner Vielseitigkeit. 1895 ist in den (XVI.) Jahresberichten der Geschichtswissenschaft zum erstenmal eine Abteilung China aufgetaucht; und die Errichtung eines deutschen Lehrstuhles für Sinologie ist nur eine Frage der Zeit. Unter diesem Gesichtspunkte verdienen der Weltpostverein, die Berner Übereinkunft zum Schutze geistigen Eigentums, die Genfer Konvention und die internationale Erdmessung besondere Aufmerksamkeit. Die Welt ist klein. Schon vor einem Jahrhundert wollte der weit blickende Christian Meiners nach einleitenden Betrachtungen über den Zustand der Erde die Verbreitung der Menschen über die Erde, die anthropologischen Verschiedenheiten der Völker, die Höhe ihrer Kultur, die Auffassungen von Familie und Staat, die Sitten und geistigen Errungenschaften besonders der Natur- und Halbkulturvölker beschreiben und miteinander vergleichen. Auch Karl Ernst von Baer ist davon überzeugt, daß man aus der Erforschung der sozialen und geistigen Zustände noch unberührter Naturvölker ungeahnte Schätze heben werde. Dies alles kann und darf die Aufgabe einer einzigen Wissenschaft sein, einer Kulturgeschichte im ausgedehntesten Sinne des Wortes; Francis Bacon hat dieselben Forderungen sogar für eine pragmatische Litteraturgeschichte aufgestellt.

Jede tiefere geschichtliche Ergründung des Lebens größerer menschlicher Gemeinschaften setzt die Bekanntschaft mit den Forschungsmethoden der Ethnologie, der Psychologie und der Physiologie voraus. Eine gute philosophische Schulung erspart dem Geschichtschreiber langwierige Voruntersuchungen darüber, ob er im einzelnen Falle der Wirtschaft den Vortritt vor der Religion, der Moral vor dem Verstand einräumen soll. Und will man Weltgeschichte treiben, so darf man an der Ethnologie nicht vorübergehen. Denn wer den Begriff Geschichte auf gewisse Völker beschränkt, denen allein historisches Leben eigen sei, der bekundet jene enge Auffassung, die Hans von Held witzig in den Versen bemitleidet:

„Sitzt das kleine Menschenkind
an dem Ozean der Zeiten,
schöpft mit seiner kleinen Hand
Tropfen aus den Ewigkeiten.

Sitzt das kleine Menschenkind,
sammelt flüsternde Gerüchte,
trägt sie in ein kleines Buch,
schreibt darüber: ‚Weltgeschichte'."

Die Ethnologie scharf von der Geschichtswissenschaft abzugrenzen, sie von der Geschichtschreibung auszuschließen, ist ein müßiges Unterfangen. Das Auftauchen historischer

Überlieferung bildet kein sicheres Kennzeichen für den Augenblick, wo ein Volk „historisch" wird; danach müßten die Inder zu den geschichtslosen Gliedern der Menschheit gerechnet werden. Solche gibt es überhaupt nicht. „In der Geschichte gibt es", sagt mit Recht Ernst Renan, „trübe Tage, aber keine unfruchtbaren." Die Behauptung, keine größere Entdeckung, keine höhere Religionsform habe sich von Afrika aus nach anderen Ländern verbreitet, ist noch zu beweisen; einem Alexander von Humboldt widerstrebte der Gedanke, daß einige Menschenstämme weniger zur vollen Entwickelung tauglich sein sollten als andere.

Der europäische Kulturmensch gefällt sich darin, von den Negern als Bastarden der Menschheit zu sprechen. Allerdings hat die Thatsache etwas Berauschendes, daß gegenwärtig fast die ganze Erde von dem kleinsten Erdteil beherrscht wird, und daß davon wieder das kleinste Inselreich die am weitesten ausgedehnte Macht hat. So ist es begreiflich, daß Karl Friedrich Burdach (Kant und Lotze haben ähnlich gedacht) sagen konnte: der Kernstamm des Menschengeschlechtes, von dessen Wurzel und Zweigen die Kultur ausging, habe sich in Europa zu seinem Wipfel entfaltet, und dieser sei bestimmt, die Frucht der Humanität in sich zur Reife zu bringen sowie ihren Samen über den Erdkreis auszustreuen. Noch weiter ging Karl Ernst von Baer in einer viel bemerkten Rede vom Jahre 1834. Ihm gipfelt die europäische Kultur, die alle anderen überstrahlt, in den Germanen; und am germanischen Stamme nimmt der preußische Ast die oberste Stelle ein. Von ihm aus werde die kommende allgemeine Kultur ihren Ausgang nehmen. Teutomanen aber gegenüber sei daran erinnert, daß eine beträchtliche Anzahl einsichtiger Leute die Hoffnung des Polen Adam Mickiewicz auf die Zukunft des Slawentums vollkommen teilt. Erklärlich ist es zwar, aber Überhebung bleibt es doch, wenn Heinrich von Treitschke begeistert ausruft: „Mit voller Sicherheit läßt sich heute sagen, daß die Massenaristokratie der europäischen Völker und ihrer Abkömmlinge dereinst fast den gesamten Erdball beherrschen wird." Mit Ausnahme von China und Japan, Vorderindien und dem islamitischen Vorderasien sei auf der weiten Welt kein Volk mehr zu finden, das der ungeheuern Überlegenheit der Waffen und des Handels der Europäer auf die Dauer zu widerstehen vermöchte.

Diese Propheten machen alle den Fehler, das Augenblickliche für das Dauernde, das Besondere für das Allgemeine auszugeben. In einer Abhandlung über die geographische Verbreitung der Kulturformen warnt Alfred Vierkandt vor der Überschätzung der Vollkultur. Habe diese auch den Vorzug einer höheren Entfaltung der geistigen Güter aufzuweisen, so lehre doch die Geschichte, daß die geistigen Kräfte im Wirrsale der irdischen Kämpfe nur dann zum Siege verhelfen, wenn sie sich auf einer hinreichend breiten und sicheren wirtschaftlichen Grundlage erheben und über hinreichend große Menschenmassen verfügen. Darum hat die Mahnung: „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!" volle Berechtigung. Denn an sich ist es gleichgültig, ob die drohende Gefahr im Osten oder, nach dem „Gesetze" des Schreitens der Kultur von Osten nach Westen, im Westen zu suchen ist; danach stünde Europa, der hohen Schule für die Geschichte der Menschheit, einmal das Geschick der Verödung bevor, dem Asien anheimgefallen ist. Dabei darf man freilich die europäische Zivilisation nicht vom Standpunkt eines eingefleischten Türken aus beurteilen, der ihre Segnungen rundweg leugnet.

Auf der anderen Seite gibt es Denker, die das seit einiger Zeit Europa beherrschende Streben der Völker nach Schöpfung und Erhaltung nationaler Staaten als einen Rückschritt oder als einen Übergang auffassen, dem ein allmähliches (sich hie und da bereits ankündigendes) Verwischen und ein Untergehen der Unterschiede folgen werde. Held behauptet, das Ende werde die Herstellung der Harmonie und Ausgleichung der verschiedenen Fortschritte sein;

Schäffle sieht Verständigung und Anpassung als eine höhere Stufe an, als ein Zeichen wirklicher Zivilisation gegen die Barbarei des Krieges, als das Ziel der sozialen Auslese. Aus der Nation soll die Internationale hervorgehen. Dann wäre nur noch die Frage zu lösen, ob Russisch, ob Englisch die größere Aussicht habe, die Weltsprache der Zukunft zu werden. Solche Predigten von einer Rückkehr zur ursprünglichen Einheit (und öden Einerleiheit) sind kaum für alle verbindlich. Sonst hätten wieder jene Unrecht, die gerade in der Arbeit und im Kampfe den Lebensinhalt der zivilisierten Menschheit erblicken; höre jeder Gegensatz auf, so müsse alles verkümmern. Vorderhand spottet die Wirklichkeit dem Versuch einer allgemeinen Völkerbeglückung, einer Universalausgleichung. Dem frommen Katholiken Ernst von Lasaulx knüpft sich jeder große weltgeschichtliche Fortschritt an einen Zusammenstoß europäischer Völker und ihrer Gedankenwelten mit asiatischen oder afrikanischen Gegnern; und als guter Deutscher glaubt er an die Wahrheit der alten Weisheit Heraklits, daß der Krieg der Allvater sei. Welche von diesen Anschauungen, die, für sich genommen, bestechend schön sind, einander aber bitter bekämpfen, die richtige sein mag, das hat der Einzelne mit sich selber auszumachen; der Historiker hat nur die Unterlagen zu liefern, auf deren sicherem Grunde andere Forscher weitere Erörterungen anstellen mögen.

Denker wie Polybios und Machiavelli haben gezeigt, wie ein Volk, ein Herrscherhaus früher oder später untergehe, sobald es den ihm zugemessenen Rahmen nach allen Richtungen ausgefüllt habe. Wenn ein Staat am höchsten steht, dann ist er also schon seiner Erschöpfung nahe; denn er hat seinen Beruf erfüllt. Da haben wir Platons kreisläufige Bewegung, vor deren Drohungen alle menschlichen Gemeinschaften zittern (mit einziger Ausnahme der katholischen Kirche, wenn wir Macaulay und Lasaulx folgen wollen).

„Der Völker Aufblühn, Fallen und Vernichten
zieht uns vorbei in hellen Traumgesichten" —

so darf der Dichter dem Dichter zurufen. Doch die Wissenschaft darf sich mit phantasievollen Auslegungen nicht befassen. Den gläubigen Christen lehrt die Geschichte ganz andere Dinge als den verzweifelnden Pessimisten; im Jahre 47 vor Christo sprach Caesar sein „Ich kam, ich sah, ich siegte", im Jahre 1547 nach Christo Karl V. ein „Ich kam, ich sah, Gott siegte". Während der eine seufzt, daß er ein Enkel ist, ordnet ein anderer, von der Vernunftmäßigkeit des Daseins, mit dem er in unzertrennlicher Wechselwirkung steht, überzeugt, seine Gedanken ihrem Gange ein und verflicht die Entschließungen seines „freien" Willens in die Harmonie des Ganzen. Dennoch pflegen beide die eigne Weisheit für die allein gültige zu halten: eine Folge einseitiger Beleuchtung.

Diesem Fehler entgeht, wer ohne Voreingenommenheit jeden Zweig der Menschheit berücksichtigt und keinen deshalb ausschließt, weil er zu den „geschichtslosen" gehört. Um das Interesse des Universalhistorikers zu erregen, muß nicht immer ein Volk eine glänzende Rolle auf dem Welttheater gespielt haben. Ebenso oft wie sich das Sprichwort Viel Lärm um nichts im Leben der Menschheit Geltung verschafft, ebenso oft gehen große Wirkungen aus kleinen Ursachen hervor. Wie schon Quintilian das Durchstöbern alter Scharteken nach Aussprüchen eines beliebigen Menschen als unnütz brandmarkt, so will Vives, der erste Kulturhistoriker, von Kriegen und Schlachten, die meist nur Räubereien gewesen seien, nicht viel wissen, sondern fordert ganz vernünftig, die Dinge des Friedens zu überliefern: die Errungenschaften des Geistes, der Weisheit und Lebenserfahrung, die mit Vorbedacht, Verstand und Urteil vollbrachten Thaten von allgemeinem, dauerndem Werte. Diese wichtigen Thaten sind aber nicht aus Nichts

entstanden; sie haben ihre Wurzeln. Deshalb muß der Darstellung alles Geschehene einverleibt werden, soweit es zur Erkenntnis von später Gewordenem notwendig ist und als Glied in einer Kette von Ereignissen und Zuständen nicht entbehrt werden kann. Wo oberflächliche Betrachtung keinen Anschluß vermutet, waren Anknüpfungen vorhanden, die aufgespürt und verfolgt werden müssen. Es gibt kein einziges Volk auf der Erde, das ungemischt wäre, das aus Einer Rasse bestünde.

Allerdings läßt sich das Gesetz von der Erhaltung der Energie nicht auf ethnologische Fragen anwenden. Schon Vico könnte einen darüber belehren, daß unsere Kultur nicht, wie behauptet worden ist, im Grunde genommen babylonischen Ursprungs sei. Denn die Kultur wandert nicht wie ein Depositum von Volk zu Volk; und das, was an Werten eine Nation geschaffen hat, wird selten unversehrt auf den lachenden Erben übergehen. „Der Schakal heult in Ephesos, wo Heraklit und Paulus gepredigt hatten; in den Marmorhallen von hundert kleinasiatischen Städten wuchern die Dornen und kauern nur vereinzelt verkümmerte Barbaren; Wüstensand wirbelt über dem Göttergarten Kyrenes": so schildert schwungvoll das Absterben hoher Kultur Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf in seiner Rede über „Weltperioden". Wirklich zu Grunde gehen kann aber nur das Materielle. Den geistigen Ertrag alternder Nationen nehmen jüngere in sich auf, um ihn (gereinigt oder verbildet) späteren Völkern zu überliefern. Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen: darauf beruht weltgeschichtlicher Zusammenhang. Altes erringen und sich aneignen, darin vor allem besteht die Kulturarbeit der Masse, das Leben des Zuständlichen. Neben Neuem bleibt manches Alte bestehen; so wächst die Menschheit nach der Zahl, vielleicht auch nach dem Gehalt ihrer Einrichtungen und Formen. Insofern bereichert sich das gesamte Dasein aus sich heraus und durch sich selbst. Darum spricht Wilhelm von Humboldt von der Erzeugung menschlicher Geisteskraft in immer neuer und oft gesteigerter Gestaltung, von der nach Art und Grad verschiedenartigen Offenbarwerdung der menschlichen Geisteskraft, von der Ursache des Zusammenhanges der Erscheinungen im Menschengeschlechte: dem wahrhaft Schaffenden im verborgenen Entwickelungsgange der Menschheit.

Die Erkenntnis der weltgeschichtlichen Zusammenhänge kann also nur aus dem Werdegang aller Völker geschöpft werden. Mag auch die Überlieferung eines Stammes noch so reichhaltig sein, für die Gesamtheit ist seine Entwickelung deshalb kein Vorbild. Nach ihrer wahren Größe schätzt nur der die Dinge, „wer sich das erhabene Bild unserer Mutter Natur in ihrer ganzen Majestät vorstellt" (Montaigne). Der trägt dann auch zu der Erreichung des Zieles bei, das nach F. Max Müller das höchste der Menschen auf Erden ist: „den Menschen zu studieren, kennen und ihn mit all seinen Schwächen und Thorheiten lieben zu lernen".

Mit seinen Schwächen und Thorheiten. Darum weisen wir von vornherein jede teleologische Auffassung ab. Es ist nicht klug, die Welthistorie in ein philosophisches System einzuzwängen; und Zwang ist es, Gesetze von allgemeiner Gültigkeit aus dem Gange der Geschichte abzuleiten und rückwärts auf sie anzuwenden. An sich sind ja Geschichtsphilosophie und die Auffindung von Entwickelungsgesetzen zwei verschiedene Geistesbethätigungen; im wesentlichen aber läuft schließlich jede Geschichtsphilosophie darauf hinaus, in dem massenhaften geschichtlichen Stoffe Gesetzmäßiges zu entdecken. Doch Sache des Historikers ist es nicht, eine Philosophie der Geschichte (nach Paul Barths Begründung: eine Soziologie) zu geben; denn die vernunftgemäß folgernde Philosophie hat, das hat schon Thomas Hobbes erkannt, mit der auf Erfahrung gegründeten Geschichte nichts zu thun. Der 23jährige Georg Waitz hat bei seiner Doktorprüfung als neunte und letzte These den Satz verteidigt: „Die sogenannte Philosophie

der Geschichte ist nichts anderes als die Geschichte selbst." Mag auch Geschichtsphilosophie eine unerläßliche Forderung und die Spitze aller höheren Bildung sein: dem Historiker kommt es nicht zu, den Plan der Natur zu entdecken.

Jede Philosophie der Geschichte ist ein Erzeugnis der Vergangenheit, gewöhnlich der jüngsten Vergangenheit; darum zeitigt jede letzte Geschichtsphilosophie etwas anderes als ihre Vorgängerin, obwohl fast alle mit dem anspruchsvollen Gebahren von Dogmen auftreten. Wäre die Philosophie der Geschichte wirklich so berechtigt, wie sie zu sein vorgibt, so müßte es ein allgemein verbindliches System zur Erklärung des Weltganzen geben. Dies würde die Wahrheit verkörpern; die Wahrheit kann nur eine sein. Klar und schön hatte Humboldt als das Ziel der Geschichte die Verwirklichung der durch die Menschheit darzustellenden Idee ausgegeben; was aber diese Idee sei, und wie sie sich verwirklicht: das verrät er nicht. Darin liegt jedoch gerade die Hauptschwierigkeit; denn *jeder bringt zur Beantwortung dieser Fragen seine persönliche Auffassung mit*. Die Philosophie der Geschichte stört und trübt mit ihrem Subjektivismus die objektive Auffassung, die reine Wissenschaft vom Gang alles Geschehens. Die Erkenntnis dessen, was man den Kausalnexus der Geschichte genannt hat, muß genügen; was darüber hinausgeht, steht auf zu schwachen Füßen.

Kurz nach der Einnahme von Ekbatana durch Alexander den Großen schrieb der athenische Philosoph *Demetrios aus Phaleron*: „Wenn vor fünfzig Jahren ein Gott den Persern und dem Perserkönig, oder den Makedonen und dem Makedonenkönig die Zukunft verkündet hätte, hätten sie da wohl geglaubt, daß heute von den Persern kaum der Name mehr übrig sein würde, denen beinahe die ganze Erde unterthan war, und daß die Makedonen die Weltherrschaft gewinnen würden, sie, die man früher kaum dem Namen nach kannte? Wahrlich, das Schicksal ist unbeständig; es lenkt alles gegen unsere Erwartung und zeigt seine Macht in den wunderbarsten Fügungen. Jetzt hat es die Makedonen in die Herrlichkeit der Perser eingesetzt, um den Menschen zu zeigen, daß es auch jenen nur den Nießbrauch aller dieser Güter verliehen hat, bis es ihm gefallen wird, anders darüber zu beschließen." (Übersetzung von Julius Beloch.) Und als Caesar am Rhein unsere Altvordern erblickte, wird er es schwerlich für möglich gehalten haben, daß nach wenigen Jahrhunderten ihre Nachkommen dem Römerreiche den Garaus machen oder (auch so kann man's fassen) neuen Inhalt einflößen sollten. Tacitus war einer darauf hinzielenden Ahnung eher fähig. „Um zu wissen, was aus einem Volke werden wird, muß man vor allem seine Vergangenheit kennen", sagt Gaston Boissier; „das ist der Dienst, den uns die Geschichte leistet." *Entwickelung ist keine ununterbrochene Vorwärtsbewegung*, kein Vorgang, auf den der Ausdruck Fortschritt (er hat nun einmal etwas teleologischen Beigeschmack) paßt.

Weder Vicos „Provvedenza" noch Lilienfelds „Idee Gottes" als höchste Integrierung des Fühlens oder Baers „sittliche Vervollkommnung", weder Herders, Kolbs oder des Russen N. Syrkin „Humanität" noch der die körperlich sichtbare Menschheit umfassende „Weltstaat" Bluntschlis, Ludwig Steins „Völkerfriede" und „sozialer Kulturstaat" oder die durch die größte Tüchtigkeit der größten Zahl herbeizuführende „sittliche Weltordnung" Joh. Unolds können als letzte Ziele alles Geschehens den Historiker befriedigen; trotz der edlen Gesinnung, die jeder Gottes Wirken verherrlichenden Geschichtsauffassung zu Grunde liegt. Leopold von Ranke zergliedert den Fortschritt in einen ideellen und einen materiellen; jener, in bestimmten, großen geistigen Tendenzen kristallisiert, gehe seine eignen Wege, schlösse das Wachstum des durch die Technik vertretenen materiellen Fortschritts unter Umständen aus und habe jedenfalls in moralischer Beziehung seit der Geburt des Christentums aufgehört zu sein. Dagegen hält Karl

Ernst von Baer daran fest, daß der Fortschritt, den er als Ziel der Geschichte fordert, seinerseits nur das Ziel habe, das gesamte Menschengeschlecht auf allen Gebieten, auch geistig und noch mehr sittlich, zu vervollkommnen: eine Arbeitsleistung, die ins Unendliche dauere. Alles das sind insgesamt persönliche Überzeugungen, Glaubensartikel einer mehr oder weniger kleinen Gemeinde. Dogmen sind an sich gewiß nicht zu verwerfen; aber zehn Glaubenssätzen einen elften anzufügen, ist nicht recht.

Die auf Erfahrung gegründete Erkenntnis ist mehr wert als alle Spekulation. Paul von Lilienfeld glaubt zwar in seinen „Gedanken über die Sozialwissenschaft der Zukunft" den Weg zu einem historischen Entwickelungsgesetz der Menschheit gefunden zu haben; aber er muß selbst anerkennen, daß der Weltgeschichte die Folgerichtigkeit fehlt. Ulrich von Wilamowitz erschließt aus der Betrachtung der griechischen Geschichte eine kreisende Bewegung, die sich zum Ringe runde, und mißt ihr vorbildliche Bedeutung bei; die Weltgeschichte bestehe aus einer beschränkten Anzahl von solchen Umläufen. Platon und Vico, der die Uhr ablaufen läßt und von neuem aufzieht, haben einst derselben Ansicht gehuldigt: wäre sie darum anderen vorzuziehen? Wer wie Karl Friedrich Burdach alle Schwankungen und Störungen in der Entwickelung als unwesentlich, wer wie Karl Ernst von Baer oder Herder im letzten Teile seiner „Ideen" auch in religiöser Unduldsamkeit und Verfolgung, in Sklaverei und allerlei anderen Greueln nur ein endlich resultierendes Gutes, wer wie Ernst von Lasaulx im Krieg etwas Göttliches sieht, der wird freilich von der Richtigkeit andauernden Fortschreitens überzeugt sein dürfen. Hierin erinnert auch Jean Bodin lebhaft an Leibnizens lachenden Optimismus. Die geistigen Gegner dieser liebenswürdigen Philosophen bilden die Pessimisten, die Bayle und Schopenhauer. Es hat ernste Leute gegeben, die es für Oberflächlichkeit gehalten haben, wenn andere behaupteten, die neuzeitliche Zivilisation hätte durch die Erfindung der Buchdruckerkunst und der Dampfmaschine die Menschen einander genähert und damit die Zivilisation des Altertums besiegt. Hier klingt übrigens schon etwas herein, was bei geschichtlichen Betrachtungen außer Spiel bleiben muß: die Frage nach der Höhe der beim weiteren Fortschreiten erreichten Glückseligkeit. Glück ist ein Begriff, der mit historischen Untersuchungen nichts zu thun hat.

In der Vorrede zu seiner Geschichte Wallensteins deutet Ranke an, daß jeder Mensch beinahe als der Ausdruck einer auch außer ihm vorhandenen allgemeinen Tendenz erscheine. Dieser Gedanke, der fast in allen späteren Werken des großen Meisters deutscher Geschichtschreibung wiederkehrt und gemeinhin mit Rankes Ideenlehre bezeichnet wird, ist unschwer auch im Lasaulxschen „Zeitgeist", der unwillkürlichen, objektiven geistigen Macht, die alle Zeitgenossen beherrscht, wieder zu erkennen. Philosophisch verwertet hat ihn Wilhelm Wundt, wenn er lehrt, die einzige wissenschaftliche Aufgabe einer Universalgeschichte bestehe darin, die geistigen Mächte nachzuweisen, die das historische Geschehen lenken. Der Einzelgeschichte seien die Ergebnisse der historischen Kritik und Auslegung zu entnehmen; die Universalgeschichte dürfe nur in der philosophischen Behandlung des Ganzen ihr eigentümliches Verdienst erblicken. Rankes Versuch, die Geschichte der alten Kulturvölker des Orients unter dem Gesichtspunkte der sie beherrschenden religiösen Ideen in eine innere Verbindung zu bringen, sei ein Beispiel für eine derartige Behandlung. Leider gibt Wundt selbst zu, daß die Schwierigkeiten einer universalgeschichtlichen Darstellung mit den späteren Jahrhunderten wachsen müßten. Das genügt aber noch nicht; die Aufgabe, wie sie der Philosoph faßt, ist schlechthin unausführbar. Henry Thomas Buckle hat dies tragische Scheitern eines darauf gerichteten Arbeitsplanes an sich selbst erprobt; er verleiht dem die ergreifenden Worte: „Und mag er arbeiten, wie er will, die Sonne

und der Mittag seines Lebens wird vergehen, der Abend seiner Tage wird ihn erreichen und er selbst die Bühne verlassen müssen, ehe er sein Werk vollenden konnte." Das Ganze der Geschichte zu bewältigen, ist niemand im stande; sie fügt sich nicht in Eines Eroberers Gewalt. Und mit vollem Rechte sagt Karl Lamprecht in seiner Kampfschrift über alte und neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft: „Man soll nicht verkennen, daß diese Anschauungen (Rankes Ideenlehre) vor allem auf einem Standpunkt persönlichen Glaubens und erst in zweiter Linie auf einem solchen wissenschaftlicher Forschung beruhen."

Eine Weltgeschichte, die wissenschaftlich genommen werden will, muß neutral bleiben.

Aus der geistigen Verarbeitung des in ihr nackt dargebotenen, die ganze Erde umfassenden Stoffes mag sich der Leser, der ohne Dogma nicht auskommt, seine Glaubenssätze selber ausprägen; nicht jeder bringt eine so felsenfeste Überzeugung mit, wie Karl Ernst von Baer, der die Idee der Schöpfung in der Vervollkommnung des Menschengeschlechts richtig erkannt zu haben glaubte. An einem geistreichen Abriß in der Art der Briefe des Viscount Bolingbroke ist wenig gelegen, wohl aber an dem Schaffen einer sicheren Grundlage. Das Grübeln über die Ziele alles Geschehens ist kein historisches Arbeiten. Mit Forschen und Wissen, und wäre ihm auch ein ganzes Menschenleben gewidmet, kommt man den letzten Gründen niemals näher. Folgerichtig spricht deshalb der mehrerwähnte Karl Ernst von Baer von seinem anthropologischen Glaubensbekenntnis. Ihm schwebt bei seinem pantheistischen, den Gang der Geschichte bestimmenden Fatum eine Art Gegenbild der Rankeschen Idee vor; er kannte „keinen hinreißenderen Stoff als die Untersuchung der erhabenen Gewalten, welche das Menschengeschlecht zu seiner Entwickelung nötigen". Und wer den Fortschritt von niederen zu höheren Kulturthätigkeiten als notwendig hinstellt, weil die Kultur um so höher steige, je mehr das Land gegliedert und den Einflüssen des Meeres geöffnet, je gemäßigter das Klima sei, je mehr sich die Völker zu gemeinsamen Kulturformen verbänden, der hat ohne Zweifel den Gang der Geschichte denkend verfolgt; in der Schlußrechnung steckt aber doch wieder ein gut Stück ureigner Anschauung.

Hierin an Buckle erinnernd, hat Wilhelm Roscher aus den natürlichen Grundlagen der mannigfach wechselnden Geschichte den Fortschritt der Intelligenz erschlossen; Otto Gildemeister hat gefunden, die öffentliche Anschauung in moralischen Dingen sei gehobener geworden. Paul von Lilienfeld erkennt im Verlaufe der Menschheitsgeschichte „eine Potenzierung der Kräfte, eine höhere Differenzierung und Integrierung des sozialen Nervensystems und der sozialen Zwischenzellensubstanz". Dagegen treffen wir in Ferdinand Lassalles national-ökonomischem Programm, das seine geschichtsphilosophischen Anschauungen enthält, den Gedanken an, daß Fortschritt die thatsächliche Vermehrung und Erweiterung des menschlichen Freiheitsbegriffes bedeute. In der Erscheinung, daß das Eigentumsgebiet des Einzelnen immer beschränkter, das Feld außerhalb des Privateigentums aber immer umfangreicher werde, sieht er einen welthistorischen roten Faden. Geistreich ist das gewiß, vom Standpunkt eines Rechtshistorikers aus vielleicht sogar richtig — einseitig bleibt es auf alle Fälle. Somit ist dieser Gedankengang ebenso unannehmbar wie etwa Sombarts Vergleich, der den Inhalt der Weltgeschichte einen Kampf um den Futteranteil und um den Futterplatz nennt. Zu einem großen Teile zwar besteht die Weltgeschichte aus Kampf und Streit und Krieg, aber sicherlich nicht ausschließlich; wer das leugnet, der zwingt die Wirklichkeit.

Der Versuch, von einem bestimmten Punkte aus eine Erkenntnis der Erscheinungen zu gewinnen, erinnert an die gelungenen Zeilen des Hegelianers Friedrich Theodor Vischer:

„Vorsehung, aus deinen Werken öfters bist du dunkel zwar,
kann man doch dein Dasein merken; hier dagegen offenbar."

In den meisten Fällen wird die fortschreitende Untersuchung die peinliche Entdeckung zeitigen, daß der Ausgangspunkt die ihm zugemutete Bedeutung gar nicht besessen hat. Am 24. März 1877 hat Du Bois-Reymond in Köln eine Rede über das Thema Kulturgeschichte und Naturwissenschaft gehalten und darin den Satz verteidigt, daß die eigentliche Geschichte der Menschheit in der Geschichte der Naturwissenschaften gegeben sei. Denn die wahre Geschichte des Menschengeschlechtes sei „die, welche neben allen jenen Wechselfällen, Greueln und Verirrungen uns seine allmähliche Erhebung aus halber Tierheit, seinen Fortgang in Künsten und Wissenschaften, seine wachsende Herrschaft über die Natur, seinen täglich sich mehrenden Wohlstand, seine Befreiung aus den Fesseln des Aberglaubens, mit einem Worte, seine stetige Annäherung an die Ziele vorführt, welche den Menschen zum Menschen machen". Das klingt sehr an die oben (S. 6) zitierten Forderungen von Vives an. Und etwas Ähnliches lesen wir in Kapps „Grundlinien einer Philosophie der Technik": die ganze Menschengeschichte genau geprüft, löse sich zuletzt in die Geschichte der Erfindung besserer Werkzeuge auf. Leider wird eine noch genauere Prüfung davon überzeugen, daß diese berückend einfache Lösung nicht Stich hält, weil sie der einseitigen Betrachtung eines Stückes des heutigen Lebens ihr Dasein verdankt: sie berücksichtigt nur die ungeheuern Fortschritte der Technik im 19. Jahrhundert. Kapp scheint mit Pascal, Schopenhauer, Ranke und manchen anderen darin übereinzustimmen, daß die innere Schönheit einer sophokleischen Dichtung schlechterdings nicht übertroffen werden könne, und daß nur die materielle Kultur, d. h. die Welt in ihrer äußeren Erscheinung, in ihren Daseinsformen und Einrichtungen, Hilfsmitteln und Werkzeugen reicher und mannigfaltiger werde. Danach wüchse die Menschheit weder an Weisheit noch an Güte, noch an innerem Glücke. Solche rein persönlichen Empfindungen, Äußerungen der Gefühlswelt haben in einer „Weltgeschichte" keinen Platz.

Allerdings gibt es keine vollkommen objektive Geschichtschreibung. Objektivität ist thatsächlich nur das Streben, subjektive Vorurteile zu gunsten einer als Ideal vorschwebenden Unparteilichkeit zurücktreten zu lassen. Jedenfalls führt der Weg nicht zum Ziele, der absichtlich und überall die eigne Ansicht hervortreten läßt. Darum ist, obwohl sie einem lebhaften Gefühlsbedürfnis entspricht, Wundts Forderung abzulehnen; damit werden von vornherein die Gefahren der Geschichtsphilosophie eines Schelling oder Bunsen vermieden. Auch Herder hat sich, obwohl er von „verborgnen Absichten einer höhern Macht", einem „geheimen Plane der Vorsehung" in einer Geschichte nichts wissen wollte, den Fangarmen einer philosophisch-unhistorischen Auffassung nicht entwinden können; der Versuch, die Fäden zu entwirren, ist eben zu verlockend. Wem wie Eduard Meyer Geschichte („im engeren Sinne") den Kampf der Freiheit des Einzelnen gegen Überlieferung und Vereinheitlichung bedeutet, wer mit Kant und Lord Acton unter Weltgeschichte die Entwickelung des Begriffes der Freiheit versteht oder mit Alexander von Humboldt als Ziel der Menschheit die freie Entwickelung innerlicher Kraft auffaßt, der trägt philosophische Gedanken in die Geschichte hinein, hat vorgefaßte Meinungen von ihr, ist der Teleologie verfallen. Die teleologische Geschichtsauffassung aber, das hat vor 80 Jahren des letztgenannten Denkers Bruder Wilhelm betont, erreicht niemals die lebendige Wahrheit der Weltschicksale. „Zwecke, wie man sie nenne, gibt es nicht; die Schicksale des Menschengeschlechts rollen fort, wie die Ströme vom Berge dem Meere zufließen, wie das Feld Gras und Kräuter sprießt, wie sich Insekten einspinnen und zu Schmetterlingen werden, wie Völker

drängen und sich drängen lassen, vernichten und aufgerieben werden .... Nicht aus wenigen Jahrtausenden herausgegrübelte, einem fremden, mangelhaft gefühlten und noch mangelhafter erkannten Wesen angedichtete Absichten, sondern die Kraft der Natur und der Menschheit muß man in der Weltgeschichte erkennen." Natur und Mensch, das sind die beiden maßgebenden Schöpfer der Geschichte; ihr gegenseitiges Aneinanderarbeiten und Ineinanderwirken läßt geschehen, was geschehen ist.

Wie ist alles geworden? In dieser Angel hangt die Geschichtschreibung. Die Beantwortung der an sich fesselnden Frage, wozu es geschehen sei, ist nicht Aufgabe des Geschichtschreibers, sondern des Geschichtsphilosophen, des Essayisten, des Künstlers. Die Furcht freilich vor der Teleologie wäre eine Schwäche und als solche nicht zu loben. Sicherlich birgt eine teleologische Behandlung geschichtlicher Stoffe große Schönheiten:

„Der Kön'ge Rat und Handlung,
der Reiche Fall und Wandlung
ist Arabeskenspiel;
durch den Ruin gewaltsam
naht ernst und unaufhaltsam
der Weltgeist seinem Ziel.

Es reichen ohne Ende
Geschlechter sich die Hände;
und drängend ohne Ruh',
rückt jedes, seine Sendung
erfüllend, der Vollendung
wie im Triumphe zu."

(Gustav Pfizer.)

Aber ebenso klar ist es, daß die teleologische Auffassung jeden, der ihr zu Liebe die Historik eine Kunst nennt, unfrei machen muß. Sie trägt den Stempel persönlichen, einseitigen Wesens an der Stirn. Diodor, der erste Teleologe, den wir kennen, ist mit seiner „Nützlichkeit" ein Beleg dafür. Zu fordern, daß der Historiker beim Niederschreiben die Weltanschauung, die er sich persönlich mehr oder weniger mühsam errungen hat, zu Worte kommen lasse, ist falsch; im Gegenteil, er muß sich nach Kräften von seiner mit der Zeit sich ändernden, also jeweiligen Weltanschauung losringen. Der Geschichtschreiber möchte in jeder Beziehung, also auch sich selber gegenüber, unabhängig sein. Allerdings werfen, wie Lord Acton in seiner 1895 zu Cambridge gehaltenen Antrittsvorlesung bemerkt hat, die stärksten und wirksamsten Persönlichkeiten (Macaulay, Thiers, Mommsen, Treitschke) ihre eignen breiten Schatten über ihre Schriften. Aber dies Verfahren sei großen Männern eigentümlich, und ein großer Mann möge wohl etliche untadelhafte Geschichtschreiber aufwiegen. Sonst aber gilt das Wort, daß ein Historiker desto günstiger erscheint, je unsichtbarer er selber bleibt. Und je ausschließlicher ein Geschichtswerk auf die Quellen gegründet ist, desto dauerhafter wird seine Wirkung sein.

In seinen „Religiösen Reden und Betrachtungen" teilt Moriz Carriere Kerkergedanken mit, die ein deutscher Republikaner im Frühjahr 1836 niedergeschrieben und ihm anvertraut hatte. Darin findet sich die schöne Stelle: „Die Welt weiß es, daß göttliche Weisheit sie lenkt, und daß ihr Ziel ist Menschheit, oder eine ganze mit dem Willen Gottes übereinstimmende Allgemeinheit, welche das von Gott gegebene Gesetz erkennt und erfüllt, in welcher jeder Einzelne sich als Glied des Ganzen fühlt und alle seine Brüder mit hilfreicher Liebe umfaßt." Das ist ein herrlicher Glaube. Leider kann er nicht als allgemeinverbindlich angesehen werden. Einer Auffassung aber, die nur zum Teile Gültigkeit hat, darf man einen bestimmenden Einfluß auf die Ausgestaltung eines universalhistorischen Werkes um keinen Preis einräumen. Diese Forderung wird außerdem durch einen Gedankengang gestützt, der Karl Lamprechts „Alten und neuen Richtungen in der Geschichtswissenschaft" entlehnt ist. Danach läßt sich eine Welt denken, von der man einen Teil mit der Vernunft begreift, und deren anderer Teil noch als darüber hinausreichend gelten muß: unter dem Vorbehalte, daß das menschliche

Denken die Auflösung dieses Irrationalen gebieterisch heischt, wenn auch vielleicht erst in einer späten oder gar unendlich entfernten Zukunft. Dann aber ist die Aufrechterhaltung oder gar Entwickelung eines übernatürlichen Systems zur Erklärung der geschichtlichen Zusammenhänge nicht mehr oder nur noch als Rückfall denkbar. Wenn die Vordersätze mehr als bloße Annahmen wären, wäre der Schluß zwingend. Darum brauchte man immer noch nicht in die neuerdings beliebte Afterweisheit jener Materialisten zu verfallen, die sich anheischig machen, Weltgeschichte zu schreiben, ohne einen Namen zu nennen; als kräftiges Gegengewicht gegen solche Übertreibung liegt in der anderen Schale die Leistung eines Mannes, dem die Geschichte der Welt nur die Lebensgeschichte großer Menschen war: Carlyles. Den Siebenjährigen Krieg oder die Hundert Tage kann man schwerlich ohne Heroentum verstehen.

Ohne weiteres ist zuzugeben, daß sich eine monistische Weltanschauung, sie mag in der Theorie noch so vollkommen aussehen, nicht in die Praxis umsetzen läßt. Einen durchaus lückenlosen ursächlichen Zusammenhang herzustellen, wird nie möglich sein; darum wird trotz Hobbes genug Platz für die menschliche „Freiheit" und Selbstbestimmung übrigbleiben. Echt deutsch und ehrlich hat Wilhelm von Humboldt dafür die Worte: „Die Weltgeschichte ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich." Woher soll der Historiker die Kraft nehmen, die Ideen darzustellen, die ihrer Natur nach außer dem Kreise der Endlichkeit liegen? Selbst dann, wenn der Forschung der denkbar größte Erfolg beschieden ist, bringt sie es doch nur bis zu einer kleinsten Zahl von Möglichkeiten, bis zu einer Fehlergrenze, die gerade dem objektiven Geschichtschreiber gesteckt ist. So und so viele Möglichkeiten sind aber noch keine Wirklichkeit; und bis zu dem Allerheiligsten: der Erkenntnis des Verhältnisses der Wirklichkeit zu den Möglichkeiten, vorzudringen, ist keinem Sterblichen vergönnt, auch dem Naturwissenschaftler nicht.

Wilhelm Ostwald hat in seiner Lübecker Rede vom 20. September 1895 offen bekannt, daß die Bewegungstheorie allein nicht ausreicht. Die bis dahin als Dogma behandelte mechanistische Weltanschauung hatte alle Erscheinungen im letzten Grunde auf nichts anderes als auf eine nach den Gesetzen der Himmelskörper geregelte Bewegung von Atomen zurückgeführt. In der That aber besteht zwischen der Unendlichkeit der Erscheinung und der Endlichkeit unserer Einsicht ein notwendiges Mißverhältnis, weil jede wissenschaftliche Verallgemeinerung einen Rest übrigläßt. Dem aus den Gesetzen abgeleiteten Bilde widerspricht die Wirklichkeit. Zu dem Beständigen tritt also ein Veränderliches, und aus dem Zusammenwirken beider erst entsteht die Wirklichkeit. Zwar ist es gelungen, die Möglichkeiten der Abweichung physikalischer Versuche von der mathematischen Berechnung in einer Funktion zusammenzufassen, und die Wissenschaft darf hoffen, diese Grenze nach und nach zu verengen; das Veränderliche selbst jedoch genau zu bestimmen, wird immer unmöglich sein. Nun sind aber typische Vorgänge in den Naturwissenschaften bedeutend beweiskräftiger als solche, die mit der menschlichen Seele zusammenhängen, weil bei dieser der Spielraum individueller Abweichungen und ihrer Zusammenstellungen ungeheuer groß ist. Um dies Verhältnis auszudrücken, könnte man sagen: ehe gewisse wiederkehrende Vorgänge im Völkerleben als typisch, als „Gesetze" aufgestellt und für alle Fälle als bindend angesehen werden können, muß neben dem beständigen Faktor nicht nur ein einzelner, sondern eine ganze Reihe veränderlicher Faktoren bekannt sein. Jedenfalls hat die Geschichte kaum Ein erwiesenes und unbestrittenes Gesetz der menschlichen Entwickelung im großen aufgefunden. Was man gemeinhin als Gesetz anspricht, sind meist Thatsachen, in denen das Gesetz erst noch gesucht werden muß. Ob dies einst mit Hilfe einer genauen Massenbeobachtung, einer planvoll auf die Geschichte angewandten Statistik gelingen wird,

steht noch dahin. Darum ist es unwissenschaftlich, zu behaupten, auf Grund dieser oder jener Vorbedingungen habe das oder jenes so kommen müssen; die Lehre von der Notwendigkeit ist ein überwundener Standpunkt.

Es genügt, erkannt zu haben, daß Kolumbus und Linné ihre Entdeckungen, die nicht durch sie, sondern trotz und nach ihnen bahnbrechend geworden sind, zum großen Teil ihrer Umwelt zu verdanken haben: „Die Hand voll Schnee, die vom Gipfel sich löset, wird nur dann zur Lawine, wenn die gesamte Schneemasse, auf welche sie herabgleitet, zu stürzen geneigt ist" (Karl Friedrich Burdach). Aber zu behaupten (oder gar, wie es Karl Ernst von Baer versucht hat, beweisen zu wollen), daß die Umstände alles gethan und die beiden nur ihren Namen hergegeben hätten, das heißt der Geschichte Zwang anthun. Wissenschaftlich ist der Versuch, den ursächlichen Zusammenhang der Geschichte zu erkennen; was darüber ist, das ist keine Geschichtswissenschaft mehr, sondern eine philosophische Untersuchung. Nur die Grenzen hat der Historiker zu ziehen, innerhalb deren sich die persönliche Freiheit des Einzelnen bewegen kann. Diese Grenzen liegen in den sogenannten Zuständen. Gustav Rümelin bezweifelt mit Recht, daß von jenen Tausenden, die einst auf Tod und Leben darum gekämpft haben, ob in Christus zwei Naturen waren oder eine, und ob sein Wesen dem des Vaters gleich oder nur ähnlich war, viele auch nur die Streitfrage näher gekannt hätten oder gar im stande gewesen wären, sich von dem Interesse Rechenschaft zu geben, das die eine oder die andere Lösung der Frage für sie haben könne.

„Hineingeboren festgegeb'nem Kreise,
zeigt dir das Leben deines Wirkens Weise.
Erziehung, Bildung, Stand, Talent und Ahnen —
sie weisen jeden in gemess'ne Bahnen.
Nicht wie Atome taumeln wir auf Erden,
niemand kann bloß nach Willkür sein und werden.
Der Pendel schwingt, doch treiben ihn Gewichte,
und uns bedingt Gesellschaft und Geschichte." (Ernst Zitelmann.)

Gefühlt hat diese Bande, die jeden Menschen fesseln, schon vor einem halben Jahrhundert Hans Christian Örsted, wenn er lehrt, daß die Geistesentwickelung, wozu jeder einzelne Erdbewohner gelangt ist, ein vereintes Werk seiner eignen Thätigkeit und der Einwirkung der ganzen Umwelt auf ihn sei, woran seine sämtlichen Nebenmenschen der Regel nach den wesentlichsten Anteil hätten. (Zu dem Ausdruck „Umwelt" sei bemerkt, daß die Übersetzer Örsteds die ersten gewesen sein dürften, die Anfang der fünfziger Jahre den in Dänemark ganz gebräuchlichen Ausdruck „omverdenen" mit „Umwelt" übersetzt und dies neue Wort in die deutsche Litteratur eingeführt haben. Dann war lange nichts davon zu hören. Und noch heute hat sich „Umwelt" auch in deutschen Büchern die Stelle des französischen „milieu" nicht völlig erobern können. Hippolyte Taine, Rümelin und neuere deutsche Soziologen gebrauchen den Ausdruck „Gruppe" für den Teil der menschlichen Gesellschaft, dem der Einzelne angehört und bei seinem Handeln unterthan ist.) Die umgebenden Zustände sind für jeden Zeitgenossen, auch für einen Luther oder Bismarck, unerbittliche Notwendigkeiten.

Darum stellt die durch Karl Lamprecht vertretene kollektivistische Geschichtsauffassung die Forderung, vor allem die Reihenfolge der sozialpsychischen Strömungen, der „Kulturzeitalter", festzustellen. Wenn dies für mehrere Nationen erfüllt sei, dann dürfe man daran denken, durch Vergleichung das Einzelne und das Wiederkehrende im Völkerleben herauszufinden. Daraus würde sich ergeben, daß sich Ursache und Wirkung nach gewissen Regeln verknüpfen; und auf dem Grunde solcher Vergleichungen weiterbauend, werde man endlich dazu gelangen, die

Weltgeschichte der Zukunft zu schreiben. Diese hätte festzustellen, „auf welchen Momenten die universale Entwickelung beruht, die der zeitlichen Aufeinanderfolge und dem örtlichen Nebeneinander der Nationen sowie der auf diesen beiden Thatsachen beruhenden räumlichen und zeitlichen Befruchtung der Völker untereinander entspringt". Die Verwirklichung dieses hehren Zieles weltgeschichtlicher Auffassung ist thatsächlich leider unerreichbar. Für ein einzelnes Menschenkind ist sie zu schwer, und die Aufgabe einer Akademie oder einer Verbindung von Akademien kann sie nicht sein. Auch werden sich kaum beim Vergleichen der Kulturzeitalter von verschiedenen Völkern die Parallelen ergeben, die zur Aufstellung von „Gesetzen" nötig sind. Solchen hohen Erwartungen steht unser veränderlicher Faktor gegenüber; übersieht man ihn und stellt typische Zeitalter, abwechselnde Doppelperioden (nach der Art Saint-Simons) oder ähnliches auf, so bedeutet das eine Vergewaltigung. Als Beispiel dafür kann Lavisse und Rambauds „Histoire générale" dienen; darin spielt sich das geschichtliche Leben auf der Erde seit dem Ausgange des 4. nachchristlichen Jahrhunderts dem Werdegange des französischen Volkes gemäß ab.

In der Kette der gegenseitigen Beeinflussungen darf keine Lücke klaffen. Werden also anscheinend geschichts-, folgen- oder leblose, wilde oder erstarrte Stämme mit in den Kreis der Betrachtungen gezogen, so geschieht dies weniger aus allgemein menschlichem Interesse: etwa in der gefühlvollen Schwärmerei des 18. Jahrhunderts; auch nicht bloß aus Besorgnis, wertvolle Überlieferungen könnten, wenn sie jetzt nicht gesammelt und aufgezeichnet würden, über kurz oder lang ganz verschwunden sein; noch etwa gar aus kindlicher Freude am Aufspeichern von allerlei Notizen. Völker haben auf Nachbarn Wirkungen ausgestrahlt, von der oberflächliche Betrachtung nichts ahnt. Nicht immer freilich läßt sich der Grad dieser Ausstrahlungen so klar erfassen wie bei einer Darlegung des Völkerbrücken bauenden Wirkens eines Matthew Arnold oder eines Thomas Carlyle. Dann muß man sich bescheiden, besserer Erkenntnis vorgearbeitet zu haben.

Daß man von Südseeinsulanern und Negern bisher nicht viel hat wissen wollen, ist begreiflich, weil die Rollen, die diese im Drama der Menschheit gespielt haben, nicht gerade die glänzendsten gewesen sind; nicht zu entschuldigen aber ist das Verfahren, Indien, ja sämtliche Völker Ostasiens von dem Plan einer wirklichen Weltgeschichte auszuschließen und die Entwickelung Amerikas kurzer Hand unter Kennworten wie „Entdeckungsgeschichte", „Unabhängigkeitskrieg" unterzubringen. Das sind Verlegenheitsauskünfte, die mangelhaften Kenntnissen oder beschränktem Blick ihr Dasein verdanken; übrigens recht merkwürdige Erscheinungen, wenn man bedenkt, daß vor mehr als hundert Jahren ein Herder seine „Ideen" in 20 Büchern niedergelegt hat. Insofern bedeutet selbst Rankes „Weltgeschichte", abgesehen davon, daß sie ein Bruchstück geblieben ist, einen Rückschritt. „Es ist der höchsten Bewunderung wert", sagt von Wilamowitz in der oben angeführten Kaisergeburtstagsrede, „wie dieser umfassende Geist es vermocht hat, die ganze Entwickelung der christlichen Periode zu durchdringen; und schwerlich wird es ihm ein anderer nachthun. Es war subjektiv vollauf berechtigt, wenn er als Greis der Gesamtdarstellung dieser Geschichte, die er begann, eine Skizze der älteren Zeit voranschickte; und seiner zwei Menschenalter früher erworbenen Anschauung mochte es anstehen, das eine Weltgeschichte zu nennen. Aber es wäre ein schwerer Irrtum, und sowohl die Trägheit wie das nationale Banausentum würden übeln Gebrauch davon machen, wenn man der Ehrfurcht vor einem großen Namen zuliebe den Tempel der Geschichte erst mit der Bildung der romanischen und germanischen Nationen beginnen und die frühere Zeit nur als Vorhalle gelten lassen wollte. Das Verständnis unserer gesamten Kultur würde dadurch geradezu entwurzelt."

Zieht man daraus die einzig richtige Folgerung, so gibt es nichts Gewordenes, das für uns kein Interesse hätte. Das Vergangene hat seine Wurzeln in der Vorvergangenheit; darum hat auch die Vorgeschichte ein Recht, gehört zu werden. Allerdings sagt Bolingbroke: „So enge auch die Angelegenheiten in dem Fortschritte der Staaten miteinander verbunden und so sehr auch die nachfolgenden von den vorangehenden Ereignissen abhängig sein mögen, so erscheint doch der ganze Zusammenhang in dem Maße verkürzt, als die Kette länger wird, bis sie endlich abgerissen zu sein scheint." Aber die Kette vor der Zeit willkürlich abzureißen, das fordert der Brite nicht. Darum gilt sein Einspruch nur für die Ausführung. Den Ausgangspunkt aller Geschichte ergründen zu wollen, ist Vermessenheit; unsichere Annahmen über die frühesten Zustände dürfen keinen Raum beanspruchen. Thöricht wäre es, aus der Ähnlichkeit zwischen Überbleibseln aus der Steinzeit jedesmal gemeinsamen Ursprung, Entlehnung oder Übertragung zu folgern. Gleich war oft nur der Bildungsgrad ihrer Urheber oder die Umgebung, die sie beeinflußte. Wertvoll aber wird es sein, zu untersuchen, inwiefern an sich ungleiche Grundgedanken durch die übereinstimmende Beschaffenheit des Keimbettes einander angeähnelt, aber auch inwiefern an sich gleiche Grundgedanken durch die Verschiedenheit des Keimbettes verändert worden sind. Dieselbe Wirklichkeit in verschiedener Gruppierung zu behandeln, kann nur den geistigen Blick schärfen und die Aussicht erweitern. Dabei können sich auch einmal Beziehungen zwischen Völkersplissen ergeben, die man früher nicht für möglich gehalten hätte. Hierin ist man nicht mehr so zaghaft, wie noch vor einem Jahrzehnt. Nur so wird jene Statistik gefördert, die Adolf Bastian für die Verzeichnung des Schatzes der Völkergedanken herbeiwünscht.

2. Die Anordnung des Stoffes.

Eines Ethnologen Geschichtsansicht.
Daniel G. Brinton.

Die Untersuchung über Aufgabe und Inhalt einer Weltgeschichte hat beinahe selbst schon die einzig richtige Anordnung im Gefolge. Mit den Ägyptern oder den Babyloniern, wie sonst üblich, den Anfang zu machen, verbietet die einfache Erwägung, daß es unstatthaft ist zu sagen, die ägyptische Kultur bedeute die „Morgenröte der Menschheit". Rein auf die Chronologie aufgebaute Pläne bleiben am Äußerlichen haften.

In die geschlossene Reihe der vier Weltalter Daniels, der noch Denker wie Melanchthon, Sleidan und Leibniz gehuldigt haben, hat Jean Bodin die erste Bresche gelegt; doch bedeutet die Dreiteilung der Weltgeschichte, der Cellarius seit 1685 Bahn gebrochen hat, im Grunde keinen wesentlichen Fortschritt. Zur geistigen Durchdringung des Inhaltes dient die Einteilung Altertum — Mittelalter — Neuzeit höchstens dann, wenn man ihre Begründung durch Leopold von Ranke in ihrer Schönheit auf sich wirken läßt, wie sie Theodor Wiedemann in einer Auslese aus den Werken seines Lehrers dargethan hat. Doch auch so macht dies System den Eindruck einer künstlichen Frucht; nachträglich werden ihm Gedanken untergelegt und eingepreßt, die ihm ursprünglich durchaus fremd waren. Eine rein äußerliche Bezeichnung, die nachgewiesenermaßen einem bloßen Notbehelf ihr Dasein verdankt, kann nach geschickten Abgrenzungen zwar praktisch brauchbar werden, erliegt aber wissenschaftlichen Angriffen. Darum läßt uns die Frage, ob das Mittelalter mit Augustin oder Konstantin, den Hunnen oder den Germanen zu beginnen und mit Luther oder Gutenberg, Koppernikus oder Kolumbus zu beenden sei, vollständig kalt. Im letzten Grunde bleibt die Weltgeschichte unteilbar. Wie die Hilfsmittel des Geographen: die Längengrade, der Äquator, die Wende- und anderen Breitenkreise, zwar

die Orientierung auf der Karte ungemein fördern, in Wirklichkeit aber nicht existieren, so dürfen irgend welche Einschnitte in die Geschichte immerdar nur den Beruf haben, die Gruppierung zu erleichtern. Heinrich von Sybel ließ mit Friedrich dem Großen eine neue Epoche beginnen, während ihn Heinrich von Treitschke lieber an das Ende stellte; beide haben Recht: jede Blüte schließt zugleich den Keim zu einer Neubildung in sich. Die Menschheit ist Eine, und „es gibt Einen Gang der großen Begebenheiten, welcher alle Völker verbindet und beherrscht".

Aus anderen Gründen, die aus der Abweisung des Fortschrittsgedankens und der Abneigung gegen bestimmte „Gesetze" hervorgehen, ist eine zweite Darstellung der weltgeschichtlichen Entwickelung abzuweisen. Man hat sich nach Vicos und Kants Vorgang darin gefallen, die Menschheit verschiedene Zwangsstufen durchlaufen zu lassen. Das sind durchgehends Versündigungen gegen die vielgestaltige, vielgeschäftige, launenhafte und jedem Zwang abholde, holde Wirklichkeit. Freilich ist das Leben auf der Erde, die tausendzweckige, ineinandergreifende Menschengeschichte so unendlich mannigfaltig in allerlei Erscheinungsformen, daß jeder auf seine Rechnung kommt, wer geschickt anzuordnen versteht; und mit ein paar Gruppen glaubt man dann, alles bewiesen zu haben. So nimmt Nilsson vier Stufen der Entwickelung an, die jedes Teilchen der Menschheit früher oder später durchlaufen müsse: aus der Wildheit schreitet sie zum Nomadismus empor, dann zum Ackerbau und erreicht mit der Schriftsprache, geprägten Münze und Arbeitsteilung die Vollendung. Reicher ist die Gliederung Ernsts von Lasaulx: Bauer, Bürger, Krieger, Priester, Edelmann und Fürst sind ihm die Stadien der Personen nach ihrer Bethätigung in Amt und Beruf; Bergbau, Viehzucht und Ackerbau, Schifffahrt, Handel und Gewerbe, bürgerlicher Wohlstand, Künste und Wissenschaften kennzeichnen den erreichten Fortschritt nach den Daseinsformen. Verbinden lassen sich diese beiden Richtungen, indem man mit Bacon das Zeitalter des Krieges als die Jugend des Menschengeschlechts, das der Künste und Wissenschaften als seine Mannesjahre, das des Handels und der Industrie, des Luxus und der Mode als sein Greisenalter hinstellt. Merkwürdig, daß bis jetzt noch jeder Philosoph, der den Entwickelungsgang der Menschheit mit der Folge der Lebensalter des Einzelnen verglichen hat, mag er nun Julius Florus, Jean Bodin oder Ernst von Lasaulx heißen, sich und seine Zeit ins Greisenalter verpflanzt glaubte. Natürlich: der Überblick über die lange Zeit, die vor dem Beschauer ausgebreitet liegt, fordert trübe Gedanken heraus. Aber trotz dieses immer von neuem beklagten Absterbens blüht die Menschheit weiter. „Ein Volk wird nicht alt, nicht klug, ein Volk bleibt immer kindisch" verkündet Goethe durch Albas Mund.

Die Einteilungen Gustav Klemms und anderer Soziologen sind zwar fein durchdacht; namentlich Albert Hermann Post hat mit seiner Abstufung (geschlechterrechtliche Hausgenossenschaft, territorial-genossenschaftliche Gemeinde, herrschaftliches Königtum, gesellschaftliche Demokratie) etwas geschaffen, das zu den geistreichsten Erzeugnissen deutschen Denkens gehört. Dennoch bleiben diese Aufstellungen Schemata, wenn auch nicht so unannehmbare, wie Lewis Morgans sieben Fortschrittsstufen. Man begreift es kaum, daß eine graue Theorie so ungeheuern Anklang finden konnte, wie er dem Aufbau des amerikanischen Soziologen beschieden gewesen ist. Hatte doch schon 1820 Wilhelm von Humboldt klar erkannt, daß das ausschließende Verfolgen solcher Wege direkt abführt von der Einsicht in die wahrhaft schaffenden Kräfte, daß sich in jedem Wirken, wo Lebendiges im Spiele ist, gerade die Hauptsache aller Berechnung entzieht, und daß jenes scheinbar mechanische Bestimmen doch ursprünglich frei wirkenden Trieben gehorcht. Ziehen wir hiervon das Mystische ab, was sich in Humboldts Identitätsphilosophie vielfach findet und mit christlichen Gedanken der ausgehenden Aufklärung stark versetzt erscheint,

so stoßen wir auch hier wieder auf die Endlichkeit unserer Erkenntnis (vgl. oben, S. 13). Mit dem angeblichen Kreislaufe der Verfassungsformen, der normalen wie ihrer Ausartungen, ist ebenfalls Unfug getrieben worden: durchaus soll sich staatliches Leben von der Monarchie durch die Tyrannei zur Aristokratie, von dieser durch die Oligokratie zur Demokratie, von dieser durch die Ochlokratie und Anarchie wieder hinauf zur Despotie bewegen. Gewiß: es *kann* so geschehen, hat sich auch in vielen Fällen so abgewandelt; aber es *muß* nicht gerade so geschehen.

Die Ursache dieser fehlerhaften Gedankenreihen ist hauptsächlich darin zu erblicken, daß ein Moment zu wenig berücksichtigt wird: *der Boden*. Schon oben (vgl. S. 12) waren wir in anderem Zusammenhang zu dem Schlusse gelangt, daß Natur und Mensch in ihrem Zusammenwirken die Geschichte bedingen. Gewöhnlich wird aber das Studium der äußeren Bedingungen, denen der Mensch unterworfen ist, zu gunsten von Nebensachen vernachlässigt; auf die Lage und die verschiedene Ausstattung der Erdteile wird zu wenig Gewicht gelegt. „Man kann sich eine Weltgeschichte denken, die Linné oder Cuvier, keine, die Kolumbus, Cook, Barth übergeht." Zwar glaubt man seit Montesquieu (wenn man will: seit Jean Bodin) und besonders seit Karl Ritter an die Einwirkung des Bodens auf die Bildung des Volkscharakters. In seiner nachgelassenen „Vorgeschichte der Indoeuropäer" hat Rudolf von Jhering Klima, Bodenbeschaffenheit, Meeresnähe oder Meeresferne, Raumverhältnisse, Tier- und Pflanzenwelt, feind- und freundnachbarliche Einflüsse als das einzig Beständige dem Veränderlichen der menschlichen Seele gegenübergestellt. Aus Eigenschaften des Bodens darf man „Gesetze" ableiten, die mehr oder weniger den Entwickelungsgang der Menschheit beeinflussen und bestimmen; obwohl man auch hier nicht die Veränderungen unterschätzen darf, die sich, wie wir gleich sehen werden, durch die physikalischen und sonstigen naturwissenschaftlichen Bedingungen im Boden auswirken.

Doch erst das Zusammenwirken der Naturverhältnisse mit den menschlichen Anlagen, nicht jene allein oder hauptsächlich, erzeugt die Geschichte. Denn *derselbe Boden wirkt verschieden* je nach den Anlagen derer, die ihn bebauen, und verschieden auf denselben Bebauer je nach der von diesem erreichten Kulturhöhe. Nicht für alle Völker ist, nicht zu allen Zeiten war die Wüste ein den Fernverkehr förderndes Element. Kein Volk bleibt auf seinem Boden dasselbe. Mit Recht betont der alte Heeren in seinen „Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel" das Flüssige, die Veränderung. Bei dem einen Volke erfolgen die Veränderungen rasch, bei anderen (z. B. bei den Samojeden und den Finnen in Finnmarken, den Arabern im Innern Arabiens und verschiedenen Steppenvölkern) langsam. Und mit dem Volke verändert sich der Boden. Alles fließt: Geschichte ist Bewegung. Es gibt kein Land der Erde, das noch von denselben Bewohnern bewohnt würde, die es ursprünglich beherbergt hat: seine Pflanzen, Tiere und Menschen haben sich stetig umgewandelt und gegenseitig vermischt; sie sind ausgewandert, haben neue Wohnplätze gefunden und neue Lebensbedingungen. „So wird die Menschengeschichte zuletzt ein Schauplatz von Verwandlungen." Die Bühne ist kein gleichgültiger Gegenstand, der bei den Verwandlungen nur eine untergeordnete Rolle spielt, sondern muß als gleichwertig mit in Rechnung gebracht werden. Nicht umsonst betont Johann Cochläus in der Widmung zu seiner Ausgabe des Pomponius Mela: „Geographie ist das für den Geschichtschreiber, was der Welt die Sonne bedeutet"; eine Behauptung, deren Wahrheit Aristoteles und Ptolemaios, Plinius, Strabon und Solinus klassisch bezeugen. Ist auch der Boden nicht geradezu absichtsvoll angeordnet, weil das durch ihn gegebene Schicksal nur durch die dem Menschen angebornen Fähigkeiten zur Entwickelung kommt, so ist er andererseits sicherlich keine tote Masse, sondern ein in sich gegliederter Organismus. Von allem Anfang

an hat zwischen dem Leben der Völker und der Erde, seiner natürlichen Grundlage, ein ebenso tiefer Zusammenhang stattgefunden, wie zwischen der Seele und dem Leibe des einzelnen Menschen. So sind Natur und Geschichte, Physik und Ethik voneinander nicht zu trennen.

Die Geographie ist notwendig die Grundlage für das umfassende Verständnis der Weltgeschichte. Ihr Hauptziel ist: zu verstehen, wie kein Teilchen der Menschheit in seiner historischen Entwickelung bloßzulegen ist, ohne dabei Nachbarteilchen zu berühren. Darum fallen zwei weitere Einteilungsgründe als unzweckmäßig weg. Der eine wäre die Anordnung nach Rassen. Darüber sind nicht viel Worte zu verlieren: es gibt keine allgemein gültige Rasseneinteilung; und willkürlich eine auf Kosten anderer zu begünstigen, ist eine mißliche Sache. Der Begriff Rasse leidet zu sehr an Verschwommenheit: ein Makel, der mit der Zeit nur schlimmer werden kann. Eine Einteilung aber nach Kulturformen, wie sie Alfred Vierkandt vom geographischen Standpunkt aus befürwortet hat, ist deshalb ungeeignet, weil sie innere geschichtliche Verbindungen zerreißen oder zuviel Wiederholungen mit sich bringen würde. Von Australien, dem Hauptsitze der unsteten Völker, den Philippinen, Sumatra, Ceylon und den Andamanen müßte man nach Südafrika und Südamerika wandern; bei der zweiten Gruppe, den eigentlichen Naturvölkern, hätte man sich im äußersten Norden, im Kaukasus, im bergigen Indien und in Polynesien umzusehen. Dann würde man im großen Steppen- und Wüstengürtel, einem ausnahmsweise einheitlichen Geschichtsgebiete von beträchtlicher Ausdehnung, verweilen dürfen, um den nomadischen Halbkulturvölkern gerecht zu werden. Die seßhaften Halbkulturvölker jedoch führen wieder in alle möglichen Gegenden und Zeiten; dasselbe Schauspiel erleben wir bei den letzten beiden Kulturformen: den Voll- und den Mischkulturen. Außerdem peinigt die Ungewißheit, welcher der sechs Abteilungen gewisse Splitter der Menschheit zuzurechnen seien; in solchen Verlegenheiten einfach Baers Schema (Südseeneger, afrikanische Neger, Amerikaner, Mongolen, Ozeanier, Kaukasier) zu Rate zu ziehen, wäre wissenschaftlich kaum zu rechtfertigen.

Somit bleibt nichts anderes übrig, als eine Einteilung nach rein geographischen Gesichtspunkten. Bildete dabei eine Reihenfolge der Nationen die Grundlage, so würden unfehlbar Lücken entstehen: alle jene bewohnten Gebiete würden zu geschichtslosen gestempelt, wo sich noch keine Nation, „die vollendetste Art aller natürlichen Gesellschaften", hat bilden können. Noch unheilvoller wäre hierfür eine Rücksichtnahme auf den Staatsbegriff; denn dieser bedeutet an sich schon eine Kulturhöhe, die noch mehr Glieder der Menschheit von vornherein ausschlösse. Liegt aber eine rein geographische Einteilung zu Grunde, die davon absieht, eine hohe natürliche oder kulturelle Vereinigung vorauszusetzen, so steht das Gebäude schon da, worin alle Glieder der menschlichen Gesellschaft, die kleinen und kurzlebigen, die großen und einflußreichen, Platz finden: es ist die Ökumene.

Das Gebäude darf kein Labyrinth sein. Einen guten Anhalt dafür, eine allzu äußerliche, inhaltslose Anordnung der Bewohner nach ihren Sitzen zu vermeiden, geben die psychologisch erschlossenen geographischen Provinzen Bastians, den besten die rein geographisch angeordneten Völkerkreise Friedrich Ratzels. Lassen wir uns von diesen nach und nach über die ganze bewohnte Erde hin leiten, so führen wir allmählich eine Anzahl von halbfertigen Gebäuden nebeneinander auf: ein Vorgehen, das sich im wesentlichen mit dem 1896 durch Leitzmann der Vergessenheit entrissenen Plane des älteren Humboldt deckt. Wenn wir dabei mit Amerika beginnen und mit Europa aufhören, so wollen wir damit nicht etwa sagen, daß in Amerika der Urgrund aller geschichtlichen Entwickelung zu suchen und von da aus nach Westen (dem bisherigen „Osten") weiter zu verfolgen sei. Über derartige Erstgeburtsansprüche zu entscheiden,

dazu fühlt sich der Geschichtschreiber nicht berufen. Daß Amerika den Reigen eröffnet, damit soll weder die Meinung Karls von den Steinen über das hohe Alter amerikanischer Geschichte gestützt, noch die Frage beantwortet werden, ob die Vereinigten Staaten einmal zu der Rolle berufen seien, die Rom einst gespielt hat: das alles können wir ruhig der Zukunft überlassen; lediglich praktische Gründe waren maßgebend. Die Geschichte ist und bleibt ein Weg von unbekanntem Anfang zu unbekanntem Ende. Dieser Schluß ist nicht aus übermächtigem Einfluß unklarer mystischer Anschauungen hervorgegangen, sondern bedeutet ein sokratisches Sichbescheiden.

Der zweite Teil der Aufgabe besteht dann in der psychologischen Verarbeitung des Stoffes, d. h. darin, die Brücken von einem Bau zum anderen herzustellen. Denn die Lebensgeschichte der Menschheit ist mehr als die Summe der Monographien über einzelne Völker. Weil sich kein einziges Volk aus sich selbst entwickelt hat, wird sich eine beträchtliche Zahl von Erscheinungen entpuppen, die man unter dem Namen „Eingriffe von außen" zusammenfassen kann, falls unter Eingriff nicht immer etwas Feindliches, stoßweise Auftretendes verstanden wird. Durch den Nachweis solcher Verknüpfungen wird es gelingen, eine Kette ohne Anfang und ohne Ende um den Erdkreis zu schlingen. Schon 1531 hat Juan Luis Vives in seinem Werke „De disciplinis" folgende Grundsätze aufgestellt: „Es ist gut, den Lauf der Weltgeschichte vom Anbeginne der Welt oder eines Volkes an im Zusammenhange kennen zu lernen. So nur kann man alles richtig verstehen und behalten, besser, als wenn man einzelne zusammenhangslose Teile durchgeht. Das ist gerade so wie bei der Erdbeschreibung, wo man sich auch leichter ein Bild von der Welt, ihrer Anordnung und der Lage der einzelnen Teile macht, wenn man die Gesamtheit der Meere und der Länder mit einem Blick überschaut. Deswegen muß man auch die Glieder der Geschichte so verbinden, daß daraus ein einheitliches Ganzes entsteht, ein einziger Bau."

Diese Glieder der Geschichte, unsere Völkerkreise, sind weit genug angelegt, daß die Tendenz einer Gruppe, die Kultur eines Zeitalters bei der Ausführung klar und vollständig zur Geltung kommen kann; innerhalb der Darstellung werden sich ja Epochen ganz von selbst ergeben: auch der unaufhaltsam sich fortwälzende Fluß der ursächlichen Verkettungen hat Stockungen, Stromschnellen und gewaltsame Durchbrüche. Handelt es sich doch bei geistigen Mächten fast ausschließlich um Erscheinungen, die räumlich mehr oder weniger eng begrenzt sind. Der konfessionelle Kampf: die Triebfeder des 16., der Drang zur politischen Einheit: die des 19. Jahrhunderts, das sind Schlagworte mit sehr beschränkter Berechtigung. Zum Range von Ideen, die zu einer und derselben Zeit die gesamte Ökumene beherrscht hätten, hat es weder der Hellenismus, noch das Christentum, noch der Islam oder irgend eine andere geschichtliche Erscheinung gebracht, die die Neigung hatte, sich weithin auszubreiten. Soweit aber gemeinsam Gedachtes, gemeinsam Gefühltes vorliegt, das zwei oder mehrere Völkerkreise zugleich betrifft, sind die vorhin geforderten Brücken von einem zum anderen zu schlagen.

Die beide Teile durchdringende Verbindung der vergleichenden Völkerpsychologie mit der einfachen Geschichtschreibung gipfelt schließlich in einer Geschichte, worin das Volk sich als das versteht, was es ist. Diese Aufgabe zu lösen, ist ungeheuer schwer; wir bieten nur den ersten Versuch zu einer Universalgeschichte. Wenn aber auch eine vollendete Weltgeschichte nie geschrieben werden kann: stets wird es hohen Lohn in sich tragen, nach dem Ideal gestrebt zu haben.

II. Grundbegriffe einer Entwickelungsgeschichte der Menschheit.

Von

Prof. Dr. J. Kohler.

Einst schuf die Gottheit in der Tage sieben,
und blitzend sah man die Gedanken ziehen;
ein achter Schöpfungstag ist uns geblieben.

* * *

Die Anschauung, als ob unsere Verhältnisse der einzige Maßstab für die historische Betrachtung der Menschheit wären, ist längst überwunden. Unsere Gegenwart mit ihren Ansichten, ihrem Glauben, ihren Bestrebungen und Hoffnungen ist nur ein kleiner Ausschnitt des Geschehenen, und Jahrtausende haben Völker gelebt, die in anderen geistigen Sphären wandelten und anderen Idealen folgten.

Die geschichtliche Betrachtung ist ja nicht die Betrachtung der Vergangenheit als eines in die Gegenwart hinein projizierten Geschehenen: sie ist die Betrachtung der Vergangenheit als eines Teiles des Werdens und Vergehens in der Menschheit; und wer historisch veranlagt ist, muß sich auf einen Standpunkt erheben, auf dem er gleichsam außerzeitlich die Geschichte mit ihren gewaltigen Ereignissen an sich vorbeiziehen sieht; wie jemand, der im Weltall zu genügender Höhe aufgestiegen wäre, um von da aus die ganze Erde als Einheit vor sich zu sehen. Diese Betrachtung wird uns ermöglicht durch die aus dem Studium der Geschichte gewonnene Abstraktion, die uns einerseits gestattet, fremde Zeiten, fremden Geist anzuempfinden und doch wiederum diese Zeit, die ihren Lebensgenossen alles war, objektiv als eine bloße Stunde in der Entwickelung der Menschheit zu erfassen. Wir müssen es lernen, von der Gegenwart zu abstrahieren, wir müssen es lernen zu abstrahieren von dem, was ich die Tyrannei der Zeit nennen möchte; denn jede Zeit will sich den Zeitgenossen als absolute und einzige Herrin aufdrängen, in der all ihr Sein, ihr Denken und Trachten beschlossen sei. Solches ist ja in gewissem Maße der Fall; es ist der Fall für das praktische Leben, es ist nicht der Fall für die geschichtliche Betrachtung, die jede Zeit nur als Entwickelungsperiode (wie das an uns vorüberstreichende Bild eines endlosen Streifens) ins Auge fassen kann.

1. Entwickelung.

Der erste Grundbegriff der Geschichte ist der Begriff der Entwickelung, den wir in seiner vollen Größe dem Geiste Hegels verdanken. Allerdings verstehen wir die Art der Entwickelung anders, als sie Hegel auffaßte. Uns ist die Welt nicht mehr Gedanke, sondern That, uns ist die Entwickelung nicht mehr eine schematische, in strengen Formen sich vollziehende Bewegung der Idee; die Entwickelung erkennen wir heutzutage als etwas unendlich Reiches und Mannigfaltiges, als etwas in der mannigfaltigsten individuellen Form sich Vollziehendes, als etwas, das durchaus nicht immer die geraden Wege geht, sondern bald so, bald anders auf Um- und Abwegen mehr oder minder zum Ziele gelangt.

Daher unterscheidet sich unsere Geschichtsauffassung von der der Hegelschen Schule namentlich dadurch, daß wir nie a priori folgern, daß wir die vollen Details des reichen Lebens zu

erschließen suchen und erst aus einer Fülle von Beobachtungen heraus uns die Art der Entwickelung abstrahieren.

Wir prophezeien nicht, wir schablonisieren nicht, wir hüten uns, die Geschichte des einen Volkes ohne weiteres aus der Geschichte des anderen zu ermitteln, wir lassen durchaus nicht die Entwickelung in bestimmtem Pendelschlag, im Zwei- oder Dreitakt vor sich gehen; wir erkennen an, daß die Menschheitsentwickelung eine organische unendliche Art der Bethätigung zeigt.

Mit diesem Vorbehalt müssen wir aber an den Begriff der Entwickelung herantreten; denn ist auch die Entwickelung reich und mannigfaltig, so zeigt sie doch stets gewisse Begriffsmerkmale, die sie von dem sonstigen Geschehen unterscheiden.

Entwickelung ist nicht ein einfaches Sichverändern, ein Weiterschreiten, eine Wandelung äußerer oder innerer Verhältnisse; Entwickelung ist ein Hervorstreben aus einem Keim, ein Hervorwachsen des in etwas bereits Liegendem, mehr oder minder unter dem Einfluß äußerlicher Verhältnisse. (Darüber bietet Ausführliches mein Aufsatz im „Juristischen Litteraturblatt" VII, S. 199.)

Der Begriff setzt daher ein Doppeltes voraus: es muß bereits etwas vorhanden sein, was an das ganze künftige Resultat anklingt, aber es muß das künftige Resultat noch nicht vorhanden sein; was vorhanden ist, ist die Potenz dessen, was künftig aktuell wird.

Der Begriff der Entwickelung setzt die Möglichkeit des künftigen Resultates voraus, nicht die Notwendigkeit; denn ob der Keim zur Entfaltung kommt, hängt noch von Tausenden von Faktoren ab, welche einwirken, welche die Entwickelung ablenken, ja ertöten können (Milieu, surroundings).

2. Die Menschheitsentwickelung.

Die Weltgeschichte gibt uns nun ein Bild der Entwickelung der Menschheit, d. h. der Entfaltung der in der Menschheit liegenden Keime. Es sind die in der Menschheit liegenden Keime, nicht die im einzelnen Menschen, nicht die im einzelnen Volke liegenden gemeint.

Welches ist nun das Verhältnis der Menschheit zu den in ihr liegenden Kulturkeimen? Was liegt vom Anfang an im Menschen, und in welchem Verhältnisse steht es zum Werden? Wie kommt es, daß der Lebenskeim eine Sehnsucht, ein Streben nach dem Werden in sich trägt?

Diese Frage gehört nicht mehr der Geschichte, sie gehört nicht mehr der Erfahrungswissenschaft im engeren Sinne, sie gehört der Metaphysik und etwa noch der Völkerpsychologie an. Es handelt sich hierbei darum, aus den unzähligen Menschenindividuen die psychische Einheit, aus den unzähligen Äußerungen des Volksgeistes in der Geschichte die Äußerungen des Entwickelungsbestrebens zu abstrahieren und die unsichtbaren und unfaßbaren Fäden zu erkennen, welche dieses Entwickelungsstreben mit dem verknüpfen, was als treibendes Element zu Grunde liegt. Daß solche Beziehungen existieren, darüber kann kein Zweifel sein. Die nähere Untersuchung, soweit solche der Kraft unseres Geistes zugänglich ist, hängt insbesondere mit dem großen Problem von Zeit und Kausalität zusammen und mit der Art, wie sich in Bezug auf diese Kategorien die Welt zu unserer Erkenntnis verhält, und wie sich die Welt der Erscheinung zu dem verhält, was der Erscheinung zu Grunde liegt; insbesondere auch mit dem Problem, wie sich in der Menschheit der Einzelne zum Allgemeinen verhält und die Einzelseele zur Volksseele und Menschheitsseele.

Eines aber muß besonders hervorgehoben werden: Nach unserer jetzigen Weltbetrachtung fassen wir die Menschheit zuerst als Einzelwesen und dann erst als Kombination von Einzelwesen auf: wir gehen von der Individualität aus und bilden aus einer Menge von Individualitäten

die Gesamtheit, indem wir die Individuen durch ein geistiges Band miteinander verknüpfen. Diese Betrachtungsweise ist nicht die ursprüngliche. Die starke Scheidewand von Individuum zu Individuum ist dem Naturmenschen ursprünglich fremd; sie wird erst hergestellt durch eine ständige Abstraktion vom Ganzen zum Einzelnen, indem wir dem aus dem Ganzen herausgenommenen Einzelnen besondere Rechte, besondere Wirksamkeit, besondere Verantwortlichkeitsmomente zuschreiben. Die ursprüngliche Betrachtungsweise läßt den Einzelnen noch ganz in der Familie, im Stamm aufgehen; diese haben das Recht, haben die Verantwortung. Die Thätigkeitsformen des Einzelnen ragen nicht aus der Form der Gesamtthätigkeit heraus: es gilt als undenkbar, daß der Einzelne aus dem Gesamtleben und -Treiben der Familie hervortaucht und neue Pfade betritt; mindestens sind dies nur die anormalen Individuen, die Individuen, die als „Übermenschen" der Gemeinschaft entsagen und von der Gemeinschaft darum nicht weiter in Betracht gezogen werden. Besteht doch auch der Gedanke der Seelenwanderung, des Seelentausches von Individuum mit Individuum, der Seelenvereinigung, der Gedanke des Seelenüberganges vom Vater auf den Sohn, vom Großvater auf den Enkel: der Einzelne ist ein in Seelenkonnex stehendes Seelenwesen, er ist nur die spezielle Inkarnation der Gesamtseele des Volkes, und auch dies nur relativ.

Diese Darstellungsform der Gesamtseele, der Geschlechts- und Stammeseinheit hat die Völker auf ihren Lebenswanderungen begleitet, hat die Völker zusammengehalten und ihre Widerstandskraft gestählt. Erst spätere Geschlechter, die bereits durch genügende Kulturerrungenschaften hinreichend gekräftigt waren, vermochten es, den Individualismus zu entwickeln und neben der Bethätigung der Gesamtheit als eines Gesamtwesens eine individuelle Bethätigung des Einzelnen als Einzelwesens anzuerkennen zu dem Zwecke, um durch gleichzeitige Entfesselung des Individualismus die Entfaltung aller Kräfte der Nation zu potenzieren. Aber dieser Individualismus darf nicht die Denkform der naturgemäßen Gesamteinheit verdrängen; und die Anschauung, daß neben der Individualeinheit Gesamteinheit existiere, ist keineswegs künstlich, vielmehr ist es natur- und geschichtswidrig, den Individualismus allein als Natur und die Gesamtheitsbethätigung als Fiktion oder Künstlichkeit aufzufassen.

3. Die Entwickelung der Kultur.

A. Die materielle Kultur.

Das Resultat der Entwickelung pflegen wir Kultur zu nennen. Kultur ist der durch Entwickelung erlangte Stand eines Volkes in seinem geistigen Leben und in seiner äußeren Lebensführung. Insofern kann man innere und äußere Kultur unterscheiden, obgleich beides ineinander übergeht: der Mensch als Sinnenwesen wird nach Befriedigung seiner Bedürfnisse und nach einer seinem Wohlbestreben entsprechenden äußeren Lage trachten, der Mensch als fühlendes und forschendes Geisteswesen wird das unwandelbare Sehnen in sich tragen, die Fülle der Eindrücke zu einer Einheit zu verarbeiten und sich zu einer Anschauung von Welt und Leben durchzuringen.

Die materielle Kultur ist die Art der Lebensführung unter Überwindung der der Menschheit entgegenstehenden Hindernisse. Es gehört hierher die Überwindung der uns gegenüber tretenden Feinde, namentlich der feindseligen Tiere, sodann die Erlangung der Mittel für die Erhaltung der menschlichen Existenz und deren Benutzung zur Steigerung des leiblichen

Wohlbefindens. In dieser Hinsicht durchläuft die Menschheit die verschiedensten Stadien je nach der Art, die Lebensbedürfnisse zu erwerben, und je nach der Art der Verteidigung gegen die Feinde zum Schutze des Lebens, des Wohlseins und zum Schutze des Errungenen. Man spricht von Jagd- und Fischerei-, von Viehzucht- und Ackerbauvölkern, je nachdem die Menschen durch Naturokkupation allein oder durch Naturpflege und Potenzierung der Naturerträgnisse sich die Nahrungsmittel zu erwerben pflegen. Der Unterschied ist aber durchaus nicht schroff. Zunächst ist es unzulässig, im ersteren Falle bloß von Jagd- und Fischereivölkern zu sprechen, da die gleichen Völker auch Bodenprodukte, wo sie sie finden und als nahrungstauglich erkennen, zur Nahrung verwenden: man lebt von Wild und Fischen, aber auch von Wurzeln und wilden Baumfrüchten. Das Wesen dieser Kulturstufe ist es, daß der Mensch in thesi nur nimmt, was die Natur von selbst gewährt, daß er die Natur nicht nach seinem Willen, seinem Brauch und Bedarfe lenkt und zu lenken versteht. Nur so weit weiß er die Natur sich dienstbar zu machen, als er die Fundstätten kennen lernt, die Zeit und Gelegenheit erspäht, die Hindernisse der Okkupation überwindet: er ermittelt die Wildorte, weiß, wie den Fischen beizukommen ist, erkundet die Stätten, wo sich Waldhonig findet oder genießbare Wurzeln, weiß auf die höchsten Bäume zu klettern, sich in die Tiefen niederzulassen; aber was ihm fehlt, ist die Naturpflege, die Naturproduktion. Allmählich geht allerdings das eine in das andere über. Nicht selten haben die Jagdvölker kleine Landflecke, wo sie einige Nahrungspflanzen säen und zur Reife bringen; die Naturbeobachtung, welche das Keimen aus dem bei der Reife ausfallenden Samen erkennt, führt von selbst dazu, den Samen nicht wild fallen zu lassen, sondern die umliegenden Strecken für sein Gedeihen freizuhalten. Und ist man so weit, so ist der Schritt nicht mehr fern, daß man den Samen überhaupt nicht dem Zufall überläßt, sondern ihn selbst der Erde übergibt; und damit ist die Naturproduktion, der Ackerbau, gegeben. Häufig finden wir dabei die Erscheinung, daß, während die Männer der Jagd obliegen, die Frauen nicht nur die eigentlichen häuslichen Arbeiten besorgen, sondern auch einen kleinen Ackerbau treiben: die Männer sind Jäger und Fischer, die Frauen Ackerbauer. Die häusliche Arbeit führt sie hierzu, ebenso wie zu kleinen Handwerkskünsten, die die Frauen zu üben pflegen; abgesehen von der Herstellung der Waffen und Fangwerkzeuge, die dem Manne zu obliegen pflegt.

Von der größten Bedeutung für die ganze Zukunft war die Erfindung der Feuerbereitung, die sich unabhängig auf der ganzen Erde ebenso vollzogen hat, wie die Erfindung der Fluß- und Seefahrzeuge. Ursprünglich bot der Zufall das Feuer. Man nutzte es aus, wenn der Blitz einen Teil des Waldes in Brand setzte und von selbst eine Menge Tiere oder Früchte briet: man erkannte die Vorteile und suchte das Feuer zu wahren. Die Erhaltung des vom Himmel gekommenen Feuers war eine der wichtigsten und bedeutsamsten Funktionen. Man lernte es, das Feuer durch die Holzfaser zu fassen; man lernte es, das glimmende Feuer nach Belieben wieder in Brand zu setzen; man erkannte damit die Möglichkeit, das Feuer oder die Potenz des Feuers bei den Wanderungen mitzutragen. Aber damit war nur ein sehr prekärer Zustand gegeben, bis ein glücklicher Zufall zur Erfindung der willkürlichen Feuerproduktion führte: zur Feuerproduktion durch Reibung oder Quirlen zweier Hölzer. Solches Reiben, solches Quirlen erfolgte ursprünglich zu anderem Zwecke: man wollte ein Holz durchbohren, man wollte die Holzfasern zerreiben, man that dies mit solchem Eifer, daß eine Holzfaser Feuer fing, und die Erfindung war gemacht. Der Bedeutung dieser Erfindung blieb man sich jahrhundertelang bewußt, und die Mythe verherrlichte auf der Südsee wie bei den Griechen den Mann, der das sonst nur den Göttern eigne Feuer den Menschen gebracht habe. Ebenso mußte

der Funke des Feuersteines eine zweite Art der Feuerproduktion nahe legen; wesentlich war dabei, daß man schon von früher her die Art und Weise kannte, den Funken in zartem, weichem Holze zu fassen und so die geringste Feuerentwickelung für menschliche Zwecke zu benutzen. Mit dem Feuer war die Möglichkeit gegeben, sich zu erwärmen, das Fleisch zu braten, die eingeweichten Wurzeln oder Kräuter zu kochen, also mit heißem Wasser zu behandeln, und so die Nahrungsmittel dem menschlichen Körper, der Verdauung und dem Geschmack anzupassen.

Schon die Selbstverteidigung hatte zur Waffe geführt; Jagd und Fischfang mußte die Einrichtung vervollkommnen. Waffe ist ein lebloser Gegenstand der uns umgebenden Natur, den wir benutzen, um anderen Lebewesen Schaden zuzufügen, oder auch um unseren Leib vor ihren Angriffen zu schützen und solche Angriffe unschädlich zu machen. Man nahm dazu, was die äußere Natur bot: Holz, Steine, Knochen toter Tiere, die Gräten großer Fische; man lernte den Vorteil kennen, den die Schwere des Gegenstandes bietet, lernte den Vorteil der Schneide und Spitze verstehen. Namentlich die Zähne der Tierkinnlade, die Spitze der Fischknochen und Geweihe, die Schneide der Muscheln boten die Anhaltspunkte, um unter der stillschweigenden Abstraktion, die man Erfahrung zu nennen pflegt, gewisse Eigenschaften und ihre Bedeutung zu erfassen. So kam man zu Äxten, zu Schwertern, zu Messern; so kam man dazu, das Holz zu spitzen, die Steine zu feilen, einen spitzen Gegenstand mit einem Holzstück zu verbinden; man machte Spieße und Pfeile, man befiederte sie, um ihre Wurfkraft zu erhöhen. Epochemachend war aber wieder die Erkenntnis der Elastizität mit ihrer das Entfernungsbestreben steigernden Schnellbewegung, und so entstand einerseits die stumpfe Schleuder, anderseits der Bogen mit seinen verschiedenen Varianten. Eine niedere Stufe der Kultur ist es, wenn dem Menschen Bogen und Pfeil fremd bleiben und er nur zur Keule und zum Bumerang gelangt, also zur Benutzung der Schwere des Gegenstandes oder der dem Bumerang eignen Art der Bewegungsförderung.

Die Zeit vor der Erkenntnis der Metalle und der Metallbereitung ist die Steinzeit. Sie ist ein naturgemäßes Durchgangsstadium, bis man dazu kommt, das Meteoreisen, dann das in der Erde geborgene Metallmaterial zu benutzen, die Metalle zu erhitzen, zur Glut zu bringen, zu schmelzen und dadurch fähig zu machen, der menschlichen Formungskraft in einer Weise zu dienen, wie dies beim starren Stein- und Knochenmaterial nie geschehen kann. Manche Völker lernten dies nie und bezogen die Metallprodukte von anderen; und welche wichtige Bedeutung die Metallarbeit hat, das drückt sich noch lange in der Sonderstellung der Schmiede aus. Stein- und Metallkultur gehören zu den wichtigsten Kulturphasen der Menschheit.

Hatte der Mensch diese Waffen gebildet, so verwendete er sie nicht nur im Kampf, im Angriffs- oder Verteidigungskampfe gegen Tiere, sondern auch gegen seinesgleichen; und damit zeigte sich zugleich das Bedürfnis der Deckungsmittel, d. h. das Bedürfnis, die Einwirkungen der Waffen auf seinen eignen Leib zu neutralisieren. So entstand der Schild als beweglicher Leibschutz, so der Panzer, der Helm, überhaupt die den bestimmten Körperteilen speziell angepaßten, ihnen angelegten Schutzvorrichtungen.

Neben den Waffen sind die Geräte für die materielle Kultur bezeichnend. Gerät ist ein dem friedlichen Gebrauche dienender Gegenstand, dessen Bedeutung es ist, unsere Beherrschung der Natur zu steigern. Die Geräte unterliegen teils denselben Wandelungen wie die Waffen, teils haben sie ihre selbständige Geschichte. Wie man aus der Schneide der Muscheln das Vorbild für die Messer entnahm, so aus hohlen Steinen, Muschel- oder Schildkrötenschalen das Vorbild der Schüsseln und Näpfe. Als man die Nichtdurchlässigkeit getrockneter Erde kennen lernte,

bildete sich die Töpferei: sie gewährte die Möglichkeit, dem Stoff im feuchten Zustande die beliebige Form zu geben und ihn im getrockneten Zustand als Flüssigkeitsgerät zu benutzen; denn stets spielt die größte Rolle in der Gerätebereitung die Verwendung zweier entgegengesetzter Eigenschaften, die der Stoff in verschiedenen Phasen seiner Entwickelung aufweist: Knetbarkeit und Formfähigkeit in der einen, Festigkeit und Starrheit in der anderen Phase. Eine weitere Errungenschaft ist das Binden und Flechten, die Vereinigung geschmeidiger Stoffe in solcher Weise, daß eine Verschlingung eintritt, welche schon kraft des Reibungswiderstandes eine Lösung verhindert. So war es möglich, Zusammenhänge zu schaffen und auf diese Weise durch Aneinanderfügung kleiner Dinge ein Großes zu bilden; so war es möglich, dem Ganzen eine bestimmte Formung zu geben und es unseren Zwecken anzupassen: das Anpassungsvermögen ist beim Flechtwerk ganz besonders entwickelt, weniger die Undurchlässigkeit; das Flechtwerk eignet sich daher besonders zur Fassung und Bewahrung fester Sachen (Korb), zur Herstellung von Deckungs- und Bedeckungsmitteln, zu Luftfängen (Segeln) sowie zu Verbindungsmitteln aller Art. Aus dem Flechten entstand in weiterer Potenz das Weben; dazu trat die Fadenbildung, das Spinnen. Und so gelang es, aus unförmlichen Pflanzenstoffen eine Unsumme von Gebrauchsmitteln zu erzeugen. Man festigte die Fasern durch Verbindung, man bildete aus dem Faden das Gewebe und paßte das Gewebe den verschiedensten Lebenszwecken an. Das hatte auch seinen Einfluß auf die Waffenentwickelung: die Bildung der Sehne, der Schleuder, der Fangschnur (Lasso) setzt bald solche Künste voraus, bald wird sie dadurch wesentlich gefördert.

Zu den Gebrauchsmitteln gehören auch die Beförderungsmittel, welche dazu dienen sollen, die aus der Entfernung hervorgehenden Schwierigkeiten zu überwinden. Man befördert die Gegenstände der Natur zuerst auf Rücken, Kopf oder Achsel; man befördert sie in der Hand, indem man durch Bergung in Geräten (Körben, Tüchern) einen Zusammenhang herstellt und diesen Zusammenhang wieder der menschlichen Hand anpaßt (Handgriff); man befördert sie durch Ziehen auf der Erde, man legt sie hierbei auf Schlitten, um sie zu schonen; man walzt sie weiter, namentlich wenn sie sich durch rundliche Formen hierzu besonders eignen. Dies führt von selbst zur Erfindung der Walze und des Rades, indem man Stoffe beliebiger Gestaltung mit solchen Elementen der Kreisbewegung in Verbindung bringt und dadurch die Horizontalbewegung in eine Kreisbewegung umsetzt, wodurch die Schwerkraft der Erde benutzt, die Konstanz der Bewegung gesichert, die hemmende Reibung möglichst überwunden wird.

Ist die Bewegung für leblose Sachen erfunden, so wendet man sie auch an zur Menschenbeförderung; so entstehen die Mittel des Personen- wie des Sachentransportes.

Wichtiger als der Landtransport ist in ursprünglicher Zeit der Transport zu Wasser. Das Schwimmen lernt der Mensch wie das Tier, indem er von selbst dazu kommt, die natürlichen Widerstandsbewegungen gegen das feuchte Element in bestimmter Weise zu gestalten und zu bändigen. Die schwimmenden Gegenstände mußten durch die unwillkürliche Abstraktion, die man Erfahrung zu nennen pflegt, den Menschen dazu bringen, leichte, wasserdichte Gefüge zum Tragen von Waren, dann auch zum Tragen von Menschen zu benutzen, wobei die Stoßstange zum Ruder wurde. So bildete man die Kajaks, die Kanoes aus Holz, aus Bast, aus Häuten. Auch hier trat eine epochemachende Entdeckung hinzu: die Entdeckung des windfangenden Tuches, des Segels; und auch hierzu hat die Beobachtung und unwillkürliche Abstraktion Anlaß gegeben: man wird die Kraft des Windes auf das flatternde Tuch lange genug zu seinem Nachteil erkannt haben, bis man dazu kam, sie zu seinem Vorteil zu benutzen und es zu lernen, durch Drehung des Segels den Wind nach allen Richtungen auszunutzen.

Den Geräten gegenüber stehen die Wohnstätten, Einrichtungen auf der Erde, um das Verbleiben des Menschen und die Aufbewahrung der Waren zu erleichtern und zu sichern. Meistens hat wohl die Höhle dem Menschen zuerst die schützende Kraft der Bedeckung und Bedachung zu erkennen gegeben, und daraus nahm er den Anlaß, künstliche Höhlen zu schaffen. Die Höhle im überhängenden Boden führte zur Errichtung eines sein Dach breitenden, seine schirmenden Wandungen ringsherum erstreckenden Hauses. Im Urwald mag auch der Baumschutz, der Schutz des Blätterdaches und des Baumstammes dazu Anlaß geboten haben. So baute man das Haus als Rundhaus oder Langhaus, das Haus mit seinen Vorratskammern und Feuerstätten, wobei man entweder den Rauch einfach ertrug oder ihn auf die oder jene Weise zum Entweichen brachte. Das Haus setzte allerdings schon eine gewisse Konstanz der Lebensweise, eine gewisse lokale Gebundenheit, eine gewisse Ansässigkeit voraus. Wandervölker behalfen sich mit momentanen Schutz- und Bedachungsmitteln, mit Wagen, Zelt und Jurte.

Das Haus des seßhaften Menschen gewinnt an Festigkeit; man baut erst mit Erde und Flechtwerk, man baut mit Balken, man baut mit Steinen, mit Backsteinen (wie die Babylonier). Man kommt dazu, das Gebäude zu fundamentieren; man baut in geraden Linien, man baut, wie die Etrusker, die Römer und die modernen Völker, unter Benutzung der Bogen- und Gewölbeform. Der Bau wird verziert, er wird zum Kunstwerk.

Aber auch im Wasser richtet sich der Mensch wohnlich ein; sei es auf flottierenden Stätten, sei es durch Bauten ins Wasser hinein. Er schützt sich dadurch vor den Feinden des Landes und wohnt hier in größeren oder kleineren Gemeinschaften; so bilden sich die noch jetzt bei Naturvölkern gebräuchlichen Wasser- oder Pfahlbauten, die ehemals in Süddeutschland und der Schweiz so verbreitet waren und schon in der Steinzeit begonnen haben.

Die Kleidung aber war teils durch Kühlung der Temperatur geboten, wenn man in kälteren Strecken den Winter überdauern wollte. In wärmen Klimaten kennt der Mensch das Kleidungsbedürfnis ursprünglich nicht: die Kleidung ist dem Menschen Maske, Versteckung; sie trägt einen Zauber in sich, sie ist die Eigenart des Zauberers oder des im Tanz die höheren Kräfte Herbeilockenden. Das Gefühl des Obscönen ist ein erst abgeleitetes Gefühl: es setzt bereits eine starke Individualisation voraus: es setzt voraus, daß jeder Mann sein Weib für sich haben und der Begehrlichkeit der anderen entziehen will; was zunächst dahin führt, die Geschlechtlichkeitsakte privat und diskret zu gestalten und allmählich auch die Teile des Geschlechtes zu verhüllen.

Damit geht Hand in Hand das Ziergefühl, das Streben, der Natur nachzuhelfen zur Erreichung bestimmter ästhetischer Effekte. Man will eine größere Abwechslung auf der Fläche des menschlichen Körpers; das führt zur Tättowierung und zur Annahme von Zieraten für Kopf, für Ohren, Nase, Nacken, Hüfte. Später laufen alle diese Dinge zusammen: die Kleidung wird Schutz, Hülle und Zierde und erfüllt diese verschiedenen Funktionen zugleich.

Eine oft noch in der Periode der Jagdvölker gemachte epochemachende Erfindung ist die Zähmung der Tiere, das Dienstbarmachen des Tieres für die menschlichen Zwecke. Der Anfang davon wird wohl gewesen sein, daß man ein Thier auf das andere reizte, um dann beide zu überwinden. Des weiteren hat der Gedanke des Totemismus, der Gedanke, daß der Mensch selbst eine Tierseele repräsentiert, dahin geführt, daß der Mensch im Tiere seinen Gefährten suchte, es sich seelisch nahe rückte, es zu seinem Geleite machte. Aus diesen zwei Elementen: dem menschlichen Egoismus und dem allen Naturvölkern innewohnenden Naturgefühl und Naturidentifikationsgefühl, ist die Zähmung erwachsen: die Unterwerfung des Tieres einerseits, das

an uns Gewöhnen anderseits. Mit der Zähmung und Unterwerfung steht nicht in Widerspruch, daß man dem Tiere Verehrung zollte oder in ihm den Ahnengeist vermutete.

Diese Errungenschaften der äußeren Kultur begleiten den Menschen im Übergange von dem bloßen Naturokkupations- zum Naturpflegestadium, zum Stadium der Viehzucht und des Ackerbaues. Alle diese Beschäftigungen führen zunächst eine große Unruhe und Beweglichkeit mit sich. Die Naturokkupation drängt zum Wandern, um zu spähen, wo etwas Okkupierbares ist: man streicht den Wurzeln wie dem Wilde nach. Auch die Pflege der gezähmten Tiere veranlaßt ein Wandern zur Aufsuchung der Weidestätten. Nicht minder der Ackerbau in seiner ursprünglichen Form. Allerdings trägt er die Potenz in sich, eine seßhafte Lebensweise zu eröffnen; und dies ist eines der wichtigen Elemente im Fortschritte der Menschheit. Nur die seßhaften Völker vermochten es, große, dauernde Institutionen zu schaffen, die Resultate der Kultur für ferne Geschlechter aufzuspeichern, ein entwickeltes, fein organisiertes Verkehrs- und Staatsleben zu gestalten: der Übergang von der wandernden zur seßhaften Lebensweise ist darum einer der größten Fortschritte der Menschheit gewesen. Die Anfänge des Ackerbaues aber zeigen uns den Menschen noch als einen periodischen Wanderer. Bei der Feldgraswirtschaft (dem Jumsysteme) wird in den eilig gereuteten Boden gepflanzt; nach etwa zwei Jahren ist der Boden erschöpft, man wandert, bricht neuen Boden auf, bis man endlich dazu kommt, den Boden eines Distrikts in Kultur- und Brachland zu teilen, also dieselben Grundstücke beizubehalten, indem man sie stets einige Zeit in Brache hält und dadurch den Boden sich wieder erholen läßt. Verschiedene Umstände: Feinde von außen, Schwierigkeiten der Wanderung und anderes müssen zu dieser Veränderung und zum Übergange zur sogenannten Wechselwirtschaft geführt haben: man schränkte die Wanderungen auf ein geringes Gebiet ein, indem man stets nach einigen Jahren zu denselben Feldern zurückkehrte, bis man endlich Kultur und Brache in ein System brachte und überhaupt nicht mehr wanderte.

Mit dieser Ansässigkeit verändert sich die Gemeinschaftsform der Menschenverbindung. Die Gemeinschaft fixiert sich auf ein bestimmtes Gebiet, die einzelnen Gemeinschaftsgenossen haben ihre benachbarten Niederlassungen; das Geschlechtersystem wird zum Dorfsystem, das Dorf mit seinen abgeschlossenen Grenzmarken ist von nun an das Band der Gemeinschaft Daneben haben oft mehrere Dörfer zusammen ihre gemeinsamen Wälder und Weiden, sie haben ihre gemeinsamen Dämme und Kanäle; die Natur sorgt dafür, daß sie sich nicht isolieren, sondern in einen nähern Kontakt zusammentreten: die Natur und die äußeren Feinde, gegen die man sich in Gemeinsamkeit wehren muß.

Mit dem Ackerbau verbindet sich die Verarbeitung der Produkte. Man verarbeitet sie zu Lebens- und Genußmitteln; man schafft die Einrichtung der Wohnungen, die Kleidung, die Werkzeuge und Geräte; man schafft die Waffen. Denn so sehr der Ackerbau zum Frieden mahnt, so wenig lebt der Mensch mit seinesgleichen im Frieden, und auch die Ackerbauvölker sind genötigt, sich für den Krieg zu rüsten. Die Verarbeitung aber erfolgt zunächst nicht vom Ackerbaugewerbe getrennt: der Ackerbauer verarbeitet die Naturprodukte selbst mit den Mitgliedern seiner engern und weitern Familie (Hofsystem). Später erkennt man leicht, daß die einzelnen Personen sich mehr oder minder geschickt beweisen; man erkennt, daß das eine wie das andere gelernt sein muß. Daher verlangt man, daß innerhalb der Gemeinschaft besondere Personen sich vornehmlich zu gewissen Stoffverarbeitungsthätigkeiten vorbereiten und diese für die Bedürfnisse der Gemeinschaft betreiben (Handwerk). Der Handwerker ist zuerst Gemeindehandwerker: man sorgt in jeder Gemeinde für den Gemeindeschneider, Gemeindeschuster, Gemeindeschmied, Gemeindebarbier,

auch für den Gemeindelehrer. Der Handwerker erhält dafür sein bestimmtes Einkommen: seine Gemeindegarbe; auch hat ein jeder, der etwas bei ihm machen läßt, ihm ein Kleines zu vergüten, oder er atzt ihn, während er im Hause schafft; bis sich endlich ein geregelter Austausch herstellt, und damit entwickelt sich wieder etwas für die Kultur Epochemachendes: die Arbeitsteilung. Man findet es vorteilhafter, daß der Handwerker nicht bloß auf Bestellung, sondern auch im Vorrat arbeitet; denn die Arbeitszeiten harmonieren durchaus nicht mit den Bedarfszeiten; während man dies in der ersten Periode mehr oder minder auszugleichen sucht, trennt man später beides. Noch bleibt immer Arbeit für den Momentbedarf übrig, und sie läßt sich auch in späteren Kulturstadien nicht vermeiden; wo man aber die Arbeit von dem Moment lösen kann, ist die Produktionskraft bedeutend gesteigert: man produziert in den besten Produktionszeiten und wahrt die Produkte bis zu den Zeiten des Bedarfs; man wird von dem Augenblick unabhängig. Es handelt sich hier wie bei anderen Kulturfragen darum, die Zufälligkeit mit ihren Inkongruenzen zu überwinden und die Umstände uns dienstbar zu machen.

Austausch und Arbeitsteilung sind die großen Elemente des Kulturfortschrittes, der sich auf dieser Basis vollzieht. Das Handwerk entwickelt und verfeinert sich; es verlangt immer größere Geschicklichkeit und immer größere Vorbereitung für die Meisterschaft; der Handwerker beschränkt sich auf eine bestimmte Sphäre der Produktion und bringt es in ihr zu einer gewissen Vollendung; seine Produkte werden vor denen der anderen eifrig gesucht: sie sind besser und doch billiger, denn die Arbeit geht ihm flinker von der Hand. Dafür müssen ihm nun die Ackerbauer, auch die anderen Handwerker von dem ihrigen mitteilen: denn je spezialisierter die Thätigkeit des Einzelnen ist, desto mehr bedarf er der Gesamtheit, um das volle Maß menschlicher Bedürfnisse zu befriedigen. So ist der Tausch zunächst Naturaltausch: man tauscht ein und aus, was eben jeder an Bedürfnissen empfindet, während die Produktion des Ganzen viel reicher, viel vollkommener geworden ist: das organisierte Ganze arbeitet mehr als die Gesamtheit der getrennten Einzelnen.

Aber auch hier zeigt sich der Drang der Menschheit, sich vom Moment zu befreien, sich über das momentane Mißverhältnis von Bedarf und Produktion zu erheben. Je vielseitiger die Produktion, desto schwerer ist es, jeweils Personen zu finden, die gerade für die Produkte das zum Austausch bringen, was man nötig hat. Dieses Mißverhältnis auszugleichen, ist die Bestimmung des allgemeinen Wertmessers und Tauschfaktors, des Geldes. Das Geld ist das Ausgleichsmittel, welches den menschlichen Verkehr von dem individuellen Bedarf unabhängig macht.

Schon früh müssen sich, namentlich auch im gegenseitigen Verkehre der Gemeinschaften unter sich, gewisse allgemein geschätzte und in großer Anzahl vorhandene, auch eine große Teilbarkeit aufweisende Gegenstände als Vermittelungstauschmittel herausstellen; mehr oder minder empirisch für den einzelnen Fall, dem Belieben des Falles preisgegeben, bis allmählich einzelne solche Vermittelungsbehelfe allgemeine Anerkennung finden: das Vermittelungstauschmittel wird zum Gelde. Das gleiche Bedürfnis der Überwindung der individuellen Inkongruenzen hat bei den verschiedensten Völkern der Erde zur Erfindung des Geldinstitutes geführt, wobei aber natürlich die mannigfaltigsten Produkte als Wertmittel fungierten, je nach dem Himmelsstrich, dem Grade der Kultur und der Weise des Volkes. Viehzuchtvölker haben vor allem Viehstücke als Geldmittel bezeichnet; aber auch Tabak, Kauris, Muschel- und Perlschnüre (Wampuns), Ringe, Häute kamen in Übung. Zuletzt verfiel man auf das Metall, das den Vorteil großer Festigkeit, Dauerhaftigkeit, Teilbarkeit und allgemeiner Wertanerkennung hatte; und hier fanden

schließlich die Edelmetalle den Vorzug. Zuerst wurden sie gewogen: das Wägegeld findet sich noch bei sehr entwickelten Kulturvölkern, bei anderen erblicken wir noch deutliche residuäre Spuren in den Ritus- und Rechtsgebräuchen; bis man dazu kommt, das Edelmetall in kleine handliche Stücke zu zerlegen und diese Stücke öffentlich zu bezeichnen: die Bezeichnung erspart die Wage, gibt die Möglichkeit, überall und unter allen Umständen Zahlung in Empfang zu nehmen, hebt viel Streitigkeiten und ist darum schließlich von allen Kulturvölkern angenommen worden. Große, noch nicht beglichene Schwierigkeiten bietet das Zusammensein zweier Edelmetalle, welche sich als Zahlungsmittel im Verkehr eingeführt haben, deren vielfache gegenseitige Wertschwankung die Verkehrsverhältnisse mit ihren Wertschätzungen stark zu erschüttern droht. Man sucht dem Mißstande teils durch eine zwangsweise durchzusetzende Regelung des Wertverhältnisses beider Metalle in ihrer Geldfunktion zu steuern, was aber internationales Einverständnis voraussetzt (Bimetallismus); teils gelangt man zum System, nur das Gold als maßgebend zu erachten und das Silber wie ein unedles Metall lediglich als Aushilfsmittel zu benutzen.

Aber damit ist die Menschheit noch nicht am letzten Ziel angekommen. Neben den Realgeldmitteln treten die *idealen Geldmittel* oder *Geldsurrogate* auf. Zuerst in Zeiten der Not und Mißlichkeit gibt man Anweisungen auf den Staatsschatz, die künftig eingelöst werden sollen; man schafft Urkunden, Versprechungen, die man mit Geldkraft ausstattet; und die Staats- und Volksgewalt zwingt, sie als Geld anzunehmen. Die durch Bezeichnung der Münzen erprobte Kraft des Staates, dem Verkehre Gesetze vorzuschreiben, wird nun auch dazu verwendet, den Münzen Wertkraft und Zahlungskraft über ihren natürlichen Wert in verbindlicher Weise beizulegen. So kommt das Surrogatgeld, das Ledergeld, das Papiergeld, die Scheidemünze; aber nach vielen Schwankungen und manchen Krisen lehrt die Erfahrung, daß hier die Staatsgewalt nicht alles vermag, und daß diese Möglichkeit in ziemlich engen Grenzen steht, soll nicht das ganze Wirtschaftsleben erschüttert werden.

Wenn so die Staatsgewalt zu Mitteln nach Erleichterung der Zahlung greift, so weiß der Verkehr anderseits sich selbst zu helfen. Statt der Zahlung tritt die *Verrechnung*, die *Aufrechnung*, die *Kompensation*. Gefördert wird sie durch Übertragung der Forderungen, insbesondere durch das Wechselinstitut, gefördert wird sie durch kaufmännische Zusammenkünfte, wo die Handeltreibenden gegenseitig ihre Ansprüche ausgleichen, klären: Skontration, clearinghouse. Auch hier entwickelt sich das Bestreben, sich von individuellen Inkongruenzen zu befreien, mit anderen Worten, die Verhältnisse zu beherrschen; während an sich die Aufrechnung Forderung und Gegenforderung in derselben Hand voraussetzt, weiß man ein solches Verhältnis künstlich herbeizuführen; und auf solche Weise zwingt man die natürlichen Verkehrsverhältnisse, indem man ihnen dient, — was ja stets die Eigenart des Kulturfortschrittes gewesen ist.

Die Arbeitsteilung hat also ihren Ausgangspunkt in der Entwickelung des Handwerkes, in der Trennung der Stoffbearbeitung von der Urproduktion. Sie führt mit Hilfe des Geldes zur völligen Umgestaltung der Wirtschaftsverhältnisse; sie führt auch zur völligen Umgestaltung der *sozialen Stellung* der Menschen.

Das Land wird zur *Stadt*. Es entwickeln sich Zentren der Bevölkerung, die ihr Hauptgewicht auf Handwerk und Gewerbe legen, oft gedrängt durch die ungünstigen Bodenlagen und Agrikulturzustände. Solche Zentren bedürfen des Marktes und des Marktplatzes: sie bedürfen der Zusammenkünfte der Bodenproduzenten, die hier ihre Waren zum Austausch bringen, auch der Zusammenkünfte von Stadtproduzenten, die ihre Erzeugnisse anbieten. Die Stadt mit dem Markt ist der Ausgangspunkt weiterer Kultur; auch hier mit dem Bestreben, die individuellen

Inkongruenzen auszugleichen: die Frucht kommt zu Markte, man hat die Auswahl, es bestimmt sich ein Sachwert, gebildet durch die Vergleichung, durch Loslösung von der Art individueller Einzelkäufe, welche keine rationelle Schätzung gestatten und daher Käufer und Verkäufer dem Zufalle preisgeben. Es entwickelt sich ein *Marktpreis*. Die Stadt ist das lebendige Förderungsmittel des Gewerbes und Handels; sie hält aber zugleich durch den Markt die Stadtbevölkerung mit der Landbevölkerung in Kontakt und verhütet das Auseinanderfallen der Volksgenossen in getrennte, gegenseitig unbeteiligte oder gar feindselige Volksgruppen.

Hier findet das Gewerbe seinen Aufschwung, es wird zur Industrie, zur *Klein-* und *Großindustrie*. Letztere operiert mit einer bis ins einzelne entwickelten Arbeitsteilung; sie erlangt im Fabrikbetrieb einen weiteren Aufschwung durch Einführung der *Maschinen*. Maschinen im Gegensatze zu Geräten sind leblose, aber organisierte Arbeitsfaktoren, die nur einer untergeordneten menschlichen Thätigkeit (Bedienung) bedürfen, um in einer unserer Voraussbestimmung entsprechenden Weise zu wirken. Dieser Maschinismus ist ursprünglich einfach; er schließt sich an Wasser und Wind an: der Mühlenbetrieb und die Wasserleitung gehört zu seinen ursprünglichen Formen. Der menschliche Erfindungsgeist steigert aber, allerdings erst in den höheren Stadien der wirtschaftlichen Entwickelung, diese Arbeitskräfte ins Enorme. Die Verbindung von Wasser und Feuer schafft den expansiven Dampf mit seiner ungeheuern Kraftentfaltung; die Elektrizität enthält einen überreichen Fonds von Arbeitskräften in sich. Schließlich führt die Entdeckung der Einheit der Energie dazu, die ganze Natur als eine Aufspeicherung von Kräften zu betrachten und die Mittel auszusinnen, um diese Unsumme von Naturmächten zu lenken, eine Form in die andere umzusetzen, von einem Ort an den anderen zu übertragen und damit fast allmächtig nicht zu schaffen, aber das in der Natur Geschaffene zu gestalten. So ermöglicht uns die Erfindung die Herrschaft über die Erde; auch hier wieder nach dem Prinzipe, die individuelle Sonderung mit den ihr anhaftenden Inkongruenzen zu überwinden.

Die Arbeitsteilung führt, wie bereits erwähnt, zum Tausch, der Tausch aber zum *Handel*. Handel ist geregelter Tausch, organisierte Zusammenfügung von Täuschen nach einem bestimmten System, unter besonderer Berücksichtigung des obigen Prinzipes der Vorratsproduktion. Die Vorratsproduktion bedarf einer gewissen Kunst des Handels: man muß die Abnahmeorte aufsuchen, man muß die Produkte den Abnahmeorten in geeigneter Weise zukommen lassen. So entwickelt sich eine fruchtbare Wechselwirkung. Und wie die Vorratsproduktion den Handel, so kann der Handel die Vorratsproduktion beeinflussen; er kann sie nach den Richtungen hin lenken, wo künftig ein Absatz der Produkte zu erwarten steht. Auf solche Weise setzt der Handel besondere Kenntnisse, ein besonderes Geschick voraus; er entwickelt eine besondere Technik, die ihm gestattet, den kompliziertesten Aufgaben gerecht zu werden. Die Handeltreibenden lösen sich los vom Gewerbestand: es entsteht der Handelsstand, d. h. der Stand, welcher es sich zur Aufgabe macht, die Produkte der Urproduktion und der Gewerbeproduktion zum geregelten Austausch zu bringen. Wie bei jeder Thätigkeitsform innerhalb der Gebiete der materiellen Produktion, wird auch beim Handel der Egoismus die größte Rolle spielen: der Handel wird sich bestreben, durch Auffindung günstiger Bezugsquellen und Absatzgebiete möglichsten Gewinn zu machen; er wird versuchen, die günstigen Zeitläufe der Vorratsproduktion und des Bedürfnisses zu erspähen (Spekulation). Aber auch hier kommt der Egoismus weltgeschichtlich in Betracht als großartiges Förderungsmittel menschlicher Kultur.

Der Handel drängt nach Überschreitung der Grenzen der einzelnen Völkergebiete: er will nicht ein Binnenhandel bleiben, er drängt von selbst zum *Auslandshandel*; denn gerade

andere Länder, andere Himmelsstriche erzeugen Produkte, die uns schätzbar und unseren Himmelsstrichen und unserer Produktion nicht zugänglich sind. So wird der Handel zum Export- und Importhandel. Zunächst in der Art, daß der Handeltreibende oder sein Vertreter mit den Waren reist (Hausierhandel, auch als Kommendahandel, wobei der Geld- oder Warenbesitzer einem Hausierenden das Kapital bietet und der Gewinn geteilt wird); dann so, daß das Handelsgut an einen Mittelsmann übersandt wird, der am anderen Orte die Waren in Verkehr setzt (Speditions-, Kommissionshandel); dann so, daß man am fremden Orte selbst eine Filiale, eine Niederlassung, eine Faktorei gründet, damit diese in Verbindung mit dem Haupthause den Handel in jene Gegenden trage; endlich so, daß man ohne Vermittelung mit fremden Häusern verkehrt und Waren mit ihnen austauscht (direkter Auslandshandel), was natürlich schon eine große Vertrautheit mit den fremden Verhältnissen und ein großes Vertrauen in die Konsolidation der dortigen Zustände voraussetzt, mithin nur in entwickelten Kulturzuständen möglich ist. Der Handel der einen oder anderen Art geht ins Ausland auf Landwegen (Karawanen-, später Eisenbahnverkehr) und auf Seewegen (Schiffshandel mit Segel- und Dampfschiffen). Die Größe des Betriebes, die eigenartigen Gefahren, die Vielseitigkeit der Verhältnisse, alles führt hier wieder zu überraschend neuen Erscheinungen: der Seeverkehr führt zur Versicherung, er führt zu neuen Assoziationsformen; der Karawanenverkehr führt zu Absteigestationen, Verpflegungsstellen, Wirtschaften. Und was hier durch die Not des einzelnen Falles geschaffen war, wird später für andere Zwecke ausgebeutet: die Versicherung ist einer der fruchtbarsten Gedanken der Gegenwart, das Hotelwesen eine Grundbedingung für die Reise, für den Aufenthalt in fremden Ländern, welche ein Hauptbildungs- und Hauptgesundungsmittel geworden sind.

Noch weitere Veranstaltungen weiß der Verkehr zu schaffen, auch hier wieder durch Kombination die Inkongruenzen der individuellen Verhältnisse überwindend. Der Handel kann sich nicht immer direkt vom Erzeugungs- zum Abnahmeort bewegen: ein Ort bedarf mehr, einer wenig; es wäre schwer, von einem Punkt aus alle Orte richtig zu bedenken. So entwickelt sich der Zwischenhandel, der sich ins Mittel legt, so daß die Ware in kommerziell selbständigen Stationen die Länder durchkreist, bis sie ans Ziel gelangt. Zuerst stellt sich ein Kaufmann zwischen Produzenten und Abnehmer, dann eine Vielheit, was scheinbar die Waren verteuert, in der That aber, wenn es auf richtigem Weg erfolgt, billiger macht, indem die organisierte Zwischenwirkung die Überwindung von Schwierigkeiten erleichtert und die Bezugssicherheit erhöht. Was der Zwischenhändler verlangt, ist durch diese Vorteile reichlich vergütet.

Auf solche Weise entsteht der Nationalhandel, der Welthandel; und was der Marktverkehr in kleiner Sphäre vollzieht, das soll die Börsenkonzentration in größerem oder größtem Kreise bewirken. Wie auf dem Markte sich die Verhältnisse nivellieren und sich ein von den individuellen Umständen möglichst unabhängiger Marktpreis herausbildet, so wird der Weltverkehr und die Möglichkeit, die Waren von den verschiedensten Seiten her zu beziehen, eine Nivellierung herbeiführen, und es werden sich Weltpreise bilden; und sie zu bilden, ist Sache der Börsen. Die Börse ist eine Einrichtung, die sich seit dem 16. Jahrhundert in Holland, England, Deutschland und allen anderen Kulturstaaten entwickelt hat: eine Zusammenkunft von Kaufleuten ohne Waren zum gegenseitigen Kaufverkehr. Sie erlangte noch mehr den Charakter eines Weltinstitutes, seit durch die Mittel des Nachrichtenverkehres, zuletzt durch Telegraphen und Telephon, die Möglichkeit gegeben ist, daß die Börsen der verschiedenen Länder miteinander von Augenblick zu Augenblick verhandeln, so daß der Stand der Preise auf einem

großen Teile der Erde, ja auf dem größten Teile der für die Preisbildung maßgebenden Erde sofort erkannt werden kann.

Allerdings führt der Welthandel wieder schwere Gefahren mit sich. Er fördert den Bezug der Produkte und steigert ihn ins Ungemessene; aber er fördert auch die Möglichkeit, daß ein Land, das in ungünstigen Produktionsverhältnissen steht, durch den Weltverkehr stark geschädigt, daß seine Produktion erdrückt und damit ein großer Teil der Bevölkerung lahmgelegt wird. Einzelne Stockungen und Störungen wird jeder Kulturfortschritt bringen; allein die Stockung kann zu einer generellen Krise, die Störung zu einer völligen Massenvernichtung führen, und zwar schneller, als es möglich ist, die Produktion nach anderer Seite hinzulenken. Auch ist es im Zustande der Völkersonderung und bei der Möglichkeit der Völkerkriege nicht wünschenswert, wenn ein Volk in Bezug auf die notwendigen Bedarfsmittel bedingungslos einem anderen Volk anheimgegeben ist. Daher anderseits die Bemühungen, gewisse Folgen des Welthandels wieder aufzuheben oder zu hemmen: Schutzzollpolitik, Differentialtarife, Ausfuhrprämien und anderes; Mittel, die, im richtigen Maß angewendet, sehr heilsam sind, unrichtig angewendet aber, wie alle Heilmittel, zum Verderben ausschlagen können.

Von größter Bedeutung wird es sein, wenn der Technik der ungeheure Triumph gelingt, nicht nur einzelne Naturprodukte, wie das Indigo, sondern die wichtigsten Stoffe, namentlich die Lebensmittel, mit Hilfe chemischer Operationen herzustellen. Die künstliche Produktion der Eiweißstoffe wird nicht nur die größten Umwälzungen in den Produktionsverhältnissen und in der wirtschaftlichen Stellung der Staaten zu einander, sondern namentlich auch Umwälzungen in der sozialen Stellung der Bevölkerungskreise bedingen; eine Perspektive, die ich nur andeute, da wir wohl noch nicht am Vorabende dieser mächtigen Errungenschaft stehen.

Bisher ist mehrfach hervorgehoben worden, daß die Befreiung von dem Drucke der individuellen Verhältnisse und die Auffindung von Mitteln, sie zu überwinden, eines der Hauptkulturmedien gewesen ist. Und diese Hilfsmittel spielen mit der Zeit eine immer größere Rolle: ein Mittel, welches dem konkreten Dinge den abstrakten Wert entlockt, welches die den starren Körpern anhaftende Wertkraft zur Geldkraft gestaltet, welches daher das Immobiliargut flüssig macht und ihm die Funktion einer wie ein Schatz in ihm verborgenen Geldsumme gibt, ist das Pfand-, Hypotheken-, Grundschuldinstitut mit allen seinen Ausgestaltungen. Es beruht auf der Möglichkeit, die in der Sache liegende Nutz- und Verwertungskraft zu verselbständigen und zum Gegenstande des Verkehres zu machen: eine der genialsten Erfindungen der Menschheit; wie die meisten Erfindungen aus kleinen Anfängen, aus Bestrebungen menschlicher Not und menschlichen Bedürfnisses hervorgegangen, getragen durch eine der geistvollsten und tiefsten Rechtskonstruktionen.

Aber dabei bleibt die Menschheit nicht stehen; sie findet noch weitere Mobilisierungsmittel. Das Wertrecht tritt auf als Gesellschaftsrecht: man scheidet die Gesellschaft als Einheit von der Summe der Gesellschafter, macht diese von Miteigentümern zu Wertträgern, hypostasiert die Gesellschaft zur selbständigen Person und bildet so die Aktiengesellschaften, die Rhedereien, die Bergwerksassoziationen, deren Wesen darin besteht, daß die Nutzrechte sich zu frei übertragbaren Wertrechten gestalten und alle Wege des Mobiliarvermögens, damit auch alle Wege der Mobiliarspekulation wandeln können. Damit ist die Möglichkeit der Kapitalbildung, auch der Kapitalansammlung wesentlich erleichtert; allerdings auch die Möglichkeit der wilden Spekulation, der Agiotage, der bloß äußerlichen Beteiligung ohne Sachinteresse, und damit die Möglichkeit von Mißbräuchen, die mitunter der modernen Gesellschaft gewaltige Stöße versetzt haben.

Schon oben (S. 34) wurde betont, daß der Handel zur Ansiedelung im Auslande führe; er führt zur Kolonisation, zur Besiedelung fremder Landstriche, namentlich solcher von tieferer Kultur, in denen wir förmliche Niederlassungen gründen müssen, weil wir unseren Lebensbedarf in jenem Lande selbst nicht finden, ihn größtenteils an Ort und Stelle selbst zu schaffen haben. Die Besiedelung aber führt fast notwendig zu Konflikten mit den Einheimischen, damit zu Kriegen und Unterwerfungen; die Einzelkolonien werden auf solche Weise zum Kolonialstaate, der mehr oder minder mit dem Mutterstaat in Beziehung bleibt, ein ausgiebiges Absatzgebiet für viele seiner Produkte bietet und möglicherweise auch die Gelegenheit gewährt, die Überbevölkerung dort anzusiedeln, ohne sie vom Konnex des Mutterlandes zu lösen. Das steigert den wirtschaftlichen und nationalen Machtbereich des Staates, gibt ihm allerdings auch viele Angriffs- und Schwächungspunkte, führt oft zu zentrifugalen Bestrebungen, zur Loslösung vom Mutterland. Immerhin aber ist anzuerkennen, daß hauptsächlich der Handel, die auri sacra fames, der Kulturbringer in diesen Gegenden gewesen ist.

Natürlich ist mit dieser komplizierten Weise der Lebensführung ein Umschwung in der gegenseitigen sozialen Stellung der Einzelnen verbunden. Die Verteilung der Lebens- und Genußgüter unter die Individuen wird immer mannigfaltiger; der Besitz von Arbeitskräften, durch eigne Kraft, Spekulation, Erbgang oder sonstwie erworben, gibt oft dem Einzelnen ein ungeheures Übergewicht. Dies führt zum Unterschiede zwischen dem Arbeitsherrn und dem Arbeitsgehilfen oder Arbeiter.

Frühere Jahrhunderte hatten sich durch rechtliche Unterwerfung von Menschenklassen geholfen, die bis zur vollen Rechtlosigkeit gedieh und eine Menschenklasse an die Arbeit kettete zu gunsten eines Eigentümers und Arbeitsherrn (Sklavenwirtschaft); noch besonders gesteigert durch Erblichkeit der Sklaveneigenschaft. Der Ursprung des Sklavenwesens liegt in den Kriegen und Menschenjagden; in Zeiten, wo man noch keine oder wenige gezähmte Haustiere und keine Maschinen, auch nur sehr unvollkommene Geräte hatte, ließ sich eine entwickelte Wirtschaft nur mit Menschenkräften durchführen. Die Organisation der freien Arbeit aber mit Arbeitsvertrag und mit dem hier nötigen gegenseitigen Vertrauen fehlte. Was soll man auch dem Arbeiter als Äquivalent entgegengeben, wo das Land noch in Überfülle vorhanden, das bewegliche Kapital spärlich, der Kreis der Genußmittel beschränkt ist? Was kann man ihm bieten, was er sich nicht besser durch Eigenarbeit erwirbt? Daher greift man zum Zwang: zu Sklavenjagden, zur Unterwerfung in Kriegen und hält sich eine unterjochte Arbeiterbevölkerung, entweder verteilt in die einzelnen Haushalte oder in besonderen Sklavenhäusern und Sklavendörfern. Die Sklaven rekrutieren sich durch ihre eigne Nachkommenschaft; gewisse Verbrecher, auch den zahlungsunfähigen Schuldner stellt man ihnen gleich.

Nicht bei allen Völkern hat sich das Sklavenwesen gebildet; denn es setzt schon eine bestimmte Steigerung der Wirtschaft, das Bedürfnis einer Arbeitsteilung und eine gewisse Arbeitsorganisation voraus. Jagdvölker, wie z. B. die Rothäute, wissen mit den Sklaven nicht viel anzufangen, höchstens etwa, sie den Toten zu opfern; um so mehr Ackerbau- und Gewerbevölker. Aber auch nicht alle Völker dieser Art haben die Sklaverei entwickelt; manche hatten sie, aber nur in geringerer Entwickelung: wenig Spuren finden sich z. B. im Rechte der Azteken und im älteren Rechte von China. Andere Nationen haben sie um so drückender gestaltet. Zahlreich sind auch die Zwischenstufen und Zwischenbildungen. Oft kommt man dazu, den Fleiß des Sklaven durch Zusicherung eines bestimmten Sklavengutes (peculium) zu steigern; vielfach gestattet man ihm auch ein Familienleben und einen Haushalt; und so wird der Sklave zum

Hörigen, der nur noch mit Abgaben belastet und an die Scholle gebunden ist, im übrigen aber als Subjekt von Rechten und Pflichten gilt. Diese Hörigen wissen sich allmählich zu lösen und werden frei. Aber auch schon in den Zeiten des Sklaventumes gibt es Freilassungen und damit die Möglichkeit des Überganges zum Stande des Herrn. Nicht immer schlagen solche jähe Befreiungen zum Heile aus. Bei manchen Völkern hat die Unmasse der befreiten Sklaven mit ihrem fremdländischen Blut und ihren exotischen Anschauungen lebhafte Gefahren für das Volkstum herbeigeführt, wie z. B. in der römischen Kaiserzeit. In anderen Gegenden hat die jahrhundertelange Hörigkeit großer Gesellschaftsschichten dazu geführt, die Bevölkerung niederzuhalten und ihren moralischen und intellektuellen Aufschwung zu hindern. Vielfach verursachten auch die gewaltsamen Niederhaltungen blutige Kämpfe und verderbliche Krisen.

Die Entwickelung der freien Arbeiterschaft mit dem Arbeitsvertrag ist eines der wichtigsten Kapitel in der modernen Kulturgeschichte. Der Hauptentwickelungsbereich war das Gewerbe. Das Gewerbe verlangt nicht nur eine jahrelange Lehrzeit, es verlangt auch eine längere Probe-, Vorbereitungs- oder Gesellenzeit; und der Geselle, der künftig Meister werden will, hat längere Zeit im Arbeitsverhältnis, in Lohn und Kost eines Meisters zu stehen. Der Zusammenschluß der Gewerbetreibenden, der Innungsverband mit seinen Innungsstatuten hebt ein solches Dienstverhältnis über den Bereich des Privaten hinaus: der Geselle ist nicht nur im Brote des Meisters, er ist auch mit ein Glied der Innung und steht unter ihrer Kontrolle und ihrem Schutze.

Mit dem Fabrikbetrieb ändert sich die Stellung des Arbeiters. Er produziert nicht mehr selbst; seine Sache ist es, den Maschinenbetrieb zu leiten, die Maschine zu bedienen und dem Produkte noch einige Vervollkommnung zu geben. Er arbeitet nicht mehr mit dem Arbeitsherrn; denn die geistige Arbeit des letzteren ist von der manuellen des ersteren grundsätzlich verschieden. Es entsteht ein größerer Zwiespalt in der Bevölkerung, eine Entgegensetzung zwischen dem leitenden Kopf und der thätigen Hand, und da der leitende Kopf sehr oft Kapitalist sein wird, ein Gegensatz zwischen Kapital und Handarbeit; ein Gegensatz, der sich verschärft, wenn die potenzierte Kraft des Fabrikbetriebes das Handwerk immer mehr herabdrückt, so daß solche Verhältnisse, wo geistige und körperliche Arbeit in derselben Person vereinigt sind, immer mehr schwinden.

Was aber die Arbeitsherren betrifft, so ist, wie bereits angedeutet, ihre Stellung entweder individualistisch, oder sie ist eine genossenschaftliche Stellung, ein Innungsverband. Der letztere ist lange Zeit der überwiegende; er war mit der Entstehung des Handwerkes aus dem Gemeindehandwerk von selbst gegeben; er ist ein gemeinsamer Verband, gegen den der Einzelne machtlos wäre, ein gemeinsamer Verband zum gemeinsamen Schutz und Trutz, mit Feststellung bestimmter Normen, insbesondere bestimmter Kampfnormen zur Überwindung der Hindernisse.

Bei manchen Völkern hat sich die Innung mit der Familie verquickt, indem die Innungsgenossen sich durch ihre eigne Nachkommenschaft rekrutierten. Ein Trieb zu solcher Vererbung läßt sich schon frühzeitig konstatieren: manche Stände, wie z. B. der Stand der Zauberer, sind schon bei Naturvölkern erblich. Völlig durchgebildet hat sich das starre Erbstuhlsystem in Indien, wo die Kasten größtenteils Berufs-, Handwerkerkasten geworden sind, welche ihre Nachkommenschaft gebieterisch in ihre Kreise ziehen. Bei anderen Völkern hat man das System mehr als Schwiegersohnsystem entwickelt oder ganz verworfen: man hat es dem Einzelnen überlassen, im Kreise der Innungen zu wählen und sich sein Handwerk zu erkiesen. Dies hat dazu beigetragen, die Gewerbe frisch zu erhalten und es zu vermeiden, daß sich eine straffe Abgeschlossenheit bildete. Man hält zwar dafür, daß der künftige Meister ordentlicher Geburt sein muß; allein man ist fern davon, zu verlangen, daß der Sohn stets seinem Vater folge.

Die Macht der Innungen hat häufig die Rechtsordnung auf ihre Seite gebracht, und die Innungen wurden monopolisiert, d. h. nur wer der Innung angehörte, durfte in den Kreis der Verkehrtreibenden der betreffenden Art eintreten. Oder der Kreis der Innung wurde gesprengt, und an Stelle des Bestimmungsrechtes der Gesamtheit trat das Bestimmungsrecht des Einzelnen, so daß ein gegenseitiger Konkurrenzkampf eintrat. Die freie Konkurrenz ward nun zur Losung. Sie löst die Innungserstarrungen, führt zur intensiven Entwickelung des Individuums, ist eine Quelle vieler Fortschritte; sie bringt das Geheimnis der Zunft an die Öffentlichkeit, sie befreit von eingerosteten Geschäftsvorurteilen; sie steigert den Erfindergeist und schafft neue Formen des Betriebes und neue Verbindungen und Vereinigungen. Allerdings fördert sie auch die schlimmen Seiten des Menschen zu Tage. Das Bestreben, vor den anderen nicht durch die Tüchtigkeit, sondern durch täuschende Maßnahmen und durch Spekulation auf die Schwächen der Menschen emporzukommen, tritt in unschöner Weise hervor; es fehlt mit der Innung zugleich die Disziplin und die Disziplinordnung; schwere Mängel entstehen durch das Haschen nach schnellem Verdienst und durch ungenügende Vorbereitung der Arbeiter, und es fehlt vielfach an der nötigen Gewähr für die Solidität und an der kritischen Würdigung der soliden Arbeit. Dem kann durch rechtliche und soziale Mittel entgegengewirkt werden: man gibt Hilfsmittel gegen Betrug und Unlauterkeit, man sucht einen neuen Anschluß der Gewerbetreibenden, man sucht Innungsverbände anderer Art zu schaffen und in irgend welchen Formen eine Prüfung und Bewährung des Arbeiters vor seinem selbständigen Geschäftsbeginn einzuführen.

Ganz anderer Art sind die zentralisierenden Tendenzen großer Verkehrskreise, welche, nicht wie jene Genossen kleine Gebiete, sondern ganze Volksbereiche, ja das Weltbereich in ihre Herrschaft zu bringen suchen. Große, über ganze Industrien herrschende Häuser, Einzelhäuser und Aktiengesellschaften bilden Assoziationen, um den Verkehr zu regeln, um gewisse Bedingungen des Absatzes festzusetzen, denen sich jedes Glied der Assoziation fügen muß, will es weiter Mitglied bleiben und sich nicht einer verderblichen Vereinzelung aussetzen. So entstehen die Trusts mit ihren Bestrebungen, dem Untergange des Einzelnen durch die Konkurrenz zu steuern, aber auch mit der Gefahr, durch ihre Gesetze alle Wohlthaten der freien Konkurrenz in Frage zu stellen. Wie sich die Rechtsordnung dazu verhalten soll, ist eine schwere, viel umstrittene Frage, und es gehört ihre Behandlung zu den bewegenden Fragen der Gegenwart.

Aber auch der Arbeiterstand, sobald er durch die Rechtsordnung freigegeben ist, folgt dem Triebe der Assoziation im Bewußtsein, daß der wirtschaftlich Schwache, zur Vielheit verbunden, stark wird. Es erheben sich Vereinigungen zur Erleichterung der wirtschaftlichen Lage im Einzelnen; es bilden sich aber auch Verbände, um zu wirtschaftlichen Interessenkämpfen gegen das Kapital gewachsen zu sein, d. h. zum Kampfe der im Handarbeiter verkörperten lebenden Arbeit, des latenten Kapitales, gegen die beim Kapitalisten aufgehäufte Arbeit, gegen das aktuelle Kapital.

Das ist die Signatur des Wirtschaftslebens der Gegenwart. Die Weltgeschichte kennt bereits analoge Gestaltungen, wenn auch bei weitem nicht mit einer so gewaltigen Entwickelung der organisierten Kapitals- und Arbeitsmächte wie in der Gegenwart. Die Babylonier hatten ein Handelswesen mit einer Geldwirtschaft, die zu unserer modernen Zeit reiche Analogien bietet; das Innungswesen der Chinesen beherrscht das ganze dortige Gewerberecht; unter dem Kalifat blühte ein reiches Verkehrsleben mit entwickeltem Kommendahandel, wenn auch der Assoziationstrieb wesentlich verkümmerte; und der Seeverkehr der Malaien zeigte bereits charakteristische Züge unseres Seehandels.

Die Hauptwirtschaftsprobleme der Gegenwart liegen in dem Gegensatze zwischen der freien Konkurrenz und den genossenschaftlichen Trusts, in dem Gegensatze zwischen dem freien Arbeitsvertrag und der durch die Verhältnisse geschaffenen Notlage, in dem Gegensatze zwischen der untergeordneten Arbeiterstellung und der ungeheuren Macht der Arbeiterverbände, in dem Gegensatze zwischen dem freien Welthandel und der Notwendigkeit, den Ackerbau zu erhalten, zwischen dem ungeheuren Fabrikbetrieb und dem Bedürfnis, das der individuellen Produktion dienende Handwerk nicht untergehen zu lassen. Vieles ist bereits geschehen, die Gegensätze zu mildern, seit man sich davon überzeugt hat, daß das Gehenlassen nicht das richtige ist, sondern es unserer Intelligenz gestattet ist, ohne Überhebung, in die sozialen Zustände hineinzuleuchten und selbständig einzuwirken. Man hat die Lage der Arbeiter verbessert, teils privatim, teils von Staats wegen; man hat den Versicherungsgedanken herbeigezogen und den Arbeiter versichert, indem man ihm Beihilfe bei Unfällen, bei Krankheit, im Alter, ja selbst im Falle der Arbeitslosigkeit zu bieten suchte. Man ist bestrebt, das Handwerk durch Entwickelung des Kunstgewerbes zu heben; man unternimmt es, den Ackerbau durch Schutzzölle gegen Überflutungen zu sichern, und hat sogar Vorschläge gemacht, den ganzen Getreidehandel zu verstaatlichen. Überall drängt sich die Möglichkeit heran, dem Einzelnen im Kampfe mit dem Schicksal beizustehen. Das Problem ist sehr schwer; wesentlich ist, daß unter dem überschießenden Kollektivismus die Einzelkraft nicht lahmgelegt, durch zu weitgehende Verstaatlichungen nicht der in der Privatbethätigung der Individuen liegende mächtige Sporn zum Handeln erstickt, unter zu bereitwilliger Hilfe nicht die Persönlichkeit mit ihrem eigenen Pflicht- und Ichgefühl gedrückt, unter nationalen Maßnahmen nicht der Anschluß an die Weltkultur und Weltbewegung verloren wird. Namentlich aber ist darauf zu halten, daß das Einzeleigentum nicht nur an den Genuß-, sondern auch an den Produktionsmitteln dem Individuum gewahrt und nicht der ungeheure Kulturfortschritt, der in der Entwickelung des Individuums und seines Wesens liegt, wieder rückgängig gemacht wird. Jedenfalls aber, wie schwierig die Situation auch ist, so gilt doch folgendes: während am Ende des vorigen Jahrhunderts die Welt an der Lösung ihrer Aufgabe verzweifelte und sich in gewaltsamen Konvulsionen bewegte, haben wir heute die feste Zuversicht, im ruhigen Gange der Entwickelung der Schwierigkeiten Herr zu werden.

B. Die geistige Kultur.

Die geistige Bildung des Volkes kann mehr nach der Seite des Wissens oder des Fühlens erfolgen. Beide Geistesäußerungen sind ursprünglich nicht zu trennen; aber das Überwiegen der einen oder der anderen Seite wird sich in späterer Zeit bemerklich machen. Das erste Erzeugnis geistiger Kultur ist die Sprache, d. h. die Mitteilung von Gedanken durch Worte (durch Lautzeichen für die Begriffe). Die Sprache ist aus der Not des Lebens und dem Mitteilungsbedürfnis der Mitglieder einer zusammenlebenden Gemeinschaft erwachsen; diese schufen die Wurzeln, aus denen sich, unter dem Drucke der psychologischen Kategorien, durch Kombination, Aneinanderschmiegen, metaphorische Übertragung ein Gebilde gestaltete, fähig, wenigstens im großen und ganzen die Gedanken auszudrücken und ebenso die Gefühle, soweit diese sich durch Gedanken zum Ausdruck bringen lassen.

Die Art des Inbeziehungsetzens in der Sprache ist überaus mannigfaltig und charakterisiert die Sprache mehr als ihr Wortschatz. Von Wichtigkeit ist namentlich, ob die Sprache durch Aneinanderfügung der Wurzeln oder durch innige Verschmelzung, schließlich durch ein System von Suffixen, Präfixen und Affixen (sogenannte Flexion) den vielseitigen Beziehungen

der Grundworte Rechnung zu tragen weiß (einsilbige, agglutinierende, flektierende Sprachen); und auch innerhalb dieses Kreises ist das System der Bezeichnung der lokalen, zeitlichen, kausalen Kategorien (Aktiv, Passiv), der psychologischen Funktionen (Behauptung, Wunsch, subjektiver Zweifel: Indikativ, Optativ, Konjunktiv u. s. w.) überaus verschieden.

Die Sprache steht im Gegensatz zu der in Urzeiten sehr entwickelten mimischen Mitteilung, bei welcher nicht der einzelne Begriff, sondern Begriffsverbindungen durch andeutende Gestikulation, insbesondere Fingerbewegung, den anderen Menschen kundgegeben werden.

Neben das Sprechen tritt das Zählen, d. h. die unter Abstraktion von der individuellen Besonderheit erfolgte Nebeneinandersetzung der Individuen, welche zunächst unter Beihilfe der Hände, Finger, Füße, Zehen stattfindet nach dem Zwei-, Fünf-, Zehn-, Zwölfersystem; das Zählen, welches von selbst zur Erkenntnis der gemeinsamen Gesetze der aus gleichheitlichen Elementen bestehenden Naturerscheinungen führte, in Raum, Zeit und Kausalität (Intensität): also zur Mathematik.

Auch die Kenntnis der geometrischen Figuren entwickelt sich: gewisse Kleidungsstücke haben Dreieck- oder Viereckgestalt, der Bau führt zum Bewußtsein bestimmter Formen und Formengesetze, die Ornamentik zeigt eine Vorliebe für bestimmte geometrische Kategorien.

Im Zusammenhang mit der Sprache aber steht eine viel spätere Errungenschaft, die Schrift, d. h. die Sprachfixierung, welche sich nach einem doppelten System gestaltet: nach dem System des Gedankenbildes oder Gedankensymbols (Zeichen-, Bilderschrift), oder nach dem System der phonetischen Zergliederung der Sprachlaute durch Silben- oder Buchstabenbezeichnung (Silben-, Buchstabenschrift). Das erstere ist die unmittelbare Gedankenschrift, das letztere ist die Schrift durch Vermittelung der Sprachlaute, indem man nicht den Gedanken, sondern die Sprachlaute und erst durch diese den Gedanken symbolisch wiedergibt. Der Übergang von der Zeichen- zur Silbenschrift hat sich aber in der Art vollzogen, daß man, wenn die Sprache in ihrer Entwickelung denselben Wortklang für verschiedene Begriffe bildete, den gleichheitlichen Wortklang durch ein Zeichen wiederzugeben anfing; und wenn man fremdsprachliche Worte in seiner Schrift wiedergab, so that man es so, daß man diese Äußerungen fremder Zunge in ihre Silben zerlegte und die Silben durch diejenigen Schriftzeichen wiedergab, welche gleichlautende Silben der eignen Sprache bezeichneten. Dadurch wurde man von selbst dazu geführt, daß man den Schriftzeichen mehr und mehr phonetische und immer weniger begriffliche Bedeutung zuschrieb; und dieser Prozeß mußte immer weiter schreiten, wenn die Sprache mit der Zeit anders gesprochen wurde: man konnte nun die alte Schrift mit ihrer begrifflichen Bezeichnungskraft beibehalten; man konnte aber auch mit der Änderung des Sprachlautes die Schrift ändern, so daß die Schriftzeichen die Silben bedeuteten und die Silbenkombinationen in der geänderten Sprache durch die den Silbenlauten entsprechenden Schriftzeichen wiedergegeben wurden. So wurde also die phonetische Silbenschrift nicht von selbst, sondern allmählich; mitunter blieben neben den Silbenzeichen noch Ideogramme bestehen, wie im Babylonischen. Besonders interessant und kennzeichnend für die Einheit des menschlichen Geistes ist es, daß sich der Übergang zur Silbenschrift bei verschiedenen Völkern unabhängig vollzogen hat, so insbesondere auch bei den Azteken, die eine ganz selbständige Entwickelung zeigen.

Der weitere Fortschritt ist der Übergang der Silben- zur Buchstabenschrift; dieser wird erleichtert, wenn eine Sprache in ihren Dialekten die Konsonanten festhält und die Vokale wechselt (wenn z. B. das a der Grundsprache in dem einen Dialekt zu o, im anderen zu ae und e wird, i zu e, e zu i ꝛc.). Man wird hier, um der verschiedenen Aussprache gerecht zu werden,

ein gemeinsames Silbenzeichen auswählen, das den Konsonanten mit den verschiedensten Vokalen bezeichnet (ba, be, bo), so daß das Zeichen eigentlich nur den Konsonanten wiedergibt, der Vokal in den verschiedenen Dialekten verschieden ergänzt wird. So wird die Silbenschrift zur Konsonantenschrift, wodurch eine große Vereinfachung eintritt und die Unzahl der Zeichen sich auf wenige reduziert. Ist diese Ausscheidung vollzogen, so drängt die spätere Zeit dahin, die Vokale zu punktieren oder durch wirkliche Zeichen kundzugeben; und so entsteht die Buchstabenschrift.

Die Mitteilung durch die Schrift aber kann Einzelmitteilung oder öffentliche Mitteilung sein, letztere durch Anschlag, Anheften oder sonstige Bekanntgabe an eine Vielheit, oder durch Vervielfältigung des Inhalts mittels mehrfacher Wiedergabe eines und desselben Schriftstückes. Dies erfolgte zunächst durch die gewöhnlichen Mittel der Schrift; und in Sklavenstaaten wie in Rom bediente man sich der kopierenden Sklavenschar, der man das Skriptum diktierte. Epochemachend aber war die Erfindung mechanischer Mittel, um nach einmaliger Schriftfixierung eine Vielheit von Mitteilungsfaktoren zu erlangen. In dieser Beziehung hat die Buchdruckerkunst mehr geleistet als die meisten Erfindungen, die je auf Erden gemacht worden sind: mit der Möglichkeit, dieselbe Mitteilung tausendfach zu vervielfältigen, wird der eine Gedanke zur Macht, er setzt sich von selbst in einer Vielheit von Personen fest, die sich von ihm überzeugen oder von ihm leiten lassen; der Gedanke wirkt durch Massensuggestion. Dies kann zur einseitigen Beherrschung der öffentlichen Meinung führen; ein gesundes Volk wird aber eine Vielheit von Richtungen geistig vertreten, und diese werden sich gegenseitig ergänzen, bekämpfen und überwinden. Auf solche Weise spielt der Gedanke in Massenwirkungen, er erregt die Nation in früher unerhörter Weise, er zwingt zum Mitdenken, zur Parteinahme; die Presse wird eine Bildungsmacht ersten Ranges. Das Bedürfnis periodischer Mitteilungen verbunden mit dem Neugiertriebe, der auf die Nachricht nicht lange warten will, drängt zu regelmäßig wiederkehrenden Preßerscheinungen; und so entsteht neben der Buchpresse die Tagespresse, die durch eine vorher unerhörte tagtägliche Beeinflussung ganze Bevölkerungskreise zu kaptivieren versteht. Natürlich hat diese Art der Kulturförderung wie jede andere ihre Nachteile: die Anschauung der Dinge wird schablonenmäßiger, die Einzelindividualität verliert an Eigenart, es entsteht nicht nur eine gewisse Nivellierung der Bildung, sondern auch eine Nivellierung der Anschauungen und der Denkungsweise. Im ganzen aber wird das Wissen in einer Weise verbreitet, wie es früher unmöglich gewesen wäre.

Der sinnende Mensch sehnt sich nach Lebensanschauung, und die Verhältnisse zwischen der Menschheit und der Natur streben in der Menschenbrust nach einer gewissen Lösung und Begleichung. Diese findet der Mensch im Glauben.

Der Glaube ist Gottesglaube, d. h. Glaube an geistige Gewalten, die in der Welt mächtig weben und das Ganze durchziehen, die alles trennen und alles festhalten, alles durchdringen und jedem seine Individualität geben. Der Mensch ist durch seine Natur dazu gedrängt, die Welt als göttliche Welt zu erfassen. Dieser Glaube zeigt sich bei Naturvölkern allgemein in der animistischen Form, d. h. in der Weise, daß die ganze äußere und innere Natur belebt, von Geistern erfüllt ist, die ursprünglich keine festbegrenzte Wesenheit an sich tragen, sondern in den verschiedensten Formen und Individualitäten auftauchen, verschwinden und sich neu bilden, wie die Wolke aus dem Dunstgebiet der Atmosphäre. Diese Geister stehen dem Menschen durchaus nicht fern. Der Mensch selber nimmt an der Geisterwelt teil, namentlich wenn er von der Hülle des Leibes gelöst ist, im Traum und im Tode; und die Familien, wie

die Individuen dünken sich mehr oder minder in Verbindung mit solchen Geistern. Schließlich hat jeder Mensch seinen Schutzgeist (Manitu), der sich ihm durch Zeichen und Phantasien offenbart. Besondere Verkörperungen dieser Geister, also Dinge, in denen solche Geister zeitweise oder dauernd ihren Sitz nehmen, heißen Fetische, und so entsteht die Fetischverehrung, von der die vorigen Jahrhunderte, welche die Wissenschaft vom Menschen nicht kannten, die seltsamsten Vorstellungen hegten: Bäume, Steine, Flüsse, Holzstücke, selbstgemachte Bilder, alles dies kann als Träger des göttlichen Geistes gelten; natürlich wird nicht das Stück Holz oder Stein verehrt, wie man früher meinte, sondern der in diesem Gegenstand inkarnierte, vergegenwärtigte, zu Tage tretende Geist. Vielfach wird der Glaube mehr naturalistisch, besonders bei Ackerbauvölkern; man verehrt namentlich die Gottheit in Gestalt der für den Ackerbau wesentlichen Faktoren: Sonne, Himmel, Blitz und Donner; dies sind die wohlthätigen Himmelsgötter, denen man die Erdgötter entgegensetzt, die uns Krankheit, Erdbeben und andere Übel bringen. So wird der Kult vergeistigt; man knüpft ihn nicht mehr an bestimmte Fetischformen: man verehrt den Himmel und verehrt die Erde.

Diese Religion begleitet den Menschen von der Geburt bis zum Tode. In der Geburt schon umschweben ihn die guten und bösen Geister. Der Nabelstrang gilt als Sitz von Kräften; die Seele eines Wesens, sei es eines Tierwesens oder eines Vorfahren, zieht in das Kind ein, und das Kind erwirbt hiervon seinen Namen. In der Jünglingszeit treten große Umwandlungen ein: es naht die Periode der Jünglingsweihe. Der Jüngling tritt in den Zauberwald, ein neuer Geist kommt über ihn; nach Fasten und Kasteiungen erfährt er im magischen Traume seine neue Wesenheit und sein Schicksal: als ein anderer und mit neuem Namen kehrt er zurück.

Mit der Ehe erfolgt oftmals eine neue Weihe; oft auch dann, wenn der Mensch als Regierungshaupt in eine neue Stellung einrückt. Mit seinem Tode betritt er das Reich der Schatten. Dort schwebt er zunächst über den Strom oder das Meer des Todes; und oft nach vielen Drangsalen kommt er in das neue Reich, in dem er entweder in der Art des bisherigen Daseins weiterlebt oder auch je nach Verdienst in höhere oder niedere Sphären gelangt. Dem Toten weiht man seine Gebrauchssachen, ja seine Pferde, Sklaven, Weiber, daß er im Jenseits sich ihrer bediene; man hält Kopfjagden ab, um ihm neue Gehilfen nachzusenden. Anderseits hat man große Sorge, daß er, im Jenseits zufrieden, die Mitwelt nicht mehr belästigt: man opfert ihm, man scheut sich, seinen Namen auszusprechen, um ihn nicht heranzulocken; man sucht sich in der ersten Zeit unkenntlich zu machen, trägt andere Kleider, wählt einen anderen Wohnort und stellt dem Toten das Licht, das ihm den Pfad weist, immer weiter ab, so daß er den Rückweg nicht mehr finden kann.

Ja, der Totenkult wird mitunter zum Kannibalismus. Allerdings hat dieser sicher einen älteren, weniger vergeistigten Ursprung; aber man kommt dazu, die Verstorbenen zu verzehren, um ihren Geist in sich aufzunehmen oder ihren Geist zu vernichten. Man verzehrt darum besonders diejenigen Teile des Körpers, welche vorzüglich als Sitz der Seele gelten. Und so erklärt es sich, wie selbst entwickelte Völker den Kannibalismus beibehalten haben, und wie bei manchen Stämmen das Verzehren der Toten gerade in der Weise geordnet ist, daß die Angehörigen das erste Anrecht haben.

So umgibt den primitiven Menschen der Geisterglaube; er verfolgt ihn Schritt für Schritt.

Auch die Begebenheiten des Lebens erscheinen im Lichte der Religion. Der Mensch, der den Boden bricht und einen Baum fällt, träumt von Geistern, zu denen er dadurch freundlich oder feindselig in Beziehung tritt. Wer eine Hütte baut, will den Segen der Geister, wer auf

die Jagd geht, wird von Geistern begleitet, ja wer ein Tier tötet, fürchtet sich vor dessen Seele und sucht sie zu versöhnen oder ihren Zorn auf andere Weise abzulenken; daher der häufige Brauch, daß niemand das Tier, das er selbst gefangen hat, oder gewisse Teile von ihm verzehrt.

Aus diesem Animismus entwickelt sich der Heroenkultus und der polytheistische Götterkultus mit seinen mythologischen Erzählungen. Der Gedanke der Einheit der Geisterwelt wird gesprengt, und die unbestimmten Ausstrahlungen werden zu selbständigen, getrennten Wesen, die immer mehr nach der Seite der Tier- oder der Menschenseele entwickelt werden. Gegen diese Zerspaltung des Götterwesens, die den Charakter der Religion, das Einbestreben, aufhebt, richtet sich später die Reaktion: teils durch Schöpfung eines Göttervaters, teils durch Annahme einer historischen Entstehung der Götterwelt aus einheitlicher Wurzel (theogonische Erzählung), teils durch direkte Verbannung der Vielgötterei und durch Neugestaltung des Glaubens an eine Einheit in theistischer oder pantheistischer Weise. Die theistischen Impulse führen dabei von selbst zu allen jenen Schöpfungssagen, zu allen jenen kosmogonischen Erzählungen, bei denen die Schöpfung des Menschen, die Erlangung des Feuers und der menschlichen Waffen und Werkzeuge eine besonders wichtige Rolle zu spielen pflegt. Die pantheistische Weltlehre führt zum Inkarnationsglauben, zur Vorstellung von dem zeitweise wunderwirkenden Auftreten der Gottheit in der Geschichte: die Einheit der Gotteswelt und die Möglichkeit, daß die Gottheit als Einzelner in Einzelgestalt erscheine, wird durch die Idee der Inkarnation vermittelt. Wie man trotz der Vorstellung vom gottdurchgeistigten und gotterfüllten All doch am Gedanken festhält, daß gewisse Orte und Personen die Gottheit mächtiger als andere in sich tragen, so betrachtet man es auch nicht als Widerspruch, daß von Zeit zu Zeit ein Buddha auftrete, der die Gottheit direkt und völlig (nicht etwa bloß in der Art der übrigen Naturwesen) in sich trägt, sie verkörpert und manifestiert.

Der Glaube ist Gefühlssache, nicht etwa in dem Sinn, als ob die Religion aus Furcht oder aus der Reminiszenz nachhaltiger Traumempfindungen hervorgegangen wäre: er ist Gefühlssache insofern, als er das Bedürfnis der Menschheit nach einheitlicher Weltauffassung in erster Reihe nicht im Gedankenleben, sondern im Empfindungsleben befriedigt. Es ist nicht der nüchterne Erkenntnistrieb, es ist das Aufjauchzen des Herzens ob der Gewalt des Alls, es ist das Wehklagen ob unserer Kleinheit und Nichtigkeit, es ist der Notschrei der Hilfsbedürftigkeit, der Freudetrieb innigsten Gottbeglücktseins, was sich in der Religion äußert. Das Denken abstrahiert noch nicht von den anderen psychischen Faktoren; ja, es tritt hinter der Empfindung wesentlich zurück.

Glaubt man daher an die Gottheit, sei es in polytheistischer, sei es in monotheistischer, sei es in pantheistischer Weise — auch der Pantheismus hat ja seine Grade und Nüancierungen —, und kommt dieser Glaube im Gefühl zu lebhafter Geltung, so tritt das Bedürfnis hinzu, daß sich das Einzelwesen zur Gottheit in Beziehung setze. Dies geschieht durch Handlungen oder durch Erregung von Zuständen, in denen man eine besondere Weihe und damit die Möglichkeit des intimen Kontaktes mit der Gottheit erblickt. Die Handlungen, welche eine Beziehung zur Gottheit vermitteln sollen, fassen wir zusammen als Kultus, und sofern der Kultus in streng geregelten Funktionen zu Tage tritt, als Ritus. Unter den Ritualhandlungen nimmt das Opfer eine wichtige Stelle ein; es beruht zunächst auf der Vorstellung von der Bedürftigkeit höherer Wesen, die sich dann in spiritualistischer Weise verfeinert zur Vorstellung von der Bekundung der ethischen Gefühle des Menschen: der Uneigennützigkeit und Dankbarkeit, an denen die Gottheit Wohlgefallen hat, und die somit zum Glücke der Gottheit beitragen. Die Opfer sind

aber zunächst nichts weniger als uneigennützig. Der Mensch denkt in erster Reihe an sich selbst; er opfert den guten, er opfert aber hauptsächlich den bösen Göttern, deren Wut er bezähmen, deren schlimme Triebe er besänftigen will; man opfert aber auch den Verstorbenen, und in diesem Opfer und Angedenken entwickelt sich der den Einzelnen überlebende Familiensinn.

So vollziehen sich auch die gebräuchlichen Ritualhandlungen zunächst in der Familie durch den Familienvater; oder sie werden die Eigenart besonderer Persönlichkeiten oder eines besonderen Standes (Priestertums). Das Priestertum entwickelt sich aus der Klasse der Zauberer, d. h. der ekstatisch angelegten Naturen, denen man besonderen Kontakt mit der Geisterwelt zuschreibt. Die Anlage ist individuell oder erblich; der Zaubererstand ergänzt sich demnach durch Wahl oder Beerbung. So der Schamanismus, so der Stand der Oganga, der Seher, Wahrsager, die zugleich als Propheten der Zukunft, als Auguren ihre Rolle spielen, später auch berufen sind, menschliche Streitigkeiten zu schlichten oder als Vertreter der Volksgottheit die Lanze des Krieges in das feindliche Gebiet zu werfen (Fetialen), oder als geweihte Boten und Unterhändler den völkerrechtlichen Verkehr zu pflegen (Gesandte).

Ist auf solche Weise vornehmlich das Gefühl thätig, so muß allmählich die Denkkraft das Glaubenssystem erfassen. Die hergebrachten Sätze werden zur Wissenschaft; und diese Wissenschaft wird vorzüglich von dem Priestertum gepflegt, oft als Geheimwissenschaft (Geheimsystem), wo dann die Verschleierung dazu beiträgt, die Exklusivität und standesmäßige Übermacht des Priestertums zu erhöhen. Die Wissenschaft ist teils mythologisch-historische, teils dogmatische, teils Ritualwissenschaft.

Aber das Geheimnis wird gesprengt, es entstehen Zweifel und Fragen, die Systeme entzweien sich, und es entwickelt sich eine Diskussion auf Grundlage der menschlichen Denkgesetze. Man sucht die zahlreichen Widersprüche zu schlichten, die Altertümlichkeiten auszumerzen, vor allem aber den Inhalt des Glaubens als Denkinhalt vom Glauben als Empfindungs- und Gefühlsinhalt zu lösen. Der Glaube wird zur Wissenschaft und, sofern die Wissenschaft sich von der Empfindungsherrschaft und damit von der Herrschaft des Hergebrachten, das die Empfindungswelt durchdringt, befreit, zur Philosophie. Und ist einmal das Denkleben erwacht, ist einmal der Standpunkt gefunden, die Vorstellungswelt vom Gefühlsleben auszuscheiden und vorbehaltslos für sich zu durchforschen, so tritt neben die Philosophie oder Allwissenschaft die Einzelwissenschaft in immer größerer Spezialisierung; und einerseits das menschliche Geistesleben, anderseits das Naturwalten findet Beobachtung und Studium, zunächst mehr auf Grund eines hergebrachten Ideenmaterials, dann auf Grund eines stets wachsenden und stets ergiebigeren Beobachtungsmaterials (Geisteswissenschaften, Naturwissenschaften). Verschieden ist ihr Verhältnis. Lange Zeit herrscht die deduktive Methode vor, welche die Vorstellungen gemäß der Entwickelung der Denkgesetze einer Kritik unterwirft und nach dieser Kritik unsere Idee von der Welt zu bilden versucht (Vedântaphilosophie, sokratische Philosophie, Scholastik); bald aber entwickelt sich die beobachtende Methode, welche aus der einzelnen Beobachtung zur Begriffsbildung aufsteigt und namentlich in den Naturwissenschaften befruchtend wirkt, aber auch in die Geisteswissenschaft eingedrungen ist und hier zu neuen Ergebnissen geführt hat. Beide Methoden haben ihr Richtiges; es kommt nur darauf an, eine jede in der richtigen Weise zu verwenden, einerseits in der Einzelbeobachtung und Einzelforschung niemals den Zusammenhang mit dem Ganzen zu vergessen und stets auch die Möglichkeit der Zusammenhänge zu kritisieren, anderseits bei der Kritik der Zusammenhänge nie den Blick auf das Einzelne, bei der Abstraktion nie das Individuelle, das zur Abstraktion Anlaß gegeben hat, zu vergessen.

Der künstlerische Trieb des Menschen entwickelt sich von Anfang an teils im Kultus, teils in der Lebensführung, ohne daß allerdings beides streng getrennt wäre; der Keim des Unterschieds zwischen Kunst und Kunstgewerbe ist damit bereits gegeben.

Der Kultus drängt nach dem Bild und dies ursprünglich in der handgreiflichsten Form: das Bild ist nicht das bloße Symbol des Geistes, es ist das Gehäuse, in dem sich der Geist verkörpert. Der Geist, den man verehrt, kann sich, wie oben (S. 42) gezeigt, nach dem Völkerglauben überall ansiedeln: in einer Pflanze, einem Tier, einem Stein (Fetisch), am ehesten in einem Bilde, das die Eigenart des Geistes symbolisch wiedergibt. Daher schließt man die Geister der Vorfahren in Ahnenbildern ein. Wie man früher die Schädel verehrte, so verehrt man die Bilder der Verstorbenen (Korwar): sie sind das älteste Erzeugnis der Porträtkunst; und die ältesten Puppendarstellungen waren wohl die Puppenbündel, welche bei manchen Völkern (z. B. bei Rothautstämmen) die Witwe als Zeichen oder als Hülle des Geistes ihres Gatten an sich tragen mußte. Ebenso führt aber auch der Glaube an die Tiergeister zu Tierbildern, Tierwappen. Er führt dazu, das Tierzeichen auf die Haut zu fixieren (Tättowierung); er führt zu den plastischen Bildern, die in der Vereinigung von Tier- und Menschenleib das Überwesen, das man verehrt, zum Ausdruck bringen.

Ebenso leitet das Gebet zum Gesang, der Ritus zum Vers, der Kultus zum Tanz: der Rhythmus drängt sich dem Menschen auf als Repräsentant des Ewigen, weil die regelmäßig wiederkehrende Bewegung von selbst das Gefühl des immer Wiederkehrenden erregt.

Aber auch der Glaube selbst wird zur Poesie: der Tierglaube und der Tierverwandlungsmythus gestaltet sich zum Märchen, die kosmogonische und theogonische Vorstellung zur mythologischen, die Heroensage zur epischen Dichtung, der Naturmythus zur Naturverherrlichung, zum Ausdruck der Einheit mit der Natur, zur lyrischen Naturpoesie.

Auch das Leben selbst drängt nach künstlerischer Gestaltung. Der zuerst noch kindliche Trieb nach abwechselnden, unserer Phantasie entsprechenden Bildern verbindet sich mit der Eitelkeit, mit der Sucht zu imponieren: der Putz, das Ornament entwickelt sich in allen Himmelsstrichen. Die Tättowierung hat nicht bloß religiöse, sondern, wie oben (S. 29) bemerkt, auch ornamentale Zwecke. Die Bemalung, die oft barocken Eingriffe, wie Schädeldeformation, Zahnausreißen, Zahnschwärzen, Ohrgehänge, Ohrverstümmelung, Lippenpflöcke, Haartrachten aller Art mögen teilweise mit religiösen Vorstellungen zusammenhängen, wie ja überhaupt hier noch die verschiedensten Motive gemeinsam wirken; anderenteils haben sie jedenfalls ornamentalen Charakter und befriedigen die Sehnsucht des Menschen nach Gestaltung und Farbe. Ebenso ist der Tanz nicht nur eine Kultusweise, sondern auch zugleich ein Mittel, um die latenten Lebensgeister zum Ausdruck zu bringen; so werden die Tänze oft zur Ausdrucksform für die in dem Volke tobenden sinnlichen Triebe.

Eine besondere Richtung gewinnt der Tanz in den die Lebensbräuche symbolisierenden Aufführungen: im Kampf-, Jagdspiel, namentlich aber in den Tiertänzen, in denen die Tanzenden sich von einer bestimmten Tierseele durchdrungen glauben und das Tier mimisch darstellen. So entsteht das dramatische Spiel, das ja auf der Idee der Personifikation beruht, auf der Idee, daß der Einzelne momentan von einem bestimmten anderen Wesen beseelt ist, das in ihm spricht und in ihm handelt. So entsteht auch die uralte Form der Maske, d. h. der Bildform, der Hülle des betreffenden Wesens, in die man sich kleidet, so insbesondere in alter Zeit die Tiermaske; denn nach der Vorstellung der Völker liegt in der Hülle der Geist, und durch die Hüllenverkleidung identifiziert man sich mit dem Geist, den man vorstellt. Bei vielen Völkern nimmt man nicht nur die Kopfmaske, sondern auch Haut, Haare und Federn des Tieres an, das man wiedergeben will.

Gefördert wird das dramatische Spiel in den Traumfesten, wie sie insbesondere bei den Rothäuten vorkommen, wo der Inhalt des Traumes im Spiel zu Tage tritt. Wie man im Traume die Erleuchtung sucht über Göttliches und Menschliches, so sieht man auch im Traume das dramatische Spiel voraus, das im Volksfeste zur Äußerung des Lebenstriebes aufgeführt werden soll.

Eine Abart der Tanzform ist das Spiel, das weniger durch den Schönheitstrieb, als den Trieb jener Unterhaltung und Spannung, die der Zufall gewährt, erregt wird. Wieder einem besonderen Trieb entspringen jene Spottlieder in Wechselgesängen, wie bei nordischen Völkern, worin sich zugleich das Volksgericht und die Volksstimme äußern, so daß sie einen wesentlich erzieherischen Charakter haben. Das ist die Vorstufe der freien Satire und des Humors, die das Leben der Kulturvölker bald wie ein Lichtzucken, bald wie ein reinigender Blitz durchziehen und uns befreien von der Schwüle des Daseins, uns erleuchten in der Nacht der ungelösten Rätselfragen, die auf uns lastet.

Das organisierte Spiel ist eine Eigenart des Menschen, die ihn über das Tierleben hinaushebt. Charakteristisch ist beim Spiel, wie bei der Kunst, die zweckentfremdete Äußerung der eignen Individualität, das Sichemporheben von des Lebens Not, die freie, durch das Bedürfnis des Daseins nicht gebundene Bethätigung der Persönlichkeit. Das Spiel zeugt daher, wie die Kunst, in hervorragendem Maße davon, daß der Mensch sich selbst begriffen, sich, wenn auch nur momentan, von dem Zwang der umgebenden Natur losgelöst hat; es ist eine Welteinwirkung, die, weil sie zwecklos ist, beweist, daß der Mensch sich bethätigen kann, losgelöst von dem Drucke der Außenwelt, welcher durch die Lebenszwecke repräsentiert ist: da die Lebenszwecke eben darin bestehen, daß sich der Mensch mit der Not des Daseins abfindet und sie zu überwinden sucht. In seinen Lebenszwecken steckt darum der Mensch noch tief im Zusammenhange mit der Weltumgebung und ihrem Zwangsgebot; im Spiel und in der Kunst dagegen entfaltet der Mensch seine Persönlichkeit, ohne daß dieser Persönlichkeit durch die Außenwelt und ihren Zwang Richtung und Ziel gegeben wären.

C. Die Überwindung des Triebes durch die Freiheit.

Alle diese Entwickelungen vollziehen sich in vernünftigen Gemeinschaften, d. h. in Gemeinschaften, die nicht bloß triebartig gewisse Thätigkeiten aufeinander folgen lassen, sondern, sich den Umständen anpassend, von dem einen Zustand in neue Zustände zu treten vermögen; sei es kraft der bewußten Erkenntnis des Änderungsbedürfnisses, sei es in dem instinktartigen Gefühle der Möglichkeit und der Notwendigkeit der Änderung. Die geistige Kraft, welche uns befähigt, aus dem Kreise hervorzutreten und uns in neue Systeme einzuleben, ist die menschliche Vernunft. Ein derartiges Vernünftiges wohnt in geringem Maße manchem Tier inne; doch nirgends in dem Grade, daß hier von einer Geschichte, namentlich von einer spontanen, aus eigner Kraft gewordenen Geschichte die Rede sein könnte.

Das Triebartige im Menschen ist die Sitte. Sie ist das Geflecht der aufeinander folgenden Thätigkeiten, das man als selbstverständliche Anforderung an das Leben stellt, und das man instinktiv zu konservieren pflegt, auch wenn die Notwendigkeit einer solchen Gebundenheit nicht mehr gefühlt, ja selbst das Gegenteil erkannt wird. Daß die Sitte, insofern sie den Einzelnen der Ordnung des Ganzen ohne äußeren Zwang unterwirft, ein bedeutendes soziales Moment ist, wird niemand verkennen, ebenso wie sich ja auch der soziale Einigungstrieb der Tiere in einer selbstverständlichen Folge instinktiver Thätigkeiten äußert.

Aber der wesentliche Vorzug des Menschen besteht darin, daß er die Möglichkeit hat, den Trieb der Sitte zu überwinden, daß er den Keim der Weiterbildung in sich trägt, daß er eine

Geschichte hat. Und dies ist in der Vielseitigkeit der sozialen Natur des Menschen begründet; es liegt darin begründet, daß in der Menschengesellschaft sich neben dem Allgemeinen das Besondere, neben dem Gesellschaftsthun das individuelle Thun Geltung verschafft. Dies führt zu Konflikten und der Konflikt zum Fortschritt. So liegt in der Menschennatur der Keim des Fortschrittes, und so ist die Geschichte Entwickelungsgeschichte.

Der Schritt, wodurch die Sitte überwunden wird, ist die Ausscheidung des Rechts. Das Recht ist dasjenige, was die Gesellschaft von jedem strikte verlangt, der an der Gesellschaft teil haben will. Nicht alles, was Sitte ist, steht unter diesem Bann: eine Menge von Forderungen der Sitte kann übertreten werden, ohne daß die Gesellschaft sich hiergegen anders äußert als in der Art des Mißfallens der Einzelnen, während die Allgemeinheit als solche den Zuwiderhandelnden gewähren läßt. Mit andern Worten: bei der Ausscheidung von Sitte und Recht tritt eine schärfere Ausscheidung des Seienden und des Seinsollenden ein. Das Seiende fällt ursprünglich mit dem Seinsollenden ziemlich zusammen; aber allmählich regt sich die Opposition, es kommen Fälle vor, wo man der Sitte widerstrebt, wo man der bisherigen Gewohnheit zuwiderläuft. Der Mensch fühlt die Möglichkeit, sich vom Triebartigen zu erheben, er gefällt sich darin, der Gute wie der Schlechte. Auch der Mensch, der aus bloßem Egoismus die Schranken der Sitte durchbricht, ist ein Förderer der Menschheit; ohne die Sünde wäre die Welt nie zu einer Kultur gekommen, der Sündenfall war insofern der erste Schritt zur geschichtlichen Entwickelung der Menschheit.

Das führt nun aber zur Notwendigkeit, aus dem Bereich der Sitte die Dinge auszuscheiden, deren Beobachtung die Menschheit fordern muß: dieses Seinsollende ist das Recht.

Diese Ausscheidung war einer der wichtigsten Schritte. Mit einem Schlage wird die Relativität der Sitte enthüllt; und es kommt vor, daß viele aus der Gesellschaft, und nicht die Schlimmsten, sich davon emanzipieren: das ist das Thor, durch welches der Fortschritt der Menschheit seinen Weg geht. Allerdings werden auch die Rechtsforderungen schließlich nicht starr und unbeugsam bleiben. Eine spätere Änderung der Sitte bringt wieder Änderungen des Rechts mit sich: gewisse Satzungen werden allmählich durch das Zurücktreten der Sitte so sehr vereinzelt, daß sie ihre Lebenskraft verlieren und absterben; und mit der neuen Sitte werden neue Rechtsbeziehungen erwachsen. Auf diese Weise bietet das eine stets das Ferment des anderen; in Verbindung natürlich mit der Eigenart der Kulturstufe, mit der Eigenart der bestehenden sozialen Verhältnisse. Recht und Sitte schieben sich gegenseitig vorwärts und gewähren so die Möglichkeit, daß sich die Menschheit jederzeit der neu errungenen Kultur anpassen kann.

Neben dem Recht und der Sitte tritt später noch ein dritter Faktor zu Tage: die Moral oder Sittlichkeit. Diese ist ein verhältnismäßig spätes Erzeugnis der Kultur. Auch die Moral enthält etwas Seinsollendes, aber etwas, das nicht kraft der sozialen Ordnung, sondern kraft der von der sozialen Ordnung verschiedenen göttlichen Ordnung oder kraft einer auf philosophischer Basis beruhenden Menschenordnung sein soll. Die Moral ist darum nach Völkern und Zeiten verschieden wie das Recht. Eigenartig ist ihr aber, daß über die soziale Ordnung eine zweite Ordnung mit einem weitergehenden Pflichtenkomplex gesetzt wird. Dies beruht auf der Erkenntnis, daß die soziale Ordnung nicht die einzige ist, daß auch sie nur relativ ist und nicht die Gesamtheit aller Menschenpflichten umfassen kann, daß auch außerhalb des Machtbereichs dieser sozialen Ordnung das Pflichtgebot besteht.

Natürlich können sich zwischen Moral und Recht Konflikte bilden; und auch hier führen die Konflikte zur Weiterentwickelung.

Die Ausscheidung der Moral vom Recht ist eine That der europäischen Kultur; sie hat sich dadurch vollzogen, daß man die unter der sozialen Zwangspflicht stehenden Gebote von den übrigen Gottesgeboten zu trennen begann und die letzteren der Wahrung göttlicher Gerechtigkeit überließ; eine Trennung, die auch dann verblieb, als man die Moral auf menschliche, humanitäre Grundlagen zurückzuführen versuchte.

Die späte Entstehung des Moralbegriffes erklärt es auch, daß derselbe *ursprünglich dem Gottesbegriffe fremd* ist. Die Geister, Fetische, aber auch die Weltschöpfer im Glauben der Völker sind ursprünglich moralisch neutral; ihre Sagen und Geschichten werden teils nach kosmogonischen, teils nach historischen Daten, teils nach den Postulaten der Phantasie ersonnen. Von dem Bestreben, die Götter als gut im höchsten — oder auch nur in einem niederen — Sinne zu gestalten, läßt sich ursprünglich nichts verspüren; und es wäre völlig unethnologisch, den Glauben der Völker nach dieser Seite hin schätzen und beurteilen zu wollen. Auch der früher vielfach geäußerte Gedanke, daß die Götter den Menschen und ihrem Charakter angepaßt worden seien, ist nur teilweise richtig: der Anthropomorphismus ist nur insofern zutreffend, als bei der Annahme einer Geisterwelt sich gewisse Analogien zum menschlichen Erkennen, Wollen und Handeln von selbst aufdrängen; im übrigen aber muß der Wilde sofort einsehen, daß weder die Sitte, die er auf der Erde pflegt, noch das Recht, das seine Leidenschaften bändigt oder überwindet, unmittelbar in das Reich der Geister gehört. Und was die Moral betrifft, so findet eine Gleichheit zwischen dem Menschen und den von ihm geschaffenen Göttern nur insofern statt, als ursprünglich beide moralisch neutral sind und die moralischen Aspirationen weder in der Brust des Menschen walten noch auch in den Sagen seiner Götter zum Vorschein kommen. Erst als die Bedeutung der Sittlichkeit im Leben des Menschen hervortrat und dieser den tiefen Gehalt eines Lebens voll sittlicher Reinheit erkannte, mußte auch sein Glaube dahin streben, in den höheren Geistern sittlich bedeutsame Wesen, in den Göttern sittlich vollkommene Persönlichkeiten vor sich zu haben. Nichts ist also unrichtiger, als an den Götterhimmel der ursprünglichen Völker sittliche Anforderungen zu stellen oder sich zu entsetzen über die Fülle von Gewalt und Hinterlist, die in den Göttermythen der früheren Zeitperioden waltet. Über diese Züge suchte sich dann eine spätere Zeit dadurch hinwegzuhelfen, daß sie gute und böse Geister unterschied und neben die Gottheit den Teufel setzte, auf den sie alles Böse lud, das man bisher den Göttern angedichtet hatte — und selbst noch einiges mehr.

Dem Gesagten sei noch eine allgemeine Bemerkung beigefügt. *Die verschiedenen Bestandteile der Kultur entwickeln sich in den einzelnen Kulturkreisen sehr verschieden*; die einen Völker streben mehr nach der geistigen, die anderen mehr nach der materiellen Kultur. Kein Volk hat die Inder in der philosophischen Spekulation erreicht, während sie in ihrem naturwissenschaftlichen Erfindungsleben Kinder geblieben sind; ein Volk kann den Handel, ein anderes die Poesie und Musik, ein drittes das Privatrecht aufs höchste entwickelt haben; die Sprache der Rothäute ist in mancher Beziehung reicher und feiner als das Englische. Es gibt daher keinen unrichtigeren Schluß, als zu sagen, daß, wenn ein Kulturinstitut sich bei einem Jägervolk, ein anderes bei einem Volke des Ackerbaues findet, oder das eine bei einem sonst höher, das andere bei einem sonst tiefer stehenden Volke, nun auch notwendig in eben diesem Maße das betreffende Institut das spätere und das vollkommenere sein müsse. Dann stünden die monogamischen Naturvölker über den polygamen indischen Ariern und den Islamvölkern, und die Polynesier mit ihrem Kunstgewerbegeschmack und ihren dramatischen Tänzen wären vielleicht auf einem höheren Kulturstand als die Europäer.

D. Die sozialen Gemeinschaftsformen.

Die Entwickelung vollzieht sich in der menschlichen Gemeinschaft. Sie kann sich nur in der Gemeinschaft vollziehen; denn nur in der Gemeinschaft liegen die Bildungskeime, die durch die potenzierte Thätigkeit der Vielen hervorgelockt werden.

Darum ist es für die Menschheit bedeutungsvoll gewesen, daß sie sich von Anfang an zum sozialen Ganzen zusammengeschlossen hat, teils kraft inneren Triebes, teils kraft der Notwendigkeit der Selbstverteidigung. Und so kam es, daß sie in Hordengemeinschaft lebte. Diese Gemeinschaft war sehr innig; denn es war eine Gemeinschaft des nächsten Lebens, eine Gemeinschaft der Promiscuität. Die Menschheit wohnte nicht nur in Gruppen zusammen, sondern die Gruppen waren dadurch verbunden, daß sie sich gegenseitig heirateten: denn soweit wir schließen können, lebte die Menschheit ursprünglich in Gruppenehe. Es war nicht so, daß die Menschen zunächst in Einzelehen verkehrten und sich daneben noch in Gruppen zusammenschlossen — da wären sie bald wieder auseinander gefallen; nein, die Gruppenehe bildete selbst den gewaltigen Anschluß, das mächtige Band, das die Gemeinschaft zusammenhielt: die heftigsten Triebe der Menschheit knüpften nicht nur die Paare, sondern ganze Menschengruppen zusammen. (Ausführlicheres über die Entstehung und frühesten Formen der Ehe findet der Leser in meiner Schrift: „Zur Urgeschichte der Ehe", 1897.)

Gruppenehe ist die Vereinigungsform, wo zwei Horden miteinander in der Art verkehren, daß die Männer der einen Horde mit den Frauen der anderen Horde verheiratet sind: nicht als Einzelne, sondern in Promiscuität; nicht der Einzelne heiratet, sondern die Horde. Allerdings kann sich bei solcher Hordenehe früher oder später eine Regelung innerhalb des Verbandes entwickeln, so daß der geschlechtliche Verkehr dem Einzelnen in bestimmter Weise zugemessen wird; aber der Gedanke ist: wie Gesamteigentum, so Gesamtehe, was dann von selbst zu ganz anderen Verwandtschaftsbeziehungen führen muß, als wir sie kennen; man spricht hier von sogenannten klassifikatorischen Verwandtschaftsnamen. So wird die ganze ältere Generation als Vater und Großvater, Mutter und Großmutter, die ganze junge als Sohn und Tochter, Enkel und Enkelin bezeichnet werden; die Menschen derselben Generationsstufe werden sich Bruder und Schwester nennen ꝛc. Im übrigen sind je nach der geringeren oder größeren Trennung der Generationsstufen hier viele Varianten möglich.

Die Thatsache einer solchen ehemaligen Gruppenehe ist allerdings sehr bestritten; sie ist aber gerade bei solchen Völkern, deren Einrichtungen ein besonders altertümliches Gepräge haben, wie den Australnegern und den Rothäuten, mit so großer Sicherheit nachzuweisen, als überhaupt Erscheinungen in der alten Geschichte dargethan werden können.

Die Gruppenehe hing zugleich mit religiösen Gedanken zusammen: die einzelnen Verbände fühlten sich als die Träger eines einheitlichen Geistes. Und da jene Zeit die Geister sich nur als Naturwesen denken konnte, so fühlten sie sich als ein Naturwesen, sie fühlten sich als ein bestimmtes Tier oder eine bestimmte Pflanze; und die Verbindung der Horde mit der Horde war der Verbindung eines Tieres mit einem anderen analog. Jeder Verband glaubte sich von dem Geist eines bestimmten Tieres durchdrungen, nannte sich nach ihm; und in dem bestimmten Tiere erkannte man den Schutzgeist der Horde. Man verehrte im Tier den Geist der Ahnen; die Tötung oder Verletzung des Tieres wäre ein schwerer Frevel gewesen.

Dies ist der sogenannte Totemismus; Totem (ein der Rothautsprache entlehntes Wort) ist das Stammtier und, dem entsprechend, der Verband, der im Zeichen des Stammtieres steht.

Der Glaube führte hier zum festen Anschluß der Tiergenossen; er bestimmte in strenger Weise, welcher Verband sich dem anderen gesellen durfte. Und wie der Stamm in seinen Tänzen das Tier nachahmte und sich von seinem Geiste besessen wähnte, so entnahm die Gesellschaft dieser Vorstellung ihre Speise- wie ihre Ehegebote. Man sagt, der Totem sei exogam und will damit besagen: eine Ehe ist nicht innerhalb, sondern nur außerhalb des Totem möglich. Natürlich! denn die Vorstellung war ursprünglich nicht die, daß der Einzelne, sondern daß der ganze Totem heiratet; eine Ehe in sich selbst wäre als unmöglich erschienen. (Hierüber vgl. S. 27 f. der umstehend erwähnten Abhandlung „Zur Urgeschichte der Ehe".)

Welchem Totem die Kinder angehören, ist eine Frage, die die Völker viel beschäftigt hat: dem Totem der Mutter? des Vaters? oder einem dritten Totem? Alle drei Möglichkeiten sind vertreten; die letztere jedoch nur so, daß das Kind einem anderen Untertotem angehört, so daß seine Kinder wieder in den ursprünglichen Totem zurückkehren.

Die Mutter- oder Vaterfolge aber ist etwas, das fürder in der Menschheit einen bedeutenden Unterschied der Nationen bewirkt: folgt das Kind dem Totem der Mutter, so spricht man von Mutter-, entgegengesetzten Falles von Vaterrecht. Welches von beiden das ursprüngliche war, oder ob keines von beiden das uranfängliche gewesen ist und sich die Völker vom Anfang der Zeiten in Vater- und Mutterrecht teilten, das ist sehr bestritten. Die überwiegende Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß das Mutterrecht das erste war und die Völker mit größerer oder geringerer Energie und Schnelligkeit zum Vaterrecht übergegangen oder beim Mutterrecht stehen geblieben sind. Wir haben eine Reihe von Völkern, die beide Gestaltungen zeigen, und bei diesen Völkern ist sicher die Mutterrechtsform die ältere; dieses bietet eine Wahrscheinlichkeit für die Entwickelung, um so mehr als die Vaterrechtsvölker vielfach Überreste des Mutterrechts zeigen. (Vgl. „Zur Urgeschichte der Ehe", S. 53 f.)

Im Laufe der Zeit hat sich aus der Gruppenehe die Ehe der Einzelnen hervorgerungen. Diese konnte sein: Polygynie (auch Polygamie genannt) oder Polyandrie, je nachdem ein Mann mehrere Frauen oder eine Frau mehrere Männer hat. Beide Formen sind in der Menschheit vertreten; ja die Polygynie ist, abgesehen von den okzidentalen Kulturvölkern, die überwiegende Regel. Die Form, nach der die Kultur drängt, ist allerdings die Monogamie, weil diese einen völligen individuellen Anschluß von Mann zu Weib repräsentiert und auf der einen Seite den Individualismus zum Ausdrucke bringt, auf der anderen Seite diesen Individualismus mit einer höheren Gemeinschaft beider Individualitäten versöhnt.

Sodann kann die Ehe temporär oder dauernd sein; letzteres so, daß sie entweder unbedingt für Lebenszeit, oder daß sie nur im Prinzipe dauernd ist, aber eine beliebige Trennung gestattet; während die temporäre Ehe von Anfang an nur auf kürzere Zeit eingegangen wird. Die Entwickelung drängt der Dauerehe zu, und diese Dauerehe ist ein mächtiges Förderungsmittel der Weltkultur; nicht nur wegen des häuslichen Lebens und der Kindererziehung, sondern auch darum, weil sie eine dauernde Beruhigung schafft und eine Menge sonst absorbierter Kräfte nunmehr der Kulturarbeit vorbehält. Eine Neigung der Monogamie zu einer Gebundenheit über das Grab hinaus findet sich bei manchen Völkern auf religiöser Grundlage; bei anderen gilt mindestens das Gebot des Trauerjahres, bald einseitig, bald zweiseitig.

In verschiedener Weise hat sich aus der Gruppenehe die Einzelehe heraus entwickelt; bald war es die Dürftigkeit der Nahrungsmittel, welche ein Zusammenbestehen so vieler Menschen in der Nähe nicht aufkommen ließ, bald waren andere Gründe maßgebend. Einer der Faktoren war der Frauenraub: wer sich eine Frau erbeutete, löste sie gleichsam aus dem Rechte der

Gemeinschaft und begründete eine Sonderehe für sich. Aus der Raubehe wurde die Kaufehe, indem man der verletzten Familie ein Äquivalent gab, auch zum voraus sich über ein solches Äquivalent verständigte; die Kaufehe entwickelte sich in verschiedener Form, insbesondere auch in der Art des Frauentausches und des Abverdienens der Frau durch jahrelanges Dienstethun. Allmählich wurde der Kauf zum Scheinkauf; und es entstand jene Ehe, die bald als priesterliche Ehe, bald als Zivilehe, mit Form oder ohne Form, die Paare vereinigt, wobei eine jede Reminiszenz von Ware und Tausch verschwunden ist.

Hierbei wird die Ehe vielfach religiös verklärt, schon in früher Zeit. Der Gedanke ist weit verbreitet, daß durch gemeinsame Speise, Blutverbindung oder ähnliche Prozeduren eine mystische Gemeinschaft der Seelen entsteht; und bei der Priesterehe gibt der Priester die himmlische Weihe. Dadurch wird die Ehe aus der Reihe der profanen Geschäftsakte hervorgehoben, sie gewinnt eine gewisse Garantie der Dauer; ja vielfach wird wegen der mystischen Seelenverbindung die Ehe als ganz unlöslich angesehen.

Im Gegensatze zur Ehe stehen die Hetäriezustände, d. h. Zustände regelloser Geschlechtsverkehres. Sie kommen unter allen Himmelsstrichen vor; oft so, daß sie, wie in Indien, von besonderen religiösen Vorstellungen getragen sind, die Eigenart einer bestimmten Kaste bilden und durch eine Scheinehe (z. B. der Ehe mit einer Pflanze) gerechtfertigt werden; oder es treten, wie bei Australvölkern und Rothäuten, von Zeit zu Zeit wilde Orgien ein; oder bestimmten Personen steht ein Defloration srecht zu. Aber auch bei Völkern mit völlig entwickelter Ehe gelten oft Zustände sexueller Freiheit unter den Nichtverehelichten, so daß erst die Ehe, indem sie die Frau dem Manne gibt, sie von den übrigen Männern absondert, soweit nicht etwa der Mann die Frau mit anderen teilen will. Ein wichtiger Fortschritt aber war es, als man die Kinder zu verloben anfing; denn hier war die Braut von Kindheit an dem Manne verfangen und zur Keuschheit verpflichtet. Das ist die welthistorische sittigende Bedeutung des Verlobungsinstitutes.

Anderseits hat es von alters her nicht an asketischen Vorstellungen gefehlt und an Geboten, welche bestimmten Ständen oder Menschenaltern die Enthaltung vorschrieben oder mindestens die Enthaltung zu gewisser Zeit und bei gewissen Gelegenheiten verlangten.

Auch das Eigentum ist ursprünglich kommunistisch und hat sich erst allmählich zum Individualeigentum herangebildet. Insbesondere das Eigentum an Grund und Boden trägt, wenn es sich (bei Ackerbauvölkern) entwickelt, einen genossenschaftlichen Charakter, aus dem es sich allmählich zum Familieneigentum und dann zum Einzeleigentum hervorringt. Dies geschieht wieder in verschiedener Weise: so hauptsächlich durch Zuteilung von Land an die einzelnen Familien; zuerst nur auf Zeit gegen spätere Wiederausteilung, später für immer. Auch das ist ein nicht seltenes Verfahren, daß jeder, der kultivieren will, Land zugewiesen bekommt, das ihm aber nur gehört, solange er kultiviert, und später wieder dem Allgemeinen verfällt. Allmählich läßt man, wenn die Kultur intensiver wird und das Land dauernde Verbesserungen erfährt, eine ständige Beziehung zwischen dem Land und dem Erwerber zu; das Land wird dem Einzelnen für immer zugewiesen, es wird auch Gegenstand der Veräußerung.

Selbst das Eigentum an beweglichen Sachen zeigt ursprünglich einen kommunistischen Charakter. Zwar Kleidung und Waffe, auch wohl der dem Einzelnen wirksame Zauber (Medizinsack, Amulett) wird frühzeitig diesem Einzelnen zugewiesen; aber das Erarbeitete, namentlich die Jagd- und Fischfangsbeute, gehörte ursprünglich der Gesamtheit, bis man später jeder einzelnen Familie ihr Ergebnis zuweist und sie nur verpflichtet, unter bestimmten

Umständen den übrigen davon mitzuteilen; schließlich gestattet man dem Einzelnen, das Erbeutete oder Erarbeitete zu behalten oder auszutauschen; und der Tausch, namentlich der individuelle Tausch, erlangt, wie schon oben (vgl. S. 31) bemerkt, durch die Arbeitsteilung seine besondere Bedeutung.

Die Individualisierung des beweglichen Eigentumes wird insbesondere dadurch gefördert, daß der Einzelne außer der Arbeit in der Familiengemeinschaft anderweitige Arbeit thut. Wie die Arbeit innerhalb der Familie eben dieser Familie, so kommt das Resultat der Außenarbeit dem Einzelnen zu. In konsequenter Durchführung des Arbeitsgedankens gelangt man sodann zu einem der großartigsten Triumphe des Rechts: man gelangt dazu, auch an der Idee, an der Ideenkombination ein Alleinrecht zu konstatieren. Man konstruiert die *Immaterialgüterrechte* (Urheberrecht, Erfinderrecht) und damit ein Hauptförderungsmittel moderner Kultur.

Anderseits führt das Einzelrecht im Verkehre zu *schuldrechtlichen* Beziehungen. Durch Tausch- wie Kreditgeschäfte entstehen Pflichten und Verpflichtungen, für welche ursprünglich der Einzelne Leib und Leben einsetzte, bis sich die Leibeshaft (welche auch die Haft des Leichnams umfaßte) zur öffentlichen Schuldhaft ermäßigte und schließlich zu bloßer Vermögensgebundenheit wurde, indem auch die Schuldhaft wegfiel: ein Entwickelungsgang, der sich bei den allerverschiedensten Völkern vollzogen hat.

Die Beziehung des Eigentumes zum Einzelnen führt ursprünglich dazu, daß man dem Einzelnen seine Sachen mit ins Grab gibt, damit sie ihm im Jenseits dienen, wie sie im Diesseits gedient haben; daher die universelle Sitte, daß Waffen und Gebrauchsgegenstände, auch Tiere, Sklaven und Witwen, mit verbrannt werden (S. 42). Später begnügt man sich mit ihrer symbolischen Opferung, oder man löst sie aus dem Bann des Todes und benutzt sie dann weiter: das Einzeleigentum kehrt wieder zur Familie zurück; und so entwickelt sich das *Erbrecht*. Während der Zeit der Gemeinschaft gab es kein Erbrecht, sondern nur eine Konsolidation des Familieneigentumes beim Wegfall eines Mitgliedes; mit dem Einzeleigentum entsteht das Erbrecht als Rückfall an die Familie, von der das Gut zeitweise ausgesondert war. Und zwar erfolgt der Rückfall entweder an die Familie als solche oder an einzelne Familiengenossen, und hierbei entwickelt sich eine große Mannigfaltigkeit; namentlich herrscht bis in die neueste Zeit der Gegensatz des Mehrheits- oder des Einheitserbes, indem entweder eine Mehrheit von Kindern oder sonstigen Erben zum Gute berufen sind oder nur ein einzelner Erbe: ein Unterschied, der sich in Ostasien wie bei uns findet (Majorat, Minorat u. s. w.). Eine Vermittelung beider Extreme ist das System der mehreren Erben mit Vorzugsrecht eines einzelnen (Vorzugserbe).

So ist auch die *strafrechtliche* Verantwortung der Familie ursprünglich *kollektiv*, indem die ganze mit dem Individuum verbundene Familie für die That des Individuums einsteht, solange sie sich nicht vom Individuum lossagt und dieses aus ihrem Kreise verstößt. Noch bei hervorragend entwickelten Völkern besteht eine solche Gesamthaftung, die sich allmählich abschwächt, subsidiär wird, bis die ganze Verantwortung schließlich auf den Schuldigen allein fällt.

E. Die staatlichen Gemeinschaftsformen.

Die staatliche Gemeinschaftsform entsprang aus der sozialen. Die soziale Gemeinschaft war eine Gemeinschaft von Geschlechtern (Totems), die ineinander hineinheirateten; daraus entwickelte sich der Satz, daß die Teilnahme an der Gemeinschaft nur dem zusteht, der einem dieser Geschlechter (dieser Totems) angehörte; und als sich mehrere Totems zu einem Verbande

zusammenschlossen und einen Staat bildeten, so war der Staat ein Geschlechterstaat, d. h. er bestand aus lauter miteinander verwandten und verschwägerten Personen. Dieses System wurde schon frühzeitig ergänzt durch die Möglichkeit, den Fremdling zu adoptieren und in den Kreis der Geschlechter aufzunehmen, ihn mit sich zu amalgamieren. Aber immer blieb der Gedanke des Geschlechterverbandes übrig, der allüberall der Gemeinschaft der Naturvölker zu Grunde liegt. Allmählich aber entwickelte sich der Geschlechterstaat zum Territorialstaat. Die Verbindung des Staates mit einem bestimmten Territorium wird fester; auf diesem Territorium siedeln sich fremde Horden an: man wird sie dulden, weil sie den Geschlechtern zinsen und ihnen Dienste thun. Sie werden allmählich in den Staat aufgenommen werden, die Ausmärker werden sich mit den Inmärkern, die Plebejer mit den Geschlechtern zu einem Ganzen verbinden. So entsteht die Idee des Staates, zu dem jeder gehören kann, ohne einer der herrschenden Familien anzugehören.

Auf diese Weise ist der Begriff des Staates vom Begriffe des Volkes im Sinn einer durch Abstammung verbundenen und dadurch eine gewisse Einheit des äußeren Erscheinens, der Sitte, des Charakters und der Denkweise an sich tragenden Gemeinschaft gelöst. Hiermit ist natürlich nicht gesagt, daß nicht eine Amalgamierung der verschiedenen Völkerelemente des Staates, eine Assimilation ihrer Denk- und Gefühlsweise wünschenswert, daß nicht ein der Gleichabstammung analoges Einheitsgefühl anzustreben sei; was natürlich am besten dann möglich ist, wenn ein gewisser Grundstamm als hauptsächlicher Kulturträger vorhanden ist, an den sich die übrigen Volksbestandteile anschließen.

Die Form der Regierung des Geschlechterstaates war festbestimmt: die Häupter der Geschlechter standen an der Spitze; und sie verdankten ihre Würde bald der Blutfolge, bald der Wahl, meist einer Kombination beider, indem man einen Blutfolger zur Herrschaft kommen ließ, der Proben seiner Würdigkeit gegeben zu haben schien. Daneben stand der Rat der Gemeinen. Später sind hier vielfach Neuerungen eingetreten. Die Leidenschaft der Herrschsucht, verbunden mit der Macht der Persönlichkeit, hat oftmals zur Häuptlingswürde geführt; Häuptling aber ist der, der in seiner Macht die Rechte der übrigen auffaugt, so daß er primär als der Träger aller Rechte erscheint, während die Rechte der übrigen lediglich sekundäre, von ihm abgeleitete, mehr oder minder seiner Willkür anheimgegebene Berechtigungen sind. Hier haben hauptsächlich religiöse Ideen hineingespielt. Nirgends zeigt sich dies so deutlich, wie in dem Institute der Teknonomie, das früher auf der Südsee herrschte: der Gedanke ist, daß die Seele des Vaters mit der Geburt des ersten Sohnes in diesen übergeht, woraus man die Folgerung gezogen hat, daß der Sohn sofort mit seiner Geburt Herrscher wird und der Vater die Herrschaft nur mehr als sein Vertreter weiterführt. Andere Völker sind diesen Konsequenzen dadurch entgangen, daß sie das Kind nicht die Seele des Vaters, sondern des Großvaters annehmen ließen und die Söhne daher auch nach dem Großvater, nicht nach dem Vater benannten. Ein anderer Ausfluß der Häuptlingsidee ist der bei manchen Völkern sich findende gesetzlose Zustand, der beim Tode des Häuptlings herrscht, bis ein neuer Häuptling auf dem Throne sitzt (gesetzlose Zwischenzeit, an deren Stelle später die Regentschaft tritt).

Die Häuptlingswürde findet aber vielfach ihre Schranke im Ständerecht, d. h. im Rechte der Unterhäuptlinge, im Rechte besonders bevorrechteter Familien, im Rechte der Volksversammlung, wobei das Ineinandergreifen der Gewalten und ihre Kompetenzordnung ungemein verschieden ist. Diese primitiven Formen sind die gröberen Prototypen der künftigen Gewaltordnungen: des Königtumes, der aristokratischen und der republikanischen

Verfassung, wobei der Häuptlingsgedanke als der Gedanke des Auffaugens aller Privatrechte aufgegeben und an Stelle dessen das davon prinzipiell verschiedene publizistische Herrscherrecht (verbunden mit der Herrscherpflicht) getreten ist.

Das Ständerecht und Standesvorzugsrecht aber ist namentlich bei kriegerischen Völkern und bei Völkern, die in strenger Wacht ob der drohenden Feinde stehen mußten, sehr entwickelt worden durch den Kriegerstand. Der Kriegerstand schob sich zwischen den Herrscher- und den Priester-(Gelehrten-)stand einerseits und den Nährstand (den Stand der Ackerbauer, Gewerbtreibenden und Handelsleute) anderseits. Die Beschäftigung mit dem Kriege, die notwendige Zucht, die nähere Verbindung mit dem Herrscher, der Besitz von Lehnsgütern als materielle Grundlage ihres Daseins gab ihm eine besondere Stellung. So entwickelte sich die Kriegerkaste in Indien, der Lehns- und Militäradel in Japan, so der Lehnsadel im germanischen Rechte mit dem Herrendienst und der Hoffolge. Das dauert längere Zeit, bis allmählich das Lehnswesen erstirbt und die allgemeine Militärpflicht das Vorrecht absorbiert; obgleich auch da immer noch ein gewisser Berufsmilitärstand an der Spitze der Militärverwaltung und zur Leitung der Militäroperationen übrigbleiben wird, solange die Möglichkeit innerer oder äußerer Kriege besteht; allein der Militärstand geht hier in den allgemeinen Stand der Beamten über. Beamte aber sind solche, welche zum Staate nicht bloß im allgemeinen Verhältnis von Bürgern und Staatsangehörigen stehen, sondern dazu bestimmt sind, die Lebensfunktionen des Staates als seine Organe zu vollziehen: also diejenigen Funktionen, welche das Gemeinwesen in seiner Gesamtheit im Gegensatz zu den Gemeinern, d. h. den Mitgliedern der Gemeinschaft als Einzelnen, auszuüben hat. Die Beamtenschaft schließt eine besondere Berufs- und Treupflicht in sich, anderseits ein besonderes Berufsrecht innerhalb des dem Beamten zugeschriebenen Kreises.

Auf der anderen Seite steht im Häuptlingsstaate wie im monarchischen Staate die Volksversammlung: entweder als unorganisierte Versammlung der Einzelnen, oder als organisierte Ständeversammlung mit dem Ständerecht im Hintergrunde; häufiger oder seltener rekurriert man auf sie. Eine moderne Entwickelung, die allerdings schon im Geschlechterstaat ihre Analogie hat, ist es, daß man an Stelle der Volksversammlung die Repräsentation des Volkes setzt, und daß man die Repräsentanten durch Wahl bestimmt. Bekanntlich sind hier die englischen Verhältnisse für die modernen Kulturstaaten vorbildlich gewesen.

Ein Hauptproblem schon des Häuptlingsstaates, aber auch des späteren Staatslebens mit Königtum oder Aristokratie, ist das Verhältnis der weltlichen zur geistlichen Macht. Bald ist das Staatsoberhaupt selbst Träger der Religion, wie der peruanische Inka, wie der Kalif; bald ist das geistliche Oberhaupt vom weltlichen getrennt: manchmal allerdings mit ihm dadurch verkettet, daß ein Mitglied des Königshauses zum höchsten geistlichen Würdenträger ernannt wird, wie bei den Azteken; oft aber ganz selbständig, wie schon bei manchen afrikanischen Völkern, wo der Zauberer dem Fürsten gegenüber eine eigenmächtige Stellung hat. Die Trennung kann natürlich zu großen Friktionen und Kämpfen führen; sie kann aber auch ein Element der Kulturbewegung sein, wodurch neue Ideen gefördert, Verbindungen zwischen den Nationen angebahnt, der Willkür der Einzelnen Schranken gesetzt werden (Papsttum und mittelalterliches Kaisertum).

Die Häuptlingsform (in Verbindung mit dem Ständerecht) hat wesentlich zur Verstaatlichung des Rechts beigetragen. Von jeher war das Recht sozial; aber seine Verwirklichung stand den nächsten Gemeinschaftsgruppen (Familie, Freundschaft) zu. Die Verbindung der Rechtsverwirklichung mit dem Staat aber ist eine der größten Thaten der

Weltgeschichte; und hierbei hat die Idee, daß alles Recht im Häuptling (und den Ständen) vereinigt sei, erheblich mitgewirkt; denn gilt diese Idee, so ist der Häuptling und somit der Staat daran interessiert, daß das Recht auch in Gestalt der Unterrechte der Unterthanen gewahrt und unverletzt bleibt. Anderseits strebt sowohl das Häuptlingstum als auch das Interesse des Ackerbaues und des Verkehres nach innerem Frieden, und der innere Friede ruft nach staatlicher Rechtsverwirklichung.

Allerdings tritt noch ein weiteres hinzu: das religiöse Element. Das Unrecht gilt als Verletzung Gottes, um deswillen das ganze Land den Zorn der Gottheit zu fühlen habe: eine Vorstellung, die noch tief in das germanische Mittelalter dringt, wo man Sodom und Gomorrha als die typischen Beispiele göttlichen Fluches bezeichnete. Schon in ursprünglichen Zeiten führt dies zu einer besonderen Art der Gerechtigkeit: gottgeweihte Geheimbünde (Dukduk, Egbo) befassen sich damit, das Recht zu verwirklichen, indem sie auf die Umgebung einen starken Terrorismus ausüben und die Gesellschaft im Zaume halten; die Legitimation haben sie von der Gottheit, von der sie erfüllt sind. Später übernimmt aus allen diesen Gründen die Gesamtheit die Verwirklichung des Rechts; denn sie gilt als Trägerin der Rechtsordnung, als Dienerin der Gottheit, als Schützerin des allgemeinen Friedens, als Spenderin der erlösenden Sühne; sie absorbiert die gesamten Elemente der Gerechtigkeitsidee, die bisher in den einzelnen Familien, Geschlechtern, Vereinigungen und Verbänden verteilt waren.

Sie entwickelt daher auch bestimmte Formen, um über die Missethaten zu richten und ihnen die Sühne zu bereiten. So entstehen die Formen des Prozesses, welche lange Zeit einen religiösen Charakter tragen. Die Gottheit wird angerufen, um über Recht und Unrecht zu entscheiden, die Gottheit in Gestalt der Naturmächte; daher die sogenannten Gottesurteile des Wassers, des Feuers, des Giftes, der Schlange, der Wage, oder (namentlich im germanischen Mittelalter) in Gestalt des Zweikampfes oder in Gestalt der Seherschau, der das sogenannte Losordal nahesteht. Eine eigene Art von Ordal ist die Bahrprobe, indem man mit der Seele des Erschlagenen in Beziehung tritt, damit sie den Mörder bezeichne. Die Ordale sind teils einseitig, teils zweiseitig, je nachdem sich nur eine Partei oder beide ihnen unterziehen müssen. Ein Fortschritt ist die an Stelle des Ordales tretende Verfluchung, indem man für den Fall des Unrechtes und für den Fall der unwahren Beteuerung den Fluch der Gottheit über sich und die Familie herabbeschwört. Diese Verfluchung kann der einzelne allein aussprechen, er kann es unter Mitwirkung von Familienmitgliedern; so entsteht das Fluchordal und der Eid mit Eideshelfern. Ursprünglich wartete man eine Zeitlang (z. B. einen Monat), ob der Fluch eintrete; später galt der Schwörende schon durch den Eid als gereinigt (Unschuldseid). An Stelle der Eideshelfer treten später die Zeugen, an Stelle der Seherschau der Indizienbeweis; und so entwickelt sich an Stelle des mystischen Beweisverfahrens das rationelle. Allerdings vollzieht sich auch dies nicht ohne Trübungen; und nach Abschaffung des Gottesurteiles schiebt sich bei manchen Völkern, bei Ostasiaten wie bei Rothautstämmen, wie im germanischen Mittelalter, das Mittel der Folter ein. Die Folter steht bei manchen Völkern mit dem Gottesurteil in Verbindung; bei anderen stammt sie direkt oder indirekt aus dem Sklavenwesen. Sie besteht darin, daß man den Bezichtigten durch Qualen zu Aussagen über sich und seine Genossen und, wenn man ihn für den Thäter hält, zum Schuldbekenntnis zwingt. Die damit verbundene Roheit und das irrationelle Element hat nicht gehindert, daß sie in romanischen und germanischen Ländern (außer England) noch bis ins achtzehnte Jahrhundert, manchmal sogar bis in das neunzehnte hinein zur Ausführung gebracht wurde.

Das Urteil ergeht ursprünglich im Namen Gottes, später im Namen des die Gottheit vertretenden Volkes oder Königs. Die Rechtsgrundsätze, die bisher gewohnheitlich galten, werden durch das Wort Gottes verkündet und fixiert. Es entsteht das fixierte Recht; zuerst als heiliges Recht, als Gottesgebot, dann als *Gesetz*. Gesetz ist das in gewisse Regeln und Normen gefaßte Recht. Ursprünglich gab es keine Gesetze: man trug die Norm des Rechtes in sich; nur Einzelheiten wurden aufgeschrieben. Später aber, als bedeutende Männer über das Volk hervorragten und einen Fortschritt des Rechtes zu erzielen suchten, als sich die Klassen der Regierenden von den Regierten schieden, als man es für nötig fand, gewisse Bräuche aus dem Volke auszureuten, entstand neben der ursprünglichen Weistumssammlung das über dem Weistum stehende und den Brauch ändernde, dem Rechte neue Bahnen schaffende Gesetz. Jedes große Gesetzbuch ist nicht eine bloße Rechtskompilation gewesen, sondern hat dem Rechte neue Wege gewiesen. Das Gesetz gilt ursprünglich als unverbrüchliches Gottesgesetz, als unwandelbar und ewig; nur seine Auslegung ist zeitlich und vergänglich. Später erkennt man die Vergänglichkeit des Gesetzes selbst an, und es wird zum Grundsatze, daß spätere Gesetze die früheren ändern können. Wie sich aber dieses spätere Gesetz zu dem bereits bestehenden Rechtszustande verhält, und wie die Gesetze verschiedener Staaten ineinander einwirken, ist Gegenstand vielen Streites, und es entwickelt sich eine eigene Wissenschaft, um diese Schwierigkeiten zu begleichen (transitorisches, internationales Recht).

Urteil und Gesetz haben es mit dem Rechte zu thun; das Recht hat sich, wie oben (S. 47) bemerkt, aus dem Gesamtkomplex des Lebens und der Sitte herausgebildet. Mit dieser Entwickelung verbindet sich von selbst ein Bestreben des Staates, über das Recht hinaus das Wohl zu fördern, nicht nur die Rechtspflege, sondern die Kulturinteressen aller Art in den Bereich des Staates aufzunehmen. Das geschieht ursprünglich im Wege des Rechtes; man thut es, indem man gewisse kulturfeindliche Handlungen rechtlicht verpönt und darauf Strafen setzt. Die Polizeiverordnungen spielen im mittelalterlichen Staatswesen, namentlich in kleineren Staatsgebieten schon eine große Rolle. Später erst kommt man dazu, daß dem Gemeinwesen nicht nur der Strafschutz, sondern auch die Pflege und Förderung zu teil werde; und so entwickelt sich der moderne Staat mit seiner *Wohlfahrtspolitik*. Damit drängt sich das Bedürfnis auf, die Justiz strenger von der Verwaltungsthätigkeit zu scheiden; und so kommt man im modernen Rechte zu dem namentlich auf Montesquieu basierten Systeme der Trennung der Gewalten und der Unabhängigkeit der Justiz.

Die Entwickelung vollzieht sich daher in Gegensätzen: einerseits entsteht aus der sozialen Rechtsgestaltung das Recht des *Individuums*; auf der anderen Seite wird die Rechtsverfolgung allmählich Sache der größten, mächtigsten Gemeinschaft, Sache des *Staates*. Auf der einen Seite drängt das Recht nach Individualisierung, auf der anderen Seite nach Verstaatlichung, staatlicher Aufsicht und staatlichem Schutze. Diese Gegensätze sind aus der historischen Einheit, aus der sie entsprungen sind, verständlich: sie sind aus demselben Lebenskeime, dem Gedanken des *sozialen Rechtes*, hervorgegangen; denn der wesentliche Charakter der sozialen Ordnung ist eben die Verbindung des Individuellen und des Allgemeinen. Frühere Zeiten, welche diese Gegensätze nicht zu erklären vermochten, träumten von einem Staatsvertrage, von einem Übereinkommen, wonach die Einzelnen sich verbunden und unter wechselseitigem Verzicht auf individuelle Bethätigungen den Staat gegründet hätten. Diese von der sogenannten Naturrechtsschule vertretene Lehre des Staatsvertrages ist, wie sich aus dem Obigen ergibt, historisch verkehrt; sie ist eine juristische Abenteuerlichkeit und zählt heutzutage mit Recht zu den Toten.

4. Der zeitliche und der nationale Charakter der Kultur. Die Weltkultur.

Soeben war von den Irrtümern des Naturrechtes die Rede; zu diesen Irrtümern zählt auch der Satz, daß das Recht eigentlich nur *eines* sei, das aber von den Völkern verschieden erkannt und verschieden erfaßt werde; darnach wäre es unsere Aufgabe, dieses ideale Recht gleichsam vom Himmel zu holen, wodurch das positive Recht von selbst (großenteils) beseitigt oder doch wenigstens in der Hauptsache überflüssig würde. Ebenso dachte man sich einen Idealstaat und ideale Kulturzustände, mit deren Erreichung für alle Zeiten der Fortschritt vorbei wäre. Das ist irrig. Jedes Recht ist *verschieden* nach der Kulturentwickelung und nach der Funktion, die das Recht in dieser Entwickelung zu vollziehen hat: ebenso wird jede Zeit ihre eigene materielle und geistige Kultur schaffen; und jeder Dichter wird ein Dichter seiner Zeit sein.

Doch war die Naturrechtsvorstellung ein wichtiger Durchgangspunkt; denn die Idee des Ideals schließt immer die Idee des Anders- und Bessereinkönnens ein. Und so hat auch die Vorstellung des Idealrechtes zur Kritik des positiven Rechtes und zur Fortbildung geführt. Sie hat dazu geführt, das Beharrungsvermögen zu mindern und dem Fortschritte die Wege zu bahnen; allerdings hat sie auch manchmal in revolutionärer Weise fruchtbare Keime zu gunsten künstlicher, unzeitiger, ungereifter Bildungen und Mißbildungen zu Grabe getragen.

Die naturrechtliche Betrachtungsweise war auch insofern ein Durchgangspunkt, als sie, so unhistorisch sie auch an sich ist, der *historischen Auffassung* vorgebaut hat. Denn indem sie dem wirklichen Recht ein ideales Recht entgegensetzte, ermöglichte sie es dem Forscher, sich aus den Banden einer bestimmten Zeitanschauung zu lösen und sich der Zeit objektiv selbständig gegenüberzustellen. Allerdings war es anderseits ein verfehltes Beginnen, ein meist aus der Gegenwart und ihren Anschauungen abstrahiertes Idealbild als den Maßstab zu betrachten, an dem die geschichtlich gewordenen Zustände aller Zeiten zu messen wären, und mit der Miene eines Sittenrichters und Seelsorgers über die Heroen früherer Zeit zu Gericht zu sitzen. Das Totenrichteramt des Historikers ist (und hier kommen wir auf unsere Einleitung zurück) wesentlich anders geartet. Eine jede Zeit will beurteilt sein nach dem, was sie der Gesamtentwickelung ist; und jeder Mann der Geschichte kommt als Träger des historischen Geistes seiner Zeit in Betracht, als Diener der Ideen seiner Tage. Es ist daher ebenso unrichtig, den Männern der Geschichte sittenrichterliche Zensuren zu erteilen, wie es unrichtig ist, eine Zeit nur nach ihren guten und schlechten Charakteren zu beurteilen. Eine Zeit muß beurteilt werden nach dem, was sie direkt und was sie indirekt der Menschheit leistet.

Wenn in der einen Zeit eine gewaltige nationale Erregung das Joch einer Fremdherrschaft abschüttelt, in der anderen Zeit große Denker und Dichter entstehen, wenn die eine Zeit eine Periode großer Kulturschöpfungen einleitet, die andere die Früchte zeitigt, damit aber auch ihren Untergang beschleunigt, so sind beide für uns wichtig und für unsere Betrachtung bedeutsam. So ist es völlig unhistorisch, Zeiten rückhaltslos zu verdammen, weil sie von anderen Idealen als den unseren ausgingen, z. B. Zeiten, in denen die Sehnsucht nach Glaubenseinheit zu einer Niederdrückung individueller Geistesthätigkeit geführt hat (Inquisition), oder Zeiten, in denen eine Wildheit der Gemüter sich austobte, um neue Ruhepunkte zu gewinnen. Und auch die Perioden, in denen eine Kultur abstirbt, zeigen dem Historiker die Menschheit in einem wichtigen Stadium; schon deshalb, weil er aus diesem Untergang ein neues Leben wieder emporkeimen sieht.

Aber auch nach anderer Seite hin war das Naturrecht ein Fehler. Indem man ein abstraktes Idealbild suchte, verkannte man, daß Recht und Kultur in jeder Zeit auch *national* geschieden sind. Eine jede Kultur ist national relativ, sie muß ihre Eigenheiten haben, die im Volkstum wurzeln; sie wird aus der Eigenart des Volksgeistes gewisse Züge erhalten, die für andere Völker nicht passen würden und nur in den individuellen Verhältnissen ihre Berechtigung finden. In der That hängt alles Große zugleich mit der Art des individuellen Volksgeistes zusammen, so daß man sagen muß: nur ein Volk, das *seine* Kulturgebilde zu verwirklichen weiß, wird auf die Dauer wahrhaft Großes schaffen. Darum ist nichts irriger, als bei der Betrachtung der Volkskultur solche eigenartigen Züge ohne weiteres abzulehnen, weil sie für unser Volk, für unsere nationale Denkart nicht passen.

Aber auch dies darf nicht überspannt werden; und insofern hatte die naturrechtliche Betrachtungsweise einen wahren Kern. Denn einerseits schließt, wie noch unten zu zeigen ist, die nationale Eigenart nicht die Entlehnung fremder Kultur aus, sofern es nur dem Volke gelingt, die fremde Kultur sich zu assimilieren und in sein eigenes Wesen aufzunehmen. Anderseits wird der gesteigerte Verkehr schon im eigenen Lande notwendig eine Reihe landschaftlicher Gegensätze mildern und eine Menge von Dingen zersetzen, die bisher die einzelnen Völkerteile schieden; wie die Schriftsprache eines Volkes eine Einheit darstellt, da wo sich eine Fülle von Dialekten bekämpften, so wird ein einheitliches Gesetzbuch, ein einheitlicher Gerichtshof im Rechtsleben viele Gegensätze ausgleichen. Aber auch in der Kultur der Völker unter sich werden *gemeinsame Faktoren* zur Geltung kommen, so daß eine Menge von Gegensätzen verschwinden. Die *religiöse Kultur* des Christentums einerseits, des Islam anderseits, die Kultur des brahmanisch-buddhistischen und des konfuzianischen Religionslebens in dritter Reihe haben ungeheure Völkergebiete in ihrem Gedanken- und Gefühlsleben, ja auch in ihrem Thatenleben bestimmt. Und so ist es auch begreiflich, daß das *Rechtsleben* der Nationen nach starker Annäherung strebt, und begreiflich sind die egalisierenden Tendenzen. Ist ja doch eine gewisse Rechtseinheit in der ganzen Islamkultur (trotz unzähliger Differenzen im einzelnen) erreicht; während allerdings der Gedanke, auch in der Sphäre des Christentums eine Einheit des römisch-kanonistischen Rechts zu erzielen, seinerzeit gescheitert ist: er ist gescheitert, dieser gewaltige Gedanke des Universalkaiserreichs, der sich an das römische Recht der Imperatoren anlehnte, der eine Fortexistenz der Universalrechte des populus Romanus, übertragen an den deutschen Kaiser, annahm — ein Gedanke, der die Geister des Mittelalters bis in das 14., ja 15. Jahrhundert hinein beherrscht hat; der Kaiser wäre hiernach das Oberhaupt der Christenheit und die übrigen Fürsten nur seine Lehensträger oder unter ihm stehende Territorialfürsten gewesen. Dieser Gedanke, den einst große Geister, wie Dante, vertraten, ist wie viele andere zu Grabe gegangen; und an seine Stelle trat die Auffassung eines selbständigen Territorialstaatsrechts. Aber der Gedanke hat doch eine mächtige Nachwirkung gehabt. Er führte zu einer innigeren Verbindung der christlichen Völker; er hat dem römischen Recht als allgemeinem Universalrecht die Wege gebahnt, während allerdings, davon unabhängig, das englische Recht lediglich kraft der ungeheuern kolonisatorischen Erfolge des englischen Volkes zu einem Weltrecht ohnegleichen geworden ist; und ebenso wird der gemeinsame Verkehr von selbst zur Vereinheitlichung des Handels-, See-, Urheber- und Patentrechts führen.

So mußte sich denn auch die Idee eines *völkerrechtlichen Bundes* entwickeln; genährt wurde sie durch die große Idee der Einheit der christlichen Völker. Von der Zeit, die jeden Fremden als Feind (hostis) betrachtet, die alle ausländischen Erscheinungen als uns fremd und

antipathisch behandelte, sind wir weit ab. Es entwickelten sich die Regeln des völkerrechtlichen Verkehrs; es entwickelten sich Vereinbarungen der Staaten zur Förderung der gegenseitigen Interessen, zur Wahrung des Friedens. Eine Reihe von Aufgaben, die ehemals das Kaisertum erfüllen sollte, haben die internationalen Verbände übernommen; das Institut internationaler Schiedsgerichte zur Begleichung von Streitigkeiten ist im Aufblühen begriffen.

Anderseits kommt es auch vor, daß Staaten sich zu staatsrechtlichen Gebilden zusammenschließen und ihre völkerrechtliche Sonderung ganz oder teilweise aufgeben; so werden die Staaten zum *Bundesstaat*, und eine Menge von Einheitsideen, die sonst nur schwer ihre Durchführung finden konnten, gelangen jetzt zur leichten Verwirklichung. Zu bemerken ist dabei, daß die Bundesstaatsform sich auch schon in der Zeit des Geschlechterstaates gebildet hat: sie findet sich namentlich in der bewunderungswerten Staatsverfassung der Irokesen.

5. Ausblick in die Zukunft.

Die schließlichen Ziele des historischen Prozesses zu durchschauen, steht keinem zu, der in der Gegenwart weilt, und es wäre ein fruchtloser Versuch, darüber Hypothesen aufzustellen; ebenso fruchtlos, als wenn man es einem Platon hätte zumuten wollen, unser christliches Kulturleben oder das mittelalterliche Kaisertum, oder von Dante hätte verlangen wollen, das moderne Industrierecht und die Eigenart der Industrievölker zu durchschauen. Das wissen wir ja heutzutage mehr als je, daß keine Entwickelung, so einfach sie auch sein mag, jemals schablonenmäßig gewesen ist, sondern immer ihre individuelle Eigenart an sich trug nach Ort und Zeit. So versagt sich ein Argumentieren in die Zukunft, das ja doch nur in schablonenmäßig schemenhaften Dingen ausmünden könnte, ganz von selbst; ebenso wie uns jede Antwort auf die Frage gebricht, ob unser Wirken auch in späteren Jahrtausenden noch ein *terrestrisches* sein wird, oder ob es uns je gelingen mag, die Schranken unseres Himmelskörpers zu überschreiten. Für alles dies gibt es nur ein Wer weiß? obgleich uns das Gefühl unseres Könnens zur Bejahung drängt. Dagegen sei noch eine andere Betrachtung gestattet.

Die Entwickelung bringt die Völker wie die Individuen zum Fortschritt wie zum Verfall. Kein Volk wird sich schmeicheln dürfen, für die Ewigkeit zu leben; und was alles von dem Errungenen in Zukunft wieder verloren gehen wird, läßt sich nicht voraussagen. Verfällt ein Volk, so verschwindet es entweder direkt vom Erdball, oder es wird von einem anderen Volk aufgesogen: es mischt sich mit ihm und geht in seiner Eigenart mehr oder minder zu Grunde; und damit kann auch seine Kultur zu Grabe gehen. Das ist eine ernste Möglichkeit; das ist das Gorgohaupt der Weltgeschichte, dem wir ohne zu erstarren ins Angesicht blicken müssen.

Eine Thatsache ist es aber, die uns in dieser Beziehung mit einem gewissen freudigen Hoffen erfüllt: die Thatsache der häufigen Rezeption, der Transfusion der Entwickelungsergebnisse von einem Volke zum anderen, so daß die Entwickelung nicht von vorn gemacht zu werden braucht. Es ist die Thatsache der *Rezeption*, der *Aufnahme* der *Kulturen* (hierüber vgl. die ausführlicheren Erörterungen meines Aufsatzes in der „Aula" I, 1 und 2). Diese Rezeption ist allerdings keineswegs allgemein; sie hindert nicht, daß bisweilen eine Kultur abstirbt und wir ihr einfach ein Ruhe sanft! zurufen müssen: diese Mahnung an den Tod muß sich jede Kultur vorhalten. Allein sehr häufig ist immerhin die Thatsache der Rezeption. Sie kann in verschiedener Weise erfolgen: der Eroberer bringt dem Eroberten seine Kultur, er legt sie ihm, oft zwangsweise, auf; oder der Eroberer nimmt vom Eroberten die Kultur an; oder die

Rezeption vollzieht sich ohne Unterwerfung des einen Teils durch unbewußte Übernahme äußerer Sitten und innerer Denkungsweise; oder endlich die Rezeption erfolgt zwar ohne Unterwerfung, aber bewußt, im Bewußtsein der äußeren Vorteile oder der inneren Bedeutung dieser fremden Kultur. Auf solche Weise wird sich das Problem der Entwickelung bedeutend komplizieren: viele Ergebnisse der Kultur des absterbenden Volkes werden auf diese Weise fortleben. Das aufnehmende Volk wird allerdings mitunter in seinem Denken und Trachten so umgestaltet, daß es den Nerv seines Wesens verliert, daß ihm der eigene Halt entgeht, daß es berauscht von den Freuden eines neuen Daseins zusammenbricht und verschwindet. Auch sonst können manche fruchtbaren Keime des lebenskräftigen Volkes unter dem Einflusse der rezipierten Kultur absterben. Dafür kann aber auch ein Volk, das die fremde Kultur sich zu assimilieren versteht, eine Fülle von Ergebnissen und eine Wirksamkeit erlangen, deren es sonst nicht fähig gewesen wäre, weil es nunmehr auf einer bereits errungenen Stufe seine Kraft einsetzt und ihm eine Menge stammelnder Versuche erspart bleiben.

Eine gegenseitige Rezeption liegt in der Wechselwirkung, wo jedes Volk gebend und nehmend ist. Eine solche entsteht von selbst, wenn die Völker zu einander in Verkehr treten, ihre Institute kennen lernen, die großen Vorzüge der fremden Einrichtungen und die Mangelhaftigkeit ihrer eigenen erschauen. Namentlich der Welthandel, in dem jede Nation konkurrenzfähig bleiben will, zwingt zur gegenseitigen Aufnahme von Sitte und Recht; keine Nation will zurückbleiben, und jede erfährt, daß sie zurückbleibt, wenn sie gewisse Dinge nicht von den anderen entlehnt. Diese Wechselwirkung wird um so gesünder sein, je gleichartiger die Völker sind, je mehr sie sich verstehen, je mehr es gelingt, einzelne Institute nicht nur äußerlich, sondern auch mit ihren Wurzeln zu übernehmen und sie dem eigenen Wesen anzupassen, zu assimilieren.

Das gibt uns den Trost, daß, wenn auch die einzelnen Völker, die wir kennen, absterben und vergehen, unsere Kulturarbeit für das Weltall nicht verloren gehen wird, sondern immer wieder neue Gemeinschaften auftreten, welche das segnen, was wir mit dem Aufwand unserer Kräfte erstrebt und erreicht haben.

In Beständigkeit und Treue,
unermüdlich Neues schaffend,
wird der Mensch der Welten Herr.

III. Die Menschheit als Lebenserscheinung der Erde.

Von

Prof. Dr. Friedrich Ratzel.

So viel ist entschieden: die Geschichte steht nicht neben, sondern in der Natur. Carl Ritter.

1. Die Erde und der Mensch.

Herder erzählt im Vorwort zu seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", wie er nach einer Philosophie der Geschichte suchte, und wie er sie fand in dem „Gang Gottes in der Natur, in den Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke thätlich dargelegt hat". Das Schicksal der Menschen sah er im Buche der Schöpfung geschrieben, und daher ist ihm, dem Dolmetsch und Ausleger dieses Schicksales, der Weg vorgezeichnet von der Sternenwelt zur Erde und von der Erde zu den Lebensformen, die mit uns das Licht der Sonne genießen. Wenn er also die Erde als Stern unter Sternen und ihre Stellung und Entwickelung im Planetensystem, dann die Veränderungen der Gebirge und Meere betrachtet, die die Erdteile und Länder gebildet haben, so handelt es sich ihm nicht um eine naturwissenschaftliche Einleitung zu einem geschichtsphilosophischen Werke, sondern um die Schilderung der Erde als einer großen Werkstätte zur Organisation verschiedenartigster Wesen, unter denen der Mensch seine vorbestimmte Stelle einnimmt. Diese Stelle ist nur auf diesem Boden und unter diesen natürlichen Voraussetzungen möglich, und daher gehört die Erde in die Geschichte der Menschheit hinein in viel tieferem Sinn als nur in dem des Bodens, den die Menschen beschreiten, bearbeiten, in dem ihnen das Grab gegraben wird. Die Menschheit gehört zur Erde als ein Stück von der Erde. In der Geschichte der Erde kam der Moment, wo alles, was bisher gewirkt und geschaffen war, nur noch als Vorbereitung zum Auftreten dieses Wesens erschien, in dem das organische Leben des Planeten seine höchste Blüte entfalten sollte.

Für uns gibt es keine größere Epoche in der Geschichte der Erde, keine Abgliederung, die berechtigter wäre, als die in die vormenschliche und die menschheitliche Periode der Erdgeschichte. Mit seinem Erscheinen auf der Erde war aber der Mensch nicht fertig. Der Mensch ist ein Kind der Erde, nicht bloß, weil er aus der Erde geboren, also aus irdischen Stoffen gebaut ist. Er ist es auch nicht bloß aus dem tieferen Grunde, daß die Erde mit dem Menschen schwanger ging von dem ersten Keim organischen Lebens an, den sie trug, so daß nun alles vorher Geschaffene auf den Menschen hinweist. Der Mensch ist als erziehungsbedürftiges und erziehungsfähiges Kind auf die Erde gekommen, die Erde hat ihn im Ringen mit allen ihren Kräften und Wesen erzogen, in seine besondere Geschichte hat sich die allgemeine Geschichte der Erde verflochten. Wärmeperioden und Eiszeiten haben den Lebensraum der Menschheit bald erweitert, bald verengert. Der Mensch hat Pflanzen- und Tiergeschlechter hinsterben und neu aufkommen sehen. Dabei konnte er unmöglich derselbe bleiben. So wie die Menschheit vor uns steht, ist sie also das Erzeugnis ihrer eigenen Geschichte und zugleich der Geschichte der Erde. Beide sind unauflöslich verbunden und werden es bleiben. So wie der Mensch erst gekommen ist, als die Erde

schon eine lange Geschichte hinter sich hatte, könnte er, die höchste Blüte am Baume der Schöpfung, wohl auch eher welken, als es für die Erde Abend geworden ist. Die dann noch fortdauernde nachmenschliche Geschichte der Erde würde für den Gesamtplaneten eine Verarmung, für das Leben der Erde den Beginn der Rückbildung bedeuten.

Aus unserer Auffassung der Stellung des Menschen in der Natur folgt das Ungenügende einer äußerlichen Betrachtung dessen, was man den Boden in der Geschichte nennt. Im nächsten und praktischen Sinne bedeutet dieses, daß wir uns nicht genügen lassen können mit einer landschaftlichen Schilderung als Einleitung in die Geschichte eines Landes. Mag die Schilderung so farbenreich und so treu sein wie Johannes von Müllers Einleitung in die Geschichte der Eidgenossenschaft oder Ernst Curtius' Einleitung in die Griechische Geschichte, sie erreicht nicht einmal den nächsten Zweck, wenn sie z. B. nicht das Verhältnis des Raumes dieses Landes zum ganzen Erdraum, der Lage dieses Landes zur ganzen Erde erwägt.

2. Hauptsätze der Anthropogeographie.

A. Der Zusammenhang der Länder.

Es gehört mehr zum Verständnis der Naturbedingtheit der Geschichte, als gerade den Boden zu verstehen, auf dem eine Geschichte sich abspielt, und den gerade in dem Zustand, in dem die Geschichte ihn gefunden hat. Wir leiten vielmehr aus der Zugehörigkeit des Menschen zur Erde die Regel ab, daß man in die Tiefe und in die Weite über diesen Boden hinausblicken muß. Eine Bodenform, eine Höhenstufe, kurz irgend eine geographische Erscheinung ist zunächst nicht allein, jede ist vielmehr das Erzeugnis einer größeren, weitverbreiteten Kraft; darum treten sie gesellig oder über einen weiten Raum verteilt auf oder kehren in den entlegensten Gebieten wieder. Griechische Küsten mit weiten Hafenbuchten, steilen Vorgebirgen und Felseninseln sind auch in Istrien, Italien und Spanien, in Kleinasien und selbst im Pontus zu finden. Wohin den Griechen seine Schiffe trugen, von Kolchis bis zum Bätis landete er an Gestaden von vertrauten Formen. Schon Herder hat gewarnt, Deutschlands Geschichte allein aus Deutschlands Boden verstehen zu wollen, da doch auch Deutschland nur eine Fortsetzung von Asien sei. Wer möchte leugnen, daß die Ausläufer einer eurafrikanischen Rasse, die einst in vorarischer Zeit die Mittelmeerländer erfüllte und tief nach Afrika hineinreichte, bis auf denselben mitteleuropäischen Boden sich ausbreiten konnten? Da nun über den starren Boden die beweglichen Massen des Wassers und die noch beweglicheren der Luft hingehen, bleibt es nicht bei dem Zusammenhang eines Landes mit seinen Nachbarländern, der in der Ähnlichkeit und Kontinuität der Erdschichten liegt. Die Donau trägt Sand aus Schwarzwaldgranit ins Schwarze Meer, und unsere Witterung steht unter dem Einflusse der Luftwirbel, die über den Atlantischen Ozean zu uns kommen, nachdem sie die Küsten von Virginia, Labrador oder Island verlassen haben. Unter dem Einflusse derselben Luftwirbel drängt warmes atlantisches Wasser an die Westküsten Europas, dessen Klima bis tief ins Binnenland hinein diese Wärme spürt. Wenn im mittleren Atlantischen Ozean ein anderes interkontinentales Windsystem des Kolumbus gebrechliche Schiffe nach Westindien trug, greifen wir die geschichtliche Wirkung der unorganischen Bewegung mit Händen. Im Falle der Donau hat unser größter Staatsmann die politische Verknüpfung deutscher Interessen mit pontischen Verwickelungen geleugnet. Und doch hat das dunkle Gefühl nicht unrecht, das dem Strome, der von Natur ein unteilbares Ganze ist, eine verbindende Wirkung auch im politischen Sinne zuerkennen will. Die Verbindung war klein geworden bis zur

Unerkennbarkeit, als Bismarck ihre politische Wirklichkeit leugnete. Wer möchte heute angesichts der gesteigerten Bedeutung aller südöstlichen Landverbindungen, die demselben Gefälle wie die Donau folgen, bei dieser Verneinung stehen bleiben? Die Orientbahnen werden die Donau nicht in den Hintergrund drängen, sondern sie hervortreten lassen.

So ist denn jegliches Land zwar eine Sache für sich, aber immer auch zugleich ein Glied in einer Kette von Wirkungen. Es ist für sich ein Organismus, und in einer Reihe, einer Gruppe, einem Ganzen ist es zugleich ein Organ. Bald ist es das eine mehr als das andere, und es herrscht ein ewiger Kampf zwischen dem Organismus und dem Organ. Nenne man nun das Organ unterworfene Provinz, Tributärstaat, Tochterstaat, Kolonie, Gliedstaat eines Bundes: das Streben nach Selbständigkeit ist immer ein Streben nach eignem Leben. Der Kampf um dieses Leben braucht nicht bloß Krieg zu sein. Auch die äußerlich friedliche Entwickelung der Weltwirtschaft drückt Organismen zu Organen herab. Wenn die europäische Industrie in Polynesien oder Inneraſien die selbständige Blüte der Kunst und des Gewerbes durch Massenzufuhr von schlechten, aber billigen Erzeugnissen zum Welken bringt, so verliert das ganze Volk an eignem Leben; es wird nun eingereiht in die Reihe derer, die Kautschuk sammeln, Palmöl pressen oder Elefanten jagen müssen für den europäischen Bedarf und dafür durchsichtige Gewebe, schwefelsäurehaltigen Schnaps, abgelegte Flinten und alte Kleider, mit einem Worte Kulturtrödel kaufen müssen. Sein wirtschaftlicher Organismus stirbt ab, und in vielen Fällen ist das der Anfang des Ab- und Aussterbens eines Volkes gewesen. Der mächtigere Organismus hat den schwächeren sich unterworfen. Ist es etwas so ganz anderes, wenn Athen ohne das Getreide, das Holz, den Hanf der Länder am Nordrande des Mittelmeeres nicht leben konnte? Oder wenn England ohne die Zufuhren von Getreide und Fleisch aus Nordamerika, Osteuropa, Australien verhungern müßte?

Vergebens hat man im Gestein des Bodens, in der Zusammensetzung der Luft auszeichnende Merkmale des einen oder anderen Landes finden wollen. Die Vorstellung von großen, dauernden, entscheidenden Qualitätsunterschieden auf der Erde ist mythisch. Weder das Paradies, noch das Land des Dorado gehören der Wirklichkeit an. Wir haben kein Land, dessen Boden seinen Männern gewaltige Kraft oder seinen Weibern überschwellende Fruchtbarkeit verleiht. In Indien wachsen ebensowenig die Edelsteine aus den Felsen, wie das Gold und Silber in den Erdspalten. Es ist auch nichts mit der leichteren Verschiedenheit, die die Geschichtsphilosophen des vorigen Jahrhunderts zwischen der Alten und der Neuen Welt bestimmen zu können glaubten. Die Meinung, daß die Neue Welt schwächere und nahrungsärmere Pflanzen, kleinere und schlaffere Tiere und endlich auch eine schwächlichere Menschheit erzeuge, hat selbst Alexander von Humboldt nicht unbedingt abgewiesen. Das Dahinsiechen der Rothaut wäre allerdings eine weniger vorwurfsvolle Erscheinung, wenn es, statt durch Ungerechtigkeit, Gewinnsucht und Laster der Weißen erklärt zu werden, als Ausfluß eines großen Naturgesetzes hingestellt werden könnte! Gerade der Gang der Geschichte der europäischen Tochtervölker in Amerika hat noch nichts von einem so großen und allgemeinen Unterschied erkennen lassen. Er befestigt vielmehr, ebenso wie entsprechende Geschichtsverläufe in Nordasien, Afrika und Australien, nur immer mehr den Glauben, daß die entlegensten Länder, wo sie ähnliches Klima haben, auch berufen sind, den Boden ähnlicher geschichtlicher Entwickelungen zu bilden. Bisher ist sicherlich eines der größten Ergebnisse der Arbeit der Menschen die Abtragung natürlicher Unterschiede. Durch Bewässerung und Düngung werden Steppen zu fruchtbaren Ländern gemacht, der Unterschied zwischen offenem und Waldland wird immer mehr und

nur zu rasch und zu weit zurückgedrängt, die Akklimatisation der Menschen, Tiere und Pflanzen wirkt in immer größerem Maße ausgleichend. Wir sehen eine Zeit, wo nur Extreme, wie Wüste und Hochgebirge, übrig sein und überall sonst Wirkungen des Bodens ausgeglichen sein werden. Das Wesen dieses Prozesses kann man am kürzesten so ausdrücken: Die Menschheit ist bei allen Rassen- und Stammesverschiedenheiten im tiefsten Grunde ebensogut eine Einheit wie ihr Boden; durch ihre Arbeit trägt sie nun von dieser Eigenschaft immer mehr auf ihren Boden über, der dadurch auch seinerseits immer noch einheitlicher gemacht wird.

Die Naturbedingtheit der Geschichte hat also immer einen großen tellurischen Zug. Für den ersten Blick hängt eine geschichtliche Entwickelung nur mit dem Boden zusammen, auf dem sie sich vollzieht. Dringen wir tiefer ein, so finden wir Wurzeln, die an den Grundeigenschaften des Planeten haften. Wir meinen nun nicht, daß darum jede Geschichte auf eine kosmologische Basis gestellt werden müsse, so wie sie einst, um vollständig zu sein, mit der Erschaffung der Welt oder mindestens der Zerstörung Trojas anheben mußte. Aber es wird hervorgehoben werden dürfen, daß auch für unsere Zeit die Forderung Herders gilt, vom Himmel müsse die Philosophie der Geschichte des menschlichen Geschlechtes anfangen, wenn sie einigermaßen diesen Namen verdienen soll, und zur Erde müsse sie herabsteigen voll der Überzeugung, daß alles Dasein zutiefst sich gleich sei, ein unteilbarer Begriff, im Größten wie im Kleinsten auf einerlei Gesetz begründet.

B. Der Mensch und das Gesamtleben der Erde.

Soll diese kosmische Auffassung des Lebens der Menschheit nicht ein isolierter Gedanke ohne belebende Wirkung bleiben, so muß auch diesem Leben seine Stellung zum Gesamtleben der Erde angewiesen werden. Die Existenz des Menschen erhebt sich auf der Unterlage der ganzen Lebensentwickelung, die wir in Pflanzen- und Tierreich scheiden; oder, wie Alexander von Humboldt vorsichtig sagt: das Menschengeschlecht nimmt wesentlich teil an dem gesamten Erdenleben. So wie sich Pflanzen und Tiere, pflanzliche und tierische Reste und Produkte räumlich zwischen den Menschen und den unbelebten Kern der Erde schieben, so hängt das Leben des Menschen vielfach nicht unmittelbar von der Erde ab, sondern von den Pflanzen und Tieren, die erst ihrerseits unmittelbar mit der Erde durch Lebensnotwendigkeiten verbunden sind. Es ist die Abhängigkeit der späteren und höheren Entwickelung von der früheren und tieferen. Robert Mayer hatte 1845 in seiner epochemachenden Arbeit „Über die organischen Bewegungen in ihrem Zusammenhang mit dem Stoffwechsel" die Pflanzenwelt als ein Reservoir bezeichnet, in welchem die flüchtigen Sonnenstrahlen fixiert und zur Nutznießung geschickt niedergelegt werden. Mit dieser „ökonomischen Fürsorge" war ihm die physische Existenz des Menschengeschlechtes unzertrennlich verknüpft, und er führt sogar auf sie das instinktive Wohlgefallen zurück, das in jedem Auge durch die Anschauung einer reichen Vegetation erregt wird.

Die Geschichte der Menschheit zeigt, wie verschieden die Elemente sind und wirken, die dieses Reservoir enthält. Zu allererst teilen Pflanzen und Tiere mit dem Menschen den Boden, und um den Boden muß dieser mit ihnen kämpfen. Die Steppe begünstigt, der Wald hemmt die geschichtliche Bewegung, der Tropenbewohner kann kaum des Unkrautes Herr werden, das sein Feld überwuchert, der Polarbewohner sieht die Pflanzenwelt nur zwei Monate des Jahres und auch dann nur in kleinen, kümmerlichen Formen. Die ungleiche Verteilung der Nutzpflanzen über die Erde hat in großem Maße das Auseinandergehen der Entwickelung der Völkergruppen bestimmt. Australien und die arktischen Länder haben fast nichts erhalten,

während die Alte Welt mit einer Fülle köstlicher Gaben überschüttet wurde, und hier wieder Asien mehr als Afrika und Europa: von den Haustieren sind die wertvollsten asiatischen Ursprungs. Amerikas voreuropäische Geschichte ist durch eine mäßige Ausstattung mit Nutzpflanzen und durch fast völligen Mangel der Haustiere unvergleichlich viel einförmiger als die der Alten Welt. Zu den größten Umwälzungen des Gesamtlebens der Erde gehören die Verpflanzungen, die der Mensch von einem Lande nach dem anderen vorgenommen hat. Ihre Ausdehnung ist nicht zu ermessen, da die Verbreitung einzelner Kulturpflanzen, wie der Bananen, über eine Anzahl von weitgetrennten Erdteilen noch rätselhaft ist. Und dieser Prozeß wird wohl nie für abgeschlossen gelten dürfen, solange die Not die sich ausbreitenden und sich zusammendrängenden Menschen zwingt, immer tiefer in diesen Schatz des Lebens der Erde hineinzugreifen.

C. Volk und Staat als Organismus.

Die Beziehungen der Menschen zum Boden sind zunächst dieselben wie die alles anderen Lebens. Die allgemeinen Gesetze der Verbreitung des Lebens umschließen auch die Gesetze der Verbreitung des menschlichen Lebens. Daher kann die Anthropogeographie nur als ein Zweig der Biogeographie gedacht werden, und eine Reihe von biogeographischen Begriffen können ohne weiteres auf die Verbreitung des Menschen Anwendung finden. Dazu gehört das Verbreitungsgebiet oder die Ökumene, die Lage auf der Erde in allen ihren Kategorien, wie Zonenlage, Lage zum Erdteil oder anderen größeren Abschnitten der Erdoberfläche, besonders auch zu den Meeren, Randlage, Innenlage, Außenlage, Reihen- oder Kettenlage, zerstreute Lage. Es gehören ferner dazu die Raumverhältnisse, der Kampf um Raum, die Lebensentwickelungen in engen und weiten Räumen, in insularen und kontinentalen Gebieten, die Höhenstufen; weiter die Hemmungen und Beschleunigungen durch die Formen des Bodens, die vorauseilende Entwickelung in einschränkenden, zusammendrängenden Gebieten, der Schutz, den die isolierten Lagen gewähren. Endlich muß man auch alle Eigenschaften der Grenze als Erscheinungen an der Peripherie lebendiger Körper auffassen.

Sind uns aber die Völker Formen des organischen Lebens, so ist uns auch der Organismus des Staates mehr als „die relativ beste aller bildlichen Bezeichnungen des Staates" (Schäffle). Der Staat kann gar nicht anders verstanden werden, denn als ein organisches Wesen; und wenn diese Auffassung Widerspruch fand, war der Grund nur in der einseitigen Deutung des Wortes Organismus zu suchen. Jedes Volk, jeder Staat ist organisch als Vereinigung organischer Wesen. Und außerdem liegt das Organische in dem inneren Zusammenhange der Gruppen und der Einzelnen, die das Volk, den Staat bilden. Dieser Zusammenhang ist aber im Volk und Staate kein stofflicher und strukturlicher. Nur bei Pflanzen und Tieren ist der Organismus am vollkommensten, in dem die Glieder dem Ganzen die größten Opfer an Selbständigkeit zu bringen haben. In den Völkern und Staaten aber bewahren sich die Glieder eine Selbständigkeit, die mit der Höhe der Entwickelung nur noch zunimmt. Also wären Völker und Staaten höchst unvollkommene Organismen, verglichen mit Pflanzen und Tieren?

Ihre Überlegenheit, die jeden Vergleich ausschließt, liegt auf einer ganz anderen Seite. Es sind geistige und sittliche Organismen. Der geistige Zusammenhang tritt in die Lücken der tierischen Organisation. Und dieser Zusammenhang schafft nun allerdings mancherlei Ähnlichkeiten zwischen den Lebensprozessen eines Volkes und Staates und denen eines Organismus, so daß man von Prozessen der Assimilation, des Umlaufes und dergleichen bei Völkern und Staaten reden kann. Das sind aber nur Vergleiche, auf sie paßt der Ausdruck Verbildlichung

ganz. So spricht man auch von Organen. Das kann aber nur den Sinn haben, daß eine Teilung der Arbeit zwischen Gliedern eines Staates stattfindet, die durch Lokalisierung organähnlich werden. In diesem Sinne kann man die Grenzprovinzen eines Staates als peripherische Organe bezeichnen, die zu Schutz und Austausch bestimmt sind. Man kann aber nicht vorsichtig genug sein mit der Verwendung des Ausdruckes Organ. Denn im pflanzlichen und tierischen Organismus werden viele Glieder zu Organen umgebildet und untergeordnet, wobei sie ihre Selbständigkeit dem Organismus opfern müssen. Der Mensch aber ist als Glied des Volks- und Staatsorganismus das individualisierteste Erzeugnis der Schöpfung, er opfert keine Faser und keine Zelle dem Ganzen, nur seinen Willen opfert er, indem er ihn hier vor dem Ganzen beugt und dort fürs Ganze wirken läßt. Volk und Staat ruhen also allerdings als Lebewesen in demselben Grunde wie Pflanzen und Tiere; soweit man sie mit diesen vergleichen kann, sind sie aber nicht eigentliche Organismen, sondern Aggregat-Organismen, die erst durch die Wirkungen geistiger und sittlicher Mächte den höchsten Organismen an zusammengefaßtem Leben und Leisten nicht bloß ähnlich, sondern weit überlegen werden.

Neben dem geistigen Zusammenhang verbindet nun aber die Glieder eines Volkes und Staates ein stofflicher Zusammenhang, den man merkwürdigerweise in den Diskussionen über den Organismus des Staates wenig berücksichtigt hat; das ist der Zusammenhang mit dem Boden. Der Boden ist überhaupt das einzige, was im Staate stofflich zusammenhängt, und daher denn in erster Linie die in aller Geschichte starke und immer wachsende Neigung, den Staat mit dem Boden zu verbinden, ihn gleichsam einzuwurzeln. Für den Organismus des Staates ist der Boden nicht nur die zusammenhängende Grundlage, sondern auch das einzige greifbare und unzerstörbare Zeugnis seiner Einheit. Im Verlauf der Geschichte wird diese Verbindung nicht etwa lockerer, wie die fortschreitende Freimachung geistiger Kräfte glauben lassen könnte, sondern sie wird vielmehr zunehmend enger von der Verbindung weniger Menschen mit einem verhältnismäßig weiten Raum im primitiven Kleinstaate bis zum Zusammenhange der dichten Bevölkerung eines Großstaates mit ihrem verhältnismäßig engen Boden im Großstaate der Hochkultur. Boden mit immer mehr Menschen in Verbindung zu bringen, ist das unter allen Wandlungen der wirtschaftlichen und politischen Formen festgehaltene Ziel. Dabei herrscht das Gesetz, daß jede Beziehung eines Volkes oder Völkchens zum Boden politische Form anzunehmen strebt, und daß jedes politische Gebilde die Verbindung mit dem Boden sucht. Die Ansicht Morgans von einer unterritorialen und einer territorialen Epoche der Geschichte der Menschheit ist unrichtig; der Boden ist notwendig in jeder Form des Staates, auch in den Keimen des Staates, die ein paar Negerhütten oder eine Farm im fernen Westen bilden mögen. Die Entwickelung liegt nur darin, daß immer mehr Boden besetzt und ausgenutzt wird, und daß also mit wachsender Volkszahl eine Art von Einwurzelung jedes Volkes in seinen Boden immer zunimmt.

Damit muß sich natürlich die Natur der Völkerbewegungen umwandeln. An die Stelle der Verdrängung tritt die Durchdringung, und mit der raschen Abnahme freien Landes ist das Schicksal des geschichtlichen Zuspätkommens unwiderruflich besiegelt. Weil der Staat ein aus selbständigen Einzelmenschen und Hausständen zusammengesetzter Organismus ist, kann auch sein Zerfall nicht aufgefaßt werden wie die Zersetzung der dem Tod und damit der Fäulnis anheimgegebenen Pflanzen oder Tiere. Hier zerfallen mit der Pflanze auch die Zellen, die sie aufbaut. Im zerfallenden Staat aber leben die freigewordenen Einzelnen fröhlich weiter und treten zu neuem Staate zusammen; sie vermehren sich, und die alte Notwendigkeit des Wachstums regt sich mitten im Zerfalle. Der Zerfall der Staaten ist nicht Untergang, sondern Umformung. Eine

große Staatsform stirbt ab, kleinere entstehen an ihrer Stelle. Der Zerfall ist eine Lebensnotwendigkeit. Nichts kann irriger sein als die Annahme, das Staatenwachstum werde sein Ende erreicht haben, wenn Ein Staat die ganze Erde umfasse. Sollte dies je geschehen, so wäre lange vor diesem großen Augenblick eine Menge von Wachstumsprozessen schon im Gange, die für Zerfall und Neubildung sorgen würden. Bis heute hat die politische Ausbreitung der Weißen über die Erde nicht Einförmigkeit, sondern Mannigfaltigkeit zur Folge gehabt.

D. Die geschichtliche Bewegung.

Alle Zustände der Völker und Staaten, die man geographisch bestimmen, beschreiben, zeichnen und meist sogar ausmessen kann, führen auf Bewegungen zurück. Es sind Bewegungen, die allem Leben eigen sind. Ihr letzter Grund ist das Wachstum und die Vermehrung. Diese Bewegungen mögen an sich sehr verschieden sein, gemeinsam bleibt ihnen immer, daß sie am Boden haften, und daß sie daher von der Größe, Lage und Gestalt ihres Bodens durchaus abhängig sein müssen. Wir werden also in jeder organischen Bewegung die inneren Bewegungskräfte wirksam sehen, die dem Leben eigen sind, und die Einflüsse des Bodens, an den das Leben gebunden ist. In den Völkerbewegungen sind die inneren Kräfte einmal die allgemeinen organischen Bewegungskräfte und dann die Impulse des Geistes und des Willens der Menschen. Manche Geschichtsbetrachtung läßt nur diese allein hervortreten, aber es ist nicht zu übersehen, daß sie doppelt bedingt sind: sie können nicht über die Grenzen hinauswirken, die dem Leben überhaupt gezogen sind, und können sich nicht vom Boden losmachen, an den das Leben gebunden ist. Will man die geschichtlichen Bewegungen verstehen, so ist es daher notwendig, das einfach Mechanische in ihnen zuerst zu erwägen, das sich ja deutlich genug am Boden abzeichnet. Daß dieses versäumt wurde, ist die Ursache der Verspätung der Einsicht in das Wesen dieser Bewegungen. Man sprach von Geographie und behandelte die Geschichte wie eine Lufterscheinung. Aus dieser Versäumnis ist zu erklären, daß die Verbindung, die Carl Ritter die Geographie mit der Geschichte eingehen ließ, nicht fruchtbarer geworden und äußerlich geblieben ist.

Die Völker sind bewegliche Körper, zusammengehalten durch Gleichheit des Ursprunges, der Sprache, der Sitten, der Lage und oft am allermeisten durch das Schutzbedürfnis. Ein Volk schwillt dort hinaus und weicht hier zurück. Wo zwei Völker aneinander grenzen, bedeutet die Bewegung des einen auch eine Bewegung des anderen. Der thätigen Bewegung antwortet eine leidende und umgekehrt. Jede Bewegung in einem lebenerfüllten Raume ist Verdrängung. Es kommen auch in den Völkern Ströme und Gegenströme übereinander vor: Als in den Südstaaten der Union die Sklaverei aufgehoben wurde, wanderten weiße Herren aus und schwarze Exsklaven ein, und das „schwarze Band" der Negermehrheiten wurde von Südcarolina bis Texas dunkler.

Diese äußeren Bewegungen der Völker nehmen die allerverschiedensten Formen an. Die Geschichte würdigt zu einseitig nur die sogenannten Völkerwanderungen, die wie große, seltene Thatsachen aufgefaßt werden, wie geschichtliche Stürme, seltene Ausnahmen von der tiefen Ruhe des alltäglichen Völkerlebens. Das ist eine Auffassung geschichtlicher Bewegungen, die der abgethanen Katastrophenlehre der Geologie gleicht. Auch in der Geschichte der Völker darf wie in der Geschichte der Erde die große Wirkung nicht immer gleich die gewaltige Ursache voraussetzen lassen. Die oft wiederholten Wirkungen kleiner Kräfte, die endlich zu hoher Summe ansteigen, sind hier wie dort in Rechnung zu setzen. Jeder äußeren Bewegung gehen innere voraus: ein Volk muß nach innen wachsen, um nach außen überzufließen. Die Zunahme der

Araber in Oman drängte zur Auswanderung nach Ostafrika auf altbekannten Handelswegen. Es wanderten Kaufleute, Gewerbsleute, Abenteurer, Sklaven. Die Einzelnen fanden sich in Sansibar, Pemba und am Festlande zusammen. Von der Küste aus wiederholte sich der Prozeß, und aus der Summe der Leistungen Einzelner als Kaufleute, Kolonisatoren und Missionare erwuchsen dann arabische Staaten im Inneren Afrikas. In der Geschichte, die wir kennen, sind äußerst selten die Fälle, wo ein leeres Land noch zu besetzen war. Das größte Beispiel ist die normännische Besetzung Islands. Die Regel ist die *Hineindrängung* des ankommenden Volkes zwischen schon ansässige, wobei deren Widerstand oft das ankommende Volk nötigt, sich in kleine Gruppen zu teilen, die nun zunächst friedlich zwischen die ansässigen Völker gleichsam einsickern.

Diese Völkerbewegungen haben eine Ähnlichkeit mit den *Bewegungen des Flüssigen* an der Erde. Sie ziehen die Tiefen den Höhen vor, sie biegen vor Hindernissen ab, fließen zurück oder teilen sich. Laufen sie anfänglich nebeneinander, so münden sie am Ziele zusammen, wie uns die nach einem gemeinsamen Kolonisationsgebiete gerichteten Einwandererströme zeigen; zusammengedrängt, wo es Hindernisse zu überwinden gilt, breiten sie sich auf sicherem Boden aus. Ein Volk in Bewegung zieht andere Völker mit, und eine Wanderschar, die weite Wege zurückgelegt hat, wird in der Regel fremde Elemente in sich aufgenommen haben. Es wäre aber falsch, die Völkerbewegungen als ein passives Fließen aufzufassen und etwa gar ein Naturgesetz des Herabsteigens der Völker aus den Hochländern in den Flußthälern zum Meer aufzustellen, was einst für die ägyptische Kultur äthiopischen Ursprung annehmen ließ. Der Wille der Einzelnen summiert sich zu einem Gesamtwillen, oder ein Einzelwille legt sich der Gesamtheit auf. Dieser kennt *keine absoluten Hindernisse* auf der Erde innerhalb der Ökumene. Die Meere und Flüsse sind mit der Zeit alle durchschifft, die Gebirge alle überstiegen, die Wüsten alle durchmessen worden. Aber alle diese Dinge haben als Hemmnisse gewirkt, vor denen die Bewegungen stillstanden oder abbogen, bis sie endlich die Schranke durchbrachen. Von der Zeit der ersten Ausfahrt eines phönikischen Schiffes in den Atlantischen Ozean sind mindestens zwei Jahrtausende verflossen, bis von derselben Stelle an den Säulen des Herkules aus der Weg quer durch den Atlantischen Ozean gewagt wurde. Die Römer haben die Alpen seit dem 7. Jahrhundert der Stadt links und rechts umgangen, aber wie mancher Winkel im Herzen des Gebirges ist ihnen noch Jahrhunderte später fremd gewesen! Bis heute steht Europa unter dem Einflusse der Thatsache, daß Rom nicht geradeswegs durch die mittleren Alpen in das Herz Mitteleuropas vorgedrungen ist, sondern auf dem Umweg über Gallien. Daher ist für Mitteleuropa die mittelländische Kultur und das Christentum nicht von Süden, sondern von Westen gekommen, und damit hängt die Kulturabhängigkeit Deutschlands von Frankreich zusammen.

Gerade die Römer zeigen uns im Vergleich mit den Barbaren, daß dieser Wille in den Völkerbewegungen nicht notwendig mit der *Kultur* wächst, wenn auch die Kultur ihm immer mehr Mittel zur Verfügung gestellt hat, Verkehrsmittel, die ihm den Weg erleichtern. Die reisigen Haufen der Kelten und Germanen haben die Alpen ebenso leicht überschritten wie die Legionen der Römer, und in der Verbreitung durch alle Winkel dieses Gebirges und der Pyrenäen sind die Barbaren den Römern immer überlegen geblieben. Barbarische Wanderscharen sind kleiner, anspruchsloser, weniger belastet. In jedem Gebirgskriege hat sich die größere Beweglichkeit des ungeschulten Landsturms gegenüber den regulären Armeen gezeigt und sehr oft siegreich bewährt. Völker auf niederer Stufe der Kultur sind überhaupt im ganzen beweglicher als höher stehende und gleichen dadurch die besseren Mittel der Ortsbewegung aus, die die Kultur schafft. Freilich macht sich bei ihnen dieser Unterschied selten als Vorteil geltend. Ihre Beweglichkeit

bedeutet auch einen schwächeren Halt am Boden, und sie werden daher leichter verdrängt als Völker, die sich fester einzuwurzeln wissen. Im Nomadismus nimmt diese mit gewaltigem Raumanspruch verbundene Beweglichkeit eine feste Form an und wird durch die beständige Marschbereitschaft und eine feste Marschorganisation eine der größten Kräfte der Geschichte der Alten Welt.

Oft wird von Völkerbewegungen in der Weise gesprochen, als ob bestimmte Richtungen sich ihnen mit geheimnisvoller Macht aufzwängen. Diese Ansicht kleidet sich nicht bloß in das Gewand der Prophetie, wenn sie etwa verkündet: der Weg der Sonne muß auch der Weg der Geschichte sein, sondern sie setzt förmlich eine notwendige Westrichtung der geschichtlichen Bewegungen voraus und sucht sie nachzuweisen von Caesar bis zu den kalifornischen Goldsuchern. Aber ihre Notwendigkeit bleibt immer im Dunkeln. Schon die in der Geschichte nicht selten festgestellten Rückwanderungen widersprechen ihr, mehr noch die großen Bewegungen, die in demselben Kontinent in entgegengesetztem Sinne stattgefunden haben. Wir haben in Asien die Chinesen sich durch die ganze Breite der Steppen und Wüsten des Inneren westwärts bis zum völker- und staatenscheidenden Gebirgsknoten der Pamir durcharbeiten sehen, und in derselben Richtung haben sich Völker aus Asien nach Europa ergossen. Umgekehrt haben seit dem 16. Jahrhundert die Russen in östlicher Richtung den ganzen Kontinent durchzogen und erobert; und selbst das Meer setzte ihnen keine Schranke, sie haben auch noch das nordwestliche Amerika von Westen her entdeckt und erworben. Den in Geschichtswerken gebräuchlichen Ausdrücken politische oder geschichtliche Attraktion, Wahlverwandtschaft, Ponderation ꝛc. wollen wir also keine zu allgemeine Bedeutung unterlegen und am wenigsten geheimnisvolle Ursachen darin vermuten. Es liegt auf der Hand, daß ein starkes Volk sich in der Richtung ergießt, in der es am wenigsten Widerstand findet, und wo Starke andauernd Schwachen gegenüberstehen, da finden wir auch eine Bewegung immerfort in der Richtung der Schwachen. So drängt Ägypten nach Süden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, und überall im Sudân finden wir die Spuren ähnlicher südwärts gerichteter Bewegungen bis hinüber nach Adamaua, wo sie auch heute noch energisch weiterschreiten. Die Kolonisationsgeschichte Amerikas zeigt im Süden und Norden die Ablenkung der Einwandererströme nach den dünner bewohnten Gebieten; die dichter besetzten werden vermieden. Geschichtliche Zeitalter, die freien Boden im Überfluß hatten, ließen ihre Völkerbewegungen mehr von natürlichen Motiven bestimmen; je zahlreicher die Völker auf der Erde geworden sind, um so stärker sind auch die aus den Völkern selbst hervorgegangenen Hindernisse geworden.

Das Volk wächst, indem es seine Zahl vermehrt, das Land, indem es seinen Boden vergrößert. Solange in einem Lande noch Raum genug vorhanden ist, braucht dem ersten Wachstum nicht das zweite zu folgen; das Volk breitet sich über die Lücken aus, die im Inneren offen sind, und treibt innere Kolonisation. Muß es aber nach außen gehen, so kann es auch dort Lücken zwischen den Wohnsitzen eines anderen Volkes ausfüllen, wie das deutsche Volk seit Jahrhunderten in Österreich, Ungarn, Polen, Amerika gethan hat. Natürlich wächst es mit der Zeit mit dem Volke zusammen, dessen Boden es bebaut. Das ist die einfache Auswanderung, die sich also mit der inneren Kolonisation eines fremden Landes verbindet. Die äußere Kolonisation tritt erst dort ein, wo ein Staat Land nimmt, das er beherrscht und auf dem dann mit der Zeit, wenn das Land dazu geeignet ist, Teile seines Volkes sich niederlassen. Diese Kolonisation braucht nicht von Anfang an eine Sache des Staates zu sein. Wenn ein Volk so dünn wohnt, wie im 16. Jahrhundert die Indianer Nordamerikas, kann ein fremdes, mit Ausbreitungskraft begabtes Volk sich so erfolgreich in dessen Lücken eindrängen, daß eine anfängliche

innere Kolonisation das Land auch politisch gewinnt. Der Staat tritt dann ein und nimmt das Land zu eigen, das Glieder seines Volkes vorher wirtschaftlich erworben hatten. Die Auswanderer hatten in dem neuen Lande eine Gesellschaft gebildet, nun wird daraus ein Staat oder der Keim eines Staates. Daß ein solches wirtschaftlich-gesellschaftlich vorbereitetes Wachstum der politischen Erwerbung kräftig vorarbeitet, macht diese Form des Wachstums zu einer ganz besonders gesunden und wirksamen. Der umgekehrte Gang ist, daß der Staat zuerst Land erwirbt, das er dann mit Gliedern seines Volkes besetzt; das ist Eroberung, die zum Wachstum nur dort wird, wo die nachträgliche Besiedelung den Boden für das Volk gewinnt. Eroberung, die den Boden nicht dauernd gewinnen will oder kann, gehört den niederen Stufen der Kultur an, auf denen wir die Sulustaaten Afrikas mit weiten Eroberungs- und Raubgebieten umgeben oder die alten „Weltreiche" Vorderasiens sich in vergeblichen Versuchen erschöpfen sehen, durch erobernde Vorstöße dauernde Vergrößerungen zu gewinnen. Wenn Roms Größe viel dauerhafter wurde als die jedes der vorangegangenen „Weltreiche", so ist dies der Ackerbaukolonisation zu danken, die den politischen Erwerbungen immer auf dem Fuße folgte.

Zum räumlichen Wachstum eines Landes gehören Boden und Volk. Nimmt der Boden z. B. durch Eroberungen viel rascher zu als das Volk, so bewirkt er eine unorganische, unverbundene Gebietserweiterung, die in der Regel sehr bald wieder verloren geht. Wächst dagegen das Volk viel rascher als der Boden, so muß Zusammendrängung, Hemmung der inneren Bewegung, Übervölkerung eintreten. Wir sehen daher aus den großen Unterschieden im Wachstum des Bodens und des Volkes die allerverschiedensten Folgen hervorgehen. Wir sehen den Eroberungsstaat weite Gebiete überziehen, für die ihm das Volk fehlt. Wir sehen passive Völker in Indien und China sich zusammendrängen bis zur Unmöglichkeit, sich von ihrem Boden zu ernähren; daher dauernde Erniedrigung und wiederkehrende Hungersnot, womit eine verhältnismäßig schwache, ungeregelte Auswanderung verbunden sein kann. Wir sehen Völker, bei denen Eroberung und Kolonisation in nützlichem Wechsel aufeinander folgen; das sind nach dem Beispiele des römischen Reiches alle Kolonialgründer der neueren Geschichte. Auch unter diesen herrschen aber wieder große Unterschiede. Deutschland, Österreich, Rußland sind in unmittelbarem Zusammenhang mit ihren Eroberungen kolonisierend nach Osten gewachsen. Deutschland ist trotz seines starken Volkswachstums in der überseeischen Kolonisation zurückgeblieben, während Frankreich mit einem geringen Volkswachstum kolonisierend ausgriff, aber mehr Land besetzte, als es durch Kolonisation zu behaupten wußte, weshalb in seiner Geschichte die Kolonisation einen mehr erobernden Charakter angenommen hat, während England mit starker Auswanderung und ausgreifend allseitiger Bewegung das Beispiel der gesündesten und dauerhaftesten Koloniengründungen seit dem Altertum gibt.

Wie durch die ganze Geschichte eine immer steigende Schätzung des Bodens zu verfolgen ist, so beobachten wir auch in der Ausbreitung der Völker, daß die reine Eroberung der Länder immer mehr zurück-, die wirtschaftliche Erwerbung des Bodens Stück für Stück immer mehr hervortritt. Diese Erwerbung nimmt immer mehr den Charakter der friedlichen Einschiebung an. Besitznahmen von weiten Ländern ohne Rücksicht auf die vorherigen Besitzer, die verjagt oder getötet, rasch mit Blei oder langsam durch Schnaps, Seuchen und Wegnahme guten Bodens getötet werden, sind heute nicht mehr möglich. Die Kolonisation wird geordnete Verwaltung unter Anleitung der Eingeborenen zu nutzbarerer Verwertung ihrer Kräfte. Die alte Kolonisation hat in den Vereinigten Staaten von Amerika keinen reinen Indianer östlich vom Mississippi und keinen einzigen Tasmanier in Tasmania übriggelassen; die neue muß das

Problem bewältigen, sich in Transvaal mit 87, in Natal mit 84 Prozent Farbigen in das Land zu teilen. Es hängt das auch mit den klimatischen Bedingungen zusammen, die dem Weißen in der gemäßigten Zone gestatten, alle seine Kräfte zu entfalten, während sie in der heißen ihn gebieterisch auf die Mitarbeit der Eingeborenen hinweisen.

So hat sich denn im Laufe der Jahrhunderte eine bunte Menge von Ländern entwickelt, die man alle *Kolonien* nennt, die aber die allergrößten Unterschiede aufweisen. Einige sind werdende Staaten, denen zur Selbständigkeit nur die Form fehlt, nicht wenige sind einst selbständig gewesen, viele machen den Eindruck, als könnten sie nie selbständig werden. Es sind darunter solche, die ihre eingeborene Bevölkerung ganz verloren haben, wie Tasmania, Cuba, San Domingo, und andere, wo nur von wenigen Weißen das alte Volk in alten Formen geleitet und ausgebeutet wird, wie in Indien oder Java, und endlich solche, wo die Beherrscher und die Eingeborenen sich gemischt haben, wie Sibirien. Weitverbreitet waren einst in vielen Kolonien jene Merkmale der Völkerjugend, die die rauhe, aber lohnende Arbeit auf schrankenlosem Boden in allen Zeitaltern hervorruft. Die Kolonien füllen sich aber zusehends; und selbst sie zeigen, daß die Menschheit im ganzen um so rascher altert, je mehr sich der sogenannte Fortschritt der Kultur beschleunigt. Bei der Beurteilung der heutigen Völker wird freilich der Altersunterschied zwischen Mutterländern und Kolonien noch lange zu beachten sein. Er zeigt sich zwischen West- und Ostdeutschen so gut wie zwischen Neuengländern und Kaliforniern und ist selbst in Australien zwischen den Leuten von Neusüdwales und von Queensland zu erkennen. Er zeigt sich nicht bloß in den Menschen, sondern auch in der Bodenverteilung und Arbeit.

Divergenz und *Differenzierung* sind die großen Werkzeuge des organischen Wachstums. Auch das Wachstum der Völker und Staaten beherrschen sie im Beginne wie im Fortgange. Da aber diese Organismen aus selbständigen Gliedern bestehen, liegt bei ihnen die Differenzierung nicht in der Verschmelzung und Umbildung dieser Glieder, sondern in ihrer Verbreitung und Gruppierung. Daher wird die Differenzierung der Völker zu einem eminent geographischen Vorgang. Noch nie hat sich ohne vorhergegangene Absonderung ein Tochtervolk aus seinem Muttervolk zu einem selbständigen Sproß abgeschieden. Jedes Wachstum ist räumliche Veränderung und zugleich Veränderung der Lage. Je weiter sich das Wachstum aus der ersten Lage entfernt, um so schneller tritt Abgliederung ein. In Australien wächst Neusüdwales nach Norden, und es entsteht um den neuen Mittelpunkt Brisbane eine neue Kolonie, Queensland. Queensland ist schon erheblich verschieden von Neusüdwales. Und Queensland wächst weiter nach Norden, wächst über den Wendekreis hinaus in das tropische Klima hinein, und es entwickelt sich ein tropisches jüngeres Nordqueensland.

Daß Völker *an ihren natürlichen Daseinsbedingungen festhalten*, auch wenn ihr Wachstum nach anderen Seiten drängt, ist eine große leitende Macht in den geschichtlichen Bewegungen. Rußland wächst in seiner nördlichen Zone bis zum Stillen Ozean, England nimmt jenseits des Atlantischen Ozeans sein Wachstum auf amerikanischem Boden in annähernd gleicher Zonenlage wieder auf. Die Phöniker bleiben als Küstenvolk an den Küsten und auf den Inseln, die kolonisierenden Griechen suchen die Lagen ihres Mutterlandes immer wieder auf, die Niederländer findet man als Marsch- und Moorkolonisten durch ganz Norddeutschland. Alle germanischen Staatengründungen jenseits der Alpen und Vogesen sind verschwunden, die Germanen selbst bis auf verschwindende Reste romanisiert. Völker, die an enge Räume gewöhnt waren, wie die Griechen, haben ebensolche wieder gesucht, die Römer dagegen entdeckten in ihrer auf weite Flächen bedachten Ackerbaukolonisation eine Hauptkraft ihrer Staatenbildung, und

die Russen suchten und fanden in Sibirien die endlosen Wälder, Steppen und Riesenflüsse ihrer Heimat. Jedes Volk suchte wachsend das zu umfassen, was ihm am meisten wert war. Das siegreiche Volk nimmt die guten Stellen ein und drängt das unterlegene nach den schlechten. Das macht heute die Wettbewerbung der kolonisierenden Mächte so schwer, daß sie ungefähr denselben Maßstab an die Eigenschaften des Bodens legen. Wo England kolonisiert hat, bleibt daher für alle nord- und mitteleuropäischen Mächte nur die Nachlese.

Die Differenzierung geht von der Wertschätzung des Bodens aus, und zugleich schafft die Differenzierung immer neue politische Werte und läßt alte verfallen. Jede Stelle der Erde hat ihren politischen Wert, er kann aber ruhen und muß dann entdeckt oder geweckt werden. Eine solche Entdeckung war die Heraushebung des Piräus als des Hafens von Athen aus einer Reihe von Hafenbuchten. Wer sucht vor der Zeit der ostdeutschen Kolonisation einen Wert in den großen sumpfigen Querthälern zwischen Havel und Bug? Im Grunde ist jede Kolonisation und jede Städtegründung ein Wecken ruhender politischer Werte. Diese zu erkennen, gehört zu den Gaben des Staatsmannes, dessen Politik wir zum Teil deshalb weitblickend nennen, weil sie die ruhenden Werte noch am äußersten Horizont erkennt. Natürlich sind die politischen Werte verschieden, je nach der Seite, von der sie geschätzt werden. Die französische und deutsche Schätzung der Rheingrenze ist sehr verschieden. Jeder Staat strebt danach, die politischen Werte zu umfassen, die er erkennt, und dem politischen Wachstum werden Ziele gesetzt durch die Erdstellen, denen es zustrebt. Eigentümlichkeiten in der Gestalt der Staaten führen auf solche Umfassungen der Seeküsten, der Pässe, der Flußmündungen und dergleichen zurück. Mit der Ausbreitung und Verdichtung der Völker haben die politisch wichtigen Erdstellen an Zahl und Wert ungeheuer zugenommen. Aber gerade dadurch ist eine Auslese notwendig geworden, die wir im Hervortreten weniger Alpenpässe im Zeitalter der Eisenbahnen oder in dem einen gewaltigen Verkehr konzentrierenden Hervortreten weniger Seehäfen mit der Zunahme des Tiefganges der Schiffe thätig sehen. Andere müssen zurücktreten. Europa hat Hunderte von entwerteten Häfen, Pässen, Festungen, die einst an den Hauptwegen der geschichtlichen Bewegungen lagen, heute aber vom Strome verlassen, umgangen sind.

E. Die Naturgebiete.

Mit ihren mannigfaltigen Umriß- und Bodengestalten bietet die Erde dem Leben tausendfach Halt und Schranken. Es ist der einfachste Sinn von Naturgebiet und Naturgrenze, daß aus dem Boden heraus aufhaltende und zusammenhaltende Kräfte dem form- und grenzlosen Auseinanderfließen des Lebens entgegenwirken. Das geschlossene Land kommt der politischen Selbständigkeit entgegen, die ja auch eine Geschlossenheit ist. Die Geschichte eines Volkes auf einem bestimmten Boden ist ein Ringen um die Vorteile dieses Bodens. Der große Vorzug des natürlich umschlossenen Gebietes liegt darin, daß es in der Abschließung den allergrößten Vorteil fertig bietet. Daher die wirtschaftlich und politisch vorauseilende Entwickelung der Völker auf Inseln und Halbinseln, in Gebirgsthälern und inselhaften Flußmündungsländern. Vielfach ist es verderbliche Frühreife, was unter solcher Begünstigung emportreibt. Ein junger Staat glaubt alles zu haben, wenn er die Abschließung hat, die ihm die Selbständigkeit gewährleistet; zu spät merkt er, daß er sie mit einschnürendem Raummangel erkauft hat, und stirbt an der hypertrophischen Entwickelung der Kleinstaaten. Das ist der Kern der Geschichte der Blüte und des Verfalles von Athen und Venedig und im Grunde von allen auf Inseln oder Küstenstreifen früh sich beschränkenden Mächten.

Je natürlicher umgrenzt ein Gebiet ist, desto bestimmter heben sich auch die politischen Aufgaben ab, die ihm sein Wachstum stellt. Wie einfach war die Aufgabe des Zusammenschlusses von England, Wales und Schottland zu Großbritannien, ganz selbstverständlich, wie klar vorgezeichnet auch noch die Wachstumslinien Frankreichs zwischen Alpen und Pyrenäen, Mittelmeer und Ozean. Welche zerfließende Entwickelung dagegen die Deutschlands mit seiner Grenzlosigkeit im Osten! In den großen geographischen Merkmalen der Länder liegen daher Bewegungen vorgezeichnet, denen eine höhere Notwendigkeit innewohnt als anderen. Für Frankreich war die Pyrenäengrenze notwendiger als die Rheingrenze, für Rußland ist ein Vordringen zum Indischen Ozean notwendiger als nach Mitteleuropa. Es ist das gesündeste Wachstum, wenn ein Staat in natürliche Grenzen hineinwächst, so wie die Vereinigten Staaten von Amerika planvoll die Südhälfte ihres Kontinentes ausfüllten, oder wie die Schweiz dem Rhein und Bodensee zugewachsen ist. Nicht selten sind Berichtigungen der Grenze, die ein Staatsgebiet auf das Naturgebiet zurückdrängen, so wie Chile das Hinüberragen über die Anden aufgab, trotzdem es in der Entdeckungsgeschichte, in der spanischen Provinzeinteilung und in den Unabhängigkeitskämpfen begründet war. Sehr häufig trifft mit der günstigen natürlichen Gliederung nach außen eine entsprechende Gliederung des Inneren zusammen, die ebenso günstig dem inneren Zusammenhang ist, wie jene die abgeschlossene Entwickelung fördert und schützt. Das römische Reich, nach außen hin einheitlich als ein Reich der Mittelmeerländer, war durch das seine Mitte einnehmende Mittelmeer vortrefflich geeignet, auch seine ferneren Gebiete festzuhalten. Was dem Verkehre dient, begünstigt auch den Zusammenhalt. Daher die Bedeutung der Flußwege für die älteren, der Kanal- und Bahnnetze für die neueren Staaten: Ägypten war das Reich des Nils, und der Rhein konnte als die Lebensader des Reiches Karls des Großen gelten.

Ein Staat bleibt nicht immer in demselben Naturgebiete haften. Wie vorteilhaft es ihm sei, er muß, wachsend, die beste Grenze verlassen. Indem er nun einen Raum mit dem anderen tauscht, kommt vor allem das Gesetz der wachsenden Räume zur Geltung. Jedes Land, jedes Meer, jedes Flußgebiet, jedes Thal ist immer auch als ein Raum aufzufassen, der zuerst gekannt, bewohnt und politisch erfüllt sein will, ehe er nach außen hin wirken kann. So mußte das Mittelmeergebiet erst seine innere Entwickelung durchmachen, ehe es Wirkungen nach außen üben konnte. Und diese innere Entwickelung ergriff zuerst die kleineren Räume und bewältigte und schritt von ihnen zu größeren fort. So sehen wir die Geschichte von Waldlichtungen, politischen Oasen, Inseln, kleineren Halbinseln (Griechenland), Küstenstreifen zu großen Halbinseln (Italien), isthmischen Lagen von kontinentaler Größe (Gallien) fortschreiten, um bei halben Erdteilen (Vereinigte Staaten von Amerika, Dominion von Canada) und ganzen Erdteilen endlich stehen zu bleiben. Europa, der zweitkleinste Erdteil, ist bisher der eigentlich geschichtliche gewesen, aber unter größter Zersplitterung seiner Räume; der kleinste, Australien, scheint sich am frühesten zum kontinentalen Staate zusammenzuschließen. Die Geschichte arbeitet mit aller Macht daran, die Räume der drei großen Erdteile ins Spiel zu bringen und deren 108 Millionen Quadratkilometer gegen die 17 Millionen Quadratkilometer der kleinen zu stellen; wir fühlen im Wirtschaftlichen ihre Wirkungen schon ganz bedeutend. Es entsteht dadurch ein Wechsel zwischen Abschließung und Ausbreitung, den wiederum die Geschichte Roms deutlichst zeigt, wenn sie von dem ursprünglichen Stadtstaat ins untere Tiberbecken, in das apenninische Italien, in die Halbinsel hinein, über die Inseln und Halbinseln des Mittelmeeres hin und endlich in die drei angrenzenden Festländer hineinwuchs.

Die Grenzen des Naturgebietes sind immer auch natürliche Grenzen. Mag dieser heikle Gegenstand der politischen Geographie überlassen werden, so ist er doch für den Freund der Geschichte um so weniger außer acht zu lassen, als Grenzfragen die häufigsten Anlässe zu kriegerischen Verwickelungen bieten. Außerdem sind uns die Grenzen das notwendige Ergebnis geschichtlicher Bewegungen. Wo zwei Staaten in Ausbreitung aufeinander treffen, sehen sie ihre Bewegung gehemmt, und die Grenze ist da, wo die Bewegung aufhört. In der Natur unserer Erde liegt es nun, daß die wachsenden Staaten sich sehr häufig nicht mit anderen Staaten, sondern mit unbewohnbaren Gebieten berühren. Diese Berührung gibt immer natürliche Grenzen. Die allernatürlichste Grenze entsteht beim Angrenzen an das Unbewohnbare, zuerst an die Anökumene, dann an das Meer. Die Grenze am Rande der Ökumene ist die sicherste, denn nichts mehr ist dahinter. Es ist eine große Kraft in dem breiten Angrenzen Rußlands an die anökumenische Arktis. Auch die Hochgebirgsgrenze legt einen anökumenischen unbewohnten Strich zwischen die bewohnten Gebiete, die immer auch die Staatsgebiete sind. So ist endlich selbst der See, der Sumpf, sogar der Fluß ein anökumenischer Streifen. Hier greift aber der Verkehr verbindend ein, und der Rhein, der für die Römer ein nasser Graben war, vorzüglich geeignet zur Verteidigung, ist mit 30 Eisenbahnübergängen und Tausenden von Schiffen viel mehr Weg und Verbindung als Grenze und Trennung.

F. Die Lage auf der Erdkugel und das Klima.

Es scheint ein weiter Weg zu sein von der Lage, Gestalt und Bewegung der Erde bis zu den Thaten und Schicksalen der Völker. Und doch werden wir bei deren Betrachtung immer wieder zurückgeführt auf die Neigung der Erdachse, die annähernde Kugelgestalt der Erde und jene Bewegungen, die Tag und Nacht und Sommer und Winter in fester Ordnung aufeinander folgen lassen. Je nach der Lage eines Landes auf der Erdkugel ist die Wirkung dieser großen tellurischen Thatsachen verschieden. Der praktische Ausdruck für die Lage in der Zone ist das Klima eines Landes. Die Länge der Tage und Nächte ist gleichmäßiger am Äquator als bei uns; aber jenseits des Polarkreises hat man Nächte und Tage, die ununterbrochen Monate dauern. Die Bewohner von Java kennen fast gar keinen Wärmeunterschied, während in Ostsibirien einem Januar von 50 Grad Kälte ein Juli von 20 Grad Wärme, dem Gefrieren des Quecksilbers die drückendste Schwüle gegenüberstehen. Hierzulande regnet es zu allen Jahreszeiten, während schon in Italien und Griechenland eine Trockenzeit und Regenzeit sich in das Jahr teilen. Von den dadurch bedingten klimatischen Unterschieden gehen mächtige Wirkungen auf die ganze Erde und alles Lebendige aus. Sie haben ihre Stelle an der Spitze jeder geschichtlichen Betrachtung zu nehmen. Wenn wir die Neigung der Erdachse um 23½ Grad zuerst eine schwankende Verteilung der Wärme hervorrufen sehen, so führt unser Weg, der nach den weiteren Wirkungen sucht, auf die Abhängigkeit der Winde und der Niederschläge von der Wärme. Und damit sind sofort Tausende von Verbindungsfäden berührt, die die wirtschaftliche Thätigkeit des Menschen, seine Gesundheit, seine Verbreitung über die Erde, selbst sein geistiges und politisches Leben an das Klima knüpfen. Deswegen ist das Erste, was ich von einem Lande wissen will: wie liegt es auf der Erdkugel? Die Lage mag aus vielen anderen Gründen dem Geographen interessant sein, das intensivste Interesse knüpft sich für den Freund der Geschichte immer an ihre vielfachen und weitreichenden klimatischen Wirkungen.

Die Anthropogeographie zeigt uns nun zwei Wege der Wirkungen des Klimas auf den Menschen. Einmal wirkt es unmittelbar auf den Einzelnen, auf ganze Völker, auf die

Bewohner ganzer Zonen ein, beeinflußt ihr körperliches Befinden, ihre Stimmung und ihren Geist; und das andere Mal wirkt es mittelbar, indem es die Lebensbedingungen der Völker beeinflußt. Und zwar geschieht dies ganz besonders dadurch, daß vom Klima die Pflanzen und Tiere abhängen, zu denen der Mensch in den mannigfachsten Beziehungen steht, da sie ihm Nahrung, Kleidung, Wohnung geben, als Haustiere und Kulturpflanzen gleichsam in seinen Dienst treten und zu höchst einflußreichen Gehilfen und Werkzeugen seiner Kulturentwickelung werden. Aber auch der Boden hängt in wichtigen Eigenschaften vom Klima ab, das hier Steppe, dort Wüste und dort Wald hervorruft. Beide Arten von Wirkungen treffen dann in politisch-geographischen Ergebnissen zusammen, die besonders deutlich im Wachstume der Staaten, in ihrer Dauer und Kraft sich bezeugen.

Dem Menschen ist keines der Klimate unserer Erde unerträglich; er gehört zu den anpassungsfähigsten organischen Wesen. Selbst in den kältesten Gegenden der Erde wohnen Menschen. Ist doch der Ort, wo die niedrigsten Temperaturen gemessen sind, Werchojansk (mittlere Januartemperatur von —53 Grad), eine sibirische Kreisstadt; und ein Ort, der zu den heißesten gehört, Massauah, ist der Hauptort der italienischen Kolonie Eritrea. Aber die Kälte und Hitze läßt die Zahl der Menschen, die Größe ihrer Siedelungen, ihre wirtschaftliche Thätigkeit abnehmen. Die großen Entscheidungen der Weltgeschichte sind zwischen Wendekreis und Polarkreis gefallen. Die Frage, ob die Nordhälfte Nordamerikas englisch oder französisch werden solle, ist zwischen 44 und 48 Grad nördl. Br. entschieden worden, und ebenso fand die Auseinandersetzung über die Vorherrschaft Schwedens oder Rußlands in Nordeuropa noch südlich vom 60. Grad nördl. Br. statt. Nicht unter dem Äquator verlor Holland seine indischen Besitzungen und gewann sie wieder, sondern in Europa, und Spanien stieg von seiner Höhe als Beherrscherin Süd- und Mittelamerikas herab, weil es in Europa gefallen war. Die kältesten Länder der Erde sind entweder ganz unbewohnt, wie Spitzbergen und Franz-Josephs-Land, oder großenteils unbewohnt. Einige sind politisch herrenlos, wie die beiden vorhin genannten; die politisch besetzten, wie Grönland, haben doch einen sehr geringen Wert. Die Geschichte lehrt, wie der Verkehr solcher Kolonien mit dem Mutterlande ganz aufhören konnte, ohne daß das Mutterland einen Verlust dadurch empfand. Die heißesten Länder der Erde sind heute großenteils Kolonien europäischer Mächte oder von europäischen Mächten abhängig. Dies gilt von dem ganzen tropischen Afrika, Asien, Australien und Ozeanien und zum Teile vom tropischen Amerika. Die Ausschließung der europäischen Besitzergreifungen in Amerika ist nicht in dem zunächst gefährdeten tropischen Amerika, sondern in Nordamerika unter 39 Grad nördl. Br. bestimmt worden. Welcher Unterschied im geschichtlichen Berufe zwischen dem Zweige der Tunguſen, der in der kalten Zone Rußland unterworfen ist, und dem, der in der gemäßigten China erobert hat und beherrscht, oder den Türken, die als Jakuten an der Lena nomadisieren, und den Türken, die in Westasien herrschen! Latham hat eine „Zone of Conquest“ jenen Erdgürtel genannt, worin von der Elbe bis zum Amur die Germanen, Sarmaten, Ugrier, Türken, Mongolen und Mandschu wohnen, Völker, die mit zweischneidigem Schwerte schlagen: polwärts treffen sie die Armen und Schwachen, äquatorwärts die Üppigen und Entnervten. Ihre Bewohner haben die Wohnplätze ihrer Nachbarn nach Norden und Süden überrannt, während weder von Norden noch von Süden her irgend einer von diesen auf die Dauer die Bewohner der mittleren Zone verdrängt hat. Die Germanen sind vom Eismeer bis über das Mittelmeer hinaus vorgerückt, die Slawen wohnen vom Eismeere bis zum Adriatischen Meere, die Türken und Mongolen sind bis Indien vorgedrungen, und es gab Zeiten, wo Mongolen vom

Eismeere bis Südindien herrschten. Die Mandschuren endlich haben aus Nordasien ihre Herrschaft bis über den Wendekreis ausgedehnt.

Diese Unterschiede kehren auch in engeren Kreisen, selbst innerhalb der gemäßigten Zone wieder. Die Bewohner der *kälteren* Hälfte eines und desselben Landes haben sehr oft den Bewohnern der wärmeren sich *überlegen* gezeigt. Im Gegensatz zwischen Norden und Süden, der die Entwickelung der Vereinigten Staaten von Amerika beherrscht, sind die Ursachen ziemlich klar; denn den Süden schwächte Plantagenwirtschaft und Sklaverei, die weiße Bevölkerung nahm dort langsamer zu, und der stählende und bildende Einfluß des Ackerbaues und Gewerbes wurde ihr in geringerem Maße zu teil. Darum fiel im friedlichen Ringen und zuletzt im Kriege die Führung dem Norden zu. Auch in Italien und Frankreich ist das Übergewicht des Nordens zum Teil verständlich, in Deutschland versteht man wenigstens das räumliche Übergewicht und den Vorteil der Meeresnähe. Wenn aber auch in der Geschichte Englands der Norden über den Süden vorwiegt, müssen noch *andere* als klimatische *Umstände* wirksam sein. Es gibt hier Imponderabilien, die tiefer reichen als die Sonnenstrahlen und der Regen. Man wird an die entfernt zonenartige Lagerung der Völker denken müssen, aus denen heutige Völker hervorgegangen sind. Die Grenze hat sich verwischt, aber die nordischen Elemente sind im Norden, die südlichen im Süden geblieben. Aristoteles hat bekanntlich den Hellenen die politische Überlegenheit und den Beruf zur Weltherrschaft darum zugesprochen, weil sie über die mutigen Völker des Nordens durch Einsicht und Kunsttrieb, über die zur Einsicht und Kunstfertigkeit beanlagten Asiens durch Mut hervorragen. „Wie das Geschlecht der Hellenen räumlich eine Mittelstellung einnimmt, steht es auch geistig zwischen beiden.“ Daß diese Vereinigung der Extreme von Geistes- und Waffenkraft auf hellenischem Boden die Folge einer ethnischen Durchdringung sein könnte, dieser fruchtbare Gedanke scheint ihm nicht gekommen zu sein. Der Grundgedanke des Aristoteles, der aristokratische Staat, in dem der einzig begabte Hellene über Leibeigene anderer Herkunft herrscht und vor allem für sich arbeiten läßt, wäre ja auch sonst nicht möglich gewesen. Und doch hat er wohl erkannt, daß bei den hellenischen Stämmen die beiden Gaben ungleich verteilt und daß sie in der Zeit veränderlich seien.

Bei solchem Einfluß leichterer Klima-Unterschiede kann auch die Lagerung der Wärmegebiete und ihrer Wärmeabstände nicht gleichgültig sein. Eine Karte der Linien mittlerer Jahreswärme oder *Isothermen* ist reich an geschichtlicher Belehrung. Wo die Linien auseinandertreten, haben wir weite Gebiete von gleichförmiger Temperatur; wo sie sich zusammendrängen, liegen die Wärmeunterschiede hart nebeneinander. Das Zusammenrücken klimatischer Unterschiede belebt und beschleunigt den Gang der Geschichte an einer Erdstelle; rücken sie auseinander, dann erreichen sich nicht mehr die Gegensätze, die gleichsam gärungerregend wirken, und ihre Wirkungen verflachen und verlaufen sich. Griechenland, die Alpen: welche Vereinigung großer Kontraste! Wie heilsam war die Vereinigung des fruchtbaren, reichen Zürich mit den armen Hirten der Waldstätte in der Entwickelung der Eidgenossenschaft! Es war auch die Vereinigung von Gebieten milden und rauhen Klimas. Es ist ein Vorzug Frankreichs, mitteleuropäisches und mittelländisches Klima ohne scharfe Grenze zu verbinden. Treffen klimatische Gegensätze zu hart aufeinander, dann entstehen wohl geschichtliche Risse, wie sie zwischen dem Norden und Süden der Vereinigten Staaten von Amerika oder zwischen Nord- und Südqueensland klaffen. Gelingt es, sie zu heilen, dann wird die Verbindung sich belebend geltend machen, wie die Geschichte der nordamerikanischen Südstaaten seit 1865 zeigt.

Die regelmäßig wehenden *Winde* erleichterten in der Periode der Segelschiffahrt, die ja noch nicht ganz durch den Dampferverkehr verdrängt ist, die Fahrten in bestimmten Richtungen.

Vor der Zeit der Dampfschiffe war im Indischen Ozean aller Seeverkehr an den Wechsel der Monsune gebunden. Wichtige politische Ausbreitungen sind der Richtung der Monsune gefolgt, so die der Araber an der Ostküste Afrikas und auf Madagaskar. Der Einfluß der Passatwinde auf die Entdeckungen der Spanier und Portugiesen an der atlantischen Küste von Amerika ist wohlbekannt. Auf die Wanderungen, freiwillige und unfreiwillige, der Polynesier hat der Südostpassat gewirkt. In der Geschichte Griechenlands tritt deutlich der Vorteil dessen hervor, der mit der thrakischen Küste den Wind zum Bundesgenossen gewann, der von hier nach Süden die ganze gute Jahreszeit hindurch, oft acht Monate, sehr regelmäßig weht. Wo der Wind in höchster Bewegtheit ganze Länder unter Sturmfluten begräbt, die er aufwühlt, und mit ihnen Tausende von Menschen, da zwingt er die Überlebenden zu jenen Anstrengungen, die als Stählung des Körpers und der Seele unmittelbar dem Gemeinwesen zu gute kommen. In derselben Zeit, in der die Niederlande die Fluten zurückdämmten, sicherten sie sich auch die politische Freiheit. In einem anderen Teile der Nordsee sind die Friesen zwischen den Angriffen des Meeres und den holsteinischen Bedrängungen immer weiter zurückgegangen. Der Sturm, der die Armada Philipps II. zerstreute, ist eines der wichtigsten geschichtlichen Ereignisse seiner Zeit, und es wird nicht zu leugnen sein, daß das Schneegestöber von Preußisch-Eylau zum Ausgang dieser ersten von Napoleon verlorenen Schlacht beigetragen hat.

Die Akklimatisation ist eines der größten Probleme der Menschheitsgeschichte. Wächst ein Volk aus einer Zone in eine andere, so muß es dem Klima dieser Zone sich anpassen. Die Menschheit als Ganzes gehört sicherlich zu den anpassungsfähigsten Gruppen von Organismen, die wir kennen, denn sie ist durch alle Zonen verbreitet und wohnt vom Meeresspiegel bis über 4000 Meter. Aber die einzelnen Völker sind an bestimmte Zonen und Abschnitte von Zonen gewöhnt und bezahlen das dauernde Verweilen in anderen Zonen mit Krankheiten oder dem Leben. Einige sind starrer organisiert als andere, passen sich schwerer an. Chinesen und Juden passen sich verschiedenen Klimaten leichter an als Germanen, auf die schon das südspanische und mehr noch das nordafrikanische Klima lähmend wirken. Unter den Schwierigkeiten, die der Einfügung Italiens in das Deutsche Reich entgegenstanden, erscheinen immer wieder die verheerenden Krankheiten, vor denen die deutschen Aufgebote zusammenschmolzen. Die Entdeckungen und Eroberungen der Spanier in Amerika haben im 16. Jahrhundert ganze Heerzüge bis auf wenige Reste aufgerieben. Die Deutschen sind in Venezuela am meisten durch die klimatischen Krankheiten in ihrer Kolonisationsarbeit gehemmt worden. Die medizinische Wissenschaft hat zwar die krankmachenden Einflüsse des Klimas, die auf unpassender Wohnung, Nahrung, Kleidung und anderem beruhen, ausgeschieden, und die Verlustziffern der europäischen Armee und Beamten in den Tropen sind sehr verkleinert worden. Aber noch immer machen die Todesfälle, Krankheiten und Urlaube einen Hauptposten im Budget jeder Kolonie in den Tropen aus, und Anglo-Indien kann nur von den Höhenstationen aus verwaltet werden, wo die höheren Beamten den größten Teil des Jahres wohnen.

Der Einfluß des Klimas bleibt nicht bei den körperlichen Erkrankungen stehen. Auch von den Folgen der klimatischen Einflüsse gilt der Spruch: Gesunder Geist in gesundem Körper. Aber die seelischen Einflüsse reichen weiter als die körperlichen. Die Erkrankung ist eine Krisis, welcher langdauernde Ermattung und Unlust voranzugehen und zu folgen pflegt. Die Erschlaffung der Willenskraft ist bei Menschen, deren Wiege in einem kühlen Klima stand, eine der ersten Folgen des Lebens in wärmerem Klima. Schon der piemontesische Soldat verliert von seiner straffen Haltung in neapolitanischer oder sizilischer Garnison. Auch der gesunde Engländer rechnet in

Indien nur auf die Hälfte der Arbeitsleistung, die er in der Heimat vollbrachte. Viele Nordländer entgehen den körperlichen Krankheiten der Tropen; aber diesen feineren Umänderungen der Seele widersteht kaum einer in einem ganzen Volke. Um so tiefer reicht ihre geschichtliche Bedeutung. Die erobernden Völker, die von Norden nach Süden zogen, haben im wärmeren Lande stets an Kraft des Entschlusses und der Vollbringung eingebüßt. Der Charakter, mit welchem die Arier in das indische Tiefland herabgestiegen, ist verloren gegangen. In den Gesängen der Weda klingt ein fremder Geist. Die Westgoten und Vandalen sind in Nordafrika und Spanien im eingeborenen Volkstume verschwunden und ebenso die Langobarden in Oberitalien. Trotz alles Hin- und Herwanderns bleibt dergestalt immer der gleiche Unterschied zwischen Völkern kalter und warmer Länder; es ist die Natur des Landes, der sich die biegsamere Natur des Volkes unterwirft. Es bleibt auch ein Unterschied zwischen den nördlichen und südlichen Stämmen eines und desselben Volkes, und so wirkt das Klima dort in großen, hier in feinen Linien auf die Völker und ihre Geschicke ein.

Da es im Wesen klimatischer Wirkungen liegt, daß sie über weite Räume hin gleichartig erscheinen, so wirken sie *vereinigend* auf die politischen Gebiete derselben Klimazone, wie diese auch sonst auseinander streben mögen. Zunächst schaffen sie ganz im großen gleiche oder ähnliche Lebensbedingungen, wodurch sie auf jeder Halbkugel Nord- und Südvölker einander entgegensetzen. Dann rufen sie gleiche Produktionsbedingungen für weite Gebiete hervor. Mit Recht nennt Leroy-Beaulieu das Klima zunächst der Bodengestalt als eine verbindende, einheitfördernde Kraft des russischen Reiches, vor allem den Winter dieses Klimas, der fast jedes Jahr Süden und Norden mit demselben weißen Tuche bedeckt. Die Winter sind nicht selten, in denen man im Januar von Astrachan nach Archangel zu Schlitten reisen kann. Das Asowsche Meer und das Nordende des Kaspisees sind beide im Winter gefroren, so gut wie der Finnische Meerbusen, der Dnjepr so gut wie die Dwina.

G. Die geographische Lage.

Die Lage entscheidet über *Zugehörigkeit* und *Beziehung*. Sie wird dadurch die wichtigste aller geographischen Eigenschaften. Die Lage ist immer in allererster Linie ins Auge zu fassen; sie bildet den Rahmen, der alle anderen Eigenschaften umfaßt. Was wollen alle Schilderungen der Bodenbedingungen der griechischen Geschichte, wenn man nicht die entscheidende Thatsache vor allem hervorhebt, daß Griechenland eine europäisch-asiatische und zugleich europäisch-afrikanische Zwischenlage einnimmt? Alles andere ist dem untergeordnet, daß Griechenland auf der Schwelle des Orients liegt. Seine eigne Entwickelung möge noch so reich und groß gewesen sein, es mußte immer bestimmt bleiben von den Zuständen in den westasiatischen und nordafrikanischen Ländern. Vor allem muß der oft überschätzte Raum hinter der Lage zurücktreten. Die Lage kann ein Punkt sein, und von diesem Punkte können gewaltige Wirkungen ausstrahlen. Wer fragt nach dem Raum, wenn Jerusalem, Athen, Guanahani, Gibraltar genannt werden? Wenn für Englands Pläne der Imperial Connection aller Kolonien durch unabhängige Linien die Fanning-Insel oder Palmyra-Insel im Stillen Ozean unentbehrlich erscheinen, nur weil sie günstig zur Anheftung eines Kabels Vancouver-Queensland sind, ist das nicht allein die *Lage* ohne Rücksicht auf den Raum, den Boden, das Klima und alles?

Die Lage ist *Zugehörigkeit*. Jeder Teil der Erde gibt seinen Ländern und Völkern von seinen Eigenschaften, und so wieder jeder Teil dieses Teiles. Deutschland ist, besonders als Großmacht, nur in Europa denkbar. und Italien nur in Südeuropa. Ein New York, ein

Sankt Petersburg kann es in ganz Afrika und Asien nicht geben. Unsere organische Auffassung der Völker und Staaten macht es unmöglich, die Lage als ein totes Nebeneinander aufzufassen, sie muß vielmehr lebendige *Beziehungen* des Gebens und Empfangens bedeuten. Zwei Staaten liegen nicht nebeneinander, ohne auf einander zu wirken. Vielmehr entstehen aus der Nachbarschaft so innige Beziehungen, daß wir China, Korea und Japan als Teile eines einzigen Kulturkreises aufzufassen haben, deren Geschichte ein Übertragen, Verpflanzen und Rückwirken von den größten Folgen ist. Wohl gibt es auch hier wieder selbständigere und abhängigere Lagen, wozu die Natur selbst wesentlich beiträgt. Aber England mit seiner in Europa selbständigsten Lage, was ist seine Geschichte ohne die Beziehungen zu Frankreich, Deutschland, den Niederlanden, dem Norden? Unverständlich.

Je selbständiger eine Lage ist, desto mehr ist sie *Lage zur Natur*, je unselbständiger sie ist, desto mehr ist sie nur *Nachbarschaft*. Die Zugehörigkeit zu einer Erdhälfte, einem Erdteil, einer Halbinsel, einem Archipel, die Lage zu Meeren, Seen, Flüssen, Wüsten, Gebirgen entscheidet über den Gang der Geschichte eines Landes. Gerade in der Lage zur Natur müssen wir die eisernsten Fesseln der Naturabhängigkeit anerkennen. Wenn wir von allen anderen Eigenschaften Italiens absehen, seine zentrale Lage im Mittelmeer bestimmt es zum Sitz einer mittelmeerischen Macht. Wenn wir das deutsche Volk noch so hoch halten, wir werden die besten Volkseigenschaften in Deutschlands kontinental eingezwängter Lage sich nie so groß entfalten sehen wie in einem Inselande. Denn Deutschlands Lage ist mehr Nachbarschaftslage als Naturlage, und sie ist dadurch schon ungünstiger als die Frankreichs.

In der Gestalt und Lage der *Erdteile* sind die größten und wichtigsten Naturlagen gegeben. Die kontinentalen Vorsprünge, wie Kap der Guten Hoffnung, Kap Hoorn, Singapur, Ceylon, Tasmania, Key West, sind die Ausstrahlungspunkte der Seebeherrschung, und zugleich bezeichnet jede den Scheitel eines Winkels, dessen Schenkel von hier aus beherrscht werden. Gades, Sizilien, Kythera, Kreta waren solche Lagen in der mittelmeerischen Welt. Die erdgeschichtlich tief begründete Unterbrechung des Zusammenhanges der Nord- und Süderdteile in den drei Mittelmeeren der Erde verleiht dem Suezkanal, dem künftigen Interozeanischen Kanal und dem Inselmeere zwischen Asien und Australien die übereinstimmende Funktion interozeanischer Verbindung. Gehen wir weiter, so sind Verschmälerungen der Erdteile in ähnlicher Weise wichtig. Frankreich liegt isthmisch zwischen Ozean und Mittelmeer, Deutschland mit Österreich zwischen Nord- und Ostsee und Adria. Einigen Ländern ist in ihren Erdteilen eine Randlage, anderen eine Mittellage zugewiesen. Und die Randlagen sind grundverschieden, je nachdem sie als Inseln und Halbinseln abgegliedert sind oder der Masse des Festlandes angehören.

Noch verschiedener macht sie die Lage zu den *Meeren*. Wie verschieden ist die atlantische Lage in Europa von der mittelmeerischen, der baltischen, der pontischen! Nur wenige Staaten, wie Rußland und die beiden Länder Nordamerikas, erfreuen sich einer Lage an zwei großen Ozeanen. Man kann als das Ideal der Naturlage eines Staates die Ausfüllung einer ganzen Weltinsel mit einem zusammengehörigen politischen System bezeichnen. Vielleicht erreichen die australischen Kolonien bald dieses Ideal durch ihre geplante Föderation. Es bildet übrigens auch den tieferen Kern der Monroe-Lehre.

Ähnliche Lagen rufen ähnliche politische Vorgänge hervor. Da nun einige *Typen* von Lagen wiederkehren, so nimmt auch die Geschichte in solchen Lagen einen typischen Charakter an. Der Gegensatz Rom — Karthago kehrt als die Wechselwirkung des Nord- und Südrandes des Mittelmeeres, wo sich beide näher treten, an anderen ähnlich gebildeten Stellen wieder. Er wiederholt

sich in Spanien und Marokko, in Thrakien und Kleinasien, mit etwas veränderter Richtung in Griechenland und Kleinasien, in kleineren Dimensionen in den italienischen Seestädten und den Barbareskenstaaten. An allen diesen Stellen haben sich Prozesse von dem Charakter des römisch-punischen abgespielt. Japan und England sind einander in vielen Beziehungen unähnlich; aber die insularen Merkmale tragen in diesen beiden größten Inselstaaten sowohl das Volk als die Politik. Deutschland und Bornu sind so verschieden wie Mitteleuropa und Mittelafrika, aber die zentrale Lage hat für beide dieselbe Eigenschaft gezeitigt: sie ist eine Quelle von Macht dem starken Staat und von Verderben dem schwachen.

Aus der Fülle der *nachbarschaftlichen Verhältnisse*, die uns die Geschichte zeigt, mögen nur die wichtigsten hervorgehoben werden. Den reinsten Fall der Nachbarschaft bieten jene Länder, die, vom Rand ihrer Erdteile abgeschnitten, *rings* von anderen Ländern umgeben sind. Bei der immer mehr durchgreifenden Entwickelung auf große Staaten hin, die möglichst viele Naturvorteile umschließen, bedeutet dieses in Europa und ähnlichen Ländern unbedingt den Untergang der Selbständigkeit. Nur die Verbindung mit einem großen Strom, wie sie Serbien und Paraguay haben, kann das Absterben in dieser Lage verhüten. Der Oranje-Freistaat und die Südafrikanische Republik werden vergebens die volle Selbständigkeit zu erhalten suchen. Das instinktive Drängen der Länder zum Meere entspringt dem Streben, sich kontinentalen Umarmungen zu entziehen. Es ist doppelt begreiflich dort, wo nicht bloß der Staat, sondern auch das Volk inselhaft umschlossen ist, wie die Magyaren in Ungarn. Nur kleinste Staaten, wie Andorra, Liechtenstein, die ohnehin auf volle Selbständigkeit verzichten, konnten sich in solcher Umarmung durch Jahrhunderte erhalten. Einigermaßen vergleicht sich dieser Lage an Gefährlichkeit die *doppelte* Nachbarschaft, die ein Land in die Mitte nimmt. Frankreich war in dieser Lage, als Deutschland und Spanien unter demselben Herrscher standen. Die Allianz zweier Nachbarn kann einen Dritten zwischen ihnen in eine ähnliche Lage versetzen; so suchte Frankreich die Allianz der Türkei und später Rußlands gegen Österreich und Deutschland.

Wie auch im einzelnen die Lage der Nachbarn sei, immer ist ihre *Zahl* eine Sache von großer Wichtigkeit. Eine Reihe von schwachen Nachbarn ist besser als wenige große. Frankreichs Lage ist durch die Einigung Deutschlands und Italiens verschlechtert worden, doch bewahrt sie sich immer den Vorzug eines so schwachen Nachbarn wie Spanien. Die Entwickelung der Vereinigten Staaten von Amerika, die nach und nach Spanien im Süden und Westen, Frankreich im Süden und Mexiko im Westen hinausgedrängt haben, um auf drei Flanken dafür die Berührung mit dem Meere einzutauschen, bedeutet mit der Verringerung der Nachbarschaft eine beneidenswerte Vereinfachung der politischen Probleme. Die *zerstreute* Lage ist heute fast nur noch bei den Verbreitungsgebieten der Völker und im Inneren von Bundesstaaten zu finden. Starke Staaten fassen sich in Einen Raume zusammen. Wir sehen überall, daß da, wo das Verbreitungsgebiet einer Lebensform sich verringert, es nicht einfach einschrumpft, sondern sich in eine Anzahl von Inseln oder Oasen verwandelt, welche leicht den Anschein erwecken können, als ob diese Form sich von ihrem Heimatsgebiet aus neue Standpunkte erobert habe. Wo liegt nun der Unterschied zwischen Inseln des Fortschrittes und des Rückganges? Bei den Völkern und Staaten ist der Fortschritt an der Besetzung der besten Stellen, der Rückgang an ihrem Verlust zu erkennen. Die Indianer, die vom Meere, von den Strömen, von dem fruchtbaren Boden abgedrängt sind, bilden Inseln des Rückganges; die Europäer, als sie ihnen diese Stellen abnahmen, bildeten Inseln des Fortschrittes, indem sie nacheinander die Inseln, Vorgebirge, Häfen, Flußmündungen, Pässe ꝛc. besetzten.

II. Der Raum.

Nicht umsonst legen wir in der Geographie so großen Wert auf den *Flächenraum* der Staaten. Die Zahlen der Quadratkilometer und der Menschen bezeichnen uns die zwei Haupteigenschaften eines Staates; ihre Nennung ist das einfachste, oft zu einfache Mittel, um eine Vorstellung von seiner Größe und Macht zu geben. Wir können uns überhaupt keinen Menschen, geschweige denn eine menschliche Gemeinschaft ohne den Raum, den Boden denken. Die Staatswissenschaft mag in scharfsinnigen Schlüssen dem Staatsgebiete nur die Rolle eines Besitzes des Staates zuerkennen: wir wissen alle, daß das Gebiet mit dem Staate viel zu eng zusammenhängt, um so wenig zu sein. Volk und Boden sind im Staate zu Einem organisch verbunden, und Flächenraum und Volkszahl sind das Maß dieser Verbindung. Der Staat könnte nicht seinen Flächenraum wechseln oder verändern, ohne ein ganz anderer zu werden. Was Wunder, daß nun auch die Kämpfe der Staaten Kämpfe um Raum sind? Schon im Kriege handelt es sich darum, dem Gegner den Raum zu verengern; aber noch mehr ist die ganze Geschichte der Staaten ein Gewinnen und Verlieren von Raum. Die Polen existieren nach wie vor; aber der Raum, auf dem sie wohnen, hat aufgehört politisch *ihr* Raum zu sein, und damit ist ihr Staat vernichtet.

Aus diesem *Ringen um Raum* sehen wir nun in der geschichtlichen Zeit immer einzelne größere politische Räume hervorgehen. Wir sehen die Staaten von der alten Zeit bis zur Gegenwart herab räumlich wachsen; das Perserreich und das römische Reich sind klein neben dem russischen, britischen, chinesischen Reich. Und ebenso sind die Staaten tiefer stehender Völker Kleinstaaten neben den Staaten höher stehender. Die größten Reiche der Gegenwart sind die jüngsten, während die kleinsten, Andorra, Liechtenstein, San Marino, Monaco, uns wie ehrwürdige, aber seltsame Versteinerungen aus einer ganz fremden Zeit anmuten.

Der Zusammenhang dieser Abstufung mit dem Wachsen der Verkehrsräume und Verkehrsmittel liegt auf der Hand. Der *Verkehr* ist ein Ringen mit dem Raum, und der Siegespreis dieses Ringens ist der unterworfene Raum. Der Prozeß wird dadurch verdunkelt, daß mit dem Raum auch sein Inhalt gewonnen wird: Vorzüge der Lage, der Bodengestalt, der Fruchtbarkeit und nicht zuletzt die Bewohner des Bodens selbst. Aber die Minderung des Wertes dieser Dinge durch ihre Zerstreuung über einen weiten Raum kann nur aufgehoben werden durch die Beherrschung des Raumes, über den sie zerstreut sind.

Die *Verkehrsgeschichte* ist die *Vorgeschichte des politischen Wachstums*. Das gilt von den Phönikern bis zu den jungen Nordamerikanern, die uns als den Entwickelungskern von Nebraska einen Posten der American Fur Company nachweisen. Jede Kolonie ist ein Produkt des Verkehrs; selbst in Sibirien sind die Kaufleute, die aus Großrußland an den Ob zogen, der Eroberung um drei Jahrhunderte vorhergegangen. Mit Recht spricht man von den Eroberungen des Welthandels. Straßenbau gehört zum Ruhm der Staatengründer und -Erhalter. Heute sind Zollvereine und Eisenbahnpolitik an die Stelle des Straßenbaues getreten. Es ist aber immer so gewesen, daß das Interesse des Staates und des Verkehres an den Wegen dasselbe war. Der Verkehr bahnt die Wege; der Staat baut sie aus. Daß der fest organisierte Staat in Altperu die Wege gebaut hat, die dann dem Verkehr zu gute kamen, scheint sicher zu sein. Auf niederer Stufe sehen wir den Handel unmittelbar staatenbildend wirken; auf höherer gehören Handels- und Eisenbahnverträge zu den Siegespreisen der Kriege. Glaubt jemand, daß Frankreich die Saharabahn bauen könnte, ohne die Unterwerfung der Tuareg und die dauernde Besetzung ihrer Länder? Die Verkehrswege als Waffe kämpfender Staaten, die

bedeutende Rolle handelsvermittelnder Verkehrsvölker und die Bildung eigentlicher Handelsvölker, das Streben des Verkehrs, sich die Politik dienstbar zu machen, endlich die mächtigen Rückwirkungen der Verlegungen von Verkehrswegen auf Staaten, Völker, auf ganze Kulturkreise können wir hier nur andeuten.

Jeder politischen Bewegung, ob sie nun ein Eroberungszug oder eine friedliche Wanderung sei, gehen unpolitische Bewegungen voraus. Es müssen Erkundigungen gesammelt und Beziehungen angeknüpft werden, es muß das Ziel bestimmt und der Weg erforscht worden. Indem sich Kenntnisse über die Welt jenseit des Grenzsaums ansammeln, erweitert sich unmerklich der geographische Horizont; er erweitert sich nicht bloß, sondern er hellt sich auch auf. Es lösen sich fabelhafte Vorstellungen von den Schrecken ferner Länder, die Furcht läßt nach, indem man klarer sieht, und damit wächst die politische Unternehmungslust. Man kann sagen, jedes Glied eines Staates, das über die Grenze geht, trägt den Staat mit in seiner Warenlast über die Grenze. Freilich gibt es in diesem Prozeß lange Vorbereitungen und Sprünge. Römische Kaufleute haben der Kenntnis und Kolonisation Galliens vorgearbeitet. Aber doch welcher Unterschied zwischen der Stellung der Römer zu Gallien vor und nach Caesar! Welcher Fortschritt in der Schätzung amerikanischer Staaten durch die Spanier vor und nach Cortez und Pizarro! Je weiter und klarer der geographische Horizont wird, desto größer werden die politischen Entwürfe und Maßstäbe. Und mit ihnen wachsen die Staaten und die Völker. Das Volk, das einen weiten Raum urbar macht, gewinnt an Kraft, Blick und Freiheit; darin liegt der Lohn dieser opfervollen Arbeit.

Die Erweiterung und Klärung des geographischen Horizontes führen aber immer zurück auf das Wandern von Einzelnen oder Gruppen zu friedlichen Zwecken. Der erste dieser Zwecke ist Handel; doch kommen auch Jagd und Fischfang in Betracht, und auch die unfreiwilligen Wanderungen Verirrter und Verschlagener sind nicht ausgeschlossen. Europa hatte Phytheas und Kolumbus, um neue Welten zu finden; aber jeder primitive Kleinstaat mußte seine Entdecker haben, die den Weg von einer Waldlichtung zur anderen bahnten. Kehren diese Pioniere zurück, dann bringen auch sie Beiträge zur Kenntnis der Außenwelt, und andere mögen nun ihren Bahnen folgen; und zuletzt mögen Flotten oder Armeen auf ihren Spuren erobernd vordringen. Wo der Verkehr mit zahlreichen Menschen und großen Mitteln arbeitet, da bewahrheitet sich endlich im weitesten Sinne der Satz: die Flagge folgt dem Handel.

Der Raum fällt nun bei diesem Ringen und Arbeiten nicht einfach als eine bestimmte Anzahl von Quadratkilometern dem Staate zu. Man möchte das ja freilich vermeinen, wenn man die Darstellung der Staatsveränderungen in Tabellen und Karten liest. Nein; so wie die Einzelnen dem Staate die Aufklärungen brachten und die Wege wiesen, so geht auch der Raum in die Seele der Völker über. Ein Grieche mußte mit Aristoteles den Staat für den besten halten, dessen Bürger sich täglich auf dem Markte zur Besprechung der öffentlichen Angelegenheiten treffen konnten; von dem Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika fordert dagegen R. Waldo Emerson, daß in seiner politischen Auffassung etwas von der Weite des Raumes zwischen den Weltmeeren und dem Polar- und Wendekreis sei. Welcher Unterschied des politischen Raumsinnes! Eine großräumige Auffassung ist als eines der greifbarsten Ergebnisse der Geschichte im Laufe der Jahrtausende aus einer kleinräumigen herausgewachsen. Einige vorgeschrittene Völker sind die Träger jener, viele rückständige die Träger dieser gewesen. Erinnern wir uns wohl, wenn wir sagen, der Raum wächst, daß wir damit meinen: der Geist ist gewachsen, der ihn überschaut, der Wille, der ihn zusammenhält, und, natürlich, die Mittel sind

gewachsen, die notwendig sind, um den Geist und Willen zu diesem Werke fähig zu machen. Darin liegt eine der größten Völkerverschiedenheiten und eine der größten Ursachen geschichtlichen Gelingens und Mißlingens. Die beiden Auffassungen ringen in einem und demselben Volke, die großräumige triumphiert in Rom, das zauderte, über Italien hinauszugehen, und begründet das Weltreich; die kleinräumige siegt in Griechenland, und Griechenland zerfällt. Das römische Reich im Zustand der Reife und Überreife hat eine übernationale, menschheitliche Richtung begünstigt, wie sie das Urchristentum hatte. Expansionstrieb, der die Grenzen bis an die Schranke der Möglichkeit vorrückt, ist Merkmal der höchsten Kultur. Ihn tragen Volkszahl und geistiger Fortschritt. In Deutschland treibt man Geographie theoretisch und vergißt das Kapitel des Raumes, Deutschland läßt den Wert seines eigenen Raumes verloren gehen, der zerfällt; die Engländer, schlechte Geographen im einzelnen, bewähren sich indessen als die überlegensten Raumbeherrscher und als die größten praktischen Geographen, die mit einem scharfen Instinkt für die immer noch fortschreitende Entwickelung zu größeren Räumen eine Art von politischer Großgrundspekulation in die ferne Zukunft hinein treiben.

Es ist allerdings etwas Schönes um die kleinen politischen Gebilde des Altertums, jene Stadtstaaten, deren Geschichte in ihrer Bestimmtheit etwas von der Durchsichtigkeit und Anschaulichkeit einer künstlerischen Komposition hat. Auch Lübeck und Venedig sind anziehender als Rußland. Die Konzentration der Kräfte eines Völkchens auf einen engen, trefflich gelegenen und geschützten Raum, wie sie in den antiken Stadtstaaten uns entgegentritt, ist die Ursache von Entwickelungen, die alle Kräfte tiefer erfassen, freier wirken lassen, gründlicher ausnutzen und daher früher und schärfer eine historische Individualität sich vollenden lassen. Daher übernehmen in der geschichtlichen Entwickelung größerer Räume die kleinen Gebiete die Führung; und wir sehen die Führung von engen Räumen auf weite Räume langsameren, aber nachhaltigeren Fortschritts allmählich übergehen. So folgt auf Griechenland Italien, auf Portugal Spanien, auf die Niederlande England. Die Kehrseite ist die Frühreife, die um so sicherer eintritt, je weniger der Staat beizeiten für seine Ausbreitung gethan hat. Venedig, die Niederlande bleiben in der räumlichen Entwickelung stehen, während ringsherum die Räume wachsen. Sie erschlaffen, wenn nicht die Volksvermehrung auf engem Raume jene für die Kleinstaaten besonders bezeichnenden bürgerlichen Unruhen mit Auswanderung oder Austreibung herbeiführt; ihr Horizont wird für das Zeitalter zu eng, der Patriotismus wird Lokaleitelkeit, die bedeutendsten Kräfte werden lahmgelegt. So bildet sich die Kleinstaaterei heraus, die, indem sie die Völker zerstückelt, die großen nationalen, wirtschaftlichen und religiösen Zusammenhangskräfte auflöst und selbst die politischen Vorteile des Bodens durch Zerstückelung und Zerfaserung herunterbringt. Man erinnere sich an die Lahmlegung der deutschen Ströme im „entgliederten" Reich. „In großen Staaten sind unmittelbar eigentümliche Leidenschaften, die unsere Gefühle nähren und beschäftigen, in kleinen wendet sich die Leidenschaft auf kleine Interessen." (Niebuhr.)

In solchen Verhältnissen muß der Trieb zu neuem Wachstum von außen hereingetragen werden. Dem Einheimischen, der nur die eine Heimat kennt, ist der Fremde oder der Zurückgekehrte immer überlegen, der mindestens zwei Länder kennt. Es ist merkwürdig, wie häufig die Überlieferungen von Staatengründungen durch Fremde sind. Bald sind es kühne Jäger, wie in Afrika, bald überlegene Kulturbringer, wie in Peru; und besonders häufig sind sie vom Himmel zur Erde herabgestiegen. Die Geschichte, die uns die mandschurische Dynastie in China, die türkische in Persien zeigt und von der Begründung des russischen Reiches durch eingewanderte Nordgermanen oder von der der großen Staaten im Westsudân

durch das Hirtenvolk der Fulbe berichtet, läßt diese mythischen Berichte, wenn nicht glaubhafter im einzelnen, so doch wahrscheinlich im ganzen erscheinen. Die Gründung des Reiches Sarawak auf Borneo durch den Engländer Brookes ist Wirklichkeit und entspricht doch Zug für Zug jenen mythischen Staatsgründungen.

Fragen wir uns nun, woher die größere Auffassung vom Staate stammt, die hier wie ein Ferment in eine zerklüftete Masse hineingetragen wird, so sind es zum Teil äußere, geographisch zu umgrenzende Gebiete, die die eine und die andere erzeugen. Wo diese Gebiete nebeneinander liegen, wächst der Staat des stärkeren Gebietes in das schwächere über. Das beweglichere Volk trägt seinen Einfluß in das weniger beweglichere hinein und zieht es womöglich mit sich fort. Das fester geschlossene, organisierte, bewaffnete Volk bringt in weniger starke Völker ein und zwingt ihnen seine Organisation auf. Das sich selbst überlassene Volk hat die Tendenz, in kleine Gruppen zu zerfallen, deren jede auf ihrem engen Boden unbekümmert um die andere ihr Leben führen will. Und indem sie wachsen, erzeugen sie immer dasselbe: die Familie Familien, der Stamm Stämme. Wir finden bei vielen Völkern allerlei Vorkehrungen, um das Wachstum zu hemmen, das sie über ihre alten Grenzen hinüberführen, in neue Zustände versetzen würde. Manche sonst unerklärliche Methode, mit Menschenleben aufzuräumen, gehört hierher, in manchen Fällen vielleicht selbst die Menschenfresserei. Dieser Trieb zur Selbstbeschränkung würde das Völker- und Staatenwachstum unmöglich machen, wenn nicht der entgegengesetzte Trieb zur Annährung, zum Wachstum, zur Verschmelzung entgegenwirkte. Sicherlich ist der Schritt vom in sich abgeschlossenen Staatswesen zum Verkehr, dem dann Abfluß und Verschmelzung folgen mußten, einer der großen Wendepunkte in der Geschichte der Menschheit.

Indem im Wettstreit der Völker immer ausschließlicher der Boden als Kampfpreis gesucht wurde, ist die Ausgleichung des Bodenbesitzes ein Hauptziel der Politik geworden. Das seit dem 16. Jahrhundert so oft betonte und vorgekehrte „europäische Gleichgewicht" ist keine Erfindung der Diplomaten, sondern eine notwendige Folge des Kampfes um Raum. Demgemäß finden wir es in allen Staatenbeziehungen als ein Prinzip der räumlichen Ab- und Ausgleichung wirksam. In den einfachen Kleinstaaten der Naturvölker ist es noch nicht wirksam; diese sind vielmehr einander ähnlich, weil sie einer gleich schwachen Fähigkeit der Raumbeherrschung entsprungen sind. Außerdem hemmt der Grundsatz der räumlichen Absonderung die freie Wirkung des politischen Wettbewerbes. Sobald aber das Raumbedürfnis dazu geführt hat, daß die Staaten sich unmittelbar miteinander berühren, ändert sich das Verhältnis. Der Staat von kleinerem Raum strebt nun, dem Nachbar mit größerem Raum gleichzukommen. Entweder erwirbt er so viel Raum, als nötig ist, um das Gleichgewicht herzustellen, oder er zwingt den Nachbar, seinen Raum zu verkleinern. Beide Fälle sind ungemein häufig. Preußen vergrößert sich in Schlesien und Polen, um auch räumlich den Großmächten gleichzustehen. Ganz Europa bekämpft Napoleon, bis Frankreich in die Grenzen des Gleichgewichts zurückgedrängt ist. Österreich verliert Provinzen in Italien und ersetzt den Verlust durch Provinzen auf der Balkan-Halbinsel. Dieses Verlieren und Ersetzen läßt uns die wohlübersehbare Geschichte eines Landes wie Frankreich als ein Hin- und Herwogen erscheinen, das mit zeitweiligen Ruhezuständen bei erreichtem Gleichgewicht abwechselt. Es ist also kein Zufall, wenn wir in Europa die Räume Österreich-Ungarns, Deutschlands, Frankreichs, Spaniens mit 100, 86, 84, 80 ausdrücken können, die der Niederlande und Belgiens mit 100 und 90, die der Vereinigten Staaten von Amerika und der Dominion von Kanada mit 100 und 96. Um in Wirksamkeit zu treten, setzt diese Abgleichung natürlich auch ähnliche Kulturverhältnisse voraus, denen ähnliche Machtmittel ent-

sprechen. Rom war seinen Nachbarn kulturlich so überlegen, daß es kein Gleichgewicht zugestehen konnte. Vielleicht ist aber die Bestimmung des Halys als Reichsgrenze zwischen Medien und Lydien ein erster Versuch, ein Staatensystem auf den Grundsatz des Gleichgewichtes statt auf den der „Welt"-Herrschaft zu begründen.

Alle diese Raumveränderungen sind nun auf die gegebenen Räume unseres Planeten angewiesen. Die 506 Mill. qkm der Erdoberfläche sind die erste Raumgröße, mit der die Geschichte zu thun hat. In ihr sind alle anderen Größen beschlossen, an ihr messen sich alle anderen Größen, in ihr sind die absoluten Schranken alles körperlichen Lebens gegeben. Diese Größe ist für die Geschichte der Menschheit unveränderlich, wenn sie auch nicht als unveränderlich zu denken ist für die Geschichte der Erde, weder in der Vergangenheit, noch in der Zukunft. Sie setzt sich aus drei sehr ungleichen Bestandteilen zusammen: aus 135 Mill. qkm Land, aus 352 Mill. qkm Meer und 22 Mill. qkm eisbedecktem, großenteils unerkundetem Land und Meer in den Nord- und Südpolargebieten. Das Land ist die naturgegebene Wohnstätte des Menschen, der in allen seinen geschichtlichen Bewegungen vom Lande ausgeht und zum Lande zurückkehrt. Die Größe der Staaten wird nach dem Lande gemessen, das sie umschließen. Ihr Wachstum hat sich wie von einem weitverbreiteten Grundstoff von diesen 135 Mill. qkm Land genährt. Das Meer ist aber nicht wie ein leerer Raum zwischen den Ländern aufzufassen, der nur trennt. Auch die 352 Mill. qkm des Meeres sind eine geschichtliche Größe. Und der Flächenraum jedes Meeres und Meeresteiles hat seine geschichtliche Bedeutung. Von Küste zu Küste und von Insel zu Insel ist die Geschichte über die Meere hingewachsen, zuerst über die engen, dann über die weiten; und auf die Verbindung durch das Meer blieben so entstandene Staaten hingewiesen. Das Mittelmeer hielt die Teile des römischen Reiches zusammen, so wie heute das Weltmeer die Kolonien des britischen Weltreiches zusammenhält.

Im Fortschreiten des Wachstums der geschichtlichen Räume sind unsere Raummaßstäbe immer größer geworden. Die griechische Geschichte ist uns kleinstaatlich, und wie lange wird es dauern, da erscheint uns die deutsche, österreichische, französische mittelstaatlich. England, Rußland, China, die Vereinigten Staaten von Amerika nehmen heute die bessere Hälfte der Länder der Erde ein, und in der anderen Hälfte wäre ein britisches Weltreich heute nicht mehr denkbar. Die Geschichte hat immer weitere Räume ergriffen und immer größere Gebiete zusammengeschlossen. Sie ist dabei immer organische Bewegung geblieben. Der Dorfstaat wiederholte sich im Stadtstaat und der Familienstaat im Stammesstaat, immer der kleinere im größeren. Die kleinsten und die größten Staaten behalten dieselben Eigenschaften von Organismen, die mehr oder weniger eng mit einem Stück Boden verbunden sind. Nur da, wo der Raum selbst zum Wesen eines Staates gehört, wie beim Stadtstaat, der aus dem engen Maße der Stadt nicht hinauskann, ohne eine andere Art von Staat, nämlich Territorialstaat, zu werden, bedingt die Größenverschiedenheit von vornherein eine Verschiedenheit der Verfassung, des ganzen politischen Lebens. Bei allen anderen wird das Wachstum erst der Anlaß zur Herausbildung von sekundären Unterschieden, deren Betrag zuerst durch die räumliche Entfernung und dann durch die neuen Bedingungen bestimmt wird, unter die das Wachstum die wachsenden Teile eines Volkes oder Staates versetzt.

Die Maßstäbe für die politischen Räume ändern sich ununterbrochen und müssen immer von Zeit zu Zeit größeren Verhältnissen angepaßt werden. Die politische Geographie muß sich dieser Aufgabe naturgemäß unterziehen, da sie ja die politische Raumverteilung in jedem Abschnitt der Geschichte und besonders genau die bestehende verfolgt. Die Geschichte ist rückwärts gewandt und verliert daher leichter den Raummaßstab für die Gegenwart und

die nächste Zukunft. Wenn man den Deutschen von heute die Ausbreitung ihrer Vorfahren über das transelbische Land immer als die größte Raumthatsache der Geschichte der Deutschen (die nicht mit der Geschichte des Deutschen Reiches zu verwechseln ist) darstellt, muß ihnen die Ausbreitung der Angelsachsen in Nordamerika und Australien als eine Leistung von unbegreiflicher Größe erscheinen. Viel nützlicher deucht es uns, auf jenes Verlorengehen großer Raummaßstäbe hinzuweisen, die für Deutschland mit dem Zurückbleiben in den großen atlantischen und pazifischen Entdeckungen und Unternehmungen des Zeitalters der Entdeckungen ihren tiefsten Punkt erreichten. Deutschland hat unendlich viel mehr durch diese Verengerung seines Horizontes verloren, als es durch jene zum Teil doch nur vorübergehende Erweiterung nach Osten hin gewonnen hatte.

J. Die Volksdichte.

Am Flächenraum eines Staates mißt sich einmal der Anteil dieses Staates an der Oberfläche der Erde, und dann mißt sich daran der Boden, auf dem das Volk dieses Staates fußt, lebt, arbeitet. Von den 540,500 qkm des Deutschen Reiches kann man also einmal sagen, daß sie ungefähr $^1/_{940}$ der Erdoberfläche betragen; und weiter sind sie der Boden von 52 Mill. Menschen, woraus folgt, daß nur wenig über einen Hektar (1,03) auf jeden Bewohner des Deutschen Reiches kommt. Wenn es nun auch wahr ist, daß ganz leere oder höchst dünnbewohnte Teile der Erde politisch wertvoll sein können: Hochgebirge, Wälder, Wüsten, so lehrt uns doch die ganze Weltgeschichte, wie im allgemeinen der geschichtliche Wert des Bodens mit der Zahl der Menschen steigt, die auf ihm wohnen. So wie wir in der Gegenwart sehen, daß Schweden-Norwegen mit einem 772,878 qkm messenden, also dem des Deutschen Reiches um $^2/_5$ übertreffenden Raume, auf dem aber nur 6,8 Mill. Menschen wohnen, nicht als Großmacht gilt, während Deutschland als Großmacht neben dem 43mal größeren Russischen Reich steht, dessen Bevölkerung doppelt so groß ist als die Deutschlands, so war nie der Raum allein ausschlaggebend für die politische Macht.

Hier liegt eine reiche Quelle der schwersten Irrtümer von kriegerischen Eroberern und Staatsmännern. Die gewaltigen Wirkungen weltgeschichtlicher Kleinstaaten (Athen, Palästina, Venedig) bezeugen, daß große Bodenflächen keine notwendige Voraussetzung großer geschichtlichen Leistungen sind. Vielmehr sehen wir hier in der ungleichen Verteilung der Menschen über einen bestimmten Raum eine Quelle politischer und wirtschaftlicher Fortschritte. In der Zeit Athens haben wir im weiten Mittelmeergebiet einige wenige starke Verdichtungen der Bevölkerung auf enge Stadtgebiete und wenige fruchtbare Landschaften, wie Ägypten. Dies sind die Brennpunkte der Geschichte. Dabei in jeder Landschaft wieder der Gegensatz dicht- und dünnbevölkerter Gebiete, zwischen denen immer und überall die geschichtlichen Risse klaffen, seien es nun Gebiete der Ansässigen und Nomaden, der Ebenen- und Gebirgsbewohner, des Landes und der Stadt, die einander gegenüberstehen. Bisher ist die Kultur- und politische Überlegenheit noch immer mit den dichten Bevölkerungen gegangen. Insofern ist die ganze Geschichte ein Fortschreiten von dünn- zu dichtwohnenden Völkern. Ein Fortschritt wird daraus erst, wenn die Teilung der Arbeit in die dergestalt angehäuften Summen von Menschenkräften gliedernd und sondernd eingreift und lebenspendende Gegensätze schafft. Die einfache Summierung der Leiber und Geister kann nur Bestehendes stärken, indem sie sein Massengewicht vermehrt. In China, Indien, Ägypten ist die Verdichtung der Bevölkerung seit langem fortgeschritten, ohne daß ihre kulturliche Hebung und die politische Machtentfaltung damit Schritt gehalten hätten.

K. Das Wasser.

Die Menschen sind landbewohnende Wesen, und demgemäß muß ihrer Verbreitung über die Erde einst das Wasser die stärksten Schranken entgegengesetzt haben. Der Urstamm der Menschheit konnte daher nur Einen Teil der Erde bewohnen, auf den ihn unüberschreitbare Wassergrenzen einschränkten. Da wir wissen, daß die Zerlegung der Erdoberfläche in Land und Meer auch in geologischer Vorzeit denselben Gesetzen gehorchte wie heute, so kann ein solcher Teil auch immer nur ein Bruchstück des vorhandenen Landes gewesen sein, eine mehr oder weniger große Weltinsel. Der erste Schritt über diese Insel hinaus bedeutete den ersten Schritt zur Eroberung der ganzen Erde für die Menschheit. Das erste Floß ist daher die wichtigste Erfindung, die der Mensch auf dem Gebiete der äußeren Hilfsmittel je machen konnte. Bedeutete dieses Floß doch nicht bloß den Anfang der Eroberung aller Erdräume bis zu ihren äußersten Grenzen, sondern, was mehr war, die Darbietung aller Möglichkeiten zum Auseinandergehen und zeitweiligen Absondern, die auf unserem Planeten gegeben sind. Darin war aber die Befreiung von der immer wieder in sich zurückkehrenden und ihre eigenen Fortschritte immer wieder aufzehrenden Entwickelung auf engem Raume, die Bildung befruchtender Gegensätze und heilsamen Streites, kurz der Anfang der Rassen- und Völkerentwickelung gegeben. Von diesem Punkt aus gesehen, ist Prometheus ein weniger großer Förderer des Fortschrittes der Menschheit gewesen als der Mutige, der die ersten Baumstämme zum Floß zusammengefügt und auf dem Floß die nächste Klippe „entdeckt" hat.

Von diesem ersten Schritt an ist die Geschichte der Menschheit so sehr vom unbewohnbaren Wasser mitbedingt, daß man eine ihrer kräftigsten Triebfedern im *Kampfe mit dem Meere* zu erblicken hat. Und so wenig sind wir darüber hinaus, daß das mächtigste Volk der Gegenwart ein von enger Insel aus das Meer beherrschendes Volk ist. Englands Größe beweist die gewaltige Bedeutung des Meeres als ein Element politischer und kulturlicher Macht. Um indessen diese Bedeutung nicht zu überschätzen, wollen wir uns gleich auch erinnern, daß sie in der Darbietung freier Wege von einem Lande zum anderen liegt. Die Beherrschung des Wassers macht Völker groß, indem sie ihnen die Beherrschung des Landes erleichtert.

Kraft seiner wesentlich übereinstimmenden Eigenschaften ist das Wasser ein mächtiger Träger *ausgleichender Wirkungen*. So kennen wir es in der Natur, so ist es in der Geschichte. Ein Volk, das an Einer Stelle mit dem Meer vertraut wurde, ist es an allen Stellen. Der Normanne fand in Vinland, der Spanier bei den Antipoden im Stillen Ozean das gleiche grüne, brandende, von denselben Gezeiten nach denselben Gesetzen bewegte Meer. Selbst auf die Küstenlandschaften wirkt das Meer ausgleichend, und die Dünen bei Agadir oder vor dem Hafen von Veracruz zaubern dem Schiffer von Hela seine Heimat vor die Seele. Dazu kommt nun die weite Verbreitung über drei Vierteile der Erde. Das Meer wird dadurch der Träger einer Weltbeheimatung, die das Land niemals vermitteln kann. Daher strebte immer vom Meere her eine vereinigende und ausgleichende Kraft den Sonderungen des Landes entgegen. Alle Versuche, die Grenzen vom Land auf das Meer fortzuführen, haben keinen dauernden Erfolg gehabt. Sie konnten ihn nicht haben und werden ihn nie haben können. Karthago und Tarent mochten den italischen Schiffern die Fahrt über das Lacinische Vorgebirge hinaus vertragsmäßig verbieten, die Venetianer mochten sich die Herrschaft der Adria vom Papste gewährleisten lassen, Dänemark und Schweden mochten nacheinander ein dominium maris Baltici anstreben: All das geht gegen die Natur des Meeres, das eins und unteilbar ist. Nur wo es dem Lande ganz nahe ist: in der Dreimeilenzone des

Völkerrechtes, in Buchten mit engem Eingang, da kann es wie Land beherrscht werden. Aber schon die Ansprüche der Amerikaner auf die Souveränität über die Beringsee sind niemals anerkannt worden, ebenso wie England die seinen auf die Irische See nur mit der Macht seiner Flotte verwirklichen könnte. Das Meer wirkt selbst auf das Land vereinheitlichend, indem es weitgetrennten Landmächten gleichartige Ziele setzt. In einer Zeit größter Zersplitterung vereinigten baltische Interessen entlegene Städte Deutschlands. Der Einigung zerfahrener Landmächte hat die Erschließung weiter Horizonte ebenso im England des 16., wie im Italien und Deutschland des 19. Jahrhunderts vorgearbeitet.

Die Seemacht hängt noch enger mit dem Verkehr zusammen als die Landmacht; ja sie beruht zuerst auf Handel und Verkehr. Sie ist aber mehr als Handelsmacht und Verkehrsmonopol. Trotz alles Egoismus, aller Geldsucht, aller Gewaltthätigkeit bleibt den Seemächten ein großer Zug eigen, der die punische Treue und die venetianische Habsucht verschönt. Die Nähe des Meeres prägt weithin der Natur großartige Züge auf: die Flüsse erweitern sich, große Seen treten hinter der Küste auf, und wo diese flach, da sind wenigstens die Horizontallinien ihrer Umrisse und ihre Dünenzüge weit gezogen. Weit wird nun auch der Horizont des meerbefreundeten Volkes. Ist es der Gewinn des Handels und Seeraubes, der zur Ausfahrt lockt, so hat doch so manches Schiff unschätzbaren Gewinn für die Menschheit gebracht; denn die großen maritimen Entdeckungen sind nie bloß Entdeckungen neuer Meere, sondern immer auch neuer Länder und Völker gewesen. Sie haben am meisten beigetragen, den geschichtlichen Horizont zu erweitern. Selbst die politischen Probleme weiten sich aus, nehmen einen größeren Charakter an, verlieren eben dadurch manchmal an Schärfe, wenn sie aus dem engen Banne kontinentaler Einzwängung an die freie Küste hinauskommen. Man kann dies selbst von der orientalischen Frage behaupten, zu deren Lösung im Mittelmeer entscheidende Schritte gethan wurden, als sie auf der Balkanhalbinsel unbeweglich geworden zu sein schien.

Das Meer ist für die Völker, die sich ihm anvertrauen, kein passives Ding. Schöpfen sie Macht aus dem Meer, so werden sie dem Meer unterthan. Je mehr Macht ihnen aus dem Meere zuwächst, um so mehr verliert ihre Macht Halt am Lande. Zuletzt wurzelt diese Macht überhaupt nicht mehr im Boden, sondern gleicht einer auf der Welle sich wiegenden Flotte, die mit geringen Mitteln einen ungeheuer umfassenden Kreis mit starken Wirkungen ausfüllt, aber auch von jedem Sturme vernichtet werden kann. Alle Seemächte sind bisher kurzlebig gewesen; ihr Aufsteigen war immer rasch, bis zum Blendenden; aber ihres Verweilens auf dem Höhepunkt ist niemals lange gewesen. Der Fall war in der Regel ebenso rasch wie das Ansteigen. Alle Seemächte sind an der Schmalheit ihrer Basis, an der weiten Zerstreuung schwer zu verteidigender auswärtiger Besitzungen und an der Abhängigkeit von ihren auswärtigen Verbindungen zu Grunde gegangen. Bei vielen kam das Übergewicht der wirtschaftlichen Interessen über die politischen, die Vernachlässigung der Verteidigungsmittel, die Verweichlichung durch den dem Handel zufließenden Gewinn hinzu.

Mit dem großen Zuge, den der ozeanische Zusammenhang gibt, verbinden sich Sondermerkmale in eigentümlicher Mischung, die aus der Zonenlage des Meeres und aus der Lage der Erdteile und Inseln im Meere hervorgehen. Vom Meere her strahlen sie dann wieder auf die Länder zurück und bedingen dort geschichtliche Gruppierungen. Schon in Namen, wie Mittelmeerische Welt, Baltische Länder, Atlantische Mächte, Pazifischer Kulturkreis, kommen die geschichtlichen Wirkungen dieser Gruppierungen zum Ausdruck. Es sind in erster Linie Wirkungen des Verkehres, des Austausches, der fördernden Wechselbeziehungen aller Gestade-

länder und Inseln. Man kann auf sie ein Wort von Ernst Curtius über das Ägeische Meer in erweitertem Sinn anwenden: „Wie sich ein Wellenschlag vom Strande Joniens bis Salamis fortbewegt, so hat auch niemals eine Völkerbewegung das eine Gestade ergriffen, ohne sich auf das andere fortzupflanzen." Als die Römer alle Halbinseln, Inseln und Randländer des Mittelmeeres zu einem Staate verbunden hatten, gaben sie der um und durch das Mittelmeer entwickelten Kulturgemeinschaft nur die politische Krönung. Und wenn wir vom mitteleuropäischen Standpunkte aus die Bedeutung der römischen Expansion zu schätzen versuchen, können wir sie nicht kürzer aussprechen als: Übertragung der mittelländischen Kultur über Westeuropa nach Mitteleuropa. Es war zugleich ein Wandern eines Geschichtskreises vom geschlossenen Meere zum offenen Ozean. Auf das Mittelmeer folgte der Atlantische Ozean. Die Amerikaner und Russen und ihnen nachredend die Japaner behaupten, es müsse nun ebenso der Stille Ozean den Atlantischen ablösen. Sie vergessen dabei ganz die Eigentümlichkeit des Mittelmeeres und besonders seine Raumbedingungen. Eine so geschlossene Entwickelung wiederholt sich so wenig, wie sich die Geschichte Athens auf den Halbinseln Korea oder Schantung wiederholt. Je größer die ins Spiel kommenden Meere werden, desto weiter tritt das einzelne Meer hinter dem Ozean zurück. Nicht der Atlantische Ozean also löste das Mittelmeer ab, sondern das weite Weltmeer löste das enge geschlossene Seitenbecken, genannt Mittelmeer, ab.

Immer hat es Verschiedenheiten der Teile des Weltmeeres gegeben, und sie werden sich immer wieder geltend machen, wenn auch immer schwächer. Der Stille Ozean wird immer der weitaus größte sein, umschließt er doch 45 Prozent der Fläche des Weltmeeres. Seine weit auseinander gezogene Gestalt legt Wege von der drei- und vierfachen Länge der atlantischen zwischen die asiatischen und amerikanischen Gestade. Indem er sich nach Süden hin breit öffnet, legen sich Australien und Ozeanien in die Öffnung, und der Stille Ozean empfängt damit sein Eigentümlichstes: ein drittes und zwar südhemisphärisches Gestadeland nebst der reichsten Inselentwickelung, die wir auf der Erde überhaupt finden. Was der Stille Ozean der Geschichte Eigenes zu geben mag, liegt auf der Südhalbkugel; und was sich dereinst von einer großen, selbständigen Geschichte der Antipoden verwirklicht, wird seinen Schauplatz im südlichen Stillen Ozean haben, wo die zukunftreichsten Gebiete der Südhalbkugel in Australien, Südamerika, Neuseeland und Ozeanien den Stillen Ozean umlagern. Der Atlantische Ozean umfaßt nur etwas mehr als die Hälfte des Stillen Ozeans. Nicht bloß darum hat er im Vergleich zum Stillen Ozean mehr vom Binnenmeer als vom Weltmeere, sondern seine geringe Breite zwischen der Alten und der Neuen Welt, die Ausläufer, die er zwischen die Erdteile hineinsendet, die Halbinseln und Inseln, die er bespült, bewirken, daß er die Wege zwischen den atlantischen Gestaden beider Seiten verkürzt. In ihm ist mehr Verschmelzung von Land und Meer als Trennung; bis heute ist er hauptsächlich ein europäisch-amerikanisches Meer gewesen. Der Indische Ozean ist physikalisch und geschichtlich nur ein halbes Meer. Wenn auch wichtige Abschnitte davon nördlich vom Äquator liegen, ist er doch nach Norden zu geschlossen; nach Süden aber ist er weit geöffnet und gehört damit zunächst der südlichen Halbkugel an.

Wenn diese großen Meere den geschichtlichen Bewegungen weite Räume eröffnen und die Völker in allen Richtungen von Ufer zu Ufer sich zerstreuen lassen, so drängen dagegen die geschlossenen Meere die politischen Bestrebungen der an sie grenzenden Mächte auf einen engen Raum zusammen. Solange eine Geschichte geschrieben wird, bildet das Mittelmeer gleichsam den Brennpunkt, wohin die Interessen fast aller Mächte Europas zusammenstrahlen; dazu kommt seit der Durchbrechung des Isthmus von Suez die Stellung als Durchgangsmeer.

Die Ostsee bietet einiges Ähnliche; aber es ist doch zu viel gesagt, ihr ihre Stelle neben, nicht unter dem Mittelmeer anzuweisen. Die Ostsee ist siebenmal kleiner als das Mittelmeer und hat nicht dessen ganz einzige interkontinentale Lage. Die Ostsee ist in vieler Hinsicht dem Pontus ähnlicher als dem Mittelmeer, besonders auch durch ihre östlichen Beziehungen.

Die Küste ist ursprünglich die Schwelle zum Meere gewesen; als es aber meergewohnte Völker gab, wurde sie die Schwelle zum Land. Außerdem ist sie ein Drittes für sich: ein Saum, in dem sich Eigenschaften des Meeres und Landes verbinden; eben dadurch wird dieser Saum zu einer geschichtlich weit über seine Größe hinaus wichtigen Sache, zumal er zugleich für die dahinter liegenden Staaten die beste Grenze ist. Hier liegen Häfen, Befestigungen, zahlreiche Städte, immer mit die größten ihres Landes, dichte Bevölkerungen. Durch die Berührung mit dem Meere erhalten die Bewohner der Küsten eigentümliche Merkmale. Sind sie nicht national verschieden, wie die Griechen in Thrakien und Kleinasien, die Malaien auf vielen Inseln Indonesiens, so prägt ihnen der Außenverkehr besondere Züge auf, die sich in den Niederlanden bis zur politischen Absonderung erhoben haben. In allen Verkehrsfragen ist ein Küstenland begünstigt vor dem Binnenland. Die beiden können einander aber auf die Dauer nicht entbehren, und die französischen Departements der Weser und Elbe gehörten zu den kurzlebigsten Erzeugnissen der kurzlebigen napoleonischen Ära. Mit dem Meere im Rücken gibt ein Küstenvolk leichter den Zusammenhang mit seinem Lande auf, indem es sich über andere Küsten ausbreitet. Seit den Phönikern hat es eine Menge von Küstenkoloniſten und Gründern von Küstenstaaten gegeben; die Normannen sind dafür das größte Beispiel in der europäischen Geschichte. Die neuere Geschichte Afrikas ist vorwiegend ein Hineinwachsen der Küstengründungen ins Hinterland. Dabei zeigt die Küste immer eine Innen- und Außenseite. Wie weit wirkt eine Küste nach innen? Bei manchen Naturvölkern, wie den Hottentotten und Australiern, lag die Küste tot dem Lande gegenüber, für Deutschland ist die Küste jahrhundertelang politisch tot gewesen. Ein ausmündender Strom ist am besten geeignet, die Küstenwirkungen ins Land zu tragen.

Die Geographie legt seit Carl Ritter ein großes Gewicht auf die Kulturwirkung der Küstengliederung. Alle Geschichtschreiber des Altertums nehmen an, daß das buchten-, halbinsel- und inselreiche Mittelmeer die Phöniker und Griechen zur Seeschifffahrt erzogen habe. Prüfen wir die Annahme an den durchsichtigsten Fällen der neueren Geschichte, so bewährt sie sich nicht. Die Schifffahrtskunst wird von einem Volke zum anderen übertragen. Kein Seefahrervolk ist durch seine Küste allein groß geworden. Nicht die buchtenreiche Küste von Maine hat in Nordamerika die besten Schiffer erzogen, sondern die zumeist ungünstige Küste von Massachusetts, weil sie ein zum Handel und Verkehr anregendes Hinterland hatte. Nur dort hat die Natur zwingend auf das Hinausgehen der Küstenbewohner aufs Meer gewirkt, wo sie den Küstenstreifen schmal und das Hinterland arm geschaffen hat, wie in Norwegen. Und das war und ist auch in Griechenland ein starker Grund der regen Seeschifffahrt. Für den politischen Einfluß genügt es, einen Fuß am Meer zu haben. Ein Aigues-Mortes mit seiner sumpfigen Umgebung genügte Ludwig dem Heiligen, um Frankreich aufs Mittelmeer zu führen; Fiume genügt Ungarn. Eigentümlich verzögernd haben auf die geschichtliche Entwickelung zurückweisende, öde Küsten gewirkt. Die Küsten Australiens mußten 130 Jahre nach Tasman noch einmal entdeckt und an günstigerer Stelle berührt werden; daher hebt die Geschichte der Europäisierung Australiens nicht mit dem großen Tasman, sondern mit Cook an.

Als Teile der allgemeinen Wasserhülle sind die Flüsse gleichsam Ausläufer des Meeres in die Länder hinein, Saugadern, die die Nahrung des Meeres aus den höheren Teilen der Erde holen.

Damit sind sie für die geschichtliche Bewegung die Naturwege vom Meer in die Länder hinein und umgekehrt. Es liegt eine tiefe Wahrheit in jenen meerverbindenden Flüssen der mythischen Geographie. Die Verbindung zwischen Ostsee und Pontus über Kiew bestand nicht, als Adam von Bremen sie als Thatsache annahm; aber das russische Kanalnetz hat diese in der Natur vorgezeichnete Verbindung verwirklicht, so wie Waräger sie in roherer Weise mit ihren aus der Dwina in den Dnjepr geschleppten Kähnen verwirklichten. Als die Franzosen die Kette der Großen Seen durch den Illinoisfluß mit dem Mississippi verbunden hatten, verfügten sie über einen Wasserweg aus dem nördlichen Atlantischen Ozean in den Golf von Mexiko, der eine Machtlinie im Rücken der atlantischen Kolonien bildete; diese lehnten sich an das Salzwasser, jene an das Süßwasser an. Der Nil, der vom Tanasee im Hochland Abessiniens dem Roten Meere gleichläuft, teilt sich mit diesem, heute noch freilich sehr ungleich, in den Verkehr Nordostafrikas mit dem östlichen Innerafrika. Eine Eisenbahn Mombas-Uganda vollendet eine westliche mittelmeerisch-indische Verbindungslinie, wie eine Euphratbahn eine östliche nach dem Persischen Meerbusen hin vollenden wird: beides Flußlinien neben den Linien des Roten Meeres. In greifbarer Deutlichkeit sehen wir den Übergang der Meeresfunktionen an das Süßwasser in den Lagunen, in denen der Seeverkehr ruhigere Wasserflächen im Schutze der Nehrung, des Lido sucht.

Freilich sind es immer nur Bruchstücke von Weltverkehrswegen, die die Flüsse bilden; denn die Flüsse gehen von den höheren Teilen der Länder hinab, und die Wasserscheide unterbricht den Lauf hierhin und dorthin. Auch sind im Vergleich mit den wasserreichen Meeren die Flüsse nur seichte Rinnen, deren Zusammenhang jedes Felsenriff unterbricht. So entstehen verschiedene Verkehrsgebiete in einem und demselben Strome. Nur Ägypten unterhalb des ersten Kataraktes ist das eigentliche Ägypten; was über dem Riff liegt, ward Nubien abgewonnen. Nach oben zu nimmt das Wasser der Flüsse ab, während das Gefälle wächst; daher nimmt auch der Verkehr nach oben zu ab. Es liegt schon darin die Unwahrscheinlichkeit des so oft aus der Analogie des herabfließenden Wassers geschlossenen Herabwanderns der Völker und der Staatengründung. Viel öfter zeigt uns die Geschichte ein Hinaufwandern und -wachsen. In allen Erdteilen bietet die Geschichte der von der See her angepflanzten Kolonien Beispiele für diese in dem Übergewicht des Seeverkehres und der allgemeinen geschichtlichen Stellung des Meeres tiefbegründeten Richtung. Die Franzosen haben allerdings den mittleren Mississippi von obenher kolonisiert, aber sie waren dahin vom unteren Sankt-Lorenz-Strom gekommen. Kontinentale Wandervölker bieten seltene Beispiele von großen Bewegungen, die dem Laufe der Flüsse folgten. Die Arier in Indien sind am Indus herabgewandert und die Goten an der Donau bis zum Schwarzen Meer.

Wo sich die Flüsse an der Mündung mit dem Meere vermählen, häufen sich die maritimen auf die terrestrischen Verkehrsvorteile; dazu kommen als besondere Eigentümlichkeiten das verkehrfördernde Netz der früh durch Kanäle verbundenen und vervollständigten Delta-Arme und die Fruchtbarkeit des angeschwemmten Landes. Für die erste Besiedelung mag die durch häufige Überschwemmungen hervorgerufene Waldarmut und der Schutz der Delta-Inseln nicht wenig ins Gewicht gefallen sein. Jedenfalls gehören große und kleine Flußmündungsgebiete mit zu den ältesten Kultur- und politischen Mittelpunkten. Ägypten und Babylon sind ebenso bezeichnend wie die Vorliebe kolonisierender Griechen für Flußmündungen. So wie Milet, Ephesus, Rom Flußmündungsstaaten waren, wurden es die Siedelungen am Rhodanus, am Bätis, am Borysthenes, am Indus. Es wäre aber verfehlt, darin gleich den Beweis für eine

potamische Stufe der Kultur und Staatenbildung zu sehen, die der thalassischen, d. h. mittelmeerischen, vorausgegangen wäre. Diese Flußmündungsstaaten sind vielmehr eine Folge der thalassischen, an günstigen Küstenpunkten sich festsetzenden und auf diese sich beschränkenden Kultur, die erst im Nord- und Ostwachstum Roms terrestrisch überwunden ward.

Eine andere und begründetere Reihenfolge von Entwickelungen zeigen uns die Flüsse am Anfang des Verkehres in einem weiten Raum. Sie sind die naturgegebenen Wege in wasserreichen Ländern und um so wichtiger, je mehr andere Wege fehlen. In ihrem natürlichen Zusammenhang bilden dann die Flüsse eines Systems ein natürliches Verkehrsnetz. Im Amerika der ersten Erforschung und Eroberung, in Sibirien, im Afrika unserer Tage sind sie ein natürliches Geäder von Handels- und Machtwegen. Je zugänglicher ein Strom dem Verkehr, um so rascher breitet sich auch die politische Besitznahme in seinem Becken aus, wie die Waräger in Rußland und die Portugiesen in Brasilien gezeigt haben. Das größte Beispiel einer an ein natürliches System sich anschließenden Staatenbildung ist der Kongostaat mit seinen zum Teil einfach auf der Wasserscheide gezogenen Grenzen. Im Kampf um die Flüsse entscheidet sich der Vorrang in der Kolonisation; das haben der Sankt-Lorenz-Strom und der Mississippi in Nordamerika ebenso deutlich gezeigt wie der Niger und der Benuë in Afrika. Wie diese Flußwege der politischen Entwickelung die Wege erleichtern oder verbauen, zeigt am besten der Gegensatz von Südamerika und Afrika. Afrika ist mehr als drei Jahrhunderte später als Südamerika in die Kolonisationsbewegung eingetreten.

Jeder Fluß ist immer auch ein politischer Weg und als solcher Anziehungspunkt und Richtungslinie zugleich. Der Elbe entlang haben sich Deutsche zwischen die Dänen und Slawen, der Weichsel entlang zwischen die Preußen und Slawen eingeschoben. Der Fluß, an den der werdende Staat sich anlehnt, hält den fertigen Staat zusammen. Der Mississippi verhinderte, daß der Norden und Süden der Vereinigten Staaten von Amerika im Bürgerkrieg auseinanderfielen. Wie eine Schnur die Perlen, hält der Nil die Provinzen des alten und neuen Ägypten zusammen. Österreich-Ungarn ist nicht bloß Donaustaat, weil die Donau der Lebensfaden seiner Entwickelung war, sondern weil im Flußgebiet der Donau 82 Prozent des Gebietes von Österreich-Ungarn liegen. Wird der natürliche Zusammenhang der Flüsse gelöst, dann hört auch diese zusammenhaltende Kraft auf, und so ging die politische und wirtschaftliche Zerteilung des Rheines, des Maines u. a. dem Zerfall des Deutschen Reiches voran.

Wo zwei Flüsse zusammentreffen, stoßen auch immer zwei politische Richtungslinien zusammen, und an der Mündungsstelle liegt dann der Punkt, von wo aus sie zusammenzuhalten sind. Das ist die Bedeutung der Lagen von Mainz, Lyon, Belgrad, Saint Louis, Chartum. Es liegt nicht in der Natur des fließenden Wassers, seine Wege so geradlinig zurückzulegen, wie die geschichtlichen Bewegungen ihren Zielen zustreben. Diese schneiden daher Windungen ab oder folgen einem Nebenfluß, der die Richtung des Hauptflusses aufnimmt, wie wir an dem uralten Weg an der Oder und Neiße hin nach Böhmen sehen. Scharfe Winkel im Laufe eines Flusses führen den zwei Schenkeln entlang auf einen vorspringenden Punkt wie Regensburg oder Orléans hin. Ein Zufluß, an solcher Stelle eintretend, wird der beste Weg zum Nachbarflusse sein, wie die Altmühl von der Donau zum Main. Oder der Flußwinkel wird zur Halbinsel, die ein Nebenfluß an der dritten Seite fast inselartig abgrenzt: die Insel der Allobroger zwischen dem Rhônebogen und der Isère.

Weniger dem Wasser an sich als der Rinne des Wassers gehört die Unterbrechung des Zusammenhanges des Festen durch die Flußläufe an. Darum finden wir auch

Trockenflüsse als starke Träger dieser Sonderung; um so stärkere, je unberechenbarer ihre Wasserführung ist. Bestehende Unebenheiten des Bodens werden durch fließendes Wasser verstärkt und hervorgehoben. So zerlegt also ein Flußsystem ein Land in natürliche Abschnitte. An diese fast linienartig schmalen Unterbrechungen hat sich immer gern die Grenzziehung angelehnt, besonders wo es galt, einem weiten Gebiet allgemeine große Schranken zu setzen; so hat Karl der Große sein Reich an Eider, Elbe, Raab und Ebro angelehnt. Die in der Konvergenz der Flußarme gegebene Wiederholung der Sonderungen schafft ebenso viele hintereinander folgende Abschnitte, die kriegsgeschichtlich von besonderer Bedeutung werden: Rhein, Weser, Elbe, Oder, oder in kleinerem Maße Mosel, Seille, Saar. Furten, wo die Flußeinschnitte am leichtesten zu überschreiten sind, sind immer wichtige Punkte, in Afrika sogar Ausgangspunkte kleiner Staatenbildungen. Die Flüsse als Verkehrswege sind kriegsgeschichtlich heute nicht mehr von dem Werte, an den Friedrich der Große mit dem Worte glaubte: „Die Oder, die Nährmutter der Armee." Aber in dem weglosen Innern Nordamerikas war diese Rolle der Flüsse noch in den Feldzügen des Bürgerkriegs von 1862 und 1863 mit entscheidend, so daß die Wasserstände zu den wichtigsten Kriegsmeldungen gehörten. Der Wert wird den Flüssen als militärischen Verbindungslinien vor den Eisenbahnen immer verbleiben, daß sie nicht zu zerstören sind.

L. Die Oberflächenformen der Erde.

Die Abweichungen von der idealen Ellipsoidgestalt sind bei der Erde so gering, daß die Geschichte sie unberücksichtigt lassen und für alle Erdstellen eine gleiche Wölbung annehmen kann; die birnenförmige Anschwellung, durch die Kolumbus die Neue Welt in der Tropenzone ausgezeichnet glaubte, war nur ein Trugbild ohne geschichtliche Wirkung. Alle Teile der Erde sind also in der Grundform wesentlich ähnlich, und es herrscht eine Gleichförmigkeit über die ganze Erde hin, in der nur Raum bleibt für Formunterschiede zweiten Grades. Dahin gehören die Erhebungen der Kontinente und die Einsenkungen der Meere, die Hochländer und die Tiefländer, die Berge und die Thäler. Alle diese Verschiedenheiten sind von geringem Betrage, wenn man sie mit der Masse der Erde vergleicht. Die höchsten Berge des Himalaya verlängern den Erdradius nur um $^1/_{800}$, und ähnlich ist der Betrag der tiefsten Einsenkungen. Es sind Unebenheiten, die man auf einem gewöhnlichen Globus überhaupt nicht anbringen kann. Sie erhalten ihre große geschichtliche Bedeutung erst dadurch, daß die großen Wassermassen der Meere sich in die Vertiefungen legen, aus denen dann die größten Erhebungen als Weltinseln hervorragen. Was an Unebenheiten auf der Oberfläche der Erdteile zurückbleibt, das genügt nicht, um dauernde Unterschiede in der Verbreitung der Völker und Staaten hervorzurufen. Es vermag nur zu hemmen und abzulenken. Selbst den Himalaya haben Arier im Westen und Tibetaner im Osten überschritten, und Britisch-Indien hat weit über ihn hinaus seine Grenze an den Pamir befestigt.

Die Bodenformen bieten dem Historiker nur Höhen- und Formunterschiede. Die Mannigfaltigkeit ihres Aufbaues, ihrer Entwickelung, ihres Baumaterials und die Erscheinungen ihrer Umgestaltung und ihres Zerfalles, die dem Geographen tausend Probleme stellen, bestehen für den Historiker kaum. Ebensowenig interessieren ihn jene größten Unebenheiten der Erdoberfläche, in denen das Meer zusammengeflossen ist. Ob über diesen 8000 oder, wie man jetzt weiß, über 9000 m Meer steht, ist für die Geschichte der Menschheit gleichgültig, ebenso, wie die Geschichte Griechenlands nicht dadurch berührt wird, daß im östlichen Jonischen Meere die größte Tiefe des Mittelmeeres von 4400 m liegt. Zwar besteht eine allgemeine Beziehung zwischen den durch die Gibraltarschwelle abgeschlossenen Tiefen des Mittelmeeres und dem

Klima der mittelmeerischen Region, die mittelbar ja auch auf den Menschen der Mittelmeerländer einwirkt. Aber es ist eine entfernte Beziehung, die hier nur berührt wird, weil sie geeignet ist, daran zu erinnern, daß es keine Thatsache in der Natur der Erde gibt, die nicht zuletzt auch ihren Weg zum Menschen fände. Aber in der Regel wird die geschichtliche Bedeutung der Meerestiefe nur dort zu Tage treten, wo Telegraphenkabel in sie versenkt werden; und das ist eine sehr junge Bedeutung. Man mag meinen, auch die Entstehung der Bodenformen liege viel zu weit zurück für menschheitsgeschichtliche Beziehungen und sei überhaupt der Erdgeschichte zu überlassen. Das erste ist zuzugeben, das zweite folgt aber nicht daraus. Denn wenn z. B. das ganze Mittelmeergebiet vom Kaukasus bis zum Atlas und vom Orontes bis zur Donau ein Gebiet von übereinstimmendem Bau ist, so liegt das eben in der Übereinstimmung der Entwickelung. Und ebenso liegt ein weites Gebiet von übereinstimmendem Baue nördlich davon zwischen dem Atlantischen Ozean und den Sudeten.

Es gibt große Züge der Bodengestalt, die Gruppen von Staaten gleichgestalteten Boden anweisen. Rußland und Sibirien teilen sich in dasselbe Tiefland, dem auch ein großer Teil von Deutschland und Belgien und die Niederlande angehören. Deutschland und Frankreich ist der Zug der Mittelgebirge gemein, die ein System von den Cevennen bis zu den Sudeten bilden. Schon die Anlehnung an einen und denselben Zug der Bodengestalt schafft Verwandtschaft, die in den Alpenstaaten, in Schweden und Norwegen, in den Andenstaaten zu erkennen sind. Man könnte an die Gruppierungen um ein Meer erinnern; aber was die Ostseestaaten trennt, verbindet sie, und was die Alpenstaaten verbindet, trennt sie. Kleinere Züge der Bodengestalt trennen die Länder und zeichnen nicht selten geschichtliche Risse und Sprünge vor, indem sie in einem politischen Ganzen Naturgebiete aussondern. Das norddeutsche Tiefland hat eine andere Geschichte als das deutsche Gebirgsland, das Po-Tiefland ist ein anderes Italien als das der Apenninen. Durch Englands Geschichte geht der große Gegensatz des gebirgigen, gewerbthätigen Westens zu dem ebenen, ackerbauenden Osten, so wie in Schottland Hochland und Ebene einander entgegengesetzt sind.

Wo so verschiedene orographische Elemente in einem Lande vereinigt sind, kommt es darauf an, ob sie bei aller Verschiedenheit ein Ganzes bilden, oder ob sie unverbunden nebeneinander liegen. Nicht bloß an sich werden die Elemente des Bodenbaues geschichtlich wichtig, sondern auch durch die Art, wie sie verbunden sind. Wir haben in Griechenland das Beispiel eines höchst verworrenen Gebirgsbaues, der kahle Karstplateaus neben blühende Thäler und Buchten legt. Indem das Meer solchen Buchten wie Attika, Argos, Lamia einen hohen Grad von Selbständigkeit gibt, sind sie kleine Welten für sich, natürlich auch Staaten für sich geworden, die niemals ohne äußeren Zwang zu einer Einheit aufgestiegen sind. Der Gegensatz dieser Zersplitterung, die sehr verschiedene Bildungen in großer Zahl nebeneinander legt, ist die Zerteilung ganz Nordamerikas in die großen, ineinander übergehenden Gebiete Alleghanies, Mississippibecken, Hochland des Westens, deren mittleres das ganze zusammenhält. Österreich-Ungarn faßt die fünf orographischen Hauptelemente der Alpen, Karpathen, Sudeten, der adriatischen Länder und des pannonischen Tieflandes in sich. An der Stelle, wo Donau, March und Adriawege zusammentreffen, liegt die Hauptstadt Wien, von der das alles zusammengehalten wird. Verbindet sich eine Einheit höheren Ranges mit einem zersplitterten Bodenbau, wie in Irland die Insel-, in Italien die Halbinselnatur, so bindet jene Einheit die orographischen Glieder zu einem Ganzen zusammen. Der in allen Perioden der Geschichte hervorgetretene Unterschied zwischen dem apenninischen Italien, dem Po-Tiefland und dem alpinen Italien

zeigt in seinem Entstehen und seiner Überwindung den orographischen Gegensatz innerhalb der peninsularen Einheit. Eine andere Quelle, aus der die Überwindung derartiger orographischer Zwiespalte schöpft, liegt in den großen kontinentalen Abdachungen, die bestimmte Gefällsrichtungen vorherrschend werden lassen. In Deutschland herrscht nördlich der Donau allgemein der Fall nach Norden, der eine ganze Anzahl von besonderen orographischen Elementen durchkreuzt. Es ist nicht zu leugnen, daß die einander kreuzenden Erhebungen des deutschen Bodens zur politischen Zersplitterung Deutschlands mitgeholfen haben; folgenreicher war aber ohne Zweifel die Abstufung Deutschlands vom Süden her zum Meere und die entsprechende Zergliederung des Landes in westöstliche, durch Flüsse getrennte Abschnitte. Wieder in anderer Weise verbindet das Übergewicht eines bestimmten orographischen Elementes alle anderen zur Einheit, wie wir in Nordamerika gesehen haben, wo den großen Zügen des Bodenbaues der große, einfache Gang der bisherigen Geschichte entspricht.

In jedem Gebirge wie in jedem Tieflande gibt es innere Unterschiede des Baues, die geschichtlich verschieden wirken. Der steile Abfall der Alpen nach innen, also Italien zu, hat jedes Herabsteigen in das Po-Tiefland leichter gemacht als die Überschreitung in der entgegengesetzten Richtung, wo Gebirgsteile, Hochebenen und tiefe Stromthäler den Außenrand der Alpen umziehen. Und jene Überschreitung nach innen zu ist wieder leichter in den Westalpen, die keine Südalpenkette haben, als in den Ostalpen, wo eine solche vorhanden ist. Der gedrängte Bau der Alpen im Westen häuft die Hindernisse auf engem Raume zusammen, wo sie mit größerer Arbeit in kürzerer Zeit zu überwinden sind, während im Osten der in die Breite gehende Gebirgsbau (der Weg Wien—Triest ist doppelt so lang als der Weg Konstanz—Como) zahlreiche kleinere Hemmnisse über einen größeren Raum ausbreitet.

In den Pässen, wegsamen Übergängen der Gebirge, verdichten sich diese Unterschiede auf ganz beschränkte Stellen, die eben dadurch geschichtlich bedeutsam werden. Der Wert dieser Einschnitte wächst mit ihrer Seltenheit, und es gibt paßreiche und paßarme Gebirge. Nur die Spalte von Kastoreia durchbricht den Pindus, nur die Thermopylen bieten einen leichten Übergang aus Nord- nach Mittelgriechenland, nur der Khaiberpaß bietet den kürzesten Landweg aus Iran nach Indien. Innerhalb der Alpen ist der rätische Abschnitt reich an Übergängen, die Tauern sind arm, und im allgemeinen nimmt die Höhe der Pässe nach Osten zu ab. Für Indien wächst die Möglichkeit der Überschreitung des Himalaya nach Westen zu. Der Siebenjährige Krieg zeigte den großen Unterschied des wegsamen, breitrückigen Erzgebirges von dem schroffen und zerklüfteten Elbsandsteingebirge. Die Pässe stehen immer mit den Thälern und Flüssen in Verbindung, die die Wege zu und von den Pässen bilden. Das Reußthal und das Tessinthal sind die natürlichen Wege zum Sankt-Gotthard-Paß; und wenn nicht der Inn und die Etsch Bresche in die Nord- und Südalpen gelegt hätten, wäre der Brennerpaß nicht von der ihm eigenen überragenden Bedeutung. Wo nun solche Paßzugänge zusammentreffen, entstehen wichtige Sammelgebiete des friedlichen Verkehres und der kriegerischen Unternehmungen: das Wallis, das Veltlin, das obere Murthal. Chur ist ein Sammelpunkt von nicht weniger als fünf Paßwegen über den Julier, Septimer, Splügen, Bernardin und Lukmanier. Weiter sind die Pässe verschieden an Wert, je nachdem sie ein ganzes Gebirge oder nur einen Teil überschreiten. Wenn die Augsburger auf ihrem Venetianerweg den Fernpaß oder den Paß von Seefeld überschritten hatten, blieb der Brenner noch zu überschreiten; aber wenn die Römer den Mont Genèvre hinter sich hatten, lag kein Alpenkamm mehr vor ihnen: dann standen sie in Gallien.

Es gibt auch Pässe über Querkämme eines Gebirges, wie der Arlbergpaß, der einen Riegel zwischen den Nord- und Zentralalpen überschreitet. Solche Pässe sind für den inneren Verkehr der Gebirge wichtig, und um so mehr, als sie in der Regel die Verbindung jener großen Längsthäler zwischen Gebirgsfalten herstellen, die die Gebiete der Fruchtbarkeit, des regsten und geschütztesten Lebens in einem Gebirge bilden. So verbindet der Furkapaß das Wallis, das zur Römerzeit das blühendste Land der Alpen war, mit dem oberen Rheinthale, so der Arlbergpaß das Vorarlberg mit dem oberen Innthale. Gerade diese Pässe lehren, wie alle diese Einschnitte und Übergänge nicht bloß Adern des durchgehenden Verkehres, sondern Lebensadern des Gebirges selbst sind. Der Verkehr führt entlang den Paßwegen Siedelung und Anbau in Höhen, wo sie ohne ihn sich kaum entwickeln würden, und die höchsten dauernden Wohnstätten in den Gebirgen liegen an und in den Pässen. Wie die Römer an ihnen ihre Militärkolonien anlegten, haben sich die deutschen Kaiser rätische Pässe durch Ansiedelungen gesichert. Es gibt politische Gebiete, deren Kern ein Paß bildet. Das den Römern tributäre Reich des Cottius war das Paßland der Cottischen Alpen, Uri kann als der Staat des nördlichen Gotthard bezeichnet werden, und für Tirol liegt im Brennerpaß die Verbindung der eigentlichen Lebensmittelpunkte des Landes.

Der Übergang von einer Bodenform in eine andere ist immer zugleich die Grenze zwischen zwei Gebieten verschiedenen Verlaufes der Geschichte. Die Bewegungen in dem einen Gebiete wirken auf die in dem anderen ein. Daher die merkwürdigen Erscheinungen am Rande des Gebirges. Mit den geschichtlichen Wirkungen des Gebirges liegen am Gebirgsrande Kräfte im Streite, die von außen in das Gebirge hineindringen, äußere Mächte im Gebirge gleichsam verankern, das Gebirge als Schutz und Schranke gewinnen wollen. Rom hat die Alpen erst von Süden, dann von Westen und Norden politisch immer mehr eingeengt durch die Vorschiebung seiner Provinzen. Österreich, Italien, Deutschland, Frankreich haben sich von verschiedenen Seiten her in die Alpen hineingezogen; sie lehnen sich aber nur an die Alpen an, ihr Schwerpunkt liegt außerhalb. Dieselbe Erscheinung zeigen auch die Völkergebiete. Räter, Kelten, Romanen, Germanen, Slawen haben sich in die Alpen hineingezogen, aber ihre Hauptmassen gehörten nie den Alpen an. Die Entscheidung über den Anteil an einem Gebirge und über die Wege durch das Gebirge fällt immer am Gebirgsrand. Hier liegen die Schlachtfelder, hier auch die großen Treffpunkte des Verkehres, deren Lage zu dem Gebirgsrand an die Lage der Hafenplätze an einer Küste gemahnt, wo zwei Arten von Wegsamkeit sich berühren. Auch dieser Rand hat wie der des Meeres seine Buchten und seine Vorgebirge.

Die Bodenerhebungen hemmen die geschichtlichen Bewegungen und verlangsamen ihren Lauf. Die Römer standen zwei Jahrhunderte an dem Fuße der Alpen, ehe sie, gezwungen durch die unaufhörlichen Raubzüge der aus den Bergen, wie aus sicheren Festungen ausfallenden Alpenbewohner, das Gebirge durchdrangen. Lange vorher hatten sie es aber auf der Westseite umgangen und auf der Ostseite seine Umgehung begonnen. Die atlantischen Kolonien, die Vorgänger der Vereinigten Staaten von Amerika, haben fast 200 Jahre gebraucht, ehe sie die Alleghanies überschritten; und es ist sicher, daß diese Aufstauung der später so mächtigen Westbewegung wirtschaftlich und politisch die Reife der jungen Vereinigten Staaten gefördert hat. Bei dieser Hemmung kommt es nicht auf die absolute Höhe der Erhebung an, sondern auf die Höhe der Einschnitte, auf die Natur der Thäler, auf die Breite der Gesamterhebung und auf Bewaldung, Bewässerung, Vergletscherung, Wüstenbildung. Weil die Paßeinschnitte in den Pyrenäen in zwei Drittel, in den Alpen in ein Halb bis ein Drittel der Gipfelhöhe liegen,

sind die Alpen im ganzen zugänglicher als die Pyrenäen. Das Coloradoplateau im südwestlichen Nordamerika mit tiefen, steilwandigen Thälern ist ein größeres Hindernis als die höhere Sierra Nevada Kaliforniens mit breiten Thälern und sanften Gehängen. Die Waldbedeckung hat mehr als die mäßige Höhe dazugethan, von unseren deutschen Mittelgebirgen die Besiedelung bis in das 12. und 13. Jahrhundert fernzuhalten. Die breite, wüstenhafte Hochebene des großen Beckens trägt mehr dazu bei, den Westen vom Inneren der Vereinigten Staaten zu trennen, als das Felsengebirge mit seinen über 4000 m hohen Gipfeln. Die ausgedehnte Vergletscherung und Unfruchtbarkeit des skandinavischen Gebirges hat Schweden und Norwegen strenger auseinander gehalten und zugleich den Lappen gestattet, sich als Keil mit ihren Renntierherden einzuschieben. Das erinnert daran, wie die im hochebenenhaften, breiten Zentral-Tienschan hoch hinaufragenden Steppen es den Kirgisen möglich gemacht haben, das Gebirge mit ihren Herden zu überschreiten und zu durchwandern.

In diesen Fällen trägt die an eine bestimmte Höhe gebundene *menschliche* Bevölkerung, die aus einem hochgelegenen Land eine Welt für sich macht, dazu bei, die Durchschreitung zu *erschweren*. Das größte Beispiel ist Zentralasien mit seinen Nomaden, die mehr als das Land selbst die asiatischen Randländer im Osten, Westen und Süden auseinander gehalten haben. Und diese Nomaden sind allerdings mittelbar ein Erzeugnis des Klimas und Bodens dieses größten Hochlandes der Erde. Finden wir in Altamerika die trockenen Hochländer des Westens mit übereinstimmenden Völker- und Staatenbildungen erfüllt, von der Sierra Madre in Mexiko bis zur Atacama im Süden, so haben wir eine ähnliche Wirkung der Bodenerhebung vor uns. Der Kaukasus, der sich als geschichtliche Schranke gegen Perser und Römer bewährte und von den Russen spät erst überschritten wurde, weist uns auf einen weiteren Grund der Sonderung in der Sperrlage des Gebirges zwischen Steppen und Meeren hin.

In kleinerem Maße finden wir Ähnliches wie in Zentralasien und auf den amerikanischen Hochländern in jedem Gebirgsstaate: weite, unbewohnte Flächen, in denen sich die Menschen mit der freien Natur berühren. Für den Charakter der Gebirgsbewohner bedeutet dies die *unabhängige* Entwickelung, für ihre Staaten das Überwiegen des Raumes über die Volkszahl. Tirol ist das sechste Kronland Österreichs nach der Volkszahl, das dritte nach dem Raume. Nicht die drei Millionen Schweizer machen das politische Gewicht der Schweiz aus, sondern die Inanspruchnahme von einem Viertel der Alpen. Der Vereinigung dieses Machtelementes, das die Lage an einer der wichtigsten Durchgangsstellen Europas mit einschließt, mit dem gebirgshaften Unabhängigkeitssinn ihrer Bewohner verdankt die Schweiz ihre fast großmächtliche Stellung im 15. und 16. Jahrhundert. Auch sonst treten die Gebirgsstaaten vor anderen hell hervor, wie Tirol alle anderen Länder Österreichs 1809 überstrahlte und die kaukasischen Bergvölker die einzigen Asiaten waren, die dem Vordringen der Russen nachhaltigen Widerstand leisteten. Darin ist immer die weite, rauhe Hochlandnatur mitwirksam, dieselbe, die in allen Gebirgskriegen die Armeen zur Ausbreitung und Verlängerung der Heersäulen zwingt. Auffallend sind die Kriege der Gebirgsvölker in allen Zonen, sowohl ihre räuberischen Züge in die tieferen Länder ringsum, als ihre zähen, aufopfernden Verteidigungskriege.

Die Anlehnung an eine große, menschenleere Natur hat im *Schutze der Gebirge* schwache Staaten ihre Unabhängigkeit bewahren lassen, wie wir das sonst nur im Schutze des Meeres wahrnehmen. Die Schweiz ist oft mit den Niederlanden verglichen worden; noch mehr Ähnlichkeit bieten Stadtkantone wie Basel oder Genf mit Hamburg oder Lübeck. Daß der französische Protestantismus im 16. Jahrhundert in den Cevennen, Béarn und La Rochelle

107967

seine festen Plätze besaß, deutet auf ähnliche Ursachen. Man muß sich aber den Schutz der Gebirge nicht rein passiv denken, wie er uns in der Erhaltung von Völkerresten (Osseten, Rätoromanen, Kelten in Schottland und Wales) und alten Sitten in den Gebirgen erscheint oder in der Erhaltung eines unabhängigen Staates in festungsartiger Abgeschlossenheit, wie Montenegro. Es gehört dazu die gestählte Natur der Gebirgsbewohner, ihre Zusammendrängung in enge Räume, wo eine ihrer Selbständigkeit sich bewußte und sie pflegende Entwickelung möglich ist.

Im Tieflande können die Höhenunterschiede nicht mehr als 300 Meter betragen, und entsprechend kleiner sind die Formunterschiede, so daß das Tiefland den geschichtlichen Bewegungen weniger Hemmnisse aus sich heraus als aus den Flüssen, Seen und Sümpfen entgegenstellt, die auf ihm zu breiter Entwickelung kommen. Daher rasche Ausbreitung der Völker über weite Gebiete, deren Grenze mehr der Raum als die Bodenform bestimmt. Das Tiefland kommt in großen zusammenhängenden Massen vor, die großen tellurischen Prozessen ihr Dasein verdanken. Entsprechend weit ist die Verbreitung der Völker, entsprechend groß das Areal ihrer Staaten, entsprechend eng die Gemeinsamkeit der Geschichte der Tieflandstaaten. So wie Deutschland mit den Niederlanden durch die Gemeinsamkeit des Tieflandes verbunden ist, sind es Rußland und Sibirien. So wie der nordeuropäische Tieflandboden grenzlos in den nordasiatischen übergeht, gehen die Nordslawen des ersteren ganz allmählich in die Uralaltaier des letzteren über. Das Tiefland beschleunigt die geschichtliche Bewegung. Von den retardierenden und schützenden Momenten des Gebirges ist dort keine Rede, wo, wie Dahlmann von den Sachsen sagt, ein Volk in derselben endlosen Ebene mit seinen Feinden wohnt. Der Nomadismus ist die bezeichnende Kulturform in weiten Ebenen und Hochebenen. Aber auch die Germanen der Geschichte, die zum Teile längst keine Nomaden mehr waren, zeigen die Beschleunigung ihrer Westbewegung im Tieflande, wo sie früher am Unterrhein erschienen, als sie den Oberrhein auf gebirgigen Wegen zu erreichen vermochten. Im Tieflande waren die Kelten längst verschwunden (bis auf Berg- und Flußnamen), als sie im Gebirgsschutze Böhmens sich noch erhalten hatten. So haben sich später die Slawen in dieser Naturfestung erhalten, als sie im norddeutschen Tieflande verschwunden waren. Man vergleiche die Unterwerfung Sibiriens durch die Russen in einem Jahrhundert mit den endlosen Kämpfen im Kaukasus. Und welches Tiefland kann etwas den Völkerresten des Kaukasus Vergleichbares aufweisen? Die Tiefländer sind auch die Gebiete der ausgedehntesten Völkermischungen. Man denke an Sibirien oder an den Sudân.

In der Entwickelung der Staaten kommen die Ebenen vor den Gebirgen. So wie Rom vom Meeresrand in den Apennin und vom Po-Tiefland in die Alpen gewachsen ist, so setzte seine Unterwerfung Iberiens in den einzigen großen Ebenen der Halbinsel, Andalusien und Ebroland, an und machte in Britannien Halt vor den Bergen von Wales und Schottland. In Nordamerika breitete sich die Kolonisation vor den Alleghanies in langem Streifen aus, ehe sie in das Gebirge vordrang. In Südchina liegen die Gebirge mit ununterworfenen Bergstämmen wie politische Inseln im chinesisierten Ebenen- und Hügellande.

Je kleiner die Abstufungen der Höhen und Formen des Bodens im Tieflande sind, um so wichtiger werden die Unterschiede, die in dem Rahmen 0 m bis 300 m übrigbleiben. Auf den Schlachtfeldern von Leipzig, Waterloo und Metz bildeten Erhebungen von einigen Dutzend Metern wichtige Stellungen. Die Bedeutung der kleinen Schwelle von Gavre bei Gent wurde darin gesucht, daß sie auch bei Überschwemmung den Brückengeschlag gestattete. Die kleinste Anhöhe bietet in den Flachlandstädten Deutschlands und Rußlands so viel Höhenunterschied, so viel Raum, daß die Burg, der Dom, der Kreml sich darauf erhebt. Im

norddeutschen Tieflande sind die beiden Höhenrücken, die es durchziehen, hervorragend in der Landschaft und der Geschichte. Ihre dichte Bewaldung, ihre Seen und Sümpfe, ihre dünne Bevölkerung machen sie zu ganz eigenartigen, trennenden Landschaften, und ihre Durchbrüche sind kriegs- und verkehrsgeographisch gleich wichtig. Die Kämpfe um die Durchbrüche der Oder und der Weichsel mit Schweden und Polen gehören zu den Entscheidungskämpfen in der Geschichte Preußens. Wo Höhen- und Formunterschiede fehlen, wird im Wasser der Ersatz gesucht. Die breiten Flüsse, die zahlreichen Seen, die Sümpfe bilden hier die stärksten Hindernisse, die Grenzen, die festen Stellungen. Endlich sinkt das Tiefland zum Meere hinab, und hier finden die Tieflandstaaten eine Anlehnung, sicherer als das Gebirge und viel reicher an politischem Ertrag. Norddeutschland lehnt sich an das Meer, Süddeutschland an Gebirge an. Welche Begrenzung ist die bestimmtere, politisch und wirtschaftlich entwickelungsfähigere? In der Anlehnung an das Meer liegt immer ein politisches Übergewicht.

Die Pflanzendecke verleiht dem Boden Eigenschaften, die für die geschichtlichen Bewegungen oft viel wichtiger sind als die Bodenformen selbst. Wo gesellige Gräser den Boden in weiter einförmiger Ausdehnung überziehen, da finden wir immer die Hirtenvölker, die mit ihren großen Herden, ihrer Beweglichkeit, ihrer kriegsmäßigen Organisation eine wahre „Unruhe" in der Geschichte der Nachbarländer bilden. So wie diese Art des Pflanzenwuchses, die Grassteppe, abhängig ist vom Klima, so begegnen wir auch dem Nomadismus in der ganzen nördlichen Passatzone vom Westrande der Sahara bis zur Gobi. Selbst in den jungen Ländern der Neuen Welt hat er durch die Gauchos der Pampas und die Llaneros von Venezuela geschichtliche Bedeutung gewonnen. Der Steppe steht der Wald als ein Hemmnis der Bewegung gegenüber. Durch Waldstreifen trennen sich die Völker, am Urwaldsaume der Ostanden hat der Staat und die Kultur der Inka Halt gemacht. Mit Mittelgebirgen zusammen verbindet sich dichte Bewaldung zur Erzeugung der entschiedensten Hemmnisse (vgl. S. 66). Versetzt man sich in die Schwierigkeiten einer Lichtung des Waldes in der Voreisenzeit, wo nur mit Steinbeilen und Feuer zu arbeiten war, so erscheint uns das Auftreten der ältesten großen Staaten und Kulturzentren am Rande der Steppen, in von Natur waldarmen Flußmündungsgebieten und auf Lößboden als ganz natürlich. Die Schwierigkeiten der 157tägigen Wanderung Stanleys durch den großen zentralafrikanischen Urwald gab eine der besten Vorstellung von dem, was „Hemmung" der geschichtlichen Bewegung ist. Die ältere Geschichte Schwedens ist als ein Kampf mit dem Walde bezeichnet worden. Diese Bezeichnung gilt von jedem Waldlande. Die großen Staatenbildungen sind langsam aus waldarmen Ländern in die Waldzonen pol- und äquatorwärts eingedrungen. Es ist der Prozeß, den wir noch heute im Süden fortschreiten sehen, wo die aus Steppen und Wüsten stammenden Fulbe, Kanuri, Araber ihre Staaten gegen den Wald vorschieben. Der Wald zersplittert die Staatenbildungen; er läßt nur kleine Stämme sich vereinigen und erzeugt nur kleine Staaten und höchstens lockere Bünde. Nur wo ein großes Flußsystem natürliche Wege bildet, wie im Amazonas- und Kongogebiet, ist die Zusammenfügung großer Waldgebiete zu Einem Staate rasch durchzuführen gewesen. In anderen Fällen mußten Lichtung und Wegbau der politischen Beherrschung vorangehen. Formosas Westhälfte haben auf diese Weise die Chinesen in zweihundert Jahren erobert; in der Osthälfte behielt der Boden seinen Wald, und der braune Eingeborne behielt seine Unabhängigkeit. In großen Waldländern allein ist die Kleinstaaterei mit allen ihren Hemmungen des politischen und kulturlichen Wachstums erhalten geblieben, und ihre schweifenden Jägerhorden sind eine der einfachsten Formen menschlicher Gesellschaft.

3. Rückblick.

Im Rückblick erscheint uns die Geschichte der Menschheit als Lebensthatsache des Planeten gebunden und beschränkt. Wir vermögen uns also keinen Fortschritt ins Unendliche vorzustellen; denn jede tellurische Lebensentwickelung bleibt abhängig von der Erde und muß immer wieder in sich zurückkehren. Neues Leben muß alte Wege beschreiten. Kosmische Einflüsse vermögen den Lebensraum der Menschheit zu erweitern oder zu verengern. Das erfuhren die Menschen der Diluvialzeit, als Eis ihren Lebensraum äquatorwärts zusammendrängte und später zurückweichend ihn wieder polwärts sich erweitern ließ. Kosmische Einflüsse könnten aber dem Leben der Erde überhaupt ein Ziel setzen. Es ist also auch für den Menschen nur ein räumlich und zeitlich beschränkter Fortschritt möglich.

Vielleicht ist es für die Klärung der Fortschrittsfrage von Wert, wenn die Geographie jene Fortschritte bezeichnet, die sie durch genaue Angaben über allen Zweifel feststellen kann. Wir haben nun zunächst einen räumlichen Fortschritt kennen gelernt, der in zwei Richtungen geht. Die Menschheit ist über ihre Erde hingewachsen, was nicht bloß ein Hinausrücken der Grenzen der Menschheit bis tief in die unbewohnbaren Polargebiete bedeutet, sondern auch die geistige Umfassung der ganzen Erde. Mit diesem Fortschritte sind zahllose Erweiterungen der wirtschaftlichen und politischen Horizonte, der Verkehrswege, der Völker- und Staatengebiete eingetreten, ein ungemein mannigfaltiges Wachstum, das immer noch fortschreitet. Der Fortschritt in der Zahl und Annäherung der Menschen geht damit Hand in Hand. Die Menschheit hat nicht einförmig nach außen sich ausbreiten können, ohne auch in den schon gewonnenen Räumen heimischer zu werden. Eigenschaften, Schätze sind entdeckt, und die Menschheit ist dadurch bereichert worden. Indem Geist und Wille diese Gaben befruchteten, entstanden immer mehr Möglichkeiten des Nebeneinanderwohnens der Menschen: die Bevölkerung der Erde wuchs an Zahl und verdichtete sich damit erst auf kleinen und dann auf immer größeren Räumen. In diesem Wachstum der Zahl entwickelten sich Fähigkeiten, die geschlummert hatten, die Völker kamen einander näher, traten in Wettbewerb, durchdrangen und mischten sich; einige steigerten wechselseitig ihre Eigenschaften, andere traten zurück und gingen unter, wo ihnen nicht die Erde die Möglichkeit der Ausbreitung über geschütztere Gebiete darbot. Wir sehen in diesen Kämpfen schon das Grundmotiv des Ringens um Raum, das uns bei einem Überblick dieses Fortschrittes auch gleich die Grenze zeigt: das dem Fortschritte der Kultur günstige Wachstum der Zahl auf bestimmtem Raum wird schädlich, wenn es im Verhältnis zu diesem Raum zu weit geht. Die Erde ist an manchen Stellen schon jetzt übervölkert, und die Zahl ihrer Menschen wird immer durch die Grenzen ihres Lebensraumes beschränkt sein.

Liegen schon in den Unterschieden der Dichte der Bevölkerung Motive des inneren Fortschrittes der Menschheit, so wirkt die Erde selbst noch mehr durch die Mannigfaltigkeit im Bau ihrer Oberfläche auf die Herausbildung innerer Unterschiede in der Menschheit. Die ganze Weltgeschichte ist dadurch ein ununterbrochener Prozeß der Differenzierung geworden. Zuerst entstand der Unterschied zwischen ökumenischen und anökumenischen Gebieten; und innerhalb der Ökumene wirkten dann die Unterschiede der Zonen, der Erdteile, der Meere, Gebirge, Ebenen, Steppen, Wüsten, Wälder und tausenderlei Einzelformen und Vereinigungen dieser Elemente. Dadurch wurden jene Unterschiede erst möglich, die zuerst in der Sonderung sich ausbilden mußten, ehe sie aufeinander wirken und ursprüngliche Eigenschaften der Menschen günstig oder

ungünstig abwandeln konnten. Was uns die Völker der Erde an Rassen- und Kulturunterschieden, die Staaten an Machtunterschieden zeigen, das ist in letzter Instanz auf Differenzierungsprozesse durch Abweichungen der Lage, des Klimas, des Bodens zurückzuführen; und dazu haben die mit dem Wachstum der Menschheit über die Erde hin immer häufiger sich ereignenden Völkermischungen beigetragen. Die Entstehung der romanischen Tochtervölker aus den Römern und wieder der Hispano- und Lusitano-Amerikaner aus einigen von jenen Tochtervölkern zeigt uns eine räumlich auseinander strebende Entwickelung, die nur einem Stamme mit Ästen und Zweigen verglichen werden kann. Aber der Stamm, der so viel Äste und Zweige entsendet hat, ist allerdings einst auch wieder ein Zweig gewesen, und so zeigt sich der Differenzierungsprozeß als immer sich erneuernd. Unzweifelhaft ist der Fortschritt an Raum und Zahl; aber sind diese Tochtervölker an anderen Eigenschaften den alten Römern zu vergleichen? Sie haben eine große Zähigkeit und Assimilationskraft bewiesen, indem sie sich behaupteten. Aber ihr Hauptverdienst ist doch, den Boden festgehalten zu haben, d. h. da zu sein. Jedenfalls überragt dieses weit die inneren Fortschritte, die die Zweige etwa über den alten Stamm hinaus gemacht haben könnten.

Sie geben uns eine wichtige Lehre: Da alles Leben am Boden haftet und haften muß, kann keine Überlegenheit dauernd zur Geltung kommen, die nicht Raum, d. h. Boden zu gewinnen und zu behaupten vermag. Auf die Dauer wird für jede geschichtliche Kraft ihre *Beziehung zum Boden ausschlaggebend*. Und so sehen wir denn große Kräfte erlahmen im langen Kampfe mit schwächeren, die allein den Vorzug der festeren Einwurzelung für sich haben. Die kriegerischen, vorwärtsdrängenden Mongolen und Mandschuren erobern zwar China, gehen aber in der dichten Bevölkerung unter und nehmen deren Sitten an. Dasselbe Bild in allen Staatengründungen wandernder Völker, besonders auch in den südeuropäischen Germanenstaaten der Völkerwanderung. Daher die jugend- und zukunftsfrohen Staatengründungen der Engländer in Australien und Neuseeland und das düstere Gegenstück Indiens, dessen Bedeutung nur in der mühseligen Verwaltung, Erhaltung und Ausbeutung von 300 Millionen Menschen liegt. Dort konnte der Boden, hier nur das Volk erworben werden. Wird es eine Zeit geben, wo alle guten Länder der Erde so menschenreich sind wie Indien und China? Dann würde das beste Volk auf Erden keinen Raum mehr finden, wo es seine bessere Eigenart zu entfalten, zu behaupten und einzuwurzeln vermöchte, und den Sieg würden nicht thätige Kräfte, sondern Vorzüge der vegetativen Sphäre: Bedürfnislosigkeit, Langlebigkeit und Fruchtbarkeit, verleihen.

Immerhin wird aber auch, wenn die Vereinigung aller Völker des Erdkreises zu einer großen Gemeinschaft geschehen sollte, von der schon das Johannes-Evangelium spricht, Wachstum nur unter Differenzierung vor sich gehen können. Und so brauchen wir nicht mit Felix Dahn von einem *Weltstaat* die Auslöschung aller nationalen und Rassenunterschiede und aller Kulturgrade zu befürchten. Ebensowenig können wir mit Jhering in dem Weltstaat den Abschluß einer Entwickelung sehen, in der die Gesellschaft vorschreitet, bis der Staat und die menschliche Gesellschaft eins sind. Wir kehren zu unserem hologäischen, die ganze Erde überblickenden Ausgangspunkt zurück, indem wir daran erinnern, daß weltweite Ausbreitungen in der Lebensentwickelung immer eingetreten sein müssen. Die tellurische Beschränktheit wird aber auch die Menschheit im Augenblick der weitesten Verbreitung in sich selbst zurückkehren und in neuen Formen die alten Wege beschreiten lassen. Das Staatenwachstum wird so wenig mit einem Weltstaat abgeschlossen sein, wie die Entwickelung der Menschheit mit ihrer Ausbreitung über die ganze Erde abgeschlossen war, oder wie die allgemeine Lebensentwickelung abgeschlossen war, als die einfachsten Lebensformen ihre Wege über die ganze Erde zurückgelegt hatten; das

war vielmehr der Anfang des Umkehrens, des Sichbegegnens und Sichunterscheidens, womit eine bis heute nicht abgeschlossene innere Steigerung der Lebensentwickelung einsetzte. Diese Steigerung ist eine Thatsache des körperlichen und geistigen Lebens der Menschen; der Boden hat nicht mehr unmittelbar damit zu thun. Wie weit? und Wohin? sind Fragen, die überhaupt keine Wissenschaft beantwortet.

Folgt also für den Geographen aus der Thatsache, daß Geschichte Bewegung ist, die Notwendigkeit von räumlichen Fortschritten im Sinne der Erweiterung des geschichtlichen Bodens und der fortschreitend dichteren Besetzung dieses Bodens und ferner ein Fortschritt auf das Ziel höherer Lebensformen unter einem ununterbrochenen Ringen um Raum der älteren und jüngeren Lebensformen miteinander, so zieht doch immer die räumliche *Beschränktheit des Planeten* ihre Grenze um den Schauplatz des Lebens. Und zuhöchst bleibt jede Entwickelung auf dem Planeten Erde abhängig von den Zuständen des Weltalls, in dem die Erde nur ein Körnchen und, was wir Weltgeschichte nennen, nur ein Augenblick ist. Es muß noch Abhängigkeiten, bestimmte Wege und ferne Ziele darüber hinaus geben. Wir ahnen eine *ewige* Gesetzlichkeit; um sie zu wissen, müßten wir, wie Lotze sagt, selbst Gott sein. Uns ist aber nur der *Glaube* daran gegeben.

IV. Die Vorgeschichte der Menschheit.

Von

Prof. Dr. Johannes Ranke.

1. Die älteste oder paläolithische Kulturgeschichte der Menschheit.

A. Das Diluvium und seine Tierwelt.

Die Weltgeschichte ist die Geschichte des menschlichen Geistes.

Die ältesten Dokumente, welche von ihr Kunde geben, liegen vergraben in dem gewaltigsten und umfassendsten historischen Archive: in den geologischen Schichten unseres Planeten. Die Naturforschung hat es gelernt, in diesen vergilbten, zerknitterten, vielfach zerrissenen Blättern, welche von der Bewohnung der Erde durch Lebewesen berichten, zu lesen. So großartig aber auch im einzelnen die Fülle des durch die Paläontologie gewonnenen historischen Materials erscheinen mag, in Wahrheit ist doch bisher nur ein Bruchteil dieses Weltbuches durchblättert, und immer noch erscheinen im Vergleich mit der gesamten Aufgabe jene Abschnitte nur fragmentarisch, welche schon exakt durchforscht sind; gering an Zahl, oft noch mehrdeutig, sind jene Stellen, welche sich auf das Menschengeschlecht beziehen, und nur die letzten Blätter wissen von ihm zu berichten.

Den ältesten, bis jetzt sicher konstatierten Spuren der Anwesenheit des Menschen auf der Erde begegnen wir in den Schichten der Diluvialepoche, und erst seit einem Menschenalter ist der paläontologische Nachweis des „Diluvialmenschen" unanfechtbar gelungen.

Bis in die Mitte unseres Jahrhunderts schien es als gesicherte Thatsache der Forschung festzustehen, daß der Mensch sich nicht in die älteren geologischen Schichten zurückverfolgen lasse; Überreste vom Menschen sollten sich nur in der jüngsten Schicht der Erdbildung, dem Schwemmland oder Alluvium, finden. Man sprach die Knochen des Menschen in entsprechender Weise als sichere Leitfossile für die geologischen Bildungen der Jetztzeit an, wie die Knochen von Mammut und Höhlenbär für die Schichten des Diluviums. Wo sich Spuren des Menschen fanden, glaubte man schon dadurch den naturwissenschaftlichen Beweis erbracht, daß die betreffende Erdschicht, in welcher sie vorkamen, der jüngsten Formation zuzuzählen sei, welche wir heute unter unseren Augen sich bilden und umbilden sehen.

Indem man erklärte, daß der Mensch dem Alluvium angehöre, war nach der wie ein Dogma geltenden Lehre Cuviers gleichzeitig ausgesprochen, daß der Mensch keiner älteren geologischen Schicht oder Epoche, also auch nicht der nächst älteren, dem Diluvium, angehört haben könne. Der Beginn und das Ende der geologischen Epochen sind durch mächtige Umgestaltungen bezeichnet, welche eine lokale Unterbrechung in der Schichtenbildung der Erdoberfläche verursacht haben; vielfach sind vulkanische Eruptionen, aber vor allem Veränderung in der Verteilung von Wasser und Land als Hauptursachen nachzuweisen. Cuvier hatte jene die Umgestaltung bedingenden Veränderungen als gewaltige terrestrische Revolutionen, als Zusammenbruch alles bis dahin

Bestehenden aufgefaßt, in welchem die der jeweiligen Epoche angehörenden Lebewesen ihre Vernichtung finden mußten. Es erschien unmöglich, daß sich ein lebendes Wesen durch diesen hypothetischen Kampf der Elemente von einer älteren in die nächst jüngere Epoche hätte herüberretten können; die neue Epoche sollte Tiere und Pflanzen durch Neuschöpfung erhalten haben. Das mußte auch für den Menschen Geltung beanspruchen: der Mensch sollte erst in der Periode des Alluviums entstanden sein. Nicht ohne Hinblick auf den mosaischen Schöpfungsbericht, welcher, wie die Schöpfungssagen zahlreicher, weit über die Erde zerstreuter Völker aller Kontinente, von einer gewaltigen Wasserflut im Beginne des jetzigen Weltalters erzählt, hatte man die der Jetztzeit vorausgehende pleistocäne Epoche der Erdbildung als Flutepoche, als Diluvium bezeichnet. In ihren Schichtungen glaubte man vielfach die Wirkungen großer Wasserfluten erkennen zu müssen; aber ein menschliches Auge konnte diese nicht erblickt haben: nach der Katastrophentheorie erschien es ausgeschlossen, daß der Mensch „Zeuge des Diluviums (homo diluvii testis)" gewesen sei.

An dieser Stelle setzt die moderne Forschung der Urgeschichte oder Paläontologie der Menschheit ein, anknüpfend an die durch Lyell und seine Schule errungene vollkommene Umgestaltung der Lehre von den geologischen Epochen.

Zweifellos finden sich ja als örtliche Erscheinungen, als Epochengrenzen Beweise terrestrischer Revolutionen großartig genug, um die Anschauungen der älteren Schule verständlich erscheinen zu lassen; aber im allgemeinen hat eine vollkommene Unterbrechung der bestehenden Verhältnisse zwischen den Perioden doch nicht stattgefunden. Alles spricht dafür, daß die Umgestaltung der Oberfläche der Erde auch in den älteren Epochen im wesentlichen in derselben Weise vor sich gegangen ist, wie wir diese sich heute unter unseren Augen in nur scheinbar geringem Grade verändern sehen. Die Wirkungen des Vulkanismus, Senkungen und Hebungen der Kontinente und Inseln und die dadurch bewirkte Änderung in der Verteilung von Meer und Land, Einbrüche des Meeres und sein Arbeiten an der Zerstörung der Küsten, die Deltabildungen und Überschwemmungen der Flüsse, die Wirkungen der Gletscher und Sturzbäche in den Gebirgen und anderes arbeiten beständig bald rascher, bald langsamer an der Umgestaltung der Erdoberfläche. Wie wir diese jüngsten alluvialen Ablagerungen sich bilden sehen, so haben sich im Prinzip auch die Schichten der älteren Epochen gebildet, und ihre nach Meilen betragende Dicke und Mächtigkeit beweist nicht die Gewalt extremer, plötzlicher Katastrophen, sondern nur die Länge der Zeit, welche erforderlich war, um so mächtige Massen hier abzutragen und dort aufzuschichten. Nicht plötzlich wirkende allgemeine Revolutionen von großer Gewalt, sondern die aus unserer heutigen Umgebung allbekannten, nur scheinbar kleinen, langsam thätigen Momente, welche hier zerstören und dort mit dem aus der Zerstörung gewonnenen Material wieder aufbauen, waren in allen mit der Jetztzeit zu vergleichenden Epochen der Geschichte der Erde die Ursachen ihrer allmählichen Umgestaltung. Ein allgemeiner Untergang der Tiere und Pflanzen am Ende der Epochen, eine Neuschöpfung bei Beginn der folgenden war nach dieser neuen Auffassung der geologischen Vorgänge nicht mehr wie bis dahin Postulat der Wissenschaft. Die Lebewesen der ältesten Epochen konnten nun als Ahnen der heute lebenden angesprochen werden, die Kette scheint nirgends vollkommen abgerissen. Auch die Ahnen des Menschengeschlechts mußten in den Schichten der älteren geologischen Perioden gesucht werden.

Unter den Momenten, in deren Gefolge wir eine Umgestaltung der Fauna und Flora der Erdepochen eintreten sehen, sind besonders die Wirkungen der Klimaänderungen verständlich und sicher nachgewiesen. In jener uralten Periode, in welcher sich die Steinkohlenformation

bildete, war das Klima in den verschiedensten Teilen der Erde relativ gleichmäßig, wenig nach Zonen gegliedert, feuchtwarm; es beweisen das die geradezu gigantischen Massen des Pflanzenwuchses, welche die Bildung vieler Kohlenschichten voraussetzen, in welchen sich überall die Reste einer üppigen Kryptogamenflora eingeschlossen finden. In Grönland zeigen sich in den der Kreideperiode angehörenden Schichten und noch in den Ablagerungen der Tertiärzeit, welche der Diluvialepoche direkt vorausgehen, die Reste höherer dikotyledoner Pflanzen von tropischem Charakter; auch das Vorkommen von paläozoischen Korallenriffen in hohen Breiten spricht für eine damals höhere Temperatur des dortigen Meerwassers, für ein Tropenklima im höchsten Norden, welches mit der heutigen Eisbedeckung des Landes und den Eisbergen seiner Meere in extremer Weise kontrastiert. In Mitteleuropa waren die klimatischen Verhältnisse wohl wenig anders. Während der mittleren Tertiärzeit wuchsen in der Schweiz Palmen; und noch am Ende der Tertiärperiode, als diese langsam in die Diluvialepoche überging, war das Klima im mittleren Europa noch wärmer als jetzt, entsprach etwa dem des nördlichen Italien und seiner geschützten westlichen Küste, der Riviera, und hatte eine reiche, zum Teil immergrüne Flora und Tiere, welche in solche milde Umgebung passen. Auch in den ältesten (präglazialen) und wieder in den mittleren (interglazialen) Schichten des mitteleuropäischen Diluviums fand sich noch ein reichlicher Pflanzenwuchs, der ein gemäßigtes Klima verlangt, gewiß nicht strenger, als es Mitteleuropa heute besitzt. Unsere Hauptwaldbäume wuchsen schon damals: Fichten, Föhren, Lärchen, Eiben, aber auch Eichen, Ahorn, Birken, Haselnuß und andere; dagegen fehlen eigentlich nordische und Hochgebirgsformen unter den Pflanzen. Dasselbe gilt auch von der Tierwelt, welche sich freilich viel weiter als die Pflanzenwelt von den jetzt geltenden Verhältnissen entfernte. Besonders fremdartig erscheinen die riesigen Formen: Elefanten, Nashörner, Flußpferde, sowie die großen Raubtiere: Hyänen, Löwen und andere. Neben diesen und dem Riesenhirsch mit seinem gewaltigen Geweih und zwei großen Rinderarten, Bison und Ur, fand sich aber auch schon die Mehrzahl der jetzt in Mittel- und Nordeuropa ursprünglich einheimischen wilden Tiere, wie Pferd, Hirsch, Reh, Wildschwein, Biber mit kleineren Nagern und Insektenfressern, neben Wolf, Fuchs und Luchs, Bären, von denen der Höhlenbär den heutigen braunen Bären, ja selbst den Eis- und Grislibären weitaus an Größe übertraf.

Es liegen sichere Beweise dafür vor, daß durch Absinken der Jahrestemperatur eine Eiszeit über Europa, Nordasien und Nordamerika hereinbrach, welche weite Länderstrecken unter einer Eisdecke begrub, von deren Verhalten und Ausdehnung uns das nördliche Grönland mit seinem unter Inlandeis verhüllten Bodenrelief ein Bild geben kann.

Die nächste Folge dieses klimatischen Umschwunges war eine wesentliche Veränderung der Fauna. Tierformen, welche dem verschlechterten Klima nicht gewachsen waren, welche ihm weder standhalten, noch sich ihm anpassen konnten, wurden zuerst zurückgedrängt und dann vernichtet. Dieses Schicksal traf die Flußpferde und die eine der Elefantenarten, Elephas antiquus, mit seinen vielleicht erst auf dem Rückzug ausgebildeten Zwergrassen in Sizilien und Malta; dann das rhinozerosähnliche Elasmotherium, eine Biberart, Trogontherium, und die gewaltige Katze Machairodus oder Trucifelis, welche während des Diluviums noch in England, Frankreich und Ligurien lebte. Andere Tiere, wie Löwe, Hyäne, zogen sich in südlichere, von der Vereisung nicht betroffene, von ihren Wirkungen entferntere Gegenden zurück. Dagegen erfolgte (nach der Schilderung v. Zittels im vierten Bande seiner Paläozoologie und in seinen Grundzügen der Paläontologie) eine Einwanderung von Kälte liebenden Landtieren, die heute teils im hohen Norden, teils in den rauhen asiatischen Steppen oder im Hochgebirge

hausen; diese neuen Einwanderer mischten sich mit den überlebenden Tierformen der älteren Diluvialfauna. Die letztere lebte, wie wir sahen, auch in den wärmeren Abschnitten der Epoche keineswegs in einem warmen, nur in einem gemäßigten „nördlichen" Klima. So erklärt es sich, daß manche aus dieser älteren Tiergesellschaft für eine Anpassung an kältere klimatische Verhältnisse wohl geeignet waren, und zwar auch zwei der großen diluvialen Dickhäuter: Elefant und Nashorn, deren Verwandte wir jetzt nur in den wärmsten Erdstrichen verbreitet sehen. Aber jene Diluvialtiere machte ein eigentlicher dicker Wollpelz wohl geeignet, einem rauhen Klima Trotz zu bieten, es war das die eine der diluvialen Elefantenarten Europas: das wollhaarige Mammut, Elephas primigenius, und das wollhaarige Rhinozeros, Rhinoceros antiquitatis = Rh. tichorhinus. Auch eine zweite Rhinozerosart, Rhinoceros Merckii, erhält sich und behauptet ihr Verbreitungsgebiet. Das Pferd findet jetzt eine gesteigerte Verbreitung und bevölkert in Herden die Ebenen; aber vor allem zieht mit anderen jetzt nur noch hochnordischen und arktischen Tieren das Renntier ein und weidete in großen Rudeln an den Grenzen der Gletscher. Mit dem Renntier, wenn auch seltener, findet sich der hochnordische Moschusochse, außerdem viele andere, Kälte liebende Tierarten, wie Lemming, Halsbandlemming, Schneemaus (Arvicola nivalis und A. ratticeps), Vielfraß, Hermelin, Eisfuchs. Viele der damals im Diluvium weitverbreiteten Tierformen erscheinen jetzt in Zentraleuropa nur noch als Hochgebirgsbewohner, an der Grenze des ewigen Schnees hausend, wie Steinbock, Gemse, Murmeltier, Alpenhase.

Besonders wichtig für unsere Hauptfrage ist der mächtige Vorstoß zentralasiatischer Tiere nach Europa; „wie in einer Völkerwanderung" drangen direkte Einwanderer aus den asiatischen Steppen nach Westen vor: Wildesel, Saiga-Antilope, Bobac, asiatisches Stachelschwein, Ziesel, Pferdespringer, Pfeifhase, Moschusspitzmaus und andere.

Je nach dem Anwachsen oder Rückgang der Gletscher und des Inlandeises bringen die Eiszeittiere mehr oder weniger weit nach Norden vor oder ziehen sich mehr nach dem Süden zurück, ihr Verbreitungsgebiet ausdehnend oder einschränkend. Die Eiszeit war kein gleichmäßiges klimatisches Phänomen. Es ist vollkommen sichergestellt, daß auf eine erste Periode eiszeitlich niedriger Jahrestemperatur, unter deren Einwirkung die Eismassen mit ihrem Moränenschutt vom Norden und von den Hochgebirgen her weit vorrückten (so daß z. B. in Deutschland zwischen den beiden sich entgegenstrebenden Eisströmen nur ein relativ schmaler Streifen frei und für höhere Lebewesen bewohnbar blieb), wenigstens eine, gewiß nicht kurz dauernde Periode eines wärmeren Klimas folgte. Die mittlere Jahrestemperatur hatte zugenommen um so viel, daß die Eismassen in beträchtlicher Ausdehnung abschmelzen und sich weit nach Norden und in die Hochthäler der Alpen zurückziehen mußten. In dieser sogenannten Zwischeneiszeit, der wärmeren Interglazialperiode, drangen die Diluvialtiere weit nach dem Norden vor, vor allem das Mammut, welches mit Ausnahme des größten Teiles von Skandinavien und von Finnland (Gebieten, die während der Interglazialzeit von Eis bedeckt blieben) in den diluvialen Schichten von ganz Europa, von Nordafrika und in Nordasien bis zum Baikalsee und Kaspischen Meere verbreitet ist. Auch die ältere Diluvialfauna, soweit sie noch nicht ausgestorben und zurückgedrängt war, rückte wieder in ihre alten Standplätze ein, so daß die interglaziale Fauna Mitteleuropas der voreiszeitlichen, präglazialen Fauna wieder sehr ähnlich erscheint. Ein nochmals erfolgendes, lange konstant bleibendes Absinken der Temperatur führte dann wieder zum Anwachsen des Eises, welches in dieser zweiten Eisperiode annähernd die erst erreichten Grenzen zurückeroberte.

Infolge dieser Schwankungen der klimatischen Verhältnisse der gesamten Diluvialepoche haben wir daher als wärmere Teilperioden des Diluviums die Voreiszeit oder präglaziale Epoche und die Zwischeneiszeit oder interglaziale Epoche zu unterscheiden von den eigentlichen Eisperioden. Letztere erscheinen als eine erste ältere und eine zweite jüngere Vereisung, als deren Überreste die Zone der älteren und die Zone der jüngeren Moränen die Grenzen der einstigen Übereisung fest bezeichnen.

Erst diese wiederholte Verschlechterung des Klimas mit dem neuerlichen Vorstoßen der Gletscher und Inlandeismassen hat mit der älteren, dem klimatischen Umschwung nicht gewachsenen Diluvialfauna definitiv aufgeräumt. Auch das wollhaarige Nashorn und Rhinoceros Merckii sowie der Höhlenbär überdauerten den Höhepunkt der neuen Vereisung nicht. Sogar das wollhaarige Mammut erlag. Es war mit dem wollhaarigen Rhinozeros, in Begleitung von Moschusochse und Wisent, bis in den Hochnorden Asiens vorgedrungen. Aber während die beiden letzten Tierformen die Unbilden des Klimas ertrugen, fanden die Rhinozerosse und Elefanten hier das Ziel ihrer Existenz. Sie hatten sich aber doch lange an der Grenze des ewigen Eises erhalten. Sowohl vom wollhaarigen als von dem Merckschen Nashorn sowie von dem wollhaarigen Mammut, dem Wisent und dem Moschusochsen wurden ganze Leichen mit Haut und Haaren und wohlerhaltenen Weichteilen in dem Eise und dem gefrorenen Boden zwischen Jenissei und Lena und auf den Neusibirischen Inseln in der Gegend der Lenamündung aufgefunden. Die im Eis eingeschlossenen Leichen von Mammut und Nashorn waren mit dichtem wolligen Haarkleid und mit zehn Zoll langem, borstigem Oberhaar von rotbrauner Farbe bedeckt; von einem derartigen Mammut (siehe Abbildung 1 auf der Tafel bei S. 120) wurden gegen dreißig Pfund Haare in das Petersburger Naturalienkabinett gebracht. Eine Mähne hing vom Nacken des Tieres bis fast auf die Knie herab, am Kopf befanden sich meterlange, weiche Haare. Die Tiere waren somit hierin für das Ausdauern in einem kalten Klima wohl ausgerüstet. Auch in Beziehung auf ihre Ernährung waren sie einem solchen angepaßt: man hat in den Vertiefungen der Backzähne der Rhinozerosse und Mammute Futterreste von Koniferen und Weiden, also von „nordischen Pflanzen" herrührend, gefunden. Widerstandsfähiger und für weitere Wanderungen geeigneter als das Nashorn erweist sich das Mammut. Das Verbreitungsgebiet des ersteren erstreckte sich über das ganze nördliche und gemäßigte Europa, China und Zentralasien, Nordasien und Sibirien. Wie wir hörten, drang dagegen das Mammut nicht nur nach Nordafrika, sondern, was für das Verständnis der Besiedelung der Neuen Welt von der höchsten Bedeutung ist, auch nach Nordamerika vor.

Der Zusammenhang, welcher in älteren geologischen Epochen Europa, Asien, Afrika und Nordamerika zu dem größten zusammengehörigen, tiergeographischen Reiche, der Arctogaea, vereinigt hatte, wurde schon während der Tertiär- und Diluvialzeit zerrissen, so daß sich mehrere tiergeographische Provinzen bildeten. Die Lockerung des Zusammenhanges erfolgte am frühesten mit Nordamerika, so daß schon in den beiden letzten Abteilungen der Tertiärzeit, in der Miocän- und Pliocänepoche, die Neue und die Alte Welt sich als selbständige tiergeographische Provinzen gegenüberstehen. Da ist es nun von der größten Bedeutung, daß Nordamerika während der Diluvialepoche wieder einige nordische Einwanderer aus der Alten Welt, nach v. Zittel „wahrscheinlich über Ostasien", erhielt. Während der Diluvialepoche existierte sonach wenigstens zeitweilig eine Verbindung zwischen Asien und Nordamerika in der Gegend der Beringstraße, gangbar genug, um dem Mammut und einigen Genossen die Wanderung von dem einen Kontinent in den anderen zu gestatten. Im Kotzebue-Sunde finden sich Mammutreste

in der „Grundeisformation" zusammen mit Pferd, Elch, Renntier, Moschusochse, Bison. Auch von den Beringinseln kennt man Mammutreste, auch von Saint-George in der Pribylowgruppe und von der Unalaschka-Insel, einer der Aleuten. Das Mammut trifft in jener Periode als versprengter Kolonist aus der Alten in die Neue Welt ein. Es hat sich namentlich in Britisch-Amerika, Alaska, Kanada weit verbeitet; auch in Kentucky wurde es gefunden. Eine relativ junge Verbindung des zirkumpolaren Gebietes der nördlichen Hemisphäre: Europa, Asiens und Nordamerikas, beweist doch auch das Vorkommen von Tieren, die wir als Begleiter des Mammuts kennen, welche aber, die Eiszeit überdauernd, jetzt noch im ganzen Gebiete verbreitet sind, wie Renntier und Elch (Alces) und Bison. Das Fehlen einiger für das Diluvium Europas besonders wichtigen Tiere (Nilpferd, Steinbock, Gemse, Damhirsch, Wildkatze und Höhlenbär in Asien) erklärt auch ihr Fehlen in der nordamerikanischen Diluvialfauna. Besonders auffallend ist es, daß der Höhlenbär Nordasien nicht erreicht hat. Er ist das sonst häufigste Raubtier der Diluvialzeit, von welchem in den einst von ihm bewohnten Höhlen und Felsspalten oft hunderte von Individuen begraben liegen; in Südrußland finden sich von ihm zahlreiche Reste, während er in den englischen Höhlen seltener ist, weil dort die Höhlenhyäne vorherrscht. Abgesehen von den eben namhaft gemachten Ausnahmen hält J. Fr. Brandt Nordasien und die hochnordischen Breiten für dasjenige Gebiet, wo sich während der Tertiär- und Diluvialperiode die europäische, nordasiatische und nordamerikanische Landfauna konzentriert hatte, und von wo aus die Wanderungen und Vorstöße nach Maßgabe der eintretenden Abkühlung erfolgt sind. Indem sich die nordische Fauna während der Diluvialzeit in südlicheren Breiten ausdehnte, nahm sie die Wohnplätze der dortigen, der Tertiärzeit angehörigen Formen ein, drängte diese in subtropische und tropische Regionen zurück und bildete den eigentlichen Stamm der Diluvialfauna, wie v. Zittel im vierten Bande seiner Paläozoologie schildert. Das ist gewiß, daß der Nordsaum Sibiriens nicht die eigentliche Heimat des Mammuts und seiner Begleiter gewesen ist; der Ursitz dieser Tiere weist weit in das Innere Asiens, namentlich auf die rauhen Hochebenen hin, wo sie sich im Ertragen des Klimas stählten, so weit, daß ihnen im Verlauf der Eiszeit die halbe Welt zugänglich wurde. Soviel bis heute bekannt, traf das Mammut früher in Europa als am Nordsaum Asiens ein, wo, durch klimatische Verhältnisse geschützt, sich seine Reste am besten und zahlreichsten erhalten haben. Die Anzahl dieser Riesentiere muß in diesem hochnordischen Verbreitungsgebiet nach der Fülle der dort gefundenen Knochen zeitweilig sehr beträchtlich gewesen sein. In Zentraleuropa kennt man nur noch einige Fundplätze, wie Kannstatt, Predmost in Mähren u. a., in welchen das Mammut in ähnlicher Häufigkeit auftritt.

Seine Hauptverbreitung hat das Mammut in der Interglazialzeit gefunden. Damals hat es die Alpen überstiegen und gelangte anderseits in Nordasien an den Rand der noch von der ersten Eiszeit her erhaltenen „Steineismassen" des Inlandeises, welche dort heute noch zum Teil erhalten sind. Die Vegetation war in jener Zeit reicher als heute, wo nur die Vegetation der Tundra sich dort fristet. Die Tiere fanden Koniferen, Weiden und Erlen (Alnus fructicosa) in genügender Menge, um sich in Herden erhalten zu können. Immerhin haben wir uns das Klima an der Eisgrenze nicht als „freundlich" vorzustellen, da aus jener Zeit die Mammutleichen stammen, welche, mit Haut und Haaren eingefroren, in Spalten der Steineisfelder sich finden. Als die neue Kälteperiode der zweiten Eiszeit begann, mußten für das Mammut jene hochnordischen Gegenden aus Mangel an Nahrung ungeeignet werden; v. Toll, welcher die fossilen Eislager und ihre Beziehung zu den Mammutleichen namentlich auf den Neusibirischen Inseln untersucht hat, sagt wörtlich: „Die Mammute und ihre

Zeitgenossen haben da gelebt, wo ihre Reste gefunden werden; sie sind infolge physikalisch-geographischer Veränderungen ihres Wohngebietes allmählich ausgestorben; die Leichen der ohne Katastrophe umgekommenen Tiere sind teils auf den Flußterrassen, teils an Ufern von Seen oder auf Gletschern (Inlandeis) bei niedrigen Temperaturen abgelagert und überschlämmt worden; ihre Mumien konnten sich, wie die Eismassen, die das Fundament ihrer Gräber bildeten, dank der persistierenden, resp. zunehmenden Kälte, wie jene bis heute erhalten." Die zweite Eiszeit hat das wollhaarige Mammut nirgends überdauert, in der Nacheiszeit sind seine Spuren verschwunden.

Das Bild der diluvialen Schichtenfolgen tritt uns nirgends so klar wie auf den Neusibirischen Inseln entgegen, wo das diluviale Steineis noch weit ausgedehnte, hohe, stets von Lehm, Sand und Torf überlagerte „Eisfelsen" bildet mit Abstürzen von oft gewaltiger Höhe: an einer Stelle wurden sie zu 72 Fuß gemessen. Eingeschlossen in diese Steineisfelsen hat man jene Mammutleichen gefunden, welche einst in Spalten des Eises versunken sind. Diese Spalten sind teils durch Schnee, der sich in Firn und schließlich in Eis verwandelt hat, ausgefüllt, zum Teil aber auch durch Lehm oder Sand, welche nach oben ohne Grenze in die das Steineis überlagernde Schichten übergehen. Im Jahre 1860 fand der „Mammutjäger" (promyschlennik) Bojavski ein mit allen Weichteilen erhaltenes Mammut, welches aufrecht in einer mit Lehm erfüllten Spalte des Eises steckte; 1863 war es mitsamt der bergenden Uferwand herabgestürzt und vom Meer fortgespült. Glücklicher war schon im Jahre 1799 der Tunguse Schumachow gewesen. Bei seinen Bootfahrten, um an der Küste nach Mammutstoßzähnen Umschau zu halten, bemerkte er eines Tages zwischen Eisblöcken einen unförmlichen Block, der durchaus nicht den Massen von Treibholz ähnelte, die man dort zu finden pflegt. Im folgenden Jahre war der Block nur wenig abgeschmolzen, erst am Ende des dritten Sommers war die ganze Seite eines Mammuts und einer der Stoßzähne deutlich aus dem Eise herausgekommen, aber das Tier blieb noch in den Eismassen versenkt. Endlich gegen Ausgang des fünften Jahres schmolz das Eis, welches zwischen dem Boden und dem Mammut war, schneller als das übrige, die Grundlage wurde abschüssig, und nun glitt die enorme Masse, gedrängt durch ihr eigenes Gewicht, herab auf den Sand der Küste. Hier fand 1806 Adams die Leiche vor, so viel die Hunde und wilden Tiere davon übrig gelassen hatten. Das ganze Skelett mit einem Teile der Weichgebilde und der Haut sowie der Haare bildet seitdem eine Hauptzierde der Sammlung der Akademie in St. Petersburg. Nach v. Toll, welcher den Mammutfundplatz Bojavskis persönlich besuchte, bot sich dort folgendes Profil: Zuerst die Tundraschicht, dann eine Wechselfolge dünner Lehm- und Eisschichten, darunter eine torfartige Schicht aus zusammengeschwemmten Gräsern, Blättern und ähnlichem, dann feingeschichteter Sand mit Resten von Salix ꝛc., schließlich Steineis. An einer anderen Stelle, am Anabarbusen, 73° nördl. Breite, hat v. Toll unter einem fossilen Eislager auch die Grundmoräne konstatiert, wodurch seine Annahme eines diluvialen Inlandeisgebietes, dessen Überbleibsel die Steineislager Neusibiriens und der Eschscholtzbai sind, erwiesen erscheint.

Von diesen Schichten sind die gefrorenen Lehmablagerungen über dem Steineis, welche Weide und Erle enthalten, zweifellos interglazial. Die Reste von Erle, Alnus fruticosa, sind zum Teil so wunderbar erhalten, daß Blätter und ganze Trauben von Blütenzapfen noch an den Zweigen haften.

Die Landmasse, zu welcher die jetzigen Neusibirischen Inseln gehören, wurde erst am Ende der Interglazialzeit zerstückelt, kältere Meeresströmungen verschafften sich Eintritt, gleichzeitig mit der Senkung des Landes verringerte sich die Anhäufung von Schneemassen, während die

Kälte zunahm. Die Flora, sagt v. Toll, verkümmerte, und der Tierwelt wurde die Möglichkeit geraubt, weite Gebiete frei zu durchwandern. Nur ein Repräsentant der großen diluvialen Fauna, der Moschusochse, konnte sich auf den größeren Trümmern der früheren weiten Heimat, wie Grönland und Grinnellland, bis heute lebend erhalten.

Wie gesagt, waren die geologischen und klimatischen Verhältnisse in allen von der Eiszeit berührten Gegenden der Erde den ebengeschilderten in hohem Grade ähnlich. Längst ist an anderen Stellen das diluviale Steineis verschwunden; aber die Grundmoränen der ehemaligen Inlandeismassen, die Oberflächenmoränen (End- und Seitenmoränen) der einstigen Riesengletscher bilden seine unverwischten Spuren. Auf den Moränen der älteren Eisperiode finden wir die Schichten der Interglazialperiode gelagert, auf den jüngeren Moränen der zweiten (letzten) Eisperiode lagern die Reste der Nacheiszeit, der postglazialen Epoche, in deren Verlauf eine fortschreitende Steigerung der Jahrestemperatur, vielleicht nur um einige Grade des Thermometers, die Gletscher zum Abschmelzen und zum Rückzug brachte und dem Wiedereinzug von Tieren und Pflanzen auf die einstigen Schnee- und Eiswüsten die Wege öffnete. Der Platz, welchen einst die interglaziale und glaziale Fauna eingenommen, wird dann von der postglazialen, nacheiszeitlichen Fauna besetzt, welche sich gegen jene ältere wesentlich verändert erweist.

Eine Reihe der charakteristischsten Formen der früheren Abschnitte des Diluviums fehlt schon in den ältesten *postglazialen* Ablagerungen; die Fauna nähert sich in ihrer Zusammensetzung mehr und mehr der Jetztzeit. Die Inlandeismassen und die Riesengletscher begannen abzuschmelzen und zogen sich nach und nach in die heutigen Grenzen der Vereisung zurück, welche als der Rest der diluvialen Eiszeit erscheint. An den Grenzen des Eises leben noch heute die Tierformen der beginnenden postglazialen Periode, wachsen noch jetzt die jenes Endstadium des Diluviums charakterisierenden Pflanzen. In der Nacheiszeit behaupteten vereinzelte nordische Formen, wie Renntier, Lemming, Halsbandlemming, Vielfraß, Ziesel, Pfeifhase, Pferdespringer, noch eine Zeitlang ihre Standplätze im mittleren Europa. Ein Teil der Diluvialfauna konzentrierte sich wieder in den asiatischen Steppen, von denen aus sie einst ihr diluviales Verbreitungsgebiet erobert hatte, wie Pferd, Wildesel, Saiga-Antilope, asiatisches Stachelschwein und viele andere; die spezifischen Glazialformen, das Renntier und seine eben genannten Genossen, folgten den sich zurückziehenden Eismassen in den Hochnorden und bis in polare Gegenden; ein anderer Teil, die speziell alpinen Formen, wie Steinbock, Gemse, Murmeltier, Alpenhase und andere, wanderten mit den alpinen Gletschern in die Hochthäler der Alpengebirge, an deren Grenzen sie das Leben fortsetzen können, welches sie während der Eiszeit in dem flacheren Vorlande geführt hatten.

Mammut, wollhaariges Nashorn, Höhlenbär sind ausgestorben.

Die heutige Säugetierfauna Europas und Nordasiens trägt sonach einen vergleichsweise jugendlichen Charakter; sie hat während des Diluviums und namentlich infolge der Eiszeit die wesentlichsten Umgestaltungen erfahren.

Mitten in dem Verlaufe dieses gewaltigen Schauspiels des Ringens und Kämpfens einer gigantischen Tierwelt um ihre Existenz mit den übermächtigen Naturgewalten tritt in Europa während der Interglazialzeit des Diluviums unvermittelt neu wie ein Deus ex machina *der Mensch* auf die Bühne.

Woher er kam? wir wissen es nicht.

Ist er in Begleitung der aus Zentralasien einwandernden Diluvialfauna in Europa eingezogen? oder haben wir seine Urheimat in der Neuen Welt zu suchen?

B. Die Fundstellen des Diluvial-Menschen.

Die Reste der Diluvialfauna findet man gewöhnlich vermischt und zusammengeschwemmt in Höhlen und Felsspalten. Aus der Untersuchung der Höhlen in Thüringen und Franken und anderwärts ging wesentlich die erste Kenntnis der diluvialen Fauna Mitteleuropas hervor. Hier hat man auch mitten unter den Knochen vorweltlicher Tiere Knochen und Schädel vom Menschen gefunden. Die Fundschichten schienen ungestört; ein nachträgliches Hineinkommen der Menschenknochen in die alten Grabstätten der Diluvialfauna, etwa durch ein absichtliches Begräbnis aus relativ jüngerer Zeit, glaubte man ausschließen zu dürfen. Am berühmtesten wurde der Fund Espers in einer der reichsten Höhlen der „Fränkischen Schweiz", der Höhle von Gaillenreuth. Im Jahre 1774 fand dort Esper an einer vollkommen unversehrten Stelle, geschützt von einem Steinvorsprung der Höhlenwand, in demselben Lehm neben Knochen des Höhlenbären und anderer diluvialer Tiere einen Unterkiefer und ein Schulterblatt des Menschen. Später kam an einer anderen Stelle noch ein Menschenschädel mit einigen rohen Geschirrscherben aus Thon zu Tage. Esper argumentierte: „Da die Menschenknochen (Unterkiefer und Schulterblatt) unter den Tiergerippen gelegen, mit welchen die Gaillenreuther Höhlen angefüllt sind; da sie in der nach aller Wahrscheinlichkeit ursprünglichen Schicht gefunden, so mutmaße ich wohl nicht ohne hinreichenden Grund, daß diese menschlichen Glieder auch gleichen Alters mit den übrigen Tierverhärtungen sind."

Die Cuviersche Katastrophentheorie konnte diese Schlußfolgerung nicht zulassen; nach jener Theorie war es ja ein „wissenschaftliches Postulat", daß der Mensch erst im Alluvium, also nach dem Aussterben der Diluvialfauna, auf der Erde erscheinen konnte. Trotz des Anscheins müßten daher die Menschenknochen doch jünger sein; und mit Sicherheit ließ sich nachweisen, daß jener Schädel, welchen Esper mit den rohen Thonscherben in der Höhle gefunden, aus einem Begräbnis im Höhlenboden stammt. Indem man in dem mit Resten von Diluvialtieren durchsetzten Boden der Höhle das Grab grub, mußte die Leiche, welche mit der an Ort und Stelle aufgeworfenen Erde bedeckt wurde, rings von jenen Resten umgeben sein, in diese selbst eingebettet erscheinen. Es ließ sich feststellen, daß die Höhlen in einer sehr frühen Zeit, aber doch lange nach dem Diluvium, von den Anwohnern mit Vorliebe als Grabstätten benutzt worden sind, so daß sich daraus das Zusammenkommen von Menschenknochen mit Knochen diluvialer Tiere in demselben Höhlenboden ungezwungen erklärt. Man fand überdies, daß die Höhlen seit den ältesten Zeiten bis heute von Jägern und Hirten und anderen als Zufluchtsort bei schlechtem Wetter, als Kochplatz, ja, namentlich in sehr früher Zeit, auch zum Teil als wahre Wohnstätten für längere Zeit benutzt worden sind, so daß Abfälle aller Art oft aus allen Zeiten und Kulturformen, die das Land seit dem Diluvium hat vorübergehen sehen, bis in die Neuzeit, in den Höhlenboden gelangen mußten. War dieser feucht und weich, so wurden die Überreste aller Jahrhunderte eingetreten und kamen tiefer und tiefer zu liegen, so daß z. B. mitten unter den Knochen echt diluvialer Tiere in einer oberfränkischen Höhle die Trümmer eines gußeisernen Kochtopfes konstatiert werden konnten.

Die Funde von menschlichen Überresten in Höhlen erschienen dadurch diskreditiert und als Beweisstücke für das Zusammenleben des Menschen mit der Diluvialfauna wertlos. Im wesentlichen muß dieser Standpunkt in Wahrheit auch noch heute eingenommen werden: alle Höhlenfunde sind mit der größten Vorsicht zu beurteilen. Sie, für sich allein, wären niemals ausreichend gewesen, die Existenz des Diluvialmenschen festzustellen, obwohl nach der allgemeinen Veränderung der wissenschaftlichen Denkweise, welche zur Beseitigung der Cuvierschen Theorie geführt

hatte, nun der Diluvialmensch ebenso als ein Postulat der Wissenschaft erscheint, wie das früher für die gegenteilige Annahme der Fall war.

Die ersten sicheren Beweise wurden am Ende des dritten Jahrzehntes des jetzt ablaufenden Jahrhunderts in Frankreich von Boucher de Perthes in den diluvialen Schichten des Sommethales bei Abbeville beigebracht. In richtiger Erkenntnis der Unzulänglichkeit der Beweiskraft der Höhlenfunde hatte er in den ungestörten diluvialen Kies- und Grobsandschichten, welche die Knochen diluvialer Tiere enthielten und durch ihre Bedeckung und Tiefe jeden Verdacht einer nachträglichen Umwühlung ausschlossen, nach den Resten des Menschen mit Erfolge gesucht. Er hatte ganz in derselben Weise wie einst Esper, aber mit besserem Rechte, argumentiert: In den geschichteten Diluvialformationen ist jede Periode scharf begrenzt durch die horizontal übereinander liegenden Lager der verschieden gefärbten und aus verschiedenen Stoffen gebildeten Schichten. Hier fangen die Beweise an. Sie sind unwiderleglich, wenn es sich ergibt, daß sich die Reste des Menschen dort seit der Ablagerung befinden. Nicht minder unverrückbar als diese Schicht, in der sie liegen, wurden sie, da sie mit ihr kamen, mit ihr zugleich aufbehalten; und weil sie zu ihrer Bildung beigetragen haben, existierten sie vor ihr. Das ist der Gedankengang, nach welchem Boucher de Perthes seine für die einstige Existenz des Diluvialmenschen beweisenden Funde 1839 den ausschlaggebenden Forschern in Paris, an der Spitze derselben noch Cuvier selbst, vorlegen konnte. Aber seine Darstellung genügte damals noch nicht, um den alten Bann der wissenschaftlich scheinbar so gut begründeten Vorurteile zu brechen; seine Beweisstücke für die Anwesenheit des Menschen im Sommethale zur Zeit des Diluviums gleichzeitig mit den ausgestorbenen Diluvialtieren wurden verlacht. Es brauchte zwanzig Jahre, bis diese so lange vernachlässigten, im Sommethale gemachten Entdeckungen über die Vorgeschichte des Menschen von der wissenschaftlichen Welt anerkannt wurden. Es war das nur möglich dadurch, daß Lyell, dessen Autorität als Geolog sich über jene Cuviers erhoben hatte, mit voller Autorität auf die Seite Bouchers trat, nachdem er im Jahre 1859 dreimal persönlich das Sommethal bereist und alle Hauptfundorte für Reste des Diluvialmenschen selbst untersucht hatte.

Das Sommethal liegt nach der Beschreibung Lyells in einem Bezirke von weißer Kreide, welche Erhebungen von mehreren hunderten Fuß Höhe bildet. Steigen wir zu dieser Höhe empor, so befinden wir uns auf einem ausgedehnten Hochlande, welches nur mäßige Erhöhungen und Einsenkungen zeigt und ununterbrochen und meilenweit bedeckt ist mit Lehm und Ziegelerde, ungefähr 5 Fuß dick und ganz leer an Versteinerungen. Hier und da bemerkt man auf der Kreide einzelne Flecke von tertiärem Sand und Thon, Reste einer einst ausgedehnten Bildung, deren Wegspülung hauptsächlich das diluviale Grobsandmaterial geliefert hat, in welchem die Reste des Menschen und die Knochen der ausgestorbenen Tiere begraben liegen. Die diluviale Anschwemmung des Sommethals bietet nichts Außergewöhnliches, weder in ihrer Lagerung oder äußeren Erscheinung, noch in ihrer Zusammensetzung oder in ihren organischen Einschlüssen. Die Schicht, in der sich die Knochen der diluvialen Fauna untermischt mit den Überresten des Menschen finden, ist teils vom Meere, teils vom Fluß abgelagert. Gerade die Menschenreste finden sich meist tief im Kies begraben; fast überall hat man eine Masse überlagernden Lehms mit Landmuscheln oder einen feinen Sand mit Süßwassermollusken zu durchbrechen, ehe man in Schichten mit Kies gelangt, worin sich die Reste des Diluvialmenschen finden.

Aus allem geht hervor, daß sich hier die Überbleibsel des Menschen auf sekundärer Lagerstätte befinden, ebenso angeschwemmt wie die Knochen der ausgestorbenen Tiere und das ganze geologische Material, worin alles eingebettet ist. Das ist der Grund, warum eine genauere

Datierung der Funde nicht gelingt. Sie gehören zweifellos dem Gesamtdiluvium an, ob aber der Postglazialzeit oder der wärmeren Interglazialzeit, ist nicht zu entscheiden. Die Fauna läßt, wegen ihrer Zusammenmischung aus beiden Zeiten, keine absolute Grenzbestimmung zu. Die am häufigsten in den fraglichen Schichten gefundenen Säugetiere sind: Mammut, sibirisches Rhinozeros, Pferd, Renntier, Urstier, Riesendamhirsch, Höhlenlöwe, Höhlenhyäne. Bei Amiens fand man in ganz ähnlichen diluvialen Ablagerungen der Somme die Spuren des Menschen neben den Knochen von Flußpferd und Elefant (Elephas antiquus). Diese Tiere hatten ihre Hauptverbreitung im präglazialen und interglazialen Diluvium in Deutschland und Frankreich. Auch ein Teil der bei Abbeville gefundenen Tierreste, namentlich Höhlenlöwe und Höhlenhyäne, weisen in die wärmere Interglazialzeit; dagegen erscheinen Mammut, sibirisches Rhinozeros, aber vor allem Renntier für die (zweite) Glazial- und Postglazialzeit mit aller Sicherheit zu sprechen. Die Knochen der älteren Diluvialtiere können aus anderen primären Lagerungsstätten eingeschwemmt sein; als die Überbleibsel des Menschen eingebettet wurden, hatte gewiß das Renntier bereits von jenen Gegenden Frankreichs Besitz ergriffen.

Trotz des eifrigsten Suchens nach ähnlich sicheren und beweisenden Fundstätten für die Reste des Diluvialmenschen sind solche, welche jenen im Sommethal an die Seite gestellt werden können, bisher nur sehr wenige entdeckt worden. Zwei liegen in Deutschland und sind gleichzeitig um so wertvoller, da sie eine genauere Datierung innerhalb des Diluviums gestatten: die Fundplätze bei Taubach (Weimar) und an der Schussenquelle. Taubach gehört der Interglazialzeit, die Fundstätte an der Schussenquelle der diluvialen Postglazialzeit an; der erste Fundplatz liegt auf den Moränen der ersten Eiszeit, der die Interglazialzeit folgte, der zweite auf den Moränen der zweiten Eiszeit, welche langsam in die diluviale Nacheiszeit überging.

Die diluviale Fundschicht in dem Kalktuff bei Taubach (Weimar) lagert, wie gesagt, über den Resten der ersten Glazialperiode und gehört nach den Bestimmungen eines der besten Kenner des Diluviums, Penck, der wärmeren Zwischenepoche zwischen den beiden großen Perioden der Vereisung an. Mit den Beweisen der Lagerungsverhältnisse stimmen vollkommen jene überein, welche die dort gefundenen Tier- und Pflanzenreste erbringen. In der dort gefundenen reichen Fauna fehlen alle auf ein kaltes Klima deutenden Tiere, und die Zusammenstellung der Gesamtheit der Funde beweist, daß zur Zeit, als der Mensch sich dort eingefunden hatte, keinesfalls irgendwie arktische Verhältnisse geherrscht haben. Da ist kein Renntier, kein Lemming. Das Reh, der Hirsch, der Wolf, der braune Bär, der Biber, das Wildschwein, der Auerochse waren damals Bewohner jener Gegenden und lassen nur auf ein gemäßigtes Klima schließen. Zu gleicher Folgerung führt auch die Molluskenfauna, der alle glazialen Formen fehlen; das, was auftritt, ist von heute aus derselben Gegend bekannt. Als ganz modern würde jene Fauna erscheinen müssen, wenn ihr nicht durch mehrere ausgestorbene Typen ein sehr altertümliches Gepräge aufgedrückt würde. Zu den aufgezählten modernen Tieren gesellen sich der Höhlenlöwe, die Höhlenhyäne, der Urelefant und das Merckische Rhinozeros und charakterisieren die ganze Ablagerung als eine entschieden diluviale, was noch weiter durch die Lößbedeckung stratigraphisch erwiesen wird. Die Fundstelle von Taubach ist ein typisches Bild für die klimatischen und biologischen Verhältnisse der wärmeren Zwischeneiszeit; die in der ersten Eiszeit mit Eismassen bedeckten Gebiete Mitteleuropas waren nach dem Abschmelzen des Eises den zurückgedrängten Tieren und Pflanzen der Voreiszeit, der Präglazialepoche, noch einmal zugänglich geworden, bis sie durch die zweite Eiszeit teils vernichtet, teils wenigstens definitiv aus ihren alten Wohnplätzen vertrieben worden sind.

Die berühmte Fundstelle an der Schussenquelle bei Schussenried in der weiteren Umgebung von Ulm führt uns im scharfen Gegensatz gegen Taubach in ganz glaziale Umgebung. Sie fand sich auf den Gletschermoränen der letzten großen Vereisung, gehört also der noch zum Diluvium zu rechnenden Nacheiszeit an, welche nach und nach in die wärmere Jetztzeit überging. Unter dem Tuff und Torf der Schussenquelle begegnen wir nun dem Typus eines rein nordischen Klimas mit ausschließlich nordischer Flora und Fauna; alles entspricht klimatischen Verhältnissen, wie sie heutzutage an der Grenze des ewigen Schnees und Eises herrschen oder unter dem 70. Grade nördlicher Breite beginnen. Schimper, einer der besten Mooskenner unserer Zeit, fand in den Pflanzenresten unter dem Tuff an der Schussenquelle durchweg nur Moose von nordischen oder hochalpinen Formen: Hypnum sarmentosum, das von Wahlenberg aus Lappland mitgebracht worden ist und nach Schimper in Norwegen bei den Sennhütten auf der Alpe Dovrefjeld, an der Grenze des ewigen Schnees, vorkommt, außerdem in Grönland, Labrador und Kanada sowie auf den höchsten Gipfeln der Tiroler Alpen und der Sudeten; besonders liebt es die Tümpel, in denen das Schnee- und Gletscherwasser mit seinem feinen Sande verläuft. Außerdem wurden gefunden: Hypnum aduncum var. groenlandicum und Hypnum fluitans var. tenuissimum, beides Moose, welche jetzt in kalte Gegenden, nach Grönland und in die Alpen, ausgewandert sind. Von Tieren fanden sich vor allen zahlreich das Renntier, der Gold- und Eisfuchs als entschieden arktische Formen, außerdem der braune Bär und der Wolf, ein kleiner Ochse, der Hase und das großköpfige Wildpferd, welches überall im Diluvium als Begleiter des Renntiers auftritt; schließlich der Singschwan, der jetzt auf Spitzbergen oder in Lappland brütet. Alle heutigen Tierformen Oberschwabens fehlen ebenso, wie die ausgestorbenen Diluvialtiere, welche auf ein wärmeres Klima hindeuten würden.

Entschiedener als zwischen Taubach und dem Fundplatz an der Schussenquelle könnten die klimatischen oder biologischen Gegensätze nicht gedacht werden; hier haben wir mit Bestimmtheit zwei vollkommen verschiedene Perioden vor uns, aber beide dem Gesamtdiluvium angehörend.

Wenn auch fast jeder der sonst bekannt gewordenen Fundplätze des Diluvialmenschen Besonderheiten aufweist, so erscheinen doch Taubach und die Schussenquelle als die besten Repräsentanten der beiden Haupttypen in Europa; besser beweisende Stellen sind bisher in der ganzen Alten Welt nicht zu Tage getreten.

Auf den ersten Blick scheinen die paläontologischen Schichten Südamerikas, in welchen von Ameghino der Mensch nachgewiesen worden ist, ein wesentlich anderes Bild zu geben. Die hier gleichzeitig mit dem Menschen auftretenden Tierformen weichen von den aus dem Diluvium der Alten Welt bekannten in so hohem Grade ab, daß das scharfe Auge und der volle Überblick über das gesamte paläontologische Material der Welt, wie sie v. Zittel auszeichnen, dazu gehörte, um hier die Zusammenhänge zu erkennen und festzustellen, während der Entdecker selbst seine Menschenfunde glaubte in die Tertiärzeit zurückverlegen zu müssen.

Die Schichten, in welchen in Südamerika die frühesten Menschenspuren bis jetzt nachgewiesen erscheinen, sind die in Argentinien und Uruguay weitverbreiteten lößähnlichen Lehmablagerungen der sogenannten Pampasformation mit einem fast unvergleichlichen Reichtum tierischer Einschlüsse, unter denen namentlich riesige Vertreter heute nur noch in kleinen Arten in Südamerika vorkommender Edentaten auffallen: Glyptodontia (mit dem riesigen Glyptodon reticulatum) und Dasypoda, dann von den Gravigrada das Riesenfaultier, Megatherium americanum; auch die Toxodontia waren große, jetzt ausgestorbene Tiere (Huftiere). Neben den spezifisch südamerikanischen Tierformen erscheinen in der Pampasformation aber auch

zahlreiche „nordamerikanische Einwanderer". Am Schlusse der Tertiärzeit wuchsen erst die südliche und die nördliche Hälfte von Amerika zu einem Weltteil zusammen, und es begannen die so charakteristisch voneinander verschiedenen Faunen Nord- und Südamerikas sich durcheinander zu schieben. Die südamerikanischen Autochthonen, z. B. auch Glyptodon, wandern nach Norden; und anderseits benutzen nordamerikanische Typen, wie Pferd, Hirsch, Tapir, Mastodon, Felis, Canis und andere, die neueröffnete Bahn, um ihr Verbreitungsgebiet zu vergrößern. Die nordischen Tierformen nehmen sich höchst auffallend unter der bis dahin von Nordamerika abgeschlossenen Tierwelt Südamerikas aus, welche bis in die jüngste Tertiärzeit durch jene oben erwähnten wunderlichen, zum Teil gigantischen Edentaten, Beuteltiere, platyrhine Affen und andere charakterisiert war. Von den großen elefantenartigen Tieren Nordamerikas trat nur das Mastodon nach Südamerika über. Im mittleren und jüngsten Tertiär ist die Gattung Mastodon in Europa, Nordafrika und Südasien weitverbreitet. In Nordamerika erscheinen die ältesten Mastodonarten im mittleren Tertiär (oberen Miocän), die meisten Arten finden sich aber erst im jüngsten Tertiär (Pliocän) und im Diluvium (Pleistocän); in Südamerika ist das Mastodon (M. americanus) auf die Zeit der Pampasformation beschränkt. Die Stoßzähne sind lang und gerade oder schwach nach aufwärts gekrümmt, auch der Unterkiefer besitzt bei manchen Arten dauernd, bei Mastodon americanus nur in der Jugend, zwei Stoßzähne, welche in gerader Richtung vorragen, an Größe aber beträchtlich hinter den oberen Stoßzähnen zurückbleiben. Nach Ameghinos Untersuchungen scheint (nach v. Zittel) mit diesen nordischen Einwanderern, speziell mit dem Mastodon, der Mensch nach Südamerika gelangt. In Ameghinos Listen der Tiere der Pampasformation bezeichnet v. Zittel den Menschen, wie jene eben aufgezählten Tierformen, direkt als Einwanderer aus Nordamerika, als einen nordischen Typus.

Es unterliegt nach den Darstellungen v. Zittels keinem Zweifel mehr, daß die Pampasformation und mit ihr der Urmensch Südamerikas der Diluvialepoche zuzurechnen sind; v. Zittel spricht den Sachverhalt in diesen Worten aus: „In Südasien und Südamerika folgen auf die Tertiärzeit diluviale Faunen, welche der Hauptsache nach bereits aus noch jetzt existierenden Arten zusammengesetzt sind, jedoch etwas engere Beziehungen zu ihren tertiären Vorläufern aufweisen."

C. Die menschlichen Überreste im Diluvium.

a) Die Funde im geschichteten Diluvium.

Die ältesten Reste, welche von dem Menschen Kunde geben, sind nicht Teile seines Körpers, nicht das Knochengerüst, aus welchem wir bei den vorweltlichen Tieren die Gestalt wieder zu rekonstruieren gelernt haben, es sind: Zeugnisse des menschlichen Geistes.

Vergeblich hatte man bis zu den ausschlaggebenden Entdeckungen von Boucher de Perthes nach zweifellos gleichalterigen Skelettresten des fossilen Menschen unter den Knochen der fossilen Fauna gesucht; nicht Knochen, Werkzeuge waren es, durch welche der Forscher von Abbeville den Beweis erbrachte, daß der Mensch schon „Zeuge des Diluviums" in Europa gewesen sei; Werkzeuge, welche unwiderleglich lehrten, daß die geistige Kraft des „fossilen Menschen" des Diluviums sich vollkommen entsprechend dem heutigen Geiste der Menschheit verhalten habe. Die diluvialen Werkzeuge beweisen, daß der Mensch schon in jener uralten Epoche, in welche wir ihn durch Boucher zurückzuversetzen gelernt haben, ein voller Mensch war. Alle seit jener Zeit in der ganzen Welt gemachten Funde, auch jene, welche uns in Südamerika den Menschen unter ganz fremdartiger Tierumgebung zeigen, haben diesen Satz nur erhärtet.

Boucher de Perthes war ein Altertumskenner von Fach, ihm war es bekannt, daß in einer sehr alten Kulturperiode die Menschen auch in Europa, wie noch heute manche in der Kultur zurückgebliebenen Stämme und Völker z. B. Südamerikas und der Inseln der Südsee und viele andere, ihre Werkzeuge und Waffen aus Stein hergestellt hatten. Derartige Steingeräte sind so gut wie unzerstörbar, und seit alter Zeit knüpft sich mannigfacher Aberglaube an solche wunderliche Stücke, welche der Bauer beim Pflügen aus dem Boden ackert. Wie von unseren Landleuten noch heute, wurden solche Steinwaffen schon von den Römern als Blitzsteine bezeichnet. Die gelehrte Altertumsforschung beschäftigte sich früh mit ihnen. Buffon erklärte 1778 die sogenannten Blitz- oder Donnersteine für die ältesten Kunstprodukte des Urmenschen; schon 1734 hatten Mahudel und Mercati die Blitzsteine als Waffen des vorsintflutlichen, des antediluvialen Menschen angesprochen. Derartige Anschauungen bestimmten den Gedankengang bei den Nachforschungen Bouchers. Er suchte von Anfang an in den ungestörten diluvialen Schichten seiner Heimat nicht sowohl nach den Knochen als nach den Werkzeugen des Diluvialmenschen, welche er von der Form der Blitzsteine vermutete, obwohl er wußte, daß die letzteren, soweit solche bis dahin bekannt geworden waren, einer sehr viel späteren Epoche, speziell dem Alluvium, angehörten.

Seine Erwartungen wurden mit Erfolg gekrönt. Tief unter der Masse des überlagernden Lehms und Sandes fand er mitten in den Schichten von Kies- und Grobsandmaterial Steinwerkzeuge, an deren Bearbeitung von Menschenhand zu bestimmten, sicher erkennbaren Zwecken der Benutzung als Geräte und Waffen ein Zweifel ausgeschlossen war. Es sind, wenn auch zum Teil roher, doch im wesentlichen die gleichen Formen, welche wir bei heutigen sogenannten „Wilden" als Geräte und Waffen, als Werkzeuge aus Stein in Anwendung sehen.

Das künstlich und mit Absicht für seinen Zweck zugerichtete Werkzeug ist es, durch welches heute wie schon im Diluvium der Mensch sich über die Tierwelt erhebt.

Lyell hatte bei seinem ersten Besuche der Fundstellen bei Abbeville im Frühjahr 1859 70 Stück von diesen Steinwerkzeugen aus den Hauptfundorten erhalten. Die Steingeräte sind alle aus Feuerstein, welcher in der Kreide der Gegend reichlich vorkommt und noch heute zu technischen Zwecken gewonnen und verarbeitet wird. Nach dem Material, aus welchem sie hergestellt sind, wurden die bearbeiteten Steine, welche Boucher fand, als Feuerstein- oder Silexwerkzeuge bezeichnet. Sie kamen in den betreffenden Lagerungsstätten, wie sich Lyell ausdrückte, in wunderbarer Menge vor. Der berühmte Geolog unterschied drei verschiedene Hauptformen. Die erste ist die Speerspitzenform und wechselt in ihrer Länge von 6—8 Zoll = 18—24 Zentimeter; die zweite ist die ovale Form (s. Fig. 2 und 3 auf der beigehefteten Tafel „Paläolithische Altertümer"), nicht unähnlich manchen Steingeräten und Waffen, welche noch heute als Beile und Tomahawk z. B. von den Eingeborenen Australiens gebraucht werden, nur mit dem Unterschiede, daß die Schneide der australischen Steinäxte, wie auch die europäischen als Donnerkeile oder Blitzsteine bekannten Steingeräte späterer Kulturepochen, meist durch Schleifen hervorgebracht ist, während sie bei den Steinäxten aus dem Diluvium des Sommethals immer nur durch einfaches Spalten des Steins und durch häufig wiederholte und geschickt geführte Schläge gewonnen worden ist. Nach Tylor waren die Steingeräte der alten Tasmanier ganz von diluvialer (= paläolithischer) Form und Herstellung, alle ohne Spuren von Schliff, einfach scharfkantige Steine, deren Rand durch Bearbeitung mit einem zweiten Steine geschärft worden ist. Ein Teil dieser Steingeräte des Diluvialmenschen mag, wenn die natürliche Form des Steines ein handliches Ende bot, ohne weiteres in freier Hand geführt worden sein, die Mehrzahl wurde aber sicher irgendwie in einem Stiel befestigt, um als Waffen: Speerspitzen oder Dolche, zu dienen,

Paläolithische Altertümer.

Erklärung der umstehenden Tafel.

1. Mammut.
2. Steinwerkzeug in Lanzenspitzenform, aus dem Diluvium von Saint-Acheul bei Amiens; Flächenansicht. 1/3 wirkl. Größe.
3. Ovales Steinbild aus dem Diluvium von Abbeville; Flächenansicht. 1/3 w. Gr.
4. 5. Zwei Steinmesser von Taubach bei Weimar.
   4. Äußere Fläche.
   5. Innere Fläche.
6. Abgeschlagner Bisonknochen aus dem Diluvialschutt von Taubach bei Weimar. In der Mitte unten die Schlagmarke.
7. 8. Schnitzereien aus Renntiergeweih, von der Schussenquelle.
   7. Dolch. 1/4 w. Gr.
   8. Bolzen. 1/4 w. Gr.
9. Doppelt durchbohrtes Geweihstück eines jungen Renntiers, von der Schussenquelle. 1/6 w. Gr.
10. Rechte Kronenschaufel eines alten Renntiers mit abgesägter Nebensprosse, von der Schussenquelle. 1/12 w. Gr.
11. Rechte Stange eines Renntiers mit eingefeilten Zeichen, von der Schussenquelle. 1/6 w. Gr.
12. Schädel eines Renntiers, zu einem Trinkgeschirr umgearbeitet, aus der Höhle Hohlefels. 1/3 w. Gr.
13. 14. Knochenfunde aus der Höhle Hohlefels.
   13. Zum Anhängen durchbrochner Wildkatzenkiefer. 1/3 w. Gr.
   14. Zum Anhängen durchbohrter Pferdezahn. 1/3 w. Gr.
15. Axt von Saint-Acheul bei Amiens; Brocas ältester Typus diluvialer Steingeräte. Ansicht von vorn.
16. Auf beiden Seiten behaune Lanzenspitze von Solutré; Brocas jüngster Typus diluvialer Steingeräte.
17. 18. Harpunen aus Renntiergeweih, von La Madelaine. 1/4 w. Gr.
19. Pfeilspitze von Gorge d'Enfer. 1/4 w. Gr.
20—22. Gravierungen auf Renntierknochen, aus den Höhlen der Dordogne.
   20. Fisch.
   21. Mensch mit Pferden.
   22. Wildpferde.
23. 24. Feuersteingeräte der Tasmanier.
25—27. Knochen- und Steingeräte der Alaska-Eskimos.
   25. Schaber mit Griff.
   26. Pfeilstrecker.
   27. Knöcherne Nadel zum Netzstricken.

(1 nach Credners »Elementen der Geologie«, 2—22, 25—27 nach Rankes »Mensch«, 23. 24 nach dem »Journal of the Anthropological Institute« XXXIII, 1893.)

sowohl für Krieg wie für Jagd. Lyells zweite Hauptform wurde wohl als Axt, etwa zum Ausgraben von Wurzeln, zum Bäumefällen oder zur Aushöhlung von Kanoes benutzt, oder um Löcher in das Eis zum Fischen und zur Erlangung des Trinkwassers im Winter zu hauen. In der Hand des Jägers und Kriegers wurde die Steinaxt auch zum Kampfbeil.

Als dritte Form der Steingeräte unterschied Lyell messerförmige Splitter von teils spitzer, teils mehr ovaler oder an einem Ende gerade abgestutzter Form, offenbar dazu bestimmt, teils als Messer und Pfeilspitzen, teils als Schaber für technische Zwecke zu dienen. Obwohl es zwischen den beiden ersten Hauptformen manche Übergänge gibt, so bleibt der typische, auf die verschiedene Absicht der Benutzung hinweisende Unterschied bei gut ausgearbeiteten Exemplaren doch stets kenntlich. Außerdem hat man aber auch eine große Menge sehr roher Stücke gefunden, von denen viele als bei der Herstellung verfehlt weggeworfen, andere nur als Abfälle bei der Bearbeitung entstanden sein mögen. Evans hat praktisch erhärtet, daß es möglich ist, ohne den Gebrauch metallener Hämmer solche Steingeräte in ihrer merkwürdig übereinstimmenden Form herzustellen. Er konstruierte einen steinernen Hammer, indem er einen Feuerstein in einem Holzstiel befestigte, und bearbeitete mit diesem ein Stück Feuerstein so lange, bis es die Gestalt der Beilform (zweite, ovale Hauptform) der diluvialen Steingeräte erhalten hatte.

Lyell macht darauf aufmerksam, daß trotz der relativ großen Häufigkeit der Steinwerkzeuge man sich doch sehr irren würde, wollte man glauben, daß ein Einzelner, wenn er sich auch wochenlang mit dem Durchsuchen des Sommethales beschäftigte, sicher wäre, selbst auch nur ein einziges Exemplar zu entdecken. Nur wenige Stücke lagen an der Oberfläche, die übrigen wurden nur sichtbar durch Entfernung kolossaler Massen von Sand, Lehm und Kies. Da wir mit Lyell voraussetzen dürfen, daß die größte Anzahl der diluvialen Steinwerkzeuge von Abbeville und Amiens durch die Thätigkeit des Flusses in ihre gegenwärtige Lage gebracht worden ist, so genügt uns das zur Erklärung, warum ein so großer Teil davon in beträchtlichen Tiefen unter der Oberfläche gefunden wurde; denn sie mußten natürlich im Kies begraben werden mit den übrigen Steinen an Stellen, wo der Strom noch hinlänglich Kraft oder Schnelligkeit hatte, um Steine fortzuschwemmen; sie können sich daher nicht in den Ablagerungen aus ruhigem Wasser, im feinen Sediment und Überschwemmungsschlamm finden.

Knochen des Diluvialmenschen fehlen in den Ablagerungen des Sommethales trotz der wunderbaren Fülle von Steingeräten: der einst viel besprochene „Unterkiefer von Moulin-Quignon bei Abbeville" ward von Arbeitern betrügerischerweise untergeschoben. Aber trotz dieses Mangels ist der Beweis der Existenz des Menschen, des vollen Menschen, unwiderleglich gesichert durch diese an sich so unscheinbaren Fundstücke, welche man als seiner Hände Werk, als seine Manufakte erkannte.

Nachdem einmal die Anerkennung des Diluvialmenschen, gegründet auf die Autorität Lyells, erfolgt war, wurde in England und Frankreich mit größtem Eifer und reichem Erfolge nach weiteren Fundstellen geforscht. Aber es war doch kaum eine der neu aufgefundenen Stationen mit denen des Sommethales an Reinheit der Lagerungen und Fundverhältnisse zu vergleichen. Namentlich stammten die Funde aus der „ältesten Steinzeit" oder aus der „paläolithischen Periode", wie man die Periode des Diluvialmenschen nannte, häufig aus Höhlen und Grotten, Fundplätzen, deren primäre Beweiskräftigkeit schon Boucher mit Recht angezweifelt hatte.

Unter diesen Umständen war es von größter Wichtigkeit, daß in Deutschland der Diluvialmensch an zwei Orten nachgewiesen wurde, wo die Fundstellen nicht nur in Beziehung auf die geologische Lagerung ebenso klar und eindeutig waren wie bei Abbeville und Amiens, sondern

wo sich die Reste des Diluvialmenschen auch nicht wie dort auf sekundärer, sondern auf primärer Lagerungsstätte fanden. Dazu kommt noch, daß die beiden deutschen Fundstätten den zwei großen letzten Abschnitten der Diluvialperiode, der wärmeren Interglazialzeit und der kalten, eigentlichen Eis-, resp. Nacheiszeit, mit Sicherheit zugeteilt werden können. Es sind die beiden schon oben erwähnten Fundplätze, der eine bei Taubach, der andere an der Quelle der Schussen, deren klimatische Verhältnisse uns aus den Resten der dort gefundenen Tiere und Pflanzen in voller Deutlichkeit entgegentraten.

Das Vorkommen des Renntieres in den Ablagerungen der Somme, welche die Steingeräte des Diluvialmenschen enthalten, gestattet, wie wir sahen, keine genaue Festsetzung darüber, in welchem Abschnitt der Diluvialepoche der Mensch dort gelebt habe, ob schon in der Interglazialzeit, welcher zahlreiche dort gefundene Tierreste zweifellos angehören, oder erst in der „Renntierperiode", wie man die letzte Eis- und erste Nacheiszeit genannt hat, als das Renntier seine Hauptverbreitung in Frankreich und Mitteleuropa besaß. Man ist ja geneigt, die Bewohnung des Sommethales durch den Menschen in die Interglazialperiode hinaufzurücken; aber das ist gewiß, daß erst und, soviel ich sehe, bisher allein die Fundstelle bei Taubach den sicheren Nachweis des Interglazialmenschen für Europa erbracht hat. Dort sind die bis jetzt ältesten, sicher nachgewiesenen Spuren des Menschen in Europa gefunden. Weiter als in die Interglazialzeit gelang es bisher in Europa nicht, den Menschen zurück zu erfolgen; im älteren Diluvium fehlen seine Spuren bisher noch ebenso wie im Tertiär.

Auch der Fundplatz von Taubach hat keine Knochenreste des Diluvialmenschen geliefert neben all den Skelettteilen diluvialer Tiere, welche wir oben namhaft gemacht haben. Auch hier gründet sich der Beweis für die Anwesenheit des Menschen auf die „Werke seiner Hand" und seines Geistes, welche er dort hinterlassen hat. Vor allem sind auch hier Steingeräte und Steinwaffen zu erwähnen (s. Fig. 4 und 5 auf der Tafel bei S. 120). Aber während im Kreidegebiet Frankreichs Feuersteine jeder Größe zur Verfertigung von Waffen und Werkzeugen in reichlichster Fülle zur Verfügung standen, mangeln entsprechende Gesteine an den beiden entscheidenden deutschen Fundstellen zwar nicht, ihr Vorkommen ist aber an Zahl und Größe beschränkt. Daher rührt es, daß die größeren Formen der Feuersteingeräte, welche im Sommethal am meisten in die Augen fallen, in Taubach fehlen. Dagegen treten kleinere „Messer und Splitter", Lyells dritte Hauptform der diluvialen Feuersteingeräte, hier in relativer Häufigkeit und Formverschiedenheit auf. Neben dem gewöhnlichen lanzettförmigen Messer kommen bei Taubach am zahlreichsten bearbeitete Feuersteinsplitter von dreieckig prismatischer Form mit scharfen Ecken vor; außerdem kann man Schaber, Meißel, Bohrer und Behausteine, mit welchen die Steingeräte hergestellt wurden, und anderes unterscheiden. Den Stoff für die Steingeräte lieferte der ältere Diluvialschutt des Thales: Kiesel, Kieselschiefer und Quarzporphyr.

Außer den Steingeräten, welche im Sommethal allein beobachtet worden sind, fanden sich hier auf primärer Lagerstätte noch weitere wichtige Reste. Vor allem beweisen zahlreich gefundene Kohlen und angebrannte Knochen, daß die diluvialen Taubacher nicht nur Feuer zu entflammen verstanden, sondern an demselben auch das Fleisch der auf der Jagd erlegten Tiere zu braten liebten. Auch Steine, Stücke von Muschelkalk kommen vor, welche durch Einwirkung von Hitze rötlich und härter geworden sind; sie sind als Böden und Seitenwände der Feuerstellen zu betrachten, auf welchen man an Ort und Stelle die Nahrung zubereitete. Die Tierknochen, namentlich jene, welche aus der Umgebung der Feuerstellen erhoben wurden, erscheinen der Mehrzahl nach als Speiseabfälle. Es ergibt sich das schon daraus, daß Knochen junger Individuen

der großen Jagdtiere, so Rhinozeros (Rhinozeros Merckii), Elefant (Elephas antiquus), Bär, sehr häufig sind im Verhältnis zu dem seltenen Vorkommen ausgewachsener Tiere. Es scheint, daß beim Jagen und Fangen der Tiere die Jungen am leichtesten erlegt wurden und daher auch vorzugsweise zur Nahrung dienten. Wenn einmal ein großes Tier erlegt war, so wurde dasselbe von den glücklichen Jägern wohl an Ort und Stelle sofort zerlegt. Der Rumpf blieb am Orte der Jagd, wo die Jäger vielleicht sofort einen Teil seines Fleisches verzehrt hatten, während Kopf und Hals sowie Vorder- und Hinterschenkel, an denen das meiste Muskelfleisch haftete, und die zugleich leichter fortzuschaffen waren, in die Ansiedelung gebracht wurden. So mag es sich erklären, daß unter so vielen großen, bis jetzt gefundenen Rhinozeroskknochen die Rippen sowie Rücken- und Lendenwirbel so gut wie vollkommen fehlen. Ein Teil der Knochen der Jagdtiere trägt die unverkennbaren Spuren des Menschen. Sie sind in der charakteristischen Weise zerschlagen, wie es „Wilde" aller Zeiten und Zonen zu machen pflegen, um das Mark der Knochen zu gewinnen, einen der größten Leckerbissen für den vorzugsweise von animalischer Kost lebenden Menschen. Namentlich sind es die abgeschlagenen Gelenkenden der Mittelfußknochen des Wisent (Bison priscus), welche die Methode des Zerschlagens noch deutlich erkennen lassen. Sie sind genau da quer abgebrochen, wo der Markkanal endet; an allen diesen Knochen zeigt sich an derselben Stelle eine rundliche Vertiefung, ein Loch, nämlich in der halben Breite ihrer Hinter- oder Vorderfläche, und zwar gerade dort, wo sich das Ende des Markkanals findet, also etwa in der Mitte der Bruchfläche des abgeschlagenen Knochenstückes. Das Loch ist eine Schlagmarke von 25 mm Durchmesser, augenscheinlich mit Gewalt von außen nach innen getrieben, da einige gut erhaltene Exemplare noch die nach innen eingedrückten Knochenränder und Knochensplitter zeigen (s. Fig. 6 auf der Tafel bei S. 120). Sowohl diese Splitter als alle Bruchflächen sind alt und haben an der Oberfläche denselben fettigen, mit dem Sand, in dem sie lagen, behafteten Überzug wie die Knochen selbst. Das Instrument, welches zu dieser Bearbeitung der Knochen gedient hat, könnte sehr gut der Unterkiefer eines Bären mit seinem mächtigen Eckzahn gewesen sein, wie es O. Fraas für andere Fundstellen des Diluvialmenschen festgestellt hat. Solche Unterkiefer kamen in Taubach vor, und die Beschaffenheit und Größe jenes Loches und seiner Ränder stimmt mit dieser Annahme. Die langen Knochen der Elefanten und Rhinozerosse waren ganz; es gelang dem Diluvialmenschen nicht, die mächtigen Stücke zu zerschlagen; finden sich Bruchstücke solcher Knochen, so erscheinen sie als zufällige Zersplitterungen. Dagegen zeigen sich fast alle Knochen von Bär und Bison absichtlich gespalten, und zwar fast alle quer durch, selten der Länge nach.

Während im Sommethal nur die zwar rohen, aber doch sehr regelmäßig und gleichartig zu erkennbaren verschiedenen Zwecken zugeschlagenen Feuersteingeräte Kunde von dem Leben und Verhalten des Diluvialmenschen geben, lassen die Funde bei Taubach einen etwas genaueren Einblick in seine Lebens- und Kulturverhältnisse thun. Was wir nach den ersten Funden geahnt hatten, bestätigt sich hier. Während der Interglazialperiode sehen wir bei Taubach an dem alten Wasserlauf der Ilm, welche sich damals dort zu einer Art von Weiher gestaut hatte, eine Menschenansiedelung, welche, wie die große Anzahl der als Abfall von Mahlzeiten sich ergebenden Knochen sowie die Menge von Kohlen beweisen, eine lange Zeit hindurch bewohnt war. Direkt am Ufer befanden sich die Feuerstellen: rohe Herdbauten aus den Steinen, welche die Umgegend ohne Mühe darbot. Hier wurde das Fleisch der Jagdtiere, des Bison, Bären, aber auch des Elefanten und Rhinozeros in der heißen Asche roh geröstet, wie es noch heute Wilde auf der Stufe der Feuerländer und Naturvölker Zentralbrasiliens zu machen pflegen. Dazu bedarf

es keiner Geschirre: eine zugespitzte Rute, ein dünner spitzer Stock genügt zum Wenden und Herausheben der Fleischstücke, bei welchen die durch den Fleischsaft angebratene Asche das Salz und andere Würze ersetzt. Das Zerschneiden des Fleisches geschah mit den Steinmessern, und manche Schnittspuren auf den Knochen mögen noch auf diese Instrumente zu beziehen sein; zum Aushauen größerer Stücke stand ein kräftiges und sehr geeignetes Instrument, der Bärenunterkiefer mit seinem starken Eckzahn, zur Verfügung, welcher auch zum Zerschlagen der Knochen zum Zweck der Markgewinnung diente. Trotz der uns so geringwertig erscheinenden Waffen, deren Reste wir gefunden haben, war, wie seine Küchenabfälle beweisen, der Diluvialmensch bei Taubach doch im stande, nicht nur Bison und Bär, sondern auch Riesentiere, Elefant und Rhinozeros, jung und erwachsen, zu erlegen; er zeigt sich dadurch damals wie heute als der Herr auch der gigantischen Tierformen, die ihn so weit an mechanischer Körperkraft übertreffen. Es ist der Menschengeist, welcher sich schon da, wo uns der Mensch zum erstenmal entgegentritt, der gewaltigsten tierischen Kraft überlegen zeigt. Aus den Funden im Sommethal ergibt es sich, daß der Diluvialmensch schon Speer, Dolch und Axt neben dem Messer als Waffen besaß. Dort waren die Klingen aus Stein. Die relativ kleinen Klingen der Taubacher Steingeräte tragen zwar den gleichen Charakter wie die Steingeräte von Abbeville und Amiens, es sind aber doch vor allem, wie gesagt, nur messerähnliche Stücke, zu Klingen für Messer, Schaber, Pfeilspitzen und Dolche wohl geeignet, aber als Jagdwaffen für so gewaltige Jagdbeute doch zu schwach. Die Jagd wird daher wohl mehr ein Fangen in Gruben und Fallen gewesen sein, wie sie noch heute dort geübt wird, wo die gleichen großen Tierformen von nur mit mangelhaften Waffen gerüsteten Jägerstämmen gejagt werden. Die Küchenabfälle beweisen auch, daß die Ansiedelung am Ilmweiher bei Taubach eine dauernde war, zu welcher die Jäger nach ihren Jagdausflügen zurückkamen, wohin sie ihre Jagdbeute und Jagdtrophäen, soweit sie leichter transportierbar waren, brachten. Aber alle Spuren von Haustieren fehlen. Sie könnten nicht vollkommen verschwunden sein, ebensowenig wie Reste von Thongeschirren, welche noch weniger zerstörbar sind als Knochen und sich darin den Steingeräten an die Seite stellen; auch von Topfscherben fand man keine Spur.

Die Funde aus dem Sommethale und bei Taubach sind als sichere unanfechtbare Beweise für den europäischen Diluvialmenschen von unberechenbarer Bedeutung, aber in Beziehung auf den Reichtum der daraus zu schöpfenden Belehrung für das psychische Verhalten des Menschen in jener ersten Periode, in welcher wir ihn nachweisen können, werden sie doch vielfach und weit übertroffen von dem Funde an der Quelle der Schussen, welchen Oskar Fraas, unser berühmter Geolog, persönlich aufgenommen und beschrieben hat. Fraas hat seine Beschreibung dieses bis jetzt wichtigsten und am besten beobachteten Fundplatzes des Eiszeitmenschen mit Recht als Beiträge zur Kulturgeschichte des Menschen während der Eiszeit betitelt.

Die geognostische Lagerung der Fundstelle auf einer der am weitesten vorgeschobenen Moränen der oberschwäbischen Hochebene beweist, daß erstere jener Periode der Eiszeit angehört, diese ihre Gletschermoränen schon bis an die überhaupt erreichte Grenze vorgeschoben hatte. Die Funde sind daher zeitlich an die Grenze der Eiszeit im Übergang in die Nacheiszeit zu setzen; alles deutet noch auf hochnordische Lebensbedingungen. Die Funde an der Schussenquelle sind danach entschieden geologisch jünger als die bei Taubach gemachten, sie sind ein typisches oder, besser, das typische Beispiel der sogenannten Renntierperiode des ausgehenden Diluviums.

Nach der Beschreibung von Oskar Fraas erscheint die Fundschicht mit den Kulturresten unwiderleglich als vollkommen ungestört, und ihre paläontologischen Einschlüsse kennzeichnen in eindeutiger Weise ihr hohes geologisches Alter. Sie war vortrefflich von der Natur geschützt.

Zu oberst liegt Torf, derselbe, der in der ganzen Gegend auf Meilen Entfernung die Niederungen deckt und die weiten Moorgründe Oberschwabens bildet, aus denen keine anderen Formationen hervorragen als die aus Kies aufgeworfenen Schuttwälle diluvialer Gletscher. Unter dem Torf liegt ein 4—5 Fuß mächtiges Lager von Kalktuff, eine Süßwasserbildung aus den jetzt zur Schussenquelle sich einigenden Wasserläufen. Unter dieser Schutzdecke aus Tuff fanden sich die Reste der Eiszeit und des Eiszeitmenschen. Der Tuff deckte eine dunkelbraune Moosschicht mit einem Stich ins Grüne, das Moos noch vortrefflich erhalten; unter dieser Moosschicht folgte der Gletscherschutt. Das Moos war bis zum Triefen mit Wasser gefüllt und durchsetzt von feuchtem Sande. In ihm fand sich der Rücklaß des Eiszeitmenschen — alles lag frisch und fest, als ob man die Sachen erst kürzlich zusammengetragen hätte, in Haufen bei einander. Ein zäher schwarzbrauner Schlamm füllte Moos und Sand und den kleinsten Hohlraum der Geweihe und Knochen und verbreitete einen moderartigen Geruch. Der Eiszeitmensch hatte die Stelle als Abfallgrube benutzt. Neben den Knochen und Knochensplittern abgeschlachteter und vom Menschen verspeister Tiere, neben Kohlenresten und Asche, neben rauchgeschwärzten Herdsteinen und Brandspuren lagen hier zahlreiche Messer, Pfeil- und Lanzenspitzen von Feuerstein und die verschiedenartigsten Handarbeiten aus Renntiergeweih übereinander (s. Fig. 7—9 auf der Tafel bei S. 120). Das alles befand sich in einer flachen, bei einer Ausdehnung von 40 Quadratruten nur 4—5 Fuß tiefen Grube im reinsten Gletscherschutt, wobei klar in die Augen sprang, daß die vortreffliche Erhaltung der Beingeräte und Knochen lediglich nur dem Wasser zu danken war, das im Moos und im Sand sich halten konnte. Die Moosbank glich einem wassergetränkten Schwamm; sie schloß ihren Inhalt hermetisch gegen alle Luft ab und konservierte in ihrem ewig feuchten Schoße, was vor Jahrtausenden ihr anvertraut worden war.

Unter dem Torf und Tuff tritt uns an der Schussenquelle nur der Typus eines *rein nordischen Klimas* entgegen mit nur nordischer Flora und nur nordischer Fauna. Alle Haustiere fehlen, selbst der Hund; ebenso alle Knochen von Hirsch, Reh, Gemse, Steinbock. Alles entspricht einem nordischen Klima, wie es heute in der Horizontale unter dem 70. Grade nördl. Breite beginnt. Wir sehen Oberschwaben von Moränen und von abschmelzenden Gletschern durchzogen, deren Wasser den Gletschersand in moosbewachsene Tümpel waschen. Wir finden ein grönländisches Moos, das in mächtigen Bänken die feuchten Sande überzieht; zwischen den Schuttwällen der Gletscher haben wir uns weite grüne Triften zu denken, reich genug, um Rudel von Renntieren zu ernähren, die sich dort umhertrieben wie heute in Grönland oder an der Waldgrenze Sibiriens und Norwegens. Hier sind zugleich die Lebensbezirke der dem Renntier gefährlichen Fleischfresser, des Vielfraßes und des Wolfes und in zweiter Linie des Bären und der Polarfüchse.

Auf diesem Schauplatz erscheint nach Fraas der Mensch der Eiszeit, allem nach ein Jäger, welchen die Jagd auf Renntiere einlud, einige Zeit (und wahrscheinlich nur die bessere Jahreszeit) an der Grenze des Eises und des Schnees hinzubringen. Freilich ist der Fundplatz, der von seinem Leben und Treiben berichtet, nur eine Abfallgrube. Daher fand sich von Artefakten nichts Gutes, nur zerbrochene oder mißlungene Ware, Abfall von der Herstellung der Geräte; die Hauptmasse machen *Küchenabfälle* aus. Als solche erscheinen vor allem, neben der Asche und Kohle, geöffnete Markröhren und zerklopfte Schädel des Wildes. Keiner der hier gefundenen Knochen zeigt die Spur eines anderen Instrumentes als die des Steines. Auf einen Stein als Unterlage wurde der Knochen gelegt, mit einem Stein wurde der Streich geführt. Solche Schlag- oder Klopfsteine kamen in großer Anzahl zu Tage. Es waren lauter an Ort und Stelle aufgelesene Feldsteine, unter denen namentlich den hübsch gerollten Quarz-

geschieben etwa von der Größe einer Mannsfaust der Vorzug gegeben wurde. Andere waren etwas roh zugerichtet, keulenförmig mit einer Art Handgriff, wie er sich beim Zersplittern großer Stücke halb zufällig, halb absichtlich ergibt. Ebenso fanden sich größere Steine, Gneisplatten von 1—2 Quadratfuß, schieferige Alpenkalke, rohe Blöcke von diesem oder jenem Gestein, die wohl die Schlachtblöcke vertreten oder als Herdsteine fungiert hatten, da an manchen Brandspuren nachzuweisen waren; wo sie am Feuer gestanden hatten, waren sie abgeschiefert und alle mehr oder weniger von Kohle geschwärzt. Kleinere vom Feuer geschwärzte Schieferstücke und Sandsteintafeln mögen in manchen Beziehungen die Thongeschirre ersetzt haben; denn bei all den geschwärzten Steinen, in den Kohlen- und Aschenschichten der Fundstelle fand sich nicht eine Scherbe eines Thongeschirres.

Die Feuersteingeräte sind von der aus Taubach und dem Sommethal bekannten Form, lediglich zugeschlagen, nicht geschliffen. Auch an der Schussenquelle kommen für die Herstellung der Steingeräte nur relativ kleine Stücke des wertvollen Rohmaterials vor. Daher fand sich auch hier wie in Taubach im wesentlichen nur Lyells dritte Hauptform der Steingeräte vertreten, die Messer- oder Splitterform. Sie ordnen sich in zwei Gruppen: in zugespitzte, lanzettförmige Messer und in abgespitzte, sägeblattförmige Steine. Erstere haben als Messer- und Dolchklingen und als Pfeil- und Lanzenspitzen gedient; letztere stellten die Klingen der Handwerkzeuge vor, die zur Bearbeitung des Renntierhorns notwendig waren. Die größeren Geräte sind zwischen 3 und 4 cm breit und 8—9 cm lang; die Mehrzahl der Stücke ist aber weit kleiner: 4 cm lang und nur 1 cm breit. Die verschiedenen Feuersteinklingen scheinen, in Handgriffe und Hefte von Renntiergeweih gefaßt, verwendet worden zu sein; es finden sich zahlreiche Stücke, welche nur als solche Hefte, entweder fertig oder in der Bearbeitung begonnen, gedeutet werden können. Außerdem wurden aber bei dem Mangel größerer Feuersteine aus Renntiergeweih zahlreiche Waffen, Instrumente und Geräte zum Gebrauch der Jagd und des täglichen Lebens geschnitzt. Fraas hat das bei der Herstellung der Gegenstände aus Renntiergeweih angewendete technische Verfahren auf das genaueste konstatiert; und wir sehen mit Bewunderung, wie die schwäbischen Eiszeitmenschen dabei ganz im Sinne der modernen Technik ihre mangelhaften Schnitzmesser und Sägen gehandhabt haben. Ein Blick auf die Abbildung 10 der Tafel bei S. 120 gewährt ein Bild von der Art des Verfahrens bei der Bearbeitung und von den verschiedenartigen Formen der hergestellten Gegenstände. Letztere sind im wesentlichen Waffen, z. B. lange, spitze Knochendolche, meist aber Pfriemen, Ahlen, Flechtnadeln (aus Holz), Pfeilspitzen mit eingekerbten Rinnen, welche möglicherweise Giftrinnen sein mögen; andere quergestellte Rinnen dienten wohl teils zur Befestigung mittels eines fadenartigen Bindemittels, wahrscheinlich, wie es die Renntierlappen noch heutzutage thun, aus Renntiersehnen gedreht; andere Einritzungen erscheinen als Ornamente. Die Formen der Knochengeräte zeigen im allgemeinen ein entschiedenes Gefühl für Symmetrie, einen gewissen Geschmack, z. B. ein mit einem zum Zweck des Anhängens durchbohrten Knopf versehener Dolch und eine sorgfältig geschnitzte große Fischangel. Rinnenartige oder löffelförmig ausgehöhlte Geweihstücke deutete O. Fraas als Koch- und Eßgeräte; vielleicht haben sie auch entsprechend den im Sommethale gefundenen Schabern aus Stein zu gewissen technischen Zwecken, namentlich zur Bereitung der Felle für Kleidung und Zelte, gedient. Ein doppelt durchbohrtes Geweihstück eines jungen Renntiers erscheint als Pfeilstreckapparat, ähnlich den von den Eskimos benutzten, meist schön verzierten Apparaten zu dem gleichen Zweck. Eine Geweihstange eines Renntiers mit tief eingefeilten Kerben erklärt der Entdecker für ein Kerbholz (s. Fig. 11 der Tafel bei S. 120); die Kerben sind teils einfache

Striche bis zu 2 mm Tiefe eingefeilt, teils sind es zwei durch feinere Striche verbundene Hauptstriche. „Die Striche sind", sagt O. Fraas, „offenbar Zahlzeichen, eine Art Notiz, etwa über erlegte Renntiere oder Bären, oder sonst ein Memento." Unter den Fundgegenständen fanden sich auch nußgroße Stücke roter Farbe, deutlich Fabrikate, aus zerstoßenem und geschlämmtem Thoneisenstein bestehend, vielleicht noch mit Renntierfett angemacht zu einer gekneteten Paste. Die Farbe zerrieb sich wie Butter zwischen den Fingern, fühlte sich fett an und färbte die Haut intensiv rot; in erster Linie mag sie wohl zur Bemalung des Körpers gedient haben.

Die Eiszeitmenschen an der Schussenquelle waren, nach den Ergebnissen dieser Funde, Fischer und Jäger, ohne Hund, ohne Haustiere, ohne Kenntnis des Ackerbaues und der Töpferei. Aber sie verstanden es, Feuer zu entflammen, und benutzten das Feuer zum Kochen der Nahrung. Sie wußten das wilde Renntier und den Bären zu erlegen und die anderen Tiere ihres Jagdgebietes; ihr Pfeil traf den Schwan, ihre Angel holte den Fisch aus der Tiefe. Sie waren Künstler im Zuschlagen von Feuerstein zu Waffen und Werkzeugen; mit letzteren bearbeiteten sie das Renntiergeweih in geschicktester Weise. Spuren von Bindematerial deuten auf die Benutzung von Fäden, wohl aus Renntiersehnen bereitet; die Flechtnadel konnte zur Verfertigung von Angelschnüren verwendet werden. Fäden und stechende feingespitzte Werkzeuge deuten auf die Kunst des Nähens; die Kleidung wird aus Fellen erlegter Tiere bestanden haben.

Zu diesem wissenschaftlich gesicherten, aus zweifellos ungestörten diluvialen Schichten stammenden Material über den Diluvialmenschen haben die anderen Länder bisher keine unseren Blick wesentlich erweiternde, ebenbürtige Beiträge geliefert. Immerhin dürfen die zahlreichen Fundstellen paläolithischer, d. h. nur roh zugeschlagener Feuersteingeräte, wie sie zweifellos der Diluvialmensch benutzt hat, hier nicht unerwähnt bleiben; sie sind bekannt vom nördlichen, mittleren und südlichen Frankreich, vom südlichen England, im Löß von Thiede bei Braunschweig, in Niederösterreich, Mähren, Ungarn, Italien, Griechenland, Spanien, Portugal, Nordafrika und Rußland.

Besonders wichtig ist es, daß auch in Südindien im Nerbuddathale ähnliche Feuersteinwerkzeuge im geschichteten Diluvium mit ausgestorbenen Landsäugetieren gefunden worden sind, da ja die Vermutung mehr als naheliegend ist, daß der Diluvialmensch mit der aus Asien nach Europa einwandernden diluvialen Tierwelt in unseren Kontinent gekommen ist. Die Möglichkeit, daß während des Diluviums der Mensch aus Nordasien mit dem Mammut auch nach Nordamerika gelangt sei, kann man nach den Ergebnissen der paläontologischen Forschung nicht mehr abweisen; es erklärt das in ungezwungener Weise den nahen Zusammenhang der körperlichen Bildung der amerikanischen mit der großen asiatischen (mongoloiden) Menschenrasse.

Man hat in Nordamerika Steingeräte paläolithischer Form in diluvialen Schichten nachgewiesen, und das Gleiche gilt, wie wir gesehen haben, auch für Südamerika. Die besten Funde sind dort die, welche Ameghino in der Pampasformation von Argentinien gemacht hat. Hier sind mehrfach aufgespaltene, bearbeitete und angebrannte Röhrenknochen und Kiefer von Hirsch, Glyptodon, Mastodon und Toxodon mit Feuersteinwerkzeugen von paläolithischem Gepräge gefunden worden; Santiago Roth, welcher sich an diesen Forschungen beteiligt hat, vermutet, daß der fossile Mensch in Südamerika die Panzer der Riesengürteltiere gelegentlich als Wohnung benutzt habe. Aber zweifellos ist der Kulturbesitz des südamerikanischen identisch mit dem des europäischen fossilen Menschen: Werkzeuge und Waffen der aus Europa bekannten Typen aus Stein, Bearbeitung der Knochen, Feuer zum Kochen benutzt, animale Nahrung und ihr entsprechend besondere Liebhaberei für Fett und Mark.

b) Die Höhlenfunde.

Zu dem Bilde, welches uns die Funde menschlicher Thätigkeit in Ablagerungen von einheitlichem Charakter und streng definiertem Alter im geschichteten Diluvium von dem Diluvialmenschen entworfen haben, fügen die freilich viel reicheren, aber auch weit weniger zuverlässigen Fundergebnisse aus den Knochenhöhlen kaum ganz neue Züge. „Die Beweiskraft der Höhlen", sagt v. Zittel, „wird leider durch die Unsicherheit erschüttert, welche in der Regel über die Art und Weise der Einschwemmung oder sonstigen Einführung ihres Inhalts sowie über den Beginn und die Dauer ihrer Besiedelung herrscht; überdies haben spätere Bewohner ihre Überreste häufig mit der Hinterlassenschaft früherer Insassen vermischt." Dieser Zweifel tritt uns besonders lebhaft bezüglich des Zusammenlebens des Menschen mit den ausgestorbenen Tieren der älteren diluvialen Perioden, der Prä- und Interglazialzeit entgegen. Dagegen erscheint die Bewohnung der Höhlen durch den Menschen während der Renntierperiode vielfach vollkommen sicher gestellt; und nach dem Ausspruch v. Zittels gehören in Europa die ältesten menschlichen Wohnstätten in Höhlen, Felsnischen und Flußniederungen größtenteils der Renntierperiode, der zweiten glazialen und namentlich der postglazialen Zeit an. Bei manchen der bestbeobachteten Höhlen, z. B. denen in den Höhlen und Felsnischen im Périgord sowie in den paläolithischen Schichten der Höhlen bei Schaffhausen und anderer mehr, treten uns für die Renntierperiode doch auch recht ungemischte, reine Fundverhältnisse entgegen.

Auch in den Höhlen fehlt in den bestabgegrenzten Fundschichten des Diluvialmenschen jegliches Haustier, jegliches Topfgeschirr, jede Spur von Topfscherben. In der Höhle des Hohlefelsen im schwäbischen Achthale hat Oskar Fraas mit Sicherheit den Unterkiefer des Höhlenbären als Waffe und Schlachtbeil in zahlreichen Exemplaren nachgewiesen; viele Speiseknochen tragen seine unverkennbaren Spuren in eingeschlagenen runden Löchern mit eingebogenem Rande (s. Fig. 12 der Tafel bei S. 120). Als neues Gerät fand sich hier ein Trink- oder Schöpfbecher, aus dem Rückteil des Renntierschädels zugeschlagen. Als neues Werkzeug eine feine Nähnadel mit Öhr aus dem Rohrbein eines Schwans, wie sich solche mehrfach auch in den Höhlen des Périgord gefunden haben. Auch zum Anhängen durchbohrte Zähne vom Wildpferd und Unterkiefer der Wildkatze entweder als Schmuck oder Amulett, die sich in den Höhlen finden, sind bisher, wie es scheint, aus dem geschichteten Diluvium unbekannt. Da beide Tiere in späterer Zeit mit der Gottheit und mit Zauberei in Verbindung stehen, so könnte man an ähnliche primitive religiöse Vorstellungen der alten Höhlenbewohner denken. In der Schicht der Renntierperiode am Schweizerbild bei Schaffhausen fand Nüesch ein Musikinstrument: „eine Renntierpfeife", und als Schmucksachen durchlöcherte Muscheln. Die Funde in den französischen Höhlengegenden beweisen, daß der Mensch dort in den eigentlichen Feuersteingegenden, wo ihm ein sehr geeignetes, relativ leicht zu bearbeitendes Material zu viel vollkommneren und wirkungsvolleren Waffen und Geräten in dem überall zu Tage tretenden oder leicht zu grabenden Feuerstein zu Gebote stand, als sie die weit rauheren, feuersteinarmen Sumpf- und Moorflächen Deutschlands damals darboten, während des Diluviums schon gewisse höhere Verfeinerungen des Lebens ausbilden konnte. Wenn man die kleinen, zum Teil winzigen Messerchen und Feuersteinsplitter aus den deutschen Fundorten mit den gewaltigen Äxten und Lanzenspitzen jener Gegenden vergleicht, so ergibt sich von selbst, wie viel mühevoller hier das Leben für den Menschen sein mußte. Mit welchem Aufwand von Mühe mußte er sich aus Knochen und Geweih Waffen und Geräte schnitzen, welche jenen „Steinreichen" der Feuerstein mit geringerer Mühe

und Zeitaufwand viel besser und dauerhafter lieferte! Der Reichtum an Feuerstein erscheint in diesem Lichte als ein nicht zu unterschätzendes Kulturelement jener Periode. In den Feuersteingegenden sind nicht nur die Geräte aus Stein besser gearbeitet und entsprechen in höherem Grade dem Zwecke der Waffe und des Werkzeugs: es treten auch in höherem Maße Lust und Freude am Ornament und Schmuck hervor.

Als Schmuckgegenstände (s. Figur 13—19 auf der Tafel bei S. 120) findet man neben durchbohrten Pferde- und Bärenzähnen auch solche vom wilden Rind, Steinbock und Renntier; auch die schönfarbigen Flußspate, welche man in den Höhlen gefunden, müssen hier erwähnt werden. Die Knochengeräte sind zum Teil in charakteristischer Weise ornamentiert. Sogar die Steinklingen zeigen, wie jene berühmten Stücke vom Solutré-Typus, von welchen übrigens ein Exemplar auch in der Ofnethöhle bei Nördlingen unter anderen Diluvialfunden vorgekommen ist, in der regelmäßigen Absplitterung Versuche, diese Bruchflächen ornamental anzuordnen, was in der jüngeren Steinzeit zur Herstellung des zierlichen Fischgrätenmusters an den schönsten Stücken von Dolchen und Lanzenspitzen aus Feuerstein geführt hat. Die ornamentalen Rinnen an den vielzackigen Harpunenspitzen mögen zum Teil aus Giftrinnen hervorgegangen sein; andere, den Mittelschaft der Harpunenspitze kreuzenden Bandornamente ahmen die sich kreuzenden Fäden nach, mit denen an dem Schaft Feuersteinsplitter als Spitzen und Haken befestigt wurden, wie derartige Stücke aus späteren Kulturperioden bekannt sind. Die Harpunen der Diluvialmenschen entsprechen in hohem Grade denen der Eskimos und Feuerländer.

Das Leben in den Höhlen, Grotten und unter den Felsschutzdächern in der Nähe des Flusses war keineswegs ganz armselig. Über die massenhaft aufgehäuften Kulturreste aus dem Diluvium in den Höhlen an den Ufern der Vézère sprechen sich Lubbock und Boyd Dawkins geradezu begeistert aus. Die Überreste, welche ihre ehemaligen Bewohner in den Höhlen hinterlassen haben, geben ein kaum weniger anschauliches Bild von dem Menschenleben jener uralten Zeit wie die verschütteten Städte Herculaneum und Pompeji von den Sitten und Gebräuchen der Italiker im ersten Jahrhundert nach Christo. Der Höhlenboden, auf dem dort einst die Menschen gehaust haben, scheint ganz aus zerbrochenen Knochen auf der Jagd erlegter Tiere zu bestehen, untermischt mit rohen Geräten, Waffen aus Knochen und unpoliertem Stein, sowie Kohlen und größeren verbrannten Steinen, welche die Lage der Feuerstätten andeuten. Feuersteine, Späne ohne Zahl, rohe Steinmassen, Pfriemen, Lanzenspitzen, Hämmer, Sägen aus Feuerstein und Hornstein liegen bunt durcheinander neben Knochennadeln, geschnitzten Renntiergeweihen, Pfeilspitzen, Harpunen und zugespitzten Geweihstücken und Knochen; daneben die zerschlagenen Knochen der Tiere, welche als Nahrung gedient haben: Renntier, Wisent, Pferd, Steinbock, Saigaantilope, Moschusochse und andere. In einigen Fällen ist das Ganze durch Kalksinter zu einer festen Masse verkittet. Das Renntier lieferte bei weitem den größten Teil der Nahrung und muß zu damaliger Zeit in großen Herden in Mittelfrankreich gelebt haben und zwar wild, da dort wie an der Schussenquelle jede Spur des Hundes fehlt.

Mitten in dieser Fülle von Kulturresten wurden die Forscher überrascht durch wahre Kunstgegenstände aus der Hand des Diluvialmenschen, zum Beweise, daß sich sein Denken über seine Umgebung bis zur Fähigkeit der Nachbildung des Gesehenen in Zeichnung und Modellierung erhoben hatte. Die ersten derartigen Objekte wurden in den Höhlen des Périgord gefunden (s. Fig. 20—27 auf der Tafel bei S. 120). Es sind einerseits auf Steinen oder Renntierknochen oder Geweihstücken eingeritzte, großenteils sehr naive, zum Teil aber doch wirklich lebensvolle Zeichnungen, meist Tiere, aber auch Menschen darstellend; anderseits aus

Renntiergeweihstücken, Knochen oder Zähnen plastisch geschnitzte Nachbildungen. Solche Gravierungen fanden sich auch auf Elfenbeinstücken, aus welchen sich auch plastische Darstellungen erhalten haben. Auf einem zylindrischen Stück Renntiergeweih unter den Höhlenausgrabungen der Dordogne zeigt sich die Darstellung eines Fisches, auf dem Schaufelstück eines Renntierhorns Kopf und Brust eines steinbockähnlichen Tieres; Abbildungen von Pferden geben die aufgesträubte Mähne, den ungepflegten Schwanz und den unverhältnismäßig großen Kopf des großköpfigen diluvialen Wildpferdes treu wieder. Unter den plastischen Darstellungen steht an Schönheit obenan ein geschnitzter Griff eines langen, wohlerhaltenen Dolches aus Renntiergeweih, ein erlegtes, eben zusammenbrechendes junges Renntier stilisiert und doch lebensvoll darstellend und in der Form vollkommen dem Bedürfnis eines Handgriffs angepaßt. Ein anderer Handgriff zeigt den Kopf eines Moschusochsen; eine Doppeldarstellung hat auf der einen Seite ein Reh-, auf der anderen Seite ein Hasenköpfchen mit seitlich gelegten Ohren. Gravierungen auf Stein, Renntierknochen und Geweihstücken fanden sich, zum Teil sicher in ihrer Echtheit beglaubigt, auch in dem Keßler-Loch und in der Renntierschicht am Schweizerbild, beide bei Schaffhausen.

Am wichtigsten unter diesen Stücken sind solche Darstellungen, welche die Wiedergabe eines historischen Vorgangs anstreben. Eine derartige Abbildung stellt eine Gruppe dar, bestehend aus zwei Pferdeköpfen und einer anscheinend nackten menschlichen Figur, welche in der Rechten einen langen Stab oder Speer trägt und neben einem sich fast schlangenartig niederbeugenden, sich auf diese Weise der Raumbeschränkung anpassenden Baum steht, dessen durch parallele Striche angedeutete Äste eine Fichte oder Tanne erkennen lassen. An den Baum schließt sich ein System senkrechter und horizontaler Striche an, welche eine Art von Flechtwerk, einer Hürde ähnlich, wiederzugeben scheinen. Auf der anderen Seite desselben zylindrischen Stückes stehen zwei Wisentköpfe. Zweifellos erzählt dieses Bild eine Geschichte, es ist Bilderschrift ganz im Sinne der Bilderschrift nordamerikanischer Indianer. Unser Bild läßt schon den Übergang zu abgekürzter Bilderschrift erkennen: für die ganzen Tiere, Pferde, Büffel, werden nur die Köpfe dargestellt. Die Botenstöcke der Australier zeigen gewisse Ähnlichkeiten; Bastian hat sie mit Recht als Anfänge einer Schrift bezeichnet.

Wenn wir die Funde richtig gedeutet haben, so rücken diese mit dem „Kerbholz" aus dem Fund in der Schussenquelle und dem „Botenstock" aus den Höhlen der Dordogne die Zählkunst und die Anfänge der Schrift sowie die ersten Kunstregungen mit den anderen Elementen primitiver Kultur bis in die Diluvialzeit zurück.

„Keines der Tiere, dessen Skelettreste in den diluvialen Schichten liegen, war", sagt Oskar Fraas, „zum Dienste des Menschen gezähmt". Der Mensch stand vielmehr allen feindlich gegenüber und wußte sie nur zu töten, um sein Leben mit ihrem Fleisch und Blut und Knochenmark zu fristen. Es war weniger die physische Stärke, die dem Menschen half im Kampf um seine Existenz; denn mit wenig Ausnahmen sind die erlegten Tiere dem Menschen an Kraft so sehr überlegen, daß es selbst mit Hilfe von Pulver und Blei nicht leicht ist, Elefant, Nashorn, Grislybär und Wisent zu erlegen oder das flüchtige Renntier und Pferd zu erjagen. Es galt hier mit geistiger Überlegenheit die unbewachten Augenblicke des Tieres auszukundschaften, es zu überraschen oder in Schlingen und Gruben zu Fall zu bringen. Um so bewunderungswerter steht der Wilde der europäischen Diluvialzeit vor unseren Gedanken; „sehen wir doch, daß er zu den ersten gehört hat, welche im harten Kampf mit dem Leben die Übung des menschlichen Geistes trieben und eben damit den Grund legten zu jeder späteren Entwickelung im Sinne des kulturellen Fortschritts". Und mitten in diesem ärmlichen Leben konnte sich doch schon ein

Sinn für die kleinen Freuden und Verschönerungen des Daseins entwickeln, wie die zierlich geschnitzten und dekorierten Waffen und Geräte beweisen; es bildete sich sogar schon ein Sinn für das Naturschöne aus und die Fähigkeit, dasselbe nachzuahmen.

Die Knochennadeln mit Öhr, die feinen Ahlen beweisen die Kunst des Nähens; die zahlreichen Schaber aus Feuerstein oder Knochen lehren, daß der Diluvialmensch die Bearbeitung der Felle für Bekleidungszwecke kannte und nach der noch heute bei den Eskimos und nördlichsten Indianern geübten Methode ausführte. Das Spinnen scheint nicht bekannt gewesen zu sein. Dagegen verstand man es, Schnüre zu drehen, deren Eindrücke und Kerben an den Knochen- und Geweihgeräten auffallen; Fadenverschnürungen wurden auch als primitive ornamentale Verzierung an Waffen und Geräten abgebildet. Die Töpferei war dem Diluvialmenschen unbekannt. Auch noch heute ist ja die Herstellung von Topfgeschirren kein allgemein empfundenes Bedürfnis der Menschheit. Der Schlauch aus dem im ganzen ohne Naht abgestreiften, gleichsam übergestülpten Fell kleinerer Tiere ersetzt die Mehrzahl der größeren Gefäße; anderseits können Flüssigkeiten auch in einem dicht geflochtenen Korb einige Zeit gehalten werden. Die Flechttechnik war dem Diluvialmenschen bekannt. Dafür sprechen jene Ornamente an Waffen und Geräten, auch die Flechtnadel aus dem Funde der Schussenquelle und ebenso das auf dem eben erwähnten „Botenstock" dargestellte Hürdengeflecht, welches wohl eine aus Ästen und Zweigen geflochtene Hürde oder ein Sommerwohnhaus darstellen mag. Zu diesem vorwiegend auf die Bekanntschaft mit zweckmäßigen Waffen und Geräten begründeten Kulturbesitze kommt dann noch die Kunst, durch Zeichnen und Schnitzen Naturobjekte darzustellen. Daraus ergibt sich der Versuch, historische Momente in abgekürzter bildlicher Darstellung festzuhalten zum Zweck der Mitteilung an andere: die Anfänge der Bilderschrift; das Kerbholz zeigt die Methode der Zahlendarstellung: meist nur je ein Strich, aber auch je zwei Striche durch eine Verbindungslinie zu einer höheren Zahleneinheit verbunden. Von der Baukunst ist uns keine Spur hinterlassen, abgesehen von dem Zusammenlegen roher Steine zu Feuerstellen; auch Grabbauten sind aus jener Periode der Vorzeit nicht aufgefunden worden.

c) Paläolithische Menschen der Gegenwart.

Der Kulturbesitz des Diluvialmenschen und sein ganzes Lebensverhalten stehen dem heutigen Menschengeschlecht nicht etwa als etwas Fremdes gegenüber: sie passen vollkommen in das Bild herein, welches uns heute die Menschheit darstellt; nirgends tritt der Diluvialmensch aus diesem Rahmen heraus. Nichts würde einem europäischen Reisenden, der heute an der Grenze des ewigen Eises, in der Richtung gegen den Nord- oder gegen den Südpol unserer Weltkugel, auf eine Truppe von Diluvialmenschen stoßen würde, ganz außergewöhnlich und ohne Analogie vorkommen; ja es wäre möglich, durch Bilderschrift sich mit ihnen zu verständigen und mittels des Kerbholzes Handelsgeschäfte mit ihnen zu treiben.

Die Art der Lebensführung des Menschen wird jenseits der Grenzen höherer Kultur, namentlich in extremen klimatischen Verhältnissen, fast ausschließlich durch die äußere Umgebung und die Möglichkeit des Nahrungserwerbes bedingt. Die Eskimos, welche, wie einst der Diluvialmensch Mitteleuropas, an den Grenzen des ewigen Eises mit den dorthin ausgewanderten Diluvialtieren: Renntier, Moschusochse, Bär, Eisfuchs 2c., leben, sind ebenso wie jene, da Getreidebau und Halten von Haustierherden sich von selbst verbieten, auf die Jagd, den Fischfang und auf fast reinen Fleisch- und Fettgenuß angewiesen. Ihre Küchenabfälle sehen vollkommen denen aus dem Diluvium ähnlich. Vor der Bekanntschaft mit den Kulturfortschritten

des modernen Europa benutzten sie, wie noch heute zum Teil aus Vorliebe oder abergläubischen Vorstellungen, Stein und Knochen neben Treibholz zu Herstellung ihrer Waffen und Geräte; ihr Bindemittel waren Fäden aus Tiersehnen gedreht, mit denen sie ihre Kleider nähten und ihre Harpunen und Pfeile befestigten, welche in der Form jenen des Diluvialmenschen ähneln. Sie kannten ebensowenig wie dieser die Kunst des Spinnens und Webens: ihre Kleider waren aus Fellen der Jagdtiere hergestellt; Töpfe waren ihnen unbekannt und unnötig. Der berühmte Nordpolreisende Kane gibt das Inventar der Geräte und Einrichtung einer von ihm besichtigten Eskimohütte: „Eine Schale aus Seehundsfell zum Sammeln und Aufbewahren des Wassers; das Schulterblatt eines Walrosses, welches als Lampe diente; ein flacher Stein, um dieselbe zu stützen; ein zweiter großer, dünner, glatter Stein, um den zum Trinkwasser schmelzenden Schnee darauf zu legen; eine Lanzenspitze mit einem langen Band aus Walroßschnur; ein Kleidergehänge und die aus Fellen hergestellten Kleidungsstücke der Leute selbst umfassen die gesamten irdischen Güter dieser Familie.“ Aber die Walroßschnur zeigt ein hübsches Flechtornament, die Kleidungsstücke sind zierlich ausgenäht, nach der Mode der Polarmenschen schön und zweckmäßig. Die Felle sind gegerbt mit Hilfe eines steinernen Schabers, dessen vollkommenes Gegenstück jede Ausgrabung in Fundschichten des Diluvialmenschen in zahlreichen Exemplaren liefert; die Nadeln sind ebenso aus Knochen. Dabei zeigen die Eskimos ebenso Lust an figürlichen und zeichnerischen Darstellungen, am Gravieren und Schnitzen; auf Platten jeder Art, z. B. Treibholztäfelchen, oder auf Knochen machen sie ihre Gravierungen, welche wie bei dem Diluvialmenschen nicht nur einzelne der Jagdtiere, sondern auch historische Szenen mit dem Menschen darstellen im Sinne der Bilderschrift.

Die Feuerländer an den Gletschern der Südhemisphäre verhalten sich fast ebenso, nur erscheinen sie einerseits noch ärmlicher, und ihr Kunstsinn ist, wie es scheint, weniger entwickelt; anderseits haben sie den Hund als Haustier. Töpfe fehlen auch ihnen; ihre Waffen und Geräte entsprechen zum Teil denen aus den Diluvialschichten der französischen Höhlen.

Auch unter anderen klimatischen Verhältnissen können sich übrigens ganz ähnliche Kulturen ausbilden. Edward Burnett Tylor hat es unternommen, den Beweis zu führen, daß die kulturellen Zustände vieler heute lebender primitiver Völker getreu die Verhältnisse der steinzeitlichen, speziell paläolithischen (diluvialen) Menschen widerspiegeln. Er hat festgestellt, daß die Steinwerkzeuge der Tasmanier, von welchen ihm eine Sammlung von gegen 150 Stücken zur Vergleichung zu Gebote stand, vollkommen paläolithischen Charakter zeigen (s. Figur 23 und 24 auf der Tafel bei S. 120). Es sind kräftige Steinspäne, auf einer Seite flach mit Schlagmarke, auf der anderen mit erhabener Mittelkante roh in Speerspitzenform zugearbeitet (Mousiertypus Broca's). Das Material, aus welchem die tasmanischen Steingeräte hergestellt sind, besteht teils aus einem relativ wenig harten, thonartigen Stein, teils aus Kiesel oder Quarzit. Keines dieser Werkzeuge zeigt Spuren von Schliff; alle sind, wie die Stücke aus dem Diluvium, einfache, scharfkantige Steine, deren Rand durch Bearbeitung mit einem zweiten Stein scharf zugehauen ist. Diese Steingeräte könnten als Steinbeile in Griffe eingesetzt gewesen sein; sicher ist bekannt, daß sie beim Gebrauch auch ohne Heft einfach mit der Hand, z. B. zwischen Daumen und Zeigefinger beim Abbalgen des Känguruhs, gefaßt wurden. Noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts repräsentierten die Tasmanier ein Volk, welches kulturell die paläolithische Stufe nicht überschritten hatte. Die ersten weiteren Kulturfortschritte wurden ihnen von einwandernden Australiern gebracht, welche hier als Kulturträger auftreten.

Man hat oft die Hoffnung ausgesprochen, es möchte einst, eingefroren im Steineis Nordsibiriens, die Leiche eines Menschen aus dem Diluvium, eines Zeitgenossen des

Mammuts, mit dem Wollpelz und des wollhaarigen Rhinoceros gefunden werden. Wir stellen die Frage: würden wir eine solche Leiche mit Sicherheit als einen Eiszeitmenschen erkennen? Die Fundstelle selbst im Steineis neben den Leichen der ausgestorbenen Diluvialtiere beweist an sich noch nichts. Wir kennen die Spaltenbildungen im Inlandeis ebenso wie in den alpinen Gletschern; neue Spalten entstehen gleichsam unter unseren Augen, und die Zahl der Eiswanderer, welche in solchen Spalten auf immer verschwinden und darin wie jene Tierleichen konserviert werden, ist keineswegs gering. Auch in den Alpen wird nur ein Teil der in Gletscherspalten Abgestürzten lebend oder tot daraus wieder hervorgezogen, und wie selten mag eine Bergung aus den Spalten des Polareises sein. Die ins Eis eingeschlossene Leiche eines Polarforschers, der aus den Kulturländern in die Gegenden des ewigen Eises vorgedrungen, würde zwar nicht seine Pelzkleidung, welche dem arktischen Klima angepaßt sein wird, wohl aber zahlreicher kleiner Kulturbesitz: Uhr, Taschenmesser, Schnallen und Knöpfe ꝛc., als einen Kulturmenschen verraten; aber die Leiche eines Eskimos, welche vor der Bekanntschaft mit der modernen Kultur dort eingefroren ist, würde keine ausschlaggebenden Charaktere zeigen, welche ihn von dem Eiszeitmenschen mit Sicherheit unterscheiden lassen, sicher nicht die Steingeräte, da gerade dieser Teil primitiven Kulturbesitzes, wie wir für die Steinschaber zur Fellzurichtung hervorgehoben haben, bei beiden so gut wie identisch ist.

Man hat vielfach geglaubt, schon ein entscheidendes Kriterium für die Periode zu besitzen, wenn sich nachweisen ließ, daß frisches Mammutelfenbein in der betreffenden Zeit zur Herstellung von Geräten und Waffen oder Schmucksachen und künstlerischen Darstellungen, Zeichnungen und Schnitzereien, verwendet wurde. Es ist nicht zu zweifeln, daß der Diluvialmensch, wenn es ihm gelang, ein Mammut zu erlegen, die Zähne für seine Zwecke benutzt haben werde. An der Grenze des ewigen Eises, wo wir einen eingefrorenen Diluvialmenschen jetzt allein zu finden erwarten könnten, würde aber aus Gegenständen von Mammutelfenbein im Besitz einer Leiche kein Schluß auf hohes Alter derselben gestattet sein. Denn die vielen Mammutzähne, welche seit Menschengedenken in Nordsibirien, auf den Neusibirischen Inseln und an anderen Orten gefunden und benutzt wurden, sind absolut frisch und werden auch in der Technik der Kulturländer ganz wie frisches Elfenbein verwendet. Unter dem Namen Mammut bilden die von Elfenbeinsuchern (= Mammutjägern) ausgegrabenen fossilen Stoßzähne einen wichtigen Handelsartikel. Nach Middendorf sollen seit 200 Jahren mehr als 100 Paar Stoßzähne aus Sibirien jährlich auf den Markt gebracht werden; der Boden der Bären- und Ljachowinseln ist förmlich mit Mammutknochen erfüllt; sowie das Eis durch die Sonne an den Küsten auftaut, entdeckt man Mammutknochen in Menge. Eine beträchtliche Anzahl unserer modernsten Elfenbeinarbeiten ist aus solchem fossilen Mammutelfenbein hergestellt, und kein Auge eines Forschers könnte aus dem benutzten Elfenbeinstücke selbst einen Beweis erbringen, ob dasselbe sofort nach dem Tode des Tieres oder erst lange Jahrtausende nachher aus den im Eise konservierten Zähnen geschnitzt ist. Dazu kommt, daß die Nordasiaten noch heutzutage es lieben, aus Mammutelfenbein Hefte ihrer Steingeräte und anderes, namentlich aber kleine Kunstwerke, Schnitzereien, herzustellen, welche jenen außerordentlich ähnlich sind, die in den diluvialen Höhlen gefunden wurden. Von Alaska-Eskimos hat Jakobsen eine reiche Ausbeute derartiger Stücke aus Stein, Mammutelfenbein und Renntierhorn mitgebracht (s. die Figuren 25—27 auf der Tafel bei S. 120); die Samojeden pflegten seit den ältesten Zeiten aus Mammutelfenbein Löffel und allerhand Geräte zu schnitzen. Ja sie benutzen die Haut der im gefrorenen Boden konservierten Mammutleichen als Leder zur Bespannung für ihre Hunde und Renntiere, das Fett zum Schmieren, und mit dem Fleisch füttern sie ihre Hunde.

Die gleichen Verhältnisse, welche uns heute noch manche Gegenden des nördlichen Sibirien darbieten, waren am Ende der Eiszeit und im Beginn der Nacheiszeit durch ganz Mitteleuropa verbreitet; der Fund an der Schussenquelle gibt uns vollgültiges Zeugnis für diesen damaligen Charakter des Klimas in Mitteleuropa. Der Mensch hat hier an der Grenze von Eisfelsen auf gefrorenem Boden mit dem Renntier und seinen Genossen gelebt, wie er es heute in Nordasien thut, und auch hier muß er, wie heute dort, das wollhaarige Mammut im Eis und gefrorenen Boden durch die Kälte konserviert gefunden haben. Das Mammut war, wie wir eben hörten, in Mitteleuropa kaum weniger häufig als in den berühmten sibirischen Fundplätzen: die Zahl der Mammutzähne und ganzen Mammutleichen, welche sich an einigen mitteleuropäischen Stellen gefunden haben, wie in Kannstatt bei Stuttgart und im Löß bei Predmost in Mähren, kann mit den reichsten Ergebnissen der Mammutjagd auf den Neusibirischen Inseln wetteifern. Die Schnitzereien und Geräte aus Mammutelfenbein, die man in Predmost und in den Höhlen der Dordogne, Belgiens und Polens und anderswo gefunden hat, beweisen sonach nur soviel, daß der Mensch, welcher diese Gegenstände gemacht hat, das Elfenbein noch frisch verwendet habe; ob aber vom eben getöteten Tiere oder von der im Eise der Diluvialzeit frisch konservierten Leiche, kann niemand entscheiden.

Niemand wird es einfallen, einen heutigen Stutzer, dessen Stock als Krücke mit dem Schnitzbild eines nackten Weibes aus Mammutelfenbein geschmückt ist, selbst oder doch wenigstens sein mitgeführtes Kunstwerk der Mammutzeit zuzuweisen. Auch jene alten aus Mammutelfenbein hergestellten Gegenstände und Abbildungen beweisen nur, daß letzteres bei seiner Verarbeitung noch frisch war. In Frankreich und dem übrigen Mitteleuropa muß das außer in der Periode, in welcher das Mammut lebte, auch noch in der frühen Nacheiszeit, welche wir als Renntierperiode kennen gelernt haben, der Fall gewesen sein. Steenstrup hat mit kritischer Schärfe die Lößanhäufung von Predmost mit ihren massenhaften Mammutresten, neben welchen sich aber auch außer dem Menschen Wolf, Bär, Renntier, Moschusochse und Pferd, also die Fauna der Renntierperiode findet, nicht der Mammutzeit, sondern der postglazialen Renntierperiode zugewiesen. Die diluvialen Renntiermenschen Mitteleuropas haben wohl ebenso nach Mammutzähnen gesucht wie die heutigen Renntiermenschen in Nordasien. Das große Mammutaasfeld in Predmost war daher ein sehr mächtiger Anziehungspunkt wie für die Raubtiere, namentlich die Wölfe, ebenso auch für den Menschen. Damit stimmen die vorgefundenen Bein- und Steingeräte, die zahlreichen zugeschlagenen Feuersteine, die großen Mengen Holzkohle und Asche, die vielen verkohlten Knochensplitter und die Haufen zu Nahrungszwecken zerschlagener Knochen überein.

Namentlich in Frankreich hat man aus der „Elfenbeinepoche" vielfach primitive Kunstwerke gefunden, auch die nackte Gestalt des Weibes fehlt nicht; aber kein Beweis ist erbracht, daß diese Schnitzereien der Zeit angehören, wo das Mammut noch lebte. Viel Aufsehen hat eine Gravierung auf einer Mammutelfenbeinplatte gemacht, welche ein haariges Mammut mit Mähne und stark gebogenen Stoßzähnen darstellt. Man hat diese Abbildung als einen vollgültigen Beweis dafür genommen, daß der diluvialzeitliche Künstler, der sie verfertigte, das Mammut lebend gesehen und porträtiert habe. Aber hätte denn der „Mammutjäger" Schumachow, jener Tunguse, welcher 1799 das jetzt in der Sammlung der Petersburger Akademie aufgestellte Mammut im Eise der Halbinsel Tumys-Bykow an der Lenamündung entdeckte, das Tier, nachdem es frisch aus dem Eis ausgeschmolzen war, anders abbilden können? Und die Höhle von Madeleine im Périgord, wo das Elfenbeinstück mit der bildlichen Darstellung des Mammuts gefunden wurde, gehört sicher der Renntierperiode an, wie v. Zittel im 4. Bande seiner „Paläozoologie" bestätigt.

Hätten wir nicht unabhängige Beweise dafür, daß der Diluvialmensch in Mitteleuropa, z. B. in Taubach, schon mit den großen ausgestorbenen Dickhäutern zusammengelebt habe: weder die Funde im Löß bei Predmost noch die aus Mammutelfenbein hergestellten Manu- und Artefakten, auch nicht die Abbildung des Mammuts selbst, könnten das Zusammenleben beweisen. Sie führen den sicheren Beweis der Existenz des Diluvialmenschen nur bis zur Renntierperiode.

d) Körperliche Reste des Diluvialmenschen.

Für die Entscheidung, ob eine im Steineis eingefrorene Leiche einem Diluvialmenschen angehört habe, würde ebensowenig wie Kleidung, Geräte und Schmuck, auch die Untersuchung der Leiche selbst, ihres Schädels, ihrer Knochen und Weichteile ausreichen. Denn wenigstens so viel ist gewiß, daß alle die bisher bekannt gewordenen, von den berufensten Paläontologen, Geologen und Anthropologen dem Diluvialmenschen zugeschriebenen Schädel und Knochen sich nicht von denen der heutigen Menschen unterscheiden. Wir kennen kein Merkmal, durch welches körperliche Reste des Menschen aus dem Diluvium sicher charakterisiert würden.

„Im Verhältnis zu der großen Masse von Werkzeugen", sagt v. Zittel (im vierten Bande seiner Paläozoologie), „gehören Überreste des diluvialen Menschen selbst zu den größten Seltenheiten. Das Alter der vielbesprochenen Schädel aus den Höhlen von Paviland in Glamorganshire, von Engis, Engihoue und Spy bei Lüttich, von Gendron an der Lesse, aus der Gaillenreuther Höhle, aus den Höhlen von Aurignac, Cro-Magnon, Bruniquel, Lombrive, Cavillon bei Mentone, Grotta dei Colombi auf Palmaria ist zweifelhaft; der Schädel aus Kannstatt stammt sicher, wie die Skelette von Grenelle und Clichy bei Paris, aus später Zeit; die Extremitätenknochen aus dem Löß von Lahr sind verloren, die Skelette aus dem vulkanischen Tuff von Denise bei Le Puy von zweifelhaftem Alter, ebenso der Schädel von Brüx in Böhmen"; das diluviale Alter des berühmten Schädelfragmentes aus dem Neanderthale mit seinen starken Augenbrauenwulsten ist „nicht im mindesten erwiesen. Auch der Unterkiefer von Moulin-Quignon bei Abbeville wurde von Arbeitern betrügerischerweise untergeschoben. Als diluviale Menschenreste von verläßigem Alter bleiben eigentlich nur ein Schädel von Olmo bei Chiana in Toscana, ein Schädel von Egisheim im Elsaß, ein Unterkiefer aus der Höhle von Naulette bei Furfooz in Belgien und ein Kieferfragment aus der Schipkahöhle in Mähren übrig. Dieses Material genügt nicht zu einer Rassenbestimmung; allein sämtliche Menschenreste von verläßigem Alter aus dem Diluvium von Europa stimmen wie alle in Höhlen gefundenen Schädel nach Größe, Form und Kapazität mit dem Homo sapiens überein und sind durchaus wohlgebildet. Sie füllen in keiner Weise die Kluft zwischen Menschen und Affen aus.

„In Nordamerika machte einige Zeit ein von Whitney aus dem oberpliocänen ‚auriferous gravel' von Calaveras in Kalifornien beschriebener Schädel großes Aufsehen; nach Mortillet handelt es sich hier um einen von Arbeitern in den Boden gegrabenen modernen Indianerschädel.

„Mehr Vertrauen verdienen die Funde aus Südamerika. Schon Lunel hatte in brasilischen Knochenhöhlen menschliche Schädel, vermischt mit ausgestorbenen und rezenten Säugetieren, aufgefunden; ebenso kommen im obersten Diluvium (Plata- und Querandische Stufe) von Argentinien Feuersteinwerkzeuge und menschliche Schädel von dolichokephaler Beschaffenheit vor. Aber auch in der Pampasformation von Argentinien sind mehrfach aufgespaltene, bearbeitete und angebrannte Röhrenknochen und Kiefer vom Hirsch, Glyptodon, Mastodon und Toxodon mit Feuersteinwerkzeugen von paläolithischem Gepräge sowie Schädel und ganze Skelette vom

Menschen gefunden worden. Bei Arrecifes lag ein Menschenskelett unter einem Glyptodonpanzer. Die fossilen Menschenschädel aus Südamerika haben kein einheitliches Gepräge; die einen sind dolichokephal und erinnern an die noch jetzt in Südamerika lebenden Indianer, andere haben brachykephale Form. Ein Skelett besaß 18 (statt 17) Rumpfwirbel und zeigte eine Durchbohrung des Brustbeins." So weit v. Zittel, der berufenste Forscher auf dem Gebiete der Paläontologie in Deutschland. Meine wissenschaftlichen Ergebnisse stimmen vollkommen mit den seinigen überein; nur möchte ich auch noch hinter einige der als sicher angenommenen Menschenknochenfunde aus dem Diluvium ein Fragezeichen setzen.

2. Die Paläontologie des neolithischen Menschen in Europa.

A. Die alluviale Steinzeit.

Ganz im Sinne der paläontologischen Schichtenbildung bildet das Diluvium die unterste, älteste Schicht für das Vorkommen des Menschen, vor allem bezeugt durch die Reste seiner primitiven Kultur. Diese älteste bis jetzt bekannt gewordene Kulturschicht geht im wesentlichen gleichartig weit über die Erde. Zweifellos bilden Asien, Europa, Nordafrika und Nordamerika, soweit die Eisbedeckung ihre Bewohnung zuließ, für den paläolithischen Menschen ein zusammenhängendes Verbreitungsgebiet mit gleichartigen Fundergebnissen. In diesen weiten Gebieten liegt der historischen Kultur als unterste, älteste prähistorische Schicht die gleichartige paläolithische Schicht zu Grunde. Nach Südamerika drang in der Diluvialzeit, als in ein neues Gebiet, der paläolithische Mensch mit nordischen Diluvialtieren vor. Der paläolithische Mensch scheint in Mittel- und Südafrika sowie Australien noch nicht konstatiert zu sein. Um so wichtiger ist es, daß sich in Tasmanien paläolithische Kulturverhältnisse noch bis fast zur Mitte unseres Jahrhunderts gefunden haben.

Die Paläontologie des Menschen hat von der ältesten, dem Diluvium angehörenden paläolithischen Schicht der menschlichen Kultur bisher nur an einzelnen Stellen der Erde gute geologische Aufschlüsse erhalten, und nur in Tasmanien scheint bis in unsere Tage herein diese älteste Schicht frei, von anderen Kulturschichten noch unbedeckt zu Tage getreten zu sein. Sonst zeigt sie sich überall von einer zweiten, viel mächtigeren jüngeren Kulturschicht überlagert, welche sich, obwohl in fast zahllosen Fundorten aufgeschlossen, doch kaum weniger gleichartig als die paläolithische Schicht über die ganze Erde verbreitet. Man hat sie im Gegensatz zu der diluvialen ältesten Steinzeit, die wir als paläolithische Periode kennen gelernt haben, als alluviale jüngere Steinzeit oder als neolithische Periode bezeichnet.

Auch die neolithische Periode kennt die Bearbeitung der Metalle nicht; für Waffen und Geräte ist der Stein das ausschließliche Hartmaterial, aus welchem die Klingen verfertigt werden. Aber geologisch und paläontologisch sind beide Kulturschichten weit und scharf getrennt. Es sind nicht diluviale, sondern alluviale Schichten, in denen die Reste der neolithischen Kultur abgelagert sind. Auch die Nachzügler der Diluvialfauna, welche in der Nacheiszeit mit dem Renntiere die Genossen des mitteleuropäischen Menschen waren, sind verschwunden; ihre Reste fehlen in den Schichten, welche uns in Menge Kultur- und Skelettreste des neolithischen Menschen liefern. Die Fauna hat sich auch sonst wesentlich verändert. Neben die schon im Diluvium verbreiteten heutigen Wald- und Jagdtiere, unter denen große Formen wie Bison, Wisent und Elch mit Bär und Wolf noch häufig vorkommen, treten unsere Zucht- und Haustiere in

großer Zahl: Hund, Rind, Pferd, Ziege, Schaf, Schwein. Die Menschen der neolithischen Periode lebten im wesentlichen unter denselben klimatischen Bedingungen wie die heutige Menschheit, in derselben tierischen und pflanzlichen Umgebung; sie züchteten Haustiere, trieben Ackerbau und verfertigten ihre Waffen und Geräte aus Stein, Knochen, Geweih und Zähnen der Jagd- und Zuchttiere.

Für Europa und einen großen Teil der übrigen Kontinente liegt diese zweite Kulturschicht des Menschengeschlechts noch in vorgeschichtlicher Tiefe. Aber in anderen ausgedehnten Teilen der Erde war bis weit in die Zeit der geschriebenen Geschichte herein die Schicht der neolithischen Kultur von anderen Kulturschichten noch nicht überlagert. Auch ein großer Teil Europas wurde noch von „geschichtslosen" Völkern der jüngeren Steinzeit bewohnt, als sich die alten Kulturländer Asiens und Afrikas und die Küsten des Mittelmeeres überall auf Grundlage der gleichen neolithischen Kulturanfänge mit der sich ausbreitenden Benutzung der Metalle schon zu jener höheren Kulturstufe erhoben hatten, welche mit den historischen Schriftdenkmalen Babyloniens und Ägyptens die Grundlagen unserer heutigen Chronologie bilden.

Als jene Kulturvölker mit den entfernter wohnenden Nationen der Alten Welt in direkte Berührung traten, fanden sie diese, wie gesagt, zum Teil noch auf der Stufe der neolithischen Kultur, ganz entsprechend wie bei der Besiedelung Amerikas durch die Europäer die überwiegende Mehrzahl der Eingebornen die neolithische Stufe noch nicht überschritten hatte, auf welcher die ärmlichsten Naturvölker Zentralbrasiliens noch heute stehen. Australien und ein großer Teil der gesamten Inselwelt der Südsee hatten sich bei ihrer Entdeckung noch nicht über die neolithische (Tasmanien vielleicht noch nicht einmal über die paläolithische) Stufe erhoben. Dort ragt zum Teil die Steinzeit in die neueste Zeit herein, ebenso im Hochnorden Asiens, wie in Grönland, und in den nördlichsten Teilen Amerikas; auch auf der Südspitze des neuen Kontinents, bei den Feuerländern.

An jenen Stellen der Erde, an welchen sich, wie in den ältesten Kulturzentren, die Kultur autochthon zu höheren Stufen ausgebildet hat, liegen über der neolithischen Schicht Kulturschichten in regelmäßiger Folge gebreitet, in welchen sich die Entwickelung des menschlichen Geistes in ihrem langsamen Fortschreiten ununterbrochen für lange Zeitfolgen erkennen läßt. Dort, wo durch äußere Einwirkungen, durch neu sich öffnende Handels- und Kulturbeziehungen, Kriege und Völkerwanderungen und ähnliches die eingesessene Bevölkerung auf der Stufe der neolithischen Kultur, etwa wie viele Indianer bei der Entdeckung Amerikas oder viele Südsee-Insulaner zur Zeit der großen Weltreisen, plötzlich die Produkte einer höheren Zivilisation erhalten, erscheint, wie bei so manchen geologischen Schichtungen, der Zusammenhang mit der Vorzeit katastrophenartig unterbrochen; der Fortschritt wird sprungartig gemacht, nicht im natürlichen langsamen Vorschreiten von einer Etappe zur anderen. Auf diese Weise kann aber aus den über der neolithischen Kulturschicht lagernden jüngeren Schichten an manchen Stellen mit voller Bestimmtheit die Zeit festgestellt werden, in welcher dort die Berührung der neolithischen mit der alten Kultur stattgefunden hat. Damit wird ein chronologischer Anhalt im Sinne der beglaubigten Geschichte gewonnen, durch welchen das Ende der prähistorischen Epoche, und damit diese selbst, der geschriebenen Geschichte angereiht wird.

Die Kulturschichten der Menschheit bilden von der neolithischen Epoche bis in die Gegenwart eine ununterbrochene Reihe und stehen auf der ganzen Erde in einem idealen Zusammenhang. Aber nirgends auf der Welt ist die Schichtfolge ganz ungestört, kein Punkt der Erdoberfläche zeigt ohne Unterbrechung alle einzeln aufeinander folgenden Schichten der Kulturentwickelung.

In den Ländern der ältesten Kultur folgt auf eine zusammenhängende Reihe ungestörter Schichten ein Zeitpunkt, von welchem an die Kulturbewegung nach anderen Orten übersiedelt.

Die Menschen der jüngeren Steinzeit sind die Ahnen der heutigen Kulturmenschen. Davon hatte das klassische Altertum bei Griechen und Römern wenigstens teilweise noch ein Bewußtsein; es war nicht vollkommen vergessen, daß die ältesten Waffen der Menschen nicht aus Metall, sondern aus Stein und noch geringerem Material bestanden. Die bearbeiteten Steine, welche das Volk damals wie heute als Waffen der Gottheit, als Blitzsteine oder Donnerkeile, bezeichnete, erkannten die tiefer Blickenden als Waffen uralter Bewohner des Landes.

B. Die älteste neolithische Schicht. Die dänischen Muschelhaufen.

Paläontologisch ist die neolithische Kulturschicht, die Schicht der jüngeren oder alluvialen Steinzeit, überall auf der Erde charakterisiert durch die Einlagerung von körperlichen Überresten des Menschen und von Geräten und Waffen aus Stein *zusammen mit* den Knochen von *Haustieren* und den Resten von *Kulturpflanzen* in alluvialen Bildungen.

Die Form und Technik der Herstellung der Steinartefakte genügen zu einer Abgrenzung der paläolithischen und der neolithischen Schichten für sich allein nicht. Vielfach sind die vom Menschen bearbeiteten Steine der neolithischen Periode kaum weniger roh als die der paläolithischen Periode. Manche Formen der Feuersteingeräte: Messer, Schaber, Splitter, die rohesten Axtformen und Netzsenker und anderes, sind in beiden Perioden nach Form und Technik identisch und blieben zum Teil durch alle prähistorischen und historischen Epochen bis zur Jetztzeit vollkommen unverändert im Gebrauch; die Feuersteinscherben, welche das Landvolk in Oberitalien und Südtirol heute noch zum Feuerschlagen benutzt, sind von paläolithischen Stücken nicht zu unterscheiden. Für die Altersbestimmung der Funde ist neben dem Fehlen der Reste spezifisch diluvialer, der alluvialen Fauna nicht angehörender Tierformen die Anwesenheit von Haustierknochen das Entscheidende. Erst sekundär kommt hinzu, daß alle geschliffenen und durchbohrten Steinartefakte der jüngeren, alluvialen Steinzeit angehören: die Paläolithiker kannten die Kunst des Schleifens und Durchbohrens der Steingeräte nicht. Wo wir derartige feiner bearbeitete Steinsachen finden, haben wir daher zweifellos eine Fundstelle der jüngeren Steinzeit vor uns; fehlen solche charakteristischen Stücke aber, so ist oft eine Entscheidung mit Sicherheit nicht zu treffen, und in Höhlen und namentlich in Gräbern, welche im diluvialen Höhlenboden angelegt wurden, sind beide Schichten oft genug untrennbar vermengt. Solche Begräbnisse, durch welche die Leichen mit ihren sonst charakteristischen Beigaben in geologisch ältere Schichten eingebettet werden, sind, wie schon oben hervorgehoben, sehr häufig; Knochen diluvialer Tiere und anderes kommen dadurch nachbarlich neben die Knochen und sonstigen Reste von Menschen späterer Kulturperioden zu liegen. Dadurch wird sonach auch die Bestimmung der geologischen Schicht, in welcher sich die Fundstücke finden, für die Altersbestimmung unter Umständen ganz wertlos, wenn nicht die Fundverhältnisse mit größter Exaktheit aufgenommen worden sind und namentlich die Frage entschieden ist, ob die Einlagerung der betreffenden Reste eine primäre oder eine nachweislich spätere ist.

Trotz dieser in der Natur der Verhältnisse liegenden Schwierigkeiten besitzt die Prähistorie geologische und paläontologische Altersbestimmungen neolithischer Funde von nicht geringerer Zuverlässigkeit als jene, auf die der Nachweis des paläolithischen Menschen gestützt werden konnte. Die geologische und paläontologische Bestimmung der berühmten *Küchenabfallhaufen* an den Küsten *Dänemarks* steht namentlich durch das Verdienst von Steenstrup an

Sicherheit und wissenschaftlicher Benutzung aller Fundumstände den Entdeckungen des Eiszeitmenschen an der Quelle der Schussen durch Oskar Fraas nicht nach und ist damit einer der sichersten Marksteine in der ältesten Geschichte der Menschheit.

Die dänischen Küchenabfallhaufen gehören der ältesten Periode der neolithischen Kulturschicht an, und der geologisch-paläontologischen Forschung war es möglich, hier scharfe Grenzen zwischen neolithischer und paläolithischer Stufe zu ziehen. Steenstrup hat schon im Jahre 1840 aus der Untersuchung deutlich geschichteter Moore nachweisen können, daß sich seit dem Abschmelzen der Gletscher die Vegetation und die Fauna Dänemarks und Südschwedens wesentlich und mehrfach geändert haben. Die Moore lagern auf glazialen, mit Geschiebeblöcken durchsetzten Lehm- und Sandschichten, in welchen zuweilen Mammutüberreste gefunden worden sind. In diesem Thon unter den Mooren findet sich eine arktische Vegetation, ebenso auf dem tiefsten Grunde der seeländischen Waldmoore. Hier gibt es Zweige, Blätter und Blüten von hochnordischen Pflanzen, insbesondere von arktischen Weidenarten (Salix herbacea, S. polaris, S. reticulata) und Zwergbirke (Betula nana), daneben Dryas und Steinbrech (Saxifraga oppositifolia). Diese Schicht entspricht der Periode des Abschmelzens der Gletscher in der noch dem Diluvium zuzurechnenden postglazialen Zeit, aus welcher jene Funde der paläolithischen Renntierjäger an der Schussenquelle stammen. In Skandinavien fehlen Menschenreste in dieser Schicht. Die auf diesem Untergrunde liegenden Moore zeigen nun in ihrer Schichtung jenen erwähnten mehrfachen Wechsel der Vegetation, welcher ein zunehmendes Milderwerden des dänischen Klimas beweist. Die zunächstunterste Schicht enthält Reste der Zitterpappel; etwas höher, die mächtigste Schicht bildend, folgen Fichten. Noch weiter nach oben finden sich in den Schichten zuerst die Reste einer Eichenvegetation, dann Erlen und erst ganz an der Oberfläche Buchen, welche heutzutage die prächtigen Wälder Dänemarks bilden. In der tiefsten Schicht dieser Waldmoore hat man Renntierreste gefunden, ebenso das Skelett eines Auerochsen (Bos primigenius). Aber erst in der Schicht der Fichten treten die ersten Spuren des Menschen in Dänemark auf, also in unzweifelhaft alluvialer Periode.

Diesem Wechsel der Vegetationen korrespondiert auch ein Wechsel in der Tierwelt. Der grönländische Seehund, welcher früher viel weiter südlich wohnte, ist gegen Nordnorwegen zurückgedrängt; das Renntier hat sich aus den mit Wald bestandenen Gebieten schon früher zurückgezogen; der große hochnordische Alk (Alca impennis) ist jetzt auch in Island, seinem letzten Zufluchtsort, ausgestorben, und der Auerhahn, welcher früher in Dänemark sehr häufig gewesen war, ist dort vollkommen verschwunden. Dieses Verschwinden des Auerhahns erklärt sich daraus, daß derselbe mit seiner Nahrung an die Fichte gebunden ist, von deren jungen Trieben er sich im Frühjahre hauptsächlich nährt. Die Verbreitung des Auerhahns trifft in Dänemark sonach in die Periode des Fichtenwaldes; mit dem Verschwinden der Fichte war auch für ihn der Aufenthalt in jenen Gegenden unmöglich geworden.

Die Schichten der Moore erzählen wie eine Chronik die Geschichte des Landes seit dem Ende der Diluvialzeit und bilden im geologischen Sinn eine Chronologie, welche uns Aufschluß über die Zeit des ersten Auftretens des Menschen in Dänemark gibt.

Wie gesagt, begegnen wir den ersten Menschenspuren in der „Fichtenzeit", und zwar Spuren des neolithischen Menschen. Man hat mit Feuer und mit Steininstrumenten bearbeitete Fichtenstämme gefunden; aber wichtiger ist es, daß jene Küchenabfallhaufen durch Steenstrups exakte Untersuchung der in ihnen vorkommenden Tierknochen den Beweis erbracht haben, daß die Menschen der Steinzeit, welche jene Abfallhaufen auftürmten, zuerst in der Fichtenzeit

in Dänemark aufgetreten sind. Damit ist geologisch der Zeitpunkt ihres Erscheinens genau fixiert: einerseits im Verhältnis zum Diluvium, dessen letzte Ausläufer lange verschwunden waren, anderseits gegen die jüngeren und jüngsten alluvialen Schichten, in welchen man Beweisstücke höherer, auf die Kenntnis der Metallbearbeitung begründeter Kulturen nachgewiesen hat.

Die Küchenabfallhaufen an den dänischen Küsten bezeichnen Orte länger dauernder Besiedelung, aus mehr oder weniger zahlreichen Einzelwohnstätten bestehend. Man hat aus diesen Abfallhaufen ein reiches Inventar von Fundgegenständen erhoben, welches einen Blick in das Leben und Treiben jener alten Zeit eröffnet. Die Haufen bestehen der Hauptsache nach aus Tausenden und aber Tausenden geöffneten Schalen von Austern, Herzmuscheln und anderen Muscheltieren, welche heute noch gegessen werden, untermischt mit den Knochen von Reh, Hirsch, Auerochs, Wildschwein, Biber, Seehund und anderen. Auch Knochen von Fischen und Vögeln wurden bestimmt, unter letzteren die Knochen des wilden Schwans sowie des jetzt ausgestorbenen großen Alk und, was für die geologische Bestimmung des Alters dieser Kulturreste besonders wichtig ist, in großer Anzahl die Knochen vom Auerhahn. Haustiere fehlen, mit Ausnahme des Hundes, dessen Knochen aber ebenso aufgeschlagen, angebrannt und abgenagt sind wie die der Jagdtiere. Alles beweist, daß an den Stellen der Abfallhaufen einst ein Stamm von Fischern und Jägern wohnte, dessen Hauptnahrung aus Muscheltieren bestand, von welchen sich die Schalen um die Wohnstätten wallartig anhäuften. Beweise für Ackerbau und Viehzucht fehlen; nur der Hund wurde häufig gezüchtet, nicht nur als Jagdgenosse, sondern gleichzeitig auch als Fleischtier. Die zahlreich vorkommenden Knochen des Auerhahns beweisen, daß die Abfallhaufen in der „Fichtenzeit" aufgehäuft worden sind.

Die in diesen dänischen Küchenabfallhaufen gefundenen Feuersteingeräte zeigen einen rohen, altertümlichen Charakter. Sie haben einfachere Formen als jene des vollentwickelten neolithischen Zeitalters und sind fast ausnahmslos ungeschliffen (s. Fig. 1 der Tafel bei S. 143), wenn auch teilweise durch sorgfältige Absplitterung der Oberflächen und Schneiden feiner bearbeitet.

Der Kulturbesitz der alten dänischen Muschelesser der Steinzeit war trotz der primitiven Färbung nicht ganz niedrig und in wesentlichen Stücken über die Kulturhöhe der Paläolithiker erhaben. Nicht nur hatten sie ein wahres Haustier, den Hund, gezähmt; sie machten und benutzten Thongeschirre zum Kochen und zur Aufbewahrung. Das Kochen erfolgte auf Herdanlagen. Sie verstanden es, Hirschhorn und Knochen gut zu bearbeiten. Aus Hirschhorn fanden sich rund durchbohrte Hammerbeile. Aus Tierknochen wurden Pfeilspitzen, Pfriemen und Nadeln mit sorgfältiger Glättung der Spitzen hergestellt. Kleine Knochenkämme scheinen weniger zur Toilette als zum Zerteilen von Tiersehnen für die Fadenbereitung oder zum Fadenschlichten bei der Weberei gedient zu haben. Von eigentlichen Schmucksachen fanden sich durchbohrte Tierzähne. Die in den Abfallhaufen konstatierten Fischreste stammen von der Scholle, dem Dorsch, dem Hering und dem Aal. Um diese Hochseefische zu fangen, mußten die Fischer auf die See hinausfahren, was den Besitz irgend welcher Kähne voraussetzt. Auch nicht nur die niedere, sondern auch die hohe Jagd wurde geübt. Die in den Muschelhaufen vorkommenden Tierknochen bestehen oft zu 90 Prozent aus solchen von großen Jagdtieren, namentlich Hirsch, Reh, Wildschwein. Auch so gefährliche Gegner wie Urochs, Bär, Wolf und Luchs wußte man zu erlegen, ebenso Biber, Wildkatze und Seehund, Fischotter, Marder, Fuchs. Die sehr zahlreich vorkommenden Scherben von Thongefäßen gehören teils zu großen, henkellosen, hafenartigen Gefäßen mit zugespitztem (s. Fig. 2 der Tafel bei S. 143) oder flachem Boden, teils zu kleinen, ovalen, unten abgerundeten Schalen. Alle Gefäße waren freihändig hergestellt aus grobem Lehm, welchem

kleine granitische Gesteinsfragmente eingeknetet sind; als Ornament zeigen sie in einzelnen Fällen am oberen Rand Einschnitte oder eingedrückte Vertiefungen, meist mit dem Finger selbst hergestellt.

Die hohe Bedeutung der dänischen Abfallhaufen für die allgemeine Geschichte der Menschheit beruht darauf, daß ihr Alter geologisch festgestellt ist, so daß sie als *Ausgangspunkt für die Chronologie* dienen können. Japetus Steenstrup verdankt die Urgeschichte unseres Geschlechts diese chronologische Festlegung eines Anfangsdatums. Auf seinen Untersuchungen über die in den Muschelhaufen vorkommenden Tierarten im Vergleiche mit seinen Forschungen über die Schichten der Moore und des gesamten Alluviums beruht die Möglichkeit, das höhere Alter der Muschelhaufen gegenüber der vollentwickelten nordischen Steinzeit festzustellen. Die Frage ist rein paläontologisch: in den Muschelhaufen finden sich Reste des Auerhahns, welcher nur in der Fichtenzeit in Dänemark vorkam und seitdem dort verschwunden ist; die Muschelhaufen, welche Auerhahnknochen enthalten, gehören sonach in jene frühe Periode des Alluviums, in welcher sich die mächtige Fichtenschicht in jenen geschichteten Mooren gebildet hat. Fundstellen der Steinzeit, in welchen die Auerhahnknochen fehlen, erscheinen sonach jünger als jene, in welchen solche Knochen vorkommen.

Jeder andere Versuch einer wahren Altersbestimmung hat bisher versagt. Vielleicht findet sich einmal eine Lokalität, in welcher eine regelmäßige ungestörte Erdschichtenfolge in den tieferen Schichten ältere, in den höheren jüngere Vorkommnisse erkennen läßt. Wie schon angedeutet, genügen die Unterschiede in Form und Bearbeitung der Steingeräte zu einer Altersbestimmung neolithischer Fundstellen nicht. Es läßt sich nachweisen, daß dieselben Formen, wie sie in den alten Küchenabfallhaufen gefunden werden, neben sehr gut und sorgfältig bearbeiteten und geschliffenen Steinmanufakten benutzt worden sind. Finden sich nur die roheren Formen an einem Fundplatz, so kann das lediglich ein Spiel des Zufalls sein und beweist für sich allein noch nichts für ein höheres Alter.

Auch nach dem Verschwinden des Auerhahns lebten noch Muschelesser an den dänischen Küsten, welche ganz ähnliche Haufen von Abfällen um ihre Wohnstätten ansammelten wie jene ältesten Bewohner der Nordlande. Aber nun deutet alles auf einen reicheren Kulturbesitz. Es finden sich unter den Knochen der Jagdtiere die Knochen von zahlreichen Haustieren, und es treten auch deutliche Beweise einer fortgeschrittenen Technik der Steinbearbeitung auf. Man hat in einzelnen Muschelhaufen Steingeräte feinerer Form, die wir sonach als *jüngere Formen* ansprechen dürfen, vereinzelt angetroffen. Auf Fünen bei Svendborg hat man in einem Muschelhaufen, welcher in seinem sonstigen Verhalten den ältesten vollkommen glich, nur jüngere Formen von Altertümern gefunden. Ebenso bei Kolinsund auf Jütland. Hier fanden sich geschliffene Steinbeile, Topfscherben mit den charakteristischen Ornamenten der vollentwickelten Steinzeit des Nordens und Knochen von Haustieren: Schweinen, Schafen oder Ziegen.

Es wäre daher ganz irrig, wenn man gleichsam eine zusammengehörige geologische Schicht der Küchenabfallhaufen als ältestes Stadium der nordischen neolithischen Periode konstatieren wollte. In jedem einzelnen Fall muß das Alter der Abfallhaufen erst durch anderweitige Kriterien festgestellt werden. Daß wir das können, ist das Verdienst von Steenstrup; auf seinen Entdeckungen beruht die Möglichkeit einer chronologischen *Epochengliederung* der neolithischen Periode Dänemarks in eine *ältere*, den ältesten Muschelhaufen der Fichtenzeit entsprechende, und in eine jüngere Epoche der *vollentwickelten* Steinzeit. Mit Ausnahme des Hundes gehören die Haustiere der letzteren Epoche an, ebenso die geschliffenen und feinbearbeiteten Steingeräte und die charakteristisch geformten, geschmackvoll ornamentierten Thongeschirre.

Dazu treten noch eine Reihe anderer Beweisstücke einer weiter fortgeschrittenen Kultur. Die Abfallhaufen lassen uns diese Kulturentwickelung verfolgen und werden dadurch zu einem wichtigen Vergleichsmaterial für andere, zum Teil viel reichere Fundstellen der Steinzeit.

Ähnliche Haufen von Muscheln und anderen Speiseabfällen, wie jene eben beschriebenen dänischen, hat man in England, an den Küsten von Frankreich und Portugal, in Rußland, in Japan, an der Ost- und Westküste Amerikas gefunden; an der Südspitze Amerikas häufen die Feuerländer als moderne Muschelesser derartige Muschelhaufen noch heute auf. Die Abfallhaufen der verschiedenen Länder gehören verschiedenen Zeiten an. Unter den französischen ergaben z. B. die Abfallhaufen bei Saint-Valery an der Mündung der Somme unter Muschelschalen, rohen Geschirrtrümmern und Feuersteingeräten Knochen von Haustieren: Ziege, Pferd, Schaf und von einer kleinen Rinderart. In einem englischen „Kehrichthaufen" fand W. Boyd Dawkins nur Knochenreste vom Hund, Fuchs, Dachs, Schwein, Reh, Edelhirsch, von der Ziege, einem kurzhörnigen Rind, Pferd und anderen Vierfüßlern und vom Adler. Auch in Spanien finden sich, wenigstens in den oberen Schichten der Abfallhaufen, zahlreiche Säugetierknochen; die unteren Schichten bestehen wie die dänischen aus Muscheln.

Der nordischen Altertumsforschung verdankt die Urgeschichte, wie wir gesehen haben, die wesentlichsten Vorarbeiten für eine geologische Bestimmung der jüngeren alluvialen, durch das Auftreten der Zuchttiere gekennzeichneten Epochen. Der hohe europäische Norden bietet für diese Abgliederung die günstigsten Verhältnisse. Er lag während der Eiszeit tief in Eis begraben und war für den Eiszeitmenschen unbewohnbar. Hier fehlt also die eiszeitliche paläolithische Schicht, und die Besiedelung des Landes erfolgte erst geraume Zeit nach dem Abschmelzen der Gletscher in der alluvialen Periode. Hierdurch ist eine Verwechslung und Vermengung paläolithischer und neolithischer Kulturreste ausgeschlossen, durch welche an anderen Orten der Untersuchung oft unüberwindliche Hindernisse in den Weg gelegt werden. Verdienst der nordischen Forscher ist es, dieses Verhältnis erkannt und für die Entwickelung der Wissenschaft verwertet zu haben.

C. Die vollentwickelte neolithische Epoche.

Die ältesten steinzeitlichen Bewohner des europäischen Nordens, von welchen die Küchenabfallhaufen der dänischen Fichtenzeit Kunde geben, waren in ihrem Kulturbesitze dem paläolithischen Menschen für die äußerliche Beurteilung kaum überlegen. Eine eingehendere Betrachtung lehrte uns aber, daß doch trotz der Ärmlichkeit der Reste eine höhere Kulturentwickelung nicht zu verkennen ist. Und noch weit deutlicher tritt uns dieses Übergewicht der neolithischen über die paläolithische Epoche entgegen, wenn wir nicht jene armselige Fischerbevölkerung, welche vielleicht als Pioniere der Besiedelung zuerst die dänischen Küsten erreicht haben, als Maßstab der Vergleichung nehmen, sondern die in sonnigeren Ländern vollentwickelte neolithische Kultur, welche jenen Trappern oder Squattern auf dem Fuß folgte.

Neben dem Betrieb der Jagd und des Fischfanges lassen sich als erste Elemente der neolithischen Kultur die Viehzucht und der Ackerbau nachweisen, an welche sich die Mehlbereitung und das Kochen anreihen. Als technische Künste vor allem die Schnitzkunst und die feine Bearbeitung des Steines, aus welchem man Waffen und die verschiedenartigsten Werkzeuge herzustellen verstand, mit welchen Holz, Knochen, Hirschhorn und anderes bearbeitet werden konnten. Die Klingen werden nicht mehr allein durch Zuschlagen und Absplittern, sondern durch Schleifen geschärft und in verschiedenen technisch vollendeten Formen hergestellt. Besonderer Wert wurde auf das Anbringen zweckentsprechender Handgriffe gelegt, für deren Befestigung das Steingerät oder die Waffe

Erklärung der umstehenden Doppeltafel.

1. Ungeschliffene Feuersteinaxt der älteren Steinzeit, aus den Küchenabfallhaufen Dänemarks.
2. Thongefäß der älteren Steinzeit. 1/8 wirkl. Größe.
3. Steinkern oder Nucleus; rechts und links von der Mitte je eine konkave Aushöhlung, die der konvexen Schlagmarke des abgesplitterten Messers entspricht.
4 und 5. Zwei Feuersteinmesser der nordischen Steinzeit.
6. Steinaxt der nordischen jüngeren Steinzeit.
7. Grünsteinaxt, aus dem Gräberfunde von Rhosdigre in England.
8. Steindolch der nordischen Steinzeit.
9. Thongefäß mit Schnittverzierung, aus Thüringen.
10. Becher mit Stichverzierung, aus Thüringen.
11. Henkelloser Becher, aus Braunschweig.
12. Henkelkrug mit Bandverzierung, aus Thüringen.
13. Thongeschirr, aus dem steinzeitlichen Gräberfeld am Hinkelstein bei Monsheim.
14. Tupfenverzierung, aus Thüringen.
15. Reste einer steinzeitlichen Pfahlbauhütte in Schussenried.
15a. Der Querschnitt davon.
16. Steinhacke in Hirschhorn und Holz
17 und 18. Axthämmer
19. Harpunenspitze
20. Pfriem mit Handgriff
21—23. Schmuckstücke
24. Spindel mit Wirtel
25. Gespinst
26. Matte
27. Korbgeflecht

(16—27: aus den Schweizer Pfahlbauten.)

28. Handmühle aus Sandstein: ein größeres, etwas konkaves Stück und ein kleinerer, ovaler Läufer; aus dem steinzeitlichen Gräberfeld am Hinkelstein bei Monsheim.
29. Nadel mit einem Öhr
30. Gabel
31. Knochenmeißel
32. Knöcherne Häkelnadel zum Netzstricken
33. Knöchernes Webschiffchen

(29—33: aus der jüngeren Steinzeit der Fränkischen Schweiz.)

34. Schnitzerei aus Bernstein, vom Kurischen Haff bei Schwarzort.
35. Schnitzerei aus Tropfstein, aus den Höhlen des Jurazuges zwischen Krakau und Tschenstochow.
36. Feuersteinbeil, aus Neuseeland.
37. Dolmen in Südschweden.
38. Inneres einer Riesenstube bei Roskilde.
39. Steinkreis aus der jüngeren Steinzeit Englands.

(1, 3—37, 39 nach Rankes »Mensch«, 2 und 38 nach Sophus Müllers »Nordischer Altertumskunde«.)

Neolithische

Altertümer.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

entweder vielfach künstlich durchbohrt, d. h. mit einem Stielloch, oder, wie namentlich in Amerika, mit Einkerbungen, Schaft-Rillen versehen wurde. Dazu kommen nun noch die Urkünste der Menschheit: die Kunst des Spinnens und Webens und die Töpferei. Namentlich in der letzteren bildet sich ein Verständnis für künstlerische Form und für Verzierung durch das Ornament aus. Das Ornament entfaltet sich zu einer Art symbolischer Schriftsprache, deren einstige Entzifferung die neuesten Entdeckungen über die ornamentale Symbolik der heutigen Naturvölker möglich erscheinen lassen. Wohnstättenfunde beweisen eine fortgeschrittene Kenntnis primitiver Baukunst; Schanzwerke und Grabhügel lehren uns die Prinzipien ihrer Erdbauten kennen, und die aus kolossalen Steinblöcken übereinander getürmten Bauten der Hünenbetten beweisen, daß die Baumeister jener Zeit im Transport und dem sachgemäßen Aufschichten von Steinmassen den vielbewunderten ägyptischen Meistern wenig nachgestanden haben. Die Leichenbestattungen, deren Zeremonien die geöffneten Gräber ergeben, gewähren einen Einblick in das geistige Leben jener Periode. Aus den Schädeln und Skeletten, welche man aus den neolithischen Gräbern gehoben hat, hat die Wissenschaft das Bild der körperlichen Entwickelung der Neolithiker, welche den Vergleich mit dem modernen Menschen in keiner Weise zu scheuen hat, zu rekonstruieren verstanden.

a) Die neolithischen Steingeräte.

In jener jüngeren Periode war es, wie einst in den Kreidegegenden Frankreichs schon während des Diluviums, im skandinavischen und deutschen Norden der Feuerstein, auf dessen Bearbeitung zu Geräten und Waffen die Kulturfortschritte vor allem basierten. Die Untersuchungen haben dort eine beträchtliche Anzahl von verschiedenen Formen von Feuersteingeräten kennen gelehrt, zum Teil nicht weniger roh als die paläolithischen Steinobjekte, zum Teil aber fein bearbeitet, vortrefflich zugeschlagen und geschliffen, ganz bestimmten technischen Zwecken als Beil, Meißel und Hobel, als Säge und Bohrer, als Messer und Schaber, als Lanzenspitze, Pfeil und Dolch und vielem anderen angepaßt. Ein Teil der roheren, aber auch viele der feiner und am feinsten bearbeiteten Feuersteingeräte und Waffen der nordischen Steinzeit sind, in gewissem Sinne ähnlich wie in der paläolithischen Periode im Sommethale und anderwärts, nur durch Zuschlagen und Absplittern aus den Feuersteinknollen gewonnen, welche der Boden der Kreidedistrikte Nordeuropas in Masse und beträchtlicher Größe liefert. Werkstättenfunde für Steininstrumente der jüngeren Steinzeit, welche geschlossene Serien von den ersten Anfängen der Bearbeitung durch alle Stadien der Vollendung bis zum feinstgeschliffenen fertigen Instrument lieferten, lehren, daß das Rohmaterial zuerst durch Absplitterung und Zuschlagen in die erforderliche Form gebracht wurde, um zuletzt erst durch Schleifen die endliche Fertigstellung zu gewinnen.

Feuersteingeräte hat man als wichtigste Zeugen der alten Anwesenheit des Menschen zu Tausenden im nordischen Feuersteingebiet gefunden. Am häufigsten sind die ganz rohen Typen, welche sich aber trotz ihrer primitiven Einfachheit und der Leichtigkeit ihrer Herstellung nicht nur mit Sicherheit als vom Menschen bearbeitet erkennen lassen, sondern welche sich auch seit dem Diluvium, wie erwähnt, durch alle folgenden Kulturfortschritte unbeirrt, am längsten, ja bis heute auch bei den Kulturvölkern Europas, im Gebrauche des Menschen erhalten haben. Es sind das die sogenannten Feuersteinsplitter oder -Messer. Indem durch Druck, Stoß oder Schlag die Kante eines annähernd prismatischen Feuersteinstückes abgesprengt wird, bildet das abgetrennte Stück, je nach der Form und der Größe des Steinkerns oder Nucleus (s. Fig. 3 der beigehefteten Tafel „Neolithische Altertümer"), eine mehr oder weniger lange, nach beiden Enden sich messerähnlich oder lanzettförmig zuspitzende doppelschneidige Steinklinge, ein Steinmesser (s. Fig. 4

und 5 der Tafel bei S. 143). Die durch das Absprengen vom Steinkern erzeugte untere, besser innere Fläche des Steinmessers erscheint eben und glatt, während auf der entgegengesetzten, der oberen oder äußeren Fläche die ehemalige Kante des Steinkernes als eine gratähnliche, entweder einfache, oft auch doppelkantige Erhebung von der einen Spitze zur anderen läuft. Der Feuerstein ist so elastisch, daß an der Stelle, auf welche die mechanische Gewalt zum Absprengen des Splitters auf den Kernstein ausgeübt wurde, ein muscheliger Bruch mit mehr oder weniger vorgewölbter Oberfläche entsteht. Es ist das die Schlagmarke der Steinklinge, eine konvex vorspringende Erhebung auf ihrer inneren glatten Fläche, aus welcher man auf die künstliche Herstellung durch den Menschen mit fast absoluter Sicherheit schließen darf. Die Schneiden solcher Feuersteinmesser sind rasiermesser-ähnlich scharf und fein. Wird die eine der Schneiden sägeförmig ausgezackt, so entsteht das Sägeblatt, die Säge der Steinzeit. Australier, Feuerländer, Eskimos und andere verstanden es, ohne metallene Werkzeuge genau die gleichen Messer aus Stein, Feuerstein oder einem ähnlich muschelig brechenden Material, z. B. Obsidian, herzustellen nach denselben Methoden wie die prähistorischen europäischen Steinzeitmenschen.

Ein zweites sehr wichtiges Instrument der alten Europäer der nordischen Steinzeit ist der Schaber, der noch in ganz gleicher Form als ein Instrument der Eskimos und der nördlichsten amerikanischen Indianerstämme und anderwärts bekannt ist (vgl. oben, S. 131). Die Schaber sind im Herstellungsprinzip den Messern ganz ähnlich: es sind wie diese vom Kernstein abgetrennte, meist aber etwas dickere Steinspäne. Sie haben daher wie die Messer eine flache untere, innere und eine der ehemaligen, des größeren Stückes wegen meist unregelmäßigen Kante des Kernsteines entsprechende mehr oder weniger kantige oder roh gewölbte Fläche. Während die Messer aber in ihrer ursprünglichen Form, wie sie vom Kernstein abgesprungen waren, verwendet wurden, sind die Schaber noch weiter zugearbeitet. Dem einen Ende wurde durch eine Reihe von Schlägen und Druckwirkungen die Form einer meist abgerundeten, gebogenen, stumpfscharfen Schneide erteilt, die in Verbindung mit der glatten Unterfläche nicht zum Schneiden, aber zum Schaben sehr geeignet erscheint. Auch die Seitenkanten sind durch Zuschlagen etwas abgestumpft, ebenso das der Schneide entgegengesetzte Ende. Dieses hatte entweder ohne weiteres, gewöhnlich aber umwickelt, oder in einen festen Griff gefaßt als Handhabe zu dienen; zu diesem Zwecke verschmälern sich die Schaber vielfach nach oben. Die Eskimos und Indianer benutzen solche oder sehr ähnliche Schaber, z. B. in Alaska unter dem Namen Ulu oder Weibermesser, zur Bearbeitung der Felle, die sie als Kleider benutzen, auch zu Zelten und zu ihren Fellbooten verarbeiten. Ähnliche Schaber dienen auch zur Glättung des Schaftes der Pfeile und zu manchen anderen Zwecken.

Diesen Schabern sehr ähnlich, aber noch etwas dicker und fester als diese, ist eine rohe, auch nur durch Zuschlagen hergestellte Art von kleinen dreieckigen oder unregelmäßig viereckigen Feuersteinbeilen, die aber außer zum Schlagen auch noch zu einer Anzahl anderer Zwecke, z. B. als Netzsenker, Verwendung gefunden haben. Diese drei Hauptformen finden sich auch in den ältesten Muschelhaufen.

Die feiner bearbeiteten Feuersteinäxte der nordischen Steinzeit sind keine messerähnlichen Steinspäne, sondern von allen Seiten fein behauene und abgesplitterte Steinstücke mit allseitig muschelig gebrochener Oberfläche. Die Schneide wurde meist von beiden Flachseiten her zuerst fein zugebrochen und dann auf das exakteste geschliffen (s. Fig. 6 der Tafel bei S. 143). Im rohen, unfertigen Zustande nähern sie sich zum Teil bis zu einem gewissen Grade in Form und Technik den eben erwähnten kleinen Äxten oder Netzsenkern. Der Mehrzahl nach haben die

geschliffenen Feuersteinbeile beiderseits zur Schneide konvex sich zusammenwölbende Seitenflächen (s. Fig. 7 der Tafel bei S. 143), wodurch sie für gröbere Holzarbeiten vortrefflich geeignet werden. In der Entwickelung der Steinzeit erhalten die Steinbeile sehr verschiedene Formen, ganz bestimmten technischen Zwecken angepaßt. Einige zeigen eine lange, schmalere Gestalt mit einseitig flachgeschliffener Schneide, die andere Flachseite ist gewölbt: es sind das Meißel und Hobel; auch konkav ausgeschliffene Hohlmeißel hat man gefunden. Die Feuersteinäxte wurden teils aus freier Hand, teils in einen hölzernen Handgriff gefaßt geführt. Eine Anzahl derartiger geschafteter Steinbeile hat sich aus jener Periode erhalten; vielfach wurden, z. B. in den Pfahlbauten der Alpenländer, die kleineren Steinbeile in eine Hirschhornklammer gefaßt, welch letztere erst in den eigentlichen Handgriff eingesetzt wurde. Da Steinbeile auch zum Schneiden von Leder und anderem Verwendung fanden, so sind viele der gefundenen Fassungen mit Hirschhorn kurze oder längere Griffe zum Führen des Instrumentes aus freier Hand.

Die feinsten Erzeugnisse der alten Feuersteintechnik sind aber nicht geschliffen, sondern auf der ganzen Oberfläche muschelig, zum Teil in der zierlichsten Weise ornamental, ausgebrochen, so daß namentlich an den Rändern der Handgriffe die kleineren Bruchflächen z. B. ein feines Fischgrätenmuster bilden. Auch für diesen Zweck wurden die Steine erst in roherer Weise zugeschlagen. Solche Stücke finden sich namentlich in den sogenannten Küchenabfällen der dänischen Steinzeitmenschen und scheinen in diesem rohen Zustande schon als Lanzenspitzen, Dolche, Schaber und anderes gedient zu haben. Bei der feineren Bearbeitung wurden Schneiden und Oberflächen auf das sorgfältigste nicht durch Schlag, sondern durch Druck abgesplittert, wahrscheinlich mittels eines Knocheninstrumentes, in der Weise, wie noch heute z. B. die Feuerländer und Eskimos und andere bei Herstellung ihrer Lanzen- und Pfeilspitzen aus Feuerstein verfahren. Die Hauptformen dieser feinsten gemuschelten Feuersteingeräte der neolithischen Periode sind Pfeilspitzen von mannigfach verschiedener Gestalt; dann Dolche (s. Fig. 8 der Tafel bei S. 143) und Lanzenspitzen sowie halbmondförmige Messer und eigentliche Sicheln.

Von diesen Formen weichen die mit einem Schaftloch durchbohrten oder mit Schäftungsrillen versehenen Hämmer und Hammeräxte wesentlich ab und bereiten in gewissem Sinne die Formen vor, welche spätere Kulturperioden aus Metall herzustellen lernten.

Die eben geschilderten Feuersteingeräte sind die wichtigsten Beweisstücke für die neolithische Steinzeit der nordeuropäischen Feuersteindistrikte. Unter den Geräten und Waffen aus Feuerstein finden sich auch dort in nicht ganz kleiner Anzahl solche aus anderen Steinarten. In feuersteinarmen Gegenden wurden aber die größeren Stücke fast ausschließlich aus anderen Gesteinssorten hergestellt; namentlich gilt das für die Beile, Äxte, Hauen, die durchbohrten Hämmer und Hammeräxte. Auch Schaber und Lederschneidmesser wurden aus einem an sich, meist wegen geringerer Härte und Zähigkeit geringerwertigen Material hergestellt. Im allgemeinen verwendete man freilich möglichst harte und gleichzeitig zähe Gesteinsforten, wie sie sich z. B. in den Geröllen darbieten. Vor allem wurden schwarze Gesteine, wie Kieselschiefer (Lydit), auch Basalt und grüne Steine bevorzugt; von letzteren finden sich sehr häufig dichte oder schieferige Hornblendegesteine, Amphibolit, Serpentin, Gabbro, Eklogit. Auch dichte dioritische Gesteine und eigentlicher Diorit sowie Diabas wurden verarbeitet. In Gegenden, in welchen derartige geeignetere Gesteine in den Geröllen selten sind oder ganz fehlen, findet man auch Gneis, Granit, Porphyr und zum Teil noch weit minderwertigere Gesteine, wie Trachyt, Phonolith, Kieselthon, Thonschiefer (teils schwarz, teils in lichten Färbungen), Sandstein und Jurakalkstücke verwendet.

Besonderes Aufsehen haben die meist sehr schön grün gefärbten kleinen und größeren **Beile** aus Nephrit, Jadeit und Chloromelanit gemacht, von denen der erstere Stein noch heute **in** China und Persien als fast im Rang eines Edelsteines stehender Schmuckstein in hohen **Ehren** gehalten wird, ebenso in Neuseeland; auch in Südamerika haben ihn die alten **Kulturvölker** sowie zum Teil heute noch ihre Nachkommen ähnlich hochgeschätzt. In Mitteleuropa sind **nur** einzelne Fundstellen für Nephrit bekannt geworden; am besten beglaubigt ist der Fund **von** Nephrit am Zobten bei Jordansmühle in Schlesien. Für Jadeit und Chloromelanit fehlt **der** Nachweis des europäischen Vorkommens noch ganz, so daß man an weite Handelsbeziehungen nach Asien hat denken können, durch welche die Steinzeitmenschen in den Besitz dieser kostbaren Minerale gekommen seien. Das Fundgebiet des anstehenden Nephrits ist vor allem **das** Kuenlüngebirge in Ostturkestan; in Sibirien hat man zum Teil sehr mächtige Blöcke als Gerölle gefunden. Für Jadeit kennt man als Hauptfundgebiet Barma in Hinterindien, von wo es nach China in Menge eingeführt wird. Der Chloromelanit ist dunkelgrün und namentlich durch hohen Eisengehalt von dem sonst sehr ähnlichen Jadeit verschieden; über sein natürliches Vorkommen scheint noch nichts bekannt. Roh-Nephrit wurde am Bodensee zweifellos verarbeitet, wie zahlreiche Splitter und Abfälle, zum Teil in Messerform, beweisen; man vermutet einen nahegelegenen, aber freilich bis jetzt nicht nachgewiesenen Fundort. Die Härte und Zähigkeit dieser Gesteine ist sehr bedeutend, so daß man begreift, wie der Steinzeitmensch viel daransetzen mußte, um sich dieselben zu verschaffen.

Neben größeren Steingeräten aus andermeitigem Steinmaterial finden sich aber stets und überall in der charakteristischen Weise der Messer, Splitter, Schaber, Pfeilspitzen, Lanzenspitzen hergestellte Feuerstein- und Hornsteingeräte. Gelegentlich wird der Feuerstein auch durch Quarz, Quarzit, Jaspis, Obsidian und andere ersetzt. Aber im allgemeinen war der Feuerstein für alle gewöhnlichen Zwecke des Schneidens, Sägens und Schnitzens, soweit Nephrit und ihm ähnliche hartzähe Gesteine nicht zu Gebote standen, ganz unentbehrlich. Die Feuersteinstücke sind vielfach, z. B. in den neolithischen Höhlengegenden in Nordbayern, auffallend klein, geradezu winzig; aber ihre sorgfältige Bearbeitung beweist, wie wertvoll sie für den mannigfachsten Gebrauch waren.

Mit ihrer Hilfe wurden unter Anwendung von Sand und Wasser die größeren Geröllsteine für die feinere Bearbeitung zersägt; mit spitzem Feuerstein, Feuersteinbohrern, wurden zum Teil Steine, Bernstein und ähnliches durchbohrt, und die mit dem Feuersteinbohrer hergestellten Löcher sind gar nicht zu verkennen. Aber vor allem dienten die kleinen Feuersteininstrumente zur Bearbeitung von Hirschhorn, Knochen und Holz, weil daraus in neolithischer Zeit vielfach Waffen und Geräte um so zahlreicher geschnitzt wurden, je ärmer an Feuerstein und anderen geeigneten Steinen die Wohnsitze der Steinzeitmenschen waren.

In den schon erwähnten Höhlengegenden Bayerns, der sogenannten fränkischen Schweiz, überwiegen die aus Hirschhorn und Knochen hergestellten Manufakte die Steinsachen so weit an Anzahl und technischer Vollendung sowie an Vielseitigkeit der Formen und Gebrauchsmöglichkeiten, daß man die neolithische Periode jener Gegenden geradezu als Knochen- und Hirschhornperiode bezeichnen konnte. Die Mehrzahl der wichtigsten Waffen ist aus den beiden letztgenannten Stoffen hergestellt, außerdem aber auch zahllose Geräte, welche auf eine verhältnismäßig hohe Ausbildung der technischen Bedürfnisse, namentlich für Spinnen, Weben, Flechten, Netzestricken, Bearbeitung der Tierhäute, Töpferei und ähnliches hinweisen. Sehr ähnlich sind die Verhältnisse in den Höhlengegenden Polens.

b) Der neolithische Schmuck.

Unter den Schmuckgegenständen der Steinzeit finden sich als vor allem wichtig und charakteristisch durchbohrte Tierzähne von Hunden, Wölfen, Pferden, Ochsen, Bären, Ebern, auch von kleineren Raubtieren. Wie gesucht derartige Schmuckstücke waren, beweist, daß auch Nachahmungen oder Fälschungen von solchen getragen wurden. Zahlreiche Schmuckgegenstände, aus Knochen und Hirschhorn geschnitzt, waren allverbreitet: Zierplatten und kugelige, körbchenförmige oder viereckige, auch weberschiffartige oder meißelförmige Perlen wurden daraus hergestellt und zu Schmuckketten vereinigt. Andere perlenartige Stücke mögen als Knöpfe oder zu anderen Schmuck- oder auch zu technischen Zwecken, namentlich für Spinnen und Weben, gedient haben. Aus gebranntem Thon finden sich große, schwarze Perlen, zum Teil von der typischen Form der Spinnwirtel. Neben den Zierplatten aus Knochen und Hirschhorn fanden sich auch solche aus Stein, z. B. Schiefer und Alabaster. Diese Platten zeigen mannigfache, teilweise recht elegante Formen und sind zum Teil auch auf der Oberfläche hübsch ornamentiert, teils mit Linienmustern, teils auch mit Gravierungen von Tieren, z. B. Hirschköpfen. An runden flachen Zierknöpfen finden sich konzentrische Ringvertiefungen um das Mittelloch. Sehr elegant sind die meist aus diluvialen Muschelschalen geschnitzten, perlmutterglänzenden, kleinen Ringe und berlockenartigen Perlen, welche einst zu Ketten vereinigt waren; aus solchem Perlmutter fanden sich ganze Armringe, die man sonst auch aus Stein, zierlich geschliffen, von jener Periode kennt. Andere Perlen bestehen aus Hämatit, Gagat und namentlich im Norden aus Bernstein. Manche von diesen Schmuckstücken, wie die Ketten aus Dentalien, ähneln jenen der paläolithischen Periode. Auch der Rötel, thoniger, feingeschlämmter Hämatit, wurde von den Neolithikern wohl vor allem zur Hautmalerei, aber auch zu anderen Färbezwecken verwendet.

In den steinzeitlichen Pfahlbauten der Schweiz fanden sich geschickt geschnitzte Ohrgehänge, Nadeln mit Ösen, kleine, zierliche Kämme aus Buchsbaumholz, Haarnadeln, einige mit Knöpfen, andere mit seitlichen durchbohrten Erhöhungen. Reste von Gespinsten, ja selbst feiner geköpertes Gewebe haben die Ausgrabungen der Pfahlbauten jener Periode ebenfalls ergeben, auch Leder, so daß wir uns die Bewohner mit Kleidern verschiedener Art geschmückt zu denken haben.

c) Die Viehzucht der neolithischen Periode.

Das, was den Menschen der jüngeren Steinzeit so weit über den paläolithischen Menschen erhebt, ist der Besitz von Haustieren und die Kenntnis des Ackerbaues. Als Haustiere der jüngeren Steinzeit sind nachgewiesen: Hund, Rind, Pferd, Schaf, Ziege, Schwein.

Unter den Tieren, welche sich dem Menschen als Haustiere angeschlossen haben, ist wohl ohne Zweifel das erste und älteste der Hund. Er findet sich über die ganze Erde verbreitet; nur einigen kleinen Inseln fehlte er. Bei vielen Völkern war und ist der Hund noch heute das einzige Haustier im eigentlichen Sinne des Wortes. Es gilt das für alle Eskimovölker, für die Mehrzahl der Indianer Nord- und Südamerikas und für das Festland von Australien.

Man hat keine sicheren Fundbeweise dafür, daß schon der paläolithische Mensch den Hund als Haustier besessen habe: im Sommethal, in Taubach und an der Quelle der Schussen fehlen die Knochen des Haushundes. Doch ist man in Höhlen unter diluvialen Tierformen auch mehrfach auf Hundereste gestoßen, welche man als die direkten Vorfahren des Haushundes angesprochen hat. Der Anschluß des Hundes an den Menschen mag in verschiedenen Gegenden zu verschiedenen Zeiten stattgefunden haben. In Südamerika wandern mit den fremden nordischen Tierformen Mensch und Hund im geologischen Sinne gleichzeitig während des Diluviums ein.

In Australien stehen Mensch und Hund (Dingo) als nächststehende animale Wesen einer sonst abweichenden und für die Alte Welt ganz altertümlichen Tierwelt gegenüber; vielleicht sind Hund und Mensch auch zusammen nach Australien gekommen. Aus dem Diluvium kennt man fossile Dingoreste; für den Menschen aber beweisen die Anwesenheit während des Diluviums sichere Funde noch nichts.

In der jüngeren Steinzeit findet sich der Hund als Genosse und Begleiter des Menschen schon überall da verbreitet, wo er in der historischen Zeit vorkommt. In Europa hat man seine Reste in den dänischen Küchenabfällen, in den nordischen neolithischen Fundplätzen, in den Pfahlbauten der Alpenvorlande, in zahllosen Höhlen der neolithischen Periode, in den Terramaren Oberitaliens und anderwärts gefunden. Es war zum Teil eine verhältnismäßig kleine Rasse, nach Rütimeyer dem Wachtelhund in Größe und Skelettbau nahestehend. Rütimeyer nennt diese Rasse nach den Pfahlbauten, einem ihrer Hauptfundorte, Canis familiaris palustris, was man mit Pfahlbautenhund zu übersetzen hat. Wie alle Rassen der Haustiere primitiver Domestikation nach Nehring zeigt sich hier auch der Hund in dieser Periode klein, gleichsam verkümmert. Mit der fortschreitenden Kultur nimmt auch der Hund an Größe zu. Wir finden in den späteren prähistorischen Epochen, zuerst in der sogenannten Bronzezeit, durch fast ganz Europa eine etwas größere, kräftigere Rasse mit mehr zugespitzter Schnauze verbreitet: den Bronzehund, welcher im Schäferhund seinen nächsten Verwandten zu haben scheint; auch unseren Pudeln und Jagdhunden stand er nahe. Meist wird heute der Haushund zum Schutze der Ansiedelungen und Herden und zur Jagd verwendet. In den arktischen Gegenden benutzen die Eskimos ihre dem Schäferhund ähnlichen Hunde zwar auch zum persönlichen Schutz und zur Jagd; namentlich gegen Moschusochsen leistet er gute Dienste, während ihm das wilde Renntier zu rasch ist. Außerdem ist der Eskimohund aber vor allem Zugtier für den Schlitten und, wo dieser nicht zu benutzen, Lasttier, dem ziemlich schwere Lasten aufgelegt werden dürfen. In China und anderwärts wird noch heute, wie einst in den südamerikanischen alten Kulturländern, der Hund als Fleischtier gemästet und geschlachtet. Der Haushund dient sonach zu all den Zwecken, zu welchen überhaupt Haustiere Verwendung finden; nur, wie es scheint, nicht zur Milchgewinnung, obwohl auch das Melken keineswegs ausgeschlossen wäre. Auch in der jüngeren Steinzeit wurde der Hund vom Menschen gegessen, wie die Funde in den Küchenabfällen beweisen.

Das Renntier ist jetzt auf die polaren Gebiete der nördlichen Hemisphäre beschränkt: Skandinavien, Nordasien und Nordamerika, während es in der paläolithischen Periode sehr zahlreich über Rußland, Sibirien und das gemäßigte Europa bis zu den Pyrenäen und Alpen verbreitet war. Man hat das Renntier in der neolithischen Periode Mittel- und Nordeuropas wohl noch niemals sicher nachweisen können, obwohl es nach v. Zittel (im fünften Bande seines Handbuches der Paläontologie) in Schottland bis ins 11. Jahrhundert, im Herzynischen Wald bis in die Zeit Caesars gelebt haben soll. Die älteste sichere historische Nachricht über das gezähmte Renntier, welches heute in Europa bei den Lappen, in Asien bei den Samojeden und Renntiertungusen Herdetier ist, findet sich wohl bei Aelian, welcher von gezähmten Hirschen bei den Skythen redet.

Rinder von der Gattung Bos, Ochse, existieren im wilden Zustande gegenwärtig nirgends, während das Hausrind, Bos taurus, als Haustier über die ganze Erde verbreitet ist und durch Züchtung die verschiedensten Rassen gebildet hat. Im Diluvium von Europa war ein durch seine Größe und die Größe seiner Hörner ausgezeichnetes wildes Rind: der Ur, Bos primigenius, weitverbreitet, und er lebte auch noch während der jüngeren Steinzeit neben dem

Hausrind. Auch in den späteren prähistorischen Epochen, ja noch in geschichtlicher Zeit kommt der Ur als Waldtier vor: im Nibelungenlied wird der Ur unter der Jagdbeute Siegfrieds genannt. Und Caesar beschreibt seinen Fang in Gruben bei den Germanen als „eine mühsame Jagd, welche die jungen Leute abhärtet und übt"; die mächtig entwickelten Hörner der Ure seien „bei den Germanen sehr gesucht; man beschlägt sie am Rande mit Silber und gebraucht sie dann bei Gastmählern, wo es hoch hergeht, als Trinkgeschirre". Caesar berichtet, daß die Germanen Versuche gemacht haben, ganz jung eingefangene Ure zu zähmen, wie ihm mitgeteilt wurde, ohne Erfolg. Den Beweis für die Zähmbarkeit bringt jedoch die eine der steinzeitlichen Hausrindrassen, welche damals schon eine weite Verbreitung besaß: die Primigenius- oder Trochoceros-Rasse, welche mit dem fossilen Ur eine ausgesprochene Ähnlichkeit hat und offenbar auch von diesem abstammt.

In späteren prähistorischen Epochen (Bronzezeit) hat sich aus der Primigenius-Rasse eine jüngere Rasse: Frontosus-Rasse, entwickelt. In der jüngeren Steinzeit selbst kommt aber noch eine zweite Rinderrasse vor: die Brachyceros-Rasse mit kurzen, stark gekrümmten, ungestielten Hornzapfen, schmaler, schlanker Schädelform, feiner kurzer Schnauze und stark vorragenden Augenhöhlenrändern. Diese kleine Rasse ist vorzüglich häufig in den Pfahlbauten und stammt nach v. Zittel wahrscheinlich aus Asien. Nach Nehrings Studien über primitive Domestikation haben wir es, wie schon für den Hund bemerkt wurde, bei den kleinen, schwachknochigen Haustieren der jüngeren Steinzeit mit einer Art von Kümmerformen durch schlechte Haltung zu thun. Es gilt das wohl zum Teil auch für diese kleinen Rinder, welche der bis vor kurzem auf den ausgedehnten unfruchtbaren Moorflächen Süddeutschlands unter ärmlichen Ernährungsbedingungen gehaltenen Rasse, den sogenannten Mooskühen, ähneln.

Auch das Pferd erscheint in der jüngeren Steinzeit nicht mehr allein als Jagdtier, sondern schon in gezähmtem Zustand. Das Pferd, Equus caballus fossilis *Cuv.*, lebte in Herden während des Diluviums in ganz Europa, Nordasien und Nordafrika. Von diesem Diluvialpferd stammt das jetzt über die ganze Erde verbreitete Hauspferd. Die diluvialen Wildpferde weisen untereinander schon so erhebliche Differenzen auf, daß diese nach Nehrings Studien als Anfänge lokaler Rassenbildung zu betrachten sind. Die Zähmung und Domestikation des diluvialen Wildpferdes, welche in der Steinzeit begann, hat die spätere Zersplitterung des Hauspferdes in zahlreiche Rassen zur Folge gehabt. Das alte Wildpferd war relativ klein mit großem Kopf; eine ähnliche Form findet sich noch hier und da auf den genannten Moorflächen Süddeutschlands als Moospferd oder, wie das Volk sie nennt, Mooskatze. Heute zerfällt das Genus Hauspferd ähnlich wie das Rind in zwei Hauptrassen: eine kleinere, zierlichere orientalische und eine kräftigere und zum Teil größere occidentalische mit stärker ausgebildeten Gesichtsknochen. Das Pferd der jüngeren Steinzeit Europas zeigt nur relativ geringe Unterschiede vom Wildpferd: es ist meist eine kleine halbponyartige Form mit großem Kopf; offenbar auch ein Kümmerprodukt der primitiven Züchtung unter relativ ungünstigen Verhältnissen der Haltung. Wild lebende Pferdearten beherbergen noch heute die Steppen des zentralen Asien: Equus hemionus *Pallas* und E. onager *Pallas*. Ersteres findet sich auch fossil im europäischen Diluvium, obgleich nur selten. Ob der Esel E. asinus *L.* im Diluvium Europas vorkam, ist zwar wahrscheinlich, aber nicht sichergestellt. Der Esel fand sich in der neolithischen Periode Europas bisher nicht.

Die eigentlichen Ziegen (Capra *L.*) bewohnen im wilden Zustande die gebirgigen Teile von Asien und sind von da als Haustiere nach Europa importiert worden, wo sie in Niederlassungen der jüngeren Steinzeit nicht selten als Haustiere vorkommen. Im Diluvium von Europa ist

Capra hircus *L.* noch nicht sicher nachgewiesen. Die ältesten fossilen wirklichen Ziegen (Capra Sivalensis *Lyd.* und andere) erscheinen in den jüngeren Tertiärschichten, im Pliocän von Ostindien und stehen lebenden asiatischen Ziegenarten nahe.

Im europäischen Diluvium findet sich eine oder mehrere Arten von Schafen: aus England und Mähren sind Reste großer, dem Argali nahestehender Formen bekannt. Heute leben wilde Schafe in Gebirgen von Asien, Südeuropa, Nordafrika und Nordamerika. Man findet Knochen vom Schaf in zahlreichen neolithischen Fundplätzen; die Skelettteile von Schaf und Ziege sind aber schwer, manchmal gar nicht zu unterscheiden. Über die Herkunft des Hausschafes wissen wir nichts Sicheres. Die Geschichte seiner Rassenbildungen ist vergleichsweise sehr modern; ungepflegte Schafrassen haben ein nur wenig krauses, oft fast nach Ziegenart glattes Fell.

Etwas besser steht es mit den Kenntnissen über das Hausschwein. Man hat früher das europäische Wildschwein, Sus scrofa ferus *L.*, welches schon im Diluvium von Europa und Asien weitverbreitet erscheint, als einzige Stammart des europäischen Hausschweines betrachtet. Eine verhältnismäßig kleine, aber hochbeinige Form: das Pfahlbauten- oder Torfschwein, Sus palustris *Rutim.*, wurde in der neolithischen Periode, z. B. von den Pfahlbaubewohnern der Schweiz, überall gezüchtet. Nach Nathusius und Rütimeyer stammt aber das Torfschwein nicht vom europäischen Wildschwein, sondern wie die heutigen jüngeren Rassen unseres Hausschweines auch wahrscheinlich von einer indischen (indo-chinesischen) Stammform, welche dem lebenden Sus vittatus *Müll.* von Java und Sumatra nahestand. Nehring zeigt, daß sich die südasiatischen und nordasiatischen Wildschweine, von denen letztere wie gesagt mit unserem Wildschein identisch sind, untereinander wohl nur als Rassen einer Stammform unterscheiden. Die kleine Torfschweinrasse hält Nehring in ähnlicher Weise für eine Art Kümmerprodukt primitiver Domestikation wie die alten Hausrinder und Hauspferde.

Zahmes Hausgeflügel findet sich in der Steinzeit Europas noch nicht. Auch die Hauskatze fehlt ihr noch.

Der Überblick über die Paläontologie der Haustiere zeigt, daß die letzteren von wilden Diluvialformen abstammen, welche (sicher für Rind, Pferd und Hund) heute erloschen sind, so daß diese wichtigsten Haustiere jetzt nur noch im zahmen oder verwilderten Zustand existieren. Einige der Haustiere stammen aus Asien und sind nach den Angaben v. Zittels von dort nach Europa importiert; das gilt für das Torfrind, die Hausziege, das Hausschwein. Für Hauspferd und Hausschaf ist eine asiatische Abstammung zwar möglich, aber nicht erwiesen: das Schaf findet sich außer in Asien auch wild in Südeuropa. In den Steppen Zentralasiens lebt eine dem Wildpferd sehr ähnliche Pferderasse, der Tarpan, in Herden unabhängig vom Menschen; man hat diese wohl als Stammrasse des Hauspferdes bezeichnet und damit auch für das Pferd den Ursprung aus Asien abgeleitet.

Das ist sicher, daß eine beträchtliche Anzahl von Tierformen, welche heute mit dem Menschen in Europa zusammenleben, wie z. B. fast alle die Formen unseres Hausgeflügels, die feinen Schweine- und Schafsorten, aus Asien als ihrer Urheimat stammen. Unsere Zusammenstellung lehrt ein ähnliches Verhältnis schon für die neolithische Kulturperiode.

d) Der Ackerbau der Steinzeitmenschen.

Im Norden Europas, welcher uns für die neolithische Kulturschicht die entscheidenden Aufschlüsse geliefert hat, fanden sich bisher als sichere Beweise eines damals schon geübten Ackerbaues und der Zucht zahmer Nutzpflanzen, denen die Kultur der Menschheit nicht weniger

verdankt wie der Zucht zahmer Nutztiere, weniger Pflanzenreste selbst als steinerne Handmühlen sowie Spinn- und Webegeräte, welche auf den Anbau von Getreide und von Flachs hinweisen.

Die hauptsächlichste Kenntnis des neolithischen Ackerbaues und der Pflanzenzucht haben die Pfahlbauten, namentlich die der Schweiz, geliefert, welche das im Norden gleichsam nur skizzierte Bild der neolithischen Kultur Mitteleuropas bis in feine Züge erhalten haben. Für die jüngere Steinzeit Mitteleuropas sind die folgenden zahmen Nutzpflanzen bisher nachzuweisen; und zwar fanden sich ihre Reste, wie gesagt, vor allem wohlkonserviert in den steinzeitlichen Pfahlbauten der Schweiz, welche in klassischer Weise Oswald Heer beschrieben hat. Von Getreidegräsern wurden durch Heer in den reichen steinzeitlichen Pfahlbauten von Wangen am Bodensee und von Robenhausen im Pfäffikonsee bestimmt: drei Weizensorten und zwei Varietäten Gerste, die sechszeilige und die zweizeilige Varietät. Außerdem wurde von den Neolithikern Flachs gebaut. Letzterer war, wie es scheint, eine von unserem heutigen Flachs etwas verschiedene, schmalblätterige Varietät, welche heute noch in Makedonien und Thrakien wild oder vielleicht nur verwildert vorkommt; man hat Flachs wildwachsend auch in Nordindien am Altai und am Fuße des Kaukasus gefunden. Der in den steinzeitlichen Pfahlbauten vorkommende gemeine Weizen ist eine kleinkörnige, aber mehlreiche Varietät, welcher Heer den Namen Triticum vulgare antiquorum beigelegt hat, um sie von der heute gebauten, besser genährten Kulturform zu unterscheiden; doch kommt auch der sogenannte ägyptische Weizen mit großen Körnern vor. Die Getreidepflanzen der Pfahlbauten stimmen mit den an anderen prähistorischen neolithischen Fundplätzen gemachten Entdeckungen überein. Die Pflanzenreste, welche aus dem berühmten Fundplatze Butmir in Bosnien von Radimsky erhoben wurden, hat C. Schröter in Zürich bestimmt. Er fand von Weizen: Einkorn, Triticum monococcum, dieselbe Varietät, welche heute noch vielfach in Europa gebaut wird. Das Einkorn ist bis jetzt aus folgenden neolithischen prähistorischen Fundorten bekannt: aus dem Pfahlbau Wangen am Bodensee, in Ungarn aus der Tropfsteinhöhle Baradla bei Aggtelek im Gömörer Komitat, bei Toszeg und Felsö Dobsza, in dem prähistorischen Schanzwerk in Lengyel. Besonders wichtig ist der Nachweis des Einkorns in dem Burghügel von Hissarlyk durch Heinrich Schliemann. Die wilde Stammform des Einkornes ist im Orient zu Hause in Kleinasien und Mesopotamien; auch in der Krim, in Griechenland und Serbien soll es wild oder verwildert vorkommen. Von Gerste fand sich Hordeum vulgare, von Weizen außerdem Triticum vulgare variet. compositum, Zwergweizen, der mit kleinkörnigen, heutigen Weizenformen identisch ist, ebenso wahrscheinlich mit dem kleinkörnigen Pfahlbauweizen von O. Heer und dem Weizen aus dem Schanzwerke bei Lengyel. Von Linsen wurde in Butmir eine kleinkörnige Form nachgewiesen: Ervum Lens var. microspermum; die gleiche Varietät ergab die Fundstelle Aggtelek in Ungarn. Die Linsen von Lengyel waren größer, ebenso die von der Petersinsel im Bieler See (Bronzezeit). Roggen und Hafer finden sich in den steinzeitlichen Pfahlbauten wie in anderen steinzeitlichen Fundstellen nicht, sie treten erst in den jüngeren Pfahlbauten der Bronzezeit auf; Hanf fehlt gänzlich. Von den übrigen Feldfrüchten fanden sich noch Erbsen und Hirse in den Pfahlbauten der Steinzeit. Bohnen, Linsen, Gartenmohn erscheinen erst in der Bronzezeit, von der Rübe hat man bisher nichts gefunden; es fehlen überhaupt Spuren eines eigentlichen Garten- und Gemüsebaues. Einige Funde scheinen aber auf primitive Baumzucht hinzudeuten: man hat Äpfel und Holzbirnen in Schnitten getrocknet in den steinzeitlichen Pfahlbauten nachgewiesen; von den Äpfeln scheint neben den wild wachsenden Holzäpfeln auch schon eine veredelte Art vorzukommen. Wenn es aber auch vor allem unveredelte, wilde Fruchtbäume sind, deren Fruchtreste

gefunden worden sind, so dürfen wir uns doch denken, daß schon in der Nähe der Ansiedelungen diese Fruchtbäume gepflanzt worden sind, deren hoher Wert für die Ernährung und Gesunderhaltung neben der Fleischnahrung bei dem Mangel grüner Gemüse noch mehr hervortreten mußte. Die verschiedenen wilden Kirschen, Pflaumen und Schlehen wurden gegessen, ebenso Himbeeren, Brombeeren, Erdbeeren; Buchecker und Haselnuß erscheinen als wilde Nährpflanzen. Auch der Flachs wurde wohl nicht allein als Gespinstpflanze, sondern zum Teil des Nahrungswertes seiner öligen Samenkapseln, der Leinsamen, wegen gebaut. Noch heute dient in Indien der Lein nur zur Ölbereitung: man verarbeitet die Pflanze selbst nicht. Auch in Abessinien wird sie nur zum Essen verwendet; in Griechenland und Italien wurde die zerstoßene Leinsaat mit Honig eingekocht gegessen. Viktor Hehn weist auf eine Stelle des Plinius hin, der dieses süße Gericht als ein bäuerisches Essen in der Gegend jenseit des Po erwähnt, wahrscheinlich als eine altkeltische oder altligurische Sitte, welche wir wohl auch für die Pfahlbauzeit ansetzen dürfen.

Mit voller Sicherheit ist die Urheimat der wichtigsten Getreidearten: Weizen, Spelz, Gerste, nicht bekannt; wahrscheinlich stammen sie aber aus Mittelasien, wo sich in der Gegend des Euphrat Weizen, Dinkel und Gerste wild finden sollen. Die echte Hirse, Panicum miliaceum, stammt aus Ostindien; Erbsen wie die anderen urzeitlichen Hülsenpflanzen Europas: Linsen, Bohnen, stammen ebenfalls aus dem Orient, zum Teil aus Ostindien. Abgesehen vom Flachs, welcher vielleicht eine nördlichere Heimat besitzt, weisen sonach die eigentlichen zahmen Kulturpflanzen der Steinzeit Mitteleuropas: Getreidegräser, Hirse und Linsen, auf Asien als auf ihre Ursprungsheimat hin. Das Verhältnis ist also ähnlich wie bei den Haustieren.

e) Die Töpferei.

Die Kunst der Töpferei war den Paläolithikern wahrscheinlich vollkommen unbekannt: an keinem der reinen diluvialen Fundplätze sind Scherben von Thongefäßen gefunden worden. Wo Thongefäße und Gefäßscherben auftreten, erscheinen sie daher als ein Beweis für eine nachdiluviale Periode.

Dagegen ist in der neolithischen Zeit Europas die Töpferei ganz allgemein verbreitet. Immerhin ist das Bedürfnis nach Thongefäßen auch heute noch nicht bei allen Völkern der Erde allgemein; es gab bis in die Neuzeit herein und es gibt noch heute topflose Völker und Stämme. Aus dem Verhalten der letzteren ergibt sich, daß auch die europäischen Steinzeitmenschen der Diluvialepoche die Zubereitung ihrer Speisen, vor allem des Fleisches, durch Feuer auch ohne Kochgeschirre ausführen konnten. Die Feuerländer legen das zu bratende Fleischstück auf die glühende Asche eines ausbrennenden Holzfeuers und wenden es mit einem gabelförmigen gespitzten Zweig um, damit es nicht verbrennt. Das so bereitete Fleisch wird, da es allen Saft behält und nur an der Oberfläche eine Bratrinde erhält, sehr schmackhaft, und die anhaftende Asche dient in Ermangelung von Salz als Gewürz. Am Kohlenfeuer können nicht nur Fische, auf Holzruten gesteckt, sondern, wie das bekanntlich im Orient den Leckerbissen des Hammelbratens gibt, ganze Schafe ohne weiteres an Holzspießen gebraten werden. Dazu kommt noch eine ganze Reihe anderer Brat- und auch Kochmethoden ohne irdenes (oder metallenes) Geschirr, welche teils durch die Ethnographie, teils durch die Altertumskunde erwiesen sind und zum Teil, wie das sogenannte „Steinkochen", noch heute geübt werden.

Obwohl sonach das Thongeschirr kein absolutes Lebensbedürfnis für den Menschen ist, so steht doch fest, daß auch schon jene ärmlich ausgerüsteten Pioniere, welche in der Fichtenzeit Dänemark zuerst besiedelt haben, trotz der fast oder ganz ausschließlich benutzten Fleischkost,

zur Bereitung ihrer Nahrung, vielleicht auch zur Aufbewahrung von Vorräten, Thongefäße allgemein im Gebrauch gehabt haben. Wie oben dargelegt, sind die Reste, welche sich in den Küchenabfallhaufen erhalten haben, zeitlich die ältesten, welche in Dänemark gefunden worden sind. So einfach und roh die zahlreich vorkommenden Scherben auch erscheinen mögen, so sind sie doch, wegen des Beweises ihres hohen Alters, von der hervorragendsten Bedeutung.

Leider ist, wie oben schon erwähnt, kein einziges vollständiges Gefäß zu Tage gekommen. Die Scherben sind sehr dickwandig aus rohem Thon mit eingekneteten granitischen Steinstückchen, alle aus freier Hand, ohne Benutzung der Drehscheibe, hergestellt. Die Bruchstücke deuten zum Teil auf große Gefäße, teils mit flachem, teils, was besonders charakteristisch, mit zugespitztem Boden, so daß das Gefäß nicht ohne weiteres auf den Boden hingestellt werden konnte. Auch kleinere, öfters etwas ovale Schalen mit abgerundetem Boden, so daß sie ebenfalls für sich nicht stehen konnten, kamen vor. Sehr wichtig ist es, daß auf diesen Geschirrtrümmern sich nur außerordentlich spärliche und höchst einfache ornamentale Verzierungen finden: nur Einschnitte oder mit den Fingern eingedrückte Vertiefungen am oberen Rande.

Wir werden sehen, wie weit sich diese ältesten steinzeitlichen Topfwaren durch diesen Mangel der Dekoration von denen der vollentwickelten Steinzeit unterscheiden. Aber es ist sehr wichtig, zu beobachten, daß diese roheste Herstellungsweise der Thongeschirre, die wir hier am Anfang der ganzen Reihe stehen sehen, welche zu den höchsten Blüten künstlerischer Vollendung ansteigt, nicht nur während des ganzen Steinzeitalters, sondern auch noch in viel späteren Epochen üblich geblieben ist. Diese dicken, rohen, aus freier Hand gemachten Scherben großer Töpfe, mit den eingebackenen Gesteinsfragmenten, verziert durch Einschnitte oder Fingerspitzen- und Fingernageleindrücke, sind zeitlich und räumlich außerordentlich weit verbreitet. Es verhält sich mit diesen rohesten Produkten der Töpferei ähnlich wie mit den einfachsten Formen der Steingeräte, mit den Messern und Splittern und ähnlichen Überbleibseln, welche durch alle prähistorischen und historischen Epochen sich in der Urform erhalten haben. Und wie diese Formen der einfachsten Steingeräte auch außer den Grenzen Europas dieselben bleiben, so ist es ähnlich auch mit den Geschirren: die rohesten Scherben amerikanischer Geschirre zum Beispiel unterscheiden sich vielfach nur dadurch von jenen oben beschriebenen, daß an Stelle der Gesteinsfragmente Stückchen von Muschelschalen in den Thon eingeknetet sind. Diese Ähnlichkeit erstreckt sich aber nicht auf die Form der Geschirre, wenigstens nicht auf die spitzen oder abgerundeten Böden.

In der vollentwickelten neolithischen Steinzeit Europas sind die Thongeschirre zwar auch alle aus freier Hand ohne Töpferscheibe hergestellt: es kommen, wie gesagt, immer noch überall jene ältesten und rohesten Formen vor; aber neben diesen zeigt sich eine große Mannigfaltigkeit in Größe, Form und Herstellungsweise der Geschirre. Der Thon ist vielfach feiner, ja ganz fein bearbeitet und geglättet, die Geschirre dünnwandig, vollkommen durchgebrannt. Jene dickwandigen Scherben sind meist nur äußerlich, manchmal nur einseitig, so stark gebrannt, daß der Thon eine hellrote Farbe angenommen hat, während die Innenschicht, wenn auch hart, doch noch grauschwärzlich blieb. Aus der späteren neolithischen Zeit hat man zahlreiche vollkommen erhaltene Geschirre. Sie zeichnen sich durch eine vielfach künstlerisch vollendet schöne Form aus; und auf ihren Oberflächen finden sich Ornamente eingeritzt oder eingedrückt, selten plastisch aufgesetzt, denen man, obwohl ihr Stil nur geometrisch, ein reges Schönheits- und Symmetriegefühl nicht absprechen kann. Die Thongefäße zeigen auch die Anfänge einer farbigen Dekoration. Die eingeritzten Striche und Stiche und anderes sind vielfach mit weißer Masse (Kreide oder Gips) ausgefüllt, wodurch die Muster von dem schwarzen oder roten Grunde der Fläche

ornamental lebhaft hervortreten. Es ist danach kein Wunder, daß die Töpferei während der neolithischen Periode zur wahren farbigen Bemalung der Geschirre wenigstens an einigen Orten fortgeschritten ist.

Bei diesen Gefäßen tritt nun auch der Henkel auf, in einfachster Form als warzenförmige oder mehr flache Erhebung der Gefäßwand, entweder senkrecht von oben nach unten oder horizontal durchbohrt mit einer engen Öffnung, welche nur eine Schnur durchziehen läßt. Andere Henkel sind, ganz wie die noch jetzt gebräuchlichen, breit, hoch und weit ausgebogen für das Fassen mit der Hand. Diese beginnen meist ganz oben am Gefäßrand und ziehen sich von da gegen den Gefäßbauch herunter, während jene erst erwähnten tiefer, öfters um die größte Ausbauchung des Gefäßes herum angebracht sind.

Als Hauptgefäßformen unterscheidet man nach Klopfleisch und Götze, speziell in der thüringischen jüngeren Steinzeit, die Amphoren- und Becherformen. Die Amphoren sind größere, in der Mitte weitbauchige Gefäße mit engerem Hals und etwa ebenso weitem, flachem Boden, meist mit zwei oder vier an der größten Ausweitung des Bauches ansitzenden engen Henkeln; die Form entspricht oft nahezu zwei annähernd gleichen abgestumpften Doppelkegeln, welche sich in der größten Ausbauchung des Gefäßes berühren (s. Fig. 9 der Tafel bei S. 143). Die Becherform besitzt einen mehr oder weniger kugeligen, unten aber meist abgeflachten Gefäßbauch mit hohem, aber relativ weitem Halse (s. Fig. 10 derselben Tafel). Meist haben die Becher keine Henkel, zuweilen aber finden sich enge Henkel von der eben angegebenen Form zum Durchziehen von Schnüren am Halse. Manche der Becher hatten einen konvex gewölbten Deckel (s. Fig. 11). Zwischen Becher und Amphora vermittelt die Krugform (s. Fig. 12). Außerdem kommen als weitere Gefäßformen noch Kanne und Topf und seltener Eimer, Näpfe, Schalen, Büchsen, flaschenähnliche Formen und viereckige, wannenartige Thongefäße vor. Besonders charakteristisch erscheinen noch ziemlich hohe, halbkugelförmige Schalen mit weiter Öffnung und rund gewölbtem Boden (s. Fig. 13 der Tafel bei S. 143), so daß sie, wie jene Gefäße der Küchenabfallhaufen, nicht ohne weiteres stehen konnten.

Als Ornamente kommen auch bei den Gefäßen der vollentwickelten neolithischen Periode noch jene einfachen Tupfen- und Schnittverzierungen vor, welche die Dänen der Fichtenzeit für ihre primitiven Topfwaren verwendeten. Die Tupfenverzierung besteht darin, daß man mit den Fingerspitzen in gewissen Distanzen sich wiederholende Eindrücke, Tupfen, in die noch weiche Oberfläche des Gefäßes macht (s. Fig. 14 der Tafel bei S. 143). Häufig zeigt sich dabei der Fingernagel absichtlich mit abgedrückt. Solche Tupfeneindrücke werden bald unmittelbar auf die ebenen Stellen der Gefäßwände, bald aber auch auf speziell zum Zwecke des Ornaments aufgesetzte plastisch hervortretende Thonbänder eingedrückt. An Stelle der Fingerspitzen bediente man sich zuweilen glatter, unten konvex zugerundeter Stäbchen von Holz oder Knochen, um derartige tupfenartige Eindrücke (Perlenketten) zu erzeugen; auch längliche Einkerbungen und mondsichelartige Eindrücke treten öfters auf.

Die Schnittverzierungen sind mehr oder weniger tiefe Einschnitte oder Ritze, mit der Schneide eines Feuersteinmessers oder mit der Spitze eines Knochenpfriemens, eines scharfkantig zugeschnittenen Hölzchens und dergleichen in linearer Anordnung hergestellt. Durch die Zusammenstellung solcher Einschnitte entstehen fischgräten- und feder- oder tannenzweig- und palmblattartige Muster, bei denen gern die Richtung der schräg gestellten Einschnittstriche wechselt, indem man sie zuerst nach rechts, dann nach links oder nach oben, dann nach unten verlaufen läßt und dadurch fortlaufende Reihen oder Kränze derartiger eingeschnittener Striche herstellt,

die in ihrer Wiederholung oft einen gewissen Parallelismus zeigen. Durch eingetiefte Längsstreifen entstehen Bänder oder Reifen, Dreiecke und Quadrate und anderes. Die Dreiecke sind meist durch Einritzungen mehr oder weniger regelmäßig schraffiert, ebenso die Vierecke; letztere meist abwechselnd leer und schraffiert, so daß ein Schachbrettmuster entsteht. Seltener sind diese Bänder konzentrisch angeordnet; häufiger tritt eine Art von Feston oder Spirale auf: eine Form, zu der auch schon größere Dreieckreihen mit schwach gewölbten Außenlinien der Dreiecke hinneigen. Die Bandmotive der Dekoration pflegt man als Winkelband, Bogenband und Kreisband zu unterscheiden.

Neben der Bandverzierung kommt namentlich an Grabgefäßen die Schnurverzierung vor, welche zum Teil wenigstens so hergestellt wurde, daß man eine Schnur, z. B. aus Bast, in die noch weiche Thonmasse eindrückte. Man konnte auf diese Weise leicht Ringe und Ringsysteme, abwechselnd aus schräg gestellten Erhöhungen und Vertiefungen bestehend, herstellen, auch Zickzacklinien und andere Linienverbindungen, so daß das Schnurornament eine ziemliche Reichhaltigkeit der Motive zeigt. Direkt an die Schnurverzierung reiht sich die Stichverzierung an, welche mittels eines fein zugespitzten Stäbchens ausgeführt wurde, womit Stichstreifen hergestellt wurden, welche manchmal der Schnurverzierung sehr ähnlich sehen; man bezeichnet sie dann als unechte Schnurverzierung.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß diese Thongeschirre im wesentlichen an Ort und Stelle da gemacht worden sind, wo wir ihre Reste heute finden. Daraus erklärt sich ungezwungen die lokale Besonderheit, welche wir an verschiedenen Fundstellen erkennen, durch welche gewisse Gruppen als näher oder ferner miteinander verwandt abgegrenzt werden können. Verschiedene Stilformen sind deutlich lokal und gruppenmäßig zu unterscheiden. Aber das hindert nicht, daß die neolithische Keramik, wo sie uns entgegentritt, ihren zusammengehörigen Charakter nicht zu verleugnen vermag. Trotz aller Besonderheiten geht durch ganz Europa dieser einheitliche Gesamtstil der Steinzeitkeramik, den wir unter seinen verschiedenen Verkleidungen doch leicht unterscheiden und bestimmen können. In Fundplätzen, welche den alten asiatischen Kulturzentren und den Küsten des Mittelmeeres näher liegen, wie z. B. in Butmir, sind die Gefäße zum Teil noch besser gearbeitet, die Ornamente reicher und eleganter ausgeführt, die Spirale häufiger und regelmäßiger, zum Teil plastisch aufgelegt, zum Teil, wie oben erwähnt, sogar farbig gemalt und anders. Aber der gesamte Charakter bleibt doch unverkennbar neolithisch und läßt sich nicht nur an den europäischen Mittelmeerküsten und den Inseln des Griechischen Meeres, sondern in gewissen Beziehungen auch in Mesopotamien und Ägypten wiederfinden; das älteste trojanische Topfgeräte zeigt unverkennbare Übereinstimmungen damit. Solche Übereinstimmung besteht in der senkrechten Durchbohrung, der eigentümlichen Gestalt und Ansetzung der Henkel sowie in der Zeichnung der Ornamente; auch die Urnendeckel, die rinnenförmig durchlochten Griffe, namentlich die weiß inkrustierten Tiefornamente gewähren die bestimmtesten Vergleichungspunkte. Diese Übereinstimmung der steinzeitlichen Keramik läßt sich schon viel weiter nachweisen; sie geht in Asien bis nach Japan, wo die Muschelhaufen den dänischen weitgehend entsprechen und auch in den Topfscherben, trotz ihrer lokalen Besonderheiten, unverkennbare Übereinstimmung zeigen. Daß die ältesten Töpfereierzeugnisse Amerikas das gleiche beweisen, ist schon oben ausgeführt worden.

Nicht nur die Steinwaffen und -Geräte, sondern, soweit wir das überblicken können, auch die Reste der ältesten Keramik zeigen jene Gleichartigkeit der Kulturentwickelung der neolithischen Periode, welche eine Gleichheit des geistigen Entwickelungsganges der Menschheit beweist.

D. Die Wohnstätten und das häusliche Leben.

a) Übersicht über den Kulturbesitz der steinzeitlichen Pfahlbauten.

Ein Bild von unübertroffener Klarheit der Zeichnung der allgemeinen Lebens- und Kulturverhältnisse der mitteleuropäischen Menschheit während der neolithischen Periode gaben nach den berühmten Forschungsergebnissen von Ferdinand Keller und seiner Schule schweizerischer Archäologen die Pfahlbauten in den Alpenvorländern.

Während in Höhlengegenden die Höhlen und Grotten vielfach den Menschen der jüngeren Steinzeit zeitweise, zum Teil auch dauernd als Winterwohnung dienten, hat in den wasserreichen Niederungen der Schweiz die neolithische Bevölkerung ihre Hütten in Seen und Mooren auf Pfahlrosten gebaut. In jener Zeit haben wir uns die Alpenvorlande noch weithin bedeckt von Wäldern, von wilden Tieren erfüllt, zu denken; damals mußten die auf Pfählen im Wasser stehenden Hütten ihren Bewohnern eine Sicherheit darbieten, wie sie kaum ein anderer Ort gewähren konnte. Die ersten Gründer und Bewohner von Pfahlbauniederlassungen in der Schweiz gehören der reinen Steinperiode an. Trotz ihrer Seewohnungen erscheinen die alten Neolithiker der Schweiz im Besitz fast aller wichtigen Haustiere; sie kannten und übten aber auch den Feldbau. Sie nährten sich von Viehzucht, vom Ackerbau, vom Ertrage der Jagd und Fischerei, von wildem Obst und anderem, was das Pflanzenreich Eßbares freiwillig darbot. Ihre Kleidung bestand zum Teil aus Fellen, zum Teil aber auch aus Zeugen, von welchen, wie es scheint, die Mehrzahl aus Flachs verfertigt waren.

Das Bestreben der Ansiedler, in dauerhaften, vor Überfällen gesicherten Heimstätten und in größerer Zahl gemeinschaftlich beisammen zu wohnen, ist ein untrüglicher Beweis dafür, daß ihnen die Vorteile einer seßhaften Lebensweise bekannt waren, und daß wir uns unter den Bewohnern der Pfahlbauten keine herumziehenden Hirten, noch weniger ein eigentliches Jäger- und Fischervolk zu denken haben. Die bleibende Vereinigung einer großen Menge von Menschen auf demselben Punkt und von Hunderten von Familien in benachbarten Seebuchten hätte nicht stattfinden können, wenn nicht ein regelmäßiger, wesentlich auf Viehzucht und Ackerbau begründeter Zufluß von Nahrungsmitteln durch alle Jahreszeiten, wenn nicht die Anfänge einer gesellschaftlichen Ordnung vorhanden gewesen wären. Schon die Begründung der Seeansiedelung selbst ist nicht möglich für den einzelnen: hier muß eine größere Gemeinschaft nach einem einheitlichen Plan und Ziel gearbeitet haben. Herodot schildert ein Pfahldorf, welches Päonen im See Prosias in Thrakien bewohnten und mit Erfolg gegen den persischen Feldherrn Megabazos verteidigten. Mitten im See stand auf hohen Pfählen das zusammengejochte Gerüste, auf welchem die Hütten gebaut waren; mit dem Ufer stand es nur durch eine einzige, leicht zu entfernende Brücke in Verbindung. Herodot berichtet: „Die Pfähle, auf welchen die Gerüste ruhen, richteten in alter Zeit die Bürger insgesamt auf; die Vergrößerung der Seeansiedelung erfolgte später je nach Bedürfnis mit der Gründung neuer Familien."

Nach der großen Anzahl der steinzeitlichen Pfahlbauten in den Alpenvorländern, nach der großen Menge primitiver Industrie-Erzeugnisse, die man dort gefunden hat, müssen Jahrhunderte verflossen sein von dem Augenblick, als die ersten Ansiedler ihre Pfähle einrammten, um darauf Wohnungen zu bauen, bis zum Ende der Steinperiode.

Die Hütten der steinzeitlichen Ansiedelungen waren teils von runder, teils von viereckiger Form und dann, wie die von Frank bei Schussenried entdeckte Pfahlbauhütte (s. Fig. 15 der Tafel bei S. 143), in zwei Abteilungen geteilt, die eine für das Vieh, die andere mit einer

Herdanlage aus Steinen für die Bewohnung der Menschen. Der Hüttenboden war von Rundhölzern mit Lehmunterlage und wohl auch mit Lehm-Estrich hergestellt; bei der Frankschen Hütte waren die Wände zwischen Eckpfosten aus gespaltenen Holzstämmen, senkrecht stehend, die Spaltfläche nach innen gewendet, festgefügt. Die runden Hütten hatten Wände aus grobem Astflechtwerk, mit Thon außen und innen beschlagen; von diesem Thonbewurf mit den Abdrücken der Äste haben sich zahlreiche durch Feuer hartgebrannte Stücke erhalten. Die Pfahlhütten der Seen standen mit dem Wasser durch Block- oder Sprossenleitern in Verbindung. V. Groß hat in einer der ältesten Stationen eine solche Leiter gefunden; sie bestand aus einem langen Pfahl aus Eichenholz, in ziemlich regelmäßigen Abständen mit Löchern versehen, in welchen die Leitersprossen eingefügt waren.

Die wichtigsten Fundstücke der ältesten Pfahlbaukultur sind die Steingeräte und Waffen von denselben Formen, der gleichen Benutzung und Herstellungsweise, wie sie oben geschildert worden sind. Als Material für Beile und Meißel verwendeten die Schweizer Pfahlbaubewohner meist Rollsteine, wie sie überall zur Hand waren: Serpentin, Diorit, Gabbro, wobei grüne Gesteine bevorzugt wurden. Außerdem wurden aber auch die seltenen prächtigen Gesteine Nephrit, Jadeit und Chloromelanit benutzt. Die Steinbeile und Meißel waren meist in einen Handgriff befestigt und zwar oft zunächst in eine Hirschhornklammer, die dann ihrerseits in den Holzstiel eingefügt wurden. Seltener war eine Befestigung der Beile in einen keulenartigen Holzstock oder in einen ganz aus Hirschhorn bestehenden Griff (s. Fig. 16 der Tafel bei S. 143). Erst gegen Ende der Steinzeit scheint man in der Schweiz auf den Gedanken gekommen zu sein, die Axt zur Anbringung des Stieles selbst zu durchlochen, wodurch die typische Form der Hammeraxt entstand (s. Fig. 17 und 18 derselben Tafel). Keller, Ford u. a. haben nachgewiesen, daß unter Mitwirkung von Wasser und Sand jeder hohle Knochen genügt, um den härtesten Stein zu durchbohren. Manche Stücke zeigen noch den hierbei entstehenden runden Bohrzapfen aus dem Stein nicht vollkommen herausgeschliffen; auch freie Bohrzapfen, regelmäßig geschliffene kleine Steinzylinder sind gefunden worden. Man hat aber auch den zu durchlochenden Stein von beiden Seiten her einfach mit einem Bohrer aus Feuerstein durchgeschabt; die Form des Bohrloches ist dem entsprechend unregelmäßiger. Auch hierbei zeigt sich die Wichtigkeit der meist relativ kleinen und unscheinbaren oben beschriebenen Feuersteingeräte; „der Feuerstein ist derjenige Stoff", sagte F. Keller, „durch welchen mittelbar oder unmittelbar alles Werkzeug seine Form erhält".

Die anderen Gesteine dienten, außer zu den schon genannten, noch zu einer Menge anderer Anwendungen. Man fertigte daraus z. B. Schlagsteine und Hammersteine in allen Formen, Stößel und Mörser, Mühlen-, Schleifsteine und Glättsteine für die Geschirrfabrikation, Spinnwirtel und verschiedene Zieranhängsel. Unter den Feuersteinwaffen ragen Dolche hervor, bestehend aus spitzen, in Griffe gefaßten Feuersteinklingen. Der Stiel des Griffes ist an einem Ende ausgehöhlt, um das Ende der Dolchklinge aufzunehmen; an dem anderen zeigt er oft eine knopfartige Anschwellung. Die Feuersteinklinge wurde zuerst mit Harz befestigt, dann wurde der ganze Stiel mit gehecheltem Flachs oder mit aus Binsen gedrehten Bändern umwickelt; der Griff war vielfach ein Augensproß eines Hirschgeweihes. In solche wurden auch kleine, zum Schneiden dienende Beilchen, z. B. aus Nephrit, befestigt. Die Pfeil- und Speerspitzen aus Feuerstein wurden meist mit viel Sorgfalt gefertigt; die Mehrzahl der Feuersteingeräte erscheint aber in den schon aus der Diluvialzeit bekannten Formen roher Messer und Schaber. Zahllose Abfallsplitter beweisen, daß der Feuerstein an Ort und Stelle bearbeitet wurde. Einzelne größere sichelförmige Klingen, den nordischen Feuersteinsicheln ähnlich, hat man auch in den Pfahlbauten der Schweiz

entdeckt. Größere sägeförmige Klingen wurden zum Teil so zusammengesetzt, daß kleine, scharfe Feuersteinsplitter mit Harz in der Rinne eines Holz- oder Hirschhornstückes befestigt wurden.

Man hat behauptet, daß damals schon in der Schweiz Feuerstein, z. B. aus den Feuersteingebieten des Nordens, durch Handelsverkehr eingeführt worden sei. Sicherer erscheint es, daß gegen Ende der Steinzeit Bernstein aus den Bernsteingegenden des Nordens in einzelnen Stücken gebracht worden ist.

Die Manufakte aus Hirschhorn und Knochen zeigen eine Fülle von Mannigfaltigkeit. Die Masse des in den Pfahlbauten gefundenen Hirschhorns beweist, daß die Wälder zur Steinzeit mit Hirschen geradezu bevölkert waren, und daß die Jagd auf diese Tiere trotz der uns so ungenügend erscheinenden Mittel, welche den Bewohnern der Pfahldörfer zur Verfügung standen, keine großen Schwierigkeiten machte. Wie die Paläolithiker an der Schussenquelle aus Rentiergeweih, so schnitzten die Neolithiker in den Schweizer Seedörfern aus Hirschhorn Gegenstände aller Art. Aus den dicksten Teilen des Geweihes, namentlich gern aus dem Rosenstock desselben (s. Fig. 16 der Tafel bei S. 143), fertigte man für Äxte und Hämmer die mehrfach erwähnten scheidenartigen Zwingen, welche in den Holzstiel eingesetzt wurden. Eine Art von Hacke stellte das Geweih-Ende dar, an welchem der Augensproß noch festsaß; das mehrspitzige Geweih-Ende selbst, quer durchbohrt, gab eine gefährliche Waffe und eine Art Rechen. Andere Geräte mahnen an Schaufeln und Hauen und werden in der That wie jene Hacke zu Ackerbauzwecken gedient haben. Als Fischereiwerkzeuge hat man Angelhaken aus Hirschhorn und vortreffliche gearbeitete Harpunen mit Widerhaken gefunden (s. Fig. 19 derselben Tafel). In verschiedenen Pfahlbauten wurden gut erhaltene Reste von Netzen entdeckt; dabei auch eine Anzahl von noch mit Bindfaden umwickelten Netzsenkern aus Stein, welche ohne Zweifel an den Maschen des Netzes befestigt waren, um dasselbe auf den Grund zu senken. Aus Hirschhorn wurden ferner kleine, mit Löchern zum Aufhängen versehene Becher geformt; dann Halsperlen und sehr geschickt geschnitzte Ohrgehänge, große, manchmal verzierte Knöpfe, Nadeln mit Ösen, kleine Kämme, Pfeile, Pfriemen und Stecher und eine Auswahl von größeren und kleineren Nadeln, einige mit Knöpfen, andere mit seitlich durchbohrten Ansätzen, offenbar, um einen Faden durchzuziehen.

Den noch festeren Knochen, namentlich der Hirsche und Rinder, benutzte man vielfach zur Herstellung von Waffen und Werkzeugen. Aus den am Ende durchbohrten und zu drei und drei mit Bindfaden zusammengebundenen Rippen der Kuh oder des Hirsches verfertigte man Kämme zum Flachshecheln. Auch der größte Teil der Dolche wurde aus Knochen hergestellt. Als Griff diente entweder das natürliche Gelenkende, oder man befestigte die Knochenklinge in einem besonderen Hirschhorngriff; Pfeil- und Lanzenspitzen aus Knochen sind weit häufiger als solche aus Feuerstein. Zur Befestigung der knöchernen Lanzenspitze an den Holzschaft diente eine Umwickelung mit Bindfaden, der dann noch mit einer Lage von Birkenharz umgeben wurde. Aus Knochen findet man auch eine Menge von Pfriemen und Meißeln in allen Größen; ihr eines Ende ist spitz und scharf, das andere in einem Griff von Hirschhorn befestigt (s. Fig. 20 der Tafel bei S. 143). Tierzähne, hauptsächlich die des Wolfes, Bären, Hundes und Schweines, wurden durchbohrt, um als Amulette oder Halsketten getragen zu werden (s. Fig. 21—23 auf derselben Tafel).

Auch ziemlich viel Holzgegenstände sind aus der Steinzeit der Pfahlbauten bekannt. Ein Joch ist ganz ähnlich denen, welche noch heute zum Leiten der Rinder gebraucht werden; aus Buchsbaumholz wurden niedliche Kämme gefertigt. Auch Kähne, aus einem einzigen Baumstamm gearbeitet: Einbäume, haben sich aus jener Zeit erhalten; ein Exemplar war 9,5 m lang und

0,7—0,9 m breit. Als Ergänzung zu den zahlreichen Pfeilen hat man auch einige Bogen gefunden; ein Exemplar aus Buchsbaumholz ist 1,6 m lang. Aus dem gleichen Material wurde auch ein kleiner Bogen entdeckt, welcher offenbar zu einem Drehbohrer gehörte, entweder zur Durchbohrung von Steinäxten, oder noch wahrscheinlicher für die Bewegung eines Feuerbohrers zum Feueranzünden. Aus Holz waren auch Dreschflegel, Speerstangen, Schalen und Tassen, manche mit Henkel versehen, Löffel, Quirle, Hämmer, Schiffchen als Kinderspielzeug und anderes mehr. Im Berner Museum befinden sich sogar Bruchstücke von Tischen, Bänken und Thüren aus Pfahlbauten der Steinzeit.

Besonders bedeutsam für die Beurteilung der Kulturhöhe der steinzeitlichen Pfahlbaubewohner sind die Überreste von Spinn- und Webereigeräten und von Gespinsten (s. Fig. 25 der Tafel bei S. 143) und Geweben, Flechtarbeiten und anderem. Auf den oben als Flachshecheln erwähnten, aus Rippen hergestellten Geräten hat man Flachs aufgewunden gefunden; von der Befestigung der Klingen mit Flachs oder daraus gedrehten Faden war schon die Rede, ebenso von den zahlreichen weiten und engeren aus Faden geknüpften Netzen. Zum Spinnen des Fadens dienten Spindeln ganz den noch heute gebrauchten ähnlich: ein Spindelstock aus Holz, der in einen aus Stein, Hirschhorn oder Thon hergestellten Spinnwirtel, Aspen in der Sprache der Südbayern, befestigt war (s. Fig. 24 derselben Tafel). Den Spinnrocken kannte man wohl noch nicht; auch ein Webstuhl hat sich noch nicht erhalten gefunden, aber zahlreiche Webergewichte, welche zum Spinnen des Fadens gedient haben. Es wurden vortreffliche Gewebe, zum Teil geköpert, hergestellt, von denen man viele Reste besitzt. Auch Matten und Körbe verstand man, wie ihre Überreste beweisen, aus den noch heute verwendeten Stoffen zu fabrizieren (s. Fig. 26 und 27 derselben Tafel).

Das Getreide wurde zu einer Art Brot verbacken, aus grob gemahlenen Getreidekörnern bestehend. Die Mühlsteine zum Zerreiben des Getreides finden sich zahlreich. Es sind etwas ausgehöhlte, ausgeriebene Steinplatten und dazu gehörige kleinere flache, oben abgerundete Steine, mit welchen man auf den größeren Platten die Getreidekörner zerquetschte (s. Fig. 28 der Tafel bei S. 143). Die Kochgeschirre sehen wir zum Teil schon sehr vervollkommt. Große und kleine Töpfe zum Aufbewahren, irdene Kochtöpfe und Schüsseln, dann große Löffel und Quirle aus Holz, letztere wahrscheinlich zum Buttern, haben sich erhalten. Seiherartige Gefäße dienten zur Käsebereitung; es sind Töpfe, in deren Wand und Boden eine Reihe von engen Löchern zum Abgießen der Molke von dem gewonnenen Käse angebracht ist.

Wir sehen hier in der vollentwickelten neolithischen Periode die alten Bewohner unserer Länder als eine ansässige, landbauende und viehzüchtende Bevölkerung. Wenn auch noch Jagd und Fischfang einen wichtigen Bestandteil der Nahrung lieferten, so daß man an einigen Stellen unter den Kochresten sogar mehr Hirschknochen als Knochen vom Rind gefunden hat, so bildeten doch die Milch, der Käse und die Butter der Rinder, Schafe und Ziegen, dann das Fleisch von diesen und namentlich vom Schweine, das Brot und die Früchte schon die Grundlage der Ernährung.

b) Die neolithischen Höhlenwohnungen und andere Landansiedelungen.

Kaum weniger reich und allseitig als die Ergebnisse der Pfahlbautenstudien sind die der Höhlenforschung für die neolithische Schicht. Da, wo im Höhlenboden eine diluviale Schicht liegt, können, wie gesagt (vgl. S. 138), Verwechselungen paläolithischer und neolithischer Objekte kaum vermieden werden. Es gibt aber zahllose Grotten und kleine Höhlen, in welchen die neolithische Schicht die älteste ist, so daß Irrtümer ausgeschlossen sind. In einer großen Anzahl solcher

Fundplätze in der Höhlengegend des Fränkisch-Bayerischen Jura haben sich die Fundverhältnisse der neolithischen Schicht ziemlich ebenso rein und unvermischt ergeben wie in den Pfahlbauten.

Die Höhlenbewohner der jüngeren Steinzeit im Fränkischen Jura waren wie die steinzeitlichen Pfahlbaubewohner der Schweiz im wesentlichen ein Hirtenvolk. Sie besaßen alle wichtigen Haustiere, welche jene besaßen: Hund, Rind, Pferd, Schaf, Ziege, Schwein, und übten ebenso schon Feldbau, wenigstens sicher Flachsbau, aus; daneben bildeten einen wesentlichen Teil des Nahrungserwerbes die Jagd und der Fischfang. Nicht nur an den Gestaden der Seen auf künstlich eingerammten Pfahlrosten, auch an den Ufern süddeutscher Flüsse wohnte also einst ein Volk, das, noch wesentlich auf Jagd und Fischfang angewiesen, mit ausschließlicher Benutzung von Stein- und Knochenwerkzeugen ohne Metall doch schon Viehzucht und primitiven Ackerbau trieb und es verstand, die ihm von der Natur frei gewährten Hilfsmittel der Existenz durch die ersten technischen Künste zu vermehren: durch Zuschlagen und Schleifen von Steininstrumenten, Knochenschnitzerei, vor allem aber durch Töpferei, durch Gerberei, durch die Kunst zu nähen, durch Weberei, Flechtkunst. Wahre archäologische Schätze sind unter den schützenden Felsendächern hervorgegraben worden. Die Mehrzahl der Gegenstände sind Schnitzereien aus Knochen, Zähnen und Hirschhorn, Waffen, Geräte, Schmucksachen der verschiedensten Art. Die festen Geweihsprossen des Edelhirsches dienten zur Herstellung von Pfriemen, Nadeln, Pfeilspitzen, gröberen Werkzeugen; manche dieser letzteren sind auch aus Hirschknochen geschnitzt, welche sich durch ihre feste Struktur und hohe Politurfähigkeit zu diesem Zwecke besonders geeignet erwiesen. Neben dem Hirsch lieferte aber vor allem das Rind Röhrenknochen und Rippen als Material zur Herstellung von Knochenwerkzeugen. Das Knochenmaterial deutet zum Teil neben dem zahmen Rind auf ein wildes Rind, vielleicht den Wisent (Bison europaeus), welcher dem Hauptfluß jener Felsgegenden, der Wisent, seinen Namen gegeben hat. Eine Pferdeart von mittlerem Schlag ist unter den Funden durch durchbohrte Zähne, Werkzeuge und Waffen, aus seinen Knochen geschnitzt, vertreten. Die auf dem Durchschnitt nahezu viereckigen falschen Rippen des Pferdes geben handliche, etwas gekrümmte scharfspitzige Knochendolche und große Nadeln (s. Figur 29 der Tafel bei S. 143). Pferderippen dienten, wie anderswo der Mittelfußknochen des Pferdes, als Kufen für Schlittschuhe. Eberhauer wurden zu Messern mit scharfer Schneide zugeschliffen. Die Eckzähne des Hundes, eine große jagdhundähnliche Rasse, lieferten durchbohrt Perlen oder Amulette.

Unter den Steingeräten erscheinen sehr zahlreich Messer, Schaber, Pfeilspitzen und massenhaft Abfallsplitter aus Feuerstein und Hornstein, zum Teil winzig und höchst unscheinbar. Die größeren Formen der Steingeräte: Beile, Äxte, Hämmer, entsprechen denen der Schweiz; aber ihr Material ist teilweise, den lokalen Verhältnissen entsprechend, viel schlechter: Jurakalkstein und Schiefer. Aus letzterem fanden sich steinerne „Lederschneidemesser", welche jenen fast vollkommen entsprechen, die man in Schweden der lappischen Steinzeit zuschreibt; auch lange, schmale, schwertähnliche Steinklingen aus Schiefer fanden sich. Auffallend sind unter den durchbohrten Steingeräten flache Steinhauen, welche die Schneide senkrecht auf die Längsachse des Stieles gewendet haben; sie dienten wohl als Instrument zur Bodenbearbeitung. Auch sehr lange schmale Steingeräte aus Grünstein hat man als eine Art von Pflugscharen angesprochen.

Die charakteristischen Formen der Hirschhorn- und Knocheninstrumente sind: Pfriemen, Dolche, Griffel, Knochenmesser, Löffel und Gabeln (s. Figur 30 der Tafel bei S. 143) aus Knochen, Knochenmeißel (s. Figur 31 derselben Tafel), Knochenhammer. Als häufigste Knochenwaffen erscheinen die Pfeilspitzen, Lanzenspitzen und Harpunen. Die Form der Pfeilspitzen ist in den verschiedenen Wohnplätzen auffallend verschieden. Die Verschiedenheit in Form

und Befestigung der Pfeilspitzen wird jenen bekannten Eigentumszeichen entsprochen haben, durch welche moderne Jägervölker ihre Waffen zu unterscheiden und kenntlich zu machen pflegen. Ein angeschossenes Wild kann danach ein Jäger nach seinem Pfeil als von ihm erlegt ansprechen. Die ein- oder mehrspitzigen Knochenharpunen eigneten sich zum Stechen unter Wasser für größere Lachsforellen, Fischottern und Biber, welche damals im Wisentthale einheimisch waren; große Knochenangeln waren daneben für den Fischfang im Gebrauch.

Am wichtigsten erscheinen für den Kulturzustand der neolithischen Felsenbewohner die zahlreichen aus Knochen geschnitzten Gegenstände, welche als Instrumente für Weberei und Netzstricken anzusprechen sind. Für letzteren Zweck fanden sich große, fein geglättete knöcherne Häkelnadeln, zum Teil aus der Rippe eines großen Wiederkäuers geschnitzt (s. Figur 32 der Tafel bei S. 143). Das Handgriffende ist vom Gebrauch geglättet, die Spitze mit dem Haken aus der gleichen Ursache gerundet; mehrfach ist das Ende zum Zweck des Anhängens durchbohrt. Noch zahlreicher fanden sich Weberschiffchen von verschiedener Form. Mehrfach ist unter den Funden die Form des noch jetzt gewöhnlichen Weberschiffchens in verschiedener Größe vertreten (s. Figur 33 derselben Tafel). Einige sind undurchbohrt; die meisten besitzen aber im Zentrum der Flachseiten zum Anbinden des umgewickelten Fadens eine oder zwei runde oder ovale Öffnungen nebst riemenförmig um die Breite herumlaufendem Einschnitt. An Stelle des doppelspitzigen Schiffchens tritt außerdem recht häufig eine entweder flache oder runde, ziemlich lange, an dem einen Ende stumpfspitzige, an dem entgegengesetzten Ende abgerundete und nahe dem runden Ende durchbohrte Flecht- oder Webenadel. Es fanden sich auch flache pfeilspitzenähnliche Weberschiffchen mit einer Durchbohrung des flachen, sich wie ein Schaftansatz verschmälernden Endes. Ein sägeartig ausgezacktes Knocheninstrument mag zum Fadenschlichten, eine schwertähnliche, lange, flache Knochenklinge zum Anschlagen des Fadens im Webstuhl gedient haben. Nach den zahlreich gefundenen thönernen, durchbohrten Webegewichten wird der Webstuhl, wie jener der Pfahlbaubewohner, dem altertümlichen Geräte ähnlich gewesen sein, welches nach Montelius noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit auf den Färöerinseln gebräuchlich war. Sehr zahlreich sind die Spinnwirtel: teils flache, zentral durchbohrte runde Knochenscheiben, teils dicke Knochenringe oder große Knochen- und Hirschhornperlen und flache Rosenstücke von Hirschhorngeweihen; auch die charakteristischen Formen der nur den Pfahlbauten bekannten, aus Thon gebrannten Spinnwirtel fanden sich in den Felsenwohnungen des Wisentthales vielfach. Häufig sind Nähnadeln aus Knochen. Sie sind viel kleiner und schmaler als die Flechtnadeln, zum Teil drehrund, sehr gut gespitzt und geöhrt; zum Nähen der Felle mußten die Löcher aber wohl erst mittels der kleinen, oft gefundenen spitzen Feuersteinahlen vorgestochen werden.

Zahlreich sind die Schmuckgegenstände aus Knochen und Hirschhorn: kugelige oder viereckige, auch weberschiffartige oder meißelförmige Perlen, daneben durchbohrte Tierzähne, namentlich vom Hund, Bär, Eber und Pferd. Von den großen schwarzen Perlen aus schwach gebranntem Thon haben einige die typische Form der Spinnwirtel. Auch Zierplatten gab es und Zierstücke aus Knochen, Hirschhorn und einem schieferähnlichen Stein, hie und da ornamental geformt. Zum Teile sind sie durch Linien- oder Punktreihen, einige durch eingravierte Köpfe von Hirschen ornamentiert; fast alle durchlocht zum Annähen. Einige erscheinen als Zierknöpfe.

Man hatte früher geglaubt, den neolithischen Europäern habe die Kunst gefehlt, tierische und menschliche Figuren zu gravieren und zu schnitzen, was die Paläolithiker in so hervorragender Weise verstanden hatten. Jetzt haben die fortschreitenden Untersuchungen immer mehr Beweise erbracht, daß auch in der jüngeren Steinzeit die Plastik und Gravierkunst nicht

ausgestorben war. Berühmt sind die zum Teil vielleicht einem religiösen Zweck dienenden Schnitzereien der jüngeren Steinzeit aus Bernstein, welche aus dem Kurischen Haff bei Schwarzort gehoben wurden (s. Figur 34 der Tafel bei S. 143), und jene aus Elfenbein, Knochen und Tropfstein und andere in den Höhlen Frankreichs und des polnischen Jurazuges (s. Figur 35 derselben Tafel), die Figuren aus Butmir und andere.

Wie es im ganzen Alpenvorland im Norden und Süden kaum einen See gibt, in welchem nicht Pfahlbauten nachgewiesen wurden, welche denen der Schweiz bis ins einzelne entsprechen und zweifellos gleichzeitig mit denselben sind, so findet sich in allen Höhlengegenden Europas eine große Anzahl von Höhlen und Grotten, in denen sich, wie in den eben geschilderten, mit unzweifelhafter Sicherheit eine neolithische Kulturschicht nachweisen ließ, welche im einzelnen überall denselben Typus aufweist. Besonders gute Untersuchungen haben wir noch erhalten von den neolithischen Höhlen von Österreich-Ungarn, England, Frankreich, Norditalien, Polen, dem europäischen Rußland und anderen.

In Italien hat sich in der Lombardei und der Emilia eine andere Gruppe steinzeitlicher Ansiedelungen gefunden, die noch alle Zeichen und den Kulturbesitz der jüngeren Steinzeit darbieten und in manchen Beziehungen den Pfahlbauten näher stehen als die Höhlenwohnungen. Es sind das die Terramaren, deren Bewohner aber schon teilweise zur Benutzung der Bronze fortgeschritten waren; eine scharfe Schichtentrennung in rein steinzeitliche und metallzeitliche Bewohnung ergibt sich bisher noch nicht. Die Hütten standen auf einem Pfahlrost auf trockenem Lande, auf 2—3 Meter hohen Pfählen; die ganze Ansiedelung war mit Graben und Wall, meist mit Palissaden, befestigt und von länglich-viereckigem oder ovalem Grundriß. Rein steinzeitlich sind in Italien außer vielen natürlichen und künstlichen Höhlen die Wohngruben, fondidi campanne, die einst wohl den Überbau einer Hütte getragen haben.

Derartige Wohngruben der Steinzeit scheinen über ganz Europa verbreitet gewesen zu sein. Vielfach hat man bei oder in den Gruben gebrannten Wandbewurf mit Abdrücken des Reisiggeflechtes gefunden, welche zweifellos auf Hüttenbau deuten. In Mecklenburg, wo die Wohngruben von Liesch zuerst genauer untersucht worden sind, haben sie einen kreisförmigen Grundriß von 10—15 Meter und sind anderthalb bis zwei Meter tief. Auf dem Boden der Gruben liegen verbrannte und geschwärzte Steine, Herdsteine, Kohlen, Topfscherben, zerschlagene Knochen von Tieren und einzelne Steingeräte, welche aber in größerer Anzahl meist nur in der Nachbarschaft der Wohnstätten zerstreut gefunden wurden. In Frankreich finden sich die gleichen kreisrunden Wohngruben der Steinzeit. Im bayrischen Spessart wurden neuerdings sehr zahlreich kleinere Herdgruben gefunden und Hunderte von Steinbeilen, auch durchbohrten Arthämmern; einige der ersteren sind sehr schön aus Jadeit gearbeitet.

Während der neolithischen Periode wurden vielfach Wohnungen auf Höhen, auf Hügeln und Bergen angelegt, wie es scheint schon in jener Zeit zum Teil umwallt und befestigt. Zahlreich sind derartige Ansiedelungen in ganz Süd- und Mitteldeutschland, in Österreich-Ungarn namentlich im Küstenlande, in Italien, Frankreich. Manche dieser Stationen sind rein steinzeitlich; die Mehrzahl aber war zwar während der Steinzeit schon bewohnt und liefert die aus dem Vorhergehenden bekannten typischen neolithischen Fundstücke. Dagegen dauert die Bewohnung auch in den späteren Metallepochen noch fort und reicht zum Teil bis in die Neu- und Jetztzeit herein. Der Felsen bei Clausen im Eisackthal in Tirol, auf welchem jetzt das große Kloster Säben liegt, war eine mittelalterliche Burg, auch während der Römerzeit stand hier eine befestigte Ansiedelung Sobona; und als vor mehreren Jahren (1895) für Neubauten des Klosters der Boden

ausgeschachtet wurde, kam ein gut geschliffenes Steinbeil der jüngeren Steinzeit zu Tage. Auf vielen Bergen Mitteldeutschlands finden sich Spuren alter Anwesenheit der Menschen, die hier gewohnt oder zu Opferfesten sich versammelt haben; die Erde ist dort durch organische Einflüsse und Kohlen schwarz gefärbt, diese „Schwarzerde auf Höhen und Bergen" enthält, wie gesagt, vielfach die Spuren der Neolithiker. In Italien scheinen manche Funde auf solchen Höhen, z. B. jene auf dem kleinen Kastellhügel bei Imola, jene in den Terramaren vermißte steinzeitliche Stufe zu zeigen, welche der beginnenden Metallzeit der Terramaren voraus geht, ihr aber in allem wesentlichen, mit Ausnahme des Metallbesitzes, entspricht.

Auch in Nordafrika, in Griechenland, an den Küsten des Schwarzen Meeres, in Kleinasien, in dem alten Kulturzentrum des Ostens, in den Euphratländern, in China und Japan, in der ganzen alten Kulturwelt finden sich die Beweise einer ehemaligen neolithischen Zeit; auf dieser alten Schicht lagern auch dort die Schichten höherer Kultur. Der Kulturbesitz des Menschen war in diesem weiten Ländergebiete während der entwickelten jüngeren Steinzeit im wesentlichen gleichartig: sie ist die allgemeine Grundlage der altweltlichen Kultur.

Die allgemeinen Umrisse des Kulturbildes sind überall gleich. Aber das schließt zahlreiche lokale Schattierungen nicht aus; und wir irren wohl nicht mit der Annahme, daß in den einst so gesegneten Kulturländern des Ostens und an den Küsten des Mittelmeeres, wo Viehzucht und Pflanzenbau ganz anders lohnte, rascher eine höhere Stufe der Lebensführung erreicht werden konnte als in den Wäldern und Sümpfen Mitteleuropas, wo die Jagd und der Fischfang, der Kampf mit der unwirtlichen Natur die Kräfte in viel höherem Maße absorbieren mußten.

Aber der sich eröffnende Gesichtskreis ist noch weiter. Die Vorgeschichte der neuen Welt zeigt eine der europäischen entsprechende neolithische Stufe auch als die Grundlage der weiteren Entwickelung der uralten amerikanischen Kulturländer. Und da, wo in Amerika eine höhere Kultur sich nicht autochthon ausbildete, trafen die europäischen Entdecker, ebenso wie in der gesamten australischen Welt (s. Figur 36 der Tafel bei S. 143), die neolithische Steinkultur noch aktiv bestehend. In diesen weiten Ländergebieten, welche sich niemals aus eigener Kraft über die Steinzeit erhoben haben, steht somit dieselbe Kulturstufe, welche in den alten Kulturländern einer grauen, unvordenklichen vorgeschichtlichen Periode angehört, direkt im hellen Lichte geschichtlicher Zeit. Das Studium der modernen Steinzeitvölker wirft manchen Lichtstrahl auf die Zustände der prähistorischen Steinzeit, und diese läßt uns anderseits die primitiven Kulturzustände jener Völker als eine allgemeine Durchgangsstufe der gesamten Menschheitsentwickelung erkennen.

c) Die Steinbauten und die Gräber.

Die Pfahlbautenstationen und die diesen ähnlichen Landansiedelungen beweisen ohne weiteres, wie hoch in jener alten Periode, die man sich früher kaum über halbtierische Verhältnisse erhoben dachte, die Kultur der alten Einwohner Europas schon fortgeschritten war. Derartige Bauten konnten ohne Zusammenschluß zu größeren sozialen Verbänden nicht ausgeführt werden, worauf ja auch schon die Anzahl der Wohnstätten hindeutet, die auf einen vergleichsweise engen Raum zusammengedrängt waren. Zur ersten Einrammung der Pfahlroste war eine größere Menge nach gemeinsamem Plane zusammenarbeitender Genossen unumgänglich notwendig. Das Gleiche gilt für die Anlage jener künstlichen Inseln, mit Pfahlwerken geschützt und zum Teil auf Pfählen ruhend, welche von den irischen Archäologen als „Crannoges" bezeichnet werden, oder für die italienischen, ebenfalls einst auf Pfählen ruhenden, durch Gräben geschützten Dörfer, welchen man den Namen Terramaren gegeben hat. Nach dem Umfang der Pfahlwerke

sind wir im stande, die Zahl der einstigen Bewohner der von jenen getragenen Ansiedelungen zu schätzen. Ein nicht weniger anschauliches Bild von der Anzahl der einstigen Bewohner geben die ersten Umwallungen auf der Spitze von Hügeln und Bergvorspüngen, welche ebenfalls in der Steinzeit schon angelegt und besiedelt worden sind.

Von dem Zusammenarbeiten einer großen Anzahl von Menschen zu einem gemeinsamen Zweck sprechen auch jene zum Teil mächtigen Steinbauten, denen man wegen der Größe der für sie zur Verwendung gebrachten Steine den Namen megalithische Bauten, Riesensteinbauten, beigelegt hat. Auch sie stammen in Nordeuropa aus der reinen Steinzeit. Der Mehrzahl nach waren diese Riesenbauten ursprünglich Grabanlagen; ihr Bauprinzip wiederholt sich öfters auch in weit weniger großartigen Gräbern.

In Norddeutschland werden die megalithischen Bauten vielfach als Hünenbetten oder Riesenbetten bezeichnet; im skandinavischen Norden heißen sie Riesenstuben, da sie in ihrer ursprünglichen Anlage in Wahrheit Wohnstätten nachahmen.

Vielfach liegen die Steinblöcke, aus welchen diese Riesenbauten getürmt sind, jetzt frei: die Steine treten offen zu Tage. Auf großen, quergestellten Steinen, welche gleichsam die Seitenwände einer Kammer darstellen, ruht als Dach ein oder mehrere, oft geradezu kolossale „Deckstein“ (s. Figur 37 der Tafel bei S. 143), für deren Aufrichtung an ihrer jetzigen Stelle ohne die der modernen Baukunst zur Verfügung stehenden technischen Hilfsmittel Menschenkraft zu gering erscheint; in der Volksmeinung konnten solche Bauten nur Riesen fertig gebracht haben. Wirklich sind die Steine zum Teil so groß, besonders die Decksteine so gewaltig, daß die Bauwerke seit Jahrtausenden durch ihre eigene Schwere der Zerstörung getrotzt haben.

In der Zeit ihrer Erbauung waren diese Hünenbetten meist unter Erdhügeln vergraben. Sie waren die Innenbauten großer Grabhügel, in welchen die Pietät der Steinzeitmenschen einst ihre Helden bestattete. Eine der schönsten Riesenstuben ist vielleicht jene bei Öm in der Nähe von Roskilde in Dänemark (s. Figur 38 der Tafel bei S. 143). Das Baumaterial bilden lediglich erratische Steinblöcke von mächtiger Größe. Die rohen Blöcke wurden meist ohne jegliche weitere Bearbeitung so nebeneinander aufgestellt, daß sie sich möglichst einer an dem anderen stützen; dabei sind alle, wie Sophus Müller bemerkt, leicht nach innen zu geneigt, so daß sie durch ihr eigenes Gewicht in ihrer Stellung fester gehalten werden. Die aufgerichteten Steine stehen als Parallelseitenwände des ganzen Baues so weit auseinander, daß ein mächtiger erratischer Block, als Deckstein quer von einer Wand zur anderen reichend, als Dach über jene annähernd senkrecht stehenden Wandsteine gelagert werden konnte. Die Entfernung der Seitenwände der Riesenstuben erreicht im Maximum 8—9 Fuß; die darauf gelagerten Decksteine sind etwa 10—11 Fuß lang. Der Druck der Decksteine von oben hilft wesentlich dazu, den ganzen Bau zusammenzuhalten. Um den Druck der Decksteine regelmäßig zu verteilen, wurden die Wandsteine, wo sie auf dem Boden aufzustehen hatten, sorgfältig mit kleineren, eingeschobenen Steinen unterlegt. Wie genau man diese Schwereverhältnisse zu beurteilen verstand, beweist, daß diese Bauten aus schweren und unregelmäßigen Steinen, auf ihren natürlichen, verschiedengestaltigen Flächen und Kanten ruhend, bis heute zusammengehalten haben. Die Innenwände der Stuben wurden möglichst sorgfältig hergestellt. Während auf der Außenseite die rauhe und ungeregelte Gestalt des Steinblockes vorsteht, wurde nach innen entweder die von Natur glatte Seite gewendet oder die Rauhigkeit künstlich weggespalten.

Das sind Anfänge einer wahren Baukunst; sie zeigt sich auch in der regelmäßigen Auskeilung der zwischen den Wand- und Deckſteinen und zwischen den Wandsteinen selbst

bleibenden Zwischenräume durch kleine Steine. Diese wurden vielfach in regelmäßigen, mauerähnlichen Schichten eingebaut. Oft wurde dazu Sandstein verwendet, welcher sich leichter in regelmäßige Stücke spalten ließ, wodurch jene Mauerungen ein noch gefälligeres Ansehen erhielten. Die Zahl der zu den Wandseiten verwendeten Steinblöcke schwankt je nach der Größe der Riesenstuben, ebenso die Zahl der Decksteine. Zu kleineren Stuben mit 6—9 Wandsteinen bedurfte es 2—3 Decksteine. Es kommen aber weit größere Steinkammern vor: man hat bis 17 Wandsteine gezählt; solch große Kammern brauchen eine ganze Reihe von Decksteinen nebeneinander. Vielfach zeigt die Thüröffnung eine besondere architektonische Berücksichtigung. Die beiden Thürpfostensteine sind etwas niedriger als die übrigen Wandsteine; über sie wurde ein Stein horizontal gelegt, der sie auseinander hielt und den Druck des Decksteines gleichmäßig auf beide Pfosten verteilte. Mehrfach fand sich auch ein Stein als Schwelle. Zur Thür führt ein niedriger, in ähnlicher Weise wie die Kammer, aber aus weit kleineren Steinen hergestellter Gang. Die Höhe des Ganges ist darauf berechnet, daß man ihn nur kriechend passieren könne; während die Kammer selbst etwa mannshoch ist, so daß man in den meisten frei stehen konnte. Bei größeren Steinstuben fehlt dieser Gang selten, und nach ihm hat man solchen Grabanlagen den Namen „Ganggräber" gegeben. Außer dem Einbauen kleiner Steine diente auch ein äußerliches Verschlagen der zwischen den Steinen noch bleibenden Öffnungen mit Lehm zur Abhaltung des eindringenden Regenwassers; Lehm wurde vielfach auch für die Herstellung eines rohen Estrichs als Kammerfußboden verwendet, wenn nicht der natürliche Boden sich genügend glätten ließ. Häufig findet sich auf dem Boden eine dichte Schicht von zerkleinerten Feuersteinen oder ein förmliches Pflaster von flachen, manchmal zugehauenen oder rundlichen, möglichst genau aneinander gepaßten Steinen, die dann wohl auch noch mit einer starken Lehmschicht überdeckt waren.

Wir haben es bei diesen Riesenstuben sonach mit wahren, hohe technische Fertigkeiten voraussetzenden Bauwerken zu thun, deren Formen uns die gebräuchliche Form der Wohnhäuser jener frühen Zeit erhalten haben. Die Art und Weise, wie die kolossalen Decksteine auf die Seitenwände der Riesenstuben aufgelegt wurden, erscheint als ein noch ungelöstes Problem. Zweifellos waren viele Hände bei solchen Bauten beschäftigt; und die Geschichte der Baukunst lehrt, daß mit richtiger Benutzung der Menschenkraft, wie z. B. im alten Ägypten, auch mit sehr einfachen Werkzeugen: mit untergelegten Rundhölzern als Rollen, mit Seilen und Hebestangen mächtige Lasten gehoben und gestellt werden können.

Einige von diesen ursprünglich in Erdhügel eingeschlossenen Riesenstuben sind uns noch heute und vortrefflich erhalten. Vielfach war die Kammer äußerlich ganz mit Erde bedeckt; sie bildete dann den Mittelpunkt eines meist kreisrunden Hügels, oft wahre kleine Berge von 10—15 Fuß Höhe und öfters über 90 Fuß Umfang. Bei anderen Riesenstuben lagen die Decksteine ganz unbedeckt frei, oder wenigstens ihre obere Fläche blieb ohne Erdschicht. Manche Riesenstuben liegen in einem länglichen Hügel mit einem rechtwinkeligen Kranz von großen Steinen um den Fuß des Hügels; bei runden Hügeln fehlt manchmal dieser Steinkranz, oder er besteht aus recht unansehnlichen Steinen.

Neben diesen Riesenbauten kommen im Norden in der Steinzeit kleinere, aber gleichgebaute Steingräber vor. Andere sind „Rundgräber", vielfach mit einem Kranz großer Steine umgeben; sonst liegt das kleinere Steingrab oder mehrere solcher in einem langen Steingehege von rechtwinkeligem Umriß. Als jüngere Formen werden Gräber angesprochen, welche eine viereckige, mehr quadratische oder mehr längliche Steinkiste darstellen. Noch einfacher sind Einzelgräber mit Steinen umsetzt oder ganz frei in der Erde oder dem Höhlenboden.

Die Leichen wurden bestattet, nicht verbrannt. Die Lage der Leichen war vielfach hockend oder die eines Schlafenden, seitlich gelagert, mit an den Leib angezogenen Beinen. Die kleineren Gräber sind oft Einzelbegräbnisse, die größeren oder größten meist Erbbegräbnisse, in welchen zu verschiedenen Zeiten nacheinander zahlreiche Leichen beigesetzt wurden. Doch findet sich solche mehrfache Benutzung der Gräber auch bei kleineren und auch bei Steinkisten. Nur die letzte Leiche liegt dann in normaler Lage, während durch das wiederholte Öffnen des Grabes und durch die späteren Bestattungen die Lage der früher beigesetzten Leichen angehörenden Skelette mehr oder weniger gestört oder absichtlich zur Seite geschafft erscheinen.

Die Schädel der in den neolithischen Gräbern bestatteten Leichen sind wohl ausgebildet: ihre Größe spricht für eine besonders beträchtliche Gehirnentwickelung. Die Bestatteten waren nicht größer als die heutigen Bewohner derselben Gegenden, die Kopfbildung entspricht zum Teil, z. B. in Franken und Thüringen, der der noch heute in jenen Ländern eingesessenen Bevölkerung. Auch im übrigen unterscheiden sich die Skelette nicht von denen moderner Menschen.

Im skandinavischen und deutschen Norden gehören die megalithischen Grabbauten der reinen Steinzeit an. Die Verbreitung dieser Bauten läßt sich weit über Europa nachweisen; auch sie sprechen von der Gleichartigkeit des primitiven Kulturbesitzes und des Gedankenganges. Die Steingräber finden sich in allen drei skandinavischen Reichen, am seltensten in Norwegen. In Deutschland kommen megalithische Steingräber in verschiedenen, den nordischen gleichen oder nächststehenden Formen nach Westen auf der ganzen norddeutschen Tiefebene vor. Nach Osten reichen sie bis zur Weichsel, fehlen dagegen in Rußland, ebenso im Inneren Europas; in Deutschland gehen ihre Ausläufer bis nach Thüringen. An die westliche norddeutsche Gruppe der Steingräber schließen sich sehr große und zahlreiche derartige Bauten in Holland an. Die megalithischen Bauten in England sind zum Teil ganz ähnlich den nordischen (s. Figur 39 der Tafel bei S. 143), zum Teil weichen sie wesentlich ab. Oft bestehen sie aus mehreren hintereinander liegenden, durch einen kurzen Gang verbundenen Kammern. Große Decksteine fehlen meist; sie werden durch einen gewölbten Oberbau ersetzt, aus horizontal lagernden, übereinander staffelförmig vorgeschobenen Steinen gebaut. Der diese Bauten bedeckende Hügel ist langoval. Die irischen Riesenstuben sind ähnlich eingewölbt, zum Teil von komplizierter Form und besonders mächtiger Größe. Auch die zahlreichen großen Kammern der Bretagne sind mit den englischen verwandt. Außerdem kommen in Frankreich imposante Kammern, meist auch mit gewölbter Decke, vor, welche als lange und hohe gleichmäßige Gänge den Grabhügel durchsetzen. In Portugal finden sich Ganggräber, die den nordischen sehr ähnlich sind. Die Riesenstuben Spaniens, welche namentlich in Andalusien und Granada verbreitet sind, erscheinen zum Teil als wahre mächtige Kunstbauten; eines der berühmtesten dieser Gräber liegt bei dem Dorfe Antequera, nördlich von Malaga. Sein Innenraum mißt in der Länge 80, in der Breite fast 20, in der Höhe 9½ Fuß, und eine Reihe von Pfeilern stützen die Decksteine.

Gewiß mit Recht hat man darauf hingewiesen, daß die technisch weit vollendeteren imposanten Grabbauten der Mittelmeerländer und Inseln, wenn auch aus behauenen Steinen erbaut, doch den gleichen Geist atmen wie die megalithischen Gräber aus unbehauenen Steinen und mit letzteren in Parallele gesetzt werden dürfen. So die länglichen Grabbauten auf den Balearischen Inseln, die Kammerbauten der maltesischen Inselgruppe, die turmartigen Nuraghen in Sardinien. Aber auch an die großen Grabformen der alten Kulturländer des Ostens darf erinnert werden: an ihre künstlichen Felsengräber, Steinkammern und Kuppelgräber; ja selbst die Pyramiden Ägyptens bieten Vergleichsmomente dar. Überall ist es der gleiche

Gedankengang, der bei der Errichtung der Kolossalbauten für die Verstorbenen leitete; überall war es der Wunsch, den Toten so sorgfältig wie möglich zu beschützen und den Leib vor Entweihung zu bewahren. Das führte zum Begräbnis in natürliche oder künstliche Felsenhöhlen und in thunlichst festgefügte Steinbauten, welche gleichzeitig einen monumentalen Charakter zur Ehrung des Verstorbenen zur Schau zu tragen hatten. Auch in Algier, Palästina, Indien hat man Steinbauten ähnlicher Art wie die megalithischen Gräber entdeckt.

Neben den zahlreichen bedeckten Steinbauten gibt es andere, welche die Deck- und Seitensteine vollkommen frei zeigen. Manche von diesen scheinen niemals mit einem Hügel bedeckt gewesen zu sein; andere sind zweifellos ausgegraben: von jeher reizte die Sage von Schätzen, welche in den alten Gräbern niedergelegt sein sollten, die Schatzgräber. Solche unbedeckte Bauten, welche jetzt in der Regel aus einem oder mehreren unbehauenen Steinkolossen bestehen, die als Decke über einer Anzahl senkrecht aufgerichteter Blöcke mehr oder weniger unregelmäßig liegen, hat man früher als heidnische Altäre bezeichnet; in der Bretagne nennt sie das Volk Dolmen (s. Figur 37 der Tafel bei S. 143), Steintische: ein Wort, welches, wie Cromlech, Steinkreis, und Menhir, langer oder hoher Stein, in die Sprache der Altertumskunde Aufnahme gefunden hat. Die Menhirs sind einzelne große aufgerichtete Steine, rohen Obelisken entsprechend; manche sind geradezu riesig. Namentlich zahlreich finden sich solche im Departement Morbihan; eine derselben ist 19 Meter hoch und in der Mitte 5 Meter breit. Auf dem berühmten Felde von Carnac sind 11,000 Menhirs in elf Reihen aufgestellt.

Nicht nur im Norden Europas, sondern auch in Deutschland gehören die megalithischen Bauten noch dem reinen Steinzeitalter an, während im Süden und Westen in den Steinkammern oft vereinzelte Metallgegenstände gefunden werden und anderes, was einer späteren Kulturperiode entstammt.

Auch in Amerika wurden von den Urbewohnern, welche in der Steinzeit lebten, Riesenbauten zum Denkmal und zum Schutz ihrer Toten aufgeführt. Es sind das teils mächtige, aus Steinen und Erde aufgeführte Hügel, oft ebenfalls wahre kleine Berge, Mounds (s. die Tafel „Amerikanische Mounds" bei S. 207), teils auch Steinbauten, welche an die Riesenstuben erinnern. In Peru und Bolivia finden sich solche uralte Grabgewölbe, Chulpas, aus mächtigen Steinen erbaut, mit enormen Steinplatten gedeckt. Neben diesen rohesten Steinkammern kommen auch solche vor, welche aus behauenen Steinen zum Teil Kuppelbauten darstellen und in gewissem Sinne an die Nuraghen Sardiniens erinnern. Die Mehrzahl der Mounds waren zweifellos im wesentlichen Grabhügel; andere mögen zu anderen heiligen oder auch zu profanen Zwecken gedient haben: als Tempelberge oder heilige Opferwälle, als Verteidigungswerke oder Observatorien. Besonders im Mississippithale sind solche Hügelbauten außerordentlich häufig, aber auch in den Thälern des Ohio und Scioto, in Wisconsin und Illinois. Die Formen sind teils geometrisch: abgestumpfte Pyramide oder Terrasse, kreisrund, elliptisch, halbmondförmig oder kreuzförmig, teils ahmen die Umrisse der Hügel anscheinend Gestalten von Tieren, manchmal auch von Menschen und anderes nach. Diese Tierhügel dienten, wie man annimmt, vorwiegend religiösen Zwecken. In den eigentlichen Grabhügeln finden sich eingebaute Grabkammern und Grabkisten, teils aus rohen Feldsteinen, teils aus Balken gebaut. Die Grabbeigaben gehören meist der neolithischen Periode an; in der Hauptsache bestehen sie aus steinernen Waffen und Werkzeugen, teils roh, teils fein bearbeitet und geschliffen. Einige bestehen aus reinem natürlichen Kupfer, welches mit Steinhämmern kalt zugeschlagen wurde. Außerdem fanden sich neben Schmuckgegenständen und Thongeschirren als eine amerikanische Besonderheit aus

Stein geschnitzte Tabakspfeifen, welche zum Teil interessante Darstellungen von Menschen und Tieren geben und zu beweisen scheinen, daß bei den Leichengebräuchen der damaligen Zeit in Amerika auch der Tabak schon eine Rolle gespielt hat. Über diese und verwandte Fragen vgl. weiter unten den betreffenden Abschnitt in der Geschichte des alten Amerika, S. 210.

Die Gräber der neolithischen Periode sprechen nicht nur von einer gleichartigen Begabung der Menschheit in Beziehung auf die ersten Prinzipien der Baukunst, sie lassen uns auch einen Blick in das geistige Leben jener Kulturperiode thun, welche in einer mehr oder minder fernen Zeit über die ganze Erde verbreitet gewesen ist. Das Charakteristische ist die liebevolle Sorge für die Leiche, für deren Schutz keine Arbeit und Mühe zu schwer schien. Wir können nicht zweifeln, daß dieser Pietät ein Glaube an die Unsterblichkeit der Seele zu Grunde lag, ein Glaube, welchen wir auch heute noch bei den zurückgebliebensten und verwahrlosesten „Wilden" antreffen. Diesen Unsterblichkeitsglauben der prähistorischen Steinzeitmenschen beweisen die Beigaben an Schmuck, Waffen, Geräten und Speisen, welche den Leichen mit in das Grab gelegt wurden, um dem Toten im Jenseits zu dienen. Gewiß spricht sich in den Bestattungsgebräuchen eine Art Kultus der abgeschiedenen Seelen der Vorfahren aus, welcher eine so wesentliche Rolle in den religiösen Vorstellungen aller primitiven Völker gespielt hat, noch spielt und damit als eine der ältesten allgemeinen Grundanschauungen der Menschheit nachgewiesen ist.

3. Die Perioden aufdämmernder Geschichte.

Die Entdeckung des Diluvialmenschen, seine Unterscheidung von dem Menschen der jüngeren Steinzeit, die Erforschung der paläolithischen und der neolithischen Kulturschicht Europas und der gesamten Erde sowie die darauf gegründete wissenschaftliche Rekonstruktion der ältesten Kulturformen der Menschheit verdanken wir allein der naturwissenschaftlichen Forschungsmethode. Erst als die exakten Methoden der Paläontologie und Geologie auf die Forschung über den vorzeitlichen Menschen von naturwissenschaftlich geschulten Gelehrten mit vollster Strenge übertragen worden waren, ergaben sich feste Resultate. Auf diesem gesicherten Fundamente baut nun die Geschichtswissenschaft weiter und benutzt dazu auch für die späteren Epochen, soweit geschriebene Nachrichten nicht vorliegen, und zu deren Ergänzung dieselben für die ältesten Stadien der Menschheitsentwickelung so erfolgreich angewendeten paläontologischen, naturwissenschaftlichen Methoden.

Zuerst handelt es sich darum, die Überbleibsel der auf die jüngere Steinzeit folgenden Entwickelungsepochen der Kultur selbst zu sammeln und nach ihrer geologischen Schichtenfolge zu sondern, unbeirrt um jene älteren pseudo-historischen Phantasien, durch welche die Vertiefung der Geschichtswissenschaft so lange gehindert gewesen ist. Durch genaue Trennung und Verfolgung der Erdschichten bis in solche, welche Reste historisch beglaubigter Zeit darbieten, ist es gelungen, zunächst eine relative Chronologie der sogenannten jüngeren vorgeschichtlichen Perioden für Mitteleuropa festzustellen, deren Ausläufer direkt in die beglaubigte Geschichte übergehen. Indem man in den ältesten Kulturzentren, zuerst der Mittelmeerländer, nach der gleichen Methode Schicht für Schicht paläontologisch durchgrub und die Ergebnisse, nicht beirrt von historischen Hypothesen, nach der gleichen naturwissenschaftlichen Forschungsmethode schichtenweise sonderte, welche in Mitteleuropa so bedeutungsvolle Resultate zu Tage gebracht hatte, ergaben sich die überraschendsten Übereinstimmungen in der Kulturentwickelung weitentlegener

Gebiete. Man fand, daß in den Mittelmeerländern, aber auch in Ägypten und Babylonien Kulturformen schon der Zeit der eigentlichen Geschichte angehören, welche zuerst in Mitteleuropa als prähistorische Vorstufen der historischen Schichten erkannt worden sind; damit gelang es auch für jene an Stelle der relativen prähistorischen eine absolute historische Chronologie festzustellen.

Damit sind Zeiten, welche für Mitteleuropa bis dahin in vorhistorische Nacht gehüllt waren, historisch erleuchtet. Wenn wir auch für Zentral- und Nordeuropa die Völker nicht benennen können, welche die Träger jener Kulturformen waren, wenn wir es auch als verfrüht verschmähen, sie mit hypothetischen Namen zu bezeichnen, so sind doch die Kultur- und Lebensverhältnisse sowie deren fortschreitende Ausbildung in mannigfacher Berührung und im Austausch mit benachbarten, aber auch mit weit entlegenen historischen Völkern und Perioden aus Jahrtausende altem Dunkel emporgestiegen und die zeitlichen Beziehungen zu diesen erkannt.

Damit ist die Vorgeschichte selbst zu Geschichte geworden. Die historische Darstellung jedes einzelnen Ländergebietes hat von nun an zu beginnen mit der Beschreibung der ältesten, von einer Besiedelung durch den Menschen berichtenden Bodenaltertümer des Landes, um durch sie den chronologischen Anschluß an den Werdegang der allgemeinen Menschheitsgeschichte zu gewinnen. Das ist die paläontologische Methode der historischen Forschung.

Die Paläontologie des Menschen hat die Steinzeit als eine primäre allgemeine Kulturstufe für das gesamte Menschengeschlecht festgestellt. Alle weiteren allgemeinen Kulturfortschritte wurden durch die Entdeckung der Kunst der Metallbearbeitung: des Gießens und Schmiedens und der Ausschmelzung der Metalle aus den Erzen bedingt. Den Steinzeitaltern stehen als die jüngeren und jüngsten Kulturepochen die Metallzeit alter gegenüber. Nicht die Metallbenutzung an sich, sondern jene eben erwähnten metallurgischen Künste sind für den Kulturfortschritt über die Grenze der Steinzeit hinaus das Entscheidende. Wo sich, wie in einigen Gegenden Amerikas, gediegenes Kupfer in Massen fand, konnte wohl dieses rote hämmerbare Mineral in derselben Weise wie Stein verarbeitet werden, ohne daß sich daraus irgend ein höherer Fortschritt hätte entwickeln müssen. Das Gleiche mag für die Benutzung des Meteoreisens gelten, welches sich neben Steinspitzen zur Armierung von Pfeilen bei sonst steinzeitlichen kulturarmen amerikanischen Stämmen gefunden haben soll.

In den Kulturländern ist es vor allem der Metallguß und das Schmieden des erhitzten Metalles, wodurch die Herstellung besserer Waffen und Werkzeuge sowie wertvollerer Schmuckstücke ermöglicht worden ist. Die bearbeiteten Metalle sind zuerst Kupfer, dann jene Legierung von Kupfer und Zinn, welche den Namen der klassischen Bronze führt, dazu kommen bald Gold und, namentlich in silberreichen Gegenden, z. B. in Spanien, Silber. Später wird die Ausschmelzung des Eisens aus seinen Erzen und das Schmieden des Eisens entdeckt.

Nach diesem Gang der metallurgischen Fortschritte unterscheidet man als erste Metallperiode die Bronzeperiode, als deren Anfang eine lokal mehr oder weniger lang dauernde Kupferzeit erscheint. Die zweite, jüngere Metallperiode ist die Eisenperiode, in welcher wir heute noch leben. Diese hat sich nach und nach, durch allmählich fortschreitendes Verdrängen der Bronze und des Kupfers aus dem Rang von Werkmetallen für Waffen und Werkzeuge, zu ihrer jetzigen Stufe ausgebildet.

Für Mitteleuropa führen uns wieder die Pfahlbauten in den Seen der Westschweiz den Fortschritt der Kulturen von der Steinzeit zur Eisenzeit in besonders klaren und ununterbrochenen Bilderreihen vor. Als Ende der Steinzeit erkennen wir zunächst eine Übergangsperiode, in welcher man, neben fortdauernder vorwiegender Benutzung des Steines, anfing,

einzelne aus Metall hergestellte Schmuckstücke, Waffen und Werkzeuge zu gebrauchen. Das Metall ist anfangs fast ausschließlich Kupfer, daneben nur sehr wenig Bronze; Eisen fehlt ganz. In der Westschweiz sind, am ausgedehntesten in der sonst noch steinzeitlichen Pfahlbaustation von Fenel, von V. Groß Kupferobjekte nachgewiesen worden. Es sind das der Mehrzahl nach kleine Dolche, nach dem Muster der Feuersteindolche geformt. Einige besitzen schon Vernietungen, um die Klinge an einem Handgriff zu befestigen; außerdem Meißel und kleine Pfriemen in Knochengriff, Perlen und Schmuckblättchen, auch Beile, von der Form der einfachsten Steinbeile, mit ausgehämmerter, verbreiterter Schneide. Much hat eine der eben gegebenen Schilderung entsprechende Kupferzeit für den Pfahlbau im Mondsee in Österreich konstatiert; in Ungarn sind die Reste einer Kupferzeit besonders häufig. Auch an vielen anderen Orten Europas, namentlich, wie Virchow festgestellt hat, auf der Pyrenäenhalbinsel und in den Steinzeitgräbern Kujaviens in Preußisch-Polen, zeigen sich Parallelen. Diese werden um so wichtiger, da sie den in den alten Schichten von Hissarlyk-Troja entdeckten Kulturverhältnissen am nächsten stehen. Weiter ergeben sich unverkennbare Analogien mit sehr altertümlichen kyprischen Funden, ja wahrscheinlich auch mit den ältesten bis jetzt bekannten Kulturresten Babyloniens. Hier dürfen wir auch die erwähnten Kupferfunde in der Steinzeit Amerikas anreihen.

Damit scheint als Übergangsglied zwischen Stein- und Metallzeit, bei normaler, vollständiger Entwickelung der Kulturfolge, zunächst eine Kupferschicht zu liegen, die jenen Gegenden fehlen muß, welche erst in relativ späterer Zeit aus der Stein- zur Metallkultur durch Anregungen von außen fortgeschritten sind. Das gilt nicht nur für alle modernen Steinzeitvölker, welche erst durch die Berührung mit den seit Jahrtausenden in der Eisenperiode lebenden Völkern Europas in der Neuzeit das Metall erhalten haben, sondern merkwürdigerweise auch für den größten Teil Afrikas, wo das Eisen schon in prähistorischer Periode verbreitet war. Wie jene modernen Steinzeitvölker von der Steinzeit ohne weiteres in die höchstentwickelte Eisenzeit der fortgeschrittensten Kultur eingetreten sind oder erst jetzt eintreten, so liegt über der steinzeitlichen Schicht Mittel- und Südafrikas zunächst eine Schicht der Eisenkultur, die ihm in alter Zeit, wohl direkt von Ägypten aus, zugebracht worden ist. Da in Ägypten und ganz Nordafrika sich eine dem Gange der europäisch-asiatischen Metallkulturen entsprechende, regelmäßige Entwickelung von der Kupferbronze-Periode durch die beginnende bis zur vollen Eisenkultur findet, so wird damit für Mittel- und Südafrika der Zeitpunkt chronologisch bestimmt, wo dieses wichtige Kulturelement auf die Völker schwarzer Haut übertragen worden ist.

An die Übergangsperiode der Kupferzeit schließt sich in der Westschweiz ohne eine Lücke in der Entwickelung die eigentliche Bronzeperiode an. Es wurden mit der Einführung der Bronze alle Lebensverhältnisse im Sinne gesteigerter Kultur höher ausgebildet. Mit den besseren Hilfsmitteln konnten die Stationen der Bronzezeit in größerer Entfernung vom Ufer errichtet werden, oft 200—300 Meter weit abgerückt; der Raum, den sie einnehmen, ist viel ausgedehnter. Die Pfähle sind nicht nur, da sie uns in der Zeit der Anlage näher rücken, entsprechend besser erhalten, sie sind auch besser bearbeitet, oft von viereckiger Form, gespalten und namentlich an den in den Seeboden eingerammten Spitzen besser zugehauen. Die Niederlassungen der Bronzezeit umfassen manchmal mehrere Ar Flächenraum, sie sind nicht mehr relativ ärmliche Dörfer wie in der Steinzeit; die Pfahlbauniederlassungen der Bronzezeit erscheinen als wohlorganisierte Marktflecken, ja als blühende kleine Städte, wo schon ein gewisser Luxus herrschte. Die Erzeugnisse ihrer Industrie ziert jene Schönheit und Eleganz der Form, wie sie nur eine schon fortgeschrittene Zivilisation hervorzubringen vermag.

Der Stein, das Hirschhorn, der Knochen haben als Werkstoffe der Bronze Platz gemacht und sind nur noch selten im Gebrauch. Der Bernstein, der in den Pfahlbauten der Steinzeit ganz vereinzelt auftrat, findet sich jetzt in Menge; auch Glas und Gold erscheinen in der Komposition der künstlerisch vollendeten Schmuckgegenstände. Auch das Eisen kommt bald dazwischen vor, aber zunächst noch nicht als Werkmaterial, sondern zuerst als kostbares Schmuckmetall, um Kleinodien, z. B. Luxus- und Prunkwaffen, reicher auszustatten. Die Erzeugnisse der Töpferei zeigen einen großen Fortschritt gegen die vielfach schweren und plumpen Gefäße der Steinzeit; und wenn auch das einheimische Fabrikat nicht mit der Keramik der klassischen Periode Griechenlands und Italiens rivalisieren kann, so sind doch die Vasen und Geschirre der Bronzezeit der Schweizer Pfahlbauten, ungeachtet ihrer relativ einfachen, noch aus freier Hand hergestellten Formen, darum nicht weniger elegant und graziös. Auch die Behausungen sind nicht mehr die bescheidenen Lehmhütten der Steinzeit, sondern hölzerne Wohnungen, groß und solid gebaut. Ihre Existenz ist sicher bezeugt durch die Menge der zwischen den Pfählen übereinander liegenden Holz- und Balkenstücke, von denen manche bis zu 10 Meter Länge erreichen. Die Wohnungen mußten geräumig sein, um sowohl Menschen als Haustieren zum Obdach zu dienen; das beweisen die zahlreichen, in der Fundschicht gesammelten Überreste von Rindern, Schweinen, Ziegen, Pferden, Hunden. Um die Wohnungen her erstreckte sich auf dem Pfahlrost ein größerer freier Raum, als öffentlicher Platz dienend und für gewisse Arbeiten bestimmt, welche man, wie z. B. den Metallguß der Feuersgefahr wegen, nicht innerhalb der Wohnungen vornehmen konnte. Die Metallarbeiten: Gießen, Härten, Schmieden und andere, wurden zweifellos auf den Pfahlbauten selbst ausgeführt; zahlreiche Gußformen, Schmelztiegel, Schmelzreste der Bronze, zerbrochene, zum Umguß bestimmte Gegenstände sind auf dem Platze des Pfahlbaues selbst gesammelt worden. Der verdiente Pfahlbautenforscher Viktor Groß konnte Gießplätze in mehreren Stationen der Bronzezeit konstatieren; hier fanden sich zusammenliegend auf einem Raum von nur einigen Quadratmetern alle Werkzeuge der Erzgießerei.

Im allgemeinen lassen die verschiedenen bronzezeitlichen Pfahlbaustationen der Westschweiz wenig charakteristische Besonderheiten hervortreten. Meist sind die allgemeinen Typen die gleichen, der Stil wenig modifiziert. Doch heben sich zwei Stationen, Mörigen und Corcelettes, in welchen man Eisengegenstände gefunden hat, als jünger aus der Gruppe der anderen heraus.

Man hat in den Pfahlbauten eine Periode des Metallgusses und Metallschmiedens unterscheiden wollen. Groß fand jedoch in den von ihm untersuchten Seeansiedelungen der Bronzezeit ohne Unterschied sowohl gehämmerte als gegossene Gegenstände, und seiner Meinung nach stellt keine dieser beiden Arten der Metallbearbeitung gegenüber den anderen einen eigentlichen Fortschritt im technischen Verfahren dar. Gewisse Zieraten und im allgemeinen alle leichten und zerbrechlichen Gegenstände waren mehr für die Herstellung durch Hämmern geeignet, während die schweren und massiven Gebrauchsobjekte leichter durch Guß erhalten werden konnten. Häufig wurden sogar beide Verfahren kombiniert: ein zuerst gegossener Gegenstand wurde nachher noch mit dem Hammer bearbeitet, um z. B. eine Schneide oder sonst eine Vollendung herzustellen, welche der Guß nicht liefern konnte.

Wie in der Steinzeit, so blieb auch noch in der Bronzezeit Mittel- und Nordeuropas das wichtigste Arbeitsgerät, welches aber auch als Waffe benutzt wurde, die Axt, der Celt. Die primitivsten Axtformen ähneln, wie die oben erwähnten Kupferäxte, noch den einfachen Steinbeilen: sie haben wie diese keine spezielle Vorrichtung zur Befestigung des Handgriffs. Bei entwickelteren Beilformen treten solche Vorrichtungen für die Stielbefestigung zuerst als niedrige

Randleisten auf, welche sich mehr und mehr erheben; schließlich entwickeln sie sich zu wahren Schaftlappen, welche sich durch Gegeneinanderbiegen zu zwei nahezu geschlossenen seitlichen Halbkanälen an der Oberseite des Celts ausbilden. Bei den Hohlcelten ist von vornherein ein einfaches Stielloch gegossen; zur weiteren Befestigung des Stiels diente dabei noch ein Henkel, der übrigens auch bei den Celten mit Schaftlappen auftritt. Neben dem Celt, der Axtklinge, kommen aus Bronze breite und schmale Meißel verschiedener Form zur Holzbearbeitung vor.

Ein zweiter Haupttypus der Instrumente ist das einschneidige Bronzemesser mit elegant geschwungenem Rücken und angegossener Griffzunge. Als weitere schneidende Werkzeuge gab es Bronzesicheln, als stechende Geräte Nadeln mit Öhr, Nähnadeln, Stecher und Ahlen; auch Punzen zum Einschlagen von Verzierungen auf Metallflächen haben sich gefunden. Von eigentlichen Waffen aus Bronze gebrauchte man Schwerter, Dolche, Lanzen- und Pfeilspitzen. Die Bronzeschwertklingen sind doppelschneidig und ahmen meist die Gestalt eines Weidenblattes im großen nach; als Verzierungen zeigen sie erhabene Linien, Fäden, welche der Richtung der Schneide entlang parallel laufen. Meist sind die Klingen für sich gegossen, entweder mit oder ohne Griffzunge und dann mit Nietnägeln an dem Griff befestigt; die Griffe und Griffzungen haben verschiedenartige Formen, nach welchen verschiedene Schwerttypen unterschieden werden. An dem Griff eines in einem Pfahlbau der Westschweiz gefundenen Schwertes zeigte sich eine Reihe kreisförmiger Furchen, in welche kleine Eisenlamellen künstlich eingelegt waren; hier erscheint sonach das Eisen als Schmuckmetall. Das Schwert ist aber auch die erste Waffe, an welcher in den Pfahlbauten das Eisen für den Waffenzweck selbst Verwendung gefunden hat. Eines der von Groß gefundenen Schwerter besitzt eine Klinge aus Eisen und einen Griff aus Bronze, in welchen ebenfalls feine Eisenlamellen eingelegt sind. Die Form des Schwertes ist vollkommen die gleiche wie jene der Bronzeschwerter; die gleichen erhabenen Fadenlinien schmücken die weidenblattförmige Klinge. Ihr Material ist Stahl, welcher eine gute Schneide annehmen konnte; die Fadenlinien, welche den Griff schmücken, wurden nach Vollendung der Schmiedearbeit mit dem Grabstichel ausgeführt. Von den Schmuckgegenständen aus Bronze sind die großen Nadeln und die schweren Arm- und Fußringe am wichtigsten. Fibeln fehlen.

Die Art, wie nach dem Gesagten das Eisen in den Pfahlbauten gefunden wurde, zeigt eine sich allmählich entwickelnde Übergangsperiode zwischen Bronze- und Eisenzeit. Trotz des Unterschiedes im Stoff, dessen sich die Pfahlbaubewohner zur Herstellung der Waffen und Werkzeuge in den Übergangsperioden bedienten, ahmten sie doch noch die von den Vorfahren überkommenen alten Formen in dem neuen Material nach. Wie die ersten Metallärte aus Kupfer als Kopien der Steinärte erscheinen, so bildete man bei dem ersten Bekanntwerden des Eisens aus diesem Metall Waffen, welche in ihrer Form den bis dahin gebrauchten Bronzewaffen entsprachen.

Die Pfahlbauten der Westschweiz geben uns auf geographisch engem Raum das Bild einer aus der primitivsten Steinzeit stetig fortschreitenden Kulturentwickelung, welche mit dem berühmten pfahlbauähnlichen Fundplatz der ausgebildeten Eisenzeit bei La Tène bis in die Zeit der Eroberung Galliens durch Caesar, die La-Tène-Periode, heranreicht. Die Übergangsperiode aus der Bronze- in die Eisenzeit der Schweizer Pfahlbauten, als deren vortrefflicher Typus das Eisenschwert von der Form der Bronzeschwerter erscheint, gehört zu der weitverbreiteten großartigen Kulturgruppe, welche in Mitteleuropa nach einem ihrer am frühesten und besten bekannt gewordenen Fundplätze am Hallstätter See als Hallstattperiode bezeichnet wird.

Die Bronzeperiode wurde zuerst als eine geschlossene Kulturform im Norden Europas, in Norddeutschland und Skandinavien, nachgewiesen. Nun ist es gelungen, sie als Vorstufe der

Eisenzeit in lokal origineller Ausbildung in allen alten Kulturzentren zu konstatieren. Sehr bemerkenswert ist es, daß auch die Kulturstaaten der Neuen Welt als Werkmetall nur Kupfer und Bronze verwendeten. So kannten z. B. die Peruaner das Eisen ebensowenig wie die anderen amerikanischen Völker vor der Berührung mit europäischen Einflüssen. Neben Kupfer und Bronze hatte man Zinn und Blei, Gold und Silber. Die peruanischen Bronzen sind silberhaltig zu 5—10 Prozent. Aus Bronze finden sich Äxte, Celte, ähnlich wie die rohesten der europäischen ersten Metallanfänge, in der Form den einfachen Steinbeilen entsprechend. Viele der anderen aus der Bronzezeit der Alten Welt bekannten Formen von Geräten und Waffen wurden auch in Amerika aus Bronze oder Kupfer gefertigt: halbmondförmige Messer mit einem Griffe in der Mitte, Lanzen- und Pfeilspitzen, Schwerter und morgensternähnliche Kriegskeulen und andere. Daneben blieben auch noch Steingeräte und Steinwaffen im Gebrauch.

Der Fortschritt in der Alten Welt über die Bronze hinaus ist überall dem Eisen zu verdanken.

Ziemlich das ganze Inventar an Geräten und Waffen und anderem der ersten Eisenzeit, der Übergangszeit von der ausschließlichen Benutzung der Bronze zu der des Eisens als Werkmetall, hat sich schon in dem berühmten Gräberfeld bei Hallstatt am Hallstätter See im Salzkammergut als Grabbeigaben der dort geöffneten tausend Gräber gefunden. Nach dieser Fundstelle wird, wie erwähnt, für Mitteleuropa die entsprechende Kulturgruppe als Hallstattperiode bezeichnet. Die Fundstücke sind in hohem Maße charakteristisch.

Steingeräte kamen dort nur noch vereinzelt vor: Die Waffen sind zum Teil aus Bronze, zum Teil aus Eisen, und zwar sind die eisernen der Zahl nach schon vorherrschend. Dabei zeigen sie aber oft, namentlich die Schwerter in höchst bezeichnender Weise, jene Formen, die für die Bronzewaffen älterer Perioden charakteristisch sind. Die typischen Hallstattschwerter zeichnen sich aus durch schwere, breite Klingen mit schräg abgeschnittener Spitze. Die Handgriffe schließen in großen Knäufen ab, und unterhalb des Griffansatzes bemerkt man an der Klinge seitliche Einschnitte. Auch Dolche sind häufig, die Klinge fast immer von Eisen, die Griffe von Bronze. Einige Schwerter stecken in Scheiden von getriebenem Bronzeblech; charakteristisch sind flügelförmige Ortbänder der Schwertscheiden. Auch einschneidige Dolche kommen vor, andere sind von der Form kleiner Schwerter. Ferner bemerkt man kleine Bronzeäxte, welche kaum als Waffe oder Werkzeug, wohl nur als Symbole von solchen, gedient haben dürften. Sehr zahlreich sind Äxte, Celte, namentlich eine flache Form aus Eisen, ohne Schaftränder, aber mit zwei seitlich vorspringenden Zapfen da, wo das Blatt an dem Schaft ansitzt; auch die Meißel sind meist von Eisen. Das Gleiche gilt von den Lanzenspitzen, welche bis auf wenige von Eisen sind. Sehr zahlreich fanden sich Messer, hauptsächlich eiserne, aber noch mit dem bei den Bronzemessern gebräuchlichen geschweiften Blatte. Eigentümlich sind der Hallstattkultur große eiserne Hackmesser mit breitem und dickem, etwas gebogenem einschneidigen Blatt und meistens mit eisernem Griff; sie sind von ansehnlicher Größe, kleinen Schwertern zu vergleichen.

Unter den Schmucksachen zeichnen sich vor allem die prächtigen, mit gepunzten oder getriebenen Ornamenten reich ausgestatteten Gürtelbleche von Bronze aus. Dieselben scheinen auf Leder oder Zeug befestigt gewesen zu sein. Den Verschluß bildete ein Haken, Riemenschnallen kannte man nicht. Bronzebleche mit getriebenen oder im Tremolierstich gepunzten Ornamenten und figürlichen Darstellungen spielen unter den Schmucksachen dieser Periode überhaupt eine große Rolle, ebenso Ketten und anderes mit Klapperblechen. Zahlreich sind die Armringe, teils hohl aus zusammengebogenem Bronzeblech hergestellt, teils massiv gegossen. Das zu Grunde

liegende Motiv ist bei letzteren oft eine Schnur mit aufgereihten Perlen oder Kugeln. Aus den Kugeln werden aber häufig Halbkugeln, oft groß, bisweilen jedoch so klein und so dicht zusammenliegend, daß sie in Querrippen übergehen. Statt den in der Bronzeperiode auch als Gewandverschluß verwendeten geraden Nadeln von verschiedener Form treten nun für diesen Zweck und als Zierstücke Fibeln, Sicherheitsnadeln, auf, und zwar in zwei Hauptformen: Brillenspiralfibeln und Bügelfibeln. Namentlich letztere zeigen sehr verschiedenartige Modifikationen, als da sind: einfache Bogenfibeln, Kahnfibeln, Schlangenfibeln, Paukenfibeln, Armbrustfibeln und andere. Zahlreich sind große und kleine Bronzegefäße, teils in Eimerform (situlae) mit einem oder mehreren Henkeln, teils zylindrische quergerippte Cysten; aber auch Vasen und Flaschen gab es, tassenförmige Gefäße, Schalen, flache Schüsseln und anderes. Diese Gefäße sind sämtlich aus gehämmertem Bronzeblech gefertigt: kein einziges ist gegossen, wie das bei den schönen Bronzegefäßen der nordischen Bronzezeit so häufig der Fall ist. Die Hallstätter Bronzegefäße bestehen aus mehreren Blechplatten, welche mit großem Geschick zusammengebogen und zusammengenietet sind. Die Thongefäße, Urnen, Vasen, Tassen, Schalen, oft von sehr hübscher Form, aus feinem Thon und geglättet, sind stets noch aus freier Hand gearbeitet; einige sind mit Graphit geschwärzt, einzelne farbig bemalt. Die Ornamente: Linien, Kreise und figürliche Darstellungen, sind eingedrückt oder mit Farbe aufgesetzt.

Das Gesamtbild, welches uns aus den Funden der Hallstattperiode Mitteleuropas entgegentritt, zeigt eine hochentwickelte Kultur mit ausgesprochener Vorliebe für Pracht und äußeren Glanz, getragen von technischem Geschick und beruhend auf hochentwickelter Industrie. Auch ein ausgebildeter Verkehr mit Nah und Fern ist nicht zu verkennen: nach dem Süden weisen z. B. für das Hallstätter Gräberfeld selbst das an Schwertgriffen vorkommende Elfenbein, dann Glasgefäße und Muscheln aus dem Mittelmeer; den Norden verrät der gut vertretene Bernstein. Einige der figürlichen Darstellungen auf getriebenen Bronzeblechen stammen aus dem Orient, wie die schön gezeichneten geflügelten Tiere auf dem Deckel einer Situla; auf anderen, z. B. auf einer bei Watsch in Österreich gefundenen, der Hallstattkultur angehörenden Situla sind Aufzüge und anderes von Menschenfiguren dargestellt, deren Gegenstücke wir in Italien und Griechenland finden. Dasselbe gilt für die Tierfiguren aus Bronze und Thon, Ochsen und Kühe mit geschweiften Hörnern, Pferde und Reiter, Vögel, welche teils unverkennbar Tauben, teils wegen des breiten Schnabels Enten oder Schwäne darstellen sollen.

Die entscheidenden Veröffentlichungen Furtwänglers über die Kleinbronzen, welche die Ausgrabungen in Olympia ergeben haben, lehren uns, daß die ältesten Weihgeschenke, welche sich in Olympia nachweisen lassen, dem in Mitteleuropa zuerst festgestellten Kulturkreise der ersten Eisenzeit, d. h. der Hallstattperiode, angehören. Die sich ergebenden Verschiedenheiten erscheinen im wesentlichen nur als lokale Sonderausbildungen des gleichen allgemeinen Typus. Die Funde lieferten für die älteste Zeit Olympias an Waffen: Bronzeschwerter mit breiter Griffzunge (s. Fig. 23 der beigehefteten Tafel „Griechische Werkzeuge, Waffen und Geräte aus der Metallzeit"), Lanzen- und Pfeilspitzen (s. Fig. 18, 21 und 22), letztere zum Teil mit Widerhaken (s. Fig. 19 u. 20), Streithämmer, Doppelbeile, Gürtelbleche (s. Fig. 6) und Panzer, auch Beinschienen, mit Linien- und Figurenornament, welche beide den zentraleuropäischen Hallstattformen entsprechen. Die verzierten Bleche erscheinen zum Teil auch als Diademe für den Kopf und Schmuck für andere Körperteile. Auch Hängeschmucke verschiedener Art: Klapperbleche und radförmige Anhänge sind gefunden worden, dann Nadeln, Pinzetten, Kämme; auch andere Toilettestücke fehlen nicht. Zahllos sind die rohen Tierfiguren (Weihfiguren) aus Bronze, teils

Griechische Werkzeuge, Waffen und Geräte aus früh-historischer Zeit.

Erklärung der umstehenden Tafel.

1—5. Gewandnadeln.
- 1. Fibel. 1/2 wirkl. Größe.
- 2. Gewandnadel. 1/2 w. Gr.
- 3. Gewandnadel. 1/3 w. Gr.
- 4. Fibel. 2/5 w. Gr.
- 5. Schlangenfibel. 1/3 w. Gr.

6. Stück eines verzierten Gürtelblechs. 1/2 w. Gr.

7. Zweischneidige Säge aus Feuerstein. 1/2 w. Gr.

8. Kupferne Spange. 1/6 w. Gr.

9. Gefäß mit eingeritzter Verzierung. 1/6 w. Gr.

10 und 11. Nadeln.
- 10. Nadel aus Elfenbein. 1/3 w. Gr.
- 11. Nadel aus Knochen mit durchbohrtem Kopfende. 3/8 w. Gr.

12. Kupfernes Kinderarmband. 1/2 w. Gr.

13. Durchbohrte polierte Axt. 1/6 w. Gr.

14. Mit der Hand gemachte Vase. 1/9 w. Gr.

15—17. Thonscherben.
- 15. Glänzendrote Thonscherbe mit eingepreßtem Ornament. 2/3 w. Gr.
- 16 und 17. Bruchstücke von Thongefäßen. 1/3 w. Gr.

Die Verzierungen sind mit weißer Kreide gefüllt.

18—20. Pfeilspitzen aus Olympia. 1/2 w. Gr.

21 und 22. Lanzenspitzen aus Olympia.
- 21. Lanzenspitze. 2/5 w. Gr.
- 22. Lanzenspitze. 1/6 w. Gr.

23. Schwertklinge aus Olympia. 1/6 w. Gr.

24. Kupfernes Messer. 1/5 w. Gr.

Die beiden Löcher am unteren Ende waren für die Nägel bestimmt, womit das Messer im Heft befestigt war.

25. Rücken eines altgriechischen Panzers, im Privatbesitz auf Zante. 1/4 w. Gr.

(1—6, 18—23, 25 nach Furtwänglers »Broncen von Olympia«; 7—17, 24 nach Schliemanns »Ilios«.)

gegossen, teils aus Blech ausgeschnitten, zum Teil auch aus Thon hergestellt, wie sie überall dem Hallstatttypus entsprechen. Ähnliches gilt für die Schmuckringe, von welchen Arm- und Halsringe und anderes vorkommen. Vor allem charakteristisch sind aber die Fibeln (s. Fig. 1—3 der Tafel bei S. 174), deren Vorkommen und Form den Hallstattkulturkreis am schärfsten charakterisieren. Besonders häufig erscheint in Olympia die Schlangenfibel in verschiedenen Modifikationen (s. Fig. 5), außerdem einfache Bogenfibeln, halbkreisförmige Fibeln, Kahnfibeln, Blutegelfibeln und die für das Gräberfeld von Hallstatt selbst so typischen Brillenspiralfibeln (s. Fig. 4). Die Bronzegefäße entsprechen, wenn auch nicht sowohl in der Form, welche lokale Einflüsse erkennen läßt, als vielmehr in der Technik und Verzierungsweise, denen der Hallstattperiode.

Der Hauptunterschied zwischen Olympia und den zentraleuropäischen Hallstattfundplätzen zeigt sich vor allem darin, daß, wie nach der Ortslage zu erwarten war, die orientalischen Einflüsse noch weit reicher und ausgesprochener als z. B. in Hallstatt selbst hervortreten. Wir haben auch dort die orientalischen Einflüsse nachweisen können; im Olympia treten sie aber in Masse auf und bilden neben den Gegenständen europäisch-griechischen Stils, wie Furtwängler den Hallstattstil für Olympia genannt hat, eine zweite große Gruppe eines orientalisch-griechischen Stils. Namentlich die Ornamentierung bestimmt den orientalischen Stilcharakter: geflügelte Greife und andere geflügelte Mischwesen, bald mehr menschlich, bald mehr tierisch gestaltet, dann Doppelwesen, welche an die Doppeltiere der Heraldik erinnern, außerdem Löwen, Sphinxe, Stiere. In Olympia fanden sich unter den figürlichen Ornamenten, wie in den Hallstattfundplätzen Mitteleuropas und Norditaliens, Darstellungen aus dem täglichen Leben, Jäger und Krieger in Kampfszenen zwischen Tieren und Menschen. Auf einem Bronzepanzer zeigt sich als figuraler Schmuck Apollo mit den Musen und ihnen entgegentretend drei anbetende Männer (s. Fig. 25 der Tafel bei S. 174). Die ganze Art dieser Darstellungen entspricht in hohem Grade den Gruppen von Figuren auf den Bronzeblechen und Situlen der Hallstattperiode.

Mit diesen Entdeckungen ist die Hallstattperiode der Prähistorie entrückt und der Historie angegliedert. Dieselben Kulturverhältnisse, welche uns in jener frühen historischen Periode in Griechenland entgegentreten, erscheinen als gleichzeitige Epoche in den Mittelmeerländern und in Zentraleuropa weit verbreitet. Das Kulturleben der Barbaren zeigt sich auf den gleichen Elementen erbaut wie das der Hellenen.

Es ist auch schon eine Stelle gefunden und auf das vollkommenste nach der Methode der paläontologischen Forschung zugleich mit allen Hilfsmitteln der archäologischen und historischen Wissenschaft untersucht worden, wo sich in geologischen Schichten übereinander die Zeugnisse fortschreitender Kulturentwickelung von dem ausgehenden Steinzeitalter an bis in die Glanzzeit griechisch-römischer Geschichte gefunden haben. Dort ist der chronologische Anschluß nicht nur für die Metallperioden, sondern auch für die ausgehende neolithische Periode gewonnen worden. Diese wichtigste Fundstelle ist Troja, der Burgberg von Hissarlyk, durch dessen Ausgrabung Heinrich Schliemann unsterblichen Ruhm erworben hat. Schliemanns Ausgrabungen, in entscheidender Weise ergänzt und vollendet durch Dörpfeld, haben den wichtigsten Fortschritt für die Geschichte der Menschheit gebracht, welchen unser Jahrhundert aufzuweisen vermag. Virchows Name ist mit dem Schliemanns untrennbar verknüpft. Furtwänglers hohes Verdienst ist es, in seinem auf eigene Anschauung gegründeten Bericht über die Ergebnisse der Ausgrabungen in Troja die chronologischen Anschlüsse der prähistorischen Epochen an die historischen exakt festgestellt und dadurch jene der Geschichte angegliedert zu haben. „An der Stelle, an welcher die Überlieferung das homerische Troja ansetzte, hat", so sagt Furtwängler, „wirklich

eine stattliche Burg gelegen, die der Blütezeit Mykenäs, der Epoche des Agamemnon der Sage gleichzeitig war und mit der mykenischen Kultur in reger Beziehung stand, und die zugleich der dem alten Epos zu Grunde liegenden Vorstellung von Troja auf das genaueste entspricht."

Der Burgberg von Troja (Hissarlyk) schließt einen Höhenzug ab, welcher sich vom Ida her nach Westen annähernd parallel zum Hellespont vorschiebt und steil in die troische Ebene, in das Thal des Skamanders, abfällt. Der natürliche Hügel selbst ist nicht sehr hoch; es überlagerten ihn aber gewaltige Schuttschichten, entstanden aus zerstörten Gebäuden und Maueranlagen, wodurch er nicht nur beträchtlich erhöht, sondern auch verbreitert worden ist. Schicht auf Schicht liegen wie die Blätter einer Knospe übereinander, so daß die Geschichte der Besiedelung dieses ehrwürdigen Platzes aus diesen Schichten, welche Schliemann und Dörpfeld aufgeschlossen haben, wie aus den Blättern eines Buches von den ältesten Zeiten her abgelesen werden kann. Der Urboden des Hügelplateaus liegt jetzt etwa 60 Fuß über der Ebene, welche durch Anschwemmungen seit dem „Trojanischen Kriege" sich etwa um 16—20 Fuß erhöht haben mag. Die Gesamtschuttschicht, auf dem Urboden des Hügels lagernd, welche Schliemann durchgraben hat, beträgt etwa 52½ Fuß = 16 m. Schliemann hat 7, resp. 8 verschiedene Schichten, Straten, unterschieden, welche ebensovielen Städten entsprechen, die nacheinander, eine auf dem Schutt der anderen, auf diesem Hügel erbaut waren.

Das unterste, direkt auf dem Urboden liegende Stratum gehört sonach der ältesten, ersten Stadt auf dem Burghügel von Troja an. „Nach mäßiger Berechnung", sagt Furtwängler, „muß diese Niederlassung der ersten Hälfte des dritten Jahrtausends vor Christus angehören; sie kann aber sehr wohl auch noch in das vierte Jahrtausend reichen. Die Bewohner gebrauchten neben Steinwerkzeugen auch schon Geräte von Kupfer (s. Fig. 8, 12 u. 24 der Tafel bei S. 174). Ihre ganze Kultur steht im engsten Zusammenhang mit der, welche in Mitteleuropa während der ‚Kupferzeit' herrschte. Thongefäße der ‚Kupferzeit' aus dem Mondsee in Österreich stimmen mit denen der ersten trojanischen Stadt vollkommen überein. Troja stellt nur einen Ausläufer mitteleuropäischer Kultur dar, und seine Bewohner waren aller Wahrscheinlichkeit nach europäischer Herkunft."

Wir haben oben die „Kupferzeit" als den Ausgang der neolithischen Periode und als den Beginn der Metallzeitalter kennen lernen. In der ersten trojanischen Stadt ist der Metallbesitz noch außerordentlich gering: die Äxte, Beile, Messer, Sägen bestehen noch aus Stein von den bekannten mitteleuropäischen Typen und aus den gleichen Stoffen, unter denen namentlich Nephrit häufig ist. Daneben findet sich als Material: Serpentin, Diorit, Porphyr, Hämatit, Feuerstein (s. Fig. 7 der Tafel bei S. 174) und anderes. Die Formen entsprechen vollkommen jenen der europäischen jüngeren Steinzeit (s. Fig. 13 derselben Tafel). Auch der Charakter der Keramik (s. Fig. 9 und 14) schließt sich nach Virchow in vielen Beziehungen noch dem der europäischen Steinzeit an, und besonders scheinen die steinzeitlichen Fundplätze von Butmir in Bosnien und ähnliche in Siebenbürgen nähere Analogien zu bieten. Für den historischen Anschluß an die neolithische Periode wäre es von hoher Bedeutung, wenn die erste Stadt noch näher untersucht und vielleicht von jenem zweiten Stratum schärfer getrennt werden könnte, welches zwischen ihr und der von Schliemann als zweiten „verbrannten Stadt" bezeichneten Schicht liegt, und welche Schliemann später in zwei Schichten — zwei Städten entsprechend — gesondert hat. Vielleicht stammt das Metall erst aus der zweiten höheren Schicht unter der verbrannten Stadt? Die älteste wäre dann noch rein steinzeitlich. Die Keramik würde dem nicht entgegenstehen.

„Hoch über der ersten Stadt, auf tiefem Schutt", so erzählt Furtwängler weiter, „befindet sich das ebene Planum der zweiten Stadt, welche wenigstens in die zweite Hälfte des

dritten Jahrtausends vor Christus hinauf zu datieren ist. Es war die erste Glanzzeit Trojas. Mächtige Mauern schützten die Burg. Drei verschiedene Bauperioden lassen sich unterscheiden. Man rückte weit heraus mit den Mauern, man verstärkte sie und legte neue, stattliche Thore an. Während der dritten Periode dieser zweiten Stadt hat ein prachtliebender Fürst statt des engen alten Thorwegs stattliche Propyläen und einen großen Saalbau mit Vorhalle anlegen lassen. Eine gewaltige Feuersbrunst hat seine Burg zerstört. Einen Schatz hat Schliemann — er nannte ihn den Schatz des Priamos — in dem oberen, aus Lehmziegeln bestehenden Teile der Burgmauer gefunden. Die Werkzeuge der zweiten Stadt sind noch zum Teil aus Stein, zum Teil bereits von Bronze; sie gehören also schon der Bronzezeit an."

Der Gesamtcharakter der Kultur ist, nach Furtwängler, immer noch wesentlich mitteleuropäisch; doch hat sich manches Individuelle ausgebildet, und überall zeigen sich einige, indes nicht sehr tief greifende Einflüsse der großen asiatischen (babylonischen) Kultur. Dahin rechnet unser Gewährsmann vor allem das Vorkommen einzelner auf der Scheibe gedrehter Töpfe, namentlich flacher Schüsseln; denn die Töpferscheibe war damals noch in ganz Europa und selbst an einem so gegen den Orient vorgeschobenen Posten wie Kypern völlig unbekannt, während sie in Ägypten und Babylonien von den ältesten Zeiten her in Gebrauch war. Auch in dieser Periode neigt Troja seinem Schwerpunkt nach mehr nach Mitteleuropa, bleibt aber weit zurück hinter der eigenartigen Ausbildung, welche die Bronzearbeit dort gewonnen hat: man geht in den Metallwerkzeugen nicht über die Formen der Kupferzeit hinaus. Eine nähere Verwandtschaft mit Kypern besteht nicht, nur die Basis der Kultur ist beiden gemeinsam. Diese hatte aber ein weites Verbreitungsgebiet: nicht selten sind Funde aus deutschen Gegenden den trojanischen näher verwandt als die kyprischen.

„Auf die glänzende Periode der zweiten Stadt folgt eine lange Zeit des Niedergangs für Troja. Schutt häuft sich auf Schutt, Gemäuer stieg über Gemäuer auf, aber eins ärmlicher als das andere; keine neuen Burgmauern, keine Thore, keine Paläste gehören in diese Zeit, in welcher man drei Schichten, die dritte, vierte und fünfte Stadt, unterscheidet. Als Zeit dieser Ablagerung ist wenigstens die erste Hälfte des zweiten Jahrtausends vor Christus anzusehen. Die Bewohner blieben offenbar dieselben, und ihre Kultur ist die der zweiten Stadt; allein man machte keine Fortschritte; es ist ein Stagnieren und Zurückbleiben; immer werden dieselben Gefäßformen, dieselben verzierten Wirtel weiter gefertigt. Natürlich konnte sich in dieser Periode auch kein reger Verkehr mit dem Ausland entwickeln. Und doch war dies dieselbe Zeit, in welcher auf den Inseln des Ägäischen Meeres und an der Ostküste Griechenlands ein reges Kulturleben sich zu entfalten beginnt, das sich in der folgenden Periode zu prachtvoller Blüte erschließen sollte. In jene Zeit gehören die Funde von Thera, wo die Gefäße, alle auf der Scheibe gedreht, schon mit einer, wenn auch noch geringen, metallglänzenden sogenannten Firnisfarbe bemalt sind, und zwar mit Pflanzen, Blumen und Tieren, in einem ganz neuen, zukunftreichen naturalistischen Stile, der bis dahin in Europa unerhört war. Auch in Kypern entwickelte sich in dieser Periode der Bronzezeit die Gefäßdekoration überaus mannigfaltig und reich. Troja ist dem gegenüber arm und verkommen.

„Doch auch für Troja kam eine neue Periode des Glanzes, es ist die sechste Stadt. Wieder herrschen reiche und mächtige Fürsten in dieser Burg. Sie haben sie weit über den früheren Umkreis erweitert. Sie erbauten neue starke Mauern — die alten waren längst im Schutte versunken —, nicht aus kleinen Steinen und Lehmziegeln, wie früher, sondern aus großen geglätteten Blöcken, dazu Türme und Thore. Den ansteigenden Schutthügel ließen sie

nicht planieren, wie früher die Herren der zweiten Stadt; in Terrassen ließen sie die neuen Bauten über dem Schutte der alten ansteigen; stattliche Häuser mit weiten und tiefen Sälen bedeckten die Burg. Es bestand ein reger Verkehr mit den Fürsten, die zu jener Zeit — es ist die zweite Hälfte des zweiten Jahrtausends vor Christus — in Griechenland ihre Burgen mit den kyklopischen Mauern bauten. Man wandte in Troja dieselben eigentümlichen, immer wiederkehrenden kleinen Vorsprünge in der Mauer an, die wir an einer „mykenischen" Stadt am Kopaissee in Böotien finden. Und vor allem, man verschaffte sich in Troja jetzt auch von jenen schönen, mit glänzender Farbe bemalten Gefäßen, welche die ‚mykenische Kultur' in Griechenland charakterisieren, und deren lebendiger Stil sich dort auf der Basis jener Versuche, welche wir von Thera kennen, so wunderbar entwickelt hatte. In Troja riefen diese Dinge einige Nachahmung hervor (s. Fig. 15—17 der Tafel bei S. 174), die aber weit hinter den Originalen blieb. Die lebendige phantasievolle Erfassung des Natürlichen war dem Trojaner verschlossen; die einheimische Töpferei blieb im ganzen bei ihren unbemalten, allerdings jetzt fast durchweg auf der Scheibe hergestellten Gefäßen.

„Doch was uns vor allem interessiert, das ist das Historische. Auch die sechste Stadt ist einmal plötzlich aufgegeben, zerstört und verbrannt worden. Was auf sie folgt, sind wieder nur ärmliche Niederlassungen. Die Zerstörung muß gegen Ende der mykenischen Kulturepoche erfolgt sein. Die unmittelbar auf den Ruinen der sechsten gebaute siebente Stadt zeigt schon andere, jüngere Kultur. Man konnte lange schon vermuten, daß in der Sage von Troja ein historischer Kern verborgen sei — jetzt haben wir die monumentale Gewähr. Es hat wirklich ein Troja gegeben, das stark und groß war zu derselben Zeit, da in Griechenland die gold- und schätzereichen Herrscher von Mykenä geboten. Und jenes Troja ward zerstört — wir dürfen jetzt, bei dieser Übereinstimmung von Funden und Sage, ruhig behaupten: von griechischen Fürsten der mykenischen Epoche, welche die Sage Agamemnon und die Seinen nennt."

Die bald nach der Zerstörung der sechsten erbaute siebente und achte Stadt zeigen den Verkehr mit Griechenland unterbrochen. Dort war die mykenische Periode durch die als Dorische Wanderung bekannte Völkerverschiebung gebrochen und jenes reiche Kulturleben durch einen Rückfall in halbbarbarische Zustände des Nordens abgelöst. Auch in Troja erkennen wir eine Periode des Verfalls, „einen Rückfall in längst Überwundenes, schwarze handgemachte Gefäße, die in ihrer Gestalt und Verzierung auffallend den in Italien, namentlich Etrurien und Latium, im ersten Drittel des ersten Jahrtausends vor Christus üblichen einheimischen Töpfen gleichen". Endlich liefert die siebente Stadt auch geringwertige importierte griechische Vasen mit Bemalung, aber nicht aus Griechenland selbst stammend, sondern von der kleinasiatischen Küste, welche im Zusammenhang mit der Dorischen Wanderung von Griechen besiedelt worden war. „Die äolische Besiedelung der Troas hat für Ilion keine neue Blüte gebracht. Andere Orte kamen empor, Troja blieb ein kümmerlicher Ort." „In der hellenistischen Zeit klärt sich der Himmel über Troja auf. Was Alexander beabsichtigte, führte Lysimachos aus; er erhebt Ilion wieder zu einer wirklichen Stadt mit neuen Mauern und errichtet auf der Höhe der Burg einen stattlichen Tempel der Athene." „Indes die künstliche Schöpfung kam zu keiner rechten Blüte. Erst als die römischen Großen, ihrer trojanischen Ahnen gedenk, sich der Stätte anzunehmen begannen, blühte neues Leben auf Trojas Ruinen."

So erzählt die geologisch-archäologische Methode, lediglich gestützt auf die Monumente des Bodens, ohne schriftlicher Zeugnisse zu bedürfen, Geschichte. Die Vorgeschichte hat hier ihr Ziel erreicht, sie ist zur Geschichte geworden.

V. Amerika.

Von

Prof. Dr. Konrad Haebler.

1. Die amerikanischen Naturvölker.

A. Allgemeines.

Das Problem, wie die ersten Menschen nach Amerika gekommen sein mögen, hat von jeher Gelehrten und Ungelehrten viel Stoff zum Nachdenken gegeben. Manche konnten es sich nicht vorstellen, daß ein Kontinent mit zahllosen verschiedenen Völkerschaften existieren sollte, für die sich in der Völkertafel der Genesis kein Platz finden ließ; und da sie Besseres nicht zu finden wußten, nahmen sie an, die Bewohner Amerikas seien die Nachkommen der verschollenen zehn Stämme Israels. Diese naive Annahme hat mittelbar selbst der Wissenschaft noch Dienste geleistet, indem sie einigen intelligenten Beobachtern den Anlaß bot, sich eingehend mit Sitten und Gebräuchen der Indianer Amerikas zu beschäftigen, in der Hoffnung, dabei Analogien zu entdecken, die ihnen als Beweise dienen könnten.

Einen weit wissenschaftlicheren Anstrich hat eine andere Hypothese über den Ursprung der Amerikaner erhalten. Die fabelhafte Inselwelt des westlichen Ozeans, deren ältestes Zeugnis die sagenumwobene Atlantis des platonischen Timäus ist, hat auf die Entdeckung der Neuen Welt insofern einen unmittelbaren Einfluß ausgeübt, als auch Kolumbus in dem Banne dieses Fabelglaubens stand. Ob diesem irgend eine geschichtliche oder vorgeschichtliche Thatsache zu Grunde gelegen haben mag, hat sich bis jetzt nicht erweisen lassen. Aber es fehlt nicht an Männern der Wissenschaft, die diese Frage bejahen und in einer Länderbrücke über den Atlantischen Ozean den Weg sehen möchten, auf dem die ersten Menschen nach dem amerikanischen Kontinent gelangt sind. So naiv wie der alte Spanier, der den Indianern deshalb einen keltiberischen Ursprung zumaß, stellt sich freilich die neuere Forschung zu der Frage nicht mehr. Das Versinken eines Kontinentes zwischen Europa und Amerika in einer Zeit, wo unser Erdteil von Völkern bewohnt wurde, deren Spuren noch erkennbar sind, hätte jedenfalls an den Küsten beider begrenzenden Kontinente Merkmale zurücklassen müssen, die der fortgeschrittnen Erforschung der Erdoberfläche nicht hätten entgehen können. Auch der Versuch, aus den Klippen und Untiefen des Atlantischen Ozeans die Umrisse dieses Kontinentes zu ermitteln, ist eine wertlose Spielerei. Dagegen glauben angesehene Geologen den Nachweis erbringen zu können, daß der nördliche Teil des Atlantischen Ozeans nicht immer von Wasser bedeckt war; und in Zeiten, als noch die klimatischen Verhältnisse unseres Weltteiles ein wesentlich anderes Bild zeigten als das geschichtliche, meinen sie, daß auf diesem Wege der Mensch aus der Alten in die Neue Welt gelangt sei.

Endlich existiert noch eine dritte Annahme für die Bevölkerung Amerikas. Sie wäre die einfachste von allen, stellte nicht dieselbe Wissenschaft, die einer nordatlantischen Landbrücke die Existenzmöglichkeit zuspricht, die gleiche Möglichkeit für sie in Abrede. Nirgends treten sich die Kontinente der Alten und Neuen Welt näher als im Nordwesten von Amerika, wo die Beringstraße nur als schmaler Wasserarm die Ländermassen trennt und die Aleutischen Inseln auch einem nur

mit primitivsten Vorrichtungen versehenen Schiffer den Übergang von einem Kontinent auf den anderen möglich machen. Zu allen Zeiten sind Fahrzeuge der asiatischen Küstenbewohner gelegentlich von Wind und Wetter bis an den Strand von Alaska geschleudert worden, und eine noch in historischen Zeiten erfolgte Einwanderung in dieser Richtung ist beinahe eine geschichtliche Gewißheit. Die Ähnlichkeit der amerikanischen Ureinwohner mit mongolischen Völkerschaften, Anklänge gewisser ethnologischer Eigentümlichkeiten von Völkern der pazifischen Staaten Amerikas an die der asiatischen Kulturvölker haben dieser Hypothese seit langer Zeit viele Anhänger zugeführt. Hat man doch den direkten Beweis für einen Verkehr der Chinesen mit Amerika in den Berichten von dem Lande Fu-schan finden und daraufhin kühnlich die aztekische Kultur als ein Reis vom Stamme der chinesischen ansprechen wollen. Solche Folgerungen haben freilich vor strenger Prüfung nicht stand zu halten vermocht. In Zeiten, die wir selbst mit den urältesten Chinesen in Verbindung bringen könnten, ist jedenfalls Amerika auch auf diesem Wege nicht bevölkert worden; und wenn die Geologen recht haben, die behaupten, daß der ferne Nordwesten erst nach der Eiszeit aus den Fluten des einst in endloser Breite zum Nordpol flutenden Stillen Ozeans emporgestiegen sei, so sind die ersten Einwohner Amerikas auf diesem Wege sicher nicht dorthin gekommen; denn in diesen Zeiten bleichten bereits die Gebeine vieler Generationen auf dem Boden der „Neuen Welt".

Seit der Nachweis gelungen ist, daß sich das Menschengeschlecht auf amerikanischer Erde bis in dieselben erdgeschichtlichen Zeiträume zurückverfolgen läßt, wie in der Alten Welt, hat die Frage, von wo die ersten Menschen dorthin gekommen seien, viel von ihrer Bedeutung eingebüßt. Die Wiege des Menschengeschlechts hat allerdings wohl nicht in Amerika gestanden; um nur einen Gegengrund anzuführen, so sind die anthropoiden Affen, die die Deszendenzlehre als Bindeglied zwischen der Tierwelt und dem Menschen nicht entbehren kann, dort zu allen Zeiten, wie die fossilen Funde aller amerikanischen Ausgrabungen ergeben haben, so wenig heimisch gewesen wie heute. Wenn aber die ersten Menschen in Perioden hinüber gelangt sind, in denen die Verteilung von Land und Wasser auf der Oberfläche der Erde noch ganz anders war, als die geschichtlich nachgewiesene, dann wird höchstens einstmals die Geologie eine Antwort auf unsere Frage geben können. Jedoch auch dieses mehr negative Resultat ist von einer unbedingten wissenschaftlichen Bedeutung; denn es setzt alle die ins Unrecht, die in den Sitten der wilden und der zivilisierten Völker Amerikas die Einflüsse bestimmter, unseren Begriffen geläufiger ethnographischer Einheiten erblicken wollen. Wenn sich der erste Mensch in Amerika heimisch machte zu der Zeit, als noch sein Gefährte in der Alten Welt die Knochen erlegten Wildes mit den Tieren um die Wette benagte und eine natürliche Höhlung der Berge als sein einziges Obdach kannte, da kann der Streit, ob die Kulturen Amerikas auf arische oder semitische Einflüsse zurückgehen, als müßig aufgegeben werden. Denn so viel lehrt allerdings die Paläontologie und die Geschichte der Neuen Welt unwiderleglich, daß deren *Entwickelung* von den Zeiten des Mammuts bis auf die Entdeckung durch Christoph Kolumbus *kontinuierlich* und von äußeren Einwirkungen nicht beeinflußt gewesen ist.

Auch für den Forscher auf dem Gebiete der Urgeschichte des Menschengeschlechts ist Amerika, wie für den Geologen, dadurch hochinteressant, daß es die Zeugen einer Vergangenheit, von der wir in der Alten Welt nur kärgliche, vielfach verwischte Spuren finden, für eine Zeit aufbewahrt hat, die zwar noch nicht eine so entwickelte Forschungsmethode wie die Gegenwart besaß, aber in ihren Berichten und in den Denkmälern, die sie der Nachwelt überlieferte, uns ein ungleich reicheres Forschungsmaterial überantwortete, als das der Alten Welt, und

uns über Vorgänge und Zustände der menschlichen Urgeschichte Aufschlüsse gab, die wir hier vergebens suchen würden. Selbst die höchstentwickelten Kulturvölker Amerikas standen bei der Entdeckung erst im Anfange des Zeitalters des Kupfers, während die meisten Einwohner der Neuen Welt noch ganz in einer Steinzeit lebten.

Amerikaner haben einmal behauptet, menschliche Gebeine aus Schichten der Tertiärzeit ausgegraben zu haben; allein sie sind den wissenschaftlichen Beweis dafür genau so schuldig geblieben wie die, die ähnliche Behauptungen über Funde in der Alten Welt aufgestellt hatten. Dagegen sind jenseits wie diesseits menschliche Reste zum Vorschein gekommen, die der Interglazialzeit angehören; und zwar sind solche Funde, obwohl naturgemäß wenig zahlreich, nicht auf einen engen Raum beschränkt, sondern finden sich ebensowohl in den Gebirgsgegenden Kaliforniens wie in den weiten Ebenen der argentinischen Pampas. Auch in Amerika ist der Mensch der Zeitgenosse des Mammuts und anderer vorweltlicher Riesentierarten gewesen; und in einer späteren, aber noch immer der vorgeschichtlichen Periode zugehörenden Zeit hat die Neue Welt sogar schon eine Bevölkerung gehabt, die stellenweise ziemlich ansehnlich war. Dies geht hervor aus der beträchtlichen Menge und dem ungewöhnlichen Umfange der unter dem Namen Kjökkenmöddinger bekannten Anhäufungen von Abfällen des vorgeschichtlichen Menschen. Diese Abfallhügel befinden sich in Nord- und Südamerika sowohl an den Gestaden des Meeres, wie an den Binnenseen und an den Ufern der großen Ströme und werden außer mit ihrem wissenschaftlichen Namen im Norden als shell-mounds, im Süden als sambaquis bezeichnet. Sie bestehen aus Anhäufungen der ungenießbaren Teile von Fischen und anderen Wassertieren, besonders Muscheln, und enthalten selbstverständlich unter diesen Abfällen auch Trümmer von Gegenständen, die dem Menschen, der diese Stätten bewohnte, gedient haben. Daß diese vorwiegend der ältesten menschlichen Kultur, der paläolithischen angehören, ließ sich voraussetzen; doch darf man nicht außer acht lassen, daß sich besonders in Südamerika auch Abfallhügel vorfinden, die nicht nur der neolithischen Periode, über die der wilde Indianer des östlichen Südamerika ja nie hinausgediehen ist, sondern sicher sogar der historischen Zeit angehören.

Welcher Anhäufung von Menschen und welcher Zeit es bedurft haben mag, um diese Hügel aufzuwerfen, die oft Hunderte von Fuß lang und von ansehnlicher Höhe sind, dafür fehlt uns noch ein zuverlässiger Maßstab. Man wird aber kaum annehmen dürfen, daß sie sehr langsam entstanden seien; denn sonst würden besonders an den Meeresküsten die Einflüsse der Elemente es wohl überhaupt nie zu Anhäufungen haben kommen lassen, die den Jahrtausenden stand gehalten haben. Wir sind deshalb unzweifelhaft berechtigt, aus der großen Ausdehnung und aus der weiten Verbreitung dieser Hügel auf eine dichte und über große Gebiete des Kontinentes sich erstreckende Bevölkerung schon in vorgeschichtlicher Zeit zu schließen. Diese Thatsache muß man besonders im Auge behalten, um den Hypothesen über die kulturellen Einflüsse von den Völkern der Alten Welt auf die der Neuen ihren wahren Wert beizumessen; denn wenn Amerika zu den Zeiten, wo auch Asien und Europa noch eine ausschließlich kulturlose Bevölkerung besaßen, schon in ganz gleicher Weise von Menschen bewohnt war, wird man bei den geographischen Bedingungen des Kontinentes doch nur dann fremde Einflüsse zur Erklärung kultureller Erscheinungen zu Hilfe nehmen dürfen, wo die Annahme einer unabhängigen Entwickelung dazu nicht ausreicht.

Wenn wir nun den amerikanischen Kontinent in seiner Gesamtheit bei seinem Eintritt in die geschichtliche Zeit ins Auge fassen, so bietet er uns eine überraschende Bestätigung für den außerordentlichen Einfluß der geographischen Lage auf die Entwickelung der menschlichen

Kultur. Der vergleichsweise schmale Küstenstreifen, welcher das Hochgebirge der Kordilleren, das Rückgrat Amerikas, wie man es bezeichnend genannt hat, an seinem westlichen Fuße begleitet, mit den Terrassen, in welchen das Gebirge rasch zu bedeutender Höhe emporsteigt, ist fast in seiner gesamten Ausdehnung, von Alaska beginnend bis hinunter nach Chile, der Sitz von kultivierten und halbkultivierten Völkerschaften gewesen, mindestens von Völkern, deren Zivilisationsgrad das durchschnittliche Kulturniveau der Bevölkerung in den weiten Ebenen und den ausgedehnten Niederungen beträchtlich überragte, durch welche auf der Ostseite der Kordilleren die mächtigsten Ströme der Erde ihre Wassermassen dem Meere zuwälzen. Hier lagen die beiden großen Kulturmittelpunkte von Peru und Mexiko, von denen allerdings der letztere den amerikanischen Kontinent nahe seiner schmalsten Stelle von einem Ozeane zum anderen überspannte. In den enormen Ländergebieten östlich von den Kordilleren, welche wohl drei Viertel des gesamten Areales des Kontinentes ausmachen, befand sich noch am Anfange des 16. Jahrhunderts der Mensch auf einer Kulturstufe, die in Nordamerika höchstens die Anfänge eines Emporsteigens aus dem Naturzustande ahnen ließ, während der Südkontinent selbst davon keine Spuren verriet. Das geistreiche Paradoxon, daß der Hunger der Vater alles Fortschrittes sei, weil er dem Menschen den Kampf mit seiner Umgebung aufzwingt, hat wohl nirgends eine auffallendere Bestätigung gefunden als in Südamerika, wo der Peruaner des Gebirges auf einem Boden, dem er in energischer Arbeit seinen Lebensunterhalt abrang, eins der kunstvollsten Staatengebilde der Weltgeschichte geschaffen hat, während sein östlicher Nachbar, in dem üppigsten Reichtume tropischer Natur schwelgend, in einem Zustand umherschweifte, der ihm den prinzipiellen Unterschied zwischen Mensch und Tier noch nicht einmal zum Bewußtsein brachte. Allerdings hielt die Natur nicht nur durch ihre gütigen Gaben den Indianer auf der untersten Kulturstufe zurück, sondern auch durch andere minder wohlthätige Einflüsse. In den weiten Ebenen, welche die mächtigen Ströme bis weit in ihren Oberlauf hinauf begleiten, versagte die Natur selbst dem Menschen einen ständigen Wohnsitz, der doch eine der notwendigsten Voraussetzungen für die Entwickelung eines kulturellen Fortschrittes bildet. Die in periodischer Regelmäßigkeit wiederkehrenden Überschwemmungen, die ein Ländergebiet in der Ausdehnung von vielen Quadratmeilen auf Wochen und Monde unter Wasser setzten, nötigten den Indianer, der um der Fischnahrung willen seine Hütte nicht allzu weit entfernt vom Ufer der Flüsse aufschlagen mußte, diese mit einer gleichen Regelmäßigkeit zu verlassen und der Zerstörung preiszugeben. Es ist kein Wunder, daß er zwar ein unermüdlicher Schwimmer, ein tüchtiger Schiffer, ein gewandter Fischer wurde; aber wie sein Körper so verwuchs auch sein Geist nicht enger mit dem Boden, den er bewohnte, und das Wasser, das seine leichte Hütte fortschwemmte, verwischte in seinem Geiste auch die Erinnerung an das, was vordem gewesen war.

Die Geschichtsforschung stand lange Zeit ratlos diesen Naturvölkern gegenüber. Sie versuchte zunächst aus der unendlichen Masse von Völkern und Völkchen die Gruppen herauszuschälen, die in näheren Beziehungen zu einander standen; aber selbst diesen Versuchen stellten sich die größten Schwierigkeiten entgegen. Man suchte zuerst die äußere Erscheinung der Eingebornen, ihre Hautfarbe, ihre Schädel- und Körperformen als Unterscheidungsmerkmale zu Hilfe zu nehmen. Allein es zeigte sich, daß Völker verschiedener Hautfarben unzweifelhafte Verwandtschaftsmerkmale aufwiesen, während gleiche Farbe und Figur bei ganz fremden Völkern sich wiederholten; und die Schädelmessungen ergaben oft unter den Individuen eines einzigen kleinen Stammes alle Abstufungen von der Dolicho- bis zur Brachykephalie. Kaum brauchbarer als die anthropologischen Merkmale erwiesen sich die ethnologischen

Eigentümlichkeiten. Der wilde Indianer erwies sich in weit höherem Grade als Kind seiner Umgebung denn als Kind seiner Rasse; und derselbe Volksstamm, der im Hügellande seine eigne Art besessen hatte, sich zu kleiden, sein Haus zu bestellen, seine Toten zu bestatten, nahm an anderer Stelle unter anderen Verhältnissen von seinen neuen Nachbarn die diesen besser angepaßten Sitten und Gebräuche an. So reichten auch diese Merkmale, obwohl in einzelnen Fällen von nicht zu unterschätzender Bedeutung, doch nicht aus, eine wissenschaftliche Einteilung in dem Chaos der Völkerstämme zu ermöglichen.

Als einziger einigermaßen zuverlässiger Führer hat sich bisher nur die Linguistik bewährt. Auf den Grundlagen, die wir mit ihrer Hilfe gewinnen, beruht, für Südamerika beinahe ausschließlich, das Wenige, was wir von geschichtlichen Vorgängen (möchte man eher sagen, als Thatsachen) über diese Völker wissen. Der unzivilisierte Indianer weiß nichts von der Geschichte seines Stammes. Er kennt selten mehr als die Namen und vielleicht noch auf dem den Überschwemmungen nicht unterliegenden Gelände die Wohnstätten seines Vaters und seines Großvaters. Nach wenigen Generationen schon schwindet die Kenntnis von weiten Wanderungen zu einer unklaren Tradition dahin, und in seinen Sagen erstickt die überwuchernde mythologisierende Phantastik vollkommen die klare geschichtliche Erinnerung. So erklärt es sich auch, wie sich seine Lebensgewohnheiten so leicht unter dem Einfluß einer neuen Umgebung umbilden konnten. Nur die Sprache folgte diesem Umbildungsprozesse verhältnismäßig langsam und trug Elemente der Beharrung in sich, die sich in allem Wechsel dauernder behaupteten. Auch sie blieb nicht gänzlich davon verschont. Es wäre sonst wohl auch kaum zu verstehen, wie die Neue Welt dazu gekommen ist, für sich allein fast ebensoviel Idiome auszubilden wie alle anderen Erdteile zusammen. Zwei Momente sind es besonders gewesen, die auch auf sie ihren umbildenden Einfluß ausgeübt haben: die Vereinsamung und die Mischung. Der Indianer besitzt in einem merkwürdig ausgeprägten Grade den Sinn für Unabhängigkeit. Selbst die Familienbande sind bei den meisten Indianerstämmen lockerer als anderswo, und über die Sippe und die nächste Stammesverwandtschaft hinaus haben es die unzivilisierten Indianer, mit wenigen Ausnahmen, niemals zu einer größeren Einheit gebracht. Es ist dies zum Teil die Folge ihrer Lebensweise: das Nomadisieren, die Ernährung von dem, was die Natur freiwillig bietet, lassen keine größere Ansammlung von Menschen zu und nötigen zum Aufsuchen immer neuer, von anderen Menschen noch nicht besuchter Gegenden. Wenn sich aber so die Völker einer Zunge in kleine Gruppen auflösten, deren jede Generationen lang nur in sich oder mit fremdsprachlichen Stämmen verkehrte, so mußten sich notwendigerweise die Idiome einander entfremden.

Weit bedeutender aber müssen wir den Einfluß veranschlagen, den die Mischung auf die Sprachen der Indianer ausgeübt hat. Sie wird selten eingetreten sein als die Folge eines friedlichen Verkehres. Der Indianer in seinem Naturzustande, der in den Tieren des Waldes fast seinesgleichen erblickte, sah auf der anderen Seite auch wieder in dem fremden Manne nicht viel anderes als ein Wild, und fremd war ihm jeder, der nicht zu seiner nächsten Stammesgenossenschaft gehörte. So erklärt sich jener Krieg aller gegen alle, wie er unter den meisten Indianerstämmen bestand. Ob wir in derselben Auffassung den Grund für die Anthropophagie zu sehen haben, die von einem zum anderen Ende über den ganzen amerikanischen Kontinent hinweg zuzeiten verbreitet gewesen zu sein scheint, läßt sich vielleicht bestreiten. Jedenfalls verfolgte der Indianer seinen menschlichen Feind mit derselben Unbarmherzigkeit, mit der er seinen ärgsten Feinden in der Tierwelt nachstellte, und sein Krieg war, soweit es sich um den männlichen Teil des feindlichen Stammes handelte, ein Vernichtungskampf. Anders dagegen

verhielt er sich gegen die Frauen. In dem ruhelosen Leben des nomadisierenden Indianers fiel ein beträchtlicher Teil der täglichen Mühen und Sorgen dem weiblichen Geschlechte zu, und die treuen Dienste und Hilfeleistungen seiner Frauen wußte der Indianer wohl zu schätzen. Wenn es ihm daher gelang, im Kampfe mit einem feindlichen Stamme dessen Weiber zu erbeuten, so kühlte er nur ausnahmsweise auch an ihnen seinen feindseligen Zorn: weit öfter sah er in ihnen eine willkommene Bereicherung der Arbeitskräfte, die für sein leibliches Wohlbehagen zu sorgen bestimmt waren. Daß diese fremden Frauen, die in dem Stamme aufgenommen wurden, auf diesen auch unter Umständen einen ändernden Einfluß gewinnen mußten, ist klar; besonders natürlich dann, wenn solche Vorgänge sich in größerem Umfange wiederholten. Es wird sich nicht selten ereignet haben, daß ein Stamm, dessen äußere Lebensbedingungen sich günstig gestalteten, rascher zunahm, so daß endlich nicht alle seine Glieder mehr Raum in seiner Mitte fanden. Dann waren es natürlich die jüngsten, im ersten Mannesalter Stehenden, auf die sich der Druck des Unbehagens zuerst geltend machte, und so werden sie hinausgezogen sein. Auf dem Zuge ins Ungewisse sind ihnen gewiß nur wenige oder gar keine Frauen gefolgt; denn deren fleißige Hände konnte man daheim weit weniger entbehren als überzählige Krieger. So waren sie, um sich eine Heimstätte zu gründen, auf den Frauenraub angewiesen. Das nächste Dorf, das sie einen erfolgreichen Überfall erhoffen ließ, wurde dann angegriffen; die Männer wurden, wenn sie nicht entfliehen konnten, niedergemacht, mit den fremden Frauen aber vereinigte sich die Kriegerschar zur Bildung eines neuen Stammes, der naturgemäß in jeder Beziehung die Mischung verschiedener Elemente bekunden mußte. Diese Bildung neuer Völker ist nicht nur logisch durchaus einleuchtend, sondern sie ist durch einzelne geschichtliche Beispiele unter den Völkern Südamerikas nachweisbar belegt.

B. Die Naturvölker Südamerikas.

Das wenige Geschichtliche, was wir mit Hilfe der Linguistik, der Ethnologie und Anthropologie zu ermitteln im stande sind, läßt uns noch immer nur in großen Zügen die Vergangenheit der hauptsächlichsten unter den Völkerstämmen Südamerikas ermitteln. Als der älteste von denen, die uns noch erkennbar sind, gelten die Tapuya. Tapuya ist eigentlich gar kein Name, sondern in der Tupisprache die Bezeichnung für alle Fremden, Feinde. Karl von den Steinen nennt die Gruppe die der Ges-Völker, andere bezeichnen sie nach dem Vorgange anderer unter ihren Nachbarn als die Crens, was die „Alten" bedeutet. Am populärsten sind sie geworden unter dem Namen Botokuden, von dem Lippenpflock (botoque), den aber nicht nur sie, sondern auch die meisten anderen Naturvölker Südamerikas als auszeichnenden Schmuck tragen: selbst die Krieger der Chibchas, die man unbedingt schon zu den Kulturvölkern zählen muß, steckten sich so viele Pflöcke durch die Unterlippe, als sie Feinde im Kampfe getötet hatten. Der Name Tapuya empfiehlt sich deshalb am meisten, weil er in der Geschichte vorzugsweise auf die Ges-Stämme Anwendung gefunden und wenigstens nicht, wie alle die anderen, eigentlich nur einem kleinen Teile der Stämme angehört hat, die man damit bezeichnet. Für das Alter dieser Völker spricht, daß die Nachbarn, welche sie mehr und mehr aus ihren einstigen Sitzen verdrängt haben, sie als die Alten bezeichnen. Den maßgebendsten Beweis für ihren Aufenthalt in den Gebieten Brasiliens seit den urältesten, noch weit vorgeschichtlichen Zeiten bildet der Umstand, daß die paläozoischen Schädel von Lagoa Santa, welche Lund aus den dortigen Höhlen zu Tage gefördert hat, alle die charakteristischen Merkmale aufweisen, welche der Kopfform der Tapuya eigentümlich sind. Daß auch die Sambaquis, die Abfallhügel Brasiliens, von ihnen

herrühren, ist dagegen zweifelhaft, weil die Tapuya zu allen Zeiten, wie noch heute, ein nomadisierendes Jägervolk gewesen zu sein scheinen, doch niemals ein Volk von Schiffern und Fischern; nur ein solches aber, und zwar ein verhältnismäßig seßhaftes, konnte solche Massen von Schal- und Muscheltieren zu seiner Ernährung verbrauchen, daß Hügel wie die Sambaquis entstanden.

Eine geschichtliche Rolle haben die Tapuya nur in passiver Weise gespielt. Einst haben sie wohl das ganze Brasilien allein innegehabt von der Wasserscheide zum Amazonenstrom bis hinunter zum Parana; allein vielleicht schon in vorgeschichtlicher Zeit sind sie von allen Seiten zusammengedrängt worden, so daß sie zur Zeit der spanischen Eroberung wesentlich nur noch das Hügelland des inneren Brasiliens beherrschten. Auch von ihnen sind Stämme mit in die große Völkerwanderung hineingerissen worden, die einige Jahrhunderte vor der Entdeckung sich von Osten her zum Ansturm gegen die höher kultivierten Völker der andinen Gebirgslande rüstete; allein die Semigaes, die bei dieser Gelegenheit bis in das Gebiet der oberen Zuflüsse des Amazonenstromes gelangten, waren der Eigenart ihres Stammes entfremdet worden und hatten sich den sie umgebenden Tupi- und Karibenstämmen so assimiliert, daß nur ihr Name und ihre Sprache noch auf den alten Zusammenhang hinweisen.

Auf der Nordseite des Amazonenstromes hat es früher wohl niemals Völker des Tapuyastammes gegeben. Hier herrschte bis wenige Jahrhunderte vor Kolumbus unumschränkt eines der ausgebreitetsten Völker der Neuen Welt, die Aruak. Auch sie gehören unstreitig zu den ältesten Nationen Amerikas. Wo ihre eigentlichen Ursitze gewesen sein mögen, läßt sich nur annäherungsweise bestimmen. Auch die Aruak repräsentieren den Typus eines binnenländischen Volkes. Obgleich in späteren Zeiten viele ihrer Stämme mit dem Elemente des Wassers als Schiffer und Fischer wohl vertraut gewesen sind, weist ihre primitive Kultur doch unbedingt auf eine binnenländische Heimat hin. Und obwohl sie nachmals in dem ungemessenen Ländergebiete nördlich vom Amazonenstrom von den Anden bis an die Gestade des Meeres die unbestrittenen Herren gewesen sind, so können doch ihre Ursitze nicht in den tropisch-üppigen Tieflanden der großen Stromsysteme Südamerikas gelegen haben, vielmehr lassen die bei all ihren weitverzweigten Tochterstämmen als gemeinsame ursprüngliche Kulturbestandteile nachweisbaren Eigentümlichkeiten auf eine Heimat schließen, die über dem Gebiete der periodischen Überschwemmungen und doch noch in tropischen Zonen gelegen war. Da wir sie nun, von der Halbinsel Goajira im Norden beginnend, bis an die Grenzen von Chile auf den östlichen Vorlanden der Kordilleren und in besonderer Dichtigkeit in dem östlichen Bolivia antreffen, so wird man wohl hier die Urheimat aller dieser Völker zu suchen haben.

Die Völker der Aruak-Gruppe, zu denen auch die von Karl von den Steinen als Nu-Stämme bezeichneten gerechnet werden müssen, nahmen eine bei weitem höhere Kulturstellung ein als die Tapuya; und wenn ihnen auch nachmals Tupi und Kariben in vollem Maße ebenbürtig geworden sind, so war doch die Kultur der Aruak weit früher begründet als die der genannten Völkergruppen. Vielfach läßt sich nachweisen, daß die Aruak die Lehrmeister ihrer jüngeren Besieger gewesen sind. Wann die Aruak-Gruppe begonnen haben mag, von dem Hügellande des östlichen Bolivia aus sich nach Nordost, Ost und Südost zu verbreiten, und ob sie bei ihrem Vordringen die Flußgebiete des Orinoko und des Amazonas und ihrer Zuflüsse noch unbevölkert oder von anderen Rassen bewohnt fand, läßt sich auch nicht annähernd feststellen. Das erstere ist nicht unwahrscheinlich, weil Aruakvölkerschaften über weite Strecken des nördlichen Südamerika eine einheitliche Unterlage gebildet haben, die überall dort wieder durchbricht, wo die später eingedrungenen Eroberer den Raum nicht vollkommen ausfüllten. Nach

ihrer bedeutenden Ausdehnung aber zu schließen und nach den starken Abweichungen in der Sprache ihrer verschiedenen Haupt- und Nebenzweige hat die Völkergruppe nicht nur Jahrhunderte, sondern Jahrtausende zu ihren Wanderungen gebraucht.

Trotzdem waren die Aruak kein rohes Naturvolk, als dieser Prozeß begann, sondern schon das Urvolk kannte einen nicht einmal mehr ganz primitiv zu nennenden Landbau. Die ackerbauenden Indianer Südamerikas nähren sich in weiten Gebieten, mehr noch als von dem über ganz Amerika verbreiteten Mais, von der knolligen Wurzel einer Euphorbiaceenart: der Mandioka (Manihot *Plum.*) oder Kassawa. In rohem Zustande sind diese Wurzeln wegen ihres Gehaltes an Blausäure unbedingt giftig, während sie sonst Nährstoffe in reichem Maß enthalten. In alten Zeiten nun hat irgend ein unbekannter Indianerstamm die Entdeckung gemacht, daß man die Mandioka ihrer giftigen Eigenschaften beraubt, wenn man den Saft der Wurzel auspreßt und diese selbst in geeigneter Weise behandelt; eine Entdeckung von ganz außerordentlicher Tragweite, wenn man bedenkt, daß die Mandioka nachmals für Hunderttausende von Indianern das fast ausschließliche Lebensmittel bildete. Da der Mandiokastrauch nicht in den tropischen, den Überschwemmungen ausgesetzten Tieflanden gedeiht, so können weder die Tupi noch die Kariben, die beide wohl ursprünglich reine Ichthyophagen gewesen sind, und noch weniger die Tapuya, die überhaupt keinen Ackerbau kannten, die Erfinder dieses Prozesses gewesen sein. Daraus folgt natürlich noch nicht, daß dies Verdienst den Aruak zukommt, deren wahrscheinliche Ursitze allerdings den für die Mandioka nötigen, besonderen klimatischen Verhältnissen entsprechen; es wäre denkbar, daß auch sie erst von einem noch höher kultivierten Volke in der Kunst der Mandiokabereitung unterrichtet worden sind. Sicher aber geschah dies schon in der Urheimat des Stammes, der mit seiner allmählichen Verbreitung auch den Anbau der Mandioka weiter trug, so daß schließlich auch die Indianer anderer Abstammung die Kunst von ihnen lernten.

Eine weitere auszeichnende Eigenschaft der Aruakvölker ist ihre Fertigkeit im Formen von Thongefäßen. Diese ist noch gegenwärtig in einem solchen Grade für sie charakteristisch, daß Karl von den Steinen unter den Völkern Zentralbrasiliens die aruakischer Abstammung unter dem Namen der Töpferstämme zusammenfaßt. Es ist gewiß kein Zufall, daß, je mehr man von der Ostküste des Kontinentes gegen das Gebirge hin vordringt, sich die Art der Töpferarbeiten mehr und mehr verbessert und verfeinert. Alle die Völker, welche die Ostabhänge der Kordilleren bewohnen, sind in der Bearbeitung des Thones verhältnismäßig weit vorgeschritten gewesen, und die Erzeugnisse ihrer Industrie unterscheiden sich durch Mannigfaltigkeit der Formen und Zwecke sowie durch Zierlichkeit der Ausschmückung, die vom einfachen Linienornament bis zur plastischen Nachbildung lebender Wesen aufsteigt, vorteilhaft von den Naturvölkern des Tieflandes. Dieser Unterschied ist allerdings nicht auf die Aruakvölker beschränkt. Auch südlich von ihnen, unter den Völkern des Gran Chaco, die man bis jetzt noch als anderen Urstämmen zugehörig betrachtet, findet sich dieselbe Erscheinung, und die Töpferwaren, welche aus den Ruinen der altindianischen Niederlassungen in Catamarca ausgegraben worden sind, wetteifern mit den Produkten mancher Kulturvölker. Daß wir es in diesem Falle bei den Aruak sicher nicht mit einer selbständigen Entwickelung zu thun haben, sondern daß hier eine Einwirkung vorliegt, die von den uralten Kulturvölkern des peruanischen Hochlandes auf ihre östlichen Nachbarn ausgeübt worden ist, dürfen wir kaum bezweifeln. Aber auch diese muß einer außerordentlich frühen Zeit angehören; denn selbst die Aruakvölker, die sich niemals zu einer höheren Lebensführung aufgeschwungen haben und noch jetzt, von der alten Stammesheimat

Hunderte von Meilen weggetrieben, im Zustande der fast unberührten Naturvölker leben, sind für ihre Nachbarn die Versorger und die Lehrmeister auf dem Gebiete der Töpferei.

Einen ganz besonderen Anspruch auf die Zubilligung einer verhältnismäßig höheren Kultur haben die Aruakvölker sich dadurch erworben, daß in ihrer Mitte die Anthropophagie schon längst beseitigt war, während sie rings um sie herum, selbst bei Völkern einer unzweifelhaft höheren Gesittung, wenigstens als religiöser Brauch noch fortbestand (vgl. unten, S. 191 f.). Es ist auffallend, daß die große Masse der Aruakvölker, deren Stämme zum Teil viele Generationen lang in engster Berührung mit Stämmen anderer Abstammung gelebt haben, bei denen die erschlagenen Feinde oder die Kriegsgefangenen regelmäßig verspeist wurden, trotzdem niemals in diese barbarische Sitte zurückverfallen sind.

Auch dieser Kulturfortschritt muß der Periode angehören, die den Wanderungen der Aruakvölker vorausging, weil er allen Stämmen gemeinsam ist. Wenn man nun bedenkt, daß dieses alte Stammvolk bereits mit dem Ackerbau vertraut, in der Bereitung von Thongefäßen erfahren, der Anthropophagie abgeneigt war, so könnte man fast in die Versuchung kommen, die Urväter der Aruak unter den Kulturnationen zu suchen, die schon lange Jahrhunderte vor der Begründung des Inkareiches die Hochthäler der Kordilleren bevölkerten. Allein dem dürfte doch ein gewichtiger Umstand entgegenstehen. Da die Aruak, wie sie uns in der Geschichte entgegentreten, nirgends eine wesentlich höhere Kultur entwickelt haben, als wie wir sie für den Urstamm wahrscheinlich gemacht haben, so müßte dieser am Endpunkte seines Fortschrittes angelangt sein, das heißt also den Höhepunkt überschritten haben, ehe noch die Ausbreitung der Nation über den ganzen Norden des südamerikanischen Kontinentes begonnen hat. Darin liegt ein Widerspruch. Eine Nation, deren aufsteigende Entwickelung vorüber ist, kann niemals mehr aus sich selbst eine Expansivkraft erzeugen, wie sie sich in der Ausbreitung des Aruakstammes zu erkennen gibt, und alles, was wir von der Geschichte indianischer Wanderungen kennen, zeigt uns, daß sie nur von verhältnismäßig jungen, aufstrebenden Völkern ausgegangen sind. Wir werden uns deshalb den geschichtlichen Vorgang so zu erklären haben, daß die Aruak in einer Periode, wo ihr noch in den Hochebenen Bolivias wohnender Urstamm einen kraftvollen Aufschwung zu nehmen begann, durch kulturelle Einflüsse der höher zivilisierten Völker im Westen aus dem reinen Naturzustand herausgehoben und in einer Weise gefördert worden sind, die indirekt wieder dazu diente, die emporstrebende Kraft des Volkes zu verstärken. Für diese Fülle der Kräfte bot die alte Heimat keinen Raum, und so begann die Auswanderung. Ob sich diese gleichzeitig in südlicher und in nördlicher Richtung bewegt hat, ist nicht zu ermitteln. Auch im Süden der Ursitze der Aruak begegnen wir, wie nicht minder weit im Osten, versprengten Völkerschaften dieser Familie. Allein sie bieten uns keinen Anhalt, Zeit und Richtung ihrer Wanderungen zu erraten. Dagegen können wir den nördlichen Strom auf lange Zeit und ziemlich deutlich verfolgen. Da die Aruak schon in ihrer Heimat begonnen hatten, den Boden zu bebauen, so werden ihre Wanderungen einesteils viel langsamer vorgeschritten sein als die von Völkern, die noch gar keine künstliche Beschaffung der Nahrungsmittel kannten; andernteils werden sie sich zunächst gewiß in einer Richtung bewegt haben, die sie nicht nötigte, sich anderen Lebensgewohnheiten anzubequemen. Dies war nur möglich, wenn sie den Vorbergen der Kordilleren nach Norden folgten. Wir finden sie im 16. Jahrhundert in den Gebirgen zwischen Santa Marta und Venezuela und heute noch in der Halbinsel Goajira, ihrer nördlichsten Fortsetzung. Auch die Carios in der Umgebung von Coro trieben zur Zeit der Entdeckung auf venezolanischem Boden einigen Ackerbau und lebten in ständigen Flecken. Am

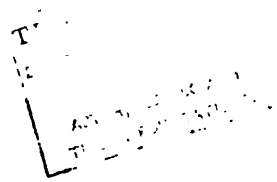
Cabo de la Vela gebot die Natur ihrem nördlichen Vordringen Halt; ihre Wanderung setzte sich aber in östlicher Richtung fort und erreichte, noch immer Jahrhunderte vor der Entdeckung Amerikas, die Orinokomündung.

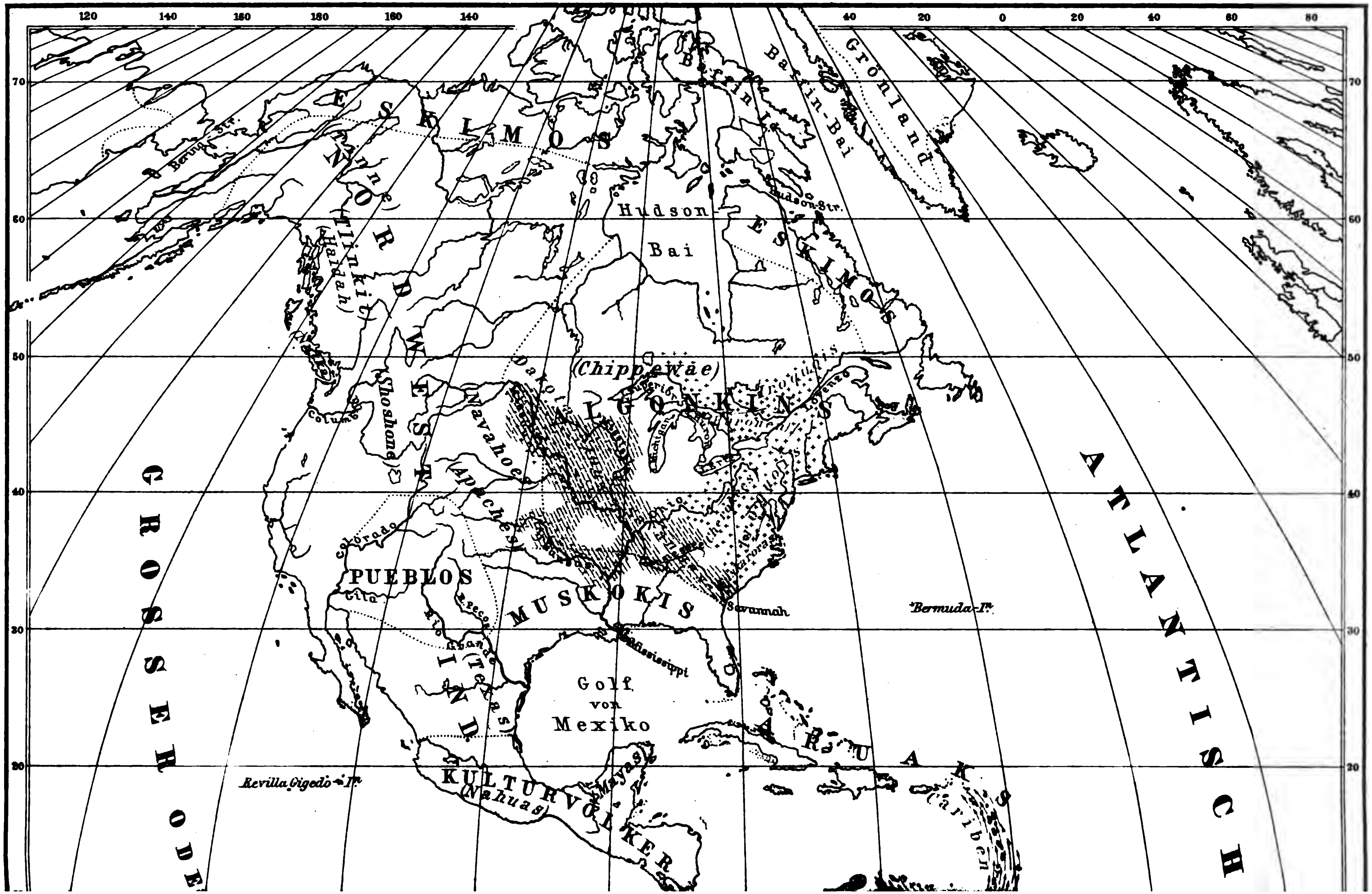
Unterdes hatte sich eine Umwandlung in einem Teile des Stammes vollzogen: Aruak-Völkerschaften hatten sich mit dem Elemente des Wassers vertraut gemacht und waren Schiffer und Fischer geworden. Ob diese Wandlung unter den Küstenstämmen ihren Anfang nahm oder unter denen, die aus der alten Heimat in die Überschwemmungsgebiete der oberen Zuflüsse des Orinoko vorgedrungen waren, ist zweifelhaft; das letztere erscheint als das wahrscheinlichere, weil das Meer den Anfängen der Schifferkunst zu große Schwierigkeiten entgegenstellt. Auch finden sich Aruakstämme mehrfach im Flußgebiete des Orinoko verstreut. Jedenfalls muß dem Volke noch immer eine beträchtliche Ausdehnungskraft zur Verfügung gestanden haben; denn auch die Erreichung des Ozeans an der Ostküste setzte ihren Wanderungen kein Ziel. Die Aruak-Schiffer wagten sich von der Orinokomündung hinaus auf das offene Meer und gaben nach und nach der ganzen Inselwelt des Antillenmeeres ihre vermutlich erste Bevölkerung. Nicht viel fehlte, so hätten sie den nordamerikanischen Kontinent von den Inseln aus erreicht und die, wie es scheint, niemals bewerkstelligte Verbindung zwischen der Nord- und Südhälfte des Weltteiles hergestellt. Unterdes folgten ihre Stammesbrüder auf dem Festlande der Meeresküste auch in ihrer neuen Richtungsveränderung. Durch Guayana wendeten sie sich wieder dem Süden zu, und selbst der Amazonenstrom ward ihnen nicht zum unüberwindlichen Hindernis. Mit den sicheren Merkmalen einer Einwanderung von Norden her finden sich Aruak noch bis hinauf zur Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Amazonas und des Paraguay.

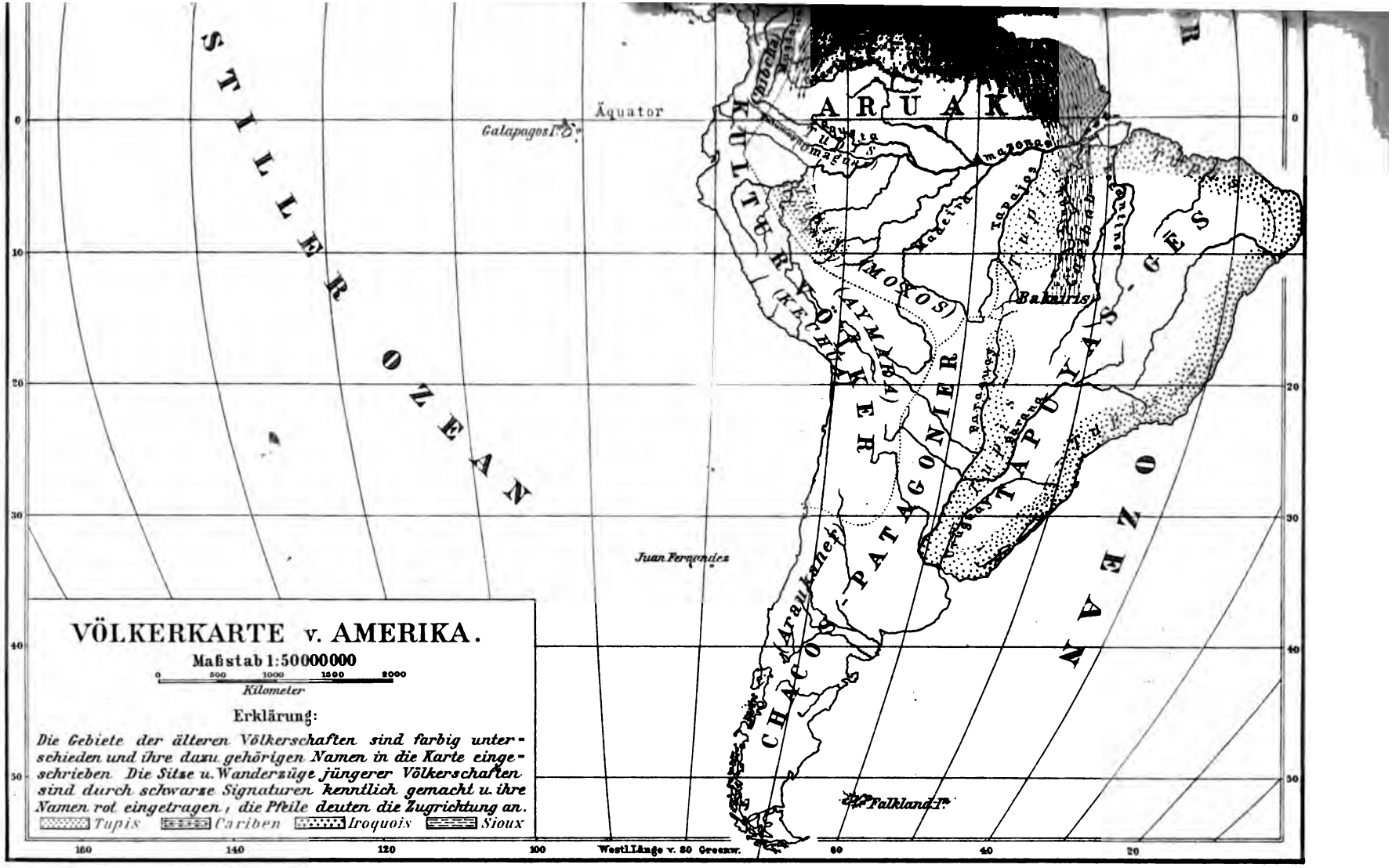
Die Wanderungen der Aruak sind erst dann zum Stillstande gekommen, als ihnen andere Völker mit einem gleichen Drange nach räumlicher Ausbreitung entgegentraten. Dies geschah vielleicht schon verhältnismäßig früh, indem ihre südöstlich vordringenden Stämme auf die Tupivölker stießen. Erst einer jüngeren Periode gehört dann ihr Zusammentreffen mit den Kariben an; diesen ist in jahrhundertelangem Kampfe schließlich der größte Teil der nördlichen Aruak zum Opfer gefallen.

Obwohl die Tupi seit der ersten Entdeckung Brasiliens bis auf die Gegenwart in ununterbrochenem Verkehre mit den Weißen gestanden haben, steht die methodische Untersuchung dieses Volksstammes gegen andere erheblich zurück. Es ist dies in den Geschicken begründet, welche diesem Volke nach der Besitzergreifung des Landes durch die Europäer beschieden waren. Frühzeitig haben die Missionare aus einem Dialekte der Tupisprache die sogenannte lingua geral herausgebildet, in der eine Reihe von Grammatiken, Übersetzungen ꝛc. abgefaßt worden sind. Eben dadurch aber ist die Erforschung der wilden Tupisprachen, wenn man sie so im Gegensatze zu der unter europäischem Einfluß gezüchteten lingua geral bezeichnen darf, ungebührlich vernachlässigt und uns damit eins der besten Hilfsmittel zur Ergründung der alten Geschichte des Tupistammes vorenthalten worden. Derselbe Umstand: die lange Vertrautheit mit dem Stamme, hat auch die ethnologischen Forschungsreisenden abgehalten, sich eingehender mit den Tupi zu beschäftigen, deren Eigenarten mittlerweile mehr und mehr dem Einflusse der Kultur erlegen sind. So sind wir bei dem bekanntesten Stamme der südamerikanischen Indianer für die ethnographische und geschichtliche Forschung auf unzulängliches Material angewiesen.

Auch den Tupi hat man die Hochländer des Inneren als Urheimat zusprechen wollen; allein auf Grund von ganz unzuverlässigen Angaben und im Widerspruche mit dem, was uns die Eigenart des Stammes in historischen Zeiten verrät. Vermutlich sind die Stammsitze der




ESKIMOS
NORDWEST
(Tinne)
(Tlinkit)
(Haidah)
(Shoshone)
Navahoes
Apaches
Dakota
(Chippewäe)
ALGONKINS
PUEBLOS
MUSKOKIS
IND.
(Texas)
KULTURVÖLKER
(Nahuas)
Mayas
ARUAKS
(Cariben)
Hudson
Bai
Baffin-Bai
Hudson-Str.
Grönland
Bering-Str.
Golf
von
Mexiko
Colorado
Gila
Mississippi
Savannah
Bermuda-I.
Revilla Gigedo-I.
ATLANTISCH
GROSSER ODE



VÖLKERKARTE v. AMERIKA.

Maßstab 1:50000000

0 500 1000 1500 2000 Kilometer

Erklärung:

Die Gebiete der älteren Völkerschaften sind farbig unterschieden und ihre dazu gehörigen Namen in die Karte eingeschrieben. Die Sitze u. Wanderzüge jüngerer Völkerschaften sind durch schwarze Signaturen kenntlich gemacht u. ihre Namen rot eingetragen, die Pfeile deuten die Zugrichtung an.

Tupis Caribes Iroquois Sioux

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Tupivölker nicht allzuweit von der Stelle entfernt zu suchen, wo ihnen die Europäer zuerst begegnet sind, obwohl sich ihre Ausbreitung und ihre Wanderungen zu jener Zeit schon seit Jahrhunderten in verschiedenen Richtungen geltend gemacht hatten. Ihre Urheimat lag jedenfalls im Gebiete der nördlichen Zuflüsse des La-Plata-Stromes, aber kaum jenseits der Wasserscheide, von der die Flüsse nach Norden zum Amazonas wandern. Im Gegensatze zu den Aruak sind die Tupi ein ausgesprochenes Wasservolk. Obwohl auch die meisten ihrer Stämme, doch nicht alle, in beschränktem Umfange den Boden bestellten, so lebten sie doch noch im 16. Jahrhundert fast ausschließlich vom Ertrage des Fischfangs und der Jagd. Auf dem Paraguay und seinen Nebenflüssen wie nicht minder auf den Strömen der Gebiete, die ihre wandernden Horden weiterhin in Besitz genommen haben, schwärmten ihre Kanoes im Frieden und im Kriege kühn umher. Frühzeitig haben sie die wenigen Inseln, die in unbedeutendem Abstande den Küsten vorgelagert sind, bevölkert; auch auf dem Meere selbst sind sie offenbar zu Hause gewesen, soweit ihnen ihre kleinen Fahrzeuge dies gestatteten. Auch solche Tupistämme, die auf ihren Wanderungen weit in das Binnenland hinein verschlagen wurden, sind immer noch Schiffer und Fischer geblieben.

Eine Völkerkarte Südamerikas ergibt ohne weiteres die Richtung, in welcher sich die Ausbreitung des Tupistammes vollzogen hat (s. die beigeheftete „Völkerkarte von Amerika"). Er folgte zunächst den Zuflüssen des La-Plata in südlicher Richtung bis zum Ozean, und zwar in beschränkten Verhältnissen, solange er noch kein besonders starkes Ausbreitungsbedürfnis besaß. Dagegen scheint die Wanderung der Tupi entlang der Küste des Atlantischen Ozeans in nördlicher Richtung verhältnismäßig weit schneller vor sich gegangen zu sein. Sie haben bis zur Mündung des Amazonenstromes hinauf niemals eine breitere Fläche Landes in Besitz genommen, sondern sich damit begnügt, die alten Tapuyavölker aus einem schmalen Streifen des Küstenlandes zu verdrängen, auf dem sie sich, den Blick immer dem nassen Elemente zugewendet, niedergelassen haben. Daß ihr Gebiet noch zur Zeit der Eroberung einen im Verhältnis zu seiner Länge zwar äußerst schmalen, aber doch noch an keiner Stelle durch den Rückstoß der verdrängten feindlichen Nationen durchbrochenen Streifen bildete, spricht für eine schnelle und nicht in allzuweit vergangenen Zeiten erfolgte Besitzergreifung.

Die Wanderungen der Tupi müssen einen wesentlich anderen Charakter gehabt haben als die der Aruak. Vollzogen sich die letzteren offenbar langsam und ohne ernste Kämpfe (wir finden im Gebiete der Aruak kaum jemals deutliche Spuren einer fremden, nicht durch Assimilierung in ihnen aufgegangenen Bevölkerung), so tragen die Wanderungen der Tupi durchaus das Gepräge eines gewaltsamen Vorganges. Schon der Name Tapuya, die Fremden, die Feinde, den sie allen Völkern beilegten, mit denen sie in Berührung kamen, ist ein geschichtliches Zeugnis in diesem Sinne. Im Verkehr mit den Europäern haben sich die Tupi keineswegs als eine besonders wilde und grausame Nation gezeigt; sie sind die gutmütigen Freunde der ersten Ansiedler und nachmals ein gefügiges Material in den Händen der Jesuitenmissionare gewesen. Allein gegenüber ihren indianischen Nachbarn scheinen überwiegend sie die Angreifenden, die Feindlichen gewesen zu sein, und mit stolzem Selbstbewußtsein nannten sich die südlichen Tupi „die Krieger", Guarani.

Auch dürfen wir nicht vergessen, daß die Tupistämme mit wenigen, durch besondere Umstände zu erklärenden Ausnahmen der Menschenfresserei ergeben waren. Es war allerdings nicht mehr die rohe Befriedigung des Hungers, was sie zu Menschenfressern machte, aber auch noch nicht die geheiligte Zeremonie einer religiösen Auffassung, wie wir dies bei

einigen Kulturvölkern Altamerikas antreffen. Der Guarani verzehrte zur Feier des Sieges über seine Feinde die im Kampfe gemachten Gefangenen. Die dabei beobachtete Stammessitte ist fast ein Erkennungsmerkmal für die Tupistämme. Die Gefangenen wurden nämlich nicht etwa unmittelbar nach der Heimkehr vom Kriegspfade getötet, sondern wurden zunächst längere Zeit in einer keineswegs harten Gefangenschaft gehalten, die sich, je näher die Zeit ihres Endes herannahte, desto mehr erleichterte, um mit einem wahrhaften Wohlleben zu endigen, währenddessen der Gefangene nicht nur reichlich mit ausgesuchter Speise und Trank gepflegt, sondern sogar mit den Töchtern des Stammes vermählt wurde. Unterdessen wurden, ohne daß er es ahnte, die Vorbereitungen zu dem Feste getroffen, das durch seinen Tod gekrönt werden sollte. Mitten in zeremoniellen Tänzen seiner Feinde traf ihn der tödliche Streich; unmittelbar folgte diesem die bestimmt vorgeschriebene Zerlegung des Leichnams, dessen einzelne Glieder den Stammesgenossen zugeteilt wurden. Auch die Weiber und selbst die Kranken, die dem Feste beizuwohnen verhindert waren, erhielten ihren Anteil. In dieser Form der Menschenfresserei berühren sich unverkennbar Momente verschiedener Kulturstufen. Sie enthält noch Reminiszenzen an die Zeit, wo das Fleisch des erlegten Feindes gleich dem des erbeuteten Wildes zur Befriedigung des Hungers diente. Überwiegend aber schon ist sie der Ausdruck des stolzen Triumphes über den besiegten Feind; denn es wird ausdrücklich bezeugt, daß das Fest den Charakter einer Siegesjubelfeier an sich trug. Endlich aber beginnen sich auch schon zeremonielle Einflüsse in einem solchen Umfange geltend zu machen, daß der Übergang von der Menschenfresserei der Tupi zu dem Menschenopfer der Azteken nicht mehr fern erscheint.

Da die Anthropophagie in dieser oder einer ähnlichen Form ein gemeinsamer Zug fast aller Tupistämme ist, werden wir ihren Ursprung in die ursprüngliche Stammesheimat zurückzuversetzen haben. Dies ist ein Moment mehr gegen eine Abstammung der Tupi aus dem bolivianischen Hochlande. Gerade die Tupistämme, die diesem am nächsten wohnen und demnach die archaistischsten Formen haben müßten, sind die einzigen, welche die Menschenfresserei gänzlich beseitigt und überhaupt von allen Gliedern des Stammes den höchsten Kulturgrad erreicht haben: das sind die Omaguavölker zwischen dem Putumayo und Caquetá und die Cocama am Zusammenfluß des Marañon und Ucayali. Wie diese Völker des Tupistammes so weit von ihren Stammesgenossen versprengt werden konnten, ist keineswegs schwer zu erklären. An der großen Wasserstraße des Amazonenstromes machten, von Norden kommend, die Aruak ungefähr um dieselbe Zeit Halt, als die Tupi von Süden dessen anderes Ufer erreichten. Zu den Schwierigkeiten, welche die Natur einem weiteren Vordringen entgegensetzte, kam also hier noch die Feindseligkeit neuer, kraftvoll auftretender Stämme. Diese ist wohl mehr noch als das für ein mit der Führung des Bootes vertrautes Volk unbeträchtliche Hindernis des in zahllose, träge fließende Wasserarme aufgelösten Stromes das entscheidende Moment dafür gewesen, daß die Hauptmasse der Aruak ebensowenig auf das südliche Ufer wie die der Tupi auf das nördliche vorzudringen vermochte. Daß es von beiden Seiten an Versuchen nicht gefehlt haben wird, dafür sprechen die versprengten kleinen Völkerschaften beider Nationalitäten, die auf dem feindlichen Ufer angetroffen werden. Im ganzen aber ist die Scheidung plötzlich und scharf. Für die Aruak bedeutete sie das Ziel ihrer Vorwärtsbewegung. Sie scheinen noch die Kraft besessen zu haben, den Tupi einen unüberwindlichen Widerstand entgegenzusetzen, aber nicht die, in einer neuen Richtung das Vordringen fortzusetzen.

Dies geschah aber von seiten der Tupi. Deren Traditionen weisen darauf hin, daß sie dem Amazonas und seinen Nebenflüssen aufwärts gefolgt sind; und daß den Indianern eine

Bergfahrt auf dem Amazonas nichts Unerschwingliches erschien, das haben sie noch im Jahre 1641 bewiesen, als sie den Portugiesen bei ihrem ersten gleichartigen Unternehmen als Führer dienten. Die enorme Ausdehnung, welche das Stromgebiet des Amazonas umfaßt, läßt es uns nicht mehr möglich erscheinen, der Tupiwanderung aufwärts in diesem Flußgebiete zu folgen; wahrscheinlich sind aber auch die Stämme des Schingu und Tapajoz nicht von der Wasserscheide gegen den Paraguay herab-, sondern aus dem Amazonenstrome die Nebenflüsse heraufgekommen. Denn im Gegensatze zu den Aruak und Tapuya finden sich Spuren von Tupistämmen nur da, wo die hinreichende Entwickelung der Gewässer ihnen Gelegenheit bot, ihrer Stammeseigenart treu zu bleiben. Zahlreiche Horden von Tupi mögen in dem Flußnetze des Amazonas zersplittert und aufgerieben worden sein; und man kann nicht mehr ermitteln, welchem Umstand es zuzuschreiben ist, daß die Stammväter der Omagua und Cocama es ermöglichten, die zentrale Masse der Nu-Aruak-Stämme zu durchbrechen und bis fast an den Fuß der Kordilleren vorzudringen. Vielleicht führte sie das Gerücht von einer reichen kultivierten Landschaft den Amazonas und seine Nebenflüsse hinauf, wie später die Sage von den Omagua und von dem stets entschwindenden Dorado (vgl. unten, S. 294) die Spanier denselben Weg herabgeführt hat. Nach den Überlieferungen der spanischen Chronisten wäre selbst bei den Indianern der Kulturstaaten die Erinnerung an einen Vorstoß der feindseligen Bevölkerung der Tieflande nicht ganz verschwunden gewesen. Zwischen der Einwanderung der Omagua in ihre späteren Wohnsitze und der Entdeckung Amerikas muß jedenfalls eine beträchtliche Spanne Zeit gelegen haben. Denn die Omagua haben sich nicht nur unter dem Einfluß höher kultivierter Völker bedeutend über den durchschnittlichen Kulturgrad der Tupivölker erhoben, so daß sie der Anthropophagie entsagten, den Boden bestellten und feste Wohnplätze einnahmen, ja ausgedehnte Flecken begründeten; sondern die Kunde von allen diesen Errungenschaften hatte auch noch Zeit gefunden, sich weit unter ihren minder zivilisierten Nachbarn auszubreiten, die den Spaniern den Namen der Omagua als eines Volkes von fabelhaftem Reichtum und außerordentlicher Macht zutrugen.

Der jüngste unter den Völkerstämmen Südamerikas ist der der Kariben. Zum Teil ist es, neben glücklichen Zufällen auf dem Gebiete der ethnographischen Forschung, diesem Umstande zuzuschreiben, daß wir seine Geschichte etwas besser kennen als die der anderen Völkergruppen. Die ursprünglichen Wohnsitze des Karibenstammes haben wahrscheinlich der Urheimat der Tupivölker nahe gelegen. Wie diese die oberen Zuflüsse des Paraguay, so bevölkerten die Kariben das obere Flußgebiet des Tapajoz und der mit ihm in gleicher Richtung dem unteren Amazonenstrome zufließenden Gewässer. Der Kulturgrad, welchen die Kariben hier erreicht haben, muß als außerordentlich niedrig bezeichnet werden: ihre Sprache vermochte nicht weiter als drei, eigentlich sogar nur bis zwei, zu zählen; und dieser Armut an Vorstellungen entsprechend müssen wir uns ihre übrigen Lebensverhältnisse vorstellen. Zwischen ihnen und den Tupi haben wohl schon an dieser Stelle Wechselwirkungen stattgefunden, die nachhaltigen Einfluß auf beide Völkerstämme gehabt haben mögen. Ihre Entwickelung ist in so hohem Grade einander ähnlich gewesen, daß einer der ersten Forscher auf diesem Gebiete, Karl Friedrich Philipp v. Martius, die Tupi und die Kariben geradezu als Bruderstämme und als Abkömmlinge eines gemeinsamen Urvolkes angesehen hat. Gegenwärtig neigt man allerdings mehr zu der Ansicht, eine Herkunft von verschiedenen Urstämmen, aber frühe und zahlreiche Wechselbeziehungen zwischen Tupi und Kariben anzunehmen.

Die Kariben waren ebenfalls hauptsächlich ein Fischervolk; und ihre Beziehungen zum Wasser und zu seiner Tierwelt sind die, die schon am frühesten eine höhere Ausbildung

erreichten. Wie die Tupi folgten auch sie, je mehr die alte Heimat ihnen zu eng wurde, den Flüssen ihres Heimatgebietes stromab, so daß sie nach und nach in den Amazonenstrom selbst und mit diesem in das offene Meer hinausgelangten. Die Spuren ihrer Wanderung in dieser Richtung sind stark verwischt, und es ist nicht unmöglich, daß ihr Eindringen in die Mündung des Amazonas dem Erscheinen der Tupi vorausgegangen sei. Dann aber sind es wahrscheinlich auch die Kariben und nicht die Tupi gewesen, welche dem Vordringen der Aruakvölker zuerst ein Ziel setzten; hat doch auch die Feindschaft zwischen den Kariben und den Aruak weit ausgebreitete Spuren hinterlassen, während zwischen letzteren und den Tupi nur an verhältnismäßig wenigen Punkten Berührungen stattgefunden haben.

Was den Anstoß zu den Wanderungen der Kariben gegeben haben mag, ist ebensowenig klar wie die Veranlassungen all der anderen großen Völkerbewegungen des amerikanischen Kontinentes; dagegen sind wir über die Art ihrer Züge dadurch genauer unterrichtet, daß diese bei der Generation von Eingebornen, welche die Spanier bei der Entdeckung Amerikas antrafen, noch in frischer Erinnerung lebten. Von allen Indianerstämmen waren die Kariben bei weitem die gefürchtetsten. Selbst den Europäern haben diese unerschrockenen Söhne der Wildnis einen hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt, und zwar so, daß sie aus den blutigen Kämpfen mit den ersten Entdeckerscharen nicht selten als Sieger hervorgingen, freilich nur, um dann den nachhaltiger und mit größeren Mitteln unternommenen Eroberungszügen zu erliegen. Die Kriegführung der Kariben war nicht nur gegen die Europäer, sondern auch vor deren Erscheinen gegen die indianische Bevölkerung sehr grausam. Zu welchen Zeiten sich die Umwandlung aus einem verhältnismäßig harmlosen Fischervolke, wie es Karl von den Steinen noch vor kurzem in der Urheimat des Stammes am oberen Schingu angetroffen hat, in die Nation der kühnen und wilden, weit ringsum gefürchteten Wasserpiraten vollzogen haben mag, wie uns die Kariben im 15. Jahrhundert entgegentreten, bleibt natürlich unenträtselbar. Die Thatsache aber, daß die Kariben ihre Sprache fast über das ganze Gebiet nördlich des Amazonenstromes bis einschließlich eines großen Teiles der Antilleninseln zur Herrschaft gebracht haben, und zwar, soweit dies die Tradition erschließen läßt: ausschließlich auf gewaltsamem Wege. spricht für eine ganz außerordentliche Kraft des Stammes.

Als die Kariben ihre Wanderungen begannen, standen sie noch auf der Stufe, daß ihnen das Fleisch der erschlagenen Gegner eine willkommene Speise war, und über diesen ziemlich rohen Standpunkt der Anthropophagie haben sie sich anscheinend nie erhoben. Das Verspeisen ihrer Feinde war eine so charakteristische Eigenschaft der Kariben, daß ihr Volksname bei den Spaniern identisch wurde mit der Bezeichnung für Menschenfresser und in der Verstümmelung zu „Kannibale" noch heute Gemeingut aller zivilisierten Völker in dieser Bedeutung geworden ist. Der geschichtlichen Forschung ist dieser Umstand geradezu verhängnisvoll geworden, da ja auch Völker anderer Abstammung an der Sitte der Anthropophagie festhielten; den Entdeckern des 16. Jahrhunderts aber genügte es meistens, zu erfahren, daß ein Stamm der Menschenfresserei huldigte, um ihn ohne weiteres den Kariben zuzuzählen. Erst späterer, oft allerneuester Forschung ist es dann gelungen, die Verwirrung wieder zu lösen. In der Anthropophagie der Kariben lassen sich auch nicht, wie in der der Tupi, die Anfänge zu einer verfeinerten Auffassung nachweisen. Zwar wird sie wohl auch nur noch selten der Hunger selbst dazu getrieben haben: sie wußten als Fischer und Jäger einer reich spendenden Natur ihren Lebensunterhalt abzugewinnen; auch haben wohl ihre Frauen, sobald ihre Ausbreitung über das Aruakgebiet begann, wenn auch in beschränkterer Weise, den von diesen Stämmen betriebenen Ackerbau fortgesetzt.

Jedenfalls war es aber hauptsächlich der Ausdruck des kriegerischen Triumphes, der ihrer Menschenfresserei zur Erklärung dienen kann, und ihre Kriege gegen alle feindlichen Stämme waren Vernichtungskämpfe, in denen keine Gefangenen gemacht, sondern alle erwachsenen Männer umgebracht wurden. Die friedlichen, schüchternen Aruak mögen ihnen keine gefährlichen Gegner gewesen sein; begegneten sie doch auch den Europäern bei deren erstem Erscheinen nur mit ehrfurchtsvoller Scheu, die sich auch dann nur zu furchtsamer Flucht aufraffte, nachdem sie durch jahrelanges Leiden kennen gelernt hatten, welche bittere Erfahrungen ihnen im Verkehr mit den weißen Männern bevorstanden. So mag es oft schon schwachen Abteilungen karibischer Krieger gelungen sein, weit zahlreichere Scharen der Gegner zu überwältigen.

Wenn der Karibe aber auf seinen Kriegszügen in grausamer Wildheit gegen den männlichen Teil der feindlichen Stämme wütete, so schonte doch auch er die Frauen. Bei ihren unruhigen, oft auf beträchtliche Entfernungen, nur im engen Kanoe unternommenen Kriegszügen konnten den Krieger Frauen nicht begleiten; sie wären ihm hier noch in weit höherem Maße hinderlich gewesen als bei Kriegszügen auf dem festen Lande. Da aber wenigstens die weiteren Züge nicht ausschließlich zum Zwecke des Raubens und Plünderns unternommen wurden (obwohl vielfach die Kriegszüge der Kariben sich bestimmt von Wanderzügen unterscheiden lassen), sondern dem Begründen neuer Ansiedelungen dienen sollten, so hat wahrscheinlich eine ausgedehnte Mischung der Kariben mit ethnischen Elementen anderer Abstammung stattgefunden. Und nur dem Umstande, daß sich die karibischen Eroberungszüge fast ausschließlich auf einem von Aruakvölkern bewohnten Gebiete bewegten, ist es zuzuschreiben, daß die Vermischung nicht noch vielgestaltiger geworden ist.

Die zeitlichen Grenzen der karibischen Wanderungen sind immerhin einigermaßen näher zu erschließen als die irgend eines anderen gleichartigen Vorganges. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß das Vordringen der Kariben an die Amazonasmündung zeitlich der Erreichung dieses Stromes durch die Tupi vorangegangen zu sein scheint (vgl. oben, S. 194). Doch müssen damals auch die Tupivölker demselben Ziele schon ziemlich nahe gewesen sein. Es ließe sich sonst kaum erklären, warum die Kariben ihre Eroberungen ausschließlich in einer Richtung ausgedehnt haben sollten, in der sie sich immer weiter von den zurückgebliebenen Stämmen entfernten, so daß schließlich alle Fühlung mit diesen verloren ging. Eigentlich ist nur einem glücklichen Zufalle die Entdeckung dieser fast ehrwürdigen Reste einer auf dem primitivsten Standpunkte der Entwickelung befindlichen Bevölkerung am Schingu zu danken. Weiter bildet die Tupibevölkerung bis an den Amazonas eine vollständig geschlossene, zusammenhängende Masse, in der sich Einsprengungen karibischer Abstammung nirgends nachweisen lassen. Es ist also doch wohl das Vordringen der Tupi gewesen, das der karibischen Bewegung die Richtung nach Norden gab; und der schwache Widerstand der Aruak lockte dann weiter und weiter und ließ die Verbreitung der Kariben über den Norden Südamerikas sehr viel schneller vor sich gehen, als wir dies für die Wanderungen der Aruak und selbst für die der Tupi annehmen können. Trotzdem haben natürlich Jahrhunderte dazu gehört, ehe die Kariben ihren Volksstamm von der Amazonasmündung an bis zu der Lagune von Maracaibo zu dem herrschenden machen konnten. Ihre äußersten Vorposten haben den Gürtel der Kordilleren, vermutlich nicht allzuweit von der nördlichen Meeresküste entfernt, durchbrochen: selbst im Flußgebiete des Magdalenastromes findet sich noch ein Volksstamm von unverkennbar karibischer Abstammung, wenn auch mehr nur als eine versprengte Horde inmitten von Nationen anderer Stammeszugehörigkeit. Im allgemeinen aber stellte die höhere Kultur

der Völkerschaften in den andinischen Gebirgsgegenden ihrem Vordringen ein unüberwindliches Hindernis entgegen. Im Stromgebiete des Orinoko, dessen Nebenflüsse sie auf ihren Kanoes bis weit in deren Oberlauf hinauf bis an den Fuß des Gebirges befuhren, unter den Uferbewohnern Furcht und Schrecken verbreitend, scheinen sich doch karibische Stämme nur in beschränktem Umfang angesiedelt zu haben; doch an der Mündung finden wir sie zahlreich und fast ausschließlich vertreten. Daß sie auch hier auf einer Schicht aruakischer Völkerschaften ihre Herrschaft begründet haben, ist unzweifelhaft, wenn auch der direkte Beweis dafür nicht so klar zu erbringen ist wie für andere Gebiete.

Die letzte Eroberung der Kariben, welche zur Zeit der Entdeckung Amerikas noch nicht zum Abschluß gelangt war, ist die der Antilleninseln. Als die Kordilleren dem Vordringen nach Westen einen Halt geboten, sah der Karibe, dem das Hinausschweifen in immer neue Lande seit Jahrhunderten zum Lebensbedürfnis geworden war, sich nach neuen Objekten um. Während die einen den Orinoko hinauf ihre Raubzüge lenkten, nahmen die anderen die der venezolanischen Küste oft noch in sichtbarer Entfernung vorgelagerten kleinen Inseln zum Ziel, von deren aruakischer Bevölkerung sie vermutlich auch durch die Küstenstämme des Festlandes Nachricht erhielten. Wahrscheinlich war es hier, daß sie einen weiteren, für amerikanische Verhältnisse bedeutsamen Fortschritt in der Kunst der Schifffahrt machten: sie lernten sich des Segels bedienen, was außer ihnen unter allen Eingebornen der Neuen Welt wohl nur noch die Mayavölker, diese allerdings noch vollkommener, verstanden haben. Der Umstand, daß die Eroberung der Inseln sich in einer so jungen Zeit vollzog, ist für die Beurteilung des Wesens indianischer Wanderungen von besonderer Bedeutung geworden. Auf den großen Antilleninseln trafen die ersten spanischen Ansiedler noch fast unvermischt eine Bevölkerung des Aruakstammes, ein friedlich, freundlich und gutmütiges Völkchen, reichlich vom Ertrage des Ackerbaues lebend und nur nebenher Jagd und Fischfang betreibend. Aber auch diese Aruak lebten bereits in der beständigen Furcht vor den Kariben, die auf ihren schnellsegelnden Kanoes bald hier, bald dort an den Küsten auftauchten, eine Ansiedelung der Aruak nach der anderen ausraubten und in Asche legten, die Männer mordend, die Weiber mit sich wegführend. Die Aruak wußten an dem Schicksale, das die kleineren Inseln im Laufe des letzten Menschenalters betroffen hatte, welches der schließliche Ausgang dieses ungleichen Kampfes sein würde. Wenn die fortgesetzten Raubzüge die männliche Bevölkerung einer Insel genügend geschwächt hatten, traten die Kariben nicht mehr nur als flüchtige Räuber auf, sondern dann kamen sie in größeren Scharen, um auch den letzten Widerstand der Inselbewohner zu überwinden. Dann wurde der Vernichtungskrieg gegen die feindliche Mannschaft von einer festen Ansiedelung auf der Insel in Angriff genommen, bis diese nach der Niedermetzelung oder der Flucht des letzten Gegners ein neues Zentrum der Ausbreitung abgab.

Die Spanier fanden auf den kleineren Antilleninseln fast überall noch die merkwürdige Erscheinung, daß die Sprache der Frauen eine andere war als die der Männer. Man hat daran in alter Zeit alle möglichen unzutreffenden Mutmaßungen geknüpft, bis ein genaueres Studium der sprachlichen Elemente die Thatsache enthüllte, daß die Sprache der Frauen ein Dialekt des Aruak, die der Männer aber das Karibische war. Diese Entdeckung hat dann in Verbindung mit den Erzählungen der Inselbewohner von dem Vordringen der Kariben klargelegt, daß die Antillen erst unter der noch lebenden Generation erobert worden und die anders sprechenden Frauen der Kariben nichts anderes sind als der weibliche Teil der unterworfenen Aruak, die den Siegern als Frauen und Dienerinnen zugefallen waren. Für die geschichtliche

Beurteilung der indianischen Wanderungen war diese Thatsache von außerordentlicher Tragweite. Denn sie zeigt uns erstens den langsamen Prozeß der Ausdehnung eines Volksstammes über das Gebiet eines anderen, einen Prozeß, in welchem Generationen nötig waren, um Gebiete von dem geringen Umfange der Antilleninseln zu erfüllen. Anderseits gibt uns der Vorgang den Schlüssel für die Erklärung der außerordentlichen Mannigfaltigkeit der amerikanischen Sprachen und für die fast bis zur Unkenntlichkeit verwischten Grenzen zwischen den Völkern eines sprachlich selbständigen Stammes und denen eines anderen. Denn natürlich mußten, wenn auch nicht in der erobernden Generation, so doch in der durch die Vermischung mit fremden Frauen erzeugten Nachkommenschaft sich nicht nur die anthropologisch-physischen, sondern auch die ethnischen und linguistischen Elemente in einer Weise vermischen, daß sie, zu einer neuen Ständigkeit gelangt, eine neue Stammeseigenart bildeten.

Die Frage ist vielfach erörtert worden, ob sich nicht etwa die Streifereien der Kariben bis hinüber auf das von den Antillen nicht allzuweit entfernte Festland des nördlichen Amerika erstreckt und dadurch eine Berührung zwischen den eingebornen Bevölkerungen des nördlichen und südlichen Kontinentes herbeigeführt haben, für die es auf dem Isthmus, der die beiden Ländermassen verbindet, an allen Spuren fehlt. Allein was man als karibische Einflüsse in den Kunstprodukten nördlicher Indianer anzusehen geneigt war, hat einer wissenschaftlichen Untersuchung nicht standgehalten. Es ist gewiß auffallend, daß die beiden Hälften des amerikanischen Kontinentes, auf denen seit Jahrtausenden der Mensch seine langsamen Fortschritte in der Weiterbildung seiner Fähigkeiten gemacht hat, nicht nur unbeeinflußt und ungekannt von der Menschheit der übrigen Weltteile geblieben sind, sondern auch unter sich, trotz Landenge und trotz Inselbrücke, einander nicht weniger fremd und unbekannt geblieben sein sollten als der übrigen Welt. Und doch scheint es so gewesen zu sein. Auf der Länderbrücke Mittelamerikas liegt allerdings die Grenze zwischen den Völkern nördlicher und südlicher Stammeszugehörigkeit nicht an der schmalsten Stelle: vielmehr reichen hier die Nationen südlicher Abstammung bis an das eigenartige Kulturgebiet Zentralamerikas. Aber die Grenze ist scharf; es findet kein Überlagern von Volksstämmen verschiedener Zugehörigkeit statt, wie wir es im Inneren jeden Kontinentes so häufig finden, und es lassen sich keinerlei Einflüsse von irgend welchem Belange nachweisen, die von den Bewohnern der einen Hälfte auf die der anderen ausgeübt worden wären (vgl. unten, S. 225 ff.).

C. Die nordamerikanischen Naturvölker.

Wie die Südhälfte, so ist auch das nördliche Amerika in vorgeschichtlicher und auch noch in geschichtlicher Zeit Zeuge gewesen von ausgedehnten Völkerbewegungen; allein der Forscher, der ihnen nachzuspüren sucht, befindet sich auf dem Boden Nordamerikas in einer wesentlich ungünstigeren Lage als im Süden. Fast über das gesamte Gebiet der Vereinigten Staaten hat jetzt schon die von Europa in die Neue Welt hinübergetragene Kultur ihren Siegeszug ausgedehnt; ein Triumph, der die Mutterkultur mit ungeteilter Bewunderung, die Tochter mit einem kindlich-prahlerischen Stolz erfüllt hat. Dieser Siegeszug hat aber mit ungewöhnlicher Rücksichtslosigkeit und unfreundlicher Nichtachtung die Spuren verwischt, die der alte Kulturzustand der eingebornen Bevölkerungen hinterlassen hatte. Während wir im Süden noch über weite Gebiete hin den Indianer herrschend finden unter Lebensbedingungen, welche sichtlich in bedeutendem Umfange die Analogien zu dem bilden, was die ersten Europäer als den eigenartigen Kulturzustand der Eingebornen antrafen, ist in Nordamerika der Indianer

seit Jahrhunderten von dem weißen Manne fortgesetzt aus dem Bereiche seiner Ansiedelungen mit Gewalt verdrängt worden; und nur in vereinzelten Fällen haben sich auch im Norden schon in früheren Zeiten Männer gefunden, die dem Indianer ein wohlwollendes Interesse entgegengebracht, die es versucht haben, ihn mit der neuen Kultur zu versöhnen und für die neuen Verhältnisse zu gewinnen. Naturgemäß haben solche Versuche auch weit weniger Früchte getragen als im Süden, der heute noch eine weit zahlreichere Bevölkerung von herangebildeten Eingebornen aufzuweisen hat als der Norden.

Erst in den letzten Jahrzehnten haben auch die Nordamerikaner erkennen lernen, daß sie im Begriffe standen, die einzige und letzte Gelegenheit zur Ergründung der älteren Geschichte ihrer Heimat zu vernichten; und mit jener etwas prahlerischen Freigebigkeit, der man dort so oft begegnet, sind nun in großem Stil *Arbeiten* in Angriff genommen, zum Teil auch schon glücklich abgeschlossen worden, deren Ziel es war, die geschichtliche Bedeutung der ethnographischen Reste im Gebiete der Vereinigten Staaten zu ergründen. Die Indianer selbst spielen freilich für weite Gebiete dieses Territoriums keine Rolle mehr. Wo sie nicht überhaupt schon von der Kultur ganz ausgerottet oder aufgesogen sind, haben ihre Überlieferungen, obwohl sie meist nicht ganz so dürftig sind wie die der Indianer des Südens, doch nur sehr bedingten Wert; denn neben der Erinnerung an die generationenlangen Kämpfe mit den Weißen und an deren Bedrückungen sind die schattenhaften Nachklänge aus der Zeit, wo der Indianer noch alleiniger Herr war über Wald und Prärie, fast völlig verwischt worden. Auch hier ist einesteils die Sprache, anderseits das, was die ältesten Berichterstatter beim ersten Aufeinandertreffen von den Indianern zu erfragen vermochten, der wertvollste Bestandteil unseres Quellenmaterials. Dazu gesellen sich die Resultate der allerdings in einem größeren Umfang als in Südamerika vorgenommenen Ausgrabungen. Aber ist es nicht überaus bezeichnend, daß der Nordamerikaner bis in unsere Tage hinein über die bedeutsamsten Zeichen der älteren Geschichte seines Landes, die unter dem Namen der Mounds weltbekannt gewordenen künstlichen Hügelbauten der vorkolumbischen Zeit die phantastischsten und irrtümlichsten Vorstellungen hegte? Im Norden trennt weit mehr als im Süden ein klaffender Riß die Geschichte der neuen Zeit von der der alten.

Das nordamerikanische *Festland* zerfällt für die geographische wie für die geschichtliche Erforschung in *drei* nicht immer streng geschiedene, doch aber klar wahrnehmbare *Gruppen*.

Die *erste* wird gebildet durch die im äußersten Norden des Kontinentes von Alaska bis Grönland sich ausdehnenden Landmassen, die von zahlreichen fließenden und ständigen, aber einen beträchtlichen Teil des Jahres von den Fesseln starren Eises umschlossenen Gewässern durchbrochen werden. Man hat angenommen, daß diese Landschaften nicht zu allen Zeiten den unwirtlichen Charakter getragen haben, den ihnen in unserer Erdperiode die langanhaltende Kälte und Düsterheit des polaren Winters aufgeprägt hat. Allein wenn diese Annahme überhaupt richtig ist, so bezieht sie sich doch höchstens auf Zeiten, die nicht durch geschichtliche, sondern durch geologische Zeiträume von uns getrennt sind; und wenn vielleicht einst der erste Mensch auf dem Wege über diese nördlichsten Lande nach Amerika gekommen ist, so sind doch sicherlich diesem Ereignisse Jahrtausende gefolgt, in denen dieser Weg in volle Vergessenheit versunken war. Erst in Zeiten, die eher nach als vor dem Verfalle des römischen Weltreiches anzusetzen sind, vollzog sich hier eine neue Völkerwanderung, die zwar für die Gesamtgeschichte der Menschheit fast bedeutungslos vorübergegangen ist, aber doch schwache Spuren zurückgelassen hat.

Man hat vielfach die *Eskimos* oder — wie sie sich selbst nennen — die *Innuit* für einen amerikanischen Volksstamm gehalten, für Abkömmlinge der Indianer, die sich unter dem

Einflusse der polaren Natur abweichend entwickelt hätten; und wenn man gewisse Ähnlichkeiten in äußerer Form und in Lebenshaltung zwischen ihnen und den nördlichsten Indianerstämmen der pazifischen Küste, den Haidah und den Tlinkit, nicht auf gegenseitige Beeinflussung zurückführen will, so wird man allerdings zu einem solchen Urteile hingedrängt. Allein in anbetracht des auffallend mongoloiden Charakters der Innuit und unter Berücksichtigung der noch engeren Verwandtschaft, die sie mit den Volksstämmen des nördlichen Asien verbindet, ist es weit wahrscheinlicher, daß ihre Heimat in Asien zu suchen ist; als Einwanderer sind sie von den Indianern mit steter Feindschaft verfolgte Fremdlinge gewesen. Die indianische, keineswegs auf den Süden beschränkte Gewohnheit, in den Stammeskriegen nur die Männer zu vernichten, die Frauen aber dem eigenen Stamm einzuverleiben, brachte es dann mit sich, daß sich dort, wo auf die größte zeitliche Dauer eine engere Berührung der verschiedenen Rassen stattfand, Mischvölker bildeten: das war in diesem Falle die nordwestliche, dem asiatischen Kontinent in einer klimatisch noch begünstigteren Lage gegenüberliegende Küste Alaskas, die jedenfalls einer größeren Menge nach und nach herüberkommender Stämme der Innuit die erste Wohnstätte geboten hat. Oder es haben gegenseitige Beeinflussungen stattgefunden, die analoge Sitten und Gebräuche bei den Innuit und den Indianern des nordwestlichen Amerika erklären.

Jedenfalls fanden die Innuit den amerikanischen Kontinent bis in die Breite der Beringstraße hinauf schon damals *von Indianern bevölkert*; sie würden sich sonst kaum auf ihrer weiteren Wanderung dem unwirtlichen Norden zugewendet haben, über dessen weite Ausdehnung sich ihre Spuren in spärlichen Resten von Hausbauten und Gerätschaften erstrecken. Ob sie an anderen Stellen noch einmal den Versuch eines Vorstoßes nach Süden gemacht haben, läßt sich aus solchen Funden nicht ermitteln; jedenfalls aber müßte einem solchen dieselbe feindselige Aufnahme von den Völkern indianischer Abstammung begegnet sein wie im Nordwesten. Eine längere Dauer dürfte man einer solchen Berührung sicher nicht zusprechen, da sich sonst ethnographische Beweise wie im äußersten Westen, so auch weiterhin hätten ermitteln lassen müssen. Wer die Innuit für einen nach und nach dem Pole zugedrängten Indianerstamm ansehen möchte, hat einen Beweis für seine Ansicht darin finden wollen, daß die nordischen *Sagas*, welche von den Fahrten Erik Raudas nach Vinland erzählen, die Vernichtung der dortigen Ansiedelungen den Skrälingern zuschreiben: ein Name, unter dem die nordischen Ansiedler in Grönland die dortigen Eskimos bezeichnen. Nun sind ja die um das Jahr 1000 unternommenen Wikingerfahrten an die nordöstliche Küste Amerikas eine unzweifelhafte geschichtliche Thatsache; allein das Gewand der Saga, in dem uns ausschließlich die wenigen darauf bezüglichen Nachrichten erhalten sind, läßt uns weder mit Sicherheit den Ort dieser Ansiedelungen noch den Charakter der dort angetroffenen Bevölkerung erkennen. Dem Wikinger, der an die Trachten und Sitten nordeuropäischer Kultur gewöhnt war, konnten sich gar leicht die Unterschiede zwischen dem Skrälinger, der sein Feind in Grönland war, und zwischen dem fellbekleideten Nordindianer, mit dem er in Vinland unter ähnlichen Bedingungen zu kämpfen hatte, so weit verwischen, daß beide dem Barden, der seine Thaten in dem Liede der Saga zusammenfaßte, als eins erschienen.

Trotzdem geben uns die Sagas einen Anhalt für den *Zeitpunkt* der Wanderungen der Innuit. Nach Grönland sind diese ohne Zweifel von der amerikanischen Küste oder von der nördlich vorgelagerten Inselwelt aus vorgedrungen. Da die Innuit mit den Nordländern auf Grönland um 1200 im Kampfe lagen und diese dann mit stets wachsender Feindseligkeit im Laufe zweier Jahrhunderte wieder von der Insel verdrängten, so können wir daraus mit

ziemlicher Sicherheit schließen, daß die Ausbreitung der Inuit über den nordamerikanischen Kontinent in ungefähr derselben Zeit ihr Ende erreicht haben muß.

Die Wanderungen der Eskimos stehen außer allem Zusammenhange mit der Geschichte des übrigen Amerika, während sonst unter den Indianervölkern des Nordens, ähnlich wie unter denen des Südens, vielfache Berührungen stattgefunden haben. Auch auf der nördlichen Hälfte des Kontinentes bildet die Gebirgskette der Kordilleren, und zwar mit ihrem östlichen Rande, eine unverkennbare Kulturgrenze. Hier wie dort liegt auf der pazifischen Seite des Gebirges ein Gebiet von verhältnismäßig höherer Kultur als auf der atlantischen. Aber der weitere Schritt zu der Annahme eines Zusammenhanges der nördlichen und südlichen Kultur wie der nördlichen und südlichen Naturvölker bestätigt sich nicht. Wenn der Indianer in dem weit ausgedehnten Stromgebiete des Mississippi ethnographisch eine größere Verwandtschaft mit den Indianern im Flußgebiete des Amazonas oder Orinoko hat als mit seinen westlichen Nachbarn jenseit der Kordilleren, so findet dies eine hinreichende Erklärung in den gleichartigen Lebensbedingungen. Der Mensch ist allüberall, in der Alten wie in der Neuen Welt, auf einer niederen Kulturstufe im höchsten Grad abhängig von der ihn umgebenden Natur; und wo diese ähnliche Verhältnisse hervorbringt, wird auch die Entwickelung des Menschen ähnliche Bahnen einschlagen.

Im großen und ganzen zeigt die indianische Bevölkerung des nördlichen Amerika östlich der Kordilleren eine bei weitem größere Einheitlichkeit der Rasse, als dies im Süden der Fall ist; und, obwohl sich mit Hilfe der Linguistik eine Reihe wesentlich verschiedener Grundstämme unterscheiden läßt, die eine jahrhundert-, wenn nicht jahrtausendlange, getrennte Entwickelung voraussetzen, so ist die Spaltung der nordamerikanischen Völker doch jünger als die des Südens. Das geht schon daraus hervor, daß von den etwa 1000 verschiedenen Sprachen und Dialekten der Neuen Welt, welche Brinton in seiner „Geschichte der amerikanischen Rasse" namhaft macht, ungefähr 750 dem Gebiete südlich vom Isthmus von Panama und nur 250 dem zentralen und nördlichen Amerika angehören. Immerhin ist die Mannigfaltigkeit auch hier so groß, daß ihre Entstehung Zeiträume von außerordentlicher Dauer erfordert haben muß.

Das bedeutendste Problem für die Ergründung der vorkolumbischen Geschichte Nordamerikas wird gebildet durch die Frage nach den Erbauern der sogenannten Mounds (vgl. oben, S. 167). Diese von Menschenhand oft mit einem beträchtlichen Aufwande von Arbeitskraft errichteten Erd- (seltener Stein-) Hügel finden sich über den größten Teil des Gebietes der Vereinigten Staaten mehr oder minder zahlreich verstreut. Man begegnet ihnen im Norden im Gebiete der großen Seen bis weit hinein in das Territorium von Kanada. Und wenn sie auch nach Süden zu vom Zusammenfluß des Mississippi und Arkansas an seltener zu werden beginnen, so lassen sich ihre Spuren doch nicht nur bis zur Mündung des Vaters der Ströme, sondern sogar bis in die südlichsten Regionen der Halbinsel Florida verfolgen. Auf der Westseite ist die Südgrenze des Moundgebietes noch nicht mit Sicherheit festgestellt; allein auch da reicht sie bis nach Texas und Mexiko, sich berührend mit der Kulturzone der Pueblo-Indianer und der Kulturvölker Zentralamerikas. Kaum enger sind die Grenzen in ostwestlicher Richtung; denn während die künstlichen Hügel im Osten im Staate Maine fast den 70. Längengrad erreichen, stehen ihre westlichsten Vorposten im Norden noch jenseit des 101. Grades. Nun sind die Mounds in diesem weiten Areal allerdings nicht überall zahlreich und gleichmäßig verteilt. Vielmehr scheint es, als ob in dem Stromgebiete des mittleren und oberen Mississippi und seiner von Osten kommenden Zuflüsse, ganz besonders des Ohio, die eigentliche Heimat der Hügelerbauer gelegen

habe, während die außerhalb dieses Gebietes liegenden Gruppen solcher Bauten mehr oder minder sich als Ausstrahlungen von diesem Mittelpunkt aus charakterisieren.

Als man im ersten Drittel dieses Jahrhunderts begann, den Erdwerken in den Staaten Ohio, Illinois und Wisconsin eine sorgfältigere Beachtung zu schenken, war man ganz erstaunt über ihre große Anzahl, über den beträchtlichen Umfang, den einzelne dieser Bauten erreichten, und über die originellen, zuweilen an die Regelmäßigkeit mathematischer Figuren streifenden Formen, die manche dieser Hügel aufwiesen. Das Erstaunen wuchs, als das einmal angeregte Interesse dazu führte, Erdbauten gleichen oder doch verwandten Charakters über stets neue Länderstrecken hin zu entdecken, und als die zuerst nur an wenigen Punkten angestellten Ausgrabungen unerklärbare Resultate ergaben. So kam es denn, daß sich nach und nach bei gelehrten und ungelehrten Forschern die Überzeugung entwickelte, daß die Mounds die Überreste einer *längst verschwundenen Nation* sein müßten. Wem bei seinen Vermutungen eine blühende Phantasie zu Hilfe kam, der nahm keinen Anstand, das Volk der Mound-builders, der Hügelbauer, mit den Tolteken in direkte Verbindung zu bringen, jenem Volke, das lange Zeit als der Träger jeglicher Kultur galt, die auf dem Boden von Mittel- und Nordamerika entdeckt wurde. Aber auch Vorsichtigere waren überzeugt, daß diese Bauten das Vorhandensein einer hochentwickelten Kultur in einer um Jahrtausende zurückliegenden Epoche erwiesen. Unzweifelhaft waren die künstlichen Hügel die Werke eines seßhaften Volkes. Denn der im Zustande des Nomaden umherschweifende Indianer konnte unmöglich weder Zeit noch Kraft oder Veranlassung finden, auch nur die geringfügigsten dieser Erdwerke zu errichten, geschweige denn jene, allerdings nicht zahlreichen, aber durch ihre Dimensionen imponierenden Bauwerke von Etowah, von Cahokia u. a. m., deren größte einen Raumgehalt von 3—4 Millionen Kubikfuß aufwiesen. Um solche Bauten zu errichten, bedurfte es nicht nur einer Bevölkerung von weit größerer Dichtigkeit, als man sie irgendwo auf dem nordamerikanischen Kontinente jemals angetroffen hatte, sondern diese Bevölkerung mußte auch hervorragend organisiert gewesen sein, um Arbeitskräfte, wie sie diese Riesenwerke erforderten, einem einheitlichen Willen unterthan zu machen. Was für ein Volk, was für ein Staat aber mußte das gewesen sein, der nicht nur ein oder einige wenige solcher Bauten hervorbrachte, sondern der auf viele Meilen hin die Ufer der Hauptflußläufe durch ausgedehnte Befestigungsanlagen sicherte, wie sie den Mississippi von der Arkansasmündung bis hinauf an den Illinois in fast ununterbrochener Kette in alter Zeit begleitet zu haben scheinen. Eine fast undenkbare Ausdehnung ergab sich aber dann, wenn man nicht nur das dichter damit bedeckte Gebiet hätte in Betracht ziehen, sondern die Grenzen des Staates so weit ausdehnen wollen, als sich überhaupt diese Erdbauten nachweisen ließen.

Eine seßhafte Bevölkerung von solcher Dichtigkeit mußte natürlich im wesentlichen schon auf eine künstliche Ernährung angewiesen sein; und daß die Mound-builders *Ackerbauer* gewesen waren, ging aus allem hervor, was man bei den in dem Gebiete der Erdhügel veranstalteten Ausgrabungen zu Tage förderte. Man fand nicht nur Ähren und Körner von Mais, mit den Gefäßen und Geräten, die zu seiner Verarbeitung nötig waren, sondern auch andere Samen und Früchte ließen sich teils durch direkte Funde, teils durch Schlüsse als im Besitze der Erbauer der Erdwerke nachweisen. Ihr Ackerbau mußte sogar schon hoch entwickelt gewesen sein; denn bei sorgfältigen Nachforschungen entdeckte man nicht nur Bewässerungsanlagen und Wasserleitungen von stellenweise beträchtlicher Ausdehnung, sondern es fanden sich in den Niederungen der großen Ströme sogar Kulturflächen, auf denen man durch beetartige Erhöhung des urbaren Bodens dem Übermaße der Feuchtigkeit entgegengearbeitet hatte. Auch in den *Handwerken*

mußten die Mound-builders reiche Erfahrungen beſeſſen haben. Ihre Töpferwaren zeigten nicht nur eine ſehr mannigfaltige, den verſchiedenſten Zwecken angepaßte Form, ſondern auch in den beſſeren Stücken eine hohe techniſche Vollendung. Der Gebrauch der Drehſcheibe ließ ſich zwar wohl auch hier nicht nachweiſen, dagegen ſchienen einzelne Gefäße mit einer keineswegs unanſehnlichen Glaſur verſehen geweſen zu ſein. Über die im Weben erreichten Fertigkeiten konnten naturgemäß die Ausgrabungen nicht gleich ſichere Anhaltspunkte geben, in anbetracht der größeren Vergänglichkeit derartiger Erzeugniſſe; aber auch für dieſe Kunſt fehlte es keineswegs an einzelnen bald gröberen, bald feineren Belegſtücken. Einen beſonderen Beweis für eine höhere Kultur aber glaubte man in den Proben von kupfernen Schmuckſtücken zu finden, welche aus Erdwerken zu Tage gefördert wurden. Ganz Amerika lag, als Kolumbus es entdeckte, noch im Steinzeitalter. Wenn alſo hier verarbeitetes Kupfer, allerdings noch nicht in beträchtlichen Mengen, gefunden wurde, ſo mußte dies notwendig von einem Volke höherer Geſittung ſtammen, und lange Zeiten mußten nach deſſen Untergange gefolgt ſein, daß dieſer Kulturfortſchritt wieder der Nachwelt gänzlich hatte verloren gehen können.

Jedenfalls hatte das Volk eine beſondere Architektonik beſeſſen: das bewies nicht nur die ſchier unglaubliche Menge der von ihm erbauten Erdwerke, nicht nur die erſtaunliche Maſſenhaftigkeit der großen Hügel, ſondern vor allem auch die verſchiedenartige Form, welche ſie ihren Werken zu geben vermocht hatten. Oft waren allerdings die Bauten nur ſtumpfe, kegelförmige Erdanhäufungen, länglich-ovale oder rechteckige Erdwälle oder Terraſſen; allein an anderen Stellen wieſen ſie die überraſchendſten Formen auf. Stellten doch einige in ihren Grundriſſen unverkennbar Bilder lebender Weſen vor; nicht nur Schlangen, Fiſche, Vögel, ſelbſt Säugetiere, ja ſogar menſchliche Formen waren durch die Umriſſe ihrer Erdwälle wiedergegeben. Bewies dies den künſtleriſchen Blick jenes alten Volkes, ſo war eine andere Art von Erdwerken noch mehr geeignet, vor ihren Kulturerrungenſchaften Achtung einzuflößen. Es wurden Erdwerke entdeckt, an denen ihre erſten Unterſucher zu der Überzeugung gelangten, daß ſie die mathematiſchen Figuren des Kreiſes, des Rechteckes, des Quadrates, des Vieleckes mit einer Genauigkeit wiedergaben, wie ſie ohne die Anwendung von Inſtrumenten rein undenkbar geweſen wäre.

Ein ſolches Volk mußte unbedingt auch mit ſeinen religiöſen Vorſtellungen ſich weit über den Naturalismus und Animismus der unziviliſierten Völker erhoben haben; und auch dafür ſchienen die erhaltenen Reſte den Beweis nicht ſchuldig bleiben zu wollen. Wenn ein erheblicher Teil der Erdwerke als Befeſtigungen, als Wohnplätze, als Kulturland gedient hatte, ſo fanden ſich doch zahlloſe andere, die nach Lage und Form dafür nicht geeignet geweſen wären. Viele von dieſen erwieſen ſich als Gräber, teils einzelner Perſonen, teils ganzer Familien, endlich fanden ſich auch Maſſengräber und friedhofartige Begräbnisfelder; und die Art, wie die Toten faſt immer mit einzelnen an die Thätigkeiten dieſes Lebens erinnernden Beigaben beerdigt worden waren, ließ keinen Zweifel daran, daß das Volk der Mound-builders dem Glauben an ein zweites Daſein huldigte. Es ſchien ſogar, als wenn unter ihnen die Religion eine außerordentlich wichtige, in alle Vorgänge des Lebens eingreifende Rolle geſpielt habe. Faſt nirgends, wo ſich Erdwerke in größerer Häufigkeit vorfanden, fehlte es an Hügeln einer beſtimmten Art, deren Erklärung nicht auf den erſten Blick möglich war. Dieſe Hügel, meiſt von kegelähnlicher Form, hatten an ihrer Grundfläche oder auch in höheren Schichten eine horizontale Lage feſtgeſtampften Thones oder thonigen Erdreiches, die, wenn man die überlagernden Maſſen abtrug, ſich meiſt als eine tennenartige, nach der Mitte etwas geneigte, ſorgfältig geebnete Fläche herausſtellte, in deren Zentrum ſich oft die Spuren von Feuer nachweiſen

ließen. Die Entdecker dieser Hügelform glaubten sich berechtigt, in diesen Flächen geheiligte Plätze und in den Feuerresten die Spuren der Darbringung von Opfern zu sehen; und da sich in der Asche mehrfach auch menschliche Gebeine nachweisen ließen, so sollten auch bei den Mound-builders, wie in weiten Gebieten der Neuen Welt, die Menschenopfer einen wesentlichen Bestandteil der religiösen Gebräuche ausgemacht haben. Die Entdecker gaben daher diesen Erdwerken den Namen Altarhügel; und aus ihrer Häufigkeit zogen sie den Schluß, daß der alte Kulturstaat eine zahl- und einflußreiche Priesterkaste besessen haben müßte, der vermutlich auch die imponierendsten der großen Erdwerke, die Stufenpyramiden für die einer besonderen Verehrung gewürdigten Heiligtümer, ihren Ursprung verdankten.

Somit war das Bild von dem Volke, welches die Erdbauten errichtete, keineswegs mehr nur schattenhaft verschwommen; auf Grund der Funde und unter Zuhilfenahme von Analogien mit den Kulturen, welche die ersten Europäer auf amerikanischem Boden antrafen, war man zu ziemlich bestimmten Vorstellungen gelangt. Man glaubte aber diesem Volk ein ganz außerordentliches *Alter* zuschreiben zu müssen, einesteils deshalb, weil schon zur Zeit der Entdeckung Amerikas jede Erinnerung daran verschwunden war (und bei der hohen Kulturstufe, die es eingenommen hatte, glaubte man dem allmählichen Verfall und dem Erlöschen jeder Überlieferung bedeutende Zeiträume zuschreiben zu müssen), andernteils aber auch auf Grund einer besonders merkwürdigen Entdeckung. In der Nähe von Bloomington (Wisconsin) wurde einer der Hügel entdeckt, die das Bild eines lebenden Wesens wiedergeben, und in seinen Formen glaubten verschiedene der älteren Forscher die Darstellung eines Elefanten oder eines anderen Rüsseltieres zu erkennen. Nun kommt bekanntlich auch unter den tiergestaltigen Pfeifenköpfen, die man in großer Anzahl bei Ausgrabungen in dem Gebiete der Hügelerbauer gefunden hat, gelegentlich die Darstellung eines Tieres vor, das mit einem wirklichen Rüssel (zum Unterschiede von dem mit rüsselartiger Schnauze ausgestatteten Tapir, der in Chiapas ein geheiligtes Tier vorstellt) versehen ist; man war daher überzeugt, daß die Form eines Elefanten oder eines Mastodon den Erbauern jenes Hügels zum mindesten noch in traditioneller Erinnerung vorgeschwebt haben müsse. Da aber die Rüsseltiere auf amerikanischem Boden längst vor der geschichtlichen Zeit ausgestorben waren, so mußte die Kulturtradition der Mound-builders bis in die Zeiten hinaufreichen, denen die Mastodonskelette des Missourithales angehörten; nach den dabei gefundenen Pfeilspitzen nahm man an, daß die Tiere dem Angriffe des Menschen erlegen waren.

Wenn nun auch die eben entwickelte Ansicht über die Mound-builders früher die vorherrschende war, so hat es doch schon seit längerer Zeit nicht an Gelehrten gefehlt, welche, die Existenz eines vorgeschichtlichen Kulturvolkes auf dem Boden des nördlichen Amerika anzweifelnd, der Meinung waren, daß die Vorfahren derselben Indianer, die noch heute die Vereinigten Staaten bewohnen, in verhältnismäßig *neuen Zeiten* jene Erdhügel errichtet haben. Je mehr die alte Geschichte der Neuen Welt einer methodischen Erforschung unterworfen wurde, desto größer wurde ihre Anzahl. Und im Laufe der letzten Jahre haben die von dem nordamerikanischen Bureau of Ethnology zu Washington in weitestem Umfang unternommenen systematischen Untersuchungen der Erdhügel in den verschiedensten Teilen der Union den unwiderleglichen Nachweis erbracht, daß die Mounds weder das ihnen gemeiniglich zugeschriebene Alter noch alle die ihnen angesonnenen Eigentümlichkeiten wirklich besitzen, daß sie vielmehr, zwar nicht die Werke eines, wohl aber die Reste verschiedener indianischer Völkerstämme sind, welche vor und nach der Entdeckung Amerikas durch Christoph Kolumbus das Gebiet der Vereinigten Staaten bewohnt haben.

Die aus dem Elefantenhügel auf das Alter der Mounds gezogenen Folgerungen hatten selbst den Beifall vieler nicht gefunden, welche im übrigen nicht bezweifelten, daß die Erbauer dieses Mounds ein rüsselbewehrtes Tier darzustellen beabsichtigten. Aber nach neueren Untersuchungen erscheint dies keineswegs als zweifellos. Der Hügel ist allerdings seit Jahren der Kultur unterworfen; aber seine Formen sind zwar minder scharf geworden, doch durchaus erkennbar geblieben. Es zeigt sich nun, daß der Boden sehr leichter Sand ist und der Rüssel möglicherweise nur durch den langandauernden Einfluß der Elemente, besonders des Windes, am Kopfende ab- und angetrieben worden ist. Der Hügel hat vermutlich ursprünglich den Bären, ein als Totem vielfach verwendetes Tier, vorstellen sollen. In ähnlicher Weise haben die neuesten Aufnahmen mit anderen mißverständlichen älteren Annahmen aufgeräumt. Es ist nicht zu leugnen, daß eine Anzahl von Erdwällen im Thale des Ohio, besonders die der sogenannten Newarkgruppe, Formen von beinahe mathematischer Regelmäßigkeit aufweisen; aber der Umstand, daß von allen kreisförmigen Umwallungen doch nur ein oder zwei fast fehlerlos rund sind, während die überwiegende Mehrzahl dies offenbar angestrebte Ziel nur unvollkommen erreicht, spricht mehr für eine erfahrungsmäßige, als eine mit Präzisionsinstrumenten entworfene Anlage. Ebenso stellt es sich als ein starker Irrtum heraus, die künstlichen Hügel in der ganzen Ausdehnung ihres Gebietes als einheitlich und übereinstimmend und deshalb als Reste eines einzigen Volkes anzusehen. Genauere Untersuchungen lassen vielmehr nach Form und Inhalt der Bauten eine Anzahl verschiedener Gruppen von Mounds mit solcher Deutlichkeit unterscheiden, daß man sogar im stande ist, in gewissen Bezirken die Niederlassungen zweier verschiedener hügelbauender Bevölkerungen auf einer und derselben Stelle nachzuweisen. Fällt somit auch die Annahme eines besonderen alten Kulturvolkes der Hügelerbauer in sich zusammen, so bleiben doch die Mounds eine Klasse hochwichtiger Denkmäler, aus denen wir Aufschlüsse über die ältere Geschichte der nordamerikanischen Indianer ziehen können, wie sie uns sonst keine andere Quelle ermöglicht.

Ausgehend von der Annahme, daß sich der Kulturzustand der Indianer seit der Entdeckung Amerikas im wesentlichen gleichgeblieben sei, wenn er sich nicht etwa unter dem Einflusse des Verkehres mit den Weißen gehoben habe, hielt man sie fast ausnahmslos für nomadische Jägervölker, deren unüberwindliche Neigung zu ungebundener Freiheit sie nirgends und niemals zur Bildung größerer Gemeinwesen und zur Errichtung ständiger Wohnplätze hätte gelangen lassen. Diese Auffassung ist vollkommen unhistorisch. Es gab allerdings auch im 16. Jahrhundert in umfänglichen Landstrichen des nördlichen Amerika rast- und ruhelose Indianerhorden, die fast ausschließlich von dem Ertrage der mit Leidenschaft geübten Jagd lebten. Allein es gab auch neben und zwischen ihnen und wahrscheinlich auf dem größeren Teile der jetzigen Vereinigten Staaten von Nordamerika indianische Völkerstämme, welche auf der Bahn kultureller Entwickelung gegen jene ganz erhebliche Fortschritte gemacht hatten. Soweit überhaupt von diesen Völkerschaften Nachkommen noch vorhanden sind, hat sie allerdings die nur vom Interessenstandpunkte geleitete Indianerpolitik der angloamerikanischen Ansiedler wieder herniedergedrückt auf eine Kulturstufe, die von der ihrer stets in unbezähmter Wildheit verbliebenen Stammesgenossen sich wenig unterscheidet. Allein sie haben uns in den Hügelbauten und deren Gräbern Zeugnisse ihrer Kultur hinterlassen, die eine unwiderlegliche Sprache reden; und eine vorurteilslose Prüfung der ältesten Berichte über das erste Zusammentreffen des weißen und des roten Mannes auf nordamerikanischem Boden bestätigt in zahllosen Einzelheiten die Annahmen, zu denen man durch die Hügelfunde veranlaßt wird. Die Einzeluntersuchungen

hierüber sind allerdings noch nicht so weit gediehen, daß das kostbare Quellenmaterial in seinem ganzen Umfang ausgenutzt werden könnte. Wir wissen zu wenig von den alten Wanderungen der vorkolumbischen Indianer, um überall mit Sicherheit die Grenzen der archäologischen Bezirke mit bestimmten Stammesgrenzen in Verbindung bringen zu können. Allein, wo dies jetzt schon möglich ist, dienen die Altertümer wesentlich zur Aufklärung der geschichtlichen Annahmen, und die Verknüpfung der verschiedenen Forschungsmethoden wird das Gebiet des Unaufgeklärten von Jahr zu Jahr weiter einschränken.

Das ganze Stromgebiet des Mississippi, ein breiter, an den großen Seen im Norden beginnender und bis an das Tiefland des unteren Mississippi heranreichender Streifen Landes, war in ältester Zeit von Stämmen bevölkert, die unter dem gemeinsamen Namen der Algonkin zusammengefaßt werden. Von bekannteren Indianerstämmen gehören zu ihnen die Chippeways im Norden, die Delawaren, Mohikaner und Ottawa im Nordosten und die Shawnees im Südosten. Nach ihren Traditionen nimmt man an, daß ihre ursprüngliche Heimat im Nordosten zu suchen ist, und zwar jenseit der Großen Seen, obwohl sie von dort schon vor der Zeit des Kolumbus von den Nationen des irokesischen Stammes vollkommen verdrängt worden waren. Die Wanderungen aus dem Norden scheinen sich in zwei getrennten Zweigen ergossen zu haben. Die eine ging in südöstlicher Richtung, im wesentlichen längs der Küste des Ozeans, nicht aber, wie die Tupi im Süden, nur einen schmalen Streifen am Meeresufer bevölkernd, sondern breit ausladend und den zum Meere herniederkommenden Flüssen bis weit hinein in die Berge der Alleghanies folgend. Trotz der Nachbarschaft des Wassers sind die Algonkin kaum jemals ein ausschließliches Fischervolk gewesen. Ob sie schon damals, als sie im Osten hinabzogen, Ackerbauer waren, ist zweifelhaft. Jedenfalls trieben in späterer Zeit auch die östlichen Algonkin Ackerbau; sicher aber thaten dies schon zur Zeit der Wanderung die Stammesgenossen, die auf ihrem Wege nach Westen an den Großen Seen entlang zogen und in älterer Zeit deren Ufer bewohnten. Wie immer wurden die Stämme, je weiter sie die Jahrhunderte hindurch langsam fortgesetzte Wanderung auseinander führte, auch in Sitte und Lebensart einander entfremdet; und ohne das unverkennbare Stammeszeichen der verwandten Sprache würde man kaum in den Chippeways des Nordwestens und den Shawnees im Süden Brüder eines und desselben Stammes vermuten.

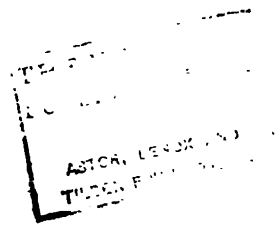
Eine Anzahl von Nationen des Algonkinstammes zeichnet sich vor allen anderen Indianern Nordamerikas durch ihre verhältnismäßig hochentwickelte Gesittung aus. Daß sie bereits in frühen Zeiten eine seßhafte Lebensweise angenommen und sich dem Ackerbau gewidmet hatten, ist nicht zu bezweifeln. Es ist wohl auch kein bloßer Zufall, daß ihre religiösen Vorstellungen in mehreren Punkten sich mit denen ihrer Nachbarn im äußersten Nordwesten berühren. Ja aus gewissen Eigenarten auf diesem Gebiete könnte man geneigt sein, ihre Heimat eher im Nordwesten als im Osten zu suchen; denn manche von ihnen erinnern an die Tinnés auf der einen und die Pueblostämme auf der anderen Seite. Die Chippeways und Lenapés besaßen bereits in ihren bemalten Holztäfelchen oder Stöcken ein System des Gedankenaustausches, das über den rein bildlichen Charakter hinaus zu einer Art hieroglyphischer Symbolik gediehen war, die besonders verwendet wurde, um die heiligen Gebräuche der Erinnerung aufzubewahren. Ihr Religionssystem, mit der Verehrung der Sonne und der vier Himmelsrichtungen, als Heimat der Windgötter, werden wir weiter entwickelt bei den Pueblo-Indianern wieder finden (vgl. unten, S. 224).

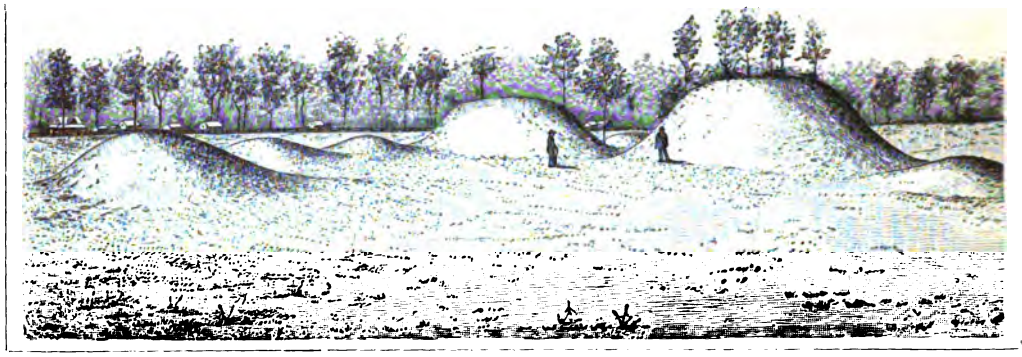
Eine weitere Ähnlichkeit mit diesen beruht in der Pflege der Totems, der Stammesabzeichen, der wir außer in den Pueblos noch bei vielen Indianerstämmen der pazifischen Küste

bis hinauf zu den Tlinkit und den Haidah an den Grenzen von Alaska begegnen. Aus diesem Grunde dürfen wir jedenfalls in Völkern dieses Stammes die Erbauer jener eigenartigen Erdwerke sehen, die als effigie-mounds (Bilderhügel) bekannt sind. Es ist interessant, daß alle die Tiere: Bär, Schlange, verschiedene Vögel, Fische 2c., von denen die meisten der Stammesbezeichnungen und Stammesheiligtümer (totems; vgl. oben, S. 49) abgeleitet wurden, in diesen Hügeln dargestellt sind. Da diese Erdwerke nicht als Grabstätten gedient haben und als Befestigungen wenig geeignet waren, so wird man sie wohl ähnlich wie die Versammlungshalle der Irokesen oder die Kiwa der Pueblo-Indianer als den Mittelpunkt der Stammespflege ansehen dürfen. Ob Indianer des Algonkinstammes auch die Urheber der Mounds am mittleren Mississippi und am Illinois gewesen sind, möchte man um so mehr bezweifeln, als dies Gebiet Hügel verschiedener Typen aufweist, die sich alle von denen Wisconsins unterscheiden; wenn man einer wenig verläßlichen Tradition der Lenapés oder Delawaren Glauben schenken dürfte, so müßte man es sogar bestimmt verneinen.

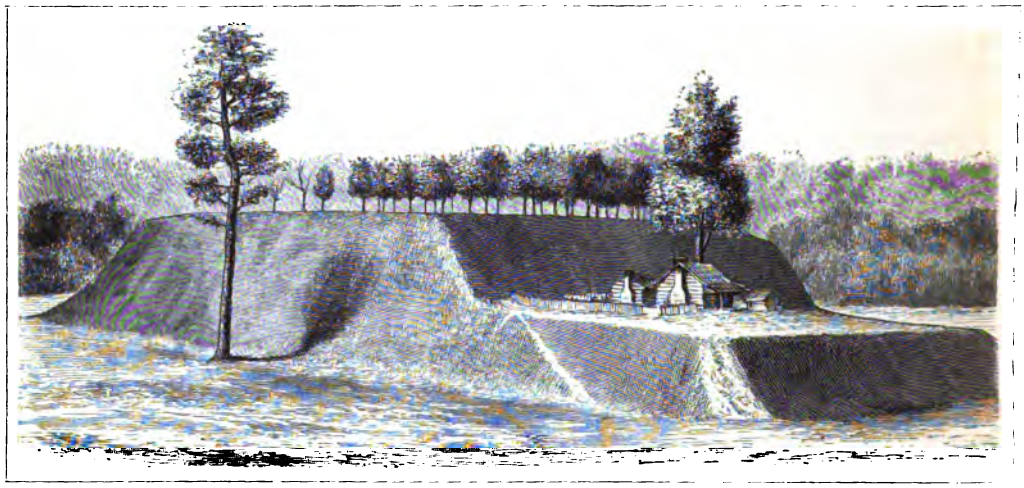
Daß die Algonkin trotz vielfacher Errungenschaften auf dem Pfade zu einer gesitteten Lebensweise, nicht zum Baue dauernder Wohnstätten gelangt sind, ist um so eigentümlicher, als sie solche bei den benachbarten Pueblo-Indianern, mit denen Handelsbeziehungen bestanden zu haben scheinen, hätten sehen können. Man darf sie aber deshalb auf der Stufenleiter der Kultur nicht ohne weiteres niedriger stellen. Die Errichtung steinerner Bauwerke, die besser als die hölzernen, höchstens mit Kalk verkleideten Hütten, auch sicherer als die von loser Erde aufgehäuften Hügel dem zerstörenden Einflusse der Zeit Trotz zu bieten vermögen, erweckt nur allzu leicht eine irrtümliche Beurteilung des Kulturgrades eines Volkes. Auf den niederen Kulturstufen ist der Mensch aber in erster Linie abhängig von der ihn umgebenden Natur, und wenn diese auf den Kalk- und Sandsteinplateaus des Westens den Pueblo-Indianern die Gelegenheit an die Hand gab, sich mühelos zu keineswegs verächtlichen Baumeistern heranzubilden, so versagte sie in den waldigen Hügelregionen der Seengegend den Algonkin die Gelegenheit, gleich eindrucksvolle Beweise ihrer Kultur der Nachwelt zu übermitteln. Die Algonkin haben etwas erreicht, was kaum ein anderer Stamm der nordatlantischen Indianer sonst erlangt hat: sie kannten und bearbeiteten das Kupfer. Es bot sich ihnen allerdings in den Hügeln zwischen dem Oberen See und dem Michigansee in solcher Reinheit, daß es in seinen besten Stücken schon durch Hämmern in kaltem Zustande geformt werden konnte; wahrscheinlich aber haben sie sogar eine primitive und wenig leistungsfähige Methode des Schmelzens und Zusammenschweißens gekannt, mit Hilfe deren sie Perlen und kleine Platten aus dem Metall formten, während sie durch Treiben den letzteren figürliche Darstellungen einzuprägen verstanden.

Als die südöstlich vordringenden Scharen der Algonkin den Savannahfluß überschritten hatten, stießen sie auf geschlossene Massen stammesfremder Indianer, die eine Fortsetzung ihrer Wanderung in der bisherigen Richtung unmöglich machten. Zunächst führte dies wohl zu einem zeitweiligen Stillstand; allein auf die Dauer erwies sich der Raum zu eng für die mehr und mehr anwachsende Menge der Algonkin, und so wurden die Wanderungen in einer westlichen Richtung wieder aufgenommen. Den Indianern, welche, dem Oberlaufe des Savannah entgegenziehend, die Alleghanies überschritten und in die Thäler des Green River und des Tennessee sich auszubreiten begannen, wurden von ihren Nachbarn nach längerem Aufenthalt am Savannah mit dem Namen dieses Flusses bezeichnet; und als Savannees, woraus mit der Zeit Shawnees geworden ist, haben sie die Erinnerung an diese Station ihrer Wanderungen in die geschichtlichen Zeiten hinüber gerettet.





1



2

3

Nordamerikanische Mounds.

1) Die Avondale Mounds, Washington County, Mississippi. 2) Der De Soto Mound, Jefferson County, Arkansas. 3) Kleiner Mound aus Le Moynes „Brevis Narratio". *(XII. Annual Report of the Bur. of Ethnol. 1890/91, Wash. 1894.)*

Die Shawnees und verwandte delawarische Indianerstämme haben nachweislich einen bedeutenden Anteil an der Erbauung der Erdwerke genommen, welche sich durch Tennessee und die benachbarten Provinzen hin an den unteren Nebenflüssen des Ohio finden. Eine große Anzahl von solchen Hügeln dieses Gebietes ist teils einzeln, meist aber in Gruppen und nicht selten in Verbindung mit größeren Erdwerken und Umwallungen zu Beerdigungszwecken errichtet worden, und die Art und Weise, wie die Bestattung stattfand, hat ein so charakteristisches Gepräge, daß man in ihr unzweifelhaft ein Stammesmerkmal vor sich hat. Während in anderen Gebieten der Moundarea die Toten vielfach in hockender Stellung, ähnlich wie bei den Mumien Südamerikas, oder in Beinhaufen nach Entfernung des Fleisches von den Knochen beigesetzt worden sind, erinnert die hier geübte Bestattungsweise in hohem Grad an die in Europa übliche. In einer Grube wurden der Boden und die vier Seitenwände mit flachen Steinplatten ausgesetzt und darin der Tote, lang auf dem Rücken liegend, bestattet. Flache Steine dienten dem Steinsarg als Verschluß, der oft, wenn die Abstände zwischen den Platten das Eindringen der Erde befürchten ließen, durch eine zweite Lage kleinerer Platten über den Ritzen verdichtet wurde. Solche Gräber finden sich mehrfach auch ohne darüber errichtete Erdhügel; besonders zahlreich aber sind sie in den kleinen, kegelförmigen Erdhügeln (s. Fig. 1 auf der beigehefteten Tafel „Nordamerikanische Mounds") an den südlichen Nebenflüssen des unteren Ohio, wo die Shawnees und stammverwandte Indianervölker noch bis in die geschichtlichen Zeiten gehaust haben. Daß diese die Erbauer der Gräber und der mit ihnen verbundenen Erdwerke gewesen seien, wäre an sich schon zu vermuten; wir sind aber in der Lage, dies zu beweisen. Damit gewinnen wir ein wichtiges Argument für die Beurteilung des Alters mancher Gruppen von Erdwerken, gegen die phantastische Annahme einer jahrtausendelangen Vergangenheit. Der Brauch, die Toten in Steinsärgen, wie oben beschrieben, beizusetzen, ist von Shawnee-Indianern nicht nur in historischen Zeiten, sondern bis in unser Jahrhundert hinein da, wo geeignetes Steinmaterial vorhanden war, geübt und von zahlreichen Berichterstattern an verschiedenen Stellen unabhängig voneinander beobachtet worden. In den Nachrichten aus älterer Zeit wird der Errichtung eines Erdhügels von wenigen Fuß Höhe und von konischer Form mehrfach gedacht. Wenn es sich nun überdies bei den Ausgrabungen herausgestellt hat, daß besonders Grabstätten dieser Art mehrfach unter den den Toten beigegebenen Dingen Artikel von unzweifelhaft europäischer Abkunft enthalten haben, so sind die Grabhügel von diesem Typus ein untrüglicher Beweis dafür, daß die betreffenden Örtlichkeiten durch Angehörige der Shawneegruppe des Algonkinstammes zeitweise besetzt waren, dessen Wanderungen sich bis in geschichtliche und selbst nachkolumbische Zeiten auf diesem Gebiete bewegt haben.

Die Indianer, welche dem Vordringen der Algonkin in südlicher Richtung ein Ziel setzten, gehörten vermutlich der Gruppe der Muskoki an, deren bekannteste Vertreter die Creeks und Chikasaws gewesen sind. Obwohl diese Indianerstämme die ersten waren, welche in der Zeit der Entdeckungen mit den Europäern in Berührung kamen — der größte Teil von de Sotos abenteuerlichem Zuge von Florida zum Mississippi bewegte sich auf dem von Indianern des Muskokistammes bewohnten Territorium — so sind sie doch von der Forschung bisher stiefmütterlicher behandelt worden als die nördlicheren Stämme. Da man Abkömmlinge dieses Volkes nur an den Ufern der Ströme nachzuweisen vermocht hat, die parallel zum Mississippi in das Karibische Meer münden, sie in diesem Gebiet aber eine kompakte, bis zur Entdeckung Amerikas von fremden Stämmen nicht durchsetzte Masse gebildet haben, so muß man annehmen, daß sie weniger als die meisten anderen Indianer dem Wandertrieb unterworfen

waren. Das von ihnen im 16. Jahrhundert bewohnte Land war vermutlich die alte Heimat des Stammes; vielleicht dürfen wir in ihnen Nachkommen der ältesten Einwohner des östlichen Nordamerika erblicken. Nach Norden hin haben sich in der Nähe des Mississippi unzweifelhaft, vermutlich aber auch weiter nach Osten hin, ihre Wohnsitze in alter Zeit viel weiter erstreckt; und insofern mag an der Tradition der Lenapés etwas Wahres sein, daß sie die Muskoki aus ihren nördlicheren Ansiedelungen am Mississippi verdrängt haben.

Auch die Muskoki standen durchaus nicht auf dem niedrigen Kulturniveau, welches man, von modernen Anschauungen ausgehend, auf die ältere Indianerbevölkerung des Kontinentes zu übertragen pflegt. Sie bearbeiteten den Boden in der ausgedehntesten Weise, und die Produkte ihres Ackerbaues erregten die Bewunderung der Spanier de Sotos. Ihre Ansiedelungen wurden von den Spaniern als Städte bezeichnet und umfaßten teilweise eine große Zahl von Bewohnern. Auch sie waren an der Errichtung der künstlichen Hügelbauten stark beteiligt; und die charakteristischen Merkmale der von ihnen herstammenden Erdwerke sind sprechende Zeugen für die von ihnen erreichten Fortschritte. In dem Gebiete der Muskoki befinden sich einige der größten Mounds, welche die gesamte Region der Hügelbauer aufzuweisen hat. Diese Erdwerke, die wohl gleichzeitig die Wohnungen der hervorragendsten Glieder des Stammes trugen und für den ganzen Stamm die Zufluchtsstätte bei feindlichen Überfällen bildeten, haben nicht, wie die kleineren Hügel, runde und kegelige Formen, sondern erinnern eher an die Terrassenbauten, auf welchen sich die Tempel und Paläste der mittelamerikanischen Kulturvölker erhoben haben. Der de Soto-Mound, von dem es freilich nicht unbedingt nachweisbar ist, daß er von den Muskoki erbaut worden sei, gibt ungefähr ein Bild dieses Typus (s. Fig. 2 der Tafel bei S. 207). Das imposanteste Bauwerk dieser Art ist der Etowah-Mound im südlichen Georgia; von ihm kann man mit ziemlicher Sicherheit nachweisen, daß er von Muskokistämmen noch im Anfange des 16. Jahrhunderts bewohnt, als Palast und Festung ihrer Häuptlinge benutzt wurde. Da ihn eine größere Anzahl von minder beträchtlichen Hügeln umgibt, die durch eine Art von Befestigung (teils Wall, teils nasser Graben) umschlossen sind, so können wir uns danach ein Bild von altindianischen Stadtanlagen konstruieren, das so viel übereinstimmende Züge mit der Darstellung Le Moynes (s. Figur 3 der Tafel bei S. 207) aufweist, daß man dieser einen hohen Grad von Verläßlichkeit zusprechen darf.

Die Muskoki hatten sich eine Kulturerrungenschaft zu eigen gemacht, die darauf schließen läßt, daß sie bereits vor einer sehr langen Zeit zur Seßhaftigkeit übergegangen waren. Obwohl ihnen der Boden des von ihnen bewohnten Gebietes kein bequemes Material für massive Bauten darbot, so sind doch sie, ziemlich als die einzigen unter den Indianern des Ostens, zur Erbauung dauerhafterer Wohnstätten übergegangen, als sie aus rein vegetabilischen Stoffen errichtet werden konnten. Die neuesten Untersuchungen und Ausgrabungen haben den Beweis erbracht, daß ein Teil der Hügel, die aus Anlaß ihrer tennenartigen Thonschichten und der darunter und darin gefundenen Aschen- und Knochenreste von ihren ersten Entdeckern als Altarhügel angesprochen wurden, in Wirklichkeit die auf mäßigen Erhöhungen errichteten Hausbauten der Muskoki-Indianer getragen haben. Die Haustrümmer, die hier und da eine runde, meist aber eine viereckige Form erkennen lassen, zeigen, daß diese Indianer ihre Wohnungen aus einem Rahmen hölzerner Pfosten konstruierten, zwischen denen mit Querhölzern und eingeflochtenen Ruten und Zweigen der Halt für eine stuckartige Wandverkleidung geschaffen wurde. Diese blieb außen ziemlich rauh, war aber innen sorgfältig geglättet und wahrscheinlich in ähnlicher Weise getüncht, wie wir dies bei den archaischen Bauten der Pueblo-Indianer wiederfinden werden

(vgl. unten, S. 217). Die Kalkverkleidung erstreckte sich nur auf die Seitenwände, an denen sie etwas über Manneshöhe hinaufgereicht zu haben scheint; darüber erhob sich das von den schwachen Enden der Pfosten und von biegsamen Stäben getragene, gewölbte und mit pflanzlichen Stoffen gedeckte Dach: eine Reminiszenz an die Laubhütte, wie sie bei den meisten Indianerstämmen üblich und zweifellos auch in älterer Zeit bei den Muskoki gebräuchlich gewesen war. Die Gebeine und Aschenhaufen der Mounds erklären sich aus dem auch aus der Abbildung (s. Fig. 3 der Tafel bei S. 207) erkennbaren Brauche, beim Tod eines Stammesgenossen sein Haus den Flammen zu überliefern. In der Darstellung Le Moynes scheint allerdings der Tote außerhalb des Dorfringes unter einem Erdhügel bestattet worden zu sein, den man wohl seiner Kleinheit wegen nur als den Kern und ersten Anfang des zu errichtenden Grabhügels ansehen darf. Im allgemeinen wurde aber bei den Muskoki der Tote im Hause selbst bestattet und die Brandstelle mit Erde zugedeckt, sobald das Feuer die Wände so weit verzehrt hatte, daß das Gebäude in sich zusammenbrach. Diese eigentümliche Bestattungsweise, von der sich ebenfalls in geschichtlicher Zeit Spuren nachweisen lassen, charakterisiert wiederum, wie die Steingräber der Shawnees, einen ethnographischen Bezirk und ermöglicht uns, einen Lichtstrahl in das Dunkel fallen zu lassen, welches die ältere Geschichte der Indianervölker fast vollkommen verhüllt.

Wie im Süden, so war auch im Norden das Gebiet der Algonkin von stammesfremden Indianervölkern begrenzt. Das Gelände um die großen nordamerikanischen Seen und an deren Ausfluß zum Meere, dem Sankt-Lorenz-Strom, war der Sitz der Völker des irokesischen Stammes. Von allen Indianern haben sich diese durch ihre hohe physische Entwickelung ausgezeichnet und wohl als deren Folge durch Tapferkeit, Kampflust und kriegerische Tugenden, die sie lange Zeit zu den gefürchtetsten Feinden machten. Die eigentlichen Irokesen sind erst in den letzten Jahrhunderten vor der Besiedelung Nordamerikas zu einem wichtigen Faktor in der Geschichte dieser Gegenden geworden. Es hatte sich aber von ihnen schon in weit früheren Zeiten ein Stamm abgelöst, die Cherokees, der in der älteren Geschichte Amerikas eine nicht minder bedeutende Rolle gespielt hat, als nachmals in den Zeiten der Kolonialherrschaft. Man vermutet die ursprüngliche Heimat des gemeinsamen Stammvolkes der Iroquois und Cherokees in dem nordöstlichsten Teil ihres nachmaligen Gebietes. In historischer Zeit war allerdings das ganze Seengebiet, einschließlich der südlich und westlich angrenzenden Bezirke, von den Irokesen und den stammverwandten Huronen besetzt. Diese Verschiebung kann aber nicht in sehr alter Zeit erfolgt sein; denn diese Stämme scheinen sich an der Erbauung künstlicher Hügel nur wenig beteiligt zu haben. Wir sind deshalb gezwungen, die Erdwerke von Michigan und Wisconsin einer früheren Besiedelung dieser Gegend durch Algonkin zuzuschreiben. Und da diese nördlichen Werke nur selten einen defensiven Charakter tragen, scheint es, als ob sie früher errichtet worden seien als in der Periode der Kämpfe, von welchen die Ausbreitung der Irokesen hätte begleitet sein müssen. Also waren wohl die Stämme, welche die Bilderhügel errichteten, bereits über ihre Blütezeit hinaus, vielleicht sogar schon in andere Gebiete übergesiedelt, als die Völker der irokesischen Familie jenen Aufschwung nahmen, der ihnen zur Ausbreitung über den größten Teil des nördlichsten Amerika verhalf.

Die Trennung der Cherokees von dem Hauptstamm dagegen gehört einer viel früheren Zeit an. Die Richtung ihrer Wanderungen verträgt sich vorzüglich mit der Annahme einer Urheimat des Stammes im äußersten Nordosten. Die Cherokees würden sich dann als eine erste Völkerwoge in südlicher Richtung in Bewegung gesetzt haben, so daß sie im Laufe der Zeit in das Stromgebiet des Ohio gelangten, wo sie erwiesenermaßen lange Zeit ihre Wohnplätze

hatten. Unbewohnt haben wohl auch sie schon diese Gebiete nicht gefunden; vielmehr haben vor ihnen jedenfalls Algonkinstämme sich nicht nur vorübergehend dort aufgehalten, sondern, wie weiter im Süden und Westen, feste Ansiedelungen angelegt und den Boden bearbeitet. Mindestens ein Teil der Erdhügel im weiteren Laufe des Ohio dürfte diesen seinen Ursprung verdanken; und unter dem nachbarlichen Einfluß, aber gleichzeitig durch die andauernden Kämpfe veranlaßt, schritten auch die Cherokees zur Erbauung von künstlichen Hügeln, die abermals durch ethnographische Eigentümlichkeiten eine besondere Provinz innerhalb des weiten Moundgebietes bilden. Zweierlei Merkmale sind für diese charakteristisch: erstens sind die Toten in liegender Stellung bestattet, aber nur in einer mehr oder weniger vergänglichen Umhüllung (Baumrinde, Stoffe), zudem meist in Grabhügeln, die gleichzeitig einer größeren Menge als Ruhestätte dienten; anderseits kommen in diesen Gräbern häufig Pfeifen von den archaischsten bis zu fast modernen Formen vor, wie sie den Indianern eigen sind.

Das Rauchen aus der Pfeife findet sich weit über die Grenzen des Cherokeegebietes in der Moundregion verbreitet; und wir müssen annehmen, daß der Anbau des Tabaks in dem Ackerbau des gesamten Gebietes eine bedeutende Rolle gespielt hat (vgl. oben, S. 168). Das obere Ohiothal aber liefert nicht nur die zahlreichsten, sondern auch, nach den Formen zu urteilen, die ältesten Typen der Indianerpfeife und läßt deren Weiterentwickelung in ununterbrochener Reihe so klar verfolgen, daß man in ihm die Sitze eines mit der Geschichte der Tabakspfeife besonders eng verbundenen Volkes vermuten muß, wie es eben die Cherokees gewesen sind. Die Hügel dieser Gegend liefern die merkwürdigsten Beispiele der Umwallungen von beinahe mathematischer Regelmäßigkeit. Da aber diese nicht ausschließlich auf den Oberlauf des Ohio beschränkt sind, so muß es zweifelhaft bleiben, ob deren größerer Teil nicht etwa schon von den früheren Bewohnern des Thales zum Schutze gegen das Vordringen der Cherokees angelegt, von diesen aber nach der Eroberung zu gleichem Zwecke wieder in stand gesetzt worden ist. Cherokeegräber finden sich sicher in Verbindung mit manchen dieser Hügelgruppen und zeugen zum mindesten dafür, daß sich die Eindringlinge die Sitten und Gebräuche der Verdrängten, soweit sie sich auf die Erdwerke bezogen, aneigneten; wie weit sie sich selbst an der Weiterbildung dieser primitiven Architektur beteiligt haben mögen, ist allerdings schwerlich zu ermitteln. Im großen und ganzen vollzog sich die Wanderung der Cherokees durch das Ohiothal in vorkolumbischer Zeit; sie war aber noch nicht zum Abschluß gelangt, als die Weißen in dies Gebiet eindrangen. Und nur wenig weiter südlich im Thale des kleinen Tennesseeflusses bezeugt die Übereinstimmung zwischen den noch erhaltenen Hügelgruppen mit der Lage der sogenannten Overhill-towns der Cherokees, wie sie von den ältesten Besuchern aufgezeichnet worden ist, daß diese Indianer dem einmal angenommenen Brauche des Hügelbauens auch auf ihrer weiteren Wanderung treu geblieben sind.

Noch einmal scheint sich vom Stamme der Irokesen ein größerer Zweig losgelöst zu haben, als sich die Huronen in westlicher Richtung auf dem Südufer des Sankt-Lorenz-Stromes bis an die Seen ausbreiteten. Ob dies zu einer Zeit geschehen ist, die den Wanderungen irokesischer Stämme nach dem atlantischen Süden vorangingen, ist zwar nicht nachweisbar, aber sehr wahrscheinlich; denn während zwischen den „Fünf Völkern" der Irokesen und den am weitesten nach Süden versprengten Tuscarora das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit so lebendig war, daß die letzteren noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts nach Norden zurückkehren und als sechste Nation im Bunde Aufnahme finden konnten, bestanden zwischen Irokesen und Huronen bereits zur Zeit der ersten Ansiedler erbitterte, seit Menschengedenken dauernde Kämpfe, die bis in die koloniale Zeit hinein bestimmend eingewirkt haben auf die Art der Besiedelung des Landes durch die Europäer.

In kultureller Beziehung haben diese Irokesenvölker den Cherokees ohne Zweifel in den meisten Beziehungen nachgestanden. Sie haben in bescheidenem Umfang auch den Ackerbau und die Seßhaftigkeit gekannt. Hochelaga war zur Zeit, als die ersten Kolonisten den Sankt-Lorenz-Strom hinauffuhren, entschieden eine stadtartige Niederlassung von bleibendem Charakter. Auch fehlt es nicht gänzlich in diesem Gebiet an Erdwerken, welche die Stätten altindianischer Ansiedelungen bezeichnen. Allein sie verraten nicht die den südlicheren Bezirken entsprechende höhere Kultur. Sie kennzeichnen sich deutlich als Verteidigungswerke und sind deshalb wahrscheinlich erst entstanden, als die eigentlichen Irokesen ihre Herrschaft mit gewaltsamer Hand über die Gebiete ihrer Nachbarn auszudehnen unternahmen. Dies kann aber nicht lange vor der Entdeckung Amerikas geschehen sein, da diese Kriege noch andauerten, als die ersten Weißen von der Küste aus in das Innere des Landes vorzudringen begannen.

Als Irokesen im engeren Sinne bezeichnet man nur die Stämme, die bis in die Zeit der ersten Besiedelung die nördlichsten Staaten der Union und die angrenzenden Gebiete von Kanada bewohnten. Auch diese scheinen hin und wieder Erdwerke errichtet zu haben; ein Beweis, daß auch sie der Seßhaftigkeit nicht gänzlich entbehrten, obwohl feste Wohnplätze und Ackerbau, diese Grundlagen eines kulturellen Aufschwunges, für sie eine geringfügigere Rolle spielen als bei den meisten anderen Nationen. Die Irokesen repräsentieren unter allen den Stämmen, welche von den ersten europäischen Ansiedlern auf amerikanischem Boden angetroffen wurden, am meisten den Typus, der irrtümlicherweise als charakteristisch für die gesamte indianische Bevölkerung Nordamerikas angesehen worden ist.

In der Hauptsache waren die Irokesen noch ein Jägervolk, und zwar eines, das mit gleicher Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit dem menschlichen Wilde nachstellte wie dem tierischen. Da sie ein Volk des Binnenlandes waren, spielten Schifffahrt und Fischfang in ihrem Haushalte nicht die Rolle wie bei den Tupi und Kariben, obwohl sie vorzügliche Kanoes von Baumrinde konstruierten und eine von langer Erfahrung zeugende Fertigkeit im Absperren der fischreichen Flußarme zum Ausfischen besaßen. Ihr Lebenselement aber war Jagd und Krieg. Ihrer körperlichen Entwickelung nach waren die Irokesen den meisten ihrer Nachbarvölker überlegen, und ihrem verhältnismäßig wilden Leben verdanken sie eine Ausbildung aller physischen Kräfte, wie sie auch nur bei den ersten Anfängen eines gesitteten Lebens nicht mehr möglich war. Durch ihre Kraft, mehr noch durch ihren Blutdurst und ihre wilde Grausamkeit hatten sie sich bei allen ihren Nachbarn weit und breit gefürchtet gemacht. Daß Stammesverwandtschaft sie an der Bethätigung ihrer kriegerischen Neigungen nicht hinderte, beweisen die Kämpfe zwischen ihnen und den Huronen, bei denen die letzteren, trotz numerischer Ebenbürtigkeit, wegen ihrer friedlicheren Neigungen doch mehr und mehr vor ihren Feinden zurückzuweichen gezwungen waren. Doch erstreckten sich die Kriegszüge der Irokesen keineswegs ausschließlich, vielleicht nicht einmal vorwiegend, nach Westen. Auch ihre südlichen Nachbarn hatten schwer unter ihren Feindseligkeiten zu leiden; und aller Wahrscheinlichkeit nach waren ihre Angriffe die Ursache zu der letzten amerikanischen Völkerwanderung, deren wir noch zu gedenken haben werden, der der Sioux-Dakotah, die sich wohl erst in den letzten Jahrhunderten vor Kolumbus abgespielt haben wird. Ein charakteristisches Zeichen für die kriegerische Überlegenheit der Irokesen ist es, daß die einzelnen, nach Süden vorgedrungenen Banden nur wenig zahlreich gewesen zu sein scheinen; wenigstens haben sie in den eroberten Gebieten nur Stämme von mäßigen Bevölkerungsziffern zu begründen vermocht, wie die Conestoga und die Susquehannocks an den Ufern des gleichnamigen Flusses.

Was die Irokesen besonders berühmt gemacht hat, ist das Bündnis, wodurch sich die fünf in der alten Heimat verbliebenen Stämme untereinander zu Angriff und Verteidigung vereinigt haben. Man hat darin den Beweis einer besonderen staatsmännischen Veranlagung und mithin einen im Verhältnis zu den übrigen Indianern hervorragend höheren Grad intellektueller Entwickelung sehen wollen. Allein einer solchen Auffassung stehen sehr gewichtige Gründe entgegen. Zunächst steht es keineswegs fest, daß dieses Bündnis das Erzeugnis unbeeinflußter indianischer Geistesentwickelung gewesen ist. Man hat bisher ziemlich allgemein angenommen, die Liga der Irokesen sei schon im 15. Jahrhundert, etwa um 1430, abgeschlossen worden. Je eingehender man sich aber mit der Prüfung indianischer Überlieferung in der Richtung auf die zu Grunde liegenden Thatsachen befaßt hat, desto mehr ist man zu der Überzeugung gelangt, daß alles, was dem schrift- und geschichtlosen Wilden einer unendlich fernen Vergangenheit anzugehören schien, in Wirklichkeit nur um wenige Generationen zurückliegt. Laut der neuesten Berechnung ist die Liga vermutlich erst um 1560 abgeschlossen worden; diese Annahme wird bekräftigt durch die Erzählungen von Zwistigkeiten zwischen den verschiedenen irokesischen Nationen, die kaum einer so fernen Vergangenheit angehören können, wie sie sich aus dem Abschluß der Liga um 1430 ergeben würde. Wenn aber der Bund erst in so später Zeit zu stande gekommen ist, so sind ihm auch die ersten Berührungen mit den Weißen voraufgegangen; seien diese nun freundlicher oder kriegerischer Art gewesen, jedenfalls werden sie einen wesentlich anderen Einfluß auf die Entstehung des Bündnisgedankens ausgeübt haben, als wenn er aus rein indianischen Verhältnissen herausgewachsen wäre.

Ebenso hat man den zum Bunde zusammentretenden Häuptlingen zu viel Ehre angethan durch die Auffassung, welche man von den Zwecken des Bündnisses verbreitet hat. Der Gedanke, daß die Liga dazu bestimmt gewesen sei, ganz allgemein den Kriegszustand aus der Welt zu schaffen und einen ewigen Frieden unter allen Indianern herbeizuführen, steht in so schreiendem Widerspruche zu der gesamten Geschichte des irokesischen Stammes vor wie nach Abschluß des Bündnisses, daß man diese Auslegung unbedenklich als mißverständlich erklären darf. Der übertreibenden Ausdrucksweise der Indianer selbst wird man gewiß eine wörtlich genaue Formulierung dieses Klanges zutrauen dürfen, wenn auch jedenfalls damit nicht mehr beabsichtigt war, als den vorher nur allzu häufigen Zwistigkeiten zwischen den kleinen irokesischen Stämmen ein Ende zu machen. Auch so bleibt noch genug an dem Bündnisse der „Fünf Nationen" übrig, um dem Onondaga-Häuptlinge Hiawatha, der als Vater des Bündnisgedankens gilt, eine ebenso hervorragende Stelle in der Geschichte zu sichern, wie sie ihm durch Longfellows unsterbliches Gedicht in der Litteratur bereitet worden ist. Es gibt in der ganzen Geschichte der amerikanischen Völker, die Kulturvölker durchaus nicht ausgeschlossen, kein zweites Beispiel davon, daß die Eingebornen die Einsicht besessen hätten, den bei ihnen bis zur Unbändigkeit übertriebenen Unabhängigkeitssinn irgend für längere Zeit höheren Gesichtspunkten unterzuordnen (vgl. S. 219 und 232). Wir finden unter den Mexikanern auch Bündnisse stammverwandter Völker; allein diese beruhten weder auf einer so verständigen Grundlage wie die Liga der Irokesen, noch war ihnen eine gleiche Dauer oder ein annähernder Einfluß auf die Geschicke der Nation beschieden. Denn für die Irokesen hatte die selbstverleugnende That ihrer Stammesoberhäupter die Folge, daß ihnen die Vormacht unter ihren Nachbarnationen bis zu dem Zeitpunkte verblieb, wo diese, früher noch als sie selbst, vor dem Eindringen des weißen Mannes zur Bedeutungslosigkeit herabsanken. Und wenn heute die Nationen des Irokesenbundes den höchsten Prozentsatz aufweisen von den Eingebornen, die der europäischen Kultur nicht erlegen

sind, sondern sich mit ihr auszusöhnen und innerhalb dieser sich zu tüchtigen Bürgern eines modernen Staates heranzubilden vermocht haben, so danken sie dies im letzten Grunde der weisen Einsicht ihrer Urväter, die durch den Abschluß jenes Bundes die erste Grundlage einer politischen Ordnung schufen, aus der ihnen Macht über ihresgleichen, Beachtung und Berücksichtigung von seiten der neuen Einwanderer erwuchs.

Als sich die Völker irokesischer Abstammung nach dem Süden auszubreiten begannen, ein Vorgang, der, wie erwähnt, erst den letzten Jahrhunderten vor der Entdeckung Amerikas angehört, gerieten sie nicht nur mit den Algonkin in kriegerische Verwickelung, sondern noch ein anderer Volksstamm wurde von den Irokesen zum Weichen aus seinen bisherigen Wohnplätzen und zum Aufsuchen neuer Gebiete gezwungen. Es sind dies die Völkerschaften vom Stamme der Sioux oder Dakotah, der allerdings in jenen Zeiten noch nicht die Bedeutung besessen zu haben scheint, welche er später für die Regierung der Vereinigten Staaten erlangt hat. Daß auch diese Indianer, berühmt durch den Widerstand, welchen sie im fernen Westen den Ansiedlern im Laufe unseres Jahrhunderts entgegengesetzt haben, ihre ursprüngliche Heimat im Osten der Alleghanies, in Virginia und Nordcarolina gehabt haben, ist eine Entdeckung, welche die Geschichtsforschung der Linguistik zu verdanken hat. Diese hat nämlich in der Sprache der lange Zeit unbeachtet gebliebenen Indianer der mittleren Staaten archaischere Formen desselben Sprachstammes nachgewiesen, dessen jüngere Dialekte westlich des Mississippi in den weiten Gefilden der Sioux und Dakotah gesprochen werden. Schon im Osten waren die Nationen dieser Gruppe fast ausschließlich auf die Jagd angewiesen; es scheint, daß sie sich niemals ernstlich mit dem Ackerbau beschäftigt, noch feste Wohnplätze besessen haben. Wir können sie deshalb auch mit keiner der verschiedenen Provinzen der hügelbauenden Indianer in Zusammenhang bringen. Da sich überdies Erdwerke in ihren jüngeren westlichen Wohnplätzen nur spärlich und an den Grenzen anderer Völkerstämme finden, so müssen wir wohl annehmen, daß sie an der Errichtung dieser alten Kulturmonumente nicht beteiligt gewesen sind. Ein Volk, das so wenig mit der Scholle verwächst, wie diese rast- und ruhelosen Jäger, mußte naturgemäß vor einem energisch vordringenden Feinde rascher das Feld räumen, als die ackerbauenden Algonkin und Cherokees. Ob sie mit den letzteren im Thale des Ohio noch Kämpfe bestanden haben, ist aus der unklaren Überlieferung, die sich bei den Siouxstämmen von dieser Wanderung aus dem Osten erhalten hat, nicht zu erkennen. Jedenfalls gehört diese einer jüngeren Zeit an, als die Trennung der Cherokees von dem irokesischen Hauptstamme. Vermutlich aber berührten sich die Wege beider Völker insofern nur wenig, als die Siouxstämme, am Big Sandy herunterkommend, den Ohio erst an einer Stelle erreichten, welche an der südwestlichen Grenze des Ausbreitungsgebietes der Cherokees lag. Sobald sie dem feindlichen Einflusse der Irokesen entzogen waren, wird auch die Wanderung der Sioux ein langsameres Tempo angenommen haben; Orts- und Flußnamen bestätigen die Überlieferung, daß sich die Stämme an verschiedenen Stellen des Ohiothales zu längerer Rast niederließen. Zu dauernden Ansiedelungen scheint es aber wohl nirgends gekommen zu sein; denn die Europäer haben, als sie dem Ohio abwärts folgten, keine Nationen dieses Stammes mehr an dessen Ufern angetroffen. Die Namen, mit denen die Stammesgenossen selbst die verschiedenen Gruppen benannt haben, spiegeln eine längere Trennung ober- und unterhalb des Flusses wider. Allein, als de Soto den amerikanischen Kontinent durchquerte, stieß er erst jenseit des Mississippi auf Nationen vom Stamme der Sioux: ein Beweis, daß sich die gesamte Wanderung der Völker von den Oststaaten bis an die Grenze des Gebietes, das sie noch in diesem Jahrhundert inne hatten, in vorkolumbischer Zeit vollzogen hat.

Wohl bevölkerten, als die ersten Weißen den Fuß auf amerikanischen Boden setzten, noch manche Völkerstämme dieses weit ausgedehnte Gebiet; allein, was wir von ihnen wissen, ist unendlich wenig. Ist doch selbst das, was mühselige Verfolgung kaum erkennbarer Spuren über die großen Stämme der Algonkin, Muskoki, Iroquois und Sioux zu Tage gefördert hat, so spärlich, daß man es kaum als die Geschichte dieser Stämme bezeichnen kann. Die eifrigen Forschungen, die erst neuerdings auf amerikanischem Boden in Fluß gekommen sind, werden noch manches Denkmal zu Tage fördern, dem auch historische Eigenschaften zuerkannt werden dürfen; aber mehr als einzelne große Züge aus dem Bilde der Vorgeschichte der amerikanischen Indianer wird die Wissenschaft kaum jemals zu ergründen vermögen.

D. Die Indianer des Nordwestens.

Wenn man, von Osten kommend, die Rocky Mountains überschreitet, so betritt man unverkennbar das Gebiet einer anders gearteten Kulturentwickelung. Am auffallendsten ist dies, wenn man am oberen Rio Grande und an den Zuflüssen des Colorado von den Jagdgründen der Büffeljäger in das Gebiet der Pueblo-Indianer übertritt. Bei genauerer Untersuchung jedoch zeigt es sich, daß alle Völker der pazifischen Küste bis hinauf an die Grenze des Eskimogebietes in Alaska eine tiefgehende Übereinstimmung in der Entwickelung ihrer Lebensgewohnheiten aufweisen, durch welche sie trotz linguistischer Verschiedenheiten zu einander in näheren Beziehungen stehen als mit ihren östlichen Nachbarn.

Die Bewohner des äußersten Nordwestens: die Tlinkit, die Haidah und Nootka sind, eine auf nordamerikanischem Boden nicht eben häufige Erscheinung, fast ausschließlich Fischervölker; und zwar sind sie dies offenbar nicht erst unter der Nötigung der sie umgebenden Natur geworden, sondern sie haben sich als solche von Anfang an entwickelt. Wir können das daraus schließen, daß ihnen, trotz einer relativ hohen Entwickelung in ihrer Stammeseigentümlichkeit Überlieferungen fehlen, die auf einen früheren, anders gearteten Entwickelungszustand hinweisen. Als sie zuerst mit den Europäern in Berührung kamen, hatten sie, unabhängig von fremden Einflüssen, eine Menge von Einrichtungen entwickelt, die auf eine sehr lange Zeit allmählich fortschreitender Gesittung schließen ließen. Daß sie gewandte Schiffer und Fischer, geschickte Schiffbauer waren, lag unter den obwaltenden Lebensbedingungen zu nahe, als daß man darauf weitgehende Schlüsse aufzubauen berechtigt wäre. Zwei Dinge aber sind für das Alter ihrer Kultur und die darin erreichten Fortschritte charakteristisch: ihre soziale Gliederung und ihre künstlerischen Neigungen.

Wie ein Teil der Indianer des Ostens, so legten auch die nordwestlichen Eingebornen das Hauptgewicht nicht auf die Familie, sondern auf die gens; sie bewohnten deshalb auch nicht Einzelhäuser, sondern erbauten für alle zusammengehörigen Familien ein Haus, worin den einzelnen nur Abteilungen zustanden. Dieselbe Gemeinsamkeit beherrschte auch außerhalb des Hauses ihr Leben: die Arbeit war gemeinsam, gemeinsam der dadurch erworbene Vorteil. Besonders ausgebildet war bei ihnen das System der Totems (vgl. oben, S. 50 und 205), jener von den lebendigen Dingen abgeleiteten Stammessymbole, denen eine dem Fetischkultus ähnliche Verehrung von allen Gliedern des Stammes, aber auch nur von diesen erwiesen wurde. Diese Totems haben jedenfalls auch an der Entwickelung der künstlerischen Bestrebungen ihren Anteil besessen; denn die Darstellung der Stammesfetische (zum Teil in riesigen Dimensionen, wie auf den hölzernen Ahnensäulen der Haidah und Bellacoola) ist eine der häufigsten Bethätigungen ihres Kunstsinnes, der sich dazu die verschiedensten Rohstoffe, als Holz, Stein, Bein,

nicht aber den Thon, dienstbar zu machen wußte. Aus den Stammesgliederungen hatte sich nun mit der Zeit noch eine viel entwickeltere gesellschaftliche Einteilung herausgebildet. Fast alle Indianer des Nordwestens kannten die Sklaverei, und zwar in ihrer ausgeprägtesten Form, wonach der Sklave sachliches, also verkäufliches Eigentum seines Herrn ist. Dies setzt schon eine höhere Entwickelung der Begriffe Stamm, Familie und Eigentum voraus, als wir sie bei vielen anderen Indianervölkern finden, deren Sklaven fast ausschließlich Kriegsgefangene waren, die entweder einem martervollen Tod oder einer Verschmelzung mit dem Stamm entgegengingen. Für die nämliche Entwickelung spricht es, daß fast alle diese Völker einen mehr oder minder ausgebreiteten Handel trieben (die Sahaptin zogen vom oberen Kolumbia bis an den Missouri) und sich darin sogar des Muschelgeldes als eines bestimmten Wertausgleiches bedienten, das auf dem größten Teile der pazifischen Küste bis an die Grenze der mexikanischen Kulturstaaten Geltung gehabt zu haben scheint. Endlich sind alle pazifischen Stämme, obwohl der Ackerbau infolge der klimatischen Verhältnisse ihnen teils ganz unbekannt blieb, teils nur eine untergeordnete Rolle spielte, seßhaft gewesen; und zwar in der eigentümlichen Art, daß sie festere aus Stein und Erde erbaute Winterwohnungen besaßen, zu denen sie stets zurückkehrten, daneben aber in den Zeiten des Fischfanges an verschiedenen Stellen flüchtigere Sommerwohnungen errichteten. In allen diesen Eigentümlichkeiten herrscht unter den Indianern des westlichen Nordamerika (wenn man von der Einsprengung einer Anzahl auffallend niedriger entwickelter Stämme im mittlern Kalifornien absieht) eine weitgehende Übereinstimmung, die sich keineswegs auf die vom Fischfang lebenden Küstenstämme beschränkt, sondern zahllose Berührungspunkte mit den weiter im Süden und im Osten wohnenden Ackerbau-Stämmen aufweist. Hier müssen Zusammenhänge existiert haben, die über den Einfluß nachbarlichen Beisammenwohnens unter ähnlichen Lebensbedingungen hinausgehen.

E. Die Pueblovölker.

Südlich und südöstlich von dem Gebiete der Nordwest-Indianer, durch eine Anzahl kleiner, zum Teile noch auf sehr niedriger Entwickelungsstufe stehender Stämme von ihnen getrennt, befindet sich abermals ein weites Gebiet einer gleichartigen Kulturentwickelung, die seit den ältesten Zeiten das Interesse der Forscher in ungewöhnlichem Maß auf sich gelenkt hat: das Gebiet der Pueblo-Indianer. Reste dieser Völker haben sich durch alle Wechselfälle der kolonialen Kriege hindurch bis auf den heutigen Tag erhalten, und zwar unter Umständen, die es ermöglichen, noch jetzt unter ihnen die Spuren ihrer alten Kultur zu studieren. Die kühnsten geschichtlichen Mutmaßungen sind mit diesen Völkerschaften in Verbindung gebracht worden. Wie die Mound-builders, sollten auch sie in vorgeschichtlicher Zeit ein mächtiges und ausgedehntes Reich mit hochentwickelter Gesittung gebildet haben. Weit unmittelbarer, als dies in den Thälern des Ohio und Mississippi möglich war, brachte man sie mit den mittelamerikanischen Kulturstaaten der Tolteken und Azteken in Verbindung. Eine eigentümliche Tradition der letzteren kam dem in merkwürdiger Weise zu Hilfe.

Als die Spanier nach der Eroberung Mexikos die aztekischen Priester und Schriftgelehrten nach der Vorgeschichte ihres Volkes ausforschten, wußten diese folgendes zu berichten. Sie wären in fernen Zeiten aus einem Ort Aztlan, der weit im Norden an einem großen See gelegen sei, aufgebrochen, hätten sich, während zahlloser Jahre der Wanderung in einzelne Stämme zerklüftet, an den verschiedensten Plätzen zeitweilige Niederlassungen begründet und sich endlich am See von Mexiko niedergelassen, um die Stadt Tenochtitlan zu begründen. Diese Überlieferung

ist durch mehrere Jahrhunderte hindurch phantastisch ausgebeutet worden. In dem großen Wasser, an dem Aztlan lag, wollte man eine Erinnerung an das Gebiet der großen nordamerikanischen Seen erblicken, und ein findiger Amerikaner hat sogar einer Gruppe von Erdwerken in Wisconsin den Namen Fort Aztlan beigelegt. Als Stationen der Azteken galten alle die Bauwerke eines unerklärten Kulturtypus, die sich nördlich von den Grenzen des mexikanischen Reiches bis in das Seengebiet vorfanden. Ob aber dieser Tradition überhaupt nachweisbare thatsächliche Verhältnisse zu Grunde liegen, ist sehr zweifelhaft. Was die Verbreitungsrichtung einer höheren Kultur anlangt, so werden wir in der Geschichte der zentralamerikanischen Völker auf Thatsachen stoßen, die mit der aztekischen Überlieferung schwer vereinbar sind (vgl. unten, S. 252 f.). Daß sich aber in der Legende ein verschwommenes Bewußtsein an eine vorgeschichtliche Verwandtschaft zwischen dem aztekischen Kulturvolk und seinen nördlichen, in der Gesittung noch nicht zu gleicher Höhe vorgeschrittenen Nachbarn widerspiegeln könnte, darf man doch auch nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Man glaubt, sprachliche Verwandtschaft mit den Völkern des Nahuastammes, deren berühmtestes die Azteken Mexikos geworden sind, bis in das Herz des Pueblogebietes, bis zu der von den Spaniern Tusayan genannten, heute unter dem Namen des Hauptortes Moqui bekannteren Städtegruppe verfolgen zu können. Ähnlichkeiten in Lebensgewohnheiten, religiösen Vorstellungen und alten Überlieferungen sind in allen diesen Stämmen unverkennbar. Aber nicht minder unzweifelhaft, wenn nicht noch gewichtiger, sind die Anklänge gleichen Charakters zwischen den Pueblo-Indianern und ihren nördlichen Nachbarn. So käme man schließlich zu dem Resultate, in den ganzen Völkermassen von Alaska bis nahe an den Isthmus heran die Glieder *einer* großen Völkerfamilie zu erblicken, die freilich (wegen der bis zur Negation jedes Zusammenhanges gediehenen sprachlichen Spaltung) schon seit uralter Zeit in verschiedene Zweige auseinander gebrochen sein müßte.

Wenn man in Betracht zieht, mit welcher Unerschütterlichkeit namentlich halbzivilisierte Völker festhalten an allem, was mit ihren religiösen Vorstellungen zusammenhängt, oft auch dann noch, wenn die Vorbedingungen schon längst verschwunden sind, auf denen die traditionellen Einrichtungen beruhten, so ist es jedenfalls bemerkenswert, daß gerade auf diesem Gebiete merkwürdige Übereinstimmungen bei den Indianern des Nordwestens und den Pueblovölkern entdeckt worden sind. In dem ganzen Gebiete der letzteren ist der geheiligte Raum, in welchem ein großer Teil der religiösen Zeremonien abgehalten, die anderen mindestens vorbereitet werden, die ihrer eigentümlichen Bauart wegen von den Spaniern mißverständlich so genannte estufa. Die Pueblo-Indianer nennen den Raum Kiwa. Die Bauart der Kiwa weicht in den wichtigsten Punkten ganz erheblich von allen anderen Bauwerken der Pueblo-Indianer ab. Sie liegt stets mehr oder weniger abseits von den eng aneinander und übereinander gebauten Räumen, woraus sich ein Pueblo (Dorf) zusammensetzt. Eigentümlich ist ihr, daß sie mindestens teilweise, oft aber ganz und gar unter die Erdoberfläche versenkt und nur mit einer Leiter zugänglich ist, die von einem in der Mitte der Decke aufgemauerten Eingang hinabführt. Die Kiwa ist für die Indianer der Pueblos dasselbe wie das Versammlungshaus der östlichen Indianer: hier kommen die Männer zur Beratung gemeinsamer Angelegenheiten, besonders aber zur Vorbereitung und Verrichtung ihrer religiösen Bräuche zusammen. Auch heute bestehen in den noch von Indianern bewohnten Pueblos eine ganze Anzahl solcher unterirdischen Versammlungshäuser, die, soweit die Missionsthätigkeit mit den Resten der ursprünglichen Bräuche noch nicht aufgeräumt hat, den alten Zwecken dienen. Wenn wir diese Kiwas mit denen vergleichen, die sich in den Ruinen der alten, längst in Trümmer gefallenen Indianerstädte

vorfinden, so zeigt es sich, daß die Jahrhunderte langen Einflüsse des Verkehres mit den Weißen fast nichts an der Kiwa zu ändern vermocht haben.

In den bewohnten Pueblos, auch schon in manchen, welche aller Wahrscheinlichkeit nach, ohne von einem europäischen Fuße betreten worden zu sein, in Trümmer sanken, ist die Kiwa ein rechtwinkeliger Raum; dagegen finden sich in den Ruinen, und zwar je älter sie sind, desto ausschließlicher Kiwas von kreisrunder Form, obgleich alle Wohnräume derselben Ruinen rechteckig und kreisförmige Gebäude in der ganzen Puebloregion nur selten als Türme vertreten sind. Die kreisförmigen Kiwas vertreten unzweifelhaft einen älteren Typus. Während nämlich die vierseitigen Kiwas bis zu den das Dach bildenden Pfosten mit Stein ausgemauert, sorgfältig mit Bewurf verkleidet und sauber getüncht sind, reicht die Steinmauer der runden Kiwas nur bis zu drei Vierteln der Gesamthöhe. Diese wird dann vollends erreicht durch ineinandergreifende horizontale Balkenlagen, die der Rundung durch Vieleckigkeit nahe kommen und ganz so konstruiert sind, wie die Balkenlagen des Blockhaus-Bautypus, den die Pioniere des Westens den Indianern abgelauscht haben (vgl. oben, S. 208). Diese Form der Kiwa ist jedenfalls eine Reminiszenz aus der Zeit, wo die Pueblo-Indianer noch nicht die geschickten Baumeister waren, als die sie nachmals berühmt geworden sind. Unverkennbar weisen die Versenkung unter die Erde (ein Brauch, durch den die Indianer verschiedener Gegenden ihrer Wohnung größere Höhe und stärkeren Schutz gegen die Elemente zu geben suchten) und die Balkenkonstruktion auf andere Lebensverhältnisse hin; verständlich aber ist es, daß sich gerade nur in diesen, dem religiösen Gebrauche dienenden Räumen, den Indianern selbst längst nicht mehr verständlich, die Erinnerung an Daseinsbedingungen erhalten hat, von denen fast jede Spur in ihrem übrigen Leben verloren gegangen ist.

Nun ist es unzweifelhaft sehr beachtenswert, daß sich runde wie viereckige Häuser, zu einem Teil in die Erde eingegraben, mit Steinplatten ausgesetzt und, wenigstens teilweise nur durch eine Öffnung im Dache zugänglich, als Wohnplätze verschiedener kalifornischer Indianervölker vorfinden, die weder sprachlich, noch ethnographisch mit den Pueblo-Indianern in sonderlich engen Beziehungen stehen. Wenn aber nun diese nämlichen kalifornischen Stämme, wie die Pueblo-Indianer, in ihren religiösen Zeremonien gewissen, fast an theatralische Vorstellungen erinnernden Tänzen einen auffallend breiten Raum einräumen, die bei beiden, wenn nicht in dem gemeinsamen Wohnraum ausschließlich aufgeführt, doch dort in einem künstlich verhangenen Teile vorbereitet wurden und dorthin wieder zurückkehrten, wenn in diesen Tänzen ganz analoge Masken von der Eigentümlichkeit einer Schlange, eines Skelettes und anderes mehr wiederkehren, so ist man berechtigt, einen gemeinsamen Stock traditioneller Vorstellungen bei diesen Völkern anzunehmen, der nicht auf späterer Aneignung oder Übertragung beruht, sondern auf eine ursprüngliche Verwandtschaft zurückgeht.

Das Gebiet der Pueblo-Indianer bezeugt in seinen Altertümern ein Fortschreiten von Norden nach Süden unter einer mäßigen, nicht ganz sich verleugnenden Entwickelung seiner Kultur. Daß man in den Steinbauten der Cliff-Dwellers in den schwer zugänglichen Hohlthälern der das zentrale Plateau durchbrechenden Flüsse Wohnungen derselben Völkerstämme zu sehen hat, deren letzte Reste heute als Zuñi und Moqui die Pueblos der Regionen von Cibola und Tusayan bewohnen, ist über allem Zweifel erhaben. Der Übergang zwischen den architektonischen Formen ist unverkennbar, auch der Zusammenhang zwischen Felsenwohnungen und Hausbauten auf dem Hochplateau wie in den Flußthälern durch Ausgrabungen klar erwiesen. Auch die zeitliche Aufeinanderfolge. Man darf allerdings nicht außer Augen lassen, daß sich auch die Wanderungen der Pueblo-Indianer infolge der Seßhaftigkeit der fast ausschließlich

vom Ackerbau lebenden Stämme langsam vollzogen haben. Ja, es traten zu Zeiten Ereignisse ein, welche geradezu eine rückläufige Bewegung in solchem Umfange hervorgerufen haben, daß die Wanderer in längst verlassene Gebiete wieder zurückkehrten und die zum Teil schon zu Ruinen gewordenen Wohnungen aufs neue einnahmen. Solche Vorgänge werden uns in den Traditionen der heutigen Pueblo-Indianer noch aus Zeiten berichtet, die nach ihrem ersten Zusammentreffen mit den Spaniern um die Mitte des 16. Jahrhunderts anzusetzen sind. Allein wenn auch die nördlichsten Zeugen der Pueblokultur, die Höhlenruinen, eine architektonische Ausbildung verraten, welche der nichts nachgibt, die uns in den sorgfältig gebauten Pueblos der Engthäler des Chaco und Chelley entgegentritt, so beweisen doch die anderen Altertümer einen älteren Typus bei den nördlichen und eine jüngere Fortentwickelung bis zu den seit langer Zeit rückschrittlichen Pueblo-Indianern der Gegenwart.

Vor allem erlaubt uns die Töpferei einen weiteren Blick in die Vorgeschichte dieser Völker zu thun. Es ist kein Zufall, daß die nordkalifornischen Stämme, die doch Holz und Stein kunstvoll zu bearbeiten verstanden und auch sonst durchaus nicht mehr die unterste Staffel kultureller Entwickelung einnahmen, keine Töpferarbeit gekannt haben. Die Kunst des Töpfers gelangt erst da zur Entwickelung, wo die Natur das unentbehrliche Wasser nicht mehr reichlich spendet und der Mensch auf die Beschaffung und Bewahrung eines Wasservorrates angewiesen ist. Für die Fischervölker genügt noch das leichter zu erzeugende Flechtwerk, zu dem ihnen die Natur überdies im Schilf und in den Wasserschlinggewächsen ein geeignetes Material beschert hat. Daraus haben sie Körbe gemacht, die selbst dafür ausreichten, durch Hineinwerfen glühender Steine die Fische zu kochen. Dauernd verwahren aber ließ sich das Wasser in diesen Gefäßen nicht; und mit der Wanderung in trockenere Gegenden entstand und befriedigte sich das Bedürfnis durch die Erfindung der Töpferei, deren Entwickelung aus der Spinnerei und Korbflechterei bei der eigentümlichen Art, wie die Indianer des Nordens wie des Südens ihre Töpfe aus einem endlosen Faden von Thon aufbauten, unverkennbar ist.

Wenn der ferne Nordwesten die gemeinsame Heimat der kalifornischen und Pueblo-Indianer ist, so trat die Entwickelung der letzteren zu einem Töpfervolke ersichtlich erst ein, nachdem die Trennung der Gruppen vollzogen war. Diese Station ist in den Altertümern noch nicht wieder aufgefunden. Die Pueblovölker treten uns auch in ihren ältesten nördlichen Sitzen bereits auf einer achtenswerten Entwickelungsstufe nicht nur als Architekten, sondern auch als Töpfer entgegen. In den mittleren Pueblogegenden, am Chaco und Chelley, erblicken wir dann einen weiteren Fortschritt, während in dem erst kurz vor der Ankunft der Spanier zerstörten Sikyatki (unweit Moqui) der Höhepunkt ihrer künstlerischen Thätigkeit erreicht ward. Dafür fehlt es nicht gänzlich an einer Erklärung. Wie schon erwähnt, werden die Völkerstämme des Westens in der Breite der kalifornischen Halbinsel von Nationen niederster Gesittung durchbrochen. Die Spuren eines Kampfes gegen diese finden sich nicht nur im Süden in den Höhlenwohnungen und den Pueblos auf leicht zu sperrenden Zungen der Hochebenen, sondern Wohnplätze, die mit den Pueblos auffallend übereinstimmen, finden sich auch im Norden bis hinauf zu den Haidah: ein Beweis, daß sie sich gegen das Andrängen feindlicher Stämme zu sichern suchten. Wahrscheinlich gab dieser erste Angriff von athabaskischen oder Tinnéstämmen (als solche müssen wir sie trotz der bisher nur dürftig nachgewiesenen sprachlichen Verwandtschaften ansehen) zwar nicht den ersten Anstoß, wohl aber die Entscheidung für die Richtung und künftige Weiterentwickelung der nach Süden verdrängten Stämme, denen wir in der Geschichte zuerst wieder an der Mesa Verde und am San-Juan-Flusse begegnen.

Die Annahme, daß das gesamte Gebiet der Pueblos vom Mancosfluß im Norden bis zur Gilamündung im Süden, vom Rio Pecos im Osten bis zum Colorado im Westen jemals ein einheitliches Staatengebilde ausgemacht habe, ist ebenso hinfällig wie die ähnliche Hypothese über die Region der Mound-builders. Die staatsmännische Kunst der amerikanischen Eingebornen hat fast an keiner einzigen Stelle zur Bildung, geschweige denn zur Aufrechterhaltung eines umfänglichen Reiches genügt (vgl. S. 212 u. 232). In dem Gebiete der Pueblos herrschte wahrscheinlich während der ganzen Zeit seiner Kulturblüte dasselbe System *kleiner*, auf der Grundlage gentilischer Zusammengehörigkeit beruhender *Gemeinwesen*, welches die Spanier bei der Entdeckung daselbst antrafen; seine Reste lassen sich noch aus den Überlieferungen der Pueblo-Indianer trotz der durch das Zusammenschmelzen der Bevölkerung veranlaßten Mischungen unschwer erkennen. Es wurzelt im Boden. Ihr primitiver Ackerbau, der allerdings in einem guten Jahre hinreichenden Ertrag für 2—3 Jahre geliefert haben soll, duldete doch unter den klimatischen Schwierigkeiten des Geländes keine größere Anhäufung von Menschen. Allerdings war das Pueblogebiet in früheren Zeiten dichter bevölkert als gegenwärtig; aber als die Spanier zuerst hier eindrangen, scheint es seine Blütezeit schon hinter sich gehabt zu haben. Denn wenn auch die ältesten Berichte noch die Zahl von 70 oder 71 größeren und kleineren Städten der Pueblo-Indianer anführen, so liegen diese doch ausnahmslos in dem südlichen und östlichen Teile der Puebloregion, derselben, die noch heute zum Teile von den Nachkommen der alten Eingebornen bevölkert ist, während das mittlere und nördliche Gebiet, in welchem sich die architektonisch vollendetsten Bauwerke gefunden haben, schon damals wie heute verlassen gewesen und in Trümmer gefallen zu sein scheint. Wenn nun vielleicht auch manches der südlichen Pueblos noch nicht bestanden haben mag, als die nördlicheren erbaut und bewohnt wurden, so spricht doch der Umstand, daß die letzteren auch technisch die hervorragendsten sind, unbedingt dafür, daß uns die südlichen Völker schon den Beginn eines Verfalles vorführen, der, wie er sich in der Qualität darstellt, so auch quantitativ angenommen werden muß. Denn eine höchste Kulturentwickelung folgt zwar manchmal noch den ersten Spuren des Verfalles einer Nation, geht aber wohl niemals dem Höhepunkte materieller Entwickelung voraus.

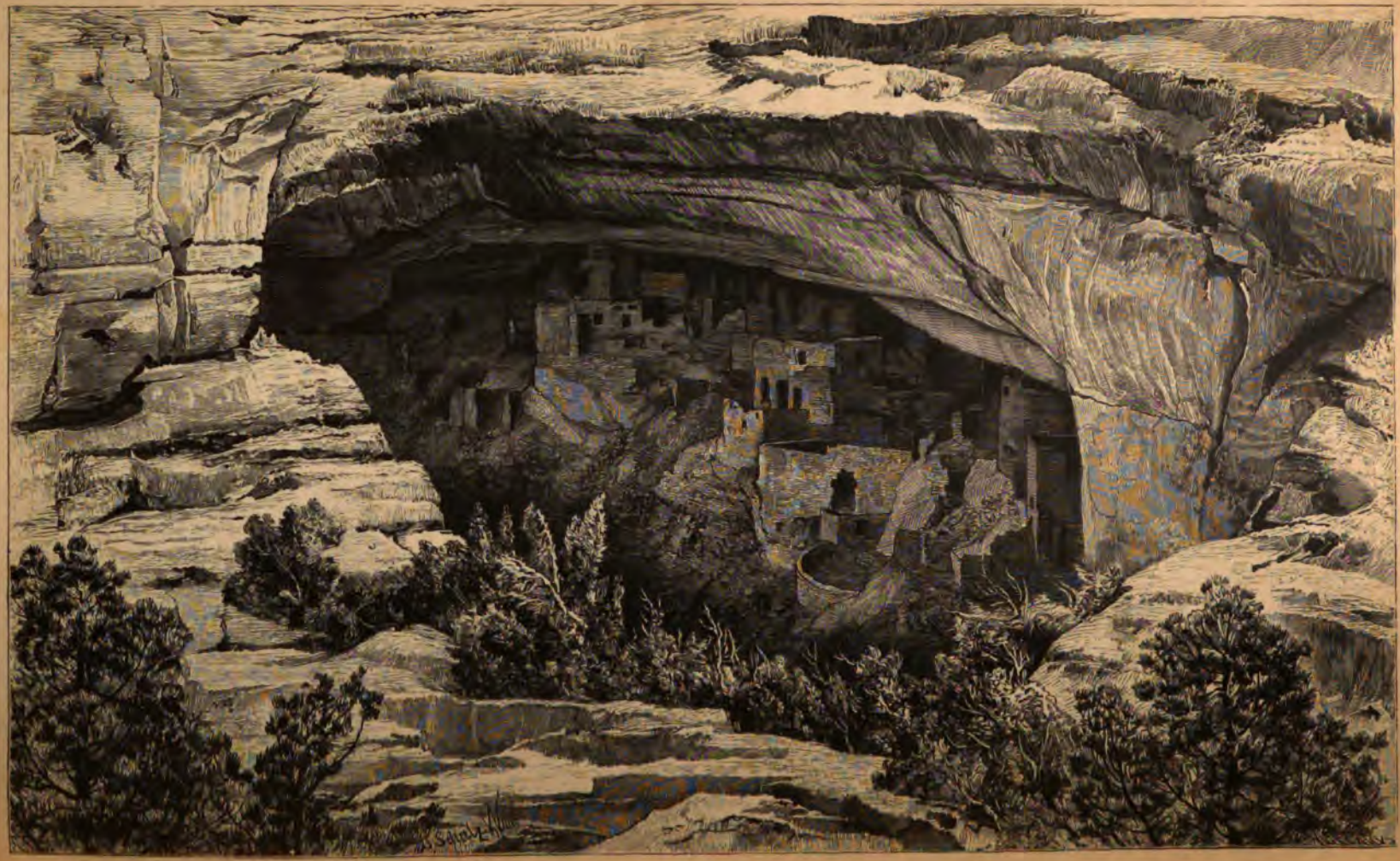
Auf den Verlauf der Geschichte der Pueblo-Indianer haben die Eifersüchteleien und Fehden der kleinen Gemeinwesen untereinander verhängnisvoll eingewirkt. Ihren Anlaß fanden diese immer von neuem in den äußeren Verhältnissen, in der Beschränktheit der anbaufähigen Flächen und der ungenügenden Menge der Feuchtigkeit, deren sorgsamste Verwendung allein den Boden ertragfähig, das Land bewohnbar machen konnte. Diese äußeren Bedingungen sind für die Entwickelung der Pueblokultur in ähnlicher Weise maßgebend gewesen wie für die mit gleichen klimatischen Schwierigkeiten kämpfenden Bewohner von Peru. Wir finden deshalb hier wie dort nicht nur überraschend kunstvolle und ausgedehnte Bauten für *künstliche Bewässerung* und Wasserverteilung, sondern wir dürfen nach Analogie der peruanischen Verhältnisse und auf Grund der bestehenden Sitten der heutigen Pueblovölker auch auf eine sorgsame Ausbildung und Überwachung eines Wasserrechtes bei den alten Pueblovölkern schließen. Auf einen fortgesetzten Kampf mit der Trockenheit weisen nicht nur die Erinnerungen der heutigen Indianer, nicht nur die Ruinen der alten Bauten hin: die Abhängigkeit von dem befruchtenden Naß bildet einen so hervorstechenden Zug in dem gesamten, ausgeprägt entwickelten religiösen Systeme dieser Völker, daß man annehmen muß, die klimatischen Verhältnisse seien schon damals wenig anders geartet gewesen als jetzt. Allerdings haben die Ausgrabungen in den Ruinen manchmal die Existenz von alten Wasserstellen darin oder daneben erwiesen,

und manchmal hat es nur mäßiger Arbeit durch Beseitigung von Sand und Trümmern bedurft, um die Ergiebigkeit der Quellen beträchtlich zu steigern. Daß es aber ein Volk, dessen ganze Existenz von dem Erhalten des befruchtenden Nasses abhing, an allen zu dessen Vermehrung dienlichen Arbeiten nicht wird haben fehlen lassen, das wird auch durch die Auffindung künstlicher Behälter und ähnlicher Bauten unzweifelhaft bezeugt.

In der Veränderlichkeit der Wasserverhältnisse das einzige Motiv für die Wanderungen der Pueblovölker sehen zu wollen, wäre trotzdem falsch, weil diese Wanderungen nicht aus den trockenen Gegenden in die begünstigteren, sondern gerade umgekehrt aus dem Waldlande heraus mehr und mehr in die dürre Sandsteppe führen. War es auch nur eine Hypothese, daß der Anstoß zu der Südwärtsbewegung der Pueblo-Indianer von dem Einbruche der zentralkalifornischen Wilden ausging, so kann es doch kaum einem Zweifel unterliegen, daß für den weiteren Verlauf dieser Wanderungen das Nachdrängen ähnlicher feindlicher Völkerschaften ausschlaggebend war. Wenn die großartigen Ruinen der Thäler des Chaco und Chelley zum Teil zu einer nachhaltigen Verteidigung nicht sonderlich geeignet sind, so beweist das nur, daß sich zur Zeit ihrer Erbauung der Druck einer feindseligen Bevölkerung noch nicht bis zu ihnen erstreckt hat. Das ist aber leicht erklärlich, wenn man annimmt, daß die Bauten in jenen Thälern, unter denen auch Höhlenbauten noch ziemlich zahlreich vorkommen, zu einer Zeit entstanden sind, wo die nördlicheren, fast ausschließlich geschützt liegenden Ansiedelungen, besonders die zahlreichen und ausgedehnten Höhlenwohnungen am Rio Mancos und anderen nördlichen Zuflüssen des San Juan noch bewohnt und geeignet waren, eine Grenzwehr gegen räuberische Wilde zu bilden.

Wir sind nach europäischen Begriffen sehr geneigt, uns unter Höhlenbewohnern nur Menschen auf der niedersten Stufe der Kultur vorzustellen. Das aber waren die Cliff-Dwellers des nordamerikanischen Westens nicht im entferntesten. Seßhaft, fast nur vom Ackerbau lebend, waren sie schon dahin gelangt, Haustiere zu halten; sie waren als Korbflechter, als Weber, als Töpfer fast all ihren Nachbarvölkern überlegen. Waren sie es doch, die, wie die Mexikaner, jene kunstvollen federbekleideten Gewebe herstellten, welche das höchste Erstaunen der Europäer erweckten. Ihre Töpferarbeit ist in der Reinheit und Einfachheit der Formen und Verzierungen durchaus allem, was ihre Nachbarn leisteten, ebenbürtig.

In einer Kunst aber waren die Pueblo-Indianer allen Völkern des nördlichen Kontinentes, die Azteken eingeschlossen (nur die Maya, und auch diese nur zum Teil, ausgenommen), überlegen: in der Baukunst. Ein Volk, welches in die Höhlen hinein Bauten zu errichten im stande war, wie den von Gustaf Nordenskiöld in einem Seitenthale des Mancos entdeckten Palast (s. die beigeheftete Tafel „Der Cliff-Palast im Cliff-Palast-Cañon, Südwest-Colorado"), das war kein rohes Naturvolk mehr; das war ein Volk, das, wenn man es nicht den Kulturvölkern beizählen will, mindestens nahe daran war, ein solches zu werden. Die Natur hatte freilich selbst das Beste dazu gethan, um die Bewohner dieses Landstriches zu Baumeistern zu machen. In dem Sandsteine, der in Lagen von verschiedener Widerstandsfähigkeit die Engthäler der meisten Gewässer des nordwestlichen Plateaulandes einfaßt, war den Eingebornen ein Stoff geboten, der sich fast von selbst formte. Das Gestein brach zu einem beträchtlichen Teil unter dem Einflusse der atmosphärischen Gewalten in Stücken nieder, die nur einer geringfügigen Bearbeitung bedurften, um zum Hausbau Verwendung zu finden. Die rohesten Bauten: Substruktionen, wie sie auch am Cliff-Palast zu sehen sind, wurden denn wohl auch nur durch Aufschichten der für ihren Zweck ausgewählten Steine hergestellt; aber von diesen einfachsten



Der Cliff-Palast im Cliff-Palast-Cañon, Südwest-Colorado.
(Nach G. Nordenskiöld, The Cliff Dwellers of Mesa Verde.)

Anfängen haben sich nur wenige Spuren erhalten. Zumeist ist das Material mit großer Sorgfalt in die passenden Formen gerichtet, die Schichtung durch ein wenig sichtbares, aber genügend festes Bindemittel gesichert, jede Fuge mit kleinen Steinen so sorgfältig verkittet, daß die Außenflächen der Bauten nicht nur jahrhundertelang den Einflüssen der Witterung widerstanden haben, sondern noch heute fest und glatt zu sein scheinen.

Überdies erreichten die Pueblo-Indianer noch zwei architektonische Fertigkeiten, in denen ihnen wenige Völker der Neuen Welt es gleichgethan haben: die Schichtung des Materials in Streifen von gleicher Größe — ein Fortschritt, den sie vielleicht den langhinstreichenden Schichten im Gestein ihrer Heimatsthäler absahen — und das Verschränken der Fugen, eine Kunst, die selbst die Maya-Architekten von Chichen-Itza nicht verstanden haben. Eine solche Fertigkeit setzt natürlich eine lange Kunstübung voraus; aber die Spuren der Entwickelung vermögen wir nicht zu verfolgen. Neben der Fülle der natürlichen Hilfsmittel waren unzweifelhaft die Wanderungen der Pueblo-Indianer für die Entwickelung ihrer architektonischen Kenntnisse außerordentlich fördernd, indem sie ihnen Gelegenheit boten, die im Laufe einer Bauperiode gemachten Erfahrungen bei der Errichtung einer neuen Niederlassung von vornherein in Betracht zu ziehen. Allein die Wanderungen, die wir in geschichtlichen Zeiten in einer Richtung von Norden nach Süden als wahrscheinlich annehmen mußten, kommen in dieser Beziehung nicht in Betracht. Im Gegenteil, die Bauten der nördlichen und mittleren Pueblogegion, beispielsweise der Cliff-Palast und die im Chacothale gelegenen Ruinen von Kintiel, Pueblo Bonito und Nutria weisen neben den Spuren höheren Alters die höchste Entwickelung der Pueblobaukunst auf, während die jüngeren Ansiedelungen desselben Gebietes und weiter im Süden entschieden schlechter und flüchtiger gebaut sind, obwohl ein Mangel des Materials keineswegs dafür die Erklärung zu geben vermag. Es bleibt daher nichts anderes übrig als anzunehmen, daß diese Bauten ausgeführt wurden zu einer Zeit, wo sich die Lebensbedingungen der Pueblo-Indianer schon ungünstig verändert hatten. Da aber auch diese Bauten noch einer Zeit entstammen, welche der Entdeckung durch die Spanier voraufging, so kommen wir abermals zu dem Schlusse, daß die Blütezeit der Pueblovölker im 16. Jahrhundert bereits vorüber war.

Daraus ergibt sich aber die weitere Folgerung, daß die Wanderungen der Pueblo-Indianer nicht freiwillige gewesen sein können. Indem man allzusehr die Vorstellungen moderner Kriegführung auf die alten Zeiten übertrug, hat man die Defensivkraft der Pueblostädteanlagen für so unzulänglich erklärt, daß man ihnen die Absicht der Verteidigung geradezu abgesprochen hat. Doch wenn man auch nur die Angriffs- und Abwehrwaffen der Pueblo-Indianer berücksichtigt, die in der Kulturentwickelung jedenfalls ihren Gegnern beträchtlich überlegen waren, so zeigt es sich schon, daß sehr primitive Verteidigungsmittel genügen mußten. Der Krieg der Indianer untereinander hat zu allen Zeiten im unvermuteten Überfall bestanden; eine Belagerung, auch nur von Tagen, oder gar ein künstliches Abschneiden der unentbehrlichen Hilfsmittel, besonders des Wassers, wie es bei fortschreitender Kriegstechnik selbstverständlich zu einer gefährlichen Waffe werden mußte, brauchen wir für die Kriege, denen die Pueblo-Indianer ausgesetzt waren, kaum ernstlich in Frage zu ziehen. Die Überfälle des Gegners bezweckten eine unmittelbar verwendbare, leicht zu transportierende Beute und eventuell Gefangene, vor allem weiblichen Geschlechts oder jugendlichen Alters, zu machen. Gewiß wird der Feind auch die Ernten der Pueblo-Indianer in diesen Kämpfen zu schädigen versucht haben; allein ein Einheimsen selbst der reifen Frucht war mit den Hilfsmitteln dieser Naturvölker noch immer eine verhältnismäßig zeitraubende Arbeit, die der räuberische Apache oder Navahoe vorher von dem

Pueblo-Indianer selbst besorgen ließ; er holte viel lieber die fertige Ernte aus dem Hause, als die reife vom Felde. Gegen einen plötzlichen Überfall aber boten selbst die Pueblos, welche nicht in den unzugänglichen Höhlen der Engthäler oder auf den leicht abzusperrenden Vorsprüngen der Plateauränder, sondern auf dem flachen Boden der Flußthäler oder in den Ebenen am Fuße des Tafellandes gelegen sind, hinreichenden Schutz. Ihre massige Bauweise sorgte dafür, daß stets eine größere Anzahl von Bewohnern gleichzeitig bedroht, also auch leicht zu gemeinsamer Verteidigung vereinigt war. Überdies sind die älteren Pueblo-Anlagen weit mehr noch als die gegenwärtig bewohnten in der Weise geschlossen gebaut, daß sie nach außen eine ununterbrochene Wand in der Höhe mehrerer Stockwerke aufweisen, während sie von einem mittleren Hofe in terrassenförmig aufsteigenden Etagen sich erheben. War schon der Zugang zu diesem Hofe in den meisten Fällen unschwer zu verteidigen, so besaß außerdem das unterste Stockwerk keine auf den Hof sich öffnenden Zugänge, sondern erst von der nur auf Leitern erreichbaren ersten Plattform erlangte man Zutritt zu den Räumen der Einwohner. Natürlich lernten die Gegner im Laufe des Kampfes auch ihrerseits, und wenn die Gefährlichkeit ihrer Angriffe und ihre Zahl in demselben Maße wuchs, wie die Kraft der Verteidiger unter der Ungunst äußerer Umstände erlahmte, so mußten schließlich die durch ihre gesittetere Lebensweise physisch schwächeren Pueblo-Indianer den robusteren und abgehärteteren Söhnen der Wildnis erliegen; aber nur durch Umstände, die mit der größeren oder geringeren Verteidigungsfähigkeit ihrer Ansiedelungen nicht ausschließlich zusammenhängen.

So müssen wir uns jedenfalls den Kampf vorstellen, welcher nach und nach die Kultur der Pueblovölker auf einem bedeutenden Teil ihres alten Gebietes vernichtete. Sie waren von Norden und Osten von Indianervölkern umgeben, die zu den wildesten und gewaltthätigsten des ganzen Kontinentes gehörten. Die Apachen und Navahoes haben sich noch den angelsächsischen Pionieren des Westens in unserem Jahrhundert furchtbar gemacht, und Nationen von gleicher Abstammung waren es, welche das Pueblogebiet von verschiedenen Seiten her umgaben. Schon als die Spanier zum ersten Male das Gebiet betraten, hörten sie von der unversöhnlichen Feindschaft zwischen den Pueblo-Indianern und ihren Nachbarn und wurden selbst mitleidend in sie hineingezogen. Wie in geschichtlichen Zeiten die friedliebenden Einwohner der Pueblos im beständigen Kampfe lagen mit den flüchtigen Räubern der Prärie, so haben gewiß auch ihre Vorfahren schon mit den Vorfahren jener um ihre Existenz gekämpft.

Man hat aus dem Umstande, daß zwischen den Navahoes und den nördlichen Pueblo-Indianern in der Gegenwart eine ausgesprochene Verwandtschaft in Körperformen und mancherlei Lebensgewohnheiten herrscht, den Schluß ziehen wollen, daß man in jenen nicht so sehr einen den Pueblo-Indianern feindlichen Stamm zu sehen habe, als vielmehr eine verwandte Nation, die einst selbst Ansiedelungen im Pueblogebiete bewohnt habe und erst durch feindselige Bedrängung zu einem schweifenden Räubervolke geworden sei. Aber auch dann ist die Pueblokultur dem Andrange feindlicher Nachbarn erlegen; es wären dann eben nur andere Nachbarn gewesen, als die Navahoes. Seit dem vorigen Jahrhundert allerdings sind diese dafür bekannt, daß sie einen wenn auch beschränkten Ackerbau treiben, daß sie von allen Indianern des Westens die größten Herden von Pferden und Schafen besitzen, und daß ihre Squaws aus Schafwolle die schönsten buntfarbigen Decken zu weben verstanden. Allein dies alles sind Errungenschaften, die erst der Zeit nach der Berührung mit dem weißen Mann angehören. Auch ruht die Kulturthätigkeit der Navahoes vorwiegend in den Händen ihrer Frauen; im Gegensatze zu den Pueblo-Indianern, bei denen die Hauptlast der Bodenbebauung den Männern obliegt. Dieser

weibliche Kultureinfluß geht jedoch in seinem letzten Ursprung jedenfalls auf die Pueblo-Indianer zurück: deren durch Überfälle erbeutete Frauen sind ihre Lehrmeister gewesen. Durch diese Vermischung erklären sich auch die physischen Verwandtschaften der Rassen und finden auch sprachliche Anklänge eine einfache Deutung.

Noch ein Punkt aus der alten Geschichte der Pueblovölker bedarf der Erwähnung: Beziehungen zu ihren südlichen Nachbarn, den Kulturvölkern von Mexiko. Wenn wir im Vorhergehenden ein Fortschreiten der Pueblokultur von Norden nach Süden angenommen haben, so ist dabei eine ganze Gruppe von Pueblo-ruinen, und zwar die südlichste von allen, vorläufig unberücksichtigt geblieben. Schon die Aufmerksamkeit der ersten Spanier, welche von Mexiko aus in die Pueblo-region eindrangen, wurde durch eine Anzahl von Ruinen angezogen, welche sich im Flußgebiete des Gila, des südlichsten Zuflusses des Colorado, ihren Blicken darboten. Es waren dies Reste von bedeutenden Niederlassungen, die unverkennbar den Charakter der Pueblobauten an sich tragen, wenn sie auch innerhalb derselben eine Gruppe für sich ausmachen. Das Gilathal bot den Einwohnern nicht das bequeme Baumaterial, welches in den oberen Teilen des Tafellandes die Pueblo-Indianer zu so trefflichen Baumeistern gemacht hatte. Die Ruinen des Gilaflusses und seiner Nebenthäler unterscheiden sich deshalb durch das verwendete Material: eine Art von Ziegeln, die aus Lehm mit Beimischung pflanzlicher Teile geformt und nur an der Luft getrocknet sind; ein Material, das unter dem spanischen Namen adobe in weiten Gebieten bekannt und in historischer Zeit bis auf die Gegenwart herab häufig verwendet worden ist. Sonst aber kennzeichnen sich auch diese Bauwerke durchaus als Werke der Pueblostämme. Auch hier handelt es sich um Stadtanlagen, die im wesentlichen aus einer einzigen geschlossenen Masse von Häusern oder eigentlich nur Zimmern bestehen; Räume, die, in Stockwerken übereinander sich erhebend, einen inneren Hof einschließen, von dem aus sie terrassenförmig aufsteigen, während sich die Außenwände meist senkrecht mehrere Etagen hoch erheben. Das ist also durchaus der Charakter der nördlicheren, aus Steinen errichteten Niederlassungen, wie wir sie von den Höhlenbauten am San Juan bis zu den offenen Flecken der Moqui und Zuñi kennen gelernt haben; auch diese Bauten müssen von denselben oder doch von solchen Völkern herstammen, die denen nahe verwandt waren, welche die nördlicheren Bauwerke errichtet haben.

Da nun diese Städte schon von den Spaniern verlassen und als Ruinen angetroffen wurden zu einer Zeit, wo die mittleren Pueblos noch in großer Anzahl bewohnt waren, so müssen allerdings diese Ruinen einer früheren Periode angehören, als manche der Steinpueblos. Allein gegen die Ansicht von einer im allgemeinen nordsüdlichen Entwickelung der Pueblokultur darf man doch daraus keine Schlüsse ziehen. Der Volksstamm, welcher die in den meisten Fällen als Casas Grandes bezeichneten Ruinen des Gilathales erbaute, hat ohne Zweifel nicht hier seine architektonische Schule durchgemacht. Im allgemeinen ist das Material mit seiner relativ schwachen Widerstandsfähigkeit gegen atmosphärische Einflüsse keineswegs geeignet, den Menschen zu hohlen Hochbauten zu veranlassen (vgl. unten, S. 237). In den Ruinen am Rio Gila kann man nur das Bestreben erblicken, architektonische Formen, die nach und nach dem Volke zu einem Bedürfnis geworden waren, auch in solchen Gegenden festzuhalten, in denen die natürlichen Vorbedingungen dazu wesentlich ungünstiger lagen. Das Volk, welches sie errichtete, hat sich vom Stamme der Pueblo-Indianer erst losgelöst, als dieser weiter im Norden, in den Plateaus der Sandsteinberge, seine charakteristische Kultur voll entwickelt hatte. Und dieses Volk hat sich, da sich weiter im Süden keine Spuren derselben Kultur

vorfinden, sei es von feindlichen Völkern bedrängt, sei es von natürlichen Ursachen zum erneuten Wechsel der Wohnstätten veranlaßt, mit den nördlicheren Stammesgenossen noch vor der geschichtlichen Zeit wieder vereinigt.

In den Legenden der Indianer, welche sich seit dem vorigen Jahrhundert in der Nähe dieser Ruinen niedergelassen haben, werden diese fast ausnahmslos als Häuser, Paläste, Festungen des Montezuma bezeichnet; und man geht wohl kaum irre, wenn man darin das Fortleben einer unbestimmten Erinnerung an die Großthaten Mocteuzomas I. Ilhuicamina erblickt. Zeitlich aber gehört die Ausbildung einer solchen Tradition durchaus erst der Zeit nach der Eroberung Mexikos durch die Spanier an. Das ergibt sich nicht nur daraus, daß das Reich von Mexiko-Tenochtitlan sich niemals auch nur annähernd bis in diese Gegenden erstreckt hat, sondern vor allem auch aus dem Umstande, daß es innerhalb des Kulturkreises der mittelamerikanischen Staaten ebenso absolut an einem den Ruinen des Gila ähnlichen Baustile fehlt, wie anderseits innerhalb des Pueblogebietes die Anklänge an die Bauweise der Zentralamerikaner noch viel geringer sind als z. B. in dem Gebiete der Mound-builders. Es darf als geschichtlich erwiesen gelten, daß die Kulturkreise der Pueblo-Indianer und der Maya- und Nahuavölker mindestens in der Zeit, wo ihre beiderseitige charakteristische Bauweise sich entwickelte, einander vollkommen ausschlossen und keinerlei Berührungspunkte miteinander hatten.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist dem aber nicht immer so gewesen. Wenn auch die Legenden von einer Urheimat in dem fernen Aztlan des Nordens in der Form, wie sie den Spaniern bekannt wurden, sich nur auf verhältnismäßig unbedeutende und zeitlich nicht allzu weit zurückliegende Verschiebungen in den Wohnplätzen der verschiedenen Nationen des Nahuastammes bezogen, so ist doch nicht ausgeschlossen, daß in den allerältesten Zeiten auch bis in das Gebiet von Mexiko hinunter Völkerstämme gewohnt haben, welche eine Rassenverwandtschaft mit all den übrigen, die pazifische Küste Nordamerikas bewohnenden Nationen aufwiesen. Neben weitverbreiteten linguistischen Anklängen ist auffallend die Wiederkehr religiöser Vorstellungen und Sitten, die zu eigenartig sind, als daß man eine gleichzeitige selbstständige Entwickelung an verschiedenen Stellen annehmen dürfte.

Die gleichzeitige Verehrung der Sonne und des Feuers ist an sich allerdings eine den Naturvölkern aller Zeiten und aller Länder so geläufige Vorstellung, daß man aus deren Wiederkehr bei verschiedenen Stämmen auch dann nicht auf die Verwandtschaft würde schließen dürfen, wenn sie bei anderen benachbarten Stämmen nicht in gleicher Weise geübt würde. Dagegen ist es doch sehr merkwürdig, daß sowohl bei den Pueblo-Indianern als auch bei den Kulturvölkern Mittelamerikas zu regelmäßig wiederkehrenden Zeiten die sämtlichen Feuer im ganzen Umkreise des Stammes verlöscht werden mußten, daß nur an einer einzigen Stelle unter umfänglichen religiösen Handlungen von bestimmten Priestern durch Reibung zweier Stäbe das neue Feuer gewonnen und von dieser einen Zentralstelle aus erst wieder zu den einzelnen Feuerplätzen durch eilende Boten verbreitet wurde. Eine andere diesen nämlichen Völkern gemeinsame religiöse Vorstellung von ausgeprägter Eigenart ist die der gefiederten Schlange. Abgesehen davon, daß die Natur selbst keinerlei vorbildliche Geschöpfe für eine solche Gestaltung darbietet, ist die Schlange in den Legenden der amerikanischen Völker oft einer der gefährlichsten Feinde des Menschengeschlechtes, während die gefiederte Schlange im zentralamerikanischen Kulturkreise das Sinnbild der Götter bildet, von denen alle wohlthätigen Einrichtungen, alle Segnungen der Kultur ausgehen. Auch bei den Pueblo-Indianern steht sie in engster Beziehung zu den Gottheiten der befruchtenden Feuchtigkeit, die für sie der Inbegriff alles Guten

ist. Daneben gibt es noch eine ganze Reihe anderer Anklänge. An eine Parallele nicht religiösen Charakters darf auch noch erinnert werden. Die Federn, besonders der farbenprächtigen Tropenvögel oder der als Symbole der Kraft geschätzten Adler, haben in dem Schmuck aller Naturvölker eine bedeutende Rolle gespielt. Dagegen ist nur an ganz wenigen Stellen der Erde von den Naturvölkern der Versuch gemacht worden, das Federgewand, welches den Vogel ziert und schützt, in primitiver Webekunst nachzuahmen. Nun haben die Völker des mexikanischen Reiches diese Technik zu einer Vollkommenheit entwickelt, die bis heute noch nie wieder erreicht worden ist. Da ist es doch höchst auffallend, daß von allen amerikanischen Völkerschaften nur die Pueblo-Indianer eine ähnliche Technik, wenn auch wesentlich primitiver, geübt haben, und zwar nicht als eine verhältnismäßig späte Errungenschaft ihrer fortschreitenden Gesittung, sondern schon da, wo sie uns an dem am weitesten von der mexikanischen Grenze entfernten Nordrand ihres Gebietes als Bewohner der Felshöhlen im Mancosthal und als Verfertiger der charakteristisch archaischen Topfwaren zuerst entgegengetreten sind.

Vielleicht haben wir in solchen Erscheinungen die Spuren uralter, bei dem geschichtlichen Auftreten der einzelnen Völkergruppen schon längst verwischter Zusammenhänge vor uns. Denn die erwähnten Kulturvorstellungen sind, wenn sie uns auch als spezifische Eigenarten des mexikanischen Volkes zunächst geläufig geworden sind, doch nicht von diesem erst ausgebildet worden, sondern haben dem älteren Kulturvolk angehört, von dem die Nahuavölker überhaupt fast all das Gute nur übernommen haben, was den weiten Ruf von ihrer hohen Gesittung begründet. Es ist auch wohl in diesem Zusammenhange nicht ohne Bedeutung, daß sich eine ähnliche Vereinigung von Feuerkultus und von vielen den Pueblo-Indianern eigentümlichen Sitten und Vorstellungen auch bei einem Volksstamme des östlichen Nordamerika, nämlich bei den zum Muskokistamm gehörigen Creeks vorfindet, deren Wanderung, soweit eine solche erkennbar ist, auf eine westliche Heimat hinweist.

Mit den Pueblo-Indianern schließt der Kreis der „geschichtslosen" Naturvölker.

2. Der mittelamerikanische Kulturkreis.

A. Die Bodenbeschaffenheit Mittelamerikas.

Nachdem die Kordillere, das Rückgrat des amerikanischen Kontinents, im Isthmus von Panama so tief unter den Meeresspiegel herabgesunken ist, daß nur noch ihre höchsten Spitzen als ein schmaler Hügelzug von geringer Erhebung aus den Fluten emporragen, beginnt sie nur wenige Stunden weiter im Norden sich bereits wieder mächtiger aufzutürmen. Das Gebiet, welches heute von dem nördlichen Panama und Costarica eingenommen wird, ist ein Bergland, dessen höchste Spitzen sich schon wieder mehr als 2000 m über den Meeresspiegel erheben. Allerdings setzt sich das Gebirge noch nicht in ununterbrochenem Zuge gegen Norden fort. Die Lagunen von Nicaragua und die Landenge von Tehuantepec bilden noch zwei Stellen tiefster Depression, und diese noch mehr als die schmalste Stelle des Festlandes scheinen die eigentliche Völkerscheide zwischen der südlichen und der nördlichen Hälfte des Kontinents gebildet zu haben. Zwischen diesen beiden findet sich die einzige Stelle, an welcher das mittlere Amerika den Versuch einer kontinentalen Ausbreitung gemacht zu haben scheint, wie sie den Osten der beiden großen Kontinentalhälften charakterisiert. Aber die Halbinsel von Yucatan, die sich als dichtbewaldetes Hügelland hier dem Gebirgsplateau von Guatemala vorlagert, entbehrt der Entwickelung größerer Flußsysteme; und nur ihrer Lage zwischen den Meerbusen von Campeche und von

Honduras verdankt sie die bei der geringen Erhebung unter tropischen Breiten hervorragend günstige Gestaltung ihres Klimas.

Jenseits der Enge von Tehuantepec beginnt der nördliche Kontinent sich auszudehnen; aber noch auf fast zehn Breitengrade hin wird er nur von der mehr und mehr sich erweiternden Kordillere gebildet, die an ihrem Ost- und Westfuße von einem schmalen Küstenstreifen begleitet wird, während das Gebirge selbst die ganze Masse des Kontinents ausfüllt. Darin liegt die eigenartige Gestaltung des mexikanischen Klimas begründet. Obwohl das Gebiet des alten Mexiko noch ganz innerhalb der tropischen Wendekreise gelegen ist, so herrscht doch nur an der Küste eine eigentlich tropische Temperatur, die neben den Vorteilen einer üppig prangenden Natur doch auch die Nachteile eines gefährlichen Klimas mit sich bringt. Dagegen wird die große Masse des Landes von einem Hochplateau gebildet, das sich weit genug über dem Meer erhebt, um von den Gefahren der Malaria befreit zu sein, und doch nicht so hoch aufsteigt, daß es nicht noch, ein Land eines fast ununterbrochenen Frühlings, den Bedürfnissen des Menschen mit freigebiger Hand entgegenkommt und seine Arbeit mit reicher Fülle lohnt. Das Gebirge selbst aber erhebt sich kühn und trotzig hinauf bis in die Regionen des ewigen Schnees, der von den Gipfeln des Popocatepetl und des Pik von Orizaba auf den ewigen Frühling zu seinen Füßen hinunter leuchtet.

In unmittelbarer Nähe dieser höchsten Gipfel teilt sich die Kordillere in einen östlichen und einen westlichen Gebirgszug. Zwischen beiden zieht sich ein von zahlreichen Seen bewässertes Hochgelände hin, mäßig groß, aber außerordentlich fruchtbar: das Hochland von Mexiko. Hier hat sich der dramatische Abschluß der altamerikanischen Kultur abgespielt.

B. Die Geschichte der alten Kultur Mittelamerikas.

Das Land vom See von Nicaragua bis zum Nordende des Thales von Mexiko ist der Sitz einer der ältesten Kulturen der Neuen Welt gewesen. Ihr bestimmte zeitliche Grenzen in der Vergangenheit anzuweisen, ist allerdings bis jetzt unmöglich und wird vermutlich auch dann noch unmöglich bleiben, wenn es dereinst gelungen sein wird, die noch unentzifferten Denkmale sprechen zu machen, die jetzt als ungelöste Rätsel auf uns herniederschauen. Wer aber von dem Begriffe der „Neuen" Welt ausgehend, diese Kultur als eine verhältnismäßig junge betrachtet, thut ihr wahrscheinlich ebenso unrecht, als derjenige, der ihre Blüte um mehr als 11,000 Jahre in die Vergangenheit zurückverlegt. Die eingebornen Schriftsteller, die in dem ersten Jahrhundert nach der Eroberung unter Zuhilfenahme der alten Traditionen und der bildlichen Aufzeichnungen die Geschichte der mittelamerikanischen Völker geschrieben haben, führen diese wohl gelegentlich bis in die letzten vorchristlichen Jahrhunderte zurück; allein ihre Angaben sind weder übereinstimmend noch vertrauenerweckend. Die Königsreihen, die wir aus bildlichen, noch aus der vorkolumbischen Zeit stammenden Aufzeichnungen entziffern können, reichen, übereinstimmend mit den nahuatlakischen und spanischen Quellenberichten, bei einer großen Anzahl einzelner Staaten um 700—800 Jahre vor die Zeit der Entdeckung zurück. Allein sie zeigen stets auch für die ältesten Zeiten einen fast homogenen Kulturzustand an und erreichen unbedingt bei weitem nicht die früheste Grenze, die wir der Geschichte dieser Völker zuzusprechen berechtigt sind.

Näher kommen wir der Wahrheit vermutlich mit Hilfe der chronologischen Andeutungen, die wir den Denkmälern der Mayakultur zu entnehmen im stande sind. Die Maya rechneten nämlich, wie wir es von der Geburt Christi zu thun gewohnt sind, von einem ganz bestimmten

Zeitpunkte der Vergangenheit her, und zwar ist nicht nur das Jahr, sondern selbst der Tag, von dem ihre Zeitrechnung ausging, vollkommen sicher gestellt. Es war dies der 28. Juni (in unsere Berechnungsweise übersetzt) eines Jahres, welches um mehr als 3750 Jahre vor der Errichtung der Monumente zurücklag, denen diese Zeitangaben entnommen sind. Leider gibt aber auch dies keinen sicheren Anhalt zu einer zeitlichen Begrenzung, denn wir kennen weder, in unsere Zeitrechnung übersetzt, die Periode der Entstehung der in Frage kommenden Inschriften, noch vermögen wir zu beurteilen, ob jener Tag einer fernen Vergangenheit ein wirkliches Ereignis in der Geschichte jenes Volkes bildete, oder ob er nur ein auf Grund von Berechnungen und Annahmen gewonnenes Datum darstellte, etwa wie die jüdische Zeitrechnung auf die Erschaffung der Welt zurückgeht. Wir müssen deshalb auf anderen Wegen zu einer Vorstellung über die älteste Geschichte dieser Kulturvölker zu gelangen suchen, und ihre Denkmale, die allen Stürmen der Jahrhunderte trotzend auf uns gekommen sind, geben uns, wenn auch vielleicht weniger genaue, so doch um so reichere und ausgiebigere Aufschlüsse.

Unter dem Einflusse der farbenprächtigen Schilderungen, welche die spanischen Eroberer von dem Reiche Montezumas uns überliefert haben, hat man jahrhundertelang den Kulturkreis der zentralamerikanischen Völker als den mexikanischen bezeichnet. Darin liegt aber eine große historische Ungerechtigkeit. Denn die Mexikaner, oder wie man sie ethnographisch richtiger bezeichnen muß, die Azteken von Mexiko-Tenochtitlan, sind weder die Begründer noch auch nur die bedeutendsten Vertreter dieses Kulturkreises, der ihren Namen lediglich durch den zufälligen Umstand erhalten hat, daß sie in dem Augenblicke, wo die Spanier in diese Ländergebiete eindrangen, seit kurzer Zeit eine führende Stellung unter den dortigen Völkerschaften erlangt hatten. Ein Bewußtsein davon, daß ihre Kultur keine eigne Errungenschaft, sondern eine von anderen überkommene Erbschaft war, fand sich selbst bei den Azteken vor und spricht aus den Berichten ihrer eingebornen Geschichtschreiber; jedoch so undeutlich, so vielfach mit Irrigem vermischt, daß man allein auf Grund dieser Andeutungen schwerlich jemals die Wahrheit hätte ergründen können. Ihr konnte man erst näher kommen, als man die monumentalen Reste eines anderen älteren und höher entwickelten Kulturvolkes entdeckte und deren Sprache zu verstehen begann. Das nahm aber erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts seinen Anfang; und noch heute stehen wir kaum erst auf halbem Wege zu einer vollkommenen Erkenntnis und Verwertung dieses überaus bedeutungsvollen geschichtlichen Materials.

Der hauptsächlichste Grund für diese späte Erkenntnis liegt darin, daß die geschichtliche Forschung bis in die neueste Zeit sich auf einem Irrwege befand. Zwei große Phantasten haben es fertig gebracht, die dafür grundlegenden Irrtümer zu verbreiten: der spanisch-indianische Geschichtschreiber D. Fernando de Alba Ixtlilxochitl (spr. Ischtlilschotschitl) und der französische Missionar und Schriftsteller Abbé Brasseur de Bourbourg. Der erstere hat in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts auf Grund umfänglicher Arbeiten sowohl auf dem Gebiete des eingebornen altindianischen Schriftwesens als auch auf dem der abendländischen humanistischen Bildung seiner Zeit eine große Anzahl geschichtlicher Abhandlungen über die Länder des alten Mexiko verfaßt. Darin erzählt er eingehend die Schicksale des angeblich ältesten Kulturvolkes des mittleren Amerika, der Tolteken, und führt auf deren zivilisatorische Einwirkung fast ausnahmslos alles das zurück, was uns an Elementen des geistigen Fortschrittes bei den alten Völkerschaften Mittelamerikas entgegentritt. Diese Auffassung hat eine außerordentlich weit verbreitete Aufnahme gefunden. Erst die Wiederentdeckung der alten Ruinenstädte schuf der Forschung neues Material. Sie erweckte in dem jugendlichen französischen

Missionar Brasseur, den ein Zufall auf die Stätte dieser alten Kulturen verschlagen hatte, eine solche Begeisterung, daß er eifrig, aber ohne gründliche geschichtliche und sprachliche Vorkenntnisse die zentralamerikanischen Altertümer sammelte und rasch eine Reihe von Werken darüber veröffentlichte. Er begnügte sich nicht damit, das Toltekenvolk zum Träger aller altamerikanischen Kultur zu machen, sondern sprach ihm sogar, geheimnisvolle Zusammenhänge mit den Kulturen Indiens und Ägyptens vermutend, eine Fülle der Weisheit zu, die kaum von den Völkern der Gegenwart wieder erreicht worden wäre.

Die Amerikanistik ist noch eine jugendliche Wissenschaft. Eines der ersten Resultate aber, welches die Anwendung der historisch-kritischen Methode auf die alte Geschichte des mittleren Amerika zur Folge gehabt hat, war die Beseitigung der Phantastereien des Abbé Brasseur de Bourbourg und eine starke Erschütterung der Tradition von dem alles durchdringenden zivilisatorischen Einflusse des Toltekenvolkes. Zwei Thatsachen stehen heute unerschütterlich fest. Unter den zahlreichen Völker- und Staatengebilden, die, einander in raschem Wechsel ablösend, auf dem Plateau von Anahuac eine hervorragende Rolle gespielt haben, hat es, vermutlich um das Ende des ersten Jahrtausends der nachchristlichen Zeitrechnung, ein Reich und eine Reihe von Herrschern gegeben, die nach der Tollan oder Tula genannten Hauptstadt als Tolteken bezeichnet und fast von allen alten eingebornen Quellenberichten erwähnt werden. Die einzelnen geschichtlichen Thatsachen, die von ihnen überliefert werden, sind außerordentlich dürftig; wir werden bei der Geschichte Anahuacs darauf zurückkommen (vgl. unten, S. 269). Weder ihr Alter noch ihre Stellung zu den anderen Völkern berechtigen uns aber irgendwie, in diesem vorübergehenden Staatengebilde die Schöpfer oder auch nur die hervorragenden Träger derjenigen Kultur zu sehen, deren höchstentwickelte Monumente mit vollem Rechte das Erstaunen und die Bewunderung der Nachwelt herausfordern. Das kleine Fürstentum der Tolteken lag örtlich weit von dem Sitze jener Kultur entfernt, und der Volksstamm, dem es seinen Namen gegeben hat, gehörte überdies zu der großen Menge der das Nahuatl redenden Völker, dem auch die Azteken von Mexiko-Tenochtitlan zugehörten; dagegen tragen die ältesten und höchstentwickelten Kulturzeugnisse unverkennbar die Merkmale einer anderen Rassenabstammung an sich.

Damit kommen wir zu der zweiten unleugbar gesicherten geschichtlichen Thatsache. Es hat unzweifelhaft für das gesamte mittlere Amerika ein einheitlicher Kulturbereich bestanden. Seine Grundlagen und der größte Teil der darauf aufgebauten Entwickelung gehören einer weit in die Vergangenheit zurückreichenden Epoche an; und die besondere Kultur, der wir im ganzen mittleren Amerika begegnen, war schon in all ihren Merkmalen vollkommen ausgebildet vorhanden, ehe die Völker des Nahuastammes überhaupt, von Norden vordringend, in das Gebiet des mittelamerikanischen Kulturkreises eindrangen, oder doch jedenfalls, ehe die Berührung zwischen den Völkern dieser Kultur und denen des Nahuastammes eine so intime wurde, daß man von einer wechselseitigen Beeinflussung sprechen könnte. Wenn die alte Kultur aber nicht dem Nahuastamme entsprungen ist, so können auch nicht die Tolteken, ein Nahuavolk, ihre Schöpfer gewesen sein, und damit sinkt die ganze Toltekenlegende, die so lange in der älteren Geschichte Amerikas eine große Rolle gespielt hat, in sich zusammen.

a) Die Maya.

Die Völkerschaften, denen Zentralamerika seine eigenartige hohe Kulturentwickelung verdankt, gehören zu dem Stamme der Maya. Mit dem Namen der Maya-Indianer bezeichnet man gewöhnlich heute nur noch die Eingebornen der Halbinsel Yucatan, und diese Beschränkung

des Namens war beinahe schon seit der Entdeckungszeit üblich. Infolge davon hat man eine Zeitlang wirklich die Halbinsel Yucatan für die Wiege dieser Kultur gehalten. Das ist jedoch ein Irrtum. In wissenschaftlichem Sinne begreift man unter dem Namen der Mayastämme alle die Völkerschaften, die eine bestimmte, von dem Nahua merklich unterschiedene Sprache reden. Als ihren reinsten Dialekt sieht man das eigentliche Maya an; ihre Mundarten aber werden in dem ganzen Ländergebiete zwischen der Kordillere und dem Atlantischen Ozean vom Isthmus von Tehuantepec bis nach Nicaragua gesprochen. In den tropisch üppigen Gegenden, die sich vom Fuße der Kordillere zur Bucht von Tabasco hinabziehen und von den Flüssen Usumacinta und Rio de la Pasion entwässert werden: etwa in der heutigen Provinz Chiapas der Republik Mexiko und den angrenzenden Teilen der kleinen mittelamerikanischen Republiken, müssen wir, wo nicht die Urheimat, so doch die Wohnsitze der Mayavölker annehmen, die die besondere Kultur ihres Stammes zur höchsten Entwickelung gebracht haben.

Eine Geschichte der alten Mayavölker zu schreiben, ist bis heute noch ganz unausführbar. Was uns durch die Vermittelung der Spanier von Überlieferungen ihrer Vergangenheit aufbewahrt worden, ist durchaus unzulänglich, ist bei weitem dürftiger, als was wir von der Geschichte ihrer nördlicheren Nachbarn, der Nahuavölker, erfahren. Selbst darin und in den spärlichen geschichtlichen Texten in der Mayasprache haben wir nicht mehr die unverfälschten Traditionen ihres Volkes. Wie politisch die Nahua die Maya nicht nur bedrängt und verdrängt, sondern teilweise durchsetzt und aufgesogen haben, so findet sich auch in den geschichtlichen Aufzeichnungen Manches, was eine Beeinflussung durch die Traditionen des mächtigeren Nachbarvolkes fast zur Gewißheit macht. Zudem reichen diese Aufzeichnungen in ihrem geschichtlichen Teile kaum um ein oder zwei Jahrhunderte zurück; die größere Zeiträume deckenden chronologischen Register der Ahaus (Zeiträume) beziehen sich leider nur auf Yucatan, welches wir aus inneren Gründen erst als eine verhältnismäßig spät von der Mayakultur eroberte Provinz ansehen dürfen. Wir sind deshalb für die ältere Geschichte fast ausschließlich auf das angewiesen, was wir aus den uns überkommenen Monumenten der Mayakultur zu erschließen im stande sind. Diese sind allerdings von großer Reichhaltigkeit und von außerordentlicher Bedeutung.

Die Spanier waren bei der Eroberung des mexikanischen Reiches in einer solchen Weise von diesem Staatengebilde, das ihnen noch in scheinbar vollster Lebenskraft entgegentrat, geblendet, daß sie zunächst ausschließlich ihm ihre Aufmerksamkeit zuwandten und die unmittelbar benachbarten Staatengebilde von Tlazcala und Tezcuco kaum einer Beachtung würdigten. Es ist deshalb auch nicht zu verwundern, daß sie uns nichts berichten von den in den endlosen Wäldern verborgenen Zeugen der alten Mayareiche, obgleich diese an Großartigkeit alles weit übertrafen, was das Reich Montezumas aufweisen konnte. Denn während aus dem eigentlichen Gebiete der Azteken kaum mehr als ein einziges größeres Bauwerk von monumentalem Charakter sich erhalten hat (die Ruinen von Xochicalco; spr. Schotschikalko), weisen die alten Mayastädte von Chiapas und den benachbarten Gebieten fast Hunderte von Tempeln und Palästen auf.

Auch später, als die Spanier auf der Halbinsel Yucatan in nähere Berührung mit den Mayavölkern kamen und wenigstens einige der interessanten Bauwerke ihren ursprünglichen Zwecken dienend kennen lernten, erfaßten sie nicht vollständig deren Bedeutung. Während ihnen der Boden Mexikos Schätze in unendlicher Menge darbot, enthielten die Tempel der Maya und das von ihnen mit liebevollem Fleiße in einen Garten verwandelte Land fast gar

nichts, was die Habgier des Eroberers hätte reizen können. Erst als die verwüstende Flut des Eroberungsgetümmels vorübergezogen war und die ersten Ordensbrüder hinüberkamen, da dämmerte auch bei den Spaniern die Erkenntnis davon auf, welche bedeutsamen Zeugnisse der Vergangenheit dies so unscheinbar gewordene Volk in seiner Mitte barg. Fanden sie doch hier, was ihnen auf dem ganzen neu entdeckten Kontinente nicht wieder entgegengetreten war: ein Volk, das seine Gedanken in einer Schrift dauernd festzuhalten gelernt hatte.

Die Schrift der Maya (s. die beigeheftete Tafel „Ein Blatt aus der Dresdener Mayahandschrift") ist noch heute eines der interessantesten Probleme amerikanistischer Forschung. Obwohl unter den ersten spanischen Ordensgeistlichen in Yucatan sich einige so weit mit derselben vertraut zu machen gewußt hatten, daß sie diese nicht nur zu lesen, sondern sogar in gewisser Beschränkung zu schreiben verstanden, ist diese Kenntnis im Laufe der Zeiten so ganz wieder verloren gegangen, daß heute noch die bedeutendsten Amerikanisten sich nicht darüber zu verständigen vermögen, welchem Systeme der Schrift die der Maya zuzuzählen ist. Der Streit darüber ist allerdings bis zu einem gewissen Grade müßig: die spanischen Geistlichen, welche die Schrift noch selbst von den Eingebornen erlernen konnten, haben ausdrücklich ihren lautlichen Charakter bestätigt. Wie ein Vergleich der beiden auf den ersten Blick lehrt, stand die Schrift der Nahuavölker, die vermutlich erst von den Maya die elementare Anleitung zur Bildung einer Schrift erhalten haben, weit hinter der der Maya zurück (s. die Tafel bei S. 258). Da nun auch sie für die Schreibung der Eigennamen schon eine annähernd lautliche Methode ausgebildet hatten, so werden sich wohl alle Versuche, die Schrift der Maya auf den Standpunkt der ideographischen oder rein hieroglyphischen Schrift zurückzuschrauben, schließlich als Irrtümer erweisen. Anderseits wird es wahrscheinlich nicht minder irrtümlich sein, für diese Schrift ein Alphabet ausfindig machen zu wollen, wie es sich scheinbar die spanischen Geistlichen im 16. Jahrhundert zum Gebrauch bei der Katechese aus gewissen Elementen der alten Mayaschrift zusammengestellt hatten.

Bis jetzt ist es erst gelungen, das Zahlensystem der Maya zu ergründen. Die Schreibung der Zahlen nimmt insgesamt nur vier Zeichen in Anspruch: den Punkt für die Einheit, einen horizontalen Strich für die Zahl 5 und zwei konventionelle Zeichen für 20 und 0. Diese Zahlzeichen machen an sich keinen sonderlichen Eindruck, und die Maya stehen damit scheinbar hinter manchen älteren und neueren Völkern zurück, deren Schrift über zahlreichere und höher bewertete Zahlzeichen verfügt. Seitdem man aber erkannt hat, auf welche sinnreiche Weise die Maya mit diesen einfachen Hilfsmitteln (die 20 kommt dabei nicht einmal zur Verwendung) Zahlen bis zur Höhe vieler Millionen geschrieben haben, ist man mit Recht von einer großen Achtung vor ihrer geistigen Schärfe erfüllt. In der Zahlenschreibung der Maya ist, ganz wie in der bei uns üblichen, die Stellung der Zahl entscheidend für ihren Wert; nur daß sie, wo wir die Zahlen horizontal nebeneinander reihen, diese vertikal übereinander stellten, und einen anderen als den dezimalen Multiplikator zur Anwendung brachten. Es hatte nämlich die unterste Zahl den einfachen Wert, den sie darstellte, die Zahl der zweiten, vierten und jeder folgenden Reihe je den zwanzigfachen Wert der vorhergehenden, während die dritte Reihe, aus Gründen, die in dem Kalendersystem der Maya begründet sind, nur eine achtzehnfache Vergrößerung gegenüber der zweiten Reihe aufwies. Mit dieser Zahlenschreibung, die vollkommen unbegrenzt ist, sind die Maya nicht nur allen Völkern Amerikas, sondern selbst den Griechen und Römern überlegen.

Daß dies Volk nun auch zu seiner Wortschreibung irgend eine sinnreiche Methode zur Anwendung gebracht haben wird, ist mit Bestimmtheit zu erwarten, und die zierlichen Zeichen

Ein Zeilen- und der Mehr-Hands-Rhythmus.

Das 30. Zeilen der Dreschner Zeilenrhythmik zeigt in seinen drei Fällen ein Beispiel eines sogenannten toten, eines belebten Zeitraumes von zwei Takten, der auf dem vorhergehenden Zeichen und auf dem folgenden ruht. Viele in den Rhythmik-Zeilen zahlreich besuchten Konzerte mußten jedesmal zu Prophezeiungen aufgefordert. Sie werden in bestimmte Zeitraume zerlegt, die in Zahlen bezeichnet werden; ein Punkt bedeutet ein Zeichen. Die Zeitpunkte, in denen Takte in der Zeichnung Mode, einen in roter Farbe, die Zeichen in liegenden Zeitraumen in schwarzer; wir suchte mit römischen, viele mit arabischen Zahlen meinen. So sehen wir oben:

Zeilen: I 5 X 1 XI
Takte: 1 9 1 4 V
unten: (4 15 XIII 9 IX

In der unteren Abteilung sind zu den rot gedruckten noch die bestimmten Takte der Zeichnung Pereine angegeben, auf die sie in die Takte men, oc und cauce.

In jedem der 9 Zeitpunkte gehört ein bestimmtes Zeilen, in jedem Zeile der Hieroglyphen. Die Zeilen wollen wir mit

F 9
5 6
2 3, die Hieroglyphen mit 1 2
5 4

bezeichnen. Unter den Zeilen ist die Zahlen der oben Kunstwerk-Gruppierung mit Capriccio und Schlangenlinie, den Schellin seinen „Gesetzgebungen der Zeit und Hand-schriften" (Dresden 1807) mit dem Zeichen B bezeichnet. Wir sehen seinen Akkord, der in einen Schlangenkreis ausläuft, übereinander Zeichen in Zeile 1; in 3 schreibt er einfach, in jeder Hand eine besondere Zeile; in 5 fährt er eine Hand in einem Kreise von Takte per hier das Zeichen 7 geht er mit einem Zeile oben ordentlich machen); in 8 sieht er im Zeichen blickt empor nach einer Zeile. Aus den Zeichen sieht; in 9 sieht er durchgezogen der Handbuch des Ereignis, um auch Zeichen Kreis zu neuen Takten zu gehen. In 2 führt das Zeichnen mit Verschlingen von den Himmelszeichen zur Erholung 4 sehen wir eine Gestalt, deren Kopf in den Hals und Kopf eines Dogels ausladet, der im Schnabel einen Fisch hält, auf das Zeile sieht Zeichen Kreis. Das Zeile 6 ist einen Greis, den mythologischen concaptanuli der Alten, wie er mit einer Schale, dem gemischten Symbole der Zeit, in Kampf ist. Zweifelhafter Charakter ist vielen Zeilen zu erkennen, in keiner noch nicht möglich.

Ebenso bieten die Hieroglyphen mehr Zahl 4 gestalteten Gemeint; unseren Zeichen 1, der Greis von Zeile 6 in seinen Zeichen?

Das Zeichen der Gestalt des Zeichens und verzweigt erscheint nach Schellins in der 4. Hieroglyphe von Zeile 6. Das stammenähnliche blumige Zeichen kann-innig ist das 4. des 1. Zeilens; Ernst Zeichnungen möchte dann ein Zeichnabl erblicken. Das und Zacht (ein-akkal) stehen mir bei Zeile 5 in 3., bei Zeile 8 in 4. Stelle. Die 4. Hieroglyphe bei Zeile 3 scheint (nach verschiedenen Autorität auf dem Gesicht der Zeichnung, auf den religiösen Gebrauch des Opfermondhornes zu gehen. Doch ist erklärt sind die Zeichen 8 in der 4. Hieroglyphe des 4. Zeilen, die wiederkehrende Figur 1 bei Zeile 7, 8 und 9 und manches anderes.

Ein Blatt aus der Dresdner Maya-Handschrift.

Das 36. Blatt der Dresdner a-Handschrift zeigt in seinen drei Teilen je ein Bruchstück eines sogenannten tmatl, eines heiligen Zeitraums von 260 Tagen, der auf dem vorhergehenden e begann und auf dem folgenden endet. Diese in den Handschriften zahlreich nenden tonalamatl wurden jedenfalls zu Prophezeiungen aufgestellt. Sie werden in bestimmte Zeiträume zerlegt, die mit Zahlen bezeichnet werden; ein Punkt let 1, ein Strich 5. Die Zeitpunkte, bestimmte Tage in der 13tägigen Wochscheinen in roter Farbe, die dazwischen liegenden Zeitdauern in schwarzer; wir jene mit römischen, diese mit arabischen Zahlen wieder. So sehen wir oben: V 5 X 1 XI

Mitte: V 9 I 4 V

unten: XI 15 XIII 9 IX

In der unteren Abteilung sind zu den 1 Zahlen noch die bestimmten Tage der 20tägigen Periode angegeben, auf die sie en (die Tage men, oc und cauac).

Zu jedem der 9 Zeitpunkte gehört ei ythologisches Bild, zu jedem Bilde vier Hieroglyphen. Die Bilder wollen wir mi 2 3, die Hieroglyphen mit 1 2 3 4 5 6 8 9 bezeichnen. Unter den Bildern ist die Hau son der Gott Kukulkan-Quetzalcoatl mit Tapirnase und Schlangenzunge, den Sches in seinen „Göttergestalten der Maya-Handschriften" (Dresden 1897) mit dem Bu aben B bezeichnet. Wir sehen seinen Kopf, der in einen Schlangenleib ausläuft, strömendem Regen in Bild 1; in 3 schreitet er einher, in jeder Hand eine brenne Fackel; in 5 fährt er eine Frau in einem Kahne von Osten her über das Waff in 7 geht er mit einem Beile (dem indianischen machete); in 8 steht er im Waf und blickt empor nach einer Wolke, aus der Regen strömt; in 9 sitzt er zurückgezo in der Laubhütte des Eremiten, um durch Fasten Kraft zu neuen Thaten zu gewi n. In 2 stürzt das Blitztier mit Feuerflammen von den Himmelszeichen zur Erd In 4 sehen wir eine Göttin, deren Kopf in den Hals und Kopf eines Vogels ausl , der im Schnabel einen Fisch hält; auf das Bild strömt Regen herab. Das Bild 6 gt einen Geier, den mythologischen cozcaquauhtli der Azteken, wie er mit einer Sange, dem gewöhnlichen Symbole der Zeit, in Kampf ist. Bestimmte Thatsachen s diesen Bildern zu ergründen, ist leider noch nicht möglich.

Ebenso bieten die Hieroglyphen mehr Rätsel ls gesicherten Gewinn; außerdem sind sie bei Bild 1 und 2 teilweise zerstört. Am cherſten haben wir hier das bekannte Zeichen des Kukulkan: bei Bild 3, Zeichen , bei Bild 7—9, Zeichen 2, ausführlicher bei Bild 5, Zeichen 2. Die Göttin von Bild 5 ist angedeutet in ihrem Zeichen 1, der Geier von Bild 6 in seinem Zeichen 2.

Das Zeichen der Gottheit des Nordens und de Nacht erscheint nach Schellhas in der 4. Hieroglyphe von Bild 6. Das zusammengesetzte häufige Zeichen kan-imix ist das 4. des 1. Bildes; Ernst Förstemann möchte dar ein Festmahl erblicken. Tag und Nacht (kin-akbal) sehen wir bei Bild 5 in 3., bi Bild 8 in 4. Stelle. Die 4. Hieroglyphe bei Bild 3 scheint (nach derselben Autorität auf dem Gebiete der Maya-Forschung) auf den religiösen Gebrauch des Ohrdurchbohrens zu gehen. Noch unerklärt sind die Zahl 8 in der 4. Hieroglyphe des 4. Bildes, die wiederkehrende Hieroglyphe 1 bei Bild 7, 8 und 9 und manches andere.

Ein Blatt aus der Dresdner Maya-Handschrift.

(Nach dem Original in der Königlichen Öffentlichen Bibliothek zu Dresden.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ihrer Handschriften, die markigen Darstellungen im Lapidarstile ihrer Inschriften bestätigen dies, obwohl sie uns unverständlich sind. Trotzdem ist auch jetzt schon die Schrift der Forschung ein kostbares Hilfsmittel; denn sie ist das einzige Kriterium, durch welches wir die Kulturgebiete der Maya- und der Nahuavölker, die durch zahlreiche Übergänge und Beeinflussungen oft schwer auseinander zu halten sind, streng zu sondern vermögen. Denn wenn auch die Mexikaner gleichfalls ein hieroglyphisches Schriftsystem ausgebildet hatten, das wenigstens konkrete Gegenstände allgemein verständlich zu bezeichnen vermochte, so war es doch vergleichsweise so viel schwerfälliger, daß bei den Handschriften schon ein Blick, bei den in Stein gemeißelten Inschriften die genauere Betrachtung ergibt, welchem der beiden Kulturbereiche die Schöpfer eines jeden Monumentes angehört haben.

Bei der Unverständlichkeit der geschriebenen Geschichtsquellen und bei dem Versagen aller mündlichen, von den Spaniern erkundeten Überlieferung, ist die Schrift der Maya das einzige Mittel, den Umfang des Gebietes zu erkennen, welches in alten Zeiten dem zivilisatorischen Einflusse ihrer Kultur unterworfen war. Es ist in diesem Zusammenhange ein Umstand von der größten Bedeutung, daß die Völker des Mayastammes eine außerordentliche Vorliebe dafür bekundet haben, ihre Bauwerke, ihre Skulpturen, ja selbst ihre Töpferwaren nicht nur mit mehr oder weniger reichen bildlichen Darstellungen, sondern auch, mindestens in der älteren Zeit, mit bezeichnenden und öfters recht umfänglichen Inschriften zu schmücken. Diesen vor allem verdanken wir es, wenn wir selbst die Bauwerke, in denen eine unverkennbare Anlehnung an die Bauweise der Maya stattgefunden hat, trotzdem ihren wahren Urhebern zusprechen, andernteils manches Monument, welches abseits von dem bekannten Herrschaftsgebiete der Maya lag, ihnen zuschreiben können.

Die Zahl der Kulturstätten des Mayavolkes, die in den undurchdringlichen Wäldern von Chiapas, Honduras, Yucatan ꝛc. als Ruinen verborgen liegen, mehrt sich noch jetzt fast von Jahr zu Jahr und eröffnet uns immer reichere Einblicke in das Leben dieses fast gänzlich verschollenen Kulturvolkes. Hin und wieder dehnt sogar ein unerwarteter Fund wieder einmal die bisher bekannte Sphäre der Mayakultur nach einer oder der anderen Richtung aus; im allgemeinen aber stehen die Grenzen ihres Gebietes annähernd fest. Ihm gehört zunächst die ganze Halbinsel Yucatan zu, mit den zahlreichen Inseln, die der Küste vorgelagert und von den Maya mit einer unverkennbaren Vorliebe für Kultuszwecke in Besitz genommen worden sind. Nordwestlich von Yucatan hat sich das Mayagebiet nicht allzuweit ausgedehnt, den Isthmus von Tehuantepec höchstens erreicht. Offenbar aber hat in diesem Gebiete, in Chiapas, an den Ufern des Usumacinta und in den flachen Thälern von dessen zahlreichen Zuflüssen die Mayakultur nicht nur ihre höchste Entwickelung erreicht, sondern auch ihre ursprüngliche Heimat besessen. Hier lagen und liegen die berühmten Ruinenstädte von Palenque, von Ococingo, von Menché und die erst kürzlich aufgefundene Gruppe von Piedras Negras, alle ausgezeichnet durch ihren hervorragend reichen Schmuck an bildlichen Darstellungen und an umfänglichen Inschriften. Hier auch ist aus inneren Gründen die Heimat der bedeutendsten und schönsten der wenigen für die Nachwelt geretteten Mayahandschriften, des Codex Dresdensis, zu suchen, während die beiden anderen, der Codex Perezianus in Paris und der Tro-Cortesianus in Madrid, jüngeren Datums und wahrscheinlich yucatekischen Ursprungs sind.

Im Südwesten von Yucatan reicht das Mayagebiet weit hinauf in die Kordillere; und wenn wir auch die Spuren dieser Völkergruppe nirgends bis in die Küstenlande des Pazifischen Ozeans verfolgen können, so war es doch eben nur der schmale Küstenstreifen, den sie sich nicht

unterwarfen, während das Gebirge bis zu und über die Wasserscheide hinaus die Denkmale ihrer Ansiedelung aufweist. Die Südgrenze des Mayagebietes ist vielleicht noch am wenigsten sichergestellt. An der atlantischen Küste bergen die Thalwände des Motagua in Guatemala und Honduras zwei der berühmtesten Mayaruinen, Quirigua und Copán; und ganz Guatemala scheint bis an die Grenze der Republik Salvador zuzeiten von Völkern des Mayastammes bewohnt gewesen zu sein. Aber wenn im Norden die charakteristischen Merkmale der Nahua-Elemente eine scharfe Abgrenzung der Kulturzonen ermöglichen, so fehlt im Süden ein ausgeprägter Stil bei den Völkern der benachbarten Gebiete, so daß man bis jetzt nicht immer entscheiden kann, ob Anklänge und Ähnlichkeiten nur dem nachbarlichen Einflusse des Mayagebietes oder einer vormaligen Zugehörigkeit zu ihm ihren Ursprung verdanken. Innerhalb dieser Grenzen umfaßt das Gebiet der Mayakultur einen Flächenraum von ungefähr 7000 Quadratmeilen (also etwas mehr als das Königreich Preußen), der in mehr als seiner Hälfte die Spuren einer außerordentlich dichten Bevölkerung aufweist.

War dies nun jemals ein einheitliches Mayareich? Man könnte leicht zu einer solchen Annahme gelangen. In den halb mythologischen, halb geschichtlichen Traditionen, die uns in den Dialekten der Kakchiquel und der Maya von Yucatan überliefert sind, wird mehrmals eines großen Königreichs gedacht. Das eine Mal ist es das Reich Nachan, das Reich der großen Schlange, eines mythologischen Symbols, dem wir in dem gesamten Gebiete der Mayakultur auf Schritt und Tritt begegnen. In einer anderen Legende ist es das Reich Xibalbay, das Reich eines mächtigen und gewaltsamen Herrschers, von dem die Helden der Legende nur mühsam ihre Unabhängigkeit erkämpfen. Man hat in beiden geschichtliche Anklänge sehen wollen, und die Residenz des Reiches Nachan mit Palenque, die des Reiches Xibalbay mit dem zapotekischen Mitla identifiziert. Selbst wenn dies beides vollberechtigt wäre, worüber sich streiten läßt, würde daraus doch noch keineswegs notwendigerweise gefolgert werden müssen, daß diese Reiche jemals das ganze oder den größten Teil des Mayakulturgebietes umfaßt hätten. In der Zersplitterung, die einen charakteristischen Zug in der alten Staatengeschichte Mittelamerikas ausmacht, genügte schon eine für unsere Begriffe überaus bescheidene Machtentfaltung, um einer Legende von einem gewaltigen Königreiche zur Grundlage zu dienen (vgl. unten, S. 255). Die historischen Verhältnisse der späteren Zeit lassen jedenfalls keine Spuren erkennen, die auf eine vorausgegangene politische Zusammengehörigkeit der verschiedenen kleinen Maya-Fürstentümer schließen ließen; und die Annahme, daß das Gebiet einer gemeinsamen Mayakultur von altersher in eine Reihe kleiner, voneinander unabhängiger und oft einander bekriegender Staaten zerfallen sei, findet in vielfachen äußeren Umständen ihre Bestätigung.

Selbst die Sprache der Maya war nicht nur in der Gegenwart, sondern auch schon zur Zeit der spanischen Eroberung in eine Reihe von Mundarten zerfallen, die sich so stark voneinander unterschieden, daß erst die Mönche, die zu Bekehrungszwecken die einzelnen Dialekte zu studieren begannen, die Zugehörigkeit zu einem gemeinsamen Sprachstamm erkannten, die selbst Eingebornen aus dem Gedächtnis entschwunden war. Schon aus diesem Grunde müssen wir auf eine Spaltung der Maya in einer weit zurückgelegenen Zeit und auf ein langes, gesondertes Nebeneinanderbestehen der Völkerschaften schließen, welche die verschiedenen Mayadialekte ausgebildet haben.

Ein ähnliches Resultat hat auch die genauere Untersuchung der Mayadenkmale ergeben. Unstreitig tragen die Monumentalbauten von Copán in Honduras, von Palenque in Chiapas, von Chichen-Itza im Norden von Yucatan und von Peten und Tical am Rande des Tafellandes

von Guatemala und in ähnlicher Weise alle die Bauten, die über das Kulturgebiet der Maya verstreut sind, das Gepräge einer einheitlichen Kulturentwickelung an sich. Allein ein genaueres Studium ihrer Einzelheiten zeigt ebenso unverkennbar, daß alle diese Bauten weder ein und derselben Zeitperiode angehören, noch auch in einer solchen Weise untereinander übereinstimmen, daß man ein und dasselbe Volk, eine und dieselbe staatliche Einheit als ihre Urheber ansehen könnte. Um so bedeutungsvoller wird aber unter diesen Umständen die Thatsache, daß nicht nur ein oder einige vereinzelte Glieder dieser Nation sich bis zur Bildung ihrer Schrift, ihres kunstvollen Zahlen- und noch kunstvolleren Kalendersystems aufgeschwungen haben, sondern daß auf den Altos von Guatemala in Coban und Chamá ebenso wie im Tieflande des Usumacinta, im Thale des Motagua wie fern im Osten auf der Insel Cozumel alle die Völker des Mayastammes ihre Traditionen in derselben Form der Schrift zu fixieren verstanden, ihre komplizierte Festzeitrechnung nach denselben unendlich lange Beobachtung voraussetzenden astronomischen Gesetzen regelten, mit einem Worte, daß die Erstaunen erregenden, in der ganzen Neuen Welt einzigartigen Kulturerrungenschaften der Mayavölker einer Periode angehören, die der Zeit der Zerklüftung vorausgegangen sein muß.

Nur ein Stamm des Mayavolkes hat an diesen Errungenschaften keinen Teil gehabt: die an die Nordostküste von Mexiko, an die Mündung des Panucoflusses verdrängten Huasteca. Diese Thatsache ist bedeutungsvoll für die Beurteilung der Wanderungssagen der Nahua. In geschichtlicher Zeit sind die Huasteca von ihren südlichen Stammesgenossen getrennt durch ein weites Gebiet mit einer einheitlichen, wenn auch in viele kleine Einzelstaaten zersplitterten Nahuabevölkerung. Sei es nun, daß die Huasteca in das Gebiet der Nahua ausgewandert sind, sei es, daß die Einwanderung der Nahua sie von ihren Stammesgenossen losgerissen hat, jedenfalls müssen Maya und Nahua als Gegensätze bereits zu einer Zeit nebeneinander bestanden haben, wo die Mayakultur ihre bedeutendsten Fortschritte noch nicht erreicht hatte. Sonst hätten entweder die Huasteca an der Mayakultur teilnehmen müssen oder, rings umgeben von Nahuavölkern, ihre gesonderte Stammeseigenart nicht unverkümmert bewahren können; auf niedrigen Kulturstufen erhält sich eine solche nur da, wo die benachbarten Elemente einander feindlich ausschließen.

Solange der Schlüssel zu den Inschriften noch nicht gefunden ist, können wir nur aus dem allgemeinen Charakter der Mayastädte und aus den bildlichen Darstellungen der Bauwerke Schlüsse auf die Zustände und die Lebensbedingungen ziehen, unter denen sich das Leben der Völker in alten Zeiten abgespielt haben mag. Noch an keiner einzigen Stelle außerhalb der Halbinsel von Yucatan ist es bisher gelungen, einen Zusammenhang zwischen den Mayastaaten des 16. Jahrhunderts, deren Geschichte sich auf etwa zehn Generationen, also zwei bis drei Jahrhunderte, zurück verfolgen läßt, und den Staatengebilden nachzuweisen, deren Mittelpunkte die großartigen Ruinenstätten gebildet haben, die erst in den letzten Jahrzehnten sorgfältig erforscht worden sind. Heute liegen fast alle diese Plätze fernab von den Wegen, die in späteren Zeiten der Verkehr eingeschlagen hat, verborgen in den Tiefen tropisch üppiger Wälder, deren Vegetation mit einer so gewaltigen Urkraft emporstrebt, daß oft schon wenige Jahre, nachdem eine Forschungsexpedition Pfade geschaffen und die Ruinen zugänglich gemacht hat, die nächste Expedition wieder alles von dem üppigen Pflanzenwuchse zurückerobert findet. Unter solchen Umständen aus dem Wachstum der Bäume zeitliche Schlüsse auf das Alter der unter ihnen verborgenen Ruinenstätten ziehen zu wollen, ist ein aussichtsloses Beginnen, um so mehr, als uns die geschichtliche Überlieferung von mehr als einer dieser Ruinenstädte

bezeugt, daß, als die Spanier im 16. Jahrhundert zuerst zufällig sie entdeckten, sie diese ebenso von der Tropenvegetation überwuchert fanden. Schon damals waren die imponierenden Bauwerke, mit denen der Boden von Chiapas dicht besät ist, nicht nur für die Spanier, sondern auch für die Eingebornen selbst nur die längst verstummten Zeugen einer fernen Vergangenheit, an die weder eine geschichtliche Überlieferung noch eine sagenhafte Tradition sich knüpfte. Selbst die Namen dieser Plätze waren längst der Vergessenheit anheimgefallen; die Bezeichnungen, die in neuerer Zeit dafür in Aufnahme gekommen sind, beruhen nicht etwa auf alten Quellen, sondern gehen meist nur auf spanische Traditionen, höchstens auf Überlieferungen der benachbarten verwilderten Indianerstämme, zurück.

Eine eigentümliche Gewohnheit der alten Indianervölker hat dazu nicht wenig beigetragen. Da die Namen ihrer Städte, ihrer Personen, selbst ihrer Götter ausnahmslos von materiellen Gegenständen abgeleitet waren, so ließen sie sich leicht konventionell und allgemein verständlich durch hieroglyphische Schriftzeichen darstellen, wie wir dies in den Handschriften nahuatlakischen Ursprunges ungezählte Male finden. Verständlich waren solche Schreibungen weit über die beschränkte Region ihrer engeren Geltung hinaus; dagegen wurden sie keineswegs von allen in gleicher Weise in Laute gekleidet. Wo z. B. der Mexikaner die Stadt der Fledermäuse (vermutlich eine totemistische Bezeichnung eines kleinen Mayareiches, das noch zur Zeit des Cortez bestand) in seiner Sprache als Cinacatan las, da faßten die Maya denselben Begriff in die Laute Tzutuhil, und beide Bezeichnungen wurden, ein Beweis für die intimen Berührungen der Maya- und Nahuavölker, hier und dort gleichzeitig angewendet und verstanden. Da nun aber das Gebiet der ältesten Mayakultur zur Zeit der Entdeckung bereits von den Maya verlassen war, die Spanier aber unter Führung und mit Nahualeuten die Kolonisation des Landes unternahmen, so finden wir für ein Gebiet, das jahrhundertelang der Sitz der entwickeltsten Mayakultur gewesen und von den Nahuavölkern kaum ernstlich in Besitz genommen worden ist, fast nur Ortsnamen nahuatlakischer Abstammung in den Quellen vor. Nahuatlakische und spanische Namen sind es daher fast ausschließlich, mit denen die Ruinenstätten von Chiapas bezeichnet werden; diese tragen jedoch die unzweifelhaften Beweise ihrer Abstammung von den Maya an sich in dem Stile der bildlichen Ausschmückung und vor allen in den zahlreichen, in den Schriftzügen der Maya verfaßten Inschriften.

Nach dem Umfange, der Pracht und der technischen Vollkommenheit zu urteilen, muß ein, wenn nicht der Schwerpunkt der Kulturentwickelung dieses Volkes am Ostabhange der Kordillere in Chiapas gelegen haben. Hier liegen nicht allzu weit voneinander entfernt, vom Fuße des Gebirges bis zum Meere reichend, die Ruinenplätze von Ococingo, von Palenque, von Menché, von Piedras Negras. Jeder einzelne von ihnen muß einstens eine große Stadt gebildet haben, ein Zentrum religiösen und wohl auch politischen Lebens, um das sich eine zahlreiche Bevölkerung scharte. Was uns davon erhalten ist, sind wohl fast ausnahmlos nur die Tempelplätze und vielleicht ein oder der andere Palast; es ist jedoch eine charakteristische Eigentümlichkeit des gesamten mittelamerikanischen Kulturkreises, daß er Profanbauten so gut wie gar nicht, dagegen religiöse Bauten von großer Ausdehnung und von bedeutender Pracht in großer Menge aufweist. Daraus ergibt sich ohne weiteres der Schluß, daß in dem politischen Leben der alten Mayastaaten das religiöse Element eine hervorragende Bedeutung besessen haben muß, so hervorragend, daß man versucht wird, mindestens für einzelne der alten Mayastätten direkt eine Herrschaft der Priesterkaste anzunehmen. Die Analogie benachbarter Verhältnisse und der spärliche geschichtliche Niederschlag in der Tradition widersprechen dem nicht.

In den Wandersagen der zentralamerikanischen Völker, die von großer Bedeutung sind, da die Seßhaftigkeit auch der Völker, welche schon recht bedeutende Kulturfortschritte sich zu eigen gemacht hatten, doch nur sehr relativ war, kehrt an zahlreichen Stellen die Auffassung wieder, daß die Völkerschaften, von ihrem Nationalgotte geführt, so lange wandernd hin und her irrten, bis der Gott direkt oder durch seine Diener dem Volke den Befehl gab, sich an dieser oder jener Stelle dauernd niederzulassen und ihm eine Wohnung zu erbauen. Daß dies nichts weiter bedeutet, als eine Herrschaft der Priester, die gleichzeitig die Diener und die Stellvertreter der Gottheit waren, wird dadurch bestätigt, daß wir selbst aus historischen Zeiten noch Völkerschaften kennen, die nicht von einem Kriegshäuptlinge (die Spanier haben diesen die wenig angemessenen Bezeichnungen von Königen und Kaisern gegeben), sondern von religiösen Oberhäuptern beherrscht wurden. Derartige Verhältnisse müssen, wenn wir das fast ausschließliche Vorherrschen religiöser Bauwerke in Palenque, in Menché und anderen Ruinenplätzen in Erwägung ziehen, wenn wir beobachten, wie auch in den bildlichen Darstellungen, die sich in diesen Tempeln vorfinden, fast nur Gottheiten und Priester, jene aber fast immer mit den Abzeichen der weltlichen Herrschaft: dem Regentenstab und einem eigentümlichen von reichstem Federschmuck gekrönten Kopfputze, bekleidet sind, unbedingt auch in diesen alten Mayastädten obgewaltet haben. Allerdings können Zentren der politischen Machtfülle an anderer Stelle sich befunden und weniger dauernde Monumente hinterlassen haben. Man könnte zu dieser Auffassung veranlaßt werden durch Analogien aus dem benachbarten Nahuagebiete, wo ebenfalls Teotihuacan und Cholula, als Mittelpunkte religiösen Lebens bekannt, mit mächtigeren Bauwerken geziert waren als mancher Königssitz, ohne daß doch das politische Leben jener Landstriche in besonderer Weise mit diesen Städten verknüpft gewesen wäre. Allein die alten Mayastädte mit ihren ausgedehnten Tempelanlagen sind fast zu zahlreich und liegen nicht weit genug voneinander ab, als daß man neben und zwischen ihnen noch Raum für die Existenz unabhängiger politischer Mittelpunkte von der Bedeutung fände, wie man sie als Gegengewichte gegen eine so gewaltig entwickelte priesterliche Macht erwarten müßte.

Zudem trägt wenigstens die eine dieser Ruinenstädte, Palenque, in und um sich Spuren, die unbedingt auf eine gleichzeitige profane Bedeutung des Platzes schließen lassen. Es finden sich dort im Ruinenbezirke selbst Anlagen zur Ableitung des Wassers und zu seiner Verteilung in der Nachbarschaft, die zu bedeutend sind, um nur mit den Tempelbauten in Verbindung gebracht zu werden. Die Spuren, die eine alte Indianerstadt zu hinterlassen vermochte, auch wenn sie von ansehnlicher Ausdehnung und beträchtlicher Bevölkerungszahl war, sind nicht bedeutend. Der gemeine Mann wurde den größten Teil des Jahres durch die Arbeiten auf dem Felde von der Stadt ferngehalten. Daß der Ackerbau der alten Maya sehr intensiv und ausgebreitet war, beweisen uns die Monumente selbst, indem sogar in die Hieroglyphenschrift viele Elemente übergegangen sind, die von Gegenständen des Landbaues hergeleitet sind, beweist ihre Religion, in welcher die Gottheiten der Fruchtbarkeit eine hervorragende Rolle spielen und mit Attributen, die auf den Ackerbau bezüglich sind, geschmückt werden; überdies bestätigen es die Berichte der Spanier, die in den noch bewohnten Bezirken überall eine dichte, von sorgfältiger Bestellung des Bodens lebende Bevölkerung antrafen. Da nun der Winter nur eine kurze Pause in den Landarbeiten mit sich brachte, so hatte gewiß die Bevölkerung in der unmittelbaren Nähe der Tempel so wenig dauernde feste Wohnplätze, als es solche für den alltäglichen Bedarf in der Mitte seiner Felder anzulegen pflegte. Seine leichten, von Holz und Reisig, von Stroh und Matten errichteten Behausungen boten aber der Zeit keinen Widerstand

und hinterließen, wo sie zerfielen, keine Spuren, die die Flucht der Jahrhunderte zu überstehen vermocht hätten. Thatsächlich birgt die Umgebung von Palenque in dem tiefen Walde, von dem sie seit geschichtlichen Zeiten mehr oder weniger bedeckt gewesen ist, vereinzelte, fernab gelegene Denkmale der alten Zeit; wahrscheinlich war also damals, wo Palenque eine blühende Stadt war, auch diese Umgebung von einer fleißigen, dem Ackerbau obliegenden Bevölkerung besiedelt. Welche beträchtlichen Menschenmengen der Tempeldienst der mittelamerikanischen Völker zu beschäftigen pflegte, ist aus den Zahlen bekannt, die für die Verhältnisse in Mexiko-Tenochtitlan überliefert sind. Wenn daher die Tempelgebäude der alten Mayastädte in jeder einzelnen überaus zahlreich und oft von beträchtlicher Ausdehnung sind, so stimmt das ganz mit den Überlieferungen. Gleichzeitig ist aber Umfang und Bedeutung der Bauten ein Beweis für das straffe Regiment der herrschenden priesterlichen Kaste.

Die Bauwerke der Maya, die wir ausnahmslos als Monumentalbauten in unserem Sinn aufzufassen haben, erhoben sich fast immer auf einem *hügelartigen Unterbau*, der vielfache Ähnlichkeiten mit den Mounds der nordamerikanischen Indianer aufweist. An einzelnen Stellen, wo das Gelände besonders günstig war, hat man sich natürliche Hügel zu diesem Zwecke zu nutze gemacht und sie nur dem zu errichtenden Gebäude angepaßt; meist aber sind die ganzen Hügel oder Erdterrassen künstlich hergestellt, je nach dem verfügbaren Material aus gröberen und feineren Geröllsteinen, aus Kies oder Erde. In zahllosen Fällen bilden diese Erdhügel, in der Mayasprache Ku genannt, alles, was uns von der Existenz eines alten Bauwerkes Kunde gibt. In solchen Fällen haben wir wohl anzunehmen, daß entweder ein offener Altar oder ein aus vergänglichem Material errichtetes Gebäude die Bekrönung bildete, von der jede Spur verschwunden ist. Kus ohne Aufbauten finden sich in Chiapas wohl nur in Verbindung mit massiveren Bauten; in Yucatan dagegen, wo die Maya-Architektur auch in manchen anderen Beziehungen ein Nachlassen erkennen läßt, stehen oder standen zahllose Kus für sich allein und bildeten schon in späterer spanischer Zeit oft die einzigen Merkmale altindianischer Niederlassungen. Alle größeren Tempelanlagen der Maya weisen eine Anzahl von Erdterrassen auf, die, mit einem gewissen Parallelismus angeordnet, oft die vier Seiten eines tiefer gelegenen Hofraumes bilden. Bei solchen Gruppen von Hügeln sind aber nicht nur deren Seiten meist mit Steinfließen oder einem darüber gebreiteten glatten Stuckgewand bekleidet, sondern in diesem Falle dienen die Terrassen fast stets massiven Bauwerken oft von beträchtlichem Umfang als Träger. Am Ostfuße der Kordillere, sowohl in Chiapas als auch an der Grenze von Honduras, stellte den Mayavölkern die Natur in einem mäßig harten, etwas thonigen Sandstein ein geradezu ideales Material zur Verfügung, das ohne Mühe auch in größeren Stücken zu gewinnen war, durch mäßiges Gewicht dem Transport keine unüberwindlichen Schwierigkeiten darbot und eine leichte Bearbeitung mit den unzulänglichen Hilfsmitteln ermöglichte. Denn auch die Maya haben trotz ihrer Kunstfertigkeit offenbar noch keinerlei metallene Werkzeuge zu ihren Arbeiten verwendet, wenn ihnen auch für die Herstellung von Schmuck das Kupfer nicht ganz unbekannt gewesen zu sein scheint.

Bestimmend für den *Charakter der Maya-Architektur* ist der Umstand, daß ihnen der Gewölbebogen unbekannt geblieben ist. Sie ersetzten ihn dadurch, daß sie die übereinander geschichteten Bausteine so lange überragend aufeinander setzten, bis die Öffnung schmal genug wurde, um durch ein Schlußstück bedeckt zu werden. Diese Form des Bogens vermochte aber nur eine mäßige Breite zu überspannen, erlangte kaum eine genügende Festigkeit, um höhere Aufbauten zu tragen, und bedingte eine außerordentlich massive Konstruktion des Daches. Durch

diese letztere bot die Vorderwand der das Dach bildenden Masse eine Fläche, die oft mehr als halb so groß war als das darunter befindliche Stockwerk. Der Mayabaumeister verwendete sie stets zu ornamentalem Schmuck, und sie gewann eine solche Bedeutung in der Architektur, daß die entwickeltsten Monumentalbauten sie noch einmal ohne den massiven Hintergrund des Daches, nur als oft durchbrochenes Schaustück zur Krönung des Gebäudes wiederholten. Eine solche Fassade, die thatsächlich nur *eine* Flucht von Räumen enthielt, bot deshalb oft schon den Anblick von scheinbar drei Stockwerken. Direkt übereinander haben die Maya nur in einigen turmartigen Gebäuden von mäßigem Umfange Stockwerke zu errichten verstanden; dagegen haben sie vielfach auf eine andere Weise Tempel von zwei und mehr Stockwerken gebaut. Dies geschah in der Form der Pyramide.

Das Ansehen einer *Stufenpyramide* erlangten alle Mayabauten schon durch den Unterbau, auf dem sie sich erhoben. Denn die Gebäude standen natürlich meistens nicht unmittelbar am Rande des künstlichen Hügels, sondern ließen nach allen Richtungen einen Umgang um das Gebäude frei. Sollte nun ein zweites Stockwerk aufgesetzt werden, so war es nur nötig, auf der Rückseite des Gebäudes den Erdhügel so weit zu erhöhen, daß seine obere Fläche mit dem Dach des unteren Stockwerkes in einer Ebene lag. Dann bildete das Dach den Vorplatz, und auf dem Kern des erhöhten Hügels konnte ein zweites Stockwerk fundiert werden, zu dem man entweder von den unbebauten Seiten des Hügels oder auch durch eine der Schauseite des Gebäudes vorgelagerte Treppe emporstieg. Immerhin waren die Baumeister der Maya in der Hauptsache auf eine Entwickelung in der Breite angewiesen, weil mit ihren Hilfsmitteln ein leichter und kühner Aufbau in der Höhe nicht zu erreichen war. Nur die reiche ornamentale Gliederung der toten Flächen und die rein ornamentalen giebelartigen Aufsätze überwanden den erdrückenden Eindruck der breiten und schweren Dachkonstruktion.

Die Kühnheit des Entwurfes und die minutiöse Durchbildung der Einzelheiten sind hervorragend. Schon die Gebäude der Maya schließen die Annahme vollkommen aus, daß sie durch einfache Anreihung des Materials entstanden seien. Vielmehr sind diese fast ausnahmslos einheitlich entworfen und so angeordnet, daß eine genau bemessene und berechnete *Planung* unbedingt vorausgesetzt werden muß. In höherem Grade noch gilt dies von den Skulpturen, die oft in beträchtlicher Höhe über dem Boden und in Entwürfen, die sich über viele Meter der Gebäudefläche hinziehen, angebracht sind; besonders von den in Stein ausgeführten. Es ist ganz undenkbar, daß diese Masse von Steinmetzarbeit erst dann vorgenommen worden ist, nachdem die Blöcke auf dem Gebäude ihren Platz gefunden hatten, sondern die Werkstücke sind offenbar vor ihrer Vermauerung im einzelnen zugerichtet worden. Das aber setzt bei der Verwickeltheit ihrer ornamentalen Muster eine Vorausberechnung und Einteilung voraus, die nur eine hochentwickelte Meß- und Rechenkunst zu bewältigen im stande war.

Alle diese architektonischen Eigentümlichkeiten sind, wenn auch mit gewissen örtlichen Unterschieden, im allgemeinen doch bei sämtlichen Mayastämmen zu finden, die uns überhaupt bedeutendere Bauwerke überliefert haben. Sie finden sich nicht nur in den Ruinen von Chiapas, sondern ebenso in Guatemala (Tikal), in Honduras (Copán) und in Yucatan (besonders Uxmal und Chichen-Itza). Dagegen haben die figürlichen Skulpturen in jedem einzelnen dieser Bezirke so ausgeprägte Eigentümlichkeiten, daß sie einer Besprechung im einzelnen bedürfen. In den Ruinenstädten von Chiapas, dem ältesten Kulturgebiete der Maya, herrscht in der bildlichen Darstellung das *Relief* vor. Einesteils ist es das aus der Kunst des Töpfers sich entwickelnde Relief in Thon oder Stuck, wie es in den Altarplatten von Palenque mit einer ganzen Reihe

von hochintereſſanten Beiſpielen vertreten iſt, andernteils das ſchon eine höhere Technik erfordernde Relief in Stein, wie die berühmte Altartafel von Palenque und die herrliche Platte aus Menché-Tenamit, die auf der beigehefteten Tafel „Ein Opfer vor Kukulkan" wiedergegeben iſt. In beiden Formen fordert, wenn man von den in der ſtiliſtiſchen Eigenart begründeten Sonderbarkeiten abſieht, das Können der Maya unſere höchſte Bewunderung heraus, ſowohl was die Auffaſſung in der Zeichnung als auch die techniſche Fertigkeit in der Ausführung anlangt. Ihnen reihen ſich vollebenbürtig an die Künſtler in den benachbarten Gebieten der heutigen Republik Guatemala.

Für die älteſte Mayakultur kommt das eigentliche Bergland Guatemalas, die Altos, nicht in Betracht. Dort trafen zwar zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Spanier noch die unabhängigen Mayaſtaaten der Quiché, Kakchiquel und Tzutuhil an; allein es unterliegt kaum einem Zweifel, daß dieſe Reiche erſt in ſpäteren Jahrhunderten entſtanden ſind (vgl. unten, S. 249). Dagegen iſt das Tiefland im Oſten von Guatemala, an der Grenze von Yucatan, ſchon zur Zeit der Kulturblüte von den Maya beſetzt geweſen, und die Stätten von Tikal und Peten gehören jedenfalls einer weit früheren Entwickelungsperiode an als Utatlan, Ixímché und Cinacatan, die Hauptſtädte der drei vorher genannten Fürſtentümer. Die feinſkulptierten Holztafeln, die aus den Ruinen von Tikal in das Muſeum von Baſel gewandert ſind, ſtehen, von der Verſchiedenheit des Materials abgeſehen, nach Darſtellung und Ausführung auf demſelben Standpunkte wie die Denkmäler von Chiapas. Wenn man nicht für jede einzelne der alten Mayakulturſtätten eine vollkommene Unabhängigkeit annehmen will, ſo dürften jedenfalls die Städte von Chiapas und die des unteren Guatemala einſtens in engeren Beziehungen untereinander geſtanden haben als mit dem übrigen Mayagebiete; laſſen ſich doch Reſte alter Straßenbauten aus der Mayazeit gerade in dieſen Regionen hin und wieder nachweiſen, während ſolche weiter nach Süden ſeltener werden und erſt in Yucatan um einen beſtimmten Mittelpunkt wieder zahlreicher auftreten.

Einen noch weiter vorgeſchrittenen Kulturkreis bilden mit mehrfachen Eigentümlichkeiten die ſüdlichſten Ruinenſtätten an der Grenze von Honduras: Quirigua und Copán. Quirigua iſt wegen ſeiner herberen und unbeholfeneren Kunſtformen für eine der älteſten Mayakulturſtätten gehalten worden; allein wenn es auch vielleicht älter als das vorgeſchrittenere, vielleicht die Keime des Verfalls ſchon in ſich tragende Copán ſein mag, ſo muß es doch wohl jünger ſein als die nördlichen Maya-Anſiedelungen, da ſeine Kunſtformen fortgeſchrittener ſind als die des Nordens und in engſter Verwandtſchaft ſtehen mit denen von Copán. Quirigua und Copán ſind, von ein paar Anläufen in Yucatan abgeſehen, die einzigen Stätten, wo die Mayakunſt ſich zur freien Geſtaltung der Körper aufgeſchwungen hat; zwar noch nicht ganz zur wirklichen Statue, aber zur Karyatide und zur menſchlich geformten Monumentalſäule. Solcher Säulen weiſt Quirigua einige wenige, Copán eine ganze Reihe auf; und dieſe waren unverkennbar beſtimmt, individuelle Perſönlichkeiten, wenn auch von einem ſymboliſchen und ſtiliſierten Beiwerke faſt erdrückt, darzuſtellen. Jede dieſer Stelen iſt von umfänglichen Inſchriften bedeckt, die zwar in ihrer Geſamtheit nicht zu enträtſeln ſind, aber als wertvolles Material bereits ſieben Zeitangaben geliefert haben, die auf das oben erwähnte, 3750 Jahre vor der Errichtung der älteſten dieſer Säulen gelegene Normaldatum begründet ſind. Schon haben dieſe ſieben monumentalen Zeitangaben inſofern eine Bedeutung, als ſie uns in ihrem Abſtande voneinander wenigſtens ein Mindeſtmaß für die Dauer der Kulturblüte in Copán darbieten, der ſie ihre Entſtehung verdanken. Wenn der Unterſchied zwiſchen dem älteſten und dem jüngſten

Ein Opfer vor dem Maya-Gotte Kukulkan.

(Nach der Steinplatte aus Menché-Tenamit im Britischen Museum zu London.)

Erklärung des umstehenden Bildes.

Das Relief aus dem Britischen Museum wird als „Opfer vor Kukulkan" bezeichnet. Vor dem Gotte, der mit den königlichen Abzeichen: dem Herrscherstab und dem reichen Federschmuck, angethan ist, kniet opfernd der Oberpriester, den die reiche Gewandung und der Federschmuck des Kopfes als solchen kennzeichnet. Das Opfer besteht darin, daß er sich mit den Dornen des in seinen Händen befindlichen Strickes die Zunge ritzt und das Blut auf das vor ihm stehende Opferbecken träufeln läßt: die einzige Form, worin die Maya der alten Zeit Menschenblut opferten.

Die zwölf Hieroglyphen auf den beiden Kartuschen über und neben Kukulkan setzen sich, mit Ausnahme der ersten links oben, sämtlich aus zwei nebeneinander stehenden Teilen zusammen, so daß sie, wie auf den zahlreichen Denksäulen der Maya, wohl als in zwei Kolumnen geschrieben anzusehen sind. Die erste und zweite werden gebildet durch ein Kalenderdatum, bestehend aus einem Tages- und einem Monatszeichen, deren jedes mit einer Zahl versehen ist. Leider lassen sich weder diese Zeichen noch eine der übrigen Hieroglyphen sicher erkennen.

Datum nicht mehr als 108 Jahre beträgt, so dürfen wir annehmen, daß die Zerstörung, der Verfall Copáns den Beschluß dieser Periode von 108 Jahren bildete; denn es ist unwahrscheinlich, daß man unter der Fortdauer der gegebenen Verhältnisse und ohne zwingende Gründe von der einmal angenommenen Gewohnheit der Errichtung dokumentierter Porträtstatuen wieder abgegangen sein würde. Viel erreichen wir freilich mit dieser Folgerung nicht: der Zeitpunkt und die Verhältnisse, welche den Untergang von Copán herbeiführten, sind ebensowenig bekannt wie die gleichen Umstände der anderen Mayastaaten. Auch Copán lag bereits als ein vom Urwald umsponnenes Märchenwunder in Trümmern, als die Spanier den Kontinent betraten; so ganz war es der Vergessenheit anheimgefallen, daß Cortez mit seinen Scharen nur wenige Meilen davon entfernt vorbeiziehen konnte, ohne daß die ihn führenden Indianer, die über alle Merkwürdigkeiten des Landes Bericht erstatten mußten, auch nur mit einem Worte seiner gedacht hätten.

Da nun fast alles, was uns an monumentalen Bauten aus dem Mayagebiet erhalten ist, in Tempeln besteht, so muß in den alten Gemeinwesen der Maya die Religion eine hervorragende Rolle gespielt haben. Auch die Maya besaßen eine ganze Anzahl verschiedener Gottheiten, ganz abgesehen von den kleinen Fetischen oder Hausgöttern, hier wie auf den Antillen Zemes genannt, deren jedes Haus den seinen besaß. Trotzdem war ihr Polytheismus, mit dem anderer Völker verglichen, beschränkt; um so mehr, als wahrscheinlich verschiedene der überlieferten Götternamen nur die bei den verschiedenen Mayastämmen üblichen Bezeichnungen für wesensgleiche Gestaltungen bedeuten. Auch waren verschiedene Darstellungen der Götter auf den Denkmälern und in den Handschriften zum Teil wohl nur verschiedene Formen einer und derselben göttlichen Kraft. Das Bewußtsein von dieser inneren Einheitlichkeit ließ sie von dem einen unsichtbaren, aber über allem stehenden Gott Hunabku den Missionaren erzählen, deren gläubiger Eifer natürlich darin eine Spur der Lehre von dem alleinigen Gott erblickte.

In dem Kultus und der Mythologie der Maya tritt Hunabku wenig hervor, während im Mittelpunkt unzweifelhaft die Sonne steht. Kukulkan und Gukumatz, wahrscheinlich im Grund auch Itzamna, sind nur die auf Stammesverschiedenheiten sich gründenden abweichenden Bezeichnungen für die erwärmende, erleuchtende, segenspendende Kraft der Sonne. Wie diese im Osten dem Meere entsteigt, so kommt die entsprechende Gottheit in der Tradition vom Osten über das Wasser her (s. die Tafel „Ein Blatt aus der Dresdener Mayahandschrift" bei S. 230) zu den Maya und ist für sie der Bringer alles Guten, des leiblichen und geistigen Segens, der Fruchtbarkeit und der Bildung. In letzterer Beziehung wird die Gottheit völlig vermenschlicht: sie erscheint als hochbetagter bärtiger Greis in langwallendem, weißem Gewande; als Votan teilt sie dem Volke das Land zu und gibt den Wohnplätzen ihre Namen; als Kabil, die rote Hand, erfindet sie die Schrift, lehrt sie die kunstvollen Bauten und richtet den bewunderungswürdig durchgebildeten Kalender ein. Dieser Teil der Mythe ist zweifellos eine geschichtliche Angliederung an den Sonnenmythus, den eigentlichen Kern der religiösen Vorstellungen, und zeigt uns erneut einesteils die Macht, anderenteils aber auch den im Interesse des Kulturfortschrittes ausgeübten Einfluß der Geistlichkeit.

Rein naturalistisch ist eine Auffassung dieser nämlichen Gottheit, die ihre symbolische Darstellung in dem die Mayakunst in so weitem Umfange beherrschenden Symbole der gefiederten Schlange (dies ist der Sinn des Namens Kukulkan oder Gukumatz) findet. Auch dies ist ein Ausfluß des Sonnenkultus. Denn wie in den tropischen Gegenden während eines großen Teiles des Jahres die Sonne allmittäglich die Wolken um sich zusammenzieht, aus denen unter

Donner und Blitz, den Symbolen der Macht, in Gewitterschauern der befruchtende Regen auf die dürstende Erde herabfällt, so erscheint die gefiederte Schlange, vielleicht selbst ein Symbol des Gewitters, bei den Maya, auf dem Hochland Zentralamerikas, bei den Pueblo-Indianern, ja selbst bei einigen Indianerstämmen des nordamerikanischen Tieflandes als das Symbol der feuchtwarmen, fruchtbaren Kraft des Himmels, der stets in dem ihn beherrschenden Gestirn der Sonne seine konkrete Verkörperung findet. Die Symbole der Schlange und des Quetzal, des heiligen Vogels mit dem farbenprächtigen Gefieder, gehören zu den Attributen von mehr als einer der Mayagottheiten. Sie haben in bescheideneren Formen schon im Tzendalgebiete, hervorragend in Yucatan, am großartigsten in Chichen-Itza nicht nur die religiösen, sondern auch die künstlerischen Auffassungen der Maya bis zu einem solchen Grade beherrscht, daß uns Anklänge an diesen Symbolismus fast aus jedem einzelnen Monument, jeder einzelnen Darstellung entgegen treten.

Mythologisch-naturalistischen Ursprunges ist auch der Dualismus des Maya-Olympes: den Repräsentanten von Sonne, Licht und Leben, stehen die der Nacht, des Dunkels und des Todes gegenüber; beide kämpfen beständig um die Herrschaft über die Erde und über das Menschengeschlecht, fast einander ebenbürtig an Macht: auch die guten Götter haben, nachdem sie ihm alle Wohlthaten gespendet, den Menschen wieder verlassen müssen und ihm nur als Trost im Kampfe und als Verheißung endlichen Sieges ihre dereinstige Rückkehr versprochen.

Um diesen Kern mythologischer Vorstellungen, der ja in verwandten Formen beinahe Gemeingut der meisten Naturvölker geworden ist, gruppiert sich bei den Maya eine große Fülle von Einzelzügen mit vielfach eigentümlicher Entwickelung. Das Leben der Menschheit stand nicht nur im Großen und Allgemeinen unter der Gewalt der Götter, die es geschaffen und gebildet hatten, sondern die Religion oder richtiger die Priesterschaft der Maya hatte noch ein besonderes System ausgebildet, nach welchem angeblich bis in die unbedeutendsten Einzelheiten hinein das Leben des Menschen fortwährend von den Göttern beeinflußt wurde. Entscheidend in diesem Sinne waren die Himmelsgegenden und die Gestirne, und eine offenbar über sehr ausgedehnte Zeiträume sorgfältig und scharf fortgesetzte Beobachtung hatte die Mayapriesterschaft in den Besitz von astronomischen Kenntnissen gelangen lassen, wie sie wohl niemals zuvor ein anderes Volk auf einer entsprechenden Kulturstufe besessen hat.

Ihr Kalender trägt noch die Spuren der Entwickelung an sich; in älterer Zeit hatte er wohl auch aus 18 Monaten von je 20 Tagen bestanden, wie bei vielen anderen amerikanischen Völkern. Zur Zeit der Entdeckung aber kannten die Maya nicht nur die Berichtigung des Sonnenjahres durch die fünf Schalttage, die ja auch den Nahuavölkern schon bekannt war, sondern sie wußten sogar, daß auch dies nicht die wahre Länge des Sonnenjahres darstellte, und berichtigten dies so genau, wie es vor der gregorianischen Verbesserung des abendländischen Kalenders selbst in der Alten Welt nicht geschehen ist. Sie waren also in dieser Beziehung selbst den Spaniern überlegen, die ihre Kultur ahnungslos zerstörten. Dieses genau berechnete Sonnenjahr wurde nun aber mit allen möglichen anderen Jahreskreisen in Verbindung gebracht; und darauf gründete die Priesterkaste eine Fülle astrologischer Deutungen, wie sie durchgebildeter sich wohl bei keiner anderen Nation vorgefunden hat. An Wichtigkeit dem Sonnenjahre mindestens gleich, wenn nicht überlegen, war das rituelle Jahr von 20 Wochen zu je 13 Tagen; ihm standen in allen einzelnen Teilen besondere Gottheiten vor. In dieser Verbindung spielten auch die vier Himmelsgegenden eine wichtige Rolle, denen je ein Viertel des rituellen Jahres zugehörte. Daß aber in all dieser Vielheit das Bewußtsein der höheren Einheit

doch klar vorhanden war, das bezeugt das eigenartige Symbol der vier Himmelsgegenden: das Kreuz, welches die Spanier zu ihrem höchsten Erstaunen allüberall in den Tempeln der Maya als einen Gegenstand besonderer Verehrung vorfanden. Sicher wurde außerdem dem Morgen- und Abendstern und den Plejaden ein Einfluß auf den Gang der Welt eingeräumt; vielleicht sind sogar die Umlaufszeiten der Planeten Venus, Merkur und Mars annähernd bekannt gewesen und in Berechnung gezogen worden.

Die Kenntnis dieser umständlichen astronomischen Kombinationen war ausschließlich im Besitze der höheren Priesterschaft; und indem diese danach die Verehrung der Götter ordnete, übte sie gleichzeitig einen bestimmenden Einfluß auf das Leben der ganzen Nation. Der Kultus der Maya unterscheidet sich vorteilhaft von dem der Nahua, besonders von dem blutigen Götzendienste der Azteken, den man irrtümlicherweise beinahe zur typischen Form des mittelamerikanischen Gottesdienstes gemacht hat. Vollkommen scheint allerdings auch aus der Religion der Maya das Menschenopfer niemals verdrängt gewesen zu sein. Allein in der älteren Zeit, ehe die Berührung mit den weit niedriger zivilisierten Nahuavölkern in vielfacher Beziehung einen rückbildenden Einfluß auf die Mayakultur erlangt hatte, gehörte das Menschenopfer wohl zu den großen Seltenheiten; und die selbst bei den Azteken noch damit verbundene Menschenfresserei war bei den Maya völlig unbekannt. Es war wohl nur an dem hohen Feste, wo bei dem Beginn einer neuen Jahresreihe auch bei den Maya das neue Feuer als Symbol der neu erstehenden Zeit entzündet wurde, daß hier ein menschliches Opfer den Göttern dargebracht wurde. Im übrigen erkannte zwar auch die Religion der Maya den hohen Wert des Blutes als eines Opferobjektes an; allein nicht dem Blute des getöteten Opfers wohnte die versöhnende Kraft inne, sondern dem Blute des lebenden Menschen, das er sich unter Fasten und Kasteiungen zu Ehren seines Gottes entzog, indem er sich die Zunge (s. den Priester auf der Tafel bei S. 238) oder andere empfindliche Teile des Körpers mit Dornen oder anderen Marterinstrumenten ritzte. Doch geschah auch dies nur bei besonderen Anlässen. Die gewöhnlichen Opferungen waren weit unschuldiger Art und bestanden in den Erstlingen der Beute der Jagd, der Ernte des Bodens. Die verbreitetste unter allen Opferformen war die Räucherung mit dem duftenden Kopalharze: ein religiöser Brauch, der weit bis in die christliche Zeit, in vereinzelten Fällen fast bis in die Gegenwart sich fortgesetzt hat; wenigstens hat man in den entlegenen Mayaruinen bei ihrer Aufdeckung Spuren solcher Räucheropfer aus jüngst vergangener Zeit entdeckt.

Unblutig und friedlich verlief überhaupt das Leben dieses Volkes, das unter dem zwar unbeschränkten, doch milde gehandhabten Regimente einer Künste und Wissenschaften pflegenden priesterlichen Aristokratie ein wohl arbeitsames, aber auch sorgenloses Dasein führte. Nur als Attribute der Götter finden wir auf ihren Denkmälern und in ihren Handschriften die Werkzeuge des Krieges; und die Berichte von Eroberungen und Zerstörungen, die in den Aufzeichnungen der Nahuavölker einen so breiten Raum einnehmen, fehlen hier gänzlich. Freilich lernten sie mit den Segnungen des Wohllebens und des kulturellen Fortschrittes auch dessen Schattenseiten kennen. Den Reichtum, den ihnen die sorgsame und ausgedehnte Bestellung eines tropisch fruchtbaren Bodens schenkte, wußten sie noch durch einen ausgedehnten Handel zu vermehren. War es doch ein Kauffahrteischiff aus einer Hafenstadt des Mayagebietes, welches dem Kolumbus und seinen Gefährten auf der vierten transatlantischen Reise zwischen Jamaica und der Festlandsküste begegnete und mit seinen Segeln, seiner wohlbekleideten Bemannung und seinen Handelsartikeln zuerst die Existenz einer höher entwickelten Kultur hinter dem nur von nackten Wilden bewohnten Gebiete der Antilleninseln ahnen ließ. Aber das

Wohlleben wurde dem Volke verhängnisvoll. Phallische Kulte, die Verehrung, die sogar einer Gottheit der widernatürlichen Unzucht gezollt wurde, sind Zeichen eines moralischen Verfalles unter den herrschenden Klassen dieses Volkes, der es uns verständlich erscheinen läßt, daß es einem äußeren Anprall, auch wenn er vielleicht von einem keineswegs übermächtigen Gegner ausging, erlag.

Es mag um das 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, vielleicht auch noch um ein oder zwei Jahrhunderte früher gewesen sein, daß der Friede der Mayastaaten von Chiapas und Tabasco durch Einfälle von Völkern des Nahuastammes gestört wurde. Eine Handschrift kuikatekischen Ursprungs weiß zu berichten von Eroberungszügen, die sich im Südwesten des mittleren Amerika bis zum Isthmus von Tehuantepec erstreckten, dann aber, in einer östlichen Richtung fortgesetzt, Teile von Guatemala berührten und schließlich sicher bis in die Landschaft Acalan vordrangen, die direkt an die Halbinsel Yucatan grenzt. Damit aber befand sich der Feind schon im Rücken der Staatengebilde, denen Palenque, Menché und andere Mittelpunkte der Mayakultur angehörten, deren alte Namen wir vielleicht nur deshalb in dem Verzeichnisse der kuikatekischen Eroberungen nicht zu erkennen vermögen, weil sie uns selbst noch unenträtselt geblieben sind. Solche Kriegszüge haben jedoch kaum das leicht zugängliche, von dem lockenden Reichtum einer hochentwickelten Kultur erfüllte Gebiet der Maya verschont. Ob es thatsächlich zu ernsten Kämpfen zwischen den unkriegerischen Maya und den in wilder Kampflust umherziehenden Nahua gekommen, ist zweifelhaft. Die Ruinenstätten von Chiapas und Tabasco weisen kaum Spuren einer gewaltsamen Zerstörung auf, wie sie z. B. in Mayapan (Yucatan) unverkennbar sind. Auch war das Aufgeben der bisher innegehabten Wohnsitze diesen Völkern, die nur ihren Göttern feste Wohnsitze bauten, sich selbst aber mit einer leichten Strohhütte begnügten, in deren Schutz sie für die Nacht ihre Hängematte, fast ihren einzigen Hausrat, aufhingen, bei weitem weniger schwierig als Völkern einer höheren Kulturentwickelung. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Copán mit seiner nur über ein reichliches Jahrhundert zu verfolgenden Kultur (vgl. oben, S. 239) bloß ein vorübergehender Ruheplatz eben der Mayavölker gewesen ist, die ihre nördlicheren Sitze im Tieflande des Usumacinta vor dem Andrängen der Vorposten einer nahuatlakischen Völkerwanderung geräumt hatten. Wenn dem so ist, so war ihnen doch auch dort nur eine Rast von wenigen Generationen beschert. Die spätere Durchsetzung gerade dieses Gebietes durch zahlreiche und in sich geschlossene Nahua-Völkerstämme spräche dann dafür, daß die Eroberer mit der Zeit den Spuren ihrer flüchtigen Gegner gefolgt wären und auch dort ihrer friedliebenden Existenz ein Ende bereitet hätten.

Jedenfalls war das endliche Resultat der vermutlich über lange Zeiträume fortgesetzten Kämpfe zwischen den beiden fremden Rassen die Zertrümmerung der alten Mayakultur und die Spaltung der ihr angehörenden Völkerschaften in zwei neue, wesentlich verschiedene Gruppen: die der Mayavölker von Yucatan und die der Stämme von Guatemala. Yucatan fanden die Maya bei ihrem Eindringen, ob dies nun auf der Flucht vor den Nahuavölkern oder schon in früheren Zeiten erfolgte, noch unbewohnt; und auch ihnen mag es zunächst keinen sonderlich lockenden Eindruck gemacht haben. Vermöge ihrer Lage zwischen zwei Meeresbuchten hat die Halbinsel zwar ein gesundes Klima; auch führen die Seebrisen Feuchtigkeit genug mit sich, um einer üppigen Vegetation Nahrung zu spenden. Allein fließendes Wasser, diese unentbehrliche Vorbedingung einer dauernden Besiedelung, sucht man fast auf der ganzen Halbinsel vergebens; und das kostbare Naß mühselig in unterirdischen Höhlen aufzusuchen, sorgsam zu sammeln und oft an die 100 m hoch über Treppen und Leitern an das Tageslicht zu fördern,

dazu entschloß sich nicht leicht eine menschliche Genossenschaft, solange ihr noch geeignetere Plätze zur Verfügung standen. Daß Yucatan erst in weit späteren Zeiten von den Maya besiedelt worden ist als Chiapas und Tabasco, ist unzweifelhaft. Die vielfach veranstalteten Ausgrabungen haben selbst in den tiefsten Höhlenschichten nur Überreste ans Licht gefördert, die auf eine weit vorgeschrittene Kultur der Bewohner schließen lassen; und Spuren einer allmählichen Entwickelung dieser Zivilisation fehlen völlig. Das einwandernde Volk muß also schon an anderen Stellen seine Kultur errungen haben, wie das bei den Maya in den westlicheren Nachbarlanden nachweisbar ist. Auch in Yucatan lag allerdings schon ein beträchtlicher Teil der alten Kulturstätten in Ruinen, als die Spanier eindrangen; allein andere Städte und Tempel, die mit den zerstörten in ihrem Charakter völlig übereinstimmten, waren noch in voller Lebenskraft. Und auch von den verlassenen und zerstörten wußte die Überlieferung mit Bestimmtheit mehr oder minder Zusammenhängendes zu berichten.

Die Kunst der yucatekischen Bauten ist im Vergleich mit der der westlicheren Staaten unverkennbar spät, minder sorgsam gepflegt und von Beimischung fremder Elemente keineswegs frei. An die Stelle der schlichten Auffassungen der alten Monumentalbauten, deren Schmuck nur in Skulpturplatten und begleitenden Inschriften bestand, trat hier, gewiß auch von den äußeren Verhältnissen des Materiales beeinflußt, eine Überladung mit ornamentalem Beiwerk, und eine gesucht übertriebene Symbolik, die viel leichter bei einem alternden Volke verständlich ist, als bei einem in jugendlicher Kraft schnell emporstrebenden. Den Inschriften läßt die üppig gepflegte Verwendung stilisierter Formen nur geringen Raum, so daß dieser wertvolle Bestandteil der alten Mayakunstpflege hier fast ganz fehlt; und in den Skulpturen und Wandmalereien ist eine Beeinflussung durch Elemente nahuatlakischen Ursprungs ganz unzweifelhaft, was eine Entstehung der yucatekischen Ruinen nach der Zeit der Berührung beider Rassen nahelegt. Auf einen jüngeren Ursprung weist auch der Kalender der yucatekischen Maya hin, der in gewissen Eigentümlichkeiten von dem der chiapanekischen Mayastämme abweicht. Diese Verschiedenheiten gewinnen noch eine besondere Bedeutung dadurch, daß sie uns die Yucateken in Übereinstimmung mit den unstreitig später kulturell entwickelten Nahua zeigen, während sie von ihren eigenen älteren Stammesgenossen abweichen. Endlich bietet aber auch die Tradition, obwohl sie legendenhaft oft genug an die Erschaffung aller Dinge direkt anzuknüpfen scheint, Anhaltspunkte dafür, daß die Besitzergreifung von Yucatan erst eine Folge des Unterganges der alten Mayakultur war.

Da Yucatan von Anfang an wie es scheint in eine Reihe einzelner kleinerer Staatengebilde geteilt war, deren jedes nur seine eigenen Überlieferungen pflegte, so laufen über die Geschichte der Halbinsel eine Anzahl verschiedener Traditionen nebeneinander her, die weder einen gemeinsamen Ausgangspunkt erkennen lassen, noch untereinander genügend sichere Berührungspunkte aufweisen, um ein Gesamtbild der Mayageschichte daraus zu gestalten. Man darf das eine daraus schließen, daß schon die Einwanderung und Niederlassung in Yucatan nicht auf einmal unter einer einheitlichen Leitung erfolgt ist, sondern daß verschiedene kleine Scharen unabhängig voneinander Zuflucht jenseits der dichten yucatekischen Grenzwälder gesucht haben. Einzelne dieser Gruppen behielten unverändert die alten Institutionen bei, unter denen sie in ihrer westlicheren Heimat glücklichere Zeiten gesehen hatten. Wenn der Gott Itzamna selbst als Begründer und erster Herrscher der heiligen Stadt Itzamal genannt wird, wenn in ähnlicher Weise der wohl nur eine Inkarnation verwandter Vorstellungen darstellende Kukulkan als erster König von Mayapan lange Jahre ein friedliches und beglückendes Regiment

geführt haben und der Stammvater des Fürstengeschlechtes der Cocomes geworden sein soll, so bedeutet dies, daß die Scharen der Maya, die Itzamal und Mayapan zu ihren neuen Wohnplätzen wählten, sich noch unter der Leitung ihrer alten Priesterschaft befanden. Nach mexikanischen Analogien zu schließen, hätte sich diese mit den geheiligten Bildnissen der Götter an die Spitze der Auswanderer gestellt und ihnen endlich als eine göttliche Anordnung die Besiedelung und die Einrichtung der neuen Städte anbefohlen. In Itzamal scheint die Priesterherrschaft fortbestanden zu haben, bis die Stadt ihre Selbständigkeit an die benachbarten, unter weltlicher Herrschaft rasch sich ausbreitenden Staaten verlor. Mayapan nahm im Laufe der Zeit unter diesen die allererste Stelle ein. Indem aber das dortige Königsgeschlecht der Cocomes seinen Ursprung von Kukulkan selbst ableitet, gibt es zu erkennen, daß es entweder einer Verweltlichung der priesterlichen Herrscher seinen Ursprung dankte, oder wenigstens doch durch die und mit der Priesterschaft des Nationalgottes begründet wurde.

Etwas abweichend scheinen sich von Anfang an die Verhältnisse bei den Mayascharen gestaltet zu haben, die als Itzaes nachmals der Stadt Chichen-Itza Ursprung und Namen gegeben haben. Hier ist wohl schon bei dem Beginne der Wanderung eine weltliche Regierung an die Stelle der priesterlichen Führerschaft getreten; denn obwohl auch die Tutul Xius gelegentlich als heilige Männer bezeichnet werden, so treten sie doch überall als kriegsfürstliches Geschlecht auf. Ihre Tradition ist es, die auf das bestimmteste hinweist auf eine Abstammung von den Mayastaaten des Westens: als Ausgangspunkt ihrer Wanderung wird ausdrücklich das Land Nonoual bezeichnet, das Nonohualco der Nahua, das Küstenland von Tabasco. Von dort aus zogen sie nach langen Irrfahrten nach Chacnouitan, wohl dem südlichsten Teile Yucatans, und begründeten in Ziyan Caan, an der nachmaligen Lagune von Bacalar, ihre erste Hauptstadt. In späteren Zeiten hat sich allerdings, wie dies auch aus den Annalen der Tutul Xius hervorgeht, der Schwerpunkt yucatekischer Geschichte durchaus nach dem Norden der Halbinsel verschoben; allein auch an der Lagune von Bacalar trafen die Spanier unter Montejo noch eine zahlreiche Mayabevölkerung in mehreren umfänglichen Städten an. 60 Jahre dauerte angeblich die Herrschaft der Tutul Xius in Ziyan Caan; dann zogen auch sie gen Norden und erwählten Chichen-Itza zu ihrer Residenz.

Die Schicksale von Chichen-Itza, einer Stadt, die unter den heiligen Plätzen Yucatans eine ähnliche Rolle gespielt hat wie Teotihuacan in Anahuac, waren nicht auf die Dauer an das Geschlecht der Tutul Xius, ihrer Begründer, geknüpft. In der Zwischenzeit waren in der ganzen Umgegend die territorialen Fürstentümer erstarkt, und die Folge ihrer widerstrebenden Interessen brachten Krieg und Zerstörung über die aufstrebenden Städte. Es scheinen die Cocomes, die Herrscher von Mayapan, gewesen zu sein, die nach einer Regierung von 120 Jahren den Thron der Tutul Xius in Chichen-Itza stürzten, die Stadt selbst in ein loses Abhängigkeitsverhältnis zu ihrem Staate brachten, die Regenten und ihre Anhänger jedoch zu erneuter Wanderung veranlaßten. Yucatan verdankt nach diesen Überlieferungen demselben Fürstengeschlechte noch eine andere seiner herrlichsten, am reichsten mit künstlerischem Schmucke gezierten Städte. Zunächst allerdings flüchteten die Tutul Xius quer über die ganze Halbinsel bis an die nördliche Küste und ließen sich in Champoton nieder, wo sie mehr als zweiundeinhalbes Jahrhundert lang geherrscht haben sollen; bestätigt wird dies durch die ausgedehnten Begräbnisstätten eines Mayavolkes, die man auf den kleinen Inseln, die der später als Sitz nahuatlakischer Bevölkerung bekannten Stadt Champoton oder Potonchan gegenüberliegen, aufgedeckt hat. Wahrscheinlich sind hier schon Beziehungen hergestellt worden zwischen den Maya-Unterthanen

der Tutul Xius und den inzwischen mächtig erstarkten Nahuavölkern. Im 14. Jahrhundert spielen nahuatlakische Söldnertruppen in den inneren Kriegen Yucatans eine bedeutende Rolle; und daß nicht, wie die Überlieferung es darstellt, nur die Cocomes von Mayapan sich der Fremden bedienten, das geht aus dem künstlerischen Charakter der Darstellungen hervor, die wir im eigensten Gebiete der Gegner der Cocomes, besonders in Chichen-Itza, antreffen, wo Fürsten und Krieger wiederholt in einer Weise bildlich verewigt sind, die auf den ersten Blick die Annäherung an die Darstellungsweise der aztekischen Handschriften verrät.

Es war wohl solche Bundesgenossenschaft, die es den Tutul Xius ermöglichte, ihre Herrschaft von Champoton aus wieder nach Norden und Osten auszudehnen. Vorübergehend schlossen sie Frieden und Bündnis mit den Fürsten von Mayapan; und auch in Itzamal und Chichen-Itza saßen wieder eigene Häuptlingsgeschlechter. In dieser Zeit verlegten die Tutul Xius ihre Residenz von Champoton nach Uxmal (Uschmal). Die großartigen Prunkbauten, die sie dort errichtet haben, sind der sichere Beweis für eine längere Zeit des Friedens, die sie zur Förderung kulturellen Fortschritts ausnutzten. Als die verschiedenen kleinen Staatengebilde unter einer wohl nur lose gehandhabten Vorherrschaft von Mayapan untereinander Frieden zu halten gezwungen waren, da wurde jene imponierende künstlerische Thätigkeit entfaltet, die in den geradezu zahllosen monumentalen Ruinen auf yucatekischem Boden uns entgegentritt. In dieser Zeit war es wohl auch, daß das Land, wie einst das Gebiet zwischen Palenque und seinen Nachbarstädten, durch die ausgedehnten und mit großer Sorgfalt angelegten Netze von Kunststraßen überzogen wurde, deren Reste an den verschiedensten Stellen aufgefunden worden sind. In erster Linie haben diese gewiß religiösen Zwecken gedient. Der Überlieferung gemäß strahlten sie von den Haupttempeln von Chichen-Itza und Itzamal nach allen Richtungen in das Land hinaus, soweit wie man zu Kukulkan, der gefiederten Schlange, unverkennbar der hervorragendsten unter den Mayagottheiten der späteren Zeit, betete und wallfahrtete. Vor allem verbanden sie Chichen-Itza mit der wenig von der Ostküste entfernten Insel Cozumel, die in ihrer ganzen Ausdehnung einen weiten Tempelbezirk dargestellt haben soll; hier haben die Spanier zuerst das Kreuz, das Symbol des die vier Himmelsgegenden beherrschenden Gottes (vgl. oben, S. 241), erblickt.

Eine lange Dauer freilich war der Nachblüte der Mayakultur auf yucatekischem Boden nicht beschieden. Das Joch der Cocomes lastete schwer auf Land und Volk. Sie hatten schon im Anfang ihrer Herrschaft, um derselben einen sicheren Rückhalt zu geben, eine Aristokratie geschaffen, die zu persönlichem Lehnsdienst am Sitze der Regierung verpflichtet war, dafür aber durch reichliche Überweisung von Land und Leuten entschädigt wurde, die sie durch ihre Stellvertreter regieren, d. h. aussaugen ließen. Dazu kam, daß die Cocomes die bis dahin den Maya gänzlich unbekannte Einrichtung der Sklaverei, vermutlich von nahuatlakischen Vorbildern entnahmen. Den Grund dazu legte wohl das Prinzip der Eroberung. Der Staat von Mayapan verdankte einen bedeutenden Teil seiner Ausdehnung der gewaltsamen Unterjochung; war doch auch Chichen-Itza nur auf diesem Wege dem Zepter von Mayapan tributpflichtig geworden.

Aber der stetig wachsende Druck der Herrschaft mag wohl mit der Zeit dahin geführt haben, daß auch das Los der gemeinen Menge, die den lehnspflichtigen Kaziken unterworfen war, in eine Art der Hörigkeit ausartete, die sich von Sklaverei nur wenig unterschied. Dabei gaben sich die Regierenden selbst dem schrankenlosen Genusse der Lebensfreuden hin; schon die Legende von der Begründung ihres Staates weiß von Akten verbrecherischer Unsittlichkeit zu berichten. So kam es, daß sich die Regenten selbst inmitten des durch Interessengemeinschaft

an sie gefesselten Adels nicht mehr sicher fühlten. Sie glaubten nach Tyrannenart den besten Schutz in einer landfremden Leibgarde zu finden und nahmen Krieger der Nahuastämme aus der Gegend von Tabasco in Dienst. Allein auch mit deren Hilfe gelang es ihnen auf die Dauer nicht, alle Äußerungen der Unzufriedenheit zu unterdrücken. Einer der ersten, der sich der Tyrannei der Cocomes widersetzte, war der Fürst von Uxmal; leider entschied das Los der Waffen gegen ihn, und Zwiste, die in Uxmal selbst zum Ausbruch kamen, haben wohl dahin geführt, daß die königliche Stadt zwar nicht zerstört, aber von ihren Bewohnern verlassen wurde. Die Reste der Tutul Xius mußten noch einmal weichen und gründeten ein neues Fürstentum in Mani, das aber niemals den Glanz und die Bedeutung ihrer früheren Herrschaftssitze, Chichen-Itza und Uxmal, zu erreichen vermochte.

Das Beispiel der Auflehnung aber war mit der Erhebung der Tutul Xius gegeben und fand in dem Kreise der arg bedrückten und doch nicht so eng wie die Aristokratie von Mayapan an die Cocomes gefesselten Unterkönige baldige Nachahmung. Der nächste, der dem Tyrannen von Mayapan den schuldigen Respekt verweigerte, war der Fürst von Chichen-Itza. Allein auch ihn erreichte das Strafgericht. Auf dem Throne der Cocomes saß ein Mann von außerordentlicher Thatkraft. Hunac Eel war zwar ein noch ärgerer Tyrann, als es seine Vorgänger gewesen waren, aber kein kurzsichtiger Politiker. Daß er auf die Treue und Anhänglichkeit seiner Untergebenen nicht rechnen durfte, erkannte er sehr wohl; deshalb suchte er die Stütze seiner Macht außerhalb seines Reiches. Die Chronik spricht von einem Bündnis, das Hunac Eel mit den Gouverneuren des Königs von Mexiko in Tabasco und Xicalango geschlossen habe; das freilich ist ein Anachronismus, denn die aztekischen Herrscher von Mexiko-Tenochtitlan kämpften um die Zeit, da Hunac Eel auf dem Throne von Mayapan saß, erst noch mühsam um ihre eigene Unabhängigkeit mit den Tecpanekenkönigen von Azcaputzalco. Aber die Thatsache liegt jedenfalls zu Grunde, daß sich Hunac Eel mit den kriegerischen Nahua der benachbarten Fürstentümer verbündete. Trotz des großen Machtaufgebotes (Hunac Eel zog mit 13 lehnspflichtigen Fürsten gegen Chichen-Itza zu Felde) war der Erfolg des Feldzuges doch bei weitem weniger entscheidend als im Kriege gegen Uxmal. Chichen-Itza unterlag allerdings den überlegenen Kräften; aber die Stadt behielt ihren eigenen, nur lose von Mayapan abhängigen Fürsten.

Seit der Zeit hörten die inneren Kämpfe im Reiche der Cocomes nicht mehr auf. Die Unsicherheit in den chronologischen Angaben der yucatekischen Annalen läßt es nicht klar hervortreten, über welchen Zeitraum hin sich die inneren Kriege im Reiche von Mayapan erstreckten; anscheinend ist fast ein Jahrhundert verflossen, ehe die Katastrophe hereinbrach. Herbeigeführt aber wurde sie durch den immer wieder ausbrechenden Widerstand von Chichen-Itza. Auch religiöse Motive mögen dieser unbesiegbaren Feindschaft zu Grunde gelegen oder doch ihr Nahrung zugeführt haben. Mayapan und die mit ihm eng verbündete Priesterstadt von Itzamal verehrten Itzamna als ihre Stammesgottheit, während Chichen-Itza nach und nach für das ganze Gebiet der Mayakultur der Mittelpunkt des Kukulkankultus, der Verehrung der gefiederten Schlange, geworden war, deren bildliche Darstellung die Kunst von Chichen völlig beherrscht. Die Rivalität zwischen Itzamal und Chichen-Itza hat selbst zu unmittelbaren kriegerischen Verwickelungen zwischen beiden den Anlaß geboten; gewiß war sie auch ein mächtiger Stachel für die Feindseligkeit, mit der man in Mayapan die niemals völlig unterworfene Nebenbuhlerin betrachtete. Aber die Cocomes nahmen zu wenig auch nur ihr eigenes Interesse wahr; sie ließen es ruhig geschehen, daß der Geist der Widersetzlichkeit immer weitere Provinzen ihres Reiches ergriff, bis endlich auch ihre fremden Beschützer der Macht der Feinde nicht mehr

gewachsen waren. Es kam ein Bündnis zu stande zwischen den in das Hügelland des mittleren Yucatan entwichenen Tutul Xius, den Herrschern von Chichen-Itza und den Feinden der Cocomes in deren nächster Umgebung, und dem vereinten Aufgebot so vieler Gegner vermochten weder die Scharen der Nahuakrieger noch die Festungsmauern, mit denen seit langer Zeit Mayapan umgeben war, stand zu halten. Das Reich der Cocomes brach zusammen, und mit ihm fiel der letzte Schein einer Gemeinsamkeit der Mayastaaten. Die Rache der Gegner zerstörte von Grund aus den stolzen Königssitz, der fast fünf Jahrhunderte der Mittelpunkt eines Reiches gewesen war, dessen Grenzen zuzeiten den größten Teil der Halbinsel Yucatan umfaßten. Obwohl dies das hervorragendste Ereignis in der Geschichte Yucatans ist in dem Jahrhundert, welches der Eroberung durch die Spanier vorausging, so steht doch sein Datum keineswegs fest. Wahrscheinlich ereigneten sich die entscheidenden Kämpfe um das Jahr 1436, nachdem aber schon seit beinahe 20 Jahren ein fast ununterbrochener Kriegszustand um Mayapan geherrscht hatte.

Daß das Ganze mehr eine Reihe revolutionärer Handstreiche als ein wirklicher Krieg war, geht aus der Neugestaltung der Verhältnisse unverkennbar hervor. Selbst die verhaßte Nahua-Leibgarde des Tyrannen wurde in seinen Untergang nicht verwickelt, sondern von den Siegern verschont. Man gestattete ihr sogar, sich in der Provinz Aculan, in der Nähe von Campeche anzusiedeln und dort einen kleinen Nahuastaat zu bilden. Aber dieser ist offenbar bald von den ihn allerseits umgebenden Maya absorbiert worden; denn schon ein Jahrhundert später, zur Zeit der Eroberung, fanden sich keine Nahuatl redende Einwohner mehr im ganzen Bereiche der Halbinsel. Ein letzter Sprößling der Cocomefamilie, der sich angeblich zur Zeit der Revolution in Ulua befand, um neue aztekische Hilfstruppen zur Unterstützung des väterlichen Reiches anzuwerben, wurde gleichfalls von den Siegern unbehelligt gelassen. Er konnte den letzten Rest der Anhänger an die alte Dynastie um sich versammeln und mit ihnen ein anderes kleines Staatswesen begründen; hierdurch wurde der Name der Cocomes auf die Nachwelt gerettet. Die Provinz Zotuta mit der Hauptstadt Tibulon, weit in dem Waldlande des Inneren gelegen, wurde der Schauplatz ihrer Herrschaft, bis auch hier die Spanier eindrangen.

Unerklärlich ist die Einwirkung, welche der Umsturz der Cocomeherrschaft für die beiden rivalisierenden Priesterstädte Itzamal und Chichen-Itza mit sich gebracht hat. Chichen-Itza war unter dem Könige Ulmil während längerer Ziet das Haupt des Widerstandes gegen die Könige von Mayapan gewesen. Infolgedessen hatte sich wiederholt die Schale des königlichen Zornes über Stadt und Land ergossen; trotzdem erscheint bis zur Zerstörung Mayapans noch immer der König von Chichen-Itza als mächtiger Bundesgenosse der Empörer. Man sollte erwarten, die heilige Stadt der geflügelten Schlange nunmehr zu neuer Blüte erstehen zu sehen; statt dessen verschwindet ihr Name gänzlich aus der Überlieferung: bei der Einteilung Yucatans in sieben kleine Königreiche, wie die Spanier sie bei der Eroberung antrafen, erscheint Chichen-Itza nicht mehr als selbständiges Reich. Gerade die verlassenen Ruinen der Stadt, um welche schon eine üppige Vegetation emporgeschossen war, werden von den Königen von Itzamal der ersten kleinen spanischen Schar, die in Yucatan eindrang, als Quartiere angewiesen. Einen Anhalt zur Erklärung dieser auffallenden Thatsache kann man nur in der Legende finden, daß ein Fürst von Chichen-Itza in einer der vielen Revolutionen, welche die letzten Zeiten der Herrschaft von Mayapan beunruhigten, mit dem größten Teile seines Volkes das Land verlassen und sich wieder den ursprünglichen Wohnplätzen der Maya im fernen Westen zugewendet habe, um dem Schauplatz der Kämpfe und der Unterdrückung entrückt zu sein. Ihm soll der

kleine Mayastaat von Peten-Itza, am See von Peten in Guatemala, seinen Ursprung verdanken, dessen Hauptstadt auf der von den Spaniern Isla de Flores genannten Insel des Peten-Sees Ferdinand Cortez auf seinem Zuge nach Honduras besuchte. Auch in dieser Gegend sind in neuester Zeit Ruinen von Mayastädten aufgefunden worden, die den Baumeistern von Chichen-Itza keine Schande machen würden, wenn thatsächlich sie es gewesen sind, die eine zweite jüngere Kultur auf diesen für die Maya klassischen Boden verpflanzten.

An das kleine Mayareich von Peten-Itza knüpft sich noch eine andere eigenartige Überlieferung. An dieser Stelle soll das Leibroß des Cortez so krank geworden sein, daß es nicht mehr weiter konnte. Es wurde deshalb den Maya übergeben mit dem Auftrage, es schonend zu pflegen, damit es den nächsten Spaniern, die des Weges kommen würden, übergeben werden könnte. Die Indianer aber, deren heilige Scheu vor den ihnen gänzlich unbekannten Pferden aus vielen Episoden der Eroberungszeit bekannt ist, glaubten das Roß nicht besser versorgen zu können, als indem sie ihm göttliche Ehren erwiesen, es in einem Tempel einquartierten und mit Opferspeisen fütterten. Und dieser Kultus wurde auch dann noch fortgesetzt, als der edle Renner ob der ungewohnten Ernährung gestorben war und durch ein aus Thon geformtes Ebenbild hatte ersetzt werden müssen.

Der Mayastaat von Peten hat am längsten seine Selbständigkeit gegen die Spanier zu behaupten gewußt. Die entlegene, wenig zugängliche Gegend, in welcher die letzten Itzaes ihre Wohnung aufgeschlagen, war ihr bester Schutz. Hier wurde noch mehr als ein Jahrhundert nach dem Besuche des Cortez der Dienst der alten Götter, die Pflege der alten Kunst, das Studium der alten heiligen Bücher ungestört fortgesetzt; mehr als ein Versuch der Missionare und Gouverneure, diesen letzten Rückhalt des Heidentums zu vernichten, fand ein unrühmliches Ende in den ausgedehnten Waldwildnissen, die als sicherste Schutzmauer das kleine Reich von Peten auf allen Seiten umgaben. Erst im Jahre 1671 gelang es den gleichzeitig von verschiedenen Seiten her unternommenen Angriffen, eine genügende Kriegsmacht am See von Peten zu vereinigen. Auch dann leisteten die in jahrhundertelangen Kämpfen zu kriegerischer Tapferkeit erstarkten Maya einen verzweifelten Widerstand, aber besonders dem groben Geschütz, der überlegenen Bewaffnung vermochten die unwirksamen Waffen der Indianer nicht wirksam entgegenzutreten. Und so fiel auch die letzte Stadt der Vernichtung anheim, in welcher die älteste Kultur der Neuen Welt noch ein unabhängiges Dasein gefristet hatte.

Ein gleiches Schicksal war längst zuvor allen anderen Mayareichen bereitet worden. Auffallenderweise hat aus der Revolution gegen Mayapan die Stadt die größten Vorteile gezogen, die als der intimste Bundesgenosse der Cocomes naturgemäß in deren Untergang am leichtesten hätte verwickelt werden können. Der größte Teil des Gebietes, welches das alte Reich von Mayapan bildete, ist nicht den Itzaes von Chichen oder den Tutul Xius von Mani zugefallen, sondern der alten Priesterstadt Itzamal; und das Geschlecht der Cheles, dem die Hohenpriester des Reiches von Mayapan seit vielen Generationen entnommen worden waren, gab dem neu erstehenden Fürstentum auch seine weltlichen Herrscher. Die Cheles haben es wohlweislich nicht unternommen, die Eroberungspolitik der Cocomes wieder aufleben zu lassen. Dennoch war ihr Staat neben dem von Zachi bei weitem der ausgedehnteste, den die Spanier auf der Halbinsel antrafen, und umfaßte, mit Ausnahme des Nahualändchens von Campeche, den ganzen Norden und Osten. Das Gebiet dieses Fürstentumes, in welchem die Spanier von Anfang an eine freundliche Aufnahme fanden, ist später auch der Kern der spanischen Provinz Yucatan geworden, deren Hauptstadt Merida auf der Stelle des alten Tiho, nur wenige Meilen

von Itzamal entfernt, errichtet wurde. Die Spanier haben, vor allem infolge ihres eigenen unklugen Verhaltens, noch manchen erbitterten Kampf durchzufechten gehabt, ehe sie das ganze Mayagebiet von Yucatan ihrer Herrschaft unterwarfen; als aber einmal Ruhe und Ordnung im Lande dauernd wiederhergestellt waren, da zeigte auch die noch immer dichte Bevölkerung der Eingebornen alle die Tugenden, die dem Volke von alters eigen waren. Die gutmütigen, fügsamen und genügsamen Mayaindianer bauten nun für ihre christlichen Herren und Priester den Boden mit demselben Fleiße, wie sie es für ihre alten Herren gethan hatten, und die geschickten Baumeister und Bildhauer errichteten jetzt nach den neuen Vorbildern Tempel und Paläste mit der alten Kunstfertigkeit.

Ob auch die Mayagebiete von Guatemala, die späteren Reiche der Quiché, der Kakchiquel und der Tzutuhil, ihre Bevölkerung erst dann erhalten haben, als das Andringen der Nahuastämme der alten Mayakultur des Tzendalgebietes Gefahr drohte, ist zweifelhaft. Es scheint vielmehr, als wenn die Besitzergreifung dieser Länderstriche durch Völker des Mayastammes einer früheren Zeit angehöre. Ohne Rückwirkung auf diese Reiche konnte natürlich ein Ereignis nicht bleiben, welches stammverwandte Nationen in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft in so verhängnisvoller Weise berührte; gewiß erhielt damals die Mayabevölkerung der westlicheren Hochlande einen starken Zuzug von Elementen, die in kultureller Beziehung wesentlich höher standen und infolgedessen einen nicht geringen Einfluß auf diese Stämme haben mußten.

Auch die Maya von Guatemala haben an den wesentlichsten Kulturerrungenschaften ihres Stammes vollen Teil genommen. Sie waren mit der Kunst des Schreibens in den eigentümlichen hieroglyphischen Zeichen der Mayakultur wohl vertraut. Ihre legendarischen Überlieferungen, die in größerem Umfange auf uns gelangt sind, als selbst die ihrer fortgeschritteneren östlichen Stammesbrüder, zeigen denselben Kreis religiöser Vorstellungen, in deren Mittelpunkte dieselben Götter, sogar zum Teil mit denselben Namen, stehen wie dort. Das komplizierte, zu den bedeutendsten wissenschaftlichen Errungenschaften der Mayavölker zählende astronomische Kalendersystem beherrschte bei ihnen ebensogut das religiöse und das bürgerliche Leben als dort. Nur die Gewohnheiten des täglichen Lebens und die aus denselben sich entwickelnden Einrichtungen waren wesentlich anders und führten deshalb auch zu verschiedentlich abweichenden Gestaltungen auf dem Gebiete der Kunst, besonders der Architektur, die uns befremdlich erscheinen müßten, wenn sie unmittelbar und ausschließlich von den Erbauern von Palenque, von Menché ꝛc. ihren Ursprung herleiteten. Die Berglande von Guatemala, in denen die hauptsächlichsten Städte der Quiché und ihrer stammverwandten Herrschaften lagen, boten ihnen zur Bethätigung künstlerischer Neigungen ein gleichwertiges und ähnlich geartetes Material, wie es den Maya der tiefer liegenden Gegenden zu Gebote stand. Trotzdem hat selbst die Architektur bei den westlicheren Stämmen niemals eine annähernd reiche Ausbildung gefunden, wie im Osten, und die Zahl der Denkmäler plastischer Kunst, deren Ursprung aus den Hochlanden unzweifelhaft nachweisbar ist, ist verschwindend klein. Nur aus den hochentwickelten und in zahlreichen Proben uns erhaltenen Töpferwaren aus den Altos und den westlicheren Teilen Guatemalas erlangen wir die Gewißheit, daß diese Maya-Völkerschaften sich nicht, wie die Huasteka, schon vor der Ausbildung der spezifischen Mayakultur vom Mutterstamm lösten, sondern daß sie an all deren Fortschritten teilgenommen hatten. Auf ihren Töpferarbeiten nämlich haben uns auch die Quiché und ihre Bruderstämme jene Inschriften und Kalenderzeichen überliefert, die wir bei den anderen Mayastämmen in Stein gemeißelt oder in Stuck gepreßt als ständigen Schmuck der Bauwerke zu finden gewohnt sind.

Die Zahl der Städtebezirke, die in Trümmern im Gebiete der westlichen Mayas aufgefunden worden sind, ist nicht geringfügig, und Reste massiv steinerner Bauwerke, nur ohne den gewohnten künstlerischen Schmuck, sind keineswegs selten. Aber von den Stadtanlagen des Tieflandes und der yucatekischen Halbinsel unterscheiden sich die des Westens scharf durch das Überwiegen des Festungsartigen. Auch unter den Bauten des Tieflandes finden sich manche, deren Anlage wohl geeignet war, einem feindlichen Angriffe gegenüber als Stütze zu dienen; aber die hervorragende Berücksichtigung fortifikatorischer Zwecke tritt nirgends hervor, ist an vielen Orten vollkommen ausgeschlossen. Ganz entgegengesetzt in Guatemala. Hier weist schon die Wahl der Örtlichkeit darauf hin, daß die Rücksicht auf Verteidigungsfähigkeit eine hervorragende Rolle gespielt hat. Mauern, Festungen und Citadellen, oft Bauwerke von beträchtlicher Ausdehnung, die nur durch das Aufgebot bedeutender Kräfte bewältigt worden sein können, sind die merkwürdigsten Überreste, denen wir im Quichégebiet begegnen. Möglicherweise haben die Maya, die im Tiefland einen ausgesprochen friedlichen Charakter bekundeten, in den fortdauernden Kämpfen mit kriegerischen Nahuastämmen, von denen einzelne nachweislich bis nach Nicaragua hinein ihren Weg gefunden haben, im Laufe der Zeiten eine vollkommene Umbildung ihres Nationalcharakters durchgemacht; wahrscheinlicher ist es aber doch, daß von Anbeginn zwischen den friedlicheren Stämmen des üppigen Küstenlandes und den rauheren Völkern der höheren Bergländer nationale, von der Umgebung in entgegengesetzter Richtung geförderte Unterschiede bestanden haben, die sich nicht erst innerhalb geschichtlich nachweisbarer Perioden ausbildeten.

Überlieferungen der westlichen Völkerschaften erzählen, daß aus der alten Stadt Tulan, die wiederholt als Ausgangspunkt aller Wanderungen erscheint und, soweit überhaupt eine einzelne Stadt darunter zu verstehen ist, in der Gegend von Tabasco gesucht werden muß, Nima-Quiché, der große Quiché, mit drei Brüdern auswanderte und seine Schritte nach Westen den Bergen zu lenkte. Da nun hätten die Brüder die Lande in der Weise untereinander geteilt, daß dem einen das Gebiet von Chiapas (Quelenes), dem andern die Verapaz (Tezulutlan), dem dritten das der Mames und Pocomams (der Nordwesten Guatemalas), ihm selbst endlich das Land der Quiché, Kakchiquel und Tzutuhil zufiel, deren Königsgeschlechter ihren Ursprung von ihm ableiten. Diese Tradition veranschaulicht trotz nahuatlakischer Einflüsse deutlich das Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit selbst solcher Mayavölker, die weiterhin in der Geschichte keine Rolle gespielt haben, und weist damit auf den Ursprung in einer Zeit hin, in der das Gemeinschaftsgefühl noch nicht in einer solchen Weise verwischt gewesen sein kann, wie nachmals. Da nun hier Chiapas noch als eines der vier Mayareiche erscheint und nichts darauf hindeutet, daß dies Gebiet bereits fremden Eroberern anheimgefallen wäre, so muß man diese Völkerspaltung als eine ansehen, die einer Zeit weit vor der Flucht der Maya von Chiapas angehört.

Die weitere Geschichte der Stämme ist unenträtselbar verwirrt. Fortwährende innere Kriege, häufige Wanderungen und Wechsel der Residenzen, Auflehnung gegen drückende Herrschaft und dann wieder Zusammentreten zu friedlichem Bündnis spielen darin mehrfach eine Rolle. Selbst die Reihe der Könige des Quichéstammes wird von den einen auf 11, von den anderen auf 17, manchmal sogar auf 23 Generationen angegeben. Unverkennbar jedoch nahmen die Könige der Quiché ein hervorragende Stellung unter den Stammesfürsten Guatemalas ein; und ein Chronist begründet die volle Ebenbürtigkeit der Quichékönige gegenüber den aztekischen Herrschern von Mexiko-Tenochtitlan mit der Behauptung, daß das Quichéreich an Ausdehnung nicht nur mit dem aztekischen wetteifern konnte, sondern ihm unbedingt überlegen war.

Für die Lostrennung der kleineren Reiche der Kakchiquel und Tzutuhil werden die Ursachen verschieden angegeben. Einmal soll eine solche schon unter dem ersten Nachfolger des Nima-Quiché, dem Könige Acxopil, dem eigentlichen Begründer des Quichéreiches, durch Erbteilung erfolgt sein. Doch verblieben die Könige der kleineren Reiche in einem ehrerbietigen Verhältnisse zu dem Hauptstaate von Quiché und waren durch eine eigenartige, auf amerikanischem Boden mehrfach auftretende Regelung der Erbfolge selbst an der Erhaltung der Vormacht interessiert. Acxopil hatte nämlich schon bei Lebzeiten seinem älteren Sohne die Verwaltung des Kakchiquelenreiches, dem jüngeren die von Tzutuhil übertragen, mit der Bestimmung, daß nach seinem Tode der erstere das Regiment über den Gesamtstaat und die Quiché antreten, der zweite über die Kakchiquel und jeweils der jüngste der für die Thronfolge in Betracht kommenden Prinzen über die Tzutuhil herrschen sollte, damit jeder, ehe er die höchste Stelle im Staate erlangte, eine Schule der Herrschaft in den allmählich größer sich gestaltenden Verhältnissen durchmache. Es scheint aber nicht, daß diese Anordnung nach seinem Tode ernstlich Beachtung gefunden habe. Izcutemal, der ältere von Acxopils Söhnen, ergriff zwar Besitz vom Throne Quiché, trat aber die Herrschaft über die Kakchiquel nicht an seinen Bruder, sondern an seinen ältesten Sohn ab und gab damit das Zeichen zu langwierigen inneren Kämpfen, die bis zur Ankunft der Spanier kaum jemals von einem dauernden Frieden unterbrochen wurden. Auch hier wurden die benachbarten Nahuastämme als Bundesgenossen in die Kriege der stammverwandten Mayareiche hineingezogen. Ihr Einfluß soll hier sogar so tief gegangen sein, daß die blutigen Menschenopfer und die Menschenfresserei, wie sie unter den Nahua üblich war, auch von den Maya angenommen wurden. Jedenfalls spricht alles dafür, daß die Durchsetzung der Mayabevölkerung mit Nahua-Elementen in Guatemala viel ausgedehnter war als in Yucatan.

Die drei Reiche behaupteten sich unabhängig voneinander und in beständigen Kämpfen miteinander bis zur Ankunft der Spanier. Im Jahre 1492 erhoben sich eine Anzahl Häuptlinge der Kakchiquel gegen Cay Hunahpu, der es wieder einmal versucht hatte, seine Herrschaft auf Kosten seiner Nachbarn auszudehnen. Er wurde überwunden und büßte sein Unternehmen mit dem Tode. Soweit ist daran nichts Besonderes; die Kakchiquel aber legten diesem Siege eine solche Bedeutung bei, daß sie denselben zum Ausgangspunkt einer neuen Zeitrechnung machten. Als echte Revolutionäre schafften sie den ganzen alten priesterlichen Kalender ab und schufen sich ein Jahr von 400 Tagen, eingeteilt in 20 zwanzigtägige Monate. Sie sind der einzige Stamm Mittelamerikas, der von dem kunstvollen astronomischen Kalender der Maya abgefallen ist; daß aber ihr neues Jahr gegen diesen nicht einen Fortschritt, sondern lediglich einen Akt der Willkür bedeutete, leuchtet ohne weiteres ein.

Trotz der vielfachen Beziehungen zu den Nahuastämmen scheint eine solche zwischen den Reichen der Maya und dem aztekischen Reiche der Montezumas niemals stattgefunden zu haben. Beide wußten voneinander und mögen auch schon vor der Ankunft der Spanier Gesandtschaften ausgetauscht haben. Die Eroberungen der Azteken sind wohl den Grenzen der Mayareiche in den letzten Jahrzehnten ihrer Herrschaft gelegentlich sehr nahe gekommen; zu direkten Verwickelungen zwischen beiden Staatengruppen hat dies aber nicht geführt. Die Quiché hatten so viel damit zu thun, sich innerhalb des eigenen Reiches der feindlichen Stammesbrüder zu erwehren, daß sie an auswärtige Eroberungen, die sie mit den Azteken in Konflikt hätten bringen müssen, nicht denken konnten. Als sich die Spanier bedenklich dem aztekischen Reiche zu nähern begannen, soll Montezuma II. eine große Gesandtschaft an den König der Kakchiquel geschickt haben; zu einer Verständigung scheint es aber nicht gekommen zu sein.

Noch ehe sich die Spanier aufgemacht hatten, um auch die Mayareiche von Guatemala ihrem Zepter zu unterwerfen, erschienen in dem eben erst eroberten Mexiko Abgesandte des Kakchiquelenkönigs vor Cortez und baten ihn um seine Unterstützung gegen die Quiché. Natürlich wurde ihnen diese nur allzu gern in Aussicht gestellt. Im Jahre 1524 erschien der Adelantado Pedro de Alvarado in Iximché, eröffnete im Bunde mit den Kakchiquel den Krieg gegen die Quiché und besiegte sie in wenigen blutigen Schlachten. Die Tzutuhil hatten sich im Vertrauen auf die Unzugänglichkeit ihres Reiches neutral gehalten und nicht nur den Quiché, sondern auch den Spaniern ihre Unterstützung verweigert. Aus diesem Anlaß richtete Alvarado dann gegen sie seine Streitkräfte; und gegen die Überlegenheit der Spanier vermochten weder natürliche noch künstliche Schutzmittel die Tzutuhil zu schützen. Zu spät erkannten die Kakchiquel, daß sie in dem Bündnis mit den Spaniern ihre eigene Freiheit mitverkauft hatten. Als sie versuchten, das ihnen unmerklich aufgeladene Joch abzuschütteln, war der geeignete Moment längst verpaßt, wo ihr Widerstand eine Aussicht auf Erfolg gehabt hätte. Mit ihrem unnütz vergossenen Blute vermochten sie nur die Schuld zu sühnen, daß sie es gewesen waren, die den fremden Eroberern die Wege in das Land geebnet hatten.

b) Die Nahua.

Das Ländergebiet nördlich von dem Kulturbereiche der Maya-Nationen bis hinauf in die Nachbarschaft der Pueblo-Indianer, also vom Isthmus von Tehuantepec bis an die Grenzen von Texas und Neumexiko, fanden die Spanier im 16. Jahrhundert von zahlreichen Völkerschaften des Nahuastammes bewohnt, die dort schon seit vielen Jahrhunderten angesiedelt waren. Sie selbst betrachteten das Land jedoch nicht als ihre ursprüngliche Heimat; in der That hat es Reste einer fremden, in kultureller Beziehung im allgemeinen den Nahuastämmen nachstehenden Bevölkerung gegeben. Die unter den Nahua ziemlich weit verbreitete und annähernd übereinstimmend erzählte Wanderungssage weist auf eine im fernen Norden an einem großen Wasser gelegene Urheimat des Stammes hin, in der die Örtlichkeiten Aztlan (die Stadt am Wasser) und Chicomoztoc (die sieben Höhlen) eine große Rolle spielen. Diese Legende hat eine ganze Litteratur erzeugt; von der Küste des Pazifischen Ozeans bis zum nordamerikanischen Seenbecken, von der Behringstraße bis zum Plateau von Mexiko kann kaum ein Fleckchen Erde gefunden werden, das nicht der eine oder der andere Forscher mit der Wanderung der Azteken von Aztlan-Chicomoztoc nach Mexiko-Tenochtitlan in Verbindung gebracht hätte.

Die nicht sagenhaften Spuren einer Wanderung der Nahuavölker in einer nord-südlichen Richtung sind vollkommen unzulänglich. Das Gebiet wenig nördlich von dem nachmaligen Kulturzentrum der Nahua, dem Plateau von Anahuac, war schon verhältnismäßig früh von Völkerschaften, den Pueblo-Indianern, bewohnt, die neben verschwindenden Anklängen an Kulturvorstellungen der Nahua eine so scharf ausgeprägte, so unabhängig entwickelte Zivilisation aufweisen, daß an eine Wanderung der Nahua durch diese Regionen auch in entlegener Zeit nicht zu denken ist. Zwar hat man Spuren der Nahuasprachen in den Eigennamen oder auch eingesprengt in die Dialekte der Pueblovölkerschaften in Sinaloa und weiter nördlich bis zu den Hopi von Moqui oder Tusayan gefunden. Auch im Gebiete der Mayakultur treten uns überraschend zahlreich Ortsbezeichnungen bei den Quellenschriftstellern des 16. Jahrhunderts entgegen, die der Nahuasprache entlehnt sind. Aber wir wissen genau, daß dies nicht in der Ausdehnung des Nahuagebietes bis in diese Gegenden seinen Grund hat, sondern in dem Umstande, daß die Spanier unter der Führung von Indianern in diese

Gegenden gelangten, die nur des Nahua mächtig und nur mit den nahuatlakischen Namen der Ortschaften vertraut waren. Diese Namen sind dann durch die Tradition bestätigt und durch das Vorwiegen des Nahua-Elementes im Mittelpunkte des spanischen Kolonisationsgebietes befestigt worden. Analog werden sich die Verhältnisse unzweifelhaft auch im Norden entwickelt haben.

Die geschichtlichen Überlieferungen der Nahuastämme berechtigen zu dem Schlusse, daß ihre ursprüngliche Heimat wohl in dem nördlichen Teile, aber jedenfalls noch innerhalb des Gebietes gelegen war, in welchem die Spanier ihre Stämme als vorherrschend antrafen. Sowohl die hieroglyphischen, zum Teile noch vor der Periode der Eroberung gemachten Aufzeichnungen, als auch die von spanischen Chronisten bei Eingebornen eingeholten Erkundigungen weisen darauf hin, daß die Nahuastämme noch lange Zeit als völlig unzivilisierte Jäger- und Fischervölker innerhalb derjenigen Grenzen gewohnt haben, wo sie im 16. Jahrhundert angetroffen wurden. Ja, es gab damals noch einzelne stammverwandte Völkerschaften, zu denen die Kulturerrungenschaften ihrer begünstigteren Bruderstämme nicht vorgedrungen waren; und die Zeit lag durchaus noch nicht weit zurück, wo nach der Überlieferung einzelne bei der spanischen Eroberung durchaus auf der Höhe der allgemeinen Zivilisation befindliche Stämme ihr Nomadenleben aufgegeben und mit dem Ackerbau die Segnungen der Kultur empfangen haben sollten.

Überhaupt war die Seßhaftigkeit, die wir uns auch bei den zivilisiertesten Völkern Amerikas durchaus nicht nach den Vorbildern der Kulturvölker der Alten Welt entwickelt vorstellen dürfen, bei den Nahua und insonderheit bei den Azteken noch gering. Wie die Maya, so gaben die Indianer Zentralamerikas unter dem Druck einer ungünstig veränderten politischen Lage leicht die Wohnsitze preis, an denen Generationen hindurch das Volk gesessen, gearbeitet, gebaut hatte. Die Wanderung der Azteken, die von sich selbst behaupten, daß sie als die letzten aus der gemeinsamen Heimat Aztlan-Chicomoztoc ausgezogen seien, bewegt sich noch jahrzehntelang in fast historischer Zeit zwischen den verschiedenen anderen Nationen des Nahuastammes weiter, als diese schon seit langen, langen Zeiten feste Wohnplätze gewonnen und große kulturelle Fortschritte gemacht hatten. Daß sich nun bei einer solchen Ungleichheit der Entwickelung, unter den ungünstigen Umständen, wie sie das Nomadenleben eines noch unzivilisierten Volkes mit sich bringt, eine Tradition unverfälscht erhalten sollte, ist unglaubhaft; der Legende des Auszuges der Nahua von Aztlan-Chicomoztoc müssen vielmehr mythologische und religiöse Vorstellungen zu Grunde gelegen haben.

Die Nahua sind durchaus und zu allen Zeiten ein binnenländischer Stamm gewesen. Sowohl an der atlantischen als auch an der pazifischen Küste haben sie erst spät, wenn überhaupt, eine noch ältere Bevölkerung verdrängt, die nicht mit ihnen stammverwandt gewesen zu sein scheint. Aber auch nachdem einzelne ihrer Völkerschaften sich in dem Tropenklima der Küste eingewöhnt hatten, haben sie die geringe Liebe des Binnenvolkes für das „große Salzwasser" behalten. Während die Maya von ihren Küstenhäfen aus einen beträchtlichen Handel zur See betrieben haben, bewegten sich die gleichartigen Unternehmungen der Nahuavölker selbst zu den Zeiten, wo sie einen sehr ausgedehnten Handel betrieben, ausschließlich auf dem Landwege, obwohl viele Nahuavölkerschaften mit dem Bau von Fischerbooten vertraut waren. Unverkennbar haben sogar die Nahua bei aller Abneigung gegen das Meer eine besondere Vorliebe für das Wasser gehabt. Schon die Legende, die ihre Heimat an ein großes Wasser verlegt, bezeugt dies; und in ihrer Geschichte spielen die Seen des Hochlandes von Anahuac eine hervorragende Rolle. Auch außerhalb dieses Seengebietes lag eine ganze Reihe von Mittelpunkten

nahuatlakischer Entwickelung ebenso am Rande der Seen, wie Tezcuco, Chalco und Tenochtitlan. Das Wasser und seine Produkte begegnen uns in Geschichte und Sage immer wieder.

Zu einem Volke von Jägern und Fischern hatte die Lage ihrer Wohnplätze die Nahua gemacht; daneben hat sie noch eine andere Eigenschaft bei ihnen ausgebildet: wilden, kriegerischen Sinn. Zwar herrschte unter den Schneegipfeln der Kordillere in dem Hochthale von Mexiko ein ewiger Frühling, der weit eher ein Volk von sorglosen Genußmenschen heranzubilden geeignet war als eines von grausamen Kriegern. Auch die Jagd konnte sie nicht besonders stählen: es gab im ganzen Bereiche kein Wild, das auch nur dem mit den einfachsten Waffen gerüsteten Jäger besonders gefährlich hätte werden können. Zu Kriegern wurden aber die Nahua wohl durch die alten Bewohner des Landes. Sie fanden nicht, wie die Maya in Yucatan, das Land ihrer Zukunft bei ihrer Einwanderung noch unbewohnt. Daß sie fremdartige, nichtverwandte Bewohner vorgefunden haben, darf man aus der Tradition schließen, wenn es auch bei der Dürftigkeit der Nachrichten unmöglich ist, den ethnographischen Stammbaum dieser Rasse zu verfolgen. In den Mythen der Nahua erscheinen Giganten von übermenschlicher Größe und von unbändiger Kraft; und wenn man das auch nicht wörtlich nehmen darf, wie die alten spanischen Chronisten, die in den Riesenknochen vorweltlicher Tiere die Gebeine der Gigantenrasse vor sich zu haben meinten, so wird man doch daraus folgern dürfen, daß die Nahua einen langen und erbitterten Kampf mit einem übermächtigen Gegner zu bestehen hatten, gegen den sie die äußerste Kraft anzuspannen und den rücksichtslosesten Vernichtungskrieg zu führen hatten, ehe es ihnen gelang, den Platz für die mächtig anschwellende Entwickelung ihres Stammes sich zu erobern. In diesem Kampfe bildete sich bei dem reinen Naturvolke jener wilde Kriegersinn aus.

Als furchtbare und gefürchtete Krieger treten uns die Nahua überall entgegen, wo sie uns wie in Yucatan und Guatemala außerhalb ihres nachmaligen Kulturgebietes begegnen; kriegerisch ist aber auch die Überlieferung innerhalb ihrer Kultursphäre. Kampf und Sieg, Eroberung und Zerstörung spielen in ihren Aufzeichnungen die hervorragendste Rolle; und in enger Verbindung erscheint der Krieg mit ihrer Religion, am grellsten und furchtbarsten in dem blutigen Dienste der Azteken für ihren Nationalgott Huitzilopochtli. Man hat in diesem ungewöhnlich grausamen Kultus den Einfluß vornahuatlakischer Völker sehen wollen und ihn aus dem zeitweiligen Aufenthalt der Azteken im Gebiete der Tarasca abgeleitet. Aber abgesehen davon, daß vielleicht auch die Tarasca ein entfernter Zweig der Nahuafamilie sind, findet sich die blutige Verehrung der Gottheiten durch zahlreiche Menschenopfer keineswegs nur bei den Azteken, sondern mehr oder minder grell fast bei allen Völkerschaften der Nahuafamilie; und nicht nur als notwendiger Bestandteil des Kultus der einen Gottheit, sondern als typische Form der Götterverehrung überhaupt. Wenn nicht die meisten Völker des Stammes hierin von gleichen Anschauungen beherrscht gewesen wären, wie hätte dann jener in der Weltgeschichte wohl einzig dastehende Vertrag zwischen Mexiko, Tlazcala und Huexotzinco zu stande kommen können, wonach die drei Staaten in friedlicher Abmachung die Kriege untereinander regelten, um zum Opfer für ihre Götter jederzeit eine genügende Anzahl von gefangenen Feinden zur Verfügung zu haben! Krieg, Menschenopfer und gottesdienstliche Menschenfresserei gehören zu den charakteristischen Bethätigungen der Nahua. Was in dieser Richtung bestimmend auf den Nationalcharakter des Stammes eingewirkt hat, muß unbedingt schon in eine Zeit fallen, die lange vor der Spaltung des Nahuavolkes in seine verschiedenen Zweige und noch viel länger vor dem angenommenen Aufenthalte der Azteken bei den Tarasca gelegen hat.

Zur Zeit der Spanier freilich waren die Nahua längst nicht mehr das Volk von Fischern, Jägern und wilden Kriegern, als welches sie einstmals im Hochlande von Anahuac ihre Ausbreitung begonnen hatten, sondern sie hatten sich inzwischen in jahrhundertelanger Entwickelung eine Kultur angeeignet, die mit der der Maya auf vielen Gebieten wetteifern konnte und durch ihren äußerlichen Glanz die Spanier vollkommen zu blenden geeignet war. Diese Kultur aber war, nach dem übereinstimmenden Geständnisse fast aller Quellenberichte, nicht langsam aus dem Volke heraus selbständig entwickelt, sondern von außerhalb gebracht, aufgeimpft. Fast alle die Chichimekenstämme, und als Chichimeken fühlten und schätzten sich sämtliche Nahuastämme des Thales von Mexiko, deren Überlieferungen wir kennen, treten uns anfangs als halbwilde, nomadisierende, kaum bekleidete Jäger entgegen, die erst durch die Berührung mit den bereits seßhaft gewordenen, ackerbauenden, in Städte und Staaten vereinten älteren Nationen auch ihrerseits in die Bahnen der Zivilisation geleitet werden. Die verschiedenen Stammesgeschichten, die noch nicht durch den Versuch eines synchronistischen Zusammenhanges zwischen der christlichen und der altamerikanischen Chronologie verwirrt sind, reichen ungefähr 6 bis 7 Jahrhunderte in die Vergangenheit zurück. Mehr als ein Volksstamm, der in der Geschichte des mittleren Amerika nachmals eine hervorragende Rolle gespielt hat, soll erst innerhalb dieser Zeit das unstete Leben der Wildnis aufgegeben und die ersten Grundlagen einer Kultur empfangen haben; doch setzen diese Überlieferungen, denen ausnahmslos lange Fürstenreihen als einziger zeitlicher Maßstab dienen, stets die Existenz mehrerer bereits früher zivilisierten Staaten voraus.

Weniger noch in diesen älteren Aufzeichnungen als besonders in der späteren, an europäischen Vorbildern geschulten Geschichtschreibung der Nahuanationen spielen die Hauptrolle als Träger der Bildung die Tolteken. Nach der Form, in welcher uns die Legende von Späteren überliefert worden ist, waren die Tolteken ein Zweig des Nahuastammes, der gleichfalls von Norden her aus Chicomoztoc nach der Stadt Huehuetlapallan, etwa im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung gekommen sein und zu Anfang des 6. Jahrhunderts auf dem Hochplateau von Mexiko um die Hauptstadt Tula ein Reich begründet haben soll, das sich in kürzester Zeit zu einer fabelhaften Kulturblüte erhob. Hier soll nicht nur alle geheimnisvolle Weisheit ihren Ursprung genommen haben, nicht nur die kunstvolle Regulierung des Kalenders durch die Priester und Könige der Tolteken eingeführt und für alle anderen Völker maßgebend geworden sein, sondern die Tolteken sollen auch bereits die Geschichte der Vergangenheit gesammelt und einen offiziellen Text davon festgestellt haben. Vor allem aber sollen sie die Lehrmeister aller späteren Völker auf dem Gebiete der Künste, besonders der Architektur und der Skulptur geworden sein; die Bauten, die ihre Residenzen zierten, sollen eine Pracht und eine Großartigkeit aufgewiesen haben, der die berühmtesten Palaststädte der späteren Zeit, wie Tezcuco und Tenochtitlan, kaum ebenbürtig werden konnten. Nach einem Bestande von mehreren Jahrhunderten soll das Toltekenreich infolge innerer Zwistigkeiten und äußerer Angriffe um das Jahr 1055 zusammengebrochen und sein Gebiet in anderen benachbarten Staaten aufgegangen sein. Die toltekischen Adligen aber, die nach dem Falle des Reiches in die verschiedensten Gegenden von Anahuac flüchteten, wären überall die Träger zivilisatorischen Fortschrittes geworden, der sich nicht zuletzt durch diese Zerstreuung allen Völkern des Nahuastammes mitgeteilt hätte.

So lautet die Legende in ihren allgemeinen Zügen; in ihren Einzelheiten aber herrscht eine bedenkliche Verwirrung. Selbst bei dem indianischen Geschichtschreiber Ixtlilchochitl, dem Vater der Toltekenlegende, der sie an zwei verschiedenen Stellen aufgezeichnet hat, stimmen die

Zeitangaben, Namen und Einzelheiten in den beiden Berichten durchaus nicht überein. Ein guter Teil dessen, was von den Tolteken erzählt wird, ist Sage, in der mythologische Elemente unverkennbar eine große Rolle spielen. So soll ein Gesetz bestimmt haben, daß die Regierungszeit jedes einzelnen Herrschers nicht mehr und nicht weniger als 52 Jahre habe dauern müssen; lebte er länger, so war er verpflichtet, nach 52 Jahren die Regierung an seinen ältesten Sohn abzutreten; starb er aber vor der Zeit, so führte ein Rat der Alten bis zur Erfüllung dieser Frist die Herrschaft in seinem Namen weiter. 52 Jahre bedeuten aber den Zeitraum des großen mexikanischen Jahreszyklus, mit dessen Hilfe der rituelle Kalender mit dem wirklichen Sonnenjahre in Übereinstimmung gebracht, bei dessen Beginn unter feierlichen Zeremonien das heilige Feuer aufs neue entzündet wurde, in dem Glauben, daß damit der Bestand der Welt aufs neue für den Zeitraum von 52 Jahren gesichert sei. Die Thatsachen aber werden immer unbestimmter und das Mythologische überwiegt immer mehr, je weiter wir zeitlich zurückgreifen. Nun haben zwar die Ausgrabungen, die man wiederholt an der Stelle der angeblichen Residenz des glanzvollen Toltekenreiches in der Stadt Tula, einige Meilen nördlich von Mexiko, vorgenommen hat, alte Ruinen bloßgelegt, aber nur sehr beschränkte und geringwertige; wie denn überhaupt die künstlerische Bedeutung der baulichen Reste auf dem Boden der alten Nahuastaaten entgegen der Toltekenlegende unverkennbar von Süden nach Norden abnimmt. Ferner dreht sich, mit Ausnahme der Begründung und Zerstörung, fast alles, was uns von den Tolteken erzählt wird, um die Persönlichkeit eines Königs Quetzalcoatl. Dieser Name aber, der, wie das Kukulkan der Maya, die gefiederte Schlange bezeichnet, ist gleichzeitig der Name einer Gottheit, deren Verehrung in späteren Zeiten auch über weite Gebiete des Nahuareiches verbreitet war: eine um so verdächtigere Erscheinung, als auch andere Namen der Königsreihe an Götternamen anklingen und mehrere Könige von der Überlieferung unter die Götter versetzt werden. Darum ist man mehr und mehr gegen den historischen Hintergrund der Toltekensage mißtrauisch geworden. Es mag vielleicht einmal ein Fürstentum der Tolteken mit der Hauptstadt Tula bestanden und in den Stammfehden der kleinen Nahuareiche eine gewisse Rolle gespielt haben; im übrigen aber kommt den Tolteken die Bedeutung, die ihnen als dem Volke der Kulturbringer Anahuacs angesonnen worden ist, keineswegs zu.

Der Name Tulan kommt auch in den Abstammungslegenden der Maya vor, aber nicht für eine einzelne bestimmte Örtlichkeit, sondern als allgemeine Bezeichnung für eine große, reichgeschmückte fürstliche Residenz; die Legende erwähnt gelegentlich nicht weniger als vier Tulans zu gleicher Zeit. Wenn man nun das Tula der Nahua-Stammsage einfach mit den ähnlich benannten Mayastädten identifizieren und danach die Mayavölker selbst als die Tolteken der Nahua ansehen dürfte, so wäre dies allerdings die bequemste Lösung. Leider stehen aber einer solchen Auslegung gewichtige Schwierigkeiten entgegen. Die Tolteken der Nahua sind stets ein stammverwandtes, also ein Nahuatl redendes Volk, und ebenso übereinstimmend werden ihnen Wohnsitze im Norden des späteren Nahuagebietes, der Hochebene von Mexiko, angewiesen: beides läßt sich in keiner Weise mit den Maya in Verbindung bringen. Wenn man nun aber auch nicht die Maya mit den Tolteken gleichstellen kann, so darf man doch das Verhältnis der Abhängigkeit zwischen der Kultur der Maya und der Nahua als kaum bestreitbar ansehen. Auf welchem Wege sind nun die Resultate kultureller Entwickelung, wie sie die Maya errungen hatten, auch den Nahuavölkern zugänglich geworden, und wie sind sie von den Küsten von Tabasco bis hinauf zu den nördlichsten Höhen des mexikanischen Plateaus gelangt?

Die besonderen politischen Verhältnisse, welche die Spanier bei der Eroberung auf dem Plateau von Mexiko antrafen, haben es mit sich gebracht, daß wir nur über die Geschichte der Völkerschaften zuverlässige Nachrichten besitzen, welche in Anahuac, d. h. in der Nähe der mexikanischen Seen wohnten. Die zahlreichen Völker verwandter Abstammung, die sich nördlich und in weiter Ausdehnung südlich von der Hochebene angesiedelt hatten, waren aber für die Azteken und die verwandten Nationen Anahuacs kaum in geringerem Maße Fremdlinge, als die Mayavölker. In geschichtlicher Zeit waren die unmittelbaren Nachbarn der Maya von Guatemala die Zapoteken, die Mixteken und die Kuikateken. Und wenn auch deren Wohnsitze wahrscheinlich ebensowenig dauernd unverändert geblieben sein werden wie die der Nahua von Anahuac, so dürfen wir doch ein seit langem bestehendes Nachbarverhältnis zwischen den Maya und diesem Zweige der Nahuafamilie um so mehr annehmen, weil selbst die dürftigen Anhaltepunkte, die uns sonst zu einer Rekonstruktion der älteren Geschichte dieser Stämme zu Gebote stehen, auf einen engeren Zusammenhang hinweisen.

Eine erst unlängst bekannt gewordene Bilderhandschrift kuikatekischen Ursprunges berichtet uns, wie die Kuikateken unter der Führung des Stammgottes, dessen Name Maollin gewesen zu sein scheint, sechs Jahrhunderte lang Wanderungen und Kriegsfahrten in Gebieten unternahmen, wo in alter Zeit Maya- und Nahuavölker aneinander grenzten. Die Örtlichkeiten, deren Namen darin erwähnt werden, sind zwar nicht alle mit Sicherheit festzustellen, weisen aber hin auf die Gebiete von Guatemala und Chiapas. Die Wanderung wird zunächst nicht fern der pazifischen Küste in südlicher Richtung vor sich gegangen sein; dort sind aber die Kuikateken schließlich auf einen unüberwindlichen Widerstand gestoßen, deshalb in östlicher Richtung weitergezogen, haben das nördliche Guatemala durchquert und sind endlich in Chiapas sicher bis in die Landschaft Acalan, das unmittelbar an Yucatan grenzende Gebiet, gekommen. Vermutlich haben diese und ähnliche Wanderungen von Nahuastämmen den Untergang der blühenden Mayastädte von Chiapas und Tabasco herbeigeführt (vgl. oben, S. 242). Wenn nun aber auch die große Masse der Mayabevölkerung vor diesem Feinde die alten Wohnsitze aufgab, so hat es doch gewiß auch nicht an solchen gefehlt, die sich entweder freiwillig den neuen Ankömmlingen unterwarfen und sich zu gewissen Tributen und Leistungen verpflichteten, oder gewaltsam daran verhindert wurden, sich der Gefangenschaft zu entziehen. In diesen Elementen hätten wir die Kulturvermittler zwischen Maya- und Nahuavölkern zu erblicken.

Die Thatsache, daß ein kulturell höher entwickeltes Volk vor dem gewaltsamen Andrange weniger gesitteter Stämme zunächst kraftlos zusammenbricht, dann aber doch durch seine bessere Bildung in kurzer Zeit die Masse der Sieger durchdringt und wenigstens für seine Zivilisation erneut eine gewisse Herrschaft erreicht, ist uns ganz geläufig von den entsprechenden Vorgängen der germanischen Völkerwanderung auf dem alten Kontinent. Inwiefern nun gerade die Kuikateken von der Kultur der Maya berührt worden sind, vermögen wir allerdings nicht näher nachzuweisen; sehr charakteristisch aber zeigt sich ein solcher Einfluß bei den Zapoteken. Ihr Eindringen in das Gebiet der Mayakultur läßt sich zwar nicht mit gleicher Bestimmtheit nachweisen; sie begegnen uns aber später in unmittelbarer Nachbarschaft der Maya und zum Teil auf einem Gebiete, dessen Altertümer eine vorhergegangene Besiedelung durch Mayavölkerschaften unzweifelhaft beweisen. Bei den Zapoteken hat sich die Einwirkung der Mayakultur hervorragend geltend gemacht. Selbst ihre Sprache hat eine starke Beimengung von Worten und Formen der Mayasprachen erfahren. Darum jedoch ihre Zugehörigkeit zum Nahuastamm in Zweifel zu ziehen, wäre falsch; denn nicht nur die spanischen Berichte betrachten die

Zapoteken stets als eine den Maya fremde, den Völkerschaften von Mexiko nahestehende Nation, sondern auch das Wenige, was wir von ihnen selbst erfahren, weist ihnen einen Platz bei den Nationen des Nahuastammes an. Unter diesen aber waren sie jedenfalls eines der Völker, welches schon sehr frühe von den wilden Lebensgewohnheiten der alten Jägervölker zu einer gesitteteren Lebensweise überging; unverkennbar haben sie eine führende Stellung in allem, was die kulturelle Entwickelung bei den Nahuavölkern anlangt, jahrhundertelang eingenommen. Von den dokumentarischen Schätzen, die aus der Zeit der unabhängigen Kulturentwickelung der Nahua auf uns gekommen sind, gehört ein beträchtlicher Teil den Zapoteken zu. Ihre Handschriften (s. die beigeheftete Tafel „Ein Blatt aus der Wiener Nahua-Handschrift zapotekischen Ursprungs") sind nicht mit den Zeichen der Maya abgefaßt, sondern stimmen, abgesehen von kleinen charakteristischen Abweichungen, mit den aztekischen und anderen unzweifelhaft nahuatlakischen Dokumenten in der Art der Schreibung überein. Vermutlich haben die Zapoteken oder ihnen nahestehende Stämme zuerst unter dem Einfluß und in Anlehnung an das, was sie bei den Maya kennen lernten, jene Art der Schreibung ausgebildet, wie sie nachmals Gemeingut aller Nahuavölker geworden ist.

Eine weitere Verwandtschaft besteht zwischen den Mayahandschriften und denen zapotekischen Ursprungs in der umfänglichen Berücksichtigung kalendarisch-religiöser Darstellungen, in denen bekanntlich die Maya eine staunenerregende Kenntnis astronomischer Vorgänge an den Tag gelegt haben. Das eigenartige heilige Kalendersystem der Maya, das auf der sonst nirgends auf dem ganzen Erdball vorkommenden Kombination der Zahlen 20 und 13 beruht, ist nicht nur in seinen Grundzügen von den Zapoteken und allen anderen Nahuavölkern angenommen worden; sondern bei genauerer Untersuchung hat es sich sogar herausgestellt, daß die Bezeichnungen für die einzelnen Tage, die ausnahmslos von Gegenständen des täglichen Lebens abgeleitet sind, in allen den Sprachen, aus denen uns die Kalendernamen überhaupt bekannt geworden sind, im Grunde vollkommen die gleichen sind. Diese Übereinstimmung geht so weit, daß selbst die Tagesnamen, mit denen (nach der Kombination mit dem Sonnenjahre) das heilige oder rituelle Jahr von $13 \times 20 = 260$ Tagen anfangen konnte, gruppenweise zwischen Maya- und Nahuavölkern in der Weise zusammenpassen, daß man eine ältere Gruppe, die sich aus den Maya von Chiapas und Tabasco, den Zapoteken und verwandten Stämmen zusammensetzt, von einer jüngeren Gruppe der yucatekischen Maya und der aztekischen Nahua scheiden kann. Daß solche Übereinstimmungen nicht die Folge von Zufälligkeiten sein können, ist klar. In anbetracht der eigenartigen Entwickelung, welche die astronomischen Wissenschaften bei den Maya erlangt hatten, ist aber ebenso klar, wer in diesem Falle der Gebende und wer der Empfangende gewesen ist.

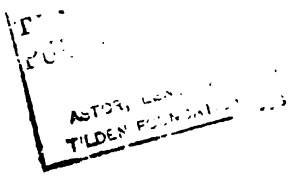
Endlich waren die Zapoteken noch auf einem anderen Gebiete die Schüler der Maya: in der Architektur. Das alte Zapotekengebiet, die heutige mexikanische Provinz Oajaca, weist an verschiedenen Stellen Ruinen altindianischer Bauwerke auf; aber die meisten sind so verfallen, daß sie uns nur einen beschränkten Schluß auf ihren früheren Zustand gestatten. Nur die Ruinen von Mitla machen davon eine Ausnahme, hauptsächlich deshalb, weil ihre festere, großartigere Konstruktion sie in höherem Grade geeignet machte, der Zeit Widerstand zu leisten. Mitla ist nur der mexikanische Name für die Stadt, welche die Zapoteken selbst Yopaa nannten; beides aber bedeutet „der Ort der Toten". Möglicherweise ist das Xibalbay der Maya, das ebenfalls „Stadt der Toten" bedeutet, der älteste Name dieser Stadt, stammend aus einer Zeit, wo auch diese Landschaft noch von Mayavölkern bewohnt war (vgl. oben, S. 232). Die

Ein Blatt aus der Wiener Nahua-Handschrift zapotekischen Ursprungs.

Das wiedergegebene Blatt gehört zu der Serie des Codex Viennensis, in der regelmäßig bildliche Darstellungen mit Kalenderdaten verbunden auftreten; danach ist anzunehmen, daß die noch nicht enträtselten Aufzeichnungen geschichtlicher Art sind. Die Daten setzen sich aus der Bezeichnung des Tages und des Jahres zusammen; ein Jahr wird durch den Anfangstag mit dem einem römischen A ähnlichen Jahreszeichen dargestellt. Die Daten lauten mit den bekannteren aztekischen Bezeichnungen:

5 tecpatl i. J. 5 tecpatl (Feuerstein, zap: opa)	6 ocelotl i. J. 13 tochtli (Tiger	4 mazate i. J. 4 acatl (Hirsch	1 cipactli i. J. 1 acatl.
7 tochtli i. J. 5 calli (Kaninchen Haus	zag: eche)	zag: china)	7 quiahuitl i. J. 3 calli (Regen
zag: lapa ela)	13 checatl i. J. 5 calli (Wind	7 acatl i. J. 7 acatl.	zag: ape)
1 tochtli i. J. 1 tochtli	zag: laa)		
1 cipactli i. J. 1. acatl (Krokodil Rohr	7 checatl i. J. 7 acatl	2 acatl i. J. 2 acatl.	1 cipactli i. J. 1 acatl,
zag: chilla quij)			

Von den bildlichen Darstellungen sind einige jedenfalls ideographisch aufzufassen: so die zweite der ersten Kolonne, die einen Mann im Kriegsschmucke, mit Schild, Speer und Wurfholz darstellt; vielleicht auch die untersten Darstellungen der drei letzten Kolonnen. Andere lassen einen Lautwert (Namen?) wahrscheinlicher erscheinen; so gleich die erste mit den Elementen: Haus, Mund und Oberkleid; oder die zweite der 2. Kolonne, mit den Elementen: Rumpf, Stein und Matte. Man ist aber wie gesagt, noch nicht dazu gelangt, die Handschrift zu entziffern.

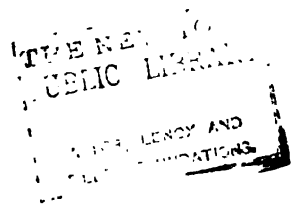

ASTOR, LEN
TILDEN FOUNDATIONS

Ein Blatt aus der Wiener Nahua-H

(Nach dem Original in der

ıdschrift zapotekischen Ursprungs.

K. Hofbibliothek zu Wien.)


PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND

teilweise noch gut erhaltenen Malereien, die sich in den Gemächern der Tempelbauten von Mitla finden, beweisen allerdings nichts dafür: sie sind unzweifelhaft späteren Ursprunges und gehören der Kultur der Nahuavölker an. Dagegen steht der architektonische Charakter der Bauten, mit seinen durchgängig bedeckten, oft durch den überkragenden Bogen geschlossenen, teils über, teils unter der Erde befindlichen Gemächern der Bauweise der Maya bei weitem näher, als der der jüngeren Nahuavölker; zum Beispiel bestanden die Tempelbauten der Azteken fast ausschließlich in hohen und kunstvoll bekleideten Pyramiden, auf denen sich gar keine oder doch nur geringfügige, aus vergänglichem Material hergestellte Aufbauten befanden. In der Tradition der Indianer lebte Mitla nur als Stadt der Toten fort; und unzweifelhaft ist es lange Zeit der geheiligte Bestattungsplatz für die Könige und die höchsten Priester und Würdenträger des Zapotekenreiches gewesen. Den düsteren Charakter einer Totenstadt hat es aber jedenfalls in der Blütezeit des Reiches nicht besessen. Vielmehr war es damals nicht nur der Sitz der höchsten Priester der obersten Gottheit, sondern auch die fürstliche Residenz, in welcher der König oder wenigstens einer der mächtigsten Fürsten der Zapoteken Hof hielt.

Geschichtliche Nachrichten über das Zapotekenreich besitzen wir freilich nur aus dessen letzten Jahrzehnten, noch nicht einmal um ein Jahrhundert vor der Eroberung. Als das Aztekenreich sich auch in südwestlicher Richtung auszubreiten begann, traten die Zapoteken in den Gesichtskreis der aztekischen Fürsten. Um das Jahr 1484 drang Ahuitzotl, der siebente König von Mexiko-Tenochtitlan, zuerst in der Richtung auf Tehuantepec weit in das zapotekische Gebiet ein und gründete in der Feste Huaxyacac eine Basis für weitere Eroberungszüge. Zu jener Zeit sind verschiedene zapotekische Städte oder Fürstentümer den Azteken, wenn nicht unterworfen, so doch tributpflichtig geworden; und bei dieser Gelegenheit soll auch Mitla, die heilige Stadt der Zapoteken, von den Mexikanern erobert und zerstört worden sein: eine Überlieferung, die eine Bestätigung darin findet, daß die letzten Könige ihre Residenz in Teotzapotlan aufgeschlagen hatten. Damals errichteten die Azteken die festen Plätze von Quauhtenanco, Teotitlan und Huaxyacac, welche die Stützpunkte bildeten nicht nur für die dort zurückgelassene aztekische Garnison, sondern auch für die Tributsammler und die Kaufleute, die bei den Kriegen der Azteken fast immer die Rolle der Späher und der Vortruppen übernahmen.

Etwa zehn Jahre später waren die zapotekischen Lande der Schauplatz neuer Kriege. Die Mexikaner hatten es so gut verstanden, sich im ganzen Umkreis ihrer festen Plätze verhaßt zu machen, daß eine weitverbreitete Verschwörung die sonst in steter Fehde untereinander begriffenen Gegner zu einem gemeinsamen Angriff vereinte. Alles, was von den Fremden außerhalb der Festungsmauern ergriffen wurde, ward erbarmungslos von den verbündeten Zapoteken, Mixteken und den benachbarten kleinen Stämmen niedergemacht, und die Festungen selbst wurden vollständig blockiert. Vergeblich entsandte Ahuitzotl auf die dringenden Hilferufe der Belagerten eine Kriegerschar nach der anderen. Die Verbündeten wußten einem Treffen im offenen Felde geschickt auszuweichen; wenn sie aber die Mexikaner weit genug in die Schluchten ihres Berglandes gelockt hatten, fielen sie unvermutet von allen Seiten über die Arglosen her und ließen kaum einen Boten entrinnen, um die Unglückskunde in die Heimat zurückzubringen. Da die aztekischen Streitkräfte gleichzeitig auch an anderen Orten in Anspruch genommen waren, zog es Ahuitzotl schließlich vor, durch einen Vertrag dem Krieg im Süden ein Ende zu machen. Wenn sich hier die Waffengewalt der Mexikaner einmal ihren Gegnern nicht überlegen hatte zeigen können, so war ihre Politik um so erfolgreicher. Das Haupt der Verbündeten, der Zapotekenkönig Cociyoeza, ward durch die Aussicht: mit der Hand einer mexikanischen

Prinzessin Friede, Unabhängigkeit und wohl auch eine Erweiterung seiner Machtsphäre bewilligt zu erhalten, von den Mexikanern gewonnen, die ihrerseits durch grausame Unterwerfung der Mixteken den erschütterten Glauben an ihre kriegerische Überlegenheit wieder herstellten. Cociyoeza bewahrte die Unabhängigkeit seines Reiches auch gegen die letzten mexikanischen Könige und konnte es bei seinem Tode auf seinen Sohn Cociyopu vererben. Wie groß aber Haß und Furcht gegen die Azteken waren, zeigte sich, als die Spanier ins Land kamen: die Zapoteken wie die Tlazcalaner boten den Spaniern Friede und Hilfe gegen die verhaßten Feinde an, um schließlich ein kaum milderes Joch auf sich zu nehmen, als das der Azteken gewesen war.

In der durch die Zapoteken veränderten Form ist die zentralamerikanische Kultur weiter nach Norden vorgedrungen und schließlich Gemeingut fast aller Nahuavölker geworden. Die einzelnen Phasen dieses Vorgangs lassen sich aber in den spärlichen Resten, die uns von den zwischen den Zapoteken und dem Hochlande von Anahuac angesiedelten Nahuastämmen erhalten sind, nicht erkennen. Von den Mixteken wissen wir, daß auch sie Stufenpyramiden erbaut haben, auf denen sich die Altäre ihrer Götter erhoben; auch sie hatten es gelernt, in der Schriftweise, der wir zuerst bei den Zapoteken begegnet sind, die Geschichte ihrer Götter und ihrer Fürsten zu überliefern, und sie regelten den Kreislauf ihrer Tage und Feste auf Grund eines Kalenders, der auf denselben Grundlagen aufgebaut war wie der zentralamerikanische. Eine schärfere Charakterisierung jedoch von der Stellung, welche dieser Stamm in der Kulturvermittelung eingenommen hat, läßt sich nicht geben. Je weiter man nach Norden vordringt, desto mehr nimmt im allgemeinen die kulturelle Entwickelung eine Erscheinungsform an, die man als die aztekische Abstufung der mittelamerikanischen Zivilisation bezeichnen kann: eine Kultur, die zwar wesentlich auf der alten Mayakultur beruht, aber in jahrhundertelanger wenig beeinflußter Fortbildung eine selbständige Richtung eingeschlagen hat.

Nur einmal noch begegnen wir in nördlicheren Landstrichen einer Erinnerung an den Ursprung der mexikanischen Kultur aus den südlicheren Regionen: in Cholula. Die berühmte, nach dieser Stadt benannte Pyramide, die noch die staunende Bewunderung der spanischen Eroberer erregte, befindet sich seit langer Zeit in einem solchen Zustande des Verfalles, daß es unmöglich ist, ihr auf Grund ihres künstlerischen Charakters eine bestimmte Stellung innerhalb der amerikanischen Bildungssphären anzuweisen. Wenn uns aber die alten Chronisten berichten, daß sie, im Gegensatze zu den aztekischen Tempelpyramiden, die von einem offenen Altar der Gottheit gekrönt zu sein pflegten, auf ihrer Spitze einen geschlossenen Tempel getragen hat, so erinnert schon dies an die Bauart der südlicheren Stämme; und eben dorthin weist der Name des Gottes, dem der Tempel geweiht war: Quetzalcoatl, d. h. die gefiederte Schlange. Die religiöse Vorstellung, welche dem Symbol der Federschlange zu Grunde liegt, ist allerdings auf amerikanischem Boden so weit verbreitet, daß man an und für sich aus der Verehrung einer derartigen Gottheit nicht unbedingt auf eine Entlehnung zu schließen berechtigt wäre; der analoge Entwickelungsgang in den mythologischen Vorstellungen der amerikanischen Völker würde zur Erklärung des Vorkommens der gleichen Symbole vollkommen ausreichen. In Cholula aber und in dem Kultus des Gottes Quetzalcoatl handelt es sich nicht nur um Anklänge an den Kukulkan oder Gukumatz der Mayavölker, sondern hier handelt es sich um eine vollkommene Identität des Gottes, seiner Legende und seines Dienstes, die ohne eine innige Berührung nicht entstehen konnte.

Auch nach mexikanischer Überlieferung war Quetzalcoatl auf einem Nachen über den östlichen Ozean (vgl. das 5. Bildchen der Tafel bei S. 230) mit wenigen Begleitern herübergekommen;

ganz im Norden des Landes, am Panucofluſſe, ſollte er den mexikaniſchen Boden betreten haben. Eine würdevolle Erſcheinung, mit der unter den Eingebornen ſeltenen Zierde eines Bartes geſchmückt, in glänzende Gewänder gehüllt, trat er den nackten Wilden entgegen, die damals das Land bewohnten. Quetzalcoatl aber lehrte ſie bald die Künſte des Friedens, den Ackerbau und die Webkunſt; er gab ihnen die Schrift zur Feſthaltung ſeiner Lehren und den Kalender zur Regelung ſeines Kultus; und nachdem er an der Stelle, wo einſt nur nomadiſierende Jäger hauſten, einen wohlgeordneten Staat eingerichtet hatte, verſchwand er wieder mit der Verheißung, dereinſt zu ſeinem Volke zurückzukehren. Es iſt dies bis in alle Einzelheiten hinein ſo genau die Mayalegende vom Kukulkan, daß man an einer Entlehnung nicht zweifeln kann. Dazu kommt noch eins. Der Brauch der Menſchenopferung bildet geradezu einen charakteriſtiſchen Zug für die Götterverehrung der Nahua; ihm lag die religiöſe Vorſtellung zu Grunde, daß das dem Gott Dargebrachte durch die Opferung geheiligt, gewiſſermaßen in die Gottheit transſubſtantiiert wurde. Darum war der zu Opfernde oft ſchon vor ſeinem Tode Gegenſtand göttlicher Verehrung. Deshalb wurde der Leichnam verſpeiſt, damit gleichſam jeder, der davon genoß, einen Teil göttlicher Subſtanz zu ſich nahm; deshalb diente die dem Opfer abgezogene Haut dem Bilde des Gottes ſelbſt oder doch ſeinen irdiſchen Vertretern, den Prieſtern, als eine geweihte Hülle.

Dieſe Vorſtellungen ſind durchaus nahuatlakiſch, und bei den alten, von Einflüſſen der Nahua unberührten Maya fehlen ſie vollkommen; auch bei den jüngeren Völkerſchaften derſelben Abſtammung, bei denen in beſchränkter Weiſe die Menſchenopfer Eingang gefunden hatten, entbehren ſie doch der für die Nahua bezeichnenden Gebräuche. Quetzalcoatl nun iſt aber ſelbſt im Bewußtſein der Azteken ſtets eine Gottheit geweſen, die nicht nur für ihren eigenen Kultus das Menſchenopfer ablehnte, ſondern die überhaupt dieſen charakteriſtiſchen Nahuabrauch gründlich verabſcheute, auch dann noch, als er unter der Vorherrſchaft der Azteken zu ſeiner höchſten Ausbildung und Ausbreitung gelangte. Neben dem blutigen Kulte des Huitzilopochtli und Tezcatlipoca mit ſeinen öffentlichen Opferſchauſtellungen bildete die Verehrung Quetzalcoatls, die in dem geſchloſſenen Tempelgemach mit Selbſtpeinigung, aber nur mit unſchuldigen Opfern gefeiert wurde, eine Art von oppoſitionellem Geheimkult, zu dem der letzte König der Azteken, Montezuma, erſt dann ſeine Zuflucht nahm, als ſeine eigenen Götter und deren Prieſter ſich gegenüber den über die öſtliche See gekommenen, bärtigen, in ſtrahlendes Erz gehüllten Fremdlingen als ohnmächtig erwieſen hatten.

Noch an einer Stelle finden wir den Boden Mexikos von den Ruinen alter Bauwerke in weitem Umkreiſe ziemlich dicht bedeckt: in dem öſtlichen Küſtenſtrich nördlich von Veracruz, im Gebiete der Totonaken. Es iſt eigentümlich, daß auch dieſe Nahua-Architekten ein Mayavolk zu Nachbarn haben: die von der Maſſe der Mayavölker weitab nach Norden verſprengten Huaſteken; allein, was man in deren eignem Gebiet an Ruinen gefunden hat, iſt ſo geringfügig und, was man von ihrer Geſchichte weiß, ſo verſchwindend wenig, daß es ſehr kühn wäre, ihrem bildenden Einfluß das Vorhandenſein der zahlreichen baulichen Reſte im Gebiete der Totonaken zuzuſchreiben. Überdies tragen die Anlagen der Ortſchaften hier einen anderen Charakter als im Mayagebiete. Die Stufenpyramide als Unterbau der dem Gottesdienſte geweihten Stätten findet ſich allerdings auch hier, wie ſie denn überhaupt gleichmäßig über Maya- und Nahuaſphäre verbreitet iſt. Aber hier weicht ſie in den maſſiven Treppenrampen und in einer wallartigen Umgürtung der oberſten Terraſſe von der allen gemeinſamen Grundform ab und wird, weil ſie dadurch an die fortifikatoriſchen Zwecke erinnert, die bei den Stadtanlagen der Totonaken ſtets ſtark betont werden, zu einem bezeichnenden Merkmal. Im

allgemeinen scheinen die Pyramiden der Totonaken nicht von massiven Steintempeln bekrönt gewesen zu sein, also der Nahuaform nahe zu kommen; die wenigen Beispiele aber, wo ein Steintempel die oberste Plattform ziert, stimmen wieder insofern mit dem zentralamerikanischen Baustil überein, als sich über dem im Verhältnis zur Gesamtmasse des Bauwerkes niedrigen und schmalen Gemach ein außerordentlich massiges Dach erhebt, dessen drückende Wirkung nur durch die Anbringung einer krönenden Schaufassade abgeschwächt wird.

Inwiefern die Nahuavölker zur Zeit ihrer höchsten Kulturblüte und bis zur Ankunft der Spanier ihren Kunststil selbständig durchzubilden verstanden haben, würden wir besser beurteilen können, wenn sich von den großen Städten, von denen uns die Bewunderung der Eroberer Beschreibungen in den glänzendsten Farben übermittelt hat, bedeutendere Ruinenreste bis auf die Zeit herab erhalten hätten, wo man ihnen eine systematische Aufmerksamkeit zu widmen endlich begann. Was sich jetzt noch von Spuren des Altertums an diesen einstigen Kulturmittelpunkten hat auffinden lassen, steht so wenig im Einklang mit den blühenden Schilderungen der Conquistadoren, daß man entweder der durch die Überraschung veranlaßten Übertreibung einen wesentlichen Anteil daran zuschreiben oder aber annehmen muß, daß ein beträchtlicher Teil der Prachtbauten aus einem weit vergänglicheren Material hergestellt war als in anderen Regionen.

Von Ruinenstätten rein nahuatlakischen Ursprunges verdienen nur zwei eine hervorragendere Beachtung: Teotihuacan und Xochicalco. Wie kurzlebig trotz aller angeblich ungeheuer alten Genealogien der verschiedenen Nahua-Fürstengeschlechter dennoch die geschichtliche Erinnerung dieser Völker war, dafür ist Teotihuacan ein lehrendes Beispiel. Diese Stadt war dem Bewußtsein der Generation, mit der die Eroberer in Berührung kamen, schon beinahe zu einer Mythe geworden; und trotzdem war sie Jahrhunderte hindurch für die Nahua-Nationen des Hochplateaus von Anahuac das religiöse Zentrum, die heilige Stadt gewesen, wie Mekka den Mohammedanern oder Jerusalem den Christen. Ob sie einst, zur Zeit der ältesten Chichimekenherrschaft, auch eine politische Rolle gespielt hat, lassen die Quellen nicht erkennen; wohl aber schreiben sie ihre Gründung dem fernsten Altertum zu und machen sie übereinstimmend zum Sitze der heiligsten Tempel und der verehrtesten unter den stets einflußreichen Priesterschaften. Es mag dahingestellt bleiben, ob die heutigen Bezeichnungen für die hauptsächlichsten Pyramiden von Teotihuacan als Hügel der Sonne, Hügel des Mondes u. s. w. durch archäologische Funde hinreichend gerechtfertigt sind; richtig ist aber jedenfalls der Name „Weg der Toten" für die lange Reihe kleiner Hügel, die sich neben den größeren Pyramiden hinzieht. Teotihuacan war, ähnlich wie Mitla, nicht nur ein Wallfahrtsort für die Lebenden, es war auch die geweihte Stätte, an der bestattet zu werden für besonders heilbringend galt. Die Umgebung der Ruinen ist noch bis in die neueste Zeit eine unerschöpfliche Fundstätte gewesen für die in kleinen Gefäßen und Thonfigürchen bestehenden Beigaben, die man mit jedem Toten der Erde zu übergeben gewohnt war. Aber auch die anderen, oben genannten Bezeichnungen stehen in vollkommenem Einklang mit der alten Nahuakultur.

Auch die Religion der Nahua hatte die hervorragenden Erscheinungen der Natur, die dem Menschen allerorten entgegentreten, zur Grundlage. Und wenn auch die Naturverehrung unter späteren Einflüssen zu einer durchgängigen Anthropomorphisierung der religiösen Vorstellungen verändert und vielfach entstellendes Beiwerk den einzelnen Göttergestalten nach und nach beigegeben worden ist, so lassen sich doch fast ausnahmslos die Götter der verschiedenen nahuatlakischen Volksstämme auf bestimmte Naturphänomene zurückführen. Selbst

Huitzilopochtli, der gefürchtete Kriegsgott der Azteken, dessen Kultus von einer wohl nirgends sonst erreichten Verschwendung an Menschenblut begleitet war, entsprang ursprünglich einer durchaus unschuldigen Naturidee. Er verkörpert die wohlthätige Macht der Sonne, die im Frühjahr mit den befruchtenden Regen ihren Einzug hält und im Spätsommer vor der sengenden Glut und den trockenen Winden dahinwelkt und stirbt. Die Legende erzählt von seiner durch wunderbare Zeugung bewirkten Geburt, von seinem Kampfe mit den feindlichen Geschwistern und seinem Tod in derselben Weise, wie wir sie bei den verschiedensten Völkern der Alten und der Neuen Welt wiederfinden. Das heilige Symbol Huitzilopochtlis ist der Kolibri, dessen Gefieder nach der Sage das linke Bein des Gottes bedeckte zur Erinnerung daran, daß seine Mutter Coatlicue ihn in Gestalt eines Federknäuels empfing, den sie arglos in ihrem Busen verwahrte. Der Kolibri ist aber für das mexikanische Hochland dasselbe, was in der gemäßigten Zone die Schwalbe bedeutet: der Bote und Verkünder des Wiedererwachens der Natur aus ihrem winterlichen Schlafe. Im Herbst ward das Bildnis des Gottes unter besonderen religiösen Zeremonien alljährlich von dem Priester einer anderen Gottheit durch einen Pfeilschuß vernichtet: das Ende der guten Jahreszeit, deren Wiederkehr als Rückkehr Huitzilopochtlis im Frühjahr gefeiert wurde. Als Kolibri war er aber auch der Führer der Azteken auf ihrer Wanderung gewesen, der mit seinem Rufe: „Tiui, Tiui" sie immer weiter gelockt hatte, bis sie die Stätte ihrer Größe erreichten. Hierin lag der erste Anstoß zur Anthropomorphisierung; denn neben dem Vogel hatte ja das Bild des Gottes, hatten seine Repräsentanten, die Priester, das Volk geleitet. Diese Vorstellungen verschwammen dann so ineinander, daß man schließlich selbst zu glauben begann, Huitzilopochtli sei nur eine nachträglich zum Rang einer besonderen Stammesgottheit erhobene geschichtliche Persönlichkeit. Die Menschenopfer spielen in allen nahuatlakischen Kulten eine wesentliche Rolle; die besondere Ausdehnung, die sie in dem Huitzilopochtli-Kultus der Azteken erlangten, war aber wohl nur in der besonders wilden Anlage ihres Stammescharakters begründet.

Die eigentliche Hauptgottheit der Nahuavölker ist Tezcatlipoca. Er ist in einer noch viel deutlicher erkennbaren Weise eine Verkörperung der Sonne, und zwar nicht nur in ihrer wohlthätigen Einwirkung als Bringerin alles Guten, des Lichtes, der Wärme, der Fruchtbarkeit, sondern gleichzeitig in ihrer dem Menschen gefährlichen und schädlichen Macht als sengende Dürre und verzehrendes Feuer. In der ersten Richtung war Tezcatlipoca wohl ursprünglich für die Nahua dasselbe, was Kukulkan-Quetzalcoatl den Mayavölkern war: der Vater der Kultur und der Bildung. Als aber im Laufe der Zeit der Kultus der gefiederten Schlange als Quetzalcoatl auch bei den Nahua Eingang fand, da begann die Bildung der Legenden von der Feindschaft zwischen den beiden Gottheiten, die in Erinnerung an die frühere Vormacht Tezcatlipocas zwar mit einem Siege dieses Gottes über den fremden Eindringling endet, ihn aber mehr und mehr in die Rolle des feindseligen, listigen, unfreundlichen Gottes verdrängt, während sich an Quetzalcoatl trotz seiner Niederlage alle die Erinnerungen an das wohlthätige, menschenfreundliche Walten der Gottheit angliedern.

Eigentümlich sind der Religion der Nahua die zahlreichen Götter der wohlthätigen Naturkräfte, der Fruchtbarkeit des Bodens. Sie zeigen einerseits den beträchtlichen Einfluß naturistischer Vorstellung auf die Ausgestaltung der Nahuamythologie, anderseits lassen sie deutlich erkennen, welche gewichtige Rolle im Leben dieser Völker die Kultur des Bodens schon damals gespielt hat, wo ihre Göttergestalten gebildet wurden. Es ist dies insofern befremdlich, als uns noch in später geschichtlicher Zeit einzelne Nahuastämme auf einer ziemlich niedrigen

Kulturstufe entgegentreten. Aber unverkennbar hatte in der Mythologie, wie sie zur Zeit der spanischen Eroberung durchgebildet war und uns überliefert worden ist, in weitem Umfang eine Verschmelzung von Gottheiten verschiedener Stämme stattgefunden; jedes Volk, das sich in diesem Kulturkreise zu einer führenden Stellung aufschwang, brachte auch seine neuen nationalen Götterformen für die gemeinsamen Vorstellungen mit, schuf ihnen in Kult und Legende eine hervorragende Stellung, pflegte aber mit und neben diesen auch den Kult aller früheren Gottheiten und bewahrte sie weiter. Auf diese Weise erklärt sich auch am einfachsten der außerordentliche, schon von den alten Geschichtschreibern mit Verwunderung konstatierte Götterreichtum des aztekischen Olymps.

Neben der wärmenden, zeugenden und reifenden Gewalt der Sonne nahm die nächst bedeutende Stelle in der Natur des mexikanischen Hochlandes der Regen ein. Von dem rechtzeitigen und ausgiebigen Eintreffen dieser Himmelsgabe hing die Fruchtbarkeit der Ernte aller Arten ab: von den verhängnisvollen Folgen, welche Jahre der Trockenheit für das gesamte Leben des Volkes mit sich brachten, wissen die alten annalistischen Aufzeichnungen der verschiedenen Nahuastämme des öfteren zu berichten. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Götter des Wassers, der Feuchtigkeit, der regenspendenden Wolken in der Verehrung des Volkes einen breiten Raum beanspruchen. Es gibt nur wenige Gottheiten, von denen uns so zahlreiche und so große Darstellungen erhalten sind, als von Tlaloc, dem Gotte des Regens. Er wird in einer eigentümlichen Stellung abgebildet: halbliegend, den Oberkörper auf die Ellbogen gestützt erhebend und die Kniee halb emporgezogen, vielleicht um den befruchtenden Einfluß der Feuchtigkeit auf den Erdboden symbolisierend zu veranschaulichen. Ihm war auch eine weibliche Gottheit mit wesentlich gleichen Attributen zur Seite gestellt, die, ein Symbol der Fruchtbarkeit, ihm zahlreiche Kinder geschenkt hatte.

Aber die Fruchtbarkeit des Bodens war außerdem durch eine ganze Reihe unabhängiger, meist weiblicher Gottheiten vertreten. Schon Coatlicue, die Erzeugerin Huitzilopochtlis, wurde als Mutter des Kolibris zu einer Göttin der Blumen und Früchte. Besonders durchgebildet aber war die Legende der aztekischen Göttin des fruchtbaren Ackers: Centeotl. Im engeren Sinne stellt sie und mehr noch die als ihre Tochter erscheinende Xilonen den Mais vor, das Hauptnahrungsmittel der Amerikaner, dessen Korn die gelbe Farbe zu der ihr heiligen machte. Daß das Maiskorn überdies in der hieroglyphischen Schrift der Nahua wie der Maya eine bedeutende Rolle spielt, ist bezeichnend für die Wichtigkeit dieser Frucht im altamerikanischen Haushalt. Als Göttin der Fruchtbarkeit ist Centeotl auch die Schutzherrin der Gebärenden; trotzdem ist ihr Kultus noch mehr als der aller übrigen Nahuagottheiten mit zahlreichen Menschenopfern verbunden. Die Idee, welche durch die gesamten Opferbräuche der Azteken hindurchgeht: daß das Opfer schon vor seinem Tode, indem es der Gottheit geweiht wird, zu einem Teile von ihr wird, sich mit ihr vereinigt, ist besonders in ihrem Kultus erkenntlich, wo die meist weiblichen Opfer schon bei Lebzeiten in reich entwickelten Zeremonien der göttlichen Verehrung teilhaftig werden.

Schon bei den Zapoteken war uns der Gott des Todes begegnet, deren heilige Stadt Yapooh unter der mexikanischen Bezeichnung Mitla berühmt geworden ist. Mictlan, in abgeschliffener Form Mitla, ist gleichzeitig der Name für den Gott des Todes und sein Reich. Auch ihm ist eine weibliche Göttin beigesellt, die in den bildlichen Darstellungen von Mitla leicht kenntlich ist an den nie fehlenden Totenmasken mit hervorstechenden Zahnreihen. Wie bei den meisten Völkern ist seine Vorstellung verbunden mit den Begriffen des Nordens und der

Düsterheit. Sein Reich liegt im Innern der Erde in ewiger Finsternis; sein Kultus wird bei Nacht gefeiert von Priestern, die schwarz oder doch in düstere Verhüllungen gekleidet sind.

Das Totenreich war nach aztekischer Vorstellung nicht das unentrinnbare Ende alles Lebens. Die große Menge, d. h. jeder, der sich auf Erden nicht das Anrecht auf ein besseres Los zu erwerben gewußt hatte, wanderte allerdings nach Mictlan. Es war aber kein Leben endloser Qual wie in der christlichen Hölle, was die Abgeschiedenen dort erwartete. Wohl war die Reise weit und mit allerlei Gefahren verbunden (man vergaß deshalb nie, dem Toten Speise, Trank und allerlei Amulette, besonders Streifen von Agavepapier, mitzugeben); aber was endlich mit den Toten geschah, die durch alle Fährlichkeiten hindurch bis in die neunte Unterwelt vorgedrungen waren, darüber wußten sich auch die Mexikaner selbst keine rechte Rechenschaft zu geben. Anders war das Los derer, die sich im Leben oder Sterben nach dem Begriffe dieser Völker ein besonderes Verdienst erworben hatten. Zunächst traten, wie wir wissen, alle die, die den Göttern als Opfer dargebracht wurden, dadurch mit der Gottheit in die engsten Beziehungen; dies erstreckte sich natürlich auch auf das jenseitige Leben, wo sie im Dienst und in der Gesellschaft ihrer Götter aller Freuden des Himmels teilhaftig wurden. Worin diese bestanden, wird uns nur für die Anhänger Tlalocs ausführlicher geschildert. Sie wanderten hinauf auf die Gipfel der höchsten Berge, die Sitze der Wolken, wo ihrer ein herrlicher Garten harrte, in dem alle Wasser der Erde ihren Ursprung hatten und stets eine erquickende Kühle verbreiteten. Dort lebten sie in ewigen Festen und Spielen und durften sogar an den höchsten Feiertagen ihres Gottes zur Erde niederschweben, um Zeugen seiner Verehrung zu sein. In das Reich Tlalocs wanderten, außer den ihm Geopferten, auch alle im Wasser Ertrunkenen und die vom Blitz Erschlagenen. Ihr Tod war ein Zeichen, daß der Gott sie liebte und zu sich nahm. Der höchste Himmel aber (denn auch der Himmel erhob sich in neun Abstufungen über der Erde) war bei der Sonne und ihren Verkörperungen Huitzilopochtli, Tezcatlipoca und Quetzalcoatl. Hierhin kamen die Seelen der Könige und der Großen, der Priester und der Edlen, die auf Erden schon den Göttern näher treten durften als die gemeine Menge. Vor allem jedoch wanderten auch deren Seelen zur Sonne, die im Kampfe gefallen waren; und auf diesem Wege bot sich vielen von denen eine Anwartschaft auf den Himmel, denen er an sich verschlossen war. Hierhin kamen auch alle die, die als Kriegsgefangene den Sonnengöttern geopfert oder im rituellen Kampfe gefallen waren; und die Überzeugung von der Verdienstlichkeit des Kriegertodes hat gewiß (ähnlich wie bei den Mohammedanern) nicht wenig dazu beigetragen, den kriegerischen Sinn dieser Völker zu nähren und zu erhalten. Endlich wanderten zur Sonne auch die Seelen aller der Frauen, die bei der Geburt eines Kindes starben. Dort führten sie alle ein Dasein beständiger Feste; singend und tanzend geleiteten sie die Sonne auf ihrem Wege; und wenn diese im Westen versunken war, sammelten sie in seligem Schlummer die Kraft, um ihr Tagewerk von neuem zu beginnen.

Die Religion der Nahuavölker entbehrte, wie man sieht, keineswegs der freundlichen und milden Züge. Die eigentümliche Auffassung von der Konsubstantiation des Opfer mit der Gottheit nahm dem Menschenopfer vieles von der darin liegenden Grausamkeit; und der Wunsch, ein Leben ewiger Freude zu erwerben, bewog manchen, sich freiwillig dem Gott als Opfer darzubieten. In derselben Auffassung beruhte die fortdauernde Übung der Anthropophagie; durch den Genuß des zu einem Teile der Gottheit gewordenen Opfers ward eben auch der, der davon aß, des Gottes teilhaftig, ebenso wie bei gewissen Zeremonien nicht in Opfer, sondern ein aus genießbarem Material hergestelltes Bildnis der Gottheit zum Schluß zerbrochen

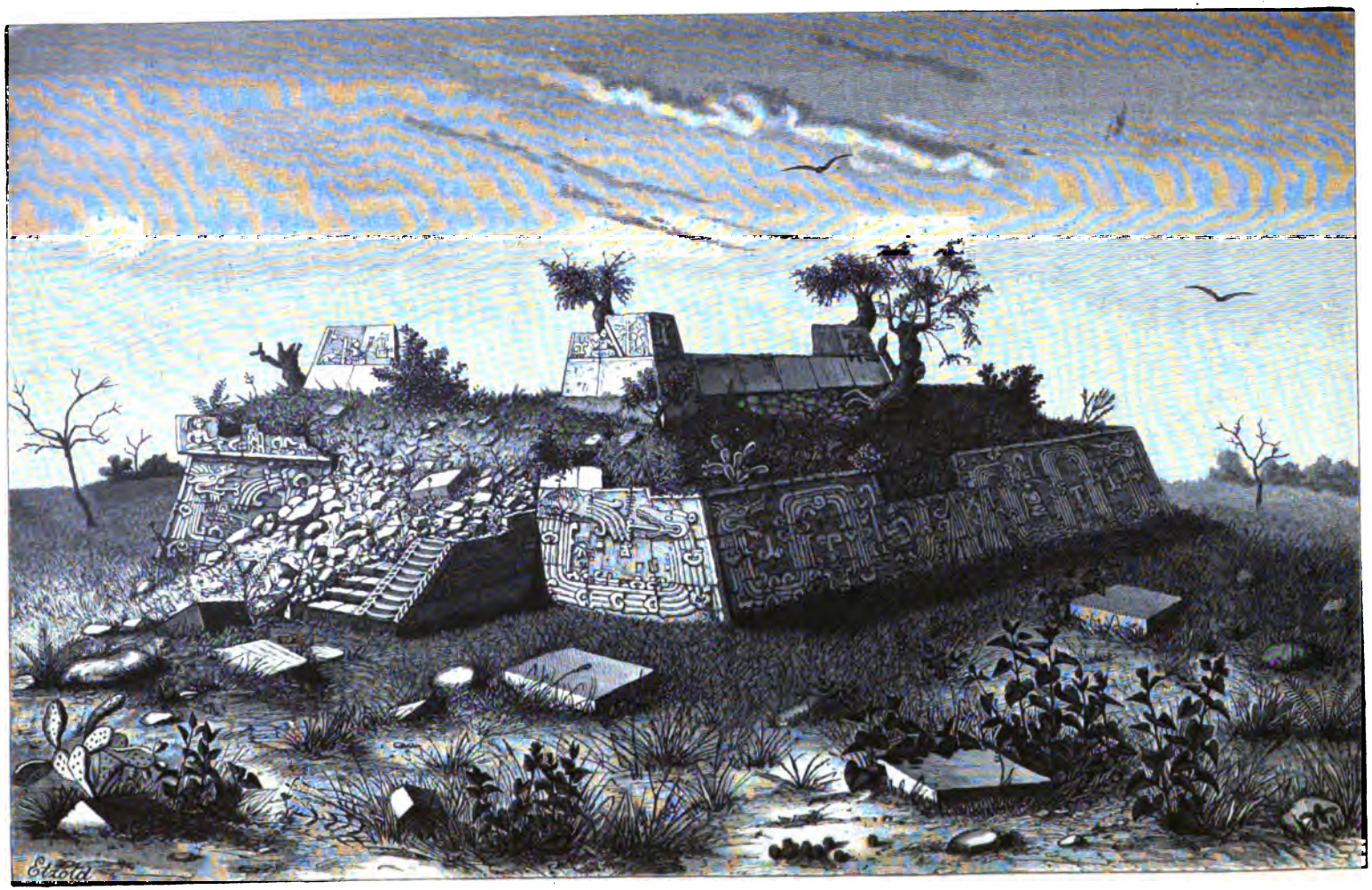
und von den Teilnehmern verzehrt wurde. Die verfeinerte Lebensweise, die mit dem Fortschreiten der kulturellen Entwickelung bei vielen Nahuastämmen einzog, mag auch das ihre gethan haben, um der Grausamkeit des Menschenopfers entgegen zu wirken. Es wird von mehreren Regenten berichtet, die den Menschenopfern abgeneigt waren; und die weite Verbreitung, welche der unblutige Kultus des Quetzalcoatl unter den Nahua fand, zeigt gleichfalls, daß sich auch die religiöse Entwickelung in einer Richtung bewegte, welche der Fortdauer des Menschenopfers nicht günstig war. Wenn die Spanier trotzdem bei der Eroberung die Menschenopfer in einer schreckenerregenden Weise verbreitet fanden, so ist dies lediglich dem Einflusse der Azteken zuzuschreiben, die im Anfange des 16. Jahrhunderts die unbestrittene Vorherrschaft über Mittelamerika ausübten.

Die Azteken drangen, als ein noch wenig zivilisiertes, aber physisch hoch entwickeltes, kühnes Kriegervolk, erst zu einer Zeit in den eigentlichen Kulturbereich der Nahuavölker: die Umgebung der Seen von Chalco, Tezcuco und Zumpango, ein, als sich andere Völker gleicher Abstammung dort schon seit vielen Jahrhunderten alle Fortschritte einer hochentwickelten Zivilisation zu eigen gemacht hatten. Diese Gesittung hatte jedoch, wie überall, nicht dahin geführt, die Völker stärker und widerstandsfähiger zu machen; und die eindringenden Azteken, der gemeinsamen Abstammung mit den anderen Nationen wohl eingedenk, sahen zunächst in deren Kultur einen Abfall von der alten Sitte, eine Entartung. Als sie sich dann ihrer Überlegenheit inne wurden, als der Erfolg sich an ihre Sohlen heftete, sahen sie darin die Gunst der Götter, die in der alten rauhen Weise lieber verehrt sein wollten, als in der weichlicheren neuen; und diese Vorstellung brachte nach und nach ein immer stärkeres Hervorkehren der grausamen, blutigen Form der Gottesverehrung mit sich. So kamen die Azteken dazu, in einer Zeit, wo sich ihre Herrschaft über Landschaften mit den verschiedensten mehr oder minder gründlich unterjochten Völkerschaften erstreckte, von ihren Nachbarn jene furchtbaren Tribute zu erheben, die sie zu einer von allen abhängigen Völkern bitter gehaßten Nation machten. Diese ganz eigenartigen, weder durch langen zeitlichen Bestand noch durch weite räumliche Ausdehnung gefestigten Verhältnisse haben viel dazu beigetragen, die Erkenntnis der geschichtlichen Vorgänge im Gebiete Mittelamerikas zu verhindern und falsche Vorstellungen zu verbreiten. Das Vorübergehende und Vereinzelte von dem Charakteristischen und Allgemeinen zu scheiden, darin liegt augenblicklich die Hauptaufgabe der mexikanischen Archäologie.

Wenn Teotihuacan als das alte Nationalheiligtum der Nahua willkommenen Anlaß bot, auf ihre religiösen Vorstellungen einzugehen, so bietet die letzte der zu erwähnenden Ruinenstädte, Xochicalco, die beste Gelegenheit, ein paar Worte über die Kunst der Nahua anzuschließen. In ihrer Gesamtanlage tragen die Ruinen von Xochicalco einen sehr ähnlichen Charakter wie die im Gebiete der Totonaken erwähnten. Hügelvorsprünge, die sich aus dem Höhenzuge gegen die Ebene vorschieben, sind durch Steinsetzungen und Gräben nach allen Seiten hin verteidigungsfähig gemacht worden; und diese Kunstbauten ziehen sich terrassenförmig in beträchtlicher Ausdehnung an den Höhen hin. In ihrer unmittelbaren Nähe scheint eine alte Ansiedelung, ein Dorf oder eine Stadt, gelegen zu haben; der befestigte Raum selbst hat aber wohl nur die Tempel und Paläste und die Räume für die Besatzung enthalten, und den Bewohnern des Ortes nur in Zeiten der Gefahr als Zuflucht gedient. Innerhalb der Befestigungen, doch nicht auf der Höhe des Hügels, steht die Tempelpyramide, die jedenfalls dem Orte den Namen gegeben hat; denn Xochicalco bedeutet: am Blumenhause. Ein Haus der Blumen, ein Tempel der Blumengöttin Xochiquetzal ist der Bau gewesen, der trotz der argen Zerstörungen, die im Laufe der Jahrhunderte an ihm verübt worden sind, noch heute eine der großartigsten Ruinen bildet, die

Erklärung des umstehenden Bildes.

Die Ruinen von Xochicalco (Xochicalli = Blumenhaus) unweit Cuernavaca, im Gebiete der Tlalhuica, sind die Reste einer ausgedehnten befestigten Anlage, deren Mittelpunkt durch die Tempelpyramide gebildet wird. Die ersten Entdecker sprachen dieser eine ursprüngliche Höhe von fünf Stockwerken zu; genaue Untersuchungen haben aber bewiesen, daß die Pyramide nur aus einem Unterbau und einem darauf sich erhebenden, vielleicht unbedeckten Tempel bestanden hat, dessen schräge Außenwände einem zweiten Pyramidenabsatz glichen. Das ganze Bauwerk war mit großen, reich skulptierten Trachytplatten belegt, während der Kern von Geröllsteinen aufgefüllt war. Auf der Westseite führte eine jetzt stark zerstörte Freitreppe zu dem Eingange des Tempels hinauf; im übrigen waren die gesamten Außenflächen des Bauwerks durch reichen dekorativen Schmuck ausgezeichnet, der die schrägen Wände der beiden pyramidalen Aufbauten und den zwischen ihnen befindlichen horizontalen Fries bekleidete. Die Reliefs des unteren Stockwerks zeigen symmetrisch angeordnet gefiederte Schlangen, zwischen deren Windungen figürliche Darstellungen mit Kalenderdaten abwechseln. Der Fries war in einzelne Felder geteilt, in denen wiederum neben sich wiederholenden Figuren wechselnde Daten und Symbole erkennbar sind. Ähnlich, aber weniger scharf gegeneinander abgegrenzt, waren die Reliefs des oberen, stark zerstörten Stockwerks. Alle Darstellungen waren mit einer intensiv roten Farbe überzogen. Nach den Reliefs und anderen in der Nähe gemachten Funden zu schließen, war die Pyramide offenbar ein Heiligtum der Xochiquetzal, der Göttin der blumentragenden und fruchtspendenden Erde.



Die Ruine der Stufen-Pyramide von Xochicalco im Cholulagebiete.

(Nach Peñafiel, Monumentos del arte Mexicano antiguo.)

auf amerikanischem Boden gefunden worden sind. Die alten Berichte wollen uns glauben machen, die Tempelpyramide von Xochicalco habe zur Zeit ihrer Vollendung fünf oder noch mehr Stockwerke besessen; die Untersuchungen an Ort und Stelle haben aber dargethan, daß sie niemals mehr als das eine, noch jetzt kenntliche Stockwerk besessen hat, auf welchem sich, die schräge Erhebung der Pyramide fortsetzend, ein dachloses, drei Seiten der Pyramide umspannendes, nach vorn aber offenes Gemäuer erhob, das einen heiligen Tempelraum umfaßte, aber keinen wirklichen geschlossenen Tempel bildete. Diese eigenartige Form ist mit dem Kultus der Nahuavölker wohl vereinbar, dessen religiöse Zeremonien fast durchaus unter freiem Himmel und in einer gewissen Öffentlichkeit sich abspielten.

Worin aber die besondere Bedeutung des Bauwerks liegt, das ist der reiche plastische Schmuck, mit dem alle Außenwände sowohl der Pyramide als auch der Umfassungsmauer vollständig überkleidet gewesen sind. In flachem Relief ausgeführt, umziehen den ganzen Bau gewaltige Schlangenleiber; und in ihren Windungen finden sich bildliche und hieroglyphische Darstellungen in den Stein gemeißelt, die in ihrer künstlerischen Ausführung (siehe die beigeheftete Tafel „Die Ruine der Stufen-Pyramide von Xochicalco") keinem der Monumente nachstehen, die in Mittelamerika bekannt geworden sind. Allerdings ist es das einzige Denkmal aus dem nachweislich nur von Nahuavölkern bewohnten Gebiete, welches uns eine so reiche und einheitlich durchgeführte plastische Ausschmückung zeigt, wie wir sie sonst nur an den Tempeln der Mayavölker annähernd gleichartig vorfinden. Dies und die hervorragende Rolle, welche die aus den Mayabauwerken wohlbekannte gefiederte Schlange in den Skulpturen von Xochicalco spielt, hat vielfach auf einen palenquanischen Typus schließen lassen. Allein die Tempelpyramide trägt den Beweis ihres nahuatlakischen Ursprunges unwiderleglich an sich in den zahlreich zwischen den Skulpturen sich vorfindenden Kalenderdaten, wie sie uns nur aus nahuatlakischen Handschriften bekannt sind. Leider ermöglichen es die verschiedenen Daten nicht, eine bestimmte chronologische Fixierung für die Entstehungszeit der Pyramide vorzunehmen. Die hohe Entwickelung, welche die Kunst des Bildhauers in den Reliefs erreicht hat, würde gegen ein hohes Alter des Monumentes sprechen. Auf der anderen Seite gestatten gewisse Formen der Kalenderzeichen nicht, die Ruinen von Xochicalco mit der jüngsten Phase der Nahuageschichte, dem Aztekenreich, in Verbindung zu bringen; auch scheint der Ort nicht erst von den Spaniern, sondern schon in den inneren Kriegen der Mexikaner zerstört worden zu sein.

Innerhalb dieser im Vorstehenden geschilderten Kultur hat sich nun die Geschichte der Nahuavölker entwickelt. Wenn man diese richtig beurteilen will, darf man vor allem eins keinen Augenblick außer acht lassen: es waren ganz minimale Verhältnisse, innerhalb deren sich die Vorgänge der alten Geschichte Mexikos abgespielt haben. Der Horizont der älteren historischen Tradition reicht nach keiner Richtung hin über die Höhenzüge hinaus, welche das eigentliche Thal von Mexiko fast auf allen Seiten umgrenzen; Orte wie Tula und Tulancingo, die nur wenige Meilen von dem Zentrum der Nahuageschichte, dem See von Tezcuco, entfernt liegen, verschwimmen schon in nebelhafter Ferne. Die überwiegende Masse der Völkerschaften, welche Sprachen des Nahuastammes reden, blieb dieser Überlieferung vollkommen unbekannt; nur aus dem letzten Jahrhundert, wo kriegerische Expeditionen der Azteken gelegentlich in etwas entferntere Regionen vordrangen, weiß sie ein paar vereinzelte Königsnamen zu nennen. Der Bereich, in welchem sich die altmexikanische Geschichte, wie sie uns überliefert ist, abspielt, umfaßt kaum mehr als 10000 Quadratkilometer; ein Ländergebiet also, das nur etwa zwei Drittel so groß ist wie das Königreich Sachsen. Hier lagen, nur wenige Stunden voneinander entfernt, die Hauptstädte

aller der Staaten, die im Laufe der letzten Jahrhunderte der alten Kultur einander in der Vorherrschaft über das mexikanische Kulturgebiet abgelöst haben und von den spanischen Geschichtschreibern als Residenzen ebenso vieler Kaisertümer und Königreiche dargestellt worden sind.

Als die ältesten Bewohner von Anahuac nennt die Überlieferung die Olmeken (oder Ulmeken) und die Xicalanken. Gelegentlich werden diese als das Volk der Giganten betrachtet, welche erst besiegt werden mußten, um Raum für die Ansiedelungen der Nahuastämme zu schaffen; meist jedoch gelten gerade die Olmeken und Xicalanken als die Überwinder der Riesen und als die Begründer der ältesten heiligen Städte Teotihuacan und Cholula. Daß im allgemeinen stets Nahuavölker unter diesen Namen gedacht wurden, ergibt sich daraus, daß ihre Namen fast niemals dort fehlen, wo die sieben Stämme aufgeführt werden, die aus der gemeinsamen Heimat, den sieben Höhlen, Chicomoztoc, aufbrachen, um die verheißenen schöneren Wohnplätze aufzusuchen. Als Genossen ihrer Wanderung gesellte man den Olmeken außerdem noch die Zapoteken und Mixteken, manchmal auch die Totonaken und sogar die einen Mayadialekt redenden Huasteken bei; woraus zu entnehmen ist, daß die Niederlassung der Olmeken in Anahuac als gleichzeitig galt mit der der anderen, nicht im Brennpunkte der Nahuainteressen seßhaften Völker des gleichen Stammes, die wir als Bedränger und Zerstörer der Mayakultur kennen gelernt haben. Im übrigen weiß die Tradition nichts von den Olmeken und Xicalanken zu sagen; kein Königsname, kein Ereignis lebte in der Erinnerung fort. Nur der Umstand, daß man sie mit den Sitzen der ältesten und höchsten Priesterweisheit in enge Verbindung brachte, zeigt, daß man sich nicht ein rohes Jägervolk unter ihnen denken darf, sondern daß mit ihrem Auftreten die Kulturepoche für das Hochland von Anahuac anbrach.

Die nächste Gruppe von Nahuastämmen, welche in Anahuac einwanderten und zu geschichtlicher Bedeutung gelangten, waren die Chichimeken. Der Name wird bei den alten Geschichtschreibern in einem doppelten Sinne gebraucht. Verallgemeinernd bezeichnet er die gesamte Gruppe der jüngeren Nahuavölker; in diesem Sinne sprechen die Quellen von den Teo-Chichimeken (den Bewohnern des Gebietes von Tlaxcala), den Tolteka-Chichimeken, den Colhua-Chichimeken, den Azteka-Chichimeken. Hier bedeutet der Name nicht mehr und nicht weniger, als daß diese Völkerschaften echt nahuatlakischen Ursprungs waren und zu einer Gruppe der großen Sprachfamilie der Nahuavölker gehörten, die noch als die „Wilden" (dies der Sinn des Wortes) bezeichnet wurden, als andere verwandte Stämme bereits kulturellen Einflüssen zugänglich geworden und dadurch von der alten Volkssitte abgefallen waren. Da diese zivilisatorische Wandlung sich jedoch unter dem Einfluß einer fremden Nationalität vollzog (wie wir bereits wissen: der Maya), so gewann die Bezeichnung Chichimeken die Bedeutung der Unvermischten, der Echten; und in diesem Sinne ward es ein auszeichnendes Beiwort aller Nahuavölker, die auf Reinheit ihrer Abstammung Anspruch erhoben. Daß kein einzelner Nahuastamm ursprünglich damit bezeichnet wurde, ersieht man auch daraus, daß wohl die Teochichimeka, die Tolteka, die Colhua, die Azteka, niemals aber die Chichimeka als solche unter den sieben Stämmen aus der Höhle von Chicomoztoc genannt werden. Trotzdem ist im Laufe der Zeit und in der Weiterbehändigung der Überlieferung der Name Chichimeka auch zur Bezeichnung eines Stammes oder vielleicht richtiger eines politischen Gemeinwesens geworden. Dies muß zeitweise unter den Völkern von Anahuac eine hervorragende Rolle gespielt haben, weil man von Königen der Tolteken, der Colhuas und der Azteken, aber von einem Kaiser der Chichimeken sprach, und weil der Titel Chichimecatl tecuhtli (der Herr Chichimeka) als der höchste galt, auf welchen ein Regent der verschiedenen Nahuastaaten Anspruch erheben konnte.

Es hatten angeblich schon elf Könige (mit Chichimecatl) über dies Volk geherrscht, als die Tolteken von Tula aus eine Gesandtschaft an den Hof der Chichimeken sandten und sich den zweiten Sohn des Königs als ihren Herrscher erbaten: eine unbestimmte Erinnerung an verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Chichimeken und Tolteken. Dem ersten Chichimekenfürsten, der nach dem Sturz der Toltekenherrschaft regiert haben soll, dem Könige Xolotl, wird eine Regierungszeit von annähernd 300 Jahren angesonnen. Das ganze künstliche Gebäude der altmexikanischen Chronologie ist von den christlich beeinflußten eingebornen Schriftstellern nur deshalb so weit in die Vergangenheit hinauf ausgedehnt worden, um zwischen der Chronologie der Alten und der Neuen Welt eine Übereinstimmung herzustellen und den Anschluß an die babylonische Sprachverwirrung zu gewinnen. Wissenschaftlichen Wert haben die für die Geschichte der alten Reiche aufgestellten Zeitangaben nicht. Die Überlieferung zahlreicher Völkerstämme von Anahuac bewahrte die Erinnerung an eine lange Reihe von Königen oder Fürsten, die das Land beherrscht haben sollten; und diese Genealogien knüpfen in vielen Fällen an Göttergestalten an oder schließen diese in die genealogische Reihenfolge ein. Indem nun Schriftsteller, wie Ixtlilxochitl, gewiß aber auch schon manche vor ihm, die er als Quellen benutzte, eine Anzahl solcher Reihen hintereinander, statt nebeneinander, anordneten, ermöglichte man es schließlich, die mexikanische Geschichte bis auf die Zeit von Christi Geburt oder noch weiter zurück zu verfolgen.

Zu den ungeschichtlichen Bildungen, die auf diese Weise entstanden, gehört das Kulturreich der Tolteken, dessen fabelhafter Ursprung sich dadurch verrät, daß seine Könige besonders zahlreich Götternamen tragen, und daß die Stadt Tollan (Tula), von der doch der Name Tolteka abgeleitet sein soll, kaum je die Hauptstadt eines Toltekenreiches gewesen ist. In der Toltekensage spiegelt sich die Erinnerung an die geschichtliche Bedeutung eines Staatengebildes, dessen Mittelpunkt Culhuacan war. Diese reicht aber keineswegs zurück in die frühen Zeiten, in die man das Toltekenreich verlegt hat, sondern gehört einer geschichtlichen Periode an, in welcher erst neben Tezcuco noch eine ganze Anzahl anderer Chichimekenstaaten blühten und dann die Azteken als jüngster Zweig des Nahuastammes anfingen, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Was uns von den alten Reichen für die Zeit vom 6. Jahrhundert, wo die Tradition einsetzt, bis in das 13. Jahrhundert, wo sie bestimmte geschichtliche Grundlagen gewinnt, überliefert wird, ist nur deshalb von Bedeutung, weil es uns in abstrakter Form, von den thatsächlichen Verhältnissen wenig beeinflußt, die Vorstellungen und Anschauungen widerspiegelt, welche die Nahuavölker selbst von dem staatlichen Leben ihrer Gemeinwesen besaßen. Insofern sind sie wertvoll für die innere Geschichte der Stämme in älterer und in späterer Zeit.

Die Überlieferung von den ältesten Zeiten mit den zahlreichen Götter-Regenten würde einen hervorragenden Einfluß der Priesterkaste unter den älteren Nahuastämmen schon durch sich allein bekunden, auch wenn wir nicht aus geschichtlicher Zeit Beispiele dafür besäßen, mit welcher Energie und Zähigkeit die Priesterschaft gegen eine ausschließlich weltliche Staatenorganisation ankämpfte. Wenn so oft die Götter, teils unter ihren heiligen Namen, teils unter der Verkleidung jahrhundertelang herrschender und erst nach ihrem Tode vergötterter Fürsten den Nahuastämmen auf ihren Wanderungen als Führer dienen oder in ihren Reichen Perioden besonderer Blüte, besonderen Wohlergehens herbeiführen, so zeigt dies, daß die Theokratie und die unter dem Schutze der Götter stehende Priesterherrschaft bei den Nahua- wie bei den Mayavölkern für eine lange Periode der Entwickelung typisch war. In dieser Zeit entstanden die meisten der großen Tempelpyramiden, die deshalb von der Tradition meist bei der

Begründung weltlicher Staatsformen als schon bestehend oder einem früheren Volk angehörend vorausgesetzt werden. Solange nur Nationen gemeinsamer Abstammung, verwandter religiöser Vorstellungen miteinander in Berührung kamen, vermochten die Priester ohne große Schwierigkeiten den Frieden aufrecht zu erhalten. Wenn auch Rivalitäten unter den Priesterkollegien verschiedener Stammesgottheiten nicht ausblieben, wohl auch hin und wieder zu Feindseligkeiten Anlaß gaben, die dann legendarisch als Kämpfe der Götter untereinander ausgeschmückt wurden, so herrschten doch im allgemeinen Ruhe und Wohlleben und boten einer rasch um sich greifenden Zivilisation reichliche Nahrung.

Aber mit der Ausbreitung der Kultur erwuchsen den Priesterstaaten doppelte Gefahren. Unter den Untergebenen fanden sich nach und nach doch auch außerhalb des priesterlichen Standes solche, die die wahren Verhältnisse durchschauten und gegen die einseitige Ausbeutung sich auflehnten; anderseits lockte der zunehmende Wohlstand die minder zivilisierten Nachbarn zu Übergriffen, denen die priesterliche Gewalt allein nicht gewachsen war. Es entstand neben ihr das Kazikentum, das Kriegskönigtum. Seine Bedeutung wuchs, je drohender die Gefahr von außen, je verdienstvoller deren Überwindung wurde, bis endlich die Kriegsführer, die eigene Unentbehrlichkeit erkennend, sich weigerten, nach errungenem Siege die Macht in die Hand der Priester zurückzugeben. Damit war der Kulturkampf gegeben, der Kampf der weltlichen gegen die geistliche Macht. Anfänglich gelang es wohl der Priesterklasse noch oft, das abergläubische Volk mit der Androhung göttlichen Zornes zu schrecken; jede Niederlage auf dem Schlachtfelde, jede Mißernte, jede verheerende Krankheit diente ihnen eine Zeitlang noch dazu, die Wagschale zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt in der Schwebe zu erhalten. Daher kamen die wiederholten langen Zwischenregierungen, wie sie in den Anfängen fast aller Königsreihen uns begegnen. Allein wenn auch in den meisten Fällen die weltliche Macht durch reichliche Konzessionen die geistliche für sich zu gewinnen, mit dem neuen Stande der Dinge auszusöhnen suchte, so war doch die naturgemäße Entwickelung überall dieselbe: die Kriegsführer, einmal erwählt, rissen mehr und mehr die Macht an sich, legten sie auch in Friedenszeiten nicht mehr nieder und schufen sich nach und nach in einem kriegerischen Adel ein Gegengewicht gegen die Priesterherrschaft, das unfehlbar endlich zu der Errichtung eines Wahl- oder erblichen Königtums führte.

Auch diese Entwickelung vollzog sich unter den stammverwandten Völkerschaften gewissermaßen gemeinsam. Nachdem erst einer der kleinen Stämme das Priesterjoch abgeschüttelt und sich seinen König erwählt hatte, beförderte dieser auch schon die gleiche Entwickelung bei den Nachbarn; und frühzeitig traten die Kaziken in dem Gefühle gemeinsamer dynastischer Interessen untereinander in politische und verwandtschaftliche Beziehungen. Erst als der gemeinsame Feind, die Priesterherrschaft, endgültig auf den zweiten Platz zurückgedrängt war, machten sich die Ausdehnungsgelüste der weltlichen Herrscher bemerkbar und führten zu den Eroberungskriegen der kleinen Fürsten gegeneinander, aus denen dann von Zeit zu Zeit das Vorwiegen einer oder der anderen der Nationen von Anahuac hervorging. Unfähig, ein größeres Staatengebilde zu organisieren, sind die Völkerstämme von Mexiko, wie überhaupt alle Völker der Neuen Welt, bis zur Ankunft der Spanier geblieben. Selbst die größten Herrscher übten immer nur über die unmittelbarste Umgebung ihrer Residenzen eine direkte Herrschaft aus; für die entlegeneren Teile, auch dann, wenn sie ziemlich fest mit dem Zentralstaate verbunden waren, wurden doch fast immer wieder Könige eingesetzt, deren Vasallentreue oft genug den Verlockungen nicht gewachsen war. Behielt der herrschende König die Macht, den unbotmäßigen Vasallen zu unterwerfen, so bewahrte er wohl nicht nur den alten Bestand seines Reiches,

sondern dehnte dessen Grenzen noch immer weiter aus; aber je größer die Zahl der untergebenen Könige wurde, um so mehr wuchs die Gefahr des Auseinanderbrechens des nur lose gefügten Staatengebäudes. Thatsächlich ist denn auch eine nach der anderen, die Vorherrschaft der Chichimeken, der Colhuas, der Tezcucaner, auf diese Weise zu stande gekommen und wieder auseinander gebrochen; und wenn nicht die Spanier zu Anfang des 16. Jahrhunderts die gesamte alte Kultur beseitigt hätten, wäre der Vorherrschaft der Azteken ohne Zweifel ein gleiches Schicksal zu teil geworden.

Eine natürliche Folge dieser Verhältnisse war es, daß im allgemeinen das Joch der Zentralregierung leicht war. Allerdings, wo ein unbotmäßiger Vasall unterlegen war, oder wo der König zu neuen Eroberungsfahrten untergebene Provinzen mit der Schar seiner Krieger durchzog, da lastete sein Arm schwer genug auf dem Lande, und Leben und Eigentum seiner Unterthanen standen unbeschränkt zu seiner Verfügung. Allein die Leistungen, die als Anerkennung der Oberherrschaft in den Zeiten des Friedens nach dem Sitze der Zentralregierung abzuführen waren, erreichten nur in seltenen Fällen den Charakter wirklicher Abgaben und waren meist nur halb freiwillige, mehr symbolische als wirkliche Tribute. So leicht waren sie, daß nicht selten die Herrscher benachbarter oder auch entfernterer Gebiete es vorzogen, durch einen freiwillig gespendeten Tribut die Vorherrschaft des anderen anzuerkennen, um sich vor der Gefahr zu sichern, daß dieser seine Übermacht gegen sie selbst kehren möchte. So entstanden jene nominellen ausgedehnten Königreiche, die doch oft von einer Handvoll Leute in der kürzesten Zeit über den Haufen geworfen wurden; denn sowie das mehr oder weniger auf Einbildung beruhende Prestige des Königs erschüttert war, so schüttelten auf einmal alle bisherigen Vasallenkönige das lose Joch ab und erklärten sich so lange als unabhängig, bis eine neue Persönlichkeit eines neuen Stammes sich gefürchtet zu machen verstand.

Obwohl, wie erwähnt, eine ganze Reihe von Fürstengeschlechtern glaubte, ihren Stammbaum 6—7 Jahrhunderte in ununterbrochener Reihe zurück verfolgen zu können, so beginnt doch erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts etwas mehr Licht zu dämmern. Schon zu jener Zeit bestanden in Anahuac eine Anzahl von sogenannten Königreichen, unter denen das der Chichimeken mit der Hauptstadt Tenayocan westlich vom See von Tezcuco die führende Stellung inne hatte. Das nächste an Bedeutung war das Reich der Acolhua mit der am Nordende des Sees von Chalco gelegenen Hauptstadt Culhuacan, die als angebliche Erbin der Toltekenkultur einen Mittelpunkt verfeinerterer Lebensauffassungen bildete. Die dort herrschende Dynastie führte ihre Abstammung auf Topiltzin, den letzten König der Tolteken, zurück, erlag aber um die Mitte des Jahrhunderts der unvorsichtig herausgeforderten Macht der Chichimeken und mußte einer Dynastie dieses Stammes Platz machen, die eine allerdings fast nur scheinbare Abhängigkeit von den Herrschern von Tenayocan anerkannte. Als weitere, unter deren Schutzherrschaft stehende Reiche werden noch Atzcapotzalco, Coatlichan und Xaltocan genannt, alles Örtlichkeiten, die in der unmittelbaren Umgebung der zentralen Seen zu suchen sind; ferner als Länder, die den Fürstensöhnen zur Verwaltung zugewiesen waren: die Staaten von Tlazatlan, Zacatlan und Tenamitec, so daß also die Chichimekenherrschaft sich annähernd über das ganze Valle de Mejico erstreckte. Alle diese Fürstentümer waren zivilisatorisch ziemlich weit vorgeschritten, was in den Chroniken gewöhnlich auf toltekische Einflüsse zurückgeführt wird.

Dieser Kultur erwuchsen aber gegen Ende des Jahrhunderts ernstliche Gefahren durch das Eindringen neuer, noch in ungemilderter Wildheit lebender Nahuastämme. Auch die Tecpaneka und Chalca leiteten selbstverständlich ihren Ursprung von Chicomoztoc, den sieben

Höhlen, ab: das Bewußtsein der Stammesverwandtschaft mit den schon im Thale von Mexiko angesiedelten Nahuastämmen war keineswegs verloren gegangen; daher spielt auch Tollan als Station ihrer Wanderungen eine Rolle. Dann treten sie im eigentlichen Anahuac zunächst in Chapultepec auf, scheinen aber trotz ihrer beträchtlichen Anzahl weder lange noch nachdrücklich mit den Chichimeken in Konflikt geraten zu sein. Kurze Zeit nachher bilden sie schon eine vollständig ausgebildete staatliche Gemeinschaft in dem südlichsten Teile des Seengebietes; und hier erlangten die Chalcastaaten im nächsten Jahrhundert eine Bedeutung, neben welcher der Ruhm der Chichimeken und der Acolhua zu erbleichen anfing.

Mit ihnen zugleich war auch der jüngste der Nahuastämme im Seengebiet aufgetaucht, die Azteken. Sie erzählen von sich selbst, daß sie als die letzten aus den sieben Höhlen aufgebrochen und durch besondere Fährlichkeiten länger als die anderen verwandten Stämme auf der Wanderung aufgehalten worden seien. Sie standen damals noch ausschließlich unter der Herrschaft ihrer Priester, die, das Bildnis ihres Nationalgottes Huitzilopochtli auf einer Tragbahre mit sich führend, ihnen voranzogen und ihre Anordnungen als göttliche Befehle verkündeten. Der Stamm kann nicht zahlreich gewesen sein, als er zuerst in Chapultepec von den Chichimekenherrschern die Erlaubnis zur Begründung einer Niederlassung erlangte. Aber durch den Zuzug zahlreicher verwandter Scharen, und durch die Aufnahme befreundeter Elemente aus den benachbarten Staaten wuchs ihre Bedeutung von Jahr zu Jahr; und bald begannen sie, durch ihre kriegerische Tüchtigkeit berühmt und berüchtigt, in den nimmer endenden Kriegen der verschiedenen Dynasten untereinander als Bundesgenossen eine nicht zu verachtende Rolle zu spielen. Bis dahin waren sie noch immer ihren alten Einrichtungen treu geblieben; trotz der mannigfachen kriegerischen Verwickelungen behaupteten noch immer die Priester Huitzilopochtlis, der vermutlich erst um diese Zeit die Umwandlung aus einem Sonnengott in einen Kriegsgott erfuhr, die führende Stellung innerhalb des Stammes. Allein auf die Dauer konnten sich auch die Azteken dem Einflusse nicht entziehen, welchen die Bedürfnisse der Lage und das Beispiel der benachbarten Stämme auf sie ausübten; und trotz des lebhaften Widerspruches der Priesterschaft wählten sie sich in der Person Huitzilihuitls um 1250 zum erstenmal ein weltliches Oberhaupt. Genau wie die Fürsten der Nachbarstaaten wird er mit dem Königstitel bezeichnet und übte eine ganz analoge Gewalt innerhalb seines Stammes aus. Allein zum Begründer einer aztekischen Dynastie brachte er es nicht: das Glück war ihm nicht günstig. Er war im Bunde mit dem Kaziken von Zumpanco gegen die Tecpaneken von Xaltocan zu Felde gezogen, hatte aber damit nur erreicht, daß auch die anderen Tecpanekenfürsten sich den Azteken feindlich gegenüberstellten. Da er sich weigerte, dem Tecpanecatl Tecuhtli, dem Oberkönige des Stammes, der in Atzcaputzalco residierte, einen Tribut zu zahlen, so wurde er mit den Seinen bald von allen Seiten durch die Untergebenen und Verbündeten der Tecpaneken angegriffen und mußte nach mannigfachen Verlusten und, nachdem er vergeblich die Hilfe des Chichimekenkönigs von Tezcuco angerufen hatte, seine Königswürde niederlegen. Der wiedereingesetzten Priesterherrschaft gelang es dann, den Frieden mit den Nachbarn wiederherzustellen, wenn auch nur unter Aufopferung der von Huitzilihuitl verteidigten Unabhängigkeit.

Unterdessen hatte sich in Anahuac eine bedeutende Verschiebung der Machtverhältnisse vollzogen. Die Chichimekenherrscher Tlotzin Pochotl und sein Nachfolger Quinantzin hatten es nicht verstanden, das Reich in der alten Ausdehnung aufrecht zu erhalten. Mehr den Künsten des Friedens als dem Handwerke der Waffen zugeneigt, hatten sie ihr Augenmerk vorwiegend auf die Ausschmückung ihrer Residenzen gerichtet und darüber den Schutz der Grenzen

vernachlässigt; und so waren die Zügel der Regierung ihren Händen entglitten. Der lose Zusammenhang, der die Unterkönige von Atzcaputzalco, Xaltocan u. a. m. mit dem Hauptstaate verband, lockerte sich mehr und mehr; und die Verhältnisse, unter denen wir die Azteken unter diesen Staaten auftauchen sahen, lassen bereits keine Spur eines Schutzverhältnisses zwischen den Tecpanekenstaaten und dem Chichimekenreich erkennen. Nicht ohne Einfluß auf diesen Gang der Entwickelung war die unter Quinantzin erfolgte Verlegung der Residenz von Tenayocan nach Tezcuco. Tezcuco war schon unter den vorangegangenen Regierungen eine gefährliche Nebenbuhlerin der alten Hauptstadt gewesen, indem die Chichimekenfürsten hier ihrer wachsenden Neigung für Prunk Raum gaben und Paläste und Gärten mit immer neuer Pracht entstehen ließen. Die Verwaltung der wichtigen Provinz Tezcuco wurde deshalb dem präsumtiven Nachfolger des Chichimecatl Tecuhtli, des Oberkönigs, aufgetragen. Als solcher hatte Quinantzin bereits einen fürstlichen Hofhalt in Tezcuco geführt; und als er, noch in Tenayocan, seine Anerkennung als Oberherr erlangt hatte, übergab er einem anderen die Regierung der bisherigen Hauptstadt und kehrte nach dem bevorzugten Tezcuco zurück. Durch die Verlegung der Hauptstadt von dem Westufer der Seen nach dem Osten gravitierte naturgemäß das ganze Chichimekenreich in dieser Richtung.

In jener Zeit dehnten sich die Grenzen des Chichimekenstaates östlich weit über das Thal hinaus; Tlaxcala, Huexotzinco und andere Städte des östlichen Plateaus wurden damals von Fürstensöhnen des Chichimekengeschlechtes beherrscht. Aber in demselben Maße, wie das Reich nach Osten zunahm, verlor es an Macht im Westen und ließ damit den Tecpanekenstaaten das Feld frei. Die Verlegung der Residenz nach Tezcuco war keineswegs im Sinn aller Chichimeken; und da sich Quinantzin die Anhänglichkeit seiner Satrapen nicht zu sichern wußte, so bildete sich bald eine mächtige Verschwörung gegen ihn, die, von den Tecpaneken heimlich geschürt, zur Losreißung des ganzen Westens von dem Tezcuco-Reiche führte. Vorübergehend entstand sogar noch einmal ein Chichimekenstaat mit der alten Hauptstadt Tenayocan, in welcher ein Verwandter Quinantzins den Titel Chichimecatl Tecuhtli usurpierte. Der Oberkönig selbst scheint sich über diese Vorgänge wenig beunruhigt zu haben; er befestigte seine Herrschaft im Osten und ließ im Westen den Dingen, die er zu beherrschen nicht die Macht besaß, ihren Lauf. Eine Dauer war trotzdem dem Nebenbuhlerreiche nicht beschieden; binnen kurzem erlag der Gegenkönig den Angriffen der Tecpaneken, die sich die Hilfe der Azteken zu nutze zu machen wußten. Nach dem Falle von Tenayocan war die Herrschaft der Chichimeken in den westlichen Gegenden für immer beseitigt. Dieser Stand der Dinge erhielt bald darauf seine internationale Sanktion durch das Bündnis, welches der Tecpanekenkönig von Atzcaputzalco als Oberherr aller Tecpanekenstaaten mit Quinantzin abschloß. Er gestand darin dem letzteren zwar als Chichimecatl Tecuhtli den ersten Rang zu, erlangte aber durch diesen klugen Verzicht auf den äußeren Schein den schwerwiegenden thatsächlichen Vorteil, daß Quinantzin alle Ansprüche auf die alten Stammlande der Chichimeken fahren ließ und deren unbeschränkten Besitz dem Tecpanekenfürsten zugestand.

In diesen Kämpfen hatte eine vollständige Zersprengung und Vermengung aller nahuatlakischen Völkerelemente stattgefunden, so daß die neuen Reiche kaum noch auf nationalen, sondern auf rein territorialen Grundlagen aufgebaut waren. Infolge davon erhielt die Hauptstadt Tezcuco die nach den verschiedenen Nahuastämmen benannten Quartiere; denn zu ihrer Einwohnerzahl trugen Tecpaneken, Azteken, Colhua mindestens ebensoviel bei wie die Chichimeken und die Stämme des Ostens. Am schlechtesten waren dabei die Azteken weggekommen.

Die Gewohnheit, ihre Waffendienste jedem Zahler anzutragen, die wilde Grausamkeit ihrer Kriegsführung, die mehr und mehr zu ihrem berüchtigten religiösen Blut-System ausgebildet wurde, zog ihnen die allgemeine Feindschaft zu. In den Kämpfen, die am Ausgange des 13. oder zu Anfang des folgenden Jahrhunderts den nördlichen Teil des Seengebietes erfüllten, fiel auch ihre Hauptstadt Chapultepec der Vernichtung anheim; und der Stamm der Azteken splitterte, wie mancher andere, auseinander. Einzelne Banden traten auch jetzt wieder als Söldner in die Dienste der Nachbarstaaten, um sich durch Ausübung des Waffenhandwerkes die Erlaubnis zu neuen Niederlassungen zu erkaufen. Aber nur zwei Stämme, die Mexica und die Tlatelulca, erhielten sich auch in der Folgezeit so weit unvermischt, daß sich die Erinnerung ihrer Abstammung ungetrübt bewahrte, bis im Wechsel der Zeiten auch an sie die Reihe kam, zu herrschen. Vorerst jedoch mußten sie froh sein, daß der Fürst von Colhuacan den Heimatlosen in Tizaapan oder in Iztacalco eine Zuflucht bot.

Den größten Vorteil aus der Zeit der Unruhen hatten die Tecpaneken gezogen. Der westliche Teil vom See von Zumpango im Norden bis zu dem von Chalco im Süden war fast ebenso unbestritten ihr Machtbereich geworden, wie die Osthälfte der des Königs von Tezcuco; aber die Schwäche aller amerikanischen Staaten: die Unfähigkeit, ein größeres Ländergebiet einheitlich zu organisieren, machte sich sofort auch bei ihnen geltend. Atzcaputzalco behielt wohl als ehemaliger Mittelpunkt des ganzen Tecpanekenreiches eine Zeitlang noch einen gewissen Vorrang; und seine Könige führten wenigstens noch eine Reihe von Jahren den Titel Tecpanecatl Tecuhtli. Unmerklich aber verschob sich im Laufe der Zeit der Schwerpunkt der politischen Bedeutung mehr und mehr nach Süden. Während neben Atzcaputzalco und Tenayocan das alte Culhuacan wieder auflebte und beide rasch an Wichtigkeit übertraf, erwuchsen im Süden in Chalco, Tenanco, Amequemecan neue Zentren tecpanekischer Herrschaft, denen die Führerrolle von selbst zufiel, als ein Jahrhundert später ein gemeinsamer Feind allen Staaten des Seengebietes in den Mexica erwuchs. Die Zahl tecpanekischer Staaten soll zur Zeit ihrer größten Machtentfaltung nicht weniger als 25 betragen haben, von denen viele durch verwandtschaftliche Bande untereinander in Gruppen näher verbunden waren. Ein Gefühl engerer Zusammengehörigkeit erhielt sich wohl bei allen, und es wurde wieder lebendiger angefacht, als es galt, die Existenz des Stammes zu verteidigen; in der Zwischenzeit aber hatten sich die einzelnen Tecpanekenkönige untereinander nicht minder leidenschaftlich befehdet, als unter ähnlichen Verhältnissen die Fürsten chichimekischer Abstammung untereinander und mit allen anderen Königen gekämpft hatten und weiter kämpften.

In der ersten Hälfte seiner Regierung hatte Quinantzin, der Chichimekenherrscher, anscheinend gleichgültig den Abfall der westlichen Provinzen seines Reiches mit angesehen; allein er hatte deshalb keineswegs endgültig darauf verzichtet. Er hatte nur zunächst alle Kräfte zusammengenommen, um das neue Reich auf dem östlichen Plateau zu befestigen. Als auch dort sich Zeichen von Unbotmäßigkeit geltend machten, trat er diesen mit äußerster Energie entgegen und wußte sie meist schon im Keime zu ersticken; als er aber hier Ordnung geschafft hatte, da lenkte er seine Aufmerksamkeit auch wieder den verlornen Provinzen zu. Sein erster Angriff galt dem Fürsten von Xaltocan, dessen Reich infolge seiner Abgelegenheit auch den Tecpaneken nicht tributpflichtig geworden war. Den wohlorganisierten Streitkräften des geeinten Reiches von Tezcuco konnten die Xaltokaner keinen ernstlichen Widerstand entgegenstellen. Dieser rasche Sieg ließ es dem Tecpanekenherrscher nicht ratsam erscheinen, von dem ungewissen Ausgang eines Krieges den Besitz der noch nicht allzu fest angegliederten Provinzen abhängig zu

machen. Um sich diese zu sichern, bot er dem Chichimeken Friede und Bündnis an, erklärte sich bereit, dessen Ansprüche auf die Oberherrschaft über das ganze Seengebiet anzuerkennen und ihm, wenn auch mehr nur der Form nach, unterthan zu sein. Quinantzin begnügte sich mit diesem Erfolge; gab er ihm doch die Möglichkeit, seinen friedlichen und künstlerischen Neigungen wieder nachzugehen, während er wenigstens nominell die Herrschaft über ein Gebiet ausübte, so ausgedehnt, wie es noch keiner seiner Vorfahren besessen hatte. Als er im Jahre 1305 starb, wohnten nicht weniger als 70 untergebene Könige den glänzenden Leichenfeierlichkeiten in Tezcuco bei und huldigten dem Techotl, dem jüngsten Sohne des Verstorbenen, den er zu seinem Nachfolger eingesetzt hatte, weil die älteren Brüder durch Teilnahme an Aufstandsversuchen ihre Ansprüche an die Thronfolge verscherzt hatten.

Die Regierung Techotls ist dadurch bemerkenswert, daß er als der erste auf mittelamerikanischem Boden den Versuch gemacht hat, die bis dahin nur allzu lose und unzuverlässige Organisation der Staaten einheitlicher umzugestalten. Bisher regierte jeder Unterkönig in seinem Landesteile genau mit derselben Unumschränktheit, mit welcher der Chichimecatl Tecuhtli den Kern und Mittelpunkt des Reiches beherrschte; wenn er die mäßigen Tribute regelmäßig ablieferte und im Fall eines Krieges die Heeresfolge nicht direkt verweigerte, konnte er darauf rechnen, von seinem Lehnsherrn nicht weiter belästigt zu werden. Die Regierung Quinantzins hatte aber vielfach erwiesen, welch ernste Gefahren ein solcher Zustand für das Fortbestehen des Gesamtreiches in sich barg; und schon der alte König hatte durch strenge Unterdrückung jeder Unbotmäßigkeit sich bemüht, die Festigkeit des Staatengefüges zu kräftigen. Techotl schritt auf dieser Bahn energisch weiter. Unter der ehrenvollen Form eines Staatsrates versammelte er den größten Teil seiner Vasallenkönige in Tezcuco in seiner unmittelbaren Umgebung, während an ihrer Stelle Statthalter, die dem Lehnsherrn nicht weniger verpflichtet waren als den Unterkönigen, in den einzelnen Provinzen die Regierung ausübten. Überdies wurde eine neue Einteilung des Landes verfügt, wonach die alten Stammesgrenzen thunlichst beseitigt, die Zahl der einzelnen administrativen Bezirke fast auf das Dreifache vermehrt und damit die Gefahren eines Umsichgreifens lokaler Erhebungen vermindert wurden. Endlich förderte Techotl durch eine Reihe allgemein gültiger Verordnungen das Gefühl der Zusammengehörigkeit in der ganzen Ausdehnung des Reiches.

Allerdings konnten sich alle diese Maßregeln nur auf seinen Machtbereich im Osten der Seen erstrecken; der Westen, unter dem Tecpanekenkönig Tezozomoc fast ebenso geeint, wenn auch weniger straff organisiert, entzog sich einer einschneidenden Einwirkung. Zwar blieb das nominelle Vasallenverhältnis, wie es Quinantzin hergestellt hatte, auch unter Techotl unerschüttert; aber nachdem mit Tezozomoc den Tecpanekenthron ein energischer und ruhmbegieriger Fürst bestiegen hatte, wuchs im stillen die Gefahr einer Rivalität zwischen dem jetzt Acolhuacan genannten Chichimeken- und dem Tecpanekenreich immer drohender heran. Unter Techotls Sohn und Nachfolger, dem Könige Ixtlilxochitl, kam sie zum Ausbruche. Die Satrapen, durch Techotls Reformen in ihrer Machtfülle beschränkt und von einer begreiflichen Animosität gegen ihn erfüllt, entzogen sich unter allerlei Vorwänden der Teilnahme an seinen Totenfeierlichkeiten. Ihr passiver Widerstand war dennoch im ganzen wenig gefährlich; bedenklicher aber war die Haltung des Tecpanecatl Tecuhtli. Tezozomoc weigerte sich offen, die Oberhoheit des jungen Chichimekenfürsten anzuerkennen, und strebte unverkennbar dahin, die lockeren Bande gänzlich zu lösen. Mit der nachsichtigen Langmut, die seit Generationen ein auszeichnendes Merkmal der Chichimekenherrscher ausmachte, duldete auch Ixtlilxochitl das

zweideutige Verfahren seines mächtigsten Vasallen; auf der anderen Seite schien er aber auch fest entschlossen, die unklaren Beziehungen zu dem Tecpanekenkönig im Sinne der Reformen seines Vaters straffer zu gestalten. Seiner geraden Politik begegnete Tezozomoc mit allen Künsten der List und Verstellung. Sobald Ixtlilxochitl drohte, seine Ansprüche mit Gewalt zur Geltung zu bringen, erklärte Tezozomoc sich bereit, seinen Forderungen zu entsprechen; hatte er aber jenen wieder durch Ergebenheit in Sicherheit gelullt, so entzog er sich immer wieder unter den nichtigsten Ausflüchten der Erfüllung der übernommenen Verbindlichkeiten. Daß Ixtlilxochitl jahrelang dieses Ränkespiel sich gefallen ließ, war ein verhältnisvoller Fehler. Damit erschütterte er das Vertrauen der eigenen Freunde und Bundesgenossen und ließ seinem Gegner Zeit, nicht nur die eigenen Vorbereitungen zu dem Entscheidungskampfe nach allen Richtungen hin zu treffen, sondern auch Bundesgenossen unter den in ihrer Treue schwankenden Vasallen des Gegners zu werben.

Die Tradition behauptet, Tezozomoc habe in drei aufeinander folgenden Jahren als Tribut nach Tezcuco einen jedes Jahr vergrößerten Posten roher Baumwolle geschickt, indem er anfänglich bat, dann begehrte, schließlich forderte, daß diese ihm in fein gewebten Decken nach Atzcaputzalco zurückgeliefert werde. Zweimal sei seine Forderung erfüllt, das dritte Mal aber mit der Botschaft erwidert worden, der Chichimekenherrscher habe mit Dank den Tribut empfangen und werde ihn dazu verwenden, seine Krieger auszurüsten, die unbotmäßige Vasallen zu züchtigen bestimmt seien. Trotz alledem aber wartete auch jetzt noch Ixtlilxochitl den Angriff der Tecpaneca ab. Zweimal sandte Tezozomoc sein Heer über den See in das Gebiet von Tezcuco, aber nur, um jedesmal eine schwerere Niederlage von den nach und nach im Kampfe wachsenden Gegnern zu erleiden. Dennoch wies er alle Aufforderungen des Tezcukaners, durch Anerkennung seiner Oberhoheit den Frieden zu erkaufen, bedingungslos zurück und trat jetzt sogar offen mit dem Anspruch hervor, daß ihm, als dem nächsten unter den Nachkommen des Begründers der Chichimekengröße, des Königs Xolotl, der Titel eines Chichimecatl Tecuhtli in erster Linie gebühre. Trotzdem wäre er unzweifelhaft unterlegen, hätte sich Ixtlilxochitl entschließen können, mit vollem Nachdrucke die errungenen Vorteile auszunutzen. Die wiederholten Siege führten bereits viele der kleinen Könige, die bisher abwartend zur Seite gestanden hatten, seinen Fahnen zu; und mancher der Bundesgenossen Tezozomocs begann in seiner Treue wankend zu werden. Als daher Ixtlilxochitl endlich zum Angriff überging, konnte er leicht ein beträchtliches Heer versammeln; und damit erfocht er in der Provinz von Tepotzotlan, wo ihm die an 200000 Mann starke Armee der Gegner entgegentrat, einen glänzenden Sieg. Unbegreiflicherweise ließ sich Ixtlilxochitl noch einmal von dem listigen Tezozomoc bethören. Als nach viermonatiger Belagerung die Hauptstadt Atzcaputzalco nicht länger Widerstand zu leisten vermochte, bot Tezozomoc seine bedingungslose Unterwerfung an und bat nur mit Rücksicht auf die nahe Verwandtschaft den Chichimekenherrscher um Gnade. Und trotz der vielen Täuschungen begnügte sich Ixtlilxochitl auch jetzt noch mit bloßen Versprechungen; ohne die Unterwerfung zu vollenden, zog er sein siegreiches Heer von den Mauern der gegnerischen Hauptstadt zurück.

Damit gab er selbst das Signal zum allgemeinen Abfall. In der Hoffnung auf Beute waren ihm die Schwankenden gegen den gefürchteten Tecpaneken gefolgt; aber sich der Rache des in seiner Fürstenherrlichkeit belassenen Tezozomoc ohne jeden Vorteil auszusetzen, das waren sie nicht gesonnen.

So umgab schon eine unheilverkündende Stille den Chichimekenkaiser, als er in seine Hauptstadt zurückkehrte. Bald drangen Gerüchte über erneute Rüstungen Tezozomocs zu ihm;

und als dieser endlich den König und seinen Sohn, Nezahualcoyotl, einladen ließ, nach Chiuhnauhtlan zu kommen, um seine Huldigung entgegenzunehmen, da wagte auch dieser nicht mehr, seine Dynastie dem Verräter anzuvertrauen. Allein die Vorsicht kam zu spät. Als Tezozomoc seinen hinterlistigen Plan durchschaut sah, rückte er in Eilmärschen auf Tezcuco. In der Verteidigung seiner Hauptstadt büßte Ixtlilxochitl mit seinem Tode die vielen Irrungen seines Lebens. Sein Sohn und der Erbe seiner Ansprüche, Nezahualcoyotl, entging nur mit Mühe dem Todesurteil, das Tezozomoc als neugekrönter Chichimecatl tecuhtli hinter ihm her erließ.

Der Sturz des Chichimekenreiches von Acolhuacan erfolgte im Jahre 1419. Wir müssen aber noch einmal um ein Jahrhundert zurückgreifen, um die Fäden anzuknüpfen, die für das Verständnis der weiteren Entwickelung unentbehrlich sind. Wir hatten zuletzt gesehen, wie die Mexica (vgl. oben, S. 274) in den ersten Kämpfen, die auf die Verlegung der Chichimekenresidenz nach Tezcuco folgten, ihres Zufluchtsortes Chapultepec beraubt waren und nur mit Mühe von dem Tecpanekenherrscher die Erlaubnis zu einer anderen Ansiedelung erhielten. Wenn die Priester die vorangegangenen Unglücksfälle mit dem Zorne der Götter über die Beseitigung der Theokratie und die Wahl eines Königs erklärt hatten, so war es ihnen zum mindesten nicht gelungen, die Gunst der Götter für ihr Volk zurückzuerlangen, obwohl sie seit langer Zeit bereits wieder unbestritten das Heft in den Händen hatten. So lange sich aber die Mexica bei allen Nachbarn durch ihre beständigen Raubzüge gefürchtet machten, konnten sie wohl in Kriegszeiten gesuchte Bundesgenossen werden; in Zeiten des Friedens aber war jeder bemüht, die unruhigen Gäste sich möglichst weit entfernt zu halten. Sie mußten denn auch dem Tecpanekenfürsten besonders schwere Tribute zahlen und sich einer wenig würdigen Behandlung unterwerfen, wurden doch nur widerwillig geduldet und von einem zum anderen Wohnplatz verwiesen.

Da predigte Tenoch, ein priesterlicher Führer der Mexica, noch einmal im Namen des Gottes Huitzilopochtli die Auswanderung und führte die geringen Reste seines Volkes aus dem Kreise der blühenden Städte hinaus in die sumpfigen Marschen am Westufer des Sees von Tezcuco, und gründete dort angeblich auf Grund eines göttlichen Omens die Stadt, die als Mexico-Tenochtitlan im Laufe der Zeit die Hauptstadt des Aztekenreiches geworden ist. Fast gleichzeitig entzogen sich auch die stammverwandten Tlatelulca dem tyrannischen Drucke der Tecpaneken und legten in unmittelbarer Nähe eine zweite Ansiedelung an, die eine Zeitlang als Tlatelulco mit Tenochtitlan erfolgreich wetteiferte, zuletzt aber mit der sie plötzlich überflügelnden Nebenbuhlerin zu einer einzigen Stadt verschmolz. Mit ihrem Auszug nach Tenochtitlan, der in das Jahr 1325 verlegt wird, hatten die Mexikaner keineswegs ihre Unabhängigkeit erlangt; auch dort befanden sie sich innerhalb des Machtbereiches des Tecpanekenkönigs, bedurften seiner Erlaubnis zu ihrer Niederlassung und blieben ihm tributpflichtig. Allein, indem sie sich weiter von der Hauptstadt entfernten und eine unwirtliche, kaum für bewohnbar gehaltene Gegend zu ihrer Ansiedelung auswählten, entzogen sie sich doch mehr und mehr der drückenden Bevormundung.

Trotz der ungünstigen Lage entwickelten sich die Schwesterstädte ungeahnt schnell. Die Mexikaner waren nicht die einzigen, die sich einer dauernden Beaufsichtigung zu entziehen suchten. Die Reformen der tezcucanischen Könige erzeugten ebensoviel Unzufriedenheit, wie die Tyrannei der Tecpaneken; und aus beiden Reichen strömten zahlreiche Flüchtlinge in die unwirtliche Wildnis hinaus und fanden bei den der Verstärkung dringend bedürftigen Azteken von Tenochtitlan und Tlatelulco bereitwillige Aufnahme. So verloren zwar diese Städte den nationalen Charakter, indem sich mehr und mehr eine bunt gemischte Bevölkerung bildete. Aber

einerseits nahmen die Ankömmlinge bereitwillig die herrschenden Kulte und Einrichtungen der alten Bewohner an, andernteils vermittelten sie durch Abschleifung der Schroffheiten zwischen den Azteken und ihrer alten Heimat und trugen damit wesentlich dazu bei, den tiefgewurzelten Haß zu sänftigen, womit die Verehrer Huitzilopochtlis von allen Nachbarn betrachtet wurden.

Im Anfang überflügelte Tlatelulco bei weitem das benachbarte Tenochtitlan. Hierhin wandten sich vor allem die Einwanderer aus dem Tecpanekenlande; und es ist leicht begreiflich, daß die Stammesgenossen von dem Oberherrn eher Vergünstigungen zu erlangen vermochten als andere landfremde Elemente. Ein besonderer Gnadenbeweis war es denn auch, daß der König von Atzcaputzalco darein willigte, ein Mitglied seiner Familie in Tlatelulco zum Vasallenfürsten einzusetzen, als die Stadt bereits so weit erstarkt war, um sich einen eigenen König zu erbitten. Nach Tenochtitlan dagegen wandte sich eine besonders starke Einwanderung von Culhua. Die alte Königsstadt Culhuacan, die sich noch lange unter der Oberhoheit der Tecpaneken eine fast unabhängige Stellung erhalten und wiederholt in den politischen Verhältnissen des Gesamtreiches eine bedeutsame Rolle gespielt hatte, war endlich doch in inneren Zwistigkeiten zerfallen, ungefähr um dieselbe Zeit, als die Mexikaner ihre neue Hauptstadt angelegt hatten. Zahlreiche Culhua, die bei dieser Gelegenheit ihre Heimat verloren hatten, zogen nach Tenochtitlan, wo binnen kurzem ihre Nationalität stärker vertreten war als die der Azteken. Diesem Umstande verdankte die junge Gründung ihre erste wesentliche Umwälzung. Mexiko war noch unter der Führung der Priester begründet und hatte seinen Namen Tenochtitlan (Tenochs Stadt) nach dem priesterlichen Führer erhalten, der das Volk dahin geleitet hatte. Die Culhua aber waren durch jahrhundertelange Überlieferung mit der Monarchie vertraut; und wenn sie sich auch auf religiösem Gebiete den Sitten des Landes unterwarfen, so beugten sie sich doch auf die Dauer in den weltlichen Dingen nicht der priesterlichen Herrschaft. Mit den Flüchtigen war mehr als ein Mitglied des alten Königsgeschlechtes nach Mexiko gekommen; und als endlich ein Kompromiß zwischen den alten Einwohnern und den neuen Kolonisten zu dem Beschlusse führte, auch in der Stadt Tenochs einen König zu erwählen, war das Element der letzteren stark genug, die Wahl auf Acamapichtli, den Sohn des gleichnamigen Königs von Culhuacan, zu lenken, der nach dem Sturze der väterlichen Dynastie nach Tezcuco geflüchtet war und dort eine Prinzessin von Chichimekengeblüt, Ilancueitl, geheiratet hatte. Diese dynastischen Verbindungen haben die ganze weitere Geschichte des Aztekenreiches von Tenochtitlan außerordentlich stark beeinflußt und geben erst eine Erklärung für mannigfache Vorgänge, die ganz unverständlich bleiben, solange man Stadt und Reich lediglich vom aztekischen Standpunkt aus betrachtet.

Zunächst blieb Mexiko, trotz der freundschaftlichen Beziehungen zu Tezcuco, ein Vasallenstaat der Tecpaneken. In Atzcaputzalco mußte Acamapichtli die Bestätigung seiner Ernennung erbitten; und im Dienste Tezozomocs machte der junge König von Mexiko seine ersten Waffengänge, die so erfolgreich waren, daß er bald unter den Vasallenkönigen eine geachtete Stellung erlangte. Die ersten im Dienste der Tecpaneken unternommenen Feldzüge gingen in südlicher Richtung gegen die Chalca, die, obwohl den Tecpaneken stammverwandt, am Südufer des Sees von Tezcuco und an dem nach ihnen benannten See von Chalco ein Reich begründet hatten, welches selbst schon wieder so groß geworden war, daß es in zahlreiche Vasallenstaaten zerfiel. Die mexikanischen Chroniken erzählen diese Kriege so, als ob sie reine Heldenthaten ihrer Könige gewesen seien; aber bis zum Sturze des Tecpanekenreiches haben die Könige von Mexiko diese Kriege nur als Hilfstruppen ausgeführt. Acamapichtli starb im Jahre 1403,

ohne über seinen Nachfolger Bestimmungen getroffen zu haben. Vermutlich war dies dem Einflusse der Geistlichkeit zuzuschreiben, die noch einmal verzweifelte Anstrengungen machte, die Theokratie wieder herzustellen. Allein die fremden, an die dynastische Monarchie gewöhnten Elemente waren bereits zu stark geworden; und wenn auch die Priesterschaft damit durchdrang, daß die Thronfolge von einer neuen Wahl abhängig gemacht wurde, so konnte sie doch nicht hindern, daß diese auf den Sohn Acamapichtlis, Huitzilihuitl, fiel. Auch von ihm wird ausdrücklich berichtet, daß er von dem Tecpanekenherrscher die Bestätigung seiner Wahl erbitten mußte. In Tezozomocs Gefolgschaft hat er dann in den nächsten Jahren an allen den Kämpfen teilgenommen, die schließlich zur Niederlage Ixtlilxochitls und zum Sturze des Chichimekenreiches führten, obwohl dieser als Gemahl einer Schwester mit ihm durch nahe verwandtschaftliche Bande verknüpft war. Und daß trotz aller Übertreibungen der Chroniken die Könige von Mexiko auch jetzt noch eine durchaus bescheidene Vasallen-Rolle spielten, spiegelt sich höchst bezeichnend darin, daß der König von Tlatelulco den Oberbefehl über die Heere Tezozomocs und somit auch über die Truppen Huitzilihuitls führte. Beide erlebten nicht das Ende der Kämpfe. Der König von Tlatelulco fiel in einer der Schlachten, in denen die Tezcucaner siegreich waren; Huitzilihuitl starb 1417 in Tenochtitlan, für dessen Erweiterung er ebenso eifrig thätig gewesen war wie für die Ordnung des Staates im Inneren. Der Erfolg dieser Bestrebungen war es, daß ihm sein Halbbruder Chimalpopoca ohne Widerspruch auf dem Throne folgen konnte, um bei dem Hereinbrechen der Katastrophe Ixtlilxochitls die Interessen seines Landes zu vertreten.

Es ist wohl anzunehmen, daß Huitzilihuitl und Chimalpopoca, nur dem Zwange der Verhältnisse gehorchend, an der Seite Tezozomocs bis zum endlichen Siege ausharrten; denn im Grunde hatten sie bei weitem größere Vorteile zu erwarten von einem Erfolge des ihnen befreundeten und verschwägerten Ixtlilxochitl als von dem Obsiegen ihres tyrannischen Oberherrn. Sie müssen aber doch wohl dem Mißtrauen des Tecpanekenfürsten keinerlei irgendwie berechtigten Anlaß gegeben haben. Als dieser daran ging, das durch die Vereinigung mit den tezcucanischen Landen mächtig vergrößerte Reich zu organisieren, wurde auch Chimalpopoca von Mexiko neben den Herrschern von Chalco, Tlatelulco, Acolman, Coatlichan und Huexotla als einer der 6 Unterkönige in Aussicht genommen. Die Absicht Tezozomocs, dem neuen Reiche damit eine größere Festigkeit nach innen und nach außen zu geben, wurde freilich nur unvollkommen erreicht. Die Bedingungen, unter denen er die Vasallenkönige einsetzte, waren so überaus drückend (sie sollten zwei Drittel der Einkünfte aus ihren Provinzen an den König abliefern und nur ein Drittel für sich behalten), daß sie weit weniger die Ehre ihrer Erhebung als das Unwürdige der ihnen angesonnenen Tributleistungen empfanden und ihrer Unzufriedenheit unverhohlen Ausdruck gaben. Zudem gelang es dem neugekrönten Chichimecatl Tecuhtli keineswegs, seine Anerkennung im ganzen Reiche Ixtlilxochitls durchzusetzen. Die entfernteren Landesteile im Norden und Osten ergriffen bereitwillig die Gelegenheit, sich jeder Tributzahlung zu entziehen und sich wieder für unabhängig zu erklären; und die Tlazcalaner gingen in ihrer Feindseligkeit gegen Tezozomoc so weit, daß sie dem flüchtigen Erben von Tezcuco, dem Prinzen Nezahualcoyotl, so lange in ihren Bergen eine sichere Zuflucht boten, bis es der Vermittelung des Königs Chimalpopoca von Mexiko gelang, den Widerruf des gegen ihn erlassenen Todesurteils zu erlangen. Tezozomoc war bereits ein betagter Greis, als er ganz Anahuac unter seinem Zepter vereinigte; er starb, nachdem er noch 8 Jahre lang die Früchte seines Sieges genossen, indem er seinen Sohn Tejauh zu seinem Nachfolger ernannte. Damit aber trug er selbst den Zwist in seine Familie und sein Reich.

Unter allen Söhnen Tezozomocs war Maxtla, den er zum Regenten von Coyohuacan bestimmt hatte, unstreitig derjenige, der am meisten seinem Vater ähnelte, nur daß er zu dessen Energie, Tapferkeit und Schlauheit nicht auch seinen Ernst und seine Ruhe geerbt hatte. Jedenfalls dünkte es ihn selbst als eine Schmach, daß er sich mit dem zweiten Platz in seines Vaters Reiche begnügen sollte; und die Gleichgültigkeit Tejauhs ermöglichte es ihm schon nach wenigen Monaten, diesen vom Throne zu verdrängen und sich selbst zum Chichimecatl Tecuhtli, zum König von ganz Anahuac, zu machen. Die Katastrophe war unblutig abgelaufen; sie erhielt aber ein blutiges Nachspiel. Hatten sich die Vasallenfürsten schon das Joch des greisen, in zahllosen Kämpfen erprobten Tezozomoc nur mit Unwillen auflegen lassen, so erschien es ihnen geradezu unerträglich, die Diener Maxtlas zu werden, dieses jungen Prinzen, der in seiner Regierung in Coyohuacan nur verstanden hatte, sich bei seinen Unterthanen und bei allen Nachbarfürsten verhaßt zu machen, und überdies nur durch einen Akt der Gewalt gegen den legitimen Herrscher in dessen Stelle eingedrungen war. Die Könige von Mexiko und Tlatelulco stellten sich an die Spitze der Unzufriedenen; und da Tejauh nach Tenochtitlan geflüchtet war, wurde dort der Plan geschmiedet, den Maxtla bei einem Feste zu überrumpeln und umzubringen und Tejauh wieder in seine Rechte einzusetzen. Allein die Verschwörung wurde verraten; und als Opfer fiel nicht Maxtla, sondern Tejauh. Da ersterer aber nunmehr wußte, wessen er sich von den aztekischen Königen zu versehen hatte, so wartete er auch nicht erst die weitere Entwickelung der Dinge ab, sondern fiel schnell entschlossen in zwei aufeinander folgenden Feldzügen erst über die Mexikaner, dann über Tlatelulco her; und zwar beide Male mit so vollem Erfolge, daß beide Könige umkamen und die Städte und Länder beider der Verwüstung preisgegeben wurden. Sie wären vielleicht überhaupt nicht wieder erstanden, hätte sich nicht aller Orten im Reiche Maxtlas der Widerstand gegen sein ungesetzliches und gewaltsames Regiment geltend gemacht.

Die Sympathien, welche ein großer Teil der östlichen Provinzen für das alte Königsgeschlecht noch immer hegte, konnten durch Maxtlas Auftreten nur verstärkt werden. Und als diesem durch die vorerwähnten Kämpfe vorübergehend die Hände gebunden waren, hielt der Chichimeke Nezahualcoyotl die Zeit für gekommen, um einen Versuch zur Rückgewinnung des väterliches Reiches zu machen. Bereitwillig stellten ihm Tlazcala und Huexotzinco ihre Kriegerscharen zur Verfügung; bei dem wenig energischen Widerstande, den er in den meisten Provinzen des väterlichen Reiches fand, gelang es ihm leicht, einen großen Teil zurückzuerobern. Allein die Hauptstadt Tezcuco setzte ihm einen unüberwindlichen Widerstand entgegen. Hier hatte Tezozomoc einen Prinzen des alten Königsgeschlechtes zu seinem Statthalter gemacht. Da dieser wissen mußte, daß er vor dem rechten Erben der chichimekischen Rechte nach seinem Abfalle keine Gnade zu hoffen hatte, so machte er die äußersten und schließlich auch von Erfolg begünstigten Anstrengungen, sich in der Hauptstadt zu halten. Ohne diese aber war, schon um des moralischen Eindruckes willen, Nezahualcoyotls Stellung unhaltbar. Der so glänzend begonnene Feldzug endete somit in einer Weise, die sich nur wenig von einer Niederlage unterschied.

Die erste Folge des nur halben Erfolges war es, daß eine Reihe von Bundesgenossen in ihrer Treue wankend wurden, so daß Nezahualcoyotl dem mit Sicherheit zu erwartenden Angriffe Maxtlas jedenfalls zu erliegen fürchten mußte. In dieser gefährlichen Lage boten sich ihm die erwünschtesten Bundesgenossen in den Azteken. Nach Maxtlas Abzug von Mexiko war man dort sofort daran gegangen, das Königtum wieder aufzurichten. Einen Augenblick hatte die Wahl geschwankt zwischen Itzcohuatl, dem Bruder Chimalpopocas, und dessen noch

jugendlichem, aber bereits reich mit kriegerischen Lorbeeren geschmücktem Neffen Montezuma. Zum Glück bot die Verfassung mehr als einem tüchtigen Manne Raum, sich nutzbringend zu bethätigen. Das Königtum trug noch unverkennbar die Spuren davon, daß es aus einer Adelsoligarchie hervorgegangen war. Abgesehen von der noch immer einflußreichen Priesterschaft standen dem König zwei hohe weltliche Würdenträger, der Tlacatecatl, Herr der Heerscharen, und der Tlacochcalcatl, Herr der Pfeile, zur Seite. Indem Montezuma zu ersterer Stellung befördert wurde, erhielt nicht nur sein Ehrgeiz Befriedigung, sondern auch sein Thatendrang Gelegenheit, zur Seite seines königlichen Oheims für das Wohl des Reiches thätig zu sein. Die natürliche Richtung war ihm dafür durch die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit um so mehr vorgezeichnet, als sich Maxtla unbedingt weigerte, die vollzogene Wahl zu bestätigen, und mit einem neuen Überfalle drohte. So führte die gemeinsame Feindschaft erneut die Mexikaner und die Chichimeken zusammen.

Montezuma begab sich zu Nezahualcoyotl und schloß mit ihm ein Bündnis gegen die Tecpaneken, dem sofort der neuerwählte König von Tlatelulco beitrat. Es wurde verabredet, den Krieg sobald wie möglich in das feindliche Land zu tragen. Die offenkundige Absicht Nezahualcoyotls, die alte Königsherrschaft in Tezcuco wieder aufzurichten, entfremdete ihm allerdings manche der Freunde, die ihre eigene Unabhängigkeit zu verteidigen geglaubt hatten, als sie ihm im Unglücke beistanden. Aber indem er mit allen Feinden des tecpanekischen Tyrannen in Verbindung trat, fand er reichlichen Ersatz für den Abfall im eigenen Lager. Der Feldzug, an dem er neben den Mexikanern persönlich teilnahm, führte nach vielfachem Hin- und Herschwanken der Siegeswage zu einem unbedingten Erfolge. Durch die Unterstützung des Königs von Tlacopan erfochten die verbündeten Azteken und Tezcucaner einen vollständigen Sieg über die Tecpaneken. Atzcaputzalco wurde eingenommen und zerstört; Maxtla fiel, wenn auch nicht in der Schlacht, so doch bei der Verfolgung unter den Streichen der Gegner.

Wer freilich geglaubt hatte, daß mit dem Sturze der tecpanekischen Tyrannei die Zeiten der Freiheit für Anahuac gekommen seien, der fand sich bitter enttäuscht. Die Voraussicht dessen hatte wohl nicht zuletzt Nezahualcoyotls Anhänger zur Passivität in dem Entscheidungskampfe bewogen; jetzt fielen sie offen ab. Der Macht der Verbündeten jedoch waren sie nun nicht mehr gewachsen; und die politische Machtverteilung, wie sie nach der Einnahme von Atzcaputzalco bei den in Tenochtitlan veranstalteten Siegesfeierlichkeiten in Aussicht genommen worden war, wurde unmittelbar darauf thatsächlich ausgeführt. Anahuac ward im wesentlichen zwischen den Königen von Mexiko und von Tezcuco geteilt. Nezahualcoyotl, dem nunmehr auch seine alte Hauptstadt die Thore geöffnet hatte, erhielt mit dem ganzen Reiche seines Vaters, das ja die östliche Hälfte von Anahuac umfaßt hatte, auch dessen Titel als Chichimecatl Tecuhtli, mit dem in anbetracht der geschichtlichen Bedeutung auch jetzt noch der Anspruch auf den ersten Platz und den höchsten Rang unter den Verbündeten vereint blieb. Die Mexikaner hatten bisher eine zu wenig hervorragende Rolle gespielt, als daß sie ihm diese Stellung hätten streitig machen können; sie dankten es wohl überhaupt nicht zuletzt der langjährigen Freundschaft und Verwandtschaft mit den Monarchen von Tezcuco, daß ihnen ein beträchtlicher Anteil an der Siegesbeute zufiel. Mit Ausnahme des Gebietes von Tlacopan, welches durch Ländereien im Nordwesten des mexikanischen Plateaus für die im Kampfe gegen Maxtla geleistete Hilfe entschädigt wurde, fiel das gesamte Reich der Tecpaneken, in dem die Mexikaner selbst bisher nur wie die anderen Könige Vasallen gewesen waren, nunmehr unter ihre allerdings zum Teil erst noch mit den Waffen zu sichernde Botmäßigkeit. Noch auszeichnender

gestaltete sich ihre Stellung im Rate der Verbündeten: hier wurden sie vollständig als ebenbürtig mit den Tezcucanern zugelassen, während der König von Tlacopan, als der Dritte in dem neu aufgerichteten Staatenbunde, zwar unabhängig blieb, die Überlegenheit der beiden anderen aber bedingungslos anerkannte. Weil die Verhältnisse auch in Zukunft so bleiben sollten, sollten auch alle zukünftigen Eroberungen in der Weise unter den Verbündeten verteilt werden, daß ein Fünftel der Beute an den König von Tlacopan, das übrige aber zu gleichen Teilen an die Herrscher von Tezcuco und von Tenochtitlan fallen sollte. Das ist der Inhalt des Bündnisses zwischen den führenden Nationen von Anahuac.

Damit ist die politische Lage gekennzeichnet, wie sie noch die Spanier angetroffen haben; das allerdings erschütterte Bündnis war bis zur Zeit der Eroberung nicht aufgehoben. Die drei verbündeten Könige haben eine Reihe von Kriegen, besonders gegen ihre unmittelbaren südlichen Nachbarn, gemeinsam geführt; jedenfalls hat dann eine Teilung der Beute in dem vertragsmäßig bestimmten Verhältnisse stattgefunden. Aber die territoriale Erweiterung scheint selbst in diesen Fällen vorzugsweise den Mexikanern zugefallen zu sein; daneben hat jeder der verbündeten Könige auf eigene Rechnung Eroberungszüge in die benachbarten Landschaften gemacht. Dabei ist keineswegs an der Trennung in einen östlichen und einen westlichen Machtbereich festgehalten worden: wir begegnen ebensogut den Tezcucanern im Westen und an den Küsten des Pazifischen Ozeans, wie anderseits den Azteken im Osten bis an die Gestade des Golfes von Mexiko.

Die wichtigste Wandlung, die sich im Laufe der Zeit innerhalb des Bundes vollzog, bestand darin, daß nach außen hin mehr und mehr die Könige von Tenochtitlan eine führende Rolle übernahmen. Wenn sich unter Wahrung der rechtlichen Verhältnisse der Bundesglieder zu einander die Könige von Tezcuco von denen Tenochtitlans in den Hintergrund drängen ließen, so lag dies lediglich an den nationalen Eigentümlichkeiten der beiden Völker und ihrer Führer. Die Könige von Tezcuco waren von jeher durch ihre Fürsorge für das innere Wohl ihrer Staaten berühmter gewesen als durch ihre kriegerischen Leistungen. Diesen Ruf rechtfertigten durchaus die beiden Könige, die zur Zeit des Bundes den Thron innehatten: Nezahualcoyotl und sein Sohn Nezahualpilli. Nicht, daß es ihnen an kriegerischer Tüchtigkeit gefehlt hätte. Wo sie ihrer zur Aufrechterhaltung ihrer Autorität, zur Bewahrung der Integrität ihres Reiches bedurften, mangelte es ihnen nicht daran; selbst Eroberungszüge haben sie unternommen. Allein die kriegerische Bethätigung war den Königen von Acolhuacan niemals Selbstzweck: sie war immer höheren Gesichtspunkten untergeordnet.

In den ersten Jahrzehnten konzentrierte Nezahualcoyotl seine Aufmerksamkeit auf die Reorganisation seines durch die Revolutionen nach dem Tode Ixtlilxochitls stark erschütterten Reiches. Als Vorbild diente ihm dazu das Feudalsystem, wie es vordem sein Vater und besonders sein Großvater Techotl eingeführt hatten; trotz der schlimmen Erfahrungen, die seine Vorgänger und er selbst damit gemacht hatten. Ebenso trat er in die Fußstapfen seiner Ahnen hinsichtlich einer gewissenhaften Handhabung der Gerechtigkeitspflege; seine Gesetze wurden als durchaus auf der Höhe stehend längere Zeit noch von den Spaniern respektiert. Besonders aber ahmte er auch durch seine Liebe zu den schönen Künsten den früheren Königen nach. Tempel und Paläste, Gärten und Bäder, Straßen und Brücken entstanden unter seiner Fürsorge nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch in den Provinzen; wo irgend im ganzen Thale von Mexiko bedeutendere Kunstbauten in Angriff genommen wurden, da nahm man zu der bewährten Kunst Nezahualcoyotls und seiner Werkmeister seine Zuflucht. So bewies er den Mexikanern seinen

Dank für die Aufnahme und die Unterstützung, die er in der Not bei ihnen gefunden, durch die Herstellung der Wasserleitung, die in eingemauertem Thongerinne das Quellwasser von Chapultepec der inmitten der Seesümpfe gelegenen Residenz der Azteken zuführte. Und als im Jahre 1445 langandauernde Regengüsse ein bedrohliches Anschwellen des Sees und eine fast vollständige Überschwemmung von Tenochtitlan zur Folge hatten, da war wieder er es, der durch die Errichtung eines weiten halbkreisförmigen Molo die flachen Gewässer um die Stadt herum gegen die von dem eigentlichen See her drohenden Gefahren schützen half.

Aber auch dem geistigen Fortschritte schenkte Nezahualcoyotl unausgesetzt seine Aufmerksamkeit. Als Dichter war er einer der bedeutendsten, welche die alte Kultur Amerikas gezeitigt hat; seine schwermütigen Lieder gingen noch lange von Mund zu Munde, als längst schon sein Reich und sein Geschlecht von der Erde verschwunden war. Seine geistige Reife bekundet sich auch in dem, was von seinen religiösen Gesinnungen überliefert wird. Schon seine Vorfahren hatten sich durch eine weitgehende Toleranz ausgezeichnet gegenüber den voneinander oft wesentlich abweichenden religiösen Vorstellungen ihrer verschiedenen Unterthanen. Hierin ging Nezahualcoyotl noch über seine Vorbilder hinaus. Einmal ließ er im Mittelpunkte des Reiches selbst, in der Residenz Tezcuco, den verschiedensten Gottheiten Tempel errichten; auch dem Huitzilopochtli, obgleich er dem blutigen Kultus dieser Gottheit ebenso fremd gegenüberstand wie seine Vorfahren. Sodann drang er für sich selbst zu der Überzeugung von der Unzulänglichkeit aller dieser Volkskulte hindurch und wollte nur zu dem einen Gotte beten, der alles erschaffen hatte und alles erhielt. Das Tezcuco Nezahualcoyotls das Athen des mittleren Amerika zu nennen, ist freilich gewagt; sicherlich aber war es zu jener Zeit der Mittelpunkt alles geistigen Lebens, allen Fortschrittes, aller Weisheit, soweit solche überhaupt in diesen Reichen zu finden war.

Obwohl Nezahualcoyotl von verschiedenen Frauen eine ganze Anzahl Söhne besaß, ging er doch erst im Jahre 1463 eine legitime Ehe mit der Prinzessin Azcaxochitl von Tlacopan ein. Ihr entsprang ein einziger Sohn: Nezahualpilli, der bei dem 1472 erfolgten Tode seines Vaters acht Jahre zählte. Unter der Vormundschaft des Königs Axayacatl in Mexiko aufgezogen, blieb er trotzdem in seiner ganzen geistigen Entwickelung der echte Sohn seines großen Vaters. Freilich war es ihm nicht vergönnt, innerhalb des Drei-Staatenbundes dieselbe gewichtige Stellung einzunehmen, wie jener, der den aztekischen Mitbegründer lange überlebt und durch Alter und geistige Überlegenheit den Anmaßungen des Nachbarreiches einen Damm entgegengestellt hatte. Jetzt wurde der Sohn innerhalb des Bundes in die zweite Stelle verdrängt; denn nun war neben Macht und Glanz auch das Gewicht des Alters und der Erfahrung auf Seiten der Mexikaner.

Das Reich von Tenochtitlan hatte sich wesentlich anders entwickelt. Die Gleichstellung mit Tezcuco im Bündnisse von 1431 war wohl noch etwas unverdient gewesen: lag doch dicht vor den Thoren der Residenz die von einem eigenen unabhängigen Könige regierte Schwesterstadt Tlatelulco. Und obgleich die Mexikaner weithin als Krieger mehr gefürchtet, als geachtet waren, so sollten sie doch das Gebiet erst unterwerfen, das den Anspruch auf die Vorherrschaft über das westliche Anahuac rechtfertigen konnte. Dieser Aufgabe hat sich eine Reihe glänzender Heldenkönige, die Söhne und Neffen Huitzilihuitls, mit Erfolg gewidmet. In der ersten Zeit richteten sich die Züge meist nach Süden; nachdem Xochimilco und Cuitlahua einverleibt worden waren, begannen die endlosen Kriege gegen die Staaten der Chalca. Denn so oft auch die Mexikaner schon im Dienste der Tecpaneken die Chalca besiegt hatten, so waren diese doch nicht so unterjocht gewesen, daß sie nicht bei der Revolution ihre Unabhängigkeit so gut, wie manche

anderen Teile des Tecpanekenreiches wieder zurückerlangt hätten. Noch jetzt waren die Chalca für die Mexikaner allein unüberwindlich. Aber deren Herausforderungen hatten auch Nezahualcoyotl in die Reihe ihrer Feinde getrieben; und den vereinigten Heeresmassen der drei verbündeten Reiche waren die zahlreichen Chalcastaaten auf die Dauer nicht gewachsen. Fast 20 Jahre lang (1446—65) sind drei aufeinander folgende Könige von Mexiko fast alljährlich gegen die Chalca mit wechselndem Glücke zu Felde gezogen, bis es gelang, deren letzte Hochburg, die Stadt Chalco, einzunehmen. Seit 1465 werden sie regelmäßig unter den nach Tenochtitlan tributpflichtigen Landschaften aufgezählt.

Schon im Jahre 1440 war Itzcohuatl, der Mitbegründer des Bundes von 1431, gestorben, und ihm war sein Neffe Montezuma (eigentlich Mocteuzoma) der ältere, Ilhuicamina, auf dem Throne gefolgt: der König, der am meisten für die Ausbreitung der aztekischen Herrschaft gethan hat. Wenn auch der erst in den letzten Jahren seiner Regierung glücklich beendigte Krieg gegen Chalco seine Kräfte vorwiegend beanspruchte, so hat er doch auch nach anderen Richtungen hin die Grenzen des Reiches hinausgeschoben. Daneben aber hat gerade er Erhebliches für die innere Entwickelung des Staates gethan. Schon unter Itzcohuatls Regierung gestattete ihm seine hohe Stellung (er war gleichzeitig oberster Heerführer und Oberpriester Huitzilopochtlis) einen mächtigen Einfluß auszuüben. Er war nicht umsonst der intime Freund Nezahualcoyotls gewesen. Ihm verdankte die Hauptstadt die wichtigsten der Bauwerke, durch die sie das Erstaunen ihrer Eroberer erregte: die Deiche, die die Stadt mit dem Festlande verbanden, die Kanäle, die ihr als Hauptzufuhrstraßen dienten, die Tempel, allen voran der Huitzilopochtlis, an dem schon Generationen gebaut hatten, und dessen Vollendung auch Montezuma noch nicht erlebte, obwohl er den endgültigen Plan feststellen ließ.

Auch auf religiösem Gebiete zeigte sich Montezuma den toleranteren Auffassungen der Könige von Tezcuco nicht unzugänglich. In Tenochtitlan erstanden jetzt zahlreiche Tempel fremder Gottheiten; und bald wurde es Brauch, jeden Sieg über einen anderen Stamm damit zu feiern, daß man dessen Götter und deren Verehrung nach der Hauptstadt verpflanzte. Freilich aber vermochte dies alles nicht, den eigentlichen Charakter des aztekischen Götterkultus wesentlich zu beeinflussen; im Gegenteil, je mehr die Mexikaner zu Macht und Ruhm emporwuchsen, desto eifriger pflegten sie ihren grausamen, blutigen Opferdienst. Es ward bei ihnen zu einer Art von fixer Idee, daß sie die Erfolge, die ihnen von Jahr zu Jahr glänzender in den Schoß fielen, nur der durch reichliche Blutopfer erkauften Gunst der Götter zu danken hätten; und um sich diese zu erhalten, vermehrten sie im Verhältnis zum Wachsen ihrer Macht die blutigen Hekatomben. Jedes Fest dieses Volkes, jeder Sieg, jede Erneuerung der Jahreszyklen, jede Thronbesteigung, jede Tempelweihe wurde mit blutigen Opfern gefeiert; und je höher das Fest, desto zahlreicher die Opfer. Es galt auch nicht nur den gnädigen Göttern zu danken; auf dieselbe Weise suchte man auch die zürnenden zu versöhnen. Als um 1445 eine mehrjährige Hungersnot das ganze Anahuac heimsuchte, wurde die Opferwut der Azteken geradezu frenetisch. Zuerst waren sie selbst noch stark genug, im Kampf an den Grenzen des Landes die Feinde zu Gefangenen zu machen, deren tapferes Herz, mit dem Obsidianmesser der aufgeschlitzten Brust noch zuckend entrissen, als die den Göttern willkommenste Spende galt. Als aber die Not immer höher stieg und endlich die abgezehrten, hungernden Krieger weder den Strapazen eines Feldzuges gewachsen, noch als Opfer dienlich waren, da verfielen die vor dem Zorne der Götter zitternden Staatenlenker auf den in der Weltgeschichte wohl einzigen Gedanken, mit den kriegerischen, von der Hungersnot weniger verfolgten Stämmen des Ostens, den

Tlazcalanern und Huexotzincos, einen förmlichen Vertrag abzuschließen, dem zufolge alljährlich auf einem bestimmten Kampfplatze zwischen einer gleichen Zahl von Kriegern Scheinkämpfe stattfinden sollten, lediglich zu dem Zwecke, die für den Dienst der Götter als Opfer unentbehrlichen Kriegsgefangenen zu beschaffen. Thatsächlich haben während der Hungerjahre einige Male solche Kämpfe stattgefunden; nachdem jene Zeit vorüber war, sorgte aber der kriegerische Sinn der Azteken bald dafür, durch wirkliche Siege die Scheinopfer überflüssig zu machen.

Je mehr die Mexikaner zu Macht und Ansehen gelangten, desto drückender empfanden sie es, daß sich direkt vor den Thoren ihrer Hauptstadt noch ein von eigenen Königen regiertes, fast unabhängiges Gemeinwesen befand, die Schwesterstadt Tlatelulco. Die Zeiten, wo dieses mit Mexiko in Glanz und Pracht wetteifern konnte, waren freilich längst dahin; zurückgeblieben aber war eine neidische Gesinnung, die sich in allerlei kleinen Feindseligkeiten Luft machte. Die Mexikaner warteten natürlich nur auf eine günstige Gelegenheit, um dafür ihre Rache zu nehmen; allein bei den vielen Feinden, die sie im Inneren und an den Grenzen besaßen, war es gewagt, den Frieden vor den Thoren der Hauptstadt durch einen Gewaltakt zu gefährden. So war es ihnen doppelt erwünscht, daß sich der König von Tlatelulco, während die Kriege gegen die Chalca die ganze Kraft der Mexikaner in Anspruch nahmen, in hochverräterische Verbindungen mit den Feinden einließ. Als Montezuma wieder einmal von einem erfolgreichen Feldzug im Süden nach Tenochtitlan zurückkehrte, ließ er die Tlatelulca die Übermacht seiner Waffen fühlen; und in den daraus folgenden Kämpfen verlor deren unvorsichtiger König, dem seine Mitverschwornen wie gewöhnlich nicht zu Hilfe kamen, Thron und Leben. Trotzdem begnügten sich die Mexikaner damit, zunächst nur eine ihnen unbedingt ergebene Persönlichkeit als Vasallenkönig von Tlatelulco einzusetzen. Aber obwohl Moquihuix als Neffe Montezumas nur diesem seine Erhebung verdankte, so bemächtigte sich doch auch seiner im Laufe der Zeit die tiefgewurzelte Abneigung der Tlatelulca gegen ihre begünstigteren Rivalen. Als im Jahre 1468 nach Montezumas Tode Axayacatl den Thron von Tenochtitlan bestieg, wagte er den Versuch, mit Gewalt der Waffen die Unabhängigkeit seines kleinen Staates zurückzuerlangen. Die Kämpfe sollen volle fünf Jahre lang gedauert haben, ehe es der Übermacht der Mexikaner gelang, den Widerstand ihrer Nachbarn endgültig zu brechen: ein Beweis dafür, wie bei der eigenartig lockeren Organisation der Staaten auch eine kleine Schar tapferer und entschlossener Krieger selbst einem mächtigen Staate gefährlich werden konnte, sofern sie nur auf Sympathien unter seinen übrigen Unterthanen rechnen durfte. Nach der Unterwerfung des Moquihuix begingen aber die Mexikaner nicht noch einmal die Unvorsichtigkeit, einen Keim des Abfalles so nahe am Herzen ihres Staates bestehen zu lassen. Tlatelulco hörte auf als eigenes Gemeinwesen zu existieren; es ward mit Tenochtitlan, von dem es längst nur noch durch einen Kanal getrennt war, zu einer Stadt vereinigt, und alle die Einwohner, die sich der neuen Ordnung nicht bedingungslos fügten, wurden verbannt.

Durch die Einverleibung Tlatelulcos erreichte Tenochtitlan nicht nur einen beträchtlichen räumlichen Zuwachs und die Sicherheit vor einer beständig drohenden Gefahr, sondern auch eine außerordentliche Vermehrung seines Reichtums. In dem ganzen mittleren Amerika bis hinunter zum Isthmus von Tehuantepec und darüber hinaus waren die Tlatelulca als unermüdliche Händler die wesentlichen Vermittler des Warenaustausches zwischen dem Norden und dem Süden. Von den ganzen Staaten in und um Anahuac konnten nur etwa die Tlazcalteken hierin mit ihnen wetteifern, obwohl sich deren Verkehr mehr über die Golfstaaten als auf die pazifische Küste erstreckte. Bisher hatte wohl die Ohnmacht ihrer

Heimatstadt gelegentlich die Handelsunternehmungen der Tlatelulca ungünstig beeinflußt; nachdem jedoch die Mexikaner die Stadt in ihren Besitz genommen hatten, traten auch die geschäftlichen Interessen ihrer Einwohner unter den Schutz der Mexica. Seit dieser Zeit spielten die mexikanischen Händler als Kundschafter und Vorläufer ihrer Heere und als Vermittler eines stets willkommenen Anlasses zu Gewaltakten in allen Kriegen eine hervorragende Rolle.

Unter Axayacatl erlangte das Reich von Tenochtitlan seine größte Ausdehnung. Am wenigsten weit reichte die mexikanische Macht im Norden über die Berge hinaus, welche das Hochthal von Anahuac umrahmen. Hier bezeichnen Tula und Tulancingo schon vorgeschobene Posten, die weder dauernd noch in festem Zusammenhange mit dem Aztekenreiche standen. Auch in direkt westlicher Richtung haben die Mexikaner erst spät und nicht weit ihre Waffen getragen. Nur die unmittelbar angrenzenden Teile von Michuacan waren ihrem Zepter unterthan; mit den weiter westlich bis zur Küste des Ozeans wohnenden Tarascos haben sie nie ernstlich ihre Kräfte gemessen. An das pazifische Meer reichte die Machtsphäre der Zentralstaaten erst weiter im Süden; hier waren es aber nicht ausschließlich die Könige von Tenochtitlan, die sich Städte und Fürsten tributpflichtig gemacht hatten: auch die Tezcucaner besaßen hier Vasallen. Daß sich im Zapotekenlande die Herrschaft der Mexikaner nur auf wenige feste Plätze beschränkte, ist schon in einem früheren Abschnitte (vgl. oben, S. 259) erwähnt worden; nordwestlich und südlich aber scheinen bis über den Isthmus von Tehuantepec hinaus zahlreiche Vasallenfürsten ihre Oberherrlichkeit anerkannt zu haben. Auch im Osten waren weite Gebiete den zentralen Mächten dienstbar geworden. Wenn anfänglich dort die Macht der Könige von Tezcuco die der Azteken in Schatten gestellt hatte, so war dies im Laufe der Zeit durch die weniger kriegerischen Neigungen dieser Fürsten und durch Ausbeutung jeder sich bietenden Gelegenheit von seiten der Mexikaner wesentlich anders geworden. Freilich blieb dem Könige von Tenochtitlan der Vorwurf nicht erspart, er habe sich die Vormundschaft über den unmündigen Nezahualpilli in treuloser Weise zu nutze gemacht, um sich auf Kosten des verbündeten Reiches zu bereichern; thatsächlich aber war auch im Osten der Einfluß der Azteken maßgebend und beherrschte die Staaten an der Küste des Mexikanischen Golfes von Panuco im Norden durch das Gebiet der Huasteken und Totonaken bis hinunter nach Xicalanco und Nonohualco, bis an die Grenzen von Yucatan.

Trotzdem behauptete sich in unmittelbarer Nachbarschaft der verbündeten Zentralmächte ein Herd beständiger Unruhe und eine Zuflucht für alle die, die sich dem immer tyrannischer werdenden Joche der Azteken entziehen wollten: in dem Königtum Huexotzingo und der Republik Tlazcala. Beide hatten in früheren Zeiten zu dem Chichimekenreiche von Tezcuco gehört und in der Zeit der Verfolgung dem rechtmäßigen Erben dieses Landes, dem Nezahualcoyotl, ihre Unterstützung geliehen. Allein als dieser sich zur Wiederaufrichtung seines Königtums mit den Azteken verbündete, sagten sich seine früheren Bundesgenossen von ihm los und beunruhigten seitdem unausgesetzt die Grenzen des Reiches. In einer ganzen Reihe von Feldzügen scheint Huexotzinco mindestens zeitweise wieder tributpflichtig gemacht worden zu sein. So oft aber auch die verbündeten Könige in das Hügelland der Tlazcalteken eindrangen und sengend und brennend scheinbare Erfolge erzielten, am Ende siegte doch immer wieder die unbändige Freiheitsliebe dieses kleinen, tapferen Volkes über die bunt zusammengesetzten Vasallenheere der Könige von Anahuac. Obwohl ringsum eingeschlossen, haben die Tlazcalaner doch bis zur Ankunft der Spanier ihre Unabhängigkeit behauptet; und der blutige Haß, womit sie ihre nachbarlichen Unterdrücker verfolgten, machte sie zu den entschlossensten Bundesgenossen des Cortez gegen Tenochtitlan.

Die Gliederung des Reiches der Azteken war im wesentlichen dieselbe wie bei den anderen mittelamerikanischen Staaten. Soweit sie die Länder fest unterworfen hatten, errichteten auch sie tributpflichtige Vasallenstaaten und suchten sich der Treue ihrer Unterkönige wesentlich dadurch zu versichern, daß sie Glieder der königlichen Familie oder die Gatten weiblicher Angehöriger des Geschlechtes in solche Stellungen beförderten. Die Mexikaner suchten aber nicht nur auf den Thronen der eroberten Reiche, sondern auch im Lande selbst festen Fuß zu fassen. Darum erfolgte nach jedem glücklichen Feldzug eine freigebige Austeilung von Land und Leuten an alle, die durch kriegerische Tüchtigkeit zu dem Erfolge beigetragen hatten; manchmal hätte man beinahe von einer Kolonisation des eroberten Gebietes reden dürfen. So wurde erstens durch die Aussicht auf einen auch dem einfachsten Krieger erreichbaren, glänzenden Lohn die kriegerische Tüchtigkeit gefördert; und anderseits gewann man in der neu begründeten Feudal-Aristokratie eine Stütze und auch wieder ein Gegengewicht gegen etwaige Unabhängigkeitsgelüste der Vasallenkönige. Die Kolonisation und Organisation der Eroberungen in dieser Form hat sich allerdings wohl nicht weiter erstreckt als auf die Lande von Anahuac und die unmittelbar im Süden daran grenzenden Gebiete. Um eine gleiche Form der Regierung auch über die entfernteren Provinzen auszudehnen, fehlte es vor allem an dem Menschenmaterial. Auch dort folgten gemeiniglich einem siegreichen Feldzuge die Beseitigung des bisherigen Regenten oder der ganzen Dynastie und die Einsetzung eines ergebenen Königs. Gegen Zahlung bestimmter Tribute blieb aber das eroberte Gebiet im allgemeinen fast ebenso selbständig wie zuvor. Alljährlich kamen die Boten von Tenochtitlan, um die Tribute einzuziehen, wenn sie nicht ständig dazu am Hofe des Vasallenfürsten blieben; und um diesen und sein Land in gehörigem Respekte zu erhalten, wurden einzelne Punkte an den wichtigsten Verkehrswegen in bewaffnete Lager verwandelt, in denen eine starke Garnison als Zuflucht der Tributsammler, der Kaufleute und anderer Beamten im Frieden und als Kern und Mittelpunkt des Widerstandes im Fall eines Aufstandes diente. Von solchen Garnisonen hören wir besonders aus den entlegenen Provinzen im Mixteken- und Zapotekenlande im Süden und im Gebiete der Huasteken und Totonaken im Nordosten. Es gelang natürlich den Mexikanern mit all diesen Hilfsmitteln noch nicht, dem Ausbruch häufiger und teilweise nicht ungefährlicher Aufstände vorzubeugen; aber trotz des glühenden Hasses, mit dem sie wegen ihrer blutigen und tyrannischen Herrschaft von einem großen Teil ihrer Unterthanen verfolgt wurden, ist es diesen im Laufe fast eines Jahrhunderts doch niemals gelungen, durch eine allgemeine Erhebung den Bestand des Reiches ernstlich zu gefährden.

Auf Axayacatl, der nach einer kurzen, aber glorreichen Regierung im Jahre 1477 ins Grab sank, folgten zwei Regenten, die an den Ruhm ihrer Vorfahren nicht hinanreichten. Tizocic und Ahuitzotl haben zwar auch die Heere der Azteken nach verschiedenen Richtungen siegreich über die Landesgrenzen hinaus geführt; allein sie besaßen weder die persönlichen Eigenschaften, noch hatten sie das gute Glück, Hervorragendes für den nunmehr in seiner Ausdehnung schwer zu regierenden Staat zu thun. Erst mit Montezuma II. bestieg wieder ein Regent den Thron von Tenochtitlan, der geeignet erschien, die großen Traditionen der Vergangenheit von neuem aufleben zu lassen. Schon vor seiner Thronbesteigung hatte er sich mit kriegerischem Ruhme bedeckt; und er ließ es sich angelegen sein, auch als König die Hoffnungen zu rechtfertigen, die man auf ihn setzte. Freilich aber war ihm das Glück darin nicht sonderlich günstig. Schon in den letzten Jahren Ahuitzotls war der Glaube an die Unüberwindlichkeit der mexikanischen Waffen bedenklich ins Schwanken geraten: die Zapoteken hatten ihre volle Unabhängigkeit

zurückgewonnen, und in Tlazcala hatten sich die Mexikaner erneut nur Niederlagen geholt. Trotz aller Einzelsiege vermochte auch Montezuma nicht, den Eindruck der erlittenen Schlappen durch einen sensationellen Erfolg zu verwischen.

Dazu kamen drohende Zukunftsaussichten im Inneren. Das Bündnis zwischen Mexiko und Tezcuco, auf dem bisher im wesentlichen die Macht der zentralen Staaten beruht hatte, begann mehr und mehr sich zu lockern. Nezahualpilli, obwohl von vielfach erprobter kriegerischer Tüchtigkeit, war doch wie seine Vorgänger kein Freund des Krieges gewesen und hatte meist nur durch das Gewicht des Bündnisses die Mexikaner in ihrer rastlosen Sucht nach Gebietserweiterung unterstützt, sonst aber nur beobachtend zur Seite gestanden. Kein Wunder also, wenn sich mehr und mehr in den Königen von Tenochtitlan die Überzeugung festsetzte, daß nur bei ihnen Macht und Gewicht lag, während der andere Bundesgenosse nur mit Unrecht eines gleichen Ansehens und gleichen Anteils an der Beute teilhaftig werde. Die Selbstüberschätzung wuchs zur Anmaßung; diese erzeugte auf beiden Seiten Verstimmung und schließlich heimliche Feindschaft. Auf seiten der Mexikaner erwuchs der Plan, bei der ersten günstigen Gelegenheit über den bisherigen Bundesgenossen herzufallen und auch ihn zu einem Vasallen herabzudrücken. Bei einem erfolglosen Kriege gegen Tlazcala, den die Azteken und Tezcucaner gemeinsam im Jahre 1512 unternommen hatten, soll Montezuma die Treulosigkeit so weit getrieben haben, daß er die Bundesgenossen nicht nur während der Schlacht im Stiche ließ, sondern heimlich sogar an die Tlazcalaner verriet. Nezahualpilli fand zwar nicht den Mut, diese Schmach durch eine offene Kriegserklärung zu rächen; aber seit dieser Zeit betrachteten sich die bisherigen Verbündeten als Feinde. Und als vier Jahre später Nezahualpilli starb, brach die Feindschaft offen aus.

Der König von Tezcuco hatte es unterlassen, über die Thronfolge bei Lebzeiten Bestimmung zu treffen. So gelang es Montezuma, die Wahl auf einen Prinzen zu lenken, von dem er hoffen durfte, ihn ganz nach seinem Wunsche zu leiten. Cacama war Montezumas eigener Neffe, und wenn auch nicht ohne vortreffliche Eigenschaften, doch bisher in keiner Weise hervorgetreten. Dies traf vielmehr zu bei seinem Bruder Ixtlilxochitl, der, zwar an Jahren jünger, sich doch schon als Krieger bei Lebzeiten seines Vaters einen Namen gemacht hatte. Aber seine Bemühungen, die Wahl Cacamas zu hintertreiben, blieben erfolglos; und da er diesen nur als eine Puppe Montezumas betrachtete, mochte Ixtlilxochitl glauben, für die Unabhängigkeit seines väterlichen Reiches zu kämpfen, als er offen die Fahne des Aufruhrs erhob. In Tezcuco vermochte er sich allerdings auf die Dauer nicht zu halten; in den nördlichen Provinzen aber fand er zahlreichen Anhang. Und da er auf die Unterstützung aller derer rechnen konnte, die in einem Siege Cacamas nur die Aufrichtung einer ausschließlich mexikanischen Vorherrschaft fürchteten, so gelang es ihm nicht nur, ein gegen ihn ausgesandtes Heer Montezumas gänzlich zu schlagen, sondern er rückte auch langsam, aber unaufhaltsam derartig drohend gegen Tezcuco heran, daß Cacama es vorzog, auf der Grundlage einer Teilung des väterlichen Reiches mit ihm Frieden zu schließen. Dennoch wäre es jedenfalls über kurz oder lang zu einem Kampfe gekommen, wäre nicht ein anderer Feind auf der Bildfläche erschienen, der alle gemeinsam bedrohte: die Spanier.

Es ist unzweifelhaft, daß die Könige von Anahuac schon seit längerer Zeit von dem Erscheinen wunderbarer Fremdlinge, die von Osten über das Meer in benachbarte Gebiete gekommen waren, unterrichtet gewesen sein müssen. Der ausgebreitete Handelsverkehr, die vorzügliche Organisation des Verkehrswesens in den Reichen von Anahuac und den

Nachbarprovinzen werden ihnen mindestens Gerüchte, wahrscheinlich aber sogar bestimmte Nachrichten über das erste Auftreten und das weitere Vordringen der Fremdlinge vermittelt haben, die sich seit länger als 25 Jahren auf den Inseln und im Süden auszubreiten begonnen hatten. Daß diese Gefahr ihnen beständig näher rückte, konnten sie sich nicht mehr verhehlen, als in den Jahren 1516 und 1517 die Expeditionen des Hernandez und Grijalba bis an ihre eigenen Küsten vordrangen.

Wie mächtig ihre abergläubischen Vorstellungen durch diese Vorgänge erregt wurden, das ergibt sich aus dem breiten Raume, welchen noch bei den späteren Schriftstellern die Erörterungen einnehmen, inwiefern das Erscheinen der Spanier mit den alten Prophezeiungen von einer aus Osten kommenden allgemeinen Umwälzung der heimischen Verhältnisse in Beziehung gestanden haben möge. Jedenfalls war für die Spanier die Auffassung der Eingebornen, daß ihr Erscheinen möglicherweise mit der verheißenen Wiederkehr Quetzalcoatls in Verbindung stehe, ein ebenso wertvoller Bundesgenosse wie die allgemeine Feindschaft, mit welcher die Nationen Mittelamerikas die Vorherrschaft der Mexikaner duldeten. Trieb die letztere große Scharen eingeborner Bundesgenossen auf ihre Seite, die ihnen halfen, alle die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich dem Marsche von wenigen hundert Menschen bis in das Herz dieser ausgebreiteten Staaten entgegenstellten, so ermöglichte doch zuerst die religiöse Scheu vor den Ankömmlingen diesen eine friedliche Aufnahme und Festsetzung an der Küste und ebnete ihnen die Pfade bis zu ihrem Eintritt in Mexiko, der mit dem Sturze der alten Reiche gleichbedeutend war. Darüber vgl. unten, S. 371.

3. Die alte Kultur Südamerikas.

A. Die Bodenbeschaffenheit Südamerikas.

Die Kordillere der Anden ist nur in ihrem südlichsten Teil ein einheitlicher Höhenzug. Schon unter dem 26. Grade südlicher Breite spaltet sie sich in zwei Züge; diese treten, je weiter sie nach Norden kommen, um so weiter auseinander. Anfangs schließen sie nur ein schmales Hochplateau ein, auf dem nur ein paar kleine Seenbecken Platz haben; dann aber gliedert sich das Gebirge reicher. Zwischen den Höhenrücken entwickeln sich Längsthäler, die so lange von beiden Seiten die Zuflüsse aus den Bergen in sich aufnehmen, bis sie die Kraft erlangen, an irgend einem Querriegel nicht diesen, sondern die begleitende Bergkette zu durchbrechen. In steilem Fall stürzen dann die Flüsse entweder nach Westen durch den schmalen öden Küstensaum als Wildwasser in den Ozean oder steigen nach Osten nach anfänglich gleichfalls starkem Gefälle in die waldreichen Niederungen hinab, um die großen Stromsysteme des La Plata, des Amazonas und des Orinoko zu speisen. Manche der Thäler liegen in sehr beträchtlicher Höhe: der Spiegel des Titicacasees liegt mehr als 3850 m über dem Meere, Quito hat eine Seehöhe von 2850, Bogotá eine solche von 2660 m; und doch ist es unschwer zu verstehen, warum gerade hier und nur hier auf dem Boden Südamerikas eine einheimische Kultur Wurzel fassen und sich entwickeln konnte.

Der schmale, von Kordillere und Ozean eingefaßte Küstenstreifen im Westen ist wohl mit Ausnahme einzelner Strecken nicht eigentlich unfruchtbar, jedenfalls nicht unkultivierbar. Aber da es hier jahraus jahrein fast gänzlich an Niederschlägen fehlt, während die Tropensonne beinahe senkrecht ihre Strahlen herniedersendet, so wird jeder Versuch der Vegetation

versengt, ehe er so weit erstarkt, um den eigenen Wurzeln und den folgenden Keimen Schatten und Schutz zu spenden. Wohl kommen von Zeit zu Zeit an der langen Küstenstrecke Bäche und Flüsse aus dem Gebirge herunter; allein der schmale Flachlandsaum gestattet ihnen keine eigentliche Entwickelung. Und so tosen sie zur Zeit der Schneeschmelze als zerstörende und verheerende Wildbäche bis ins Meer, während sie in den trockenen Jahreszeiten teils ganz versiegen, teils doch so wenig Wasser führen, daß sie nur an ihren unmittelbaren Rändern eine schmale Vegetationszone ernähren können.

War es auf der Westseite der fast gänzliche Mangel der Niederschläge, der die Vorbedingungen für Besiedelung und kulturelle Entwickelung ausschloß, so ist es auf der Ostseite das Übermaß, das der menschlichen Thätigkeit beschränkend entgegentritt. Auch nach Osten fällt die Kordillere fast überall steil ab bis zu beträchtlicher Tiefe. Hieran aber schließen sich Tieflande von unendlicher Ausdehnung, in denen die Gewässer nur träge dahinfließen. Wenn der schmelzende Schnee die Gebirgsbäche überreich speist oder die vom Atlantischen Ozean über die weiten Niederungen herziehenden Wolken an der Gebirgsmauer anprallend sich ihres Wassersegens entladen, dann treten diese Flüsse weit über ihre Ufer. Sie bilden dann Überschwemmungsgebiete von solcher Ausdehnung, daß selbst zwischen beträchtlichen Stromsystemen sich die Grenzen verwischen und das Kanoe unmerklich von einem Flusse zum anderen getragen wird. Auch hier konnte der primitiv ausgerüstete Mensch der Vorzeit nicht festen Fuß fassen, um der Natur seinen Unterhalt abzuringen: ein Streben, welches diese auch damit noch überflüssig machte, daß sie aus dem Schatze tropischer Üppigkeit ihm allzuleicht spendete, um seine geringen Bedürfnisse zu befriedigen; ohne ständigen Wohnplatz streifte er umher.

So blieb als Wohnstätte für den Menschen nur der gewaltige Landrücken, der einer langen Falte ähnlich den Gipfeln und Gebirgszügen der Kordillere als Träger dient und in den Längsfurchungen des Gebirges die Thalsohle bildet. Er erhebt sich allerdings über den Meeresspiegel zu einer Höhe von mehreren tausend Fuß (fast zur Schneegrenze der Alpen); aber in den tropischen Breiten herrscht auch hier noch eine für den Menschen und seine Bedürfnisse keineswegs feindselige Temperatur. Hier fand der primitive Mensch das, was ihm von allen Bedürfnissen am unentbehrlichsten ist: Wasser. Wasser, reichlich und gleichmäßig genug, um den Boden fruchtbar und ertragreich zu machen, und doch nicht so gewaltsam, daß es ein unüberwindlicher Feind hätte werden können; Wasser, das ihm auch gleichzeitig zur Nahrung verhalf durch die Fische, die die größeren und kleineren Seen, die aufgestauten Erweiterungen der Bäche und Flüsse bevölkerten und auch mit den primitiven Hilfsmitteln der Urzeit gefangen werden konnten. Hier bot ihm der Wald erst eine Zuflucht, im weiteren Fortschritte das Material für seine Erfindungen; hier machte ihn der Fels, der ihm die Blöcke in den Sturzbächen niedersandte, zum Baumeister. Endlich fand er in der Kordillere Südamerikas noch zwei kostbare Gaben, die für die Entwickelung der Kultur von hohem Einfluß waren: die Kartoffel, die auch in den Höhen noch Nahrung bot, wo der Mais nicht mehr gedeihen wollte, und das Lama, das einzige Haustier des amerikanischen Kontinentes, das dem Menschen seine Lasten tragen half, mit seinem Fell ihm Kleidung lieferte und ihn mit seinem Fleisch nährte.

Wenn auch nicht über die ganze weite Landstrecke hin, über welche sich die Region der alten südamerikanischen Kulturstaaten erstreckt, alle diese Bedingungen gleichmäßig günstig erfüllt waren, so erhellt doch aus dem oben Gesagten, daß die natürlichen Vorbedingungen für eine kulturelle Entwickelung und deren weitere Verbreitung gegeben waren. Diese haben jedenfalls schon im fernsten Altertume vorgeschichtlicher Zeiten hier eine höhere Gesittung gezeitigt,

als sie den Bewohnern des übrigen südlichen Amerika eigen war. Es ist schon bei der Schilderung der Aruak (vgl. oben, S. 188) bemerkt worden, daß sie die Kenntnis der Mandiokabereitung, die Fertigkeit in der Töpferei uralten Kultureinflüssen zu verdanken scheinen, die von den Völkerschaften der Kordillere ausgingen, vermutlich vom bolivianischen Rücken, wo sie sich breiter als sonst verzweigt. Einen Hinweis darauf, daß in dieser Gegend die Urheimat nicht nur vieler wilden Völker Südamerikas, sondern auch aller Kulturvölker zu suchen ist, muß man auch darin finden, daß in Südamerika, umgekehrt wie im mittelamerikanischen Kulturbereiche, alle Tradition auf eine kulturelle Wanderung von Süden nach Norden hinweist. Der thatsächlich erreichte Gesittungsgrad wird, wenn auch nicht ganz gleichmäßig, doch um so höher, je weiter wir nach Süden vordringen. Aus diesem Grund und auch deshalb, weil nur im äußersten Norden zur Zeit der spanischen Eroberung noch ein unberührter Kulturherd bestanden hat, während im Süden zu dieser Zeit eine Reihe anderer älterer Kulturstaaten von dem der Inkas aufgesogen worden war, beginnen wir die Darstellung der alten Geschichte dieser Kulturvölker vom Norden her.

B. Die alten südamerikanischen Kulturen.

a) Die Chibcha.

Der nördlichste unter den Kulturbezirken des südlichen Amerika ist der der Chibcha. Man hat auf linguistischen Grundlagen Verwandtschaften der Chibcha mit anderen Stämmen nachweisen wollen, und zwar besonders mit solchen, die in den südlichsten Regionen des mittleren Amerika, unmittelbar nördlich von der Landenge von Panama, wohnen, und hat darauf sogar eine Einwanderung der Chibcha in ihre nachmaligen Wohnsitze von Norden her angenommen. Andere wieder wollten in Costarica versprengte Chibcha-Scharen erkennen, die vom Süden her dorthin gelangt sein sollten. Aber selbst wenn Zusammenhänge mit außerhalb wohnenden Stämmen bestehen sollten, so rechtfertigt es doch die eigenartige Kultur der Chibcha von Colombia, für die geschichtliche Betrachtung davon abzusehen und sich auf die eigentlichen Chibcha zu beschränken.

Ihr Gebiet lag auf dem östlichen Ufer des mittleren Magdalenastromes, war aber von diesem selbst durch einen Höhenzug getrennt, der vom Rio Funza im Süden bis zum Carare und Sogamoso im Norden von keinem bedeutenderen Flußlaufe durchbrochen wird. Im Osten grenzte es an die Kordillere selbst; an wenigen Stellen führten darüber Pässe, die schon den Chibcha bekannt waren, und nur an der nordöstlichsten Ecke, bei dem nachmaligen San Juan de los Llanos, scheint seit ältester Zeit ein Verkehr zwischen den Bewohnern der Hochebene und denen des östlichen Tieflandes stattgefunden zu haben. Ein Hochplateau, durchfurcht von zahlreichen, meist aber unbeträchtlichen Wasserläufen, besät mit einer großen Anzahl mehr oder weniger ausgedehnter Seen und begrenzt von den beiden oben erwähnten Wasserläufen: das ist das Gebiet der Chibcha; es erreicht eine Flächenausdehnung von ungefähr 500 Quadratmeilen und war zur Zeit der Eroberung verhältnismäßig dicht bevölkert.

In den Überlieferungen der Chibcha findet sich nichts, was darauf schließen ließe, daß sie erst in späteren Zeiten in dieses Gebiet eingewandert seien. Die religiösen Vorstellungen pflegen ja am längsten die Erinnerung an frühere Entwickelungsperioden eines Volkes zu bewahren; bei den Chibcha sind aber auch diese so eng mit den Örtlichkeiten verschmolzen, in denen sie von den Spaniern angetroffen worden sind, daß sie mindestens selbst sich für Autochthonen gehalten haben müssen. So erzählt z. B. ihre Sage von der Entstehung der ersten Menschen:

nachdem Chiminigagua Himmel und Erde erschaffen und seine lichtbringenden Vögel in alle Lande ausgesandt hatte, sei dem See von Iguaque nordöstlich von Tunja ein herrliches Weib, Bachue oder Furachogue geheißen, mit einem dreijährigen Knaben auf dem Arm entstiegen und habe unfern davon in einem blühenden Thale sich ihre Hütte gebaut, ihr Feld bestellt und ihr Kind liebevoll aufgezogen. Als aber der Knabe zum Manne herangewachsen, habe sie sich mit ihm vermählt und ihm eine so zahlreiche Nachkommenschaft geschenkt, daß das Land ringsum von ihnen in Besitz genommen und bevölkert wurde. Alt geworden, seien die beiden zum See von Iguaque zurückgewandert und hätten dort von dem Volk ihrer Nachkommenschaft Abschied genommen, um in Gestalt zweier riesenhafter Schlangen in dem See wieder zu verschwinden, dem sie einst entstiegen waren.

Trotz dieser und anderer Sagen ist es zweifelhaft, ob man die Urheimat der Chibcha in dem Flußgebiete des Magdalena zu suchen hat. Auffallend ist es jedenfalls, daß sie dort ringsum von Völkerschaften umgeben waren, die mit ihnen fortwährend im Kriege lebten und nicht nur keineswegs verwandte Sprachen redeten, sondern auch in ihrem Kulturzustande so durchaus verschieden waren, daß man kaum annehmen kann, die Chibcha seien nur ein durch besondere günstige Umstände zu höherer Gesittung gelangter Zweig einer über die ganze Gegend sich erstreckenden Völkerfamilie. Anderseits fehlt es aber auch durchaus an Belegen für einen Zusammenhang zwischen den Chibcha und den anderen Kulturvölkern des Südens. Von ihren nächsten zivilisierten Nachbarn, den Quitu, trennte sie die tiefe Einbuchtung, mit der das Thal des Içaflusses und des Cocnasees südlich von der Quellengegend des Magdalena in die Kordillere einschneidet, und keinerlei kulturelle oder religiöse Gemeinsamkeit weist auf einen früheren engeren Zusammenhang dieser Völkerschaften hin. Ebensowenig findet sich nördlich von ihnen irgend ein Stamm oder eine Landschaft, von der man annehmen könnte, daß die Chibcha dorther gekommen und die Keime zivilisatorischer Entwickelung mit sich geführt hätten, die sie im Stromgebiete des Magdalena zu einer höheren Blüte entwickelt haben.

Das Gebiet der Chibcha muß wohl seit der ältesten Zeit in eine Menge kleiner Stammesgemeinschaften zerfallen sein, ungefähr ebenso viele, wie es später Städte gegeben hat; denn über jede dieser Ansiedelungen mit ihrer unmittelbaren Umgebung herrschte auch später noch ein Kazike. Aber während in älterer Zeit diese alle im Range einander gleichstanden, von einander unabhängig lebten und vielleicht nur durch die gemeinsame Verehrung heiliger Stätten zu Gruppen verbunden waren, hatten sich im Laufe der Zeit einzelne dieser kleinen Herrscher auf Kosten ihrer Nachbarn zu bereichern begonnen. Um diese Kernpunkte hatten sich nach und nach durch Gewalt und Überredung weitere Stämme geschart, bis sich schließlich nur noch fünf Kaziken in die Herrschaft über das Gebiet teilten, von denen fast alle anderen Ortskaziken in Abhängigkeit geraten waren. Diese Zentralisation war noch keineswegs zum Abschluß gelangt, und von den fünf Oberkaziken, den „Königen" der Spanier, war jeder beständig bestrebt, sich auf Kosten der anderen zu vergrößern. Die letzte Zeit vor der Ankunft der Spanier war mit leidenschaftlichen Kämpfen erfüllt, deren Resultat unzweifelhaft eine weitere Vereinfachung der staatlichen Gruppierung auf dem Hochlande von Bogotá gewesen wäre, hätten nicht eben diese Fremden mit der unterschiedslosen Unterjochung aller Könige die Zusammenfassung des ganzen Gebietes und eines noch weit über die Grenzen des alten Chibchabereiches hinausgehenden Länderstriches in einer einzigen Hand herbeigeführt.

Von den fünf Staaten, welche in den letzten Jahrhunderten vor der Ankunft der Spanier in das Gebiet der Chibcha sich teilten, hieß der erste nach seinem Herrscher Zippá oder

Bogotá, was Sonne bedeuten soll; die Spanier benannten die Hauptstadt des Landes danach. Die vier anderen waren: der des Zaque oder Hunsa mit der Hauptstadt Tunja, der Staat Sogamoso, dessen priesterliche Könige den Titel Iracá führten, Guatabita, an der gleichnamigen Lagune gelegen, und endlich Tundama, dem der äußerste Nordosten bis über den Kamm der Kordillere hinaus nach dem nachmaligen San Juan de los Llanos zu gehörte. Obgleich nachmals der Schwerpunkt der politischen Macht in den Staaten von Tunja und Bogotá lag, so bewahrte doch selbst die Tradition der Chibcha noch eine Erinnerung daran, daß diese Gestaltung erst einer jüngeren Vergangenheit angehörte. Zwischen den Staaten von Tundama, Sogamoso und Guatabita wußte zwar die Überlieferung keinen zeitlichen Unterschied zu machen. Allein mit Rücksicht auf die religiösen und mythologischen Verhältnisse darf man annehmen, daß Tundama zu allen Zeiten sich mehr an der Peripherie des Kulturbereiches der Chibcha befunden und Sogamoso den politischen Mittelpunkt des Gebietes in der Periode gebildet hat, die dem Emporkommen des Zaque und des Zippá unmittelbar vorangegangen ist, während Guatabita das älteste religiöse Zentrum des ganzen, von den Chibcha bevölkerten Länderstriches gewesen ist. Hierher, an den See von Guatabita, verlegte die Tradition alle jene Vorgänge, die den bestehenden Zuständen zur Voraussetzung dienten. Hier hatte sich vor allem der Kampf abgespielt zwischen dem Kulturheros der Chibcha, dem Bochica, jedenfalls einer Verkörperung der Sonne, und seinem ebenso schönen wie bösen Weibe Chia, der Verkörperung des Mondes. Die Chibcha lebten der Sage nach bei deren Erscheinen noch als vollkommene Wilde in dem Thale des Funzaflusses, das damals nach Süden hin noch ganz von Felsen umschlossen war. Bochica kam, um ihnen die Segnungen der Kultur zu bringen; er lehrte sie Mais und Kartoffeln kultivieren, sich aus den Fasern der Baumwolle Gewänder verfertigen und ein geregeltes Gemeinwesen aufrichten. Chia aber trat überall seinen zivilisatorischen Bemühungen entgegen; und als sie sah, daß trotzdem Bochicas Wirken mehr und mehr von Erfolg gekrönt war, sperrte sie den Abfluß des Funza, bis dessen Gewässer das ganze Thal erfüllten und nur wenige Bewohner des Landes auf die höchsten Gipfel sich zu retten vermochten. Da übermannte der Zorn den Bochica. Er verbannte die Chia von der Erde und verwies sie als Mond an den Himmel; mit seinem Blitz aber spaltete er die sperrende Thalwand, so daß die Gewässer in dem mächtigen Falle von Tequendama ihren Abfluß fanden und nur der See von Guatabita als Erinnerung an die allgemeine Überschwemmung zurückblieb.

Schon in den Zügen dieser Sage spiegelt sich die hohe Verehrung für die umgebende Natur, die einen charakteristischen Bestandteil der religiösen Vorstellungen der Chibcha ausmacht. Berge und Felsen, Bäume und Sträucher, vor allem aber die Gewässer, die Bäche und besonders die Seen galten ihnen als von göttlichen Wesen belebt und waren Gegenstände ihrer vorzüglichen Verehrung. Die Form dieser Verehrung bestand außer in Bittgängen, Tänzen und feierlichen Räucherungen besonders in der Darbringung von kostbaren Geschenken. Da ihr Gebiet in Edelsteinen, besonders Smaragden, und in Gold, das sie mit großem Geschick in feine Blättchen zu treiben und dann über Steinkernen in die kunstvollsten Formen zu gestalten verstanden, ihnen Gegenstände bot, die sich zum Schmuck und zum Opfer ausnehmend eigneten, so bildete deren Darbringung nicht nur einen wesentlichen Bestandteil der Götterverehrung, sondern gab auch ihrer Kunstfertigkeit eine besondere Richtung. Gewiß hat dies nicht wenig zu der eigenartigen und hohen Entwickelung beigetragen, welche die Goldschmiedekunst bei den Chibcha erreicht hat. Die Plätze der Götterverehrung und des mit ihr verbundenen Totenkultus, die Höhlen, die Seen und ähnliche Orte, haben sich deshalb als reiche und leider zum

Teil allzuleicht zugängliche Fundgruben kostbarer Altertümer der Chibchakultur herausgestellt. Seit der spanischen Eroberung bis in die jüngsten Zeiten sind solchen Plätzen Schätze im Werte von vielen Tausenden entnommen worden: um zu ihrem weitaus größten Teil eingeschmolzen und zu Geld geprägt zu werden. Erst in neuerer Zeit hat man begonnen, mit größerer Pietät über diesen Resten einer eigentümlichen Kultur zu wachen; glücklicherweise hat der unerschöpfliche Reichtum des Landes an solchen Altertümern noch genug auf uns kommen lassen, um uns eine Beurteilung zu ermöglichen.

Ein bevorzugter Platz für die religiösen Spenden waren die Seen und unter diesen vor allem der von Guatabita. Die feierliche Opfergabe, welche der neuerwählte Herrscher auch in späterer Zeit noch in der Lagune von Guatabita darbrachte, ist die Veranlassung geworden zu der märchenhaft ausgeschmückten Legende (vgl. oben, S. 193) von dem Dorado, dem goldenen Manne, der in den See von Guatabita geworfen worden sein sollte. Die Sache verhält sich so. In allen Chibchastaaten war der Regierungsantritt eines neuen Herrschers mit ausgedehnten religiösen Zeremonien verknüpft. Langes und strenges Fasten ging seiner Einsetzung voraus; und am Schlusse dieser Prüfungszeit folgten Opfer und Feste von besonderer Feierlichkeit. In Guatabita aber bildete den Abschluß folgende Zeremonie. Dort sammelten sich die Einwohner des ganzen Landes in feierlichen Bittgängen an den Ufern der Lagune; und am Tage der Einsetzung führten die Priester den von seinem Prüfungsort herbeigeholten jungen Herrscher gleichfalls zu dem See, wo ein Floß, reich beladen mit den kostbarsten Spenden an Gold und Smaragden, seiner wartete. Die vier vornehmsten seiner Kaziken, angethan mit ihrem reichsten, glänzendsten Schmucke, bestiegen es; der Thronfolger selbst aber wurde am Rande des Sees unter Darbringung reichlicher Rauchopfer, die von der im weiten Umkreis versammelten Menge sofort nachgeahmt wurden, feierlich von den Priestern entkleidet, mit einer klebrigen Erde bestrichen und dann vom Kopf bis zum Fuße mit Goldstaub gepudert. Strahlend wie die Sonne, als deren Abkömmlinge die Könige in den meisten Chibchastaaten gegolten haben, bestieg auch er das Floß, nahm zwischen seinen Kaziken Platz und wurde nun auf den See hinausgerudert. Auf der Mitte der Lagune stand das Floß still; und nun spendete der Herrscher den Göttern, als deren Sitz der See galt, die aufgespeicherten Opfergaben, während das Volk ringsum tanzend und die seltsamsten Musikinstrumente rührend, das Opfer begleitete, bis der Herrscher wieder das Land erreichte und sich nun selbst an dem viele Tage währenden Feste beteiligte.

War nun auch diese Form des Opfers eine Eigentümlichkeit von Guatabita, so wurde doch die Opferstätte auch von den Herrschern und Unterthanen der anderen Chibchastaaten häufig aufgesucht. Es gab eine ganze Reihe solcher als Opferstätten geheiligter Seen, die zur Bequemlichkeit der Pilgerzüge untereinander durch sorgfältig unterhaltene Straßen verbunden waren. Bei allen ungewöhnlichen Anlässen, bei Hungersnöten und Epidemien, nach siegreichen Kämpfen und bei anderen Gelegenheiten veranstalteten die Könige der verschiedenen Staaten feierliche Wallfahrten, an denen fast das ganze Volk teilnahm; denn sie waren nicht nur Pflicht gegen die Götter, sondern gleichzeitig ein Fest für die Menschen, die sich in dieser Zeit den üppigsten Sinnengenüssen hingeben durften. Das bevorzugte Ziel aller Wallfahrten war Guatabita, das höchste und am allgemeinsten im Chibchagebiete verehrte Heiligtum. Wahrscheinlich birgt der See heute noch eine Fülle einst gespendeter Kostbarkeiten. Wiederholte Versuche, ihn trocken zu legen, haben zwar nur teilweise Erfolg gehabt. Aber schon die Untersuchung der dem Ufer zunächst liegenden Partien hat Gold im Werte von Tausenden von Pesos (zu 4 Mark) zu Tage gefördert, obwohl am Uferrande nur die gewöhnlichen Einwohner ihre

Gaben spendeten. Wieviel mehr darf man Schätze weiter drinnen im See vermuten! Denn nicht nur der Herrscher von Guatabita, sondern jeder Usaque, Guecha, überhaupt jeder, der sich über den gemeinen Mann erhob, ließ sich ein Stück auf den See hinausrudern und brachte dort, dem Mittelpunkte des Heiligtums näher, seine Gaben dar. Als die Spanier in das Chibchagebiet kamen, hatte Guatabita seine Selbständigkeit verloren und bildete einen Bestandteil des Reiches des Zippá von Bogotá. Daß aber einstens in Guatabita und nicht in der neuen Residenz der religiöse Mittelpunkt gelegen hat, geht daraus hervor, daß in der mythologischen und sagenhaften Tradition Bogotá nie genannt wird, während der umfänglichste und ausgebildetste Sagenkreis Guatabita zu seinem Mittelpunkt hat.

Eine religiöse Bedeutung neben Guatabita besaß wohl nur noch Sogamoso (Sugamuxi). Der kleine Staat dieses Namens lag an der östlichen Grenze des Chibchagebietes da, wo die östliche Kordillere in ein paar immerhin schwierigen Pässen eine Verbindung mit dem Tiefland der Llanos gestattet. Daß hier Berührungen stattgefunden haben, die nicht ohne Einfluß auf die Chibcha geblieben sind, ergibt sich aus der Entwickelung mancher religiösen Gebräuche. In Guatabita stand der unblutige Kultus im Vordergrunde, welchen die Chibcha der sie umgebenden Natur, besonders dem Wasser, widmeten. Allein ihre Religion war keineswegs durchaus von so unschuldigen Auffassungen erfüllt; vielmehr bildete das Menschenopfer einen integrierenden Bestandteil der Verehrung, welche sie der Sonne widmeten. Wohl nahmen sie an, daß auch die Sonne von Chiminigagua erschaffen worden sei. Allein dieser rätselhafte Weltenschöpfer scheint doch nirgends wirklich göttliche Verehrung genossen zu haben, während sich überall (wie wir sahen: auch in der Dorado-Zeremonie zu Guatabita) der Sonnenkultus nachweisen läßt. Ihm diente vor allem auch die wohl organisierte und durch strenge Regeln gebundene Körperschaft der Priester, der jeques, die wie bei allen jugendlichen Völkern einen weitgehenden Einfluß auf Land und Volk besaßen. Die Ausbildung, der sich die jeques zu unterwerfen hatten, erinnert zwar vielfach an die Art, wie unter den Wilden Nordamerikas der Medizinmann sich den Ruf der Heiligkeit erwerben mußte; aber es war System in das Ganze gebracht worden. Es stand nicht mehr jedem frei, sich zum Vermittler mit der Gottheit aufzuwerfen. Das Priestertum war bereits ein staatliches Organ geworden: die Würde vererbte sich vom Oheim auf den Schwestersohn (auch bei den Chibcha der gewöhnliche Erbgang; vgl. unten, S. 299) und bedurfte nach Überstehung einer vieljährigen Prüfungszeit der Bestätigung durch den Herrscher. Nun hatte zwar auch bei den Chibcha ein jedes Haus seinen eigenen Fetisch: kleine, unförmliche Menschenfigürchen, die der Reiche aus Gold, der Arme aus Thon oder Holz bilden ließ, fast immer mit einer Höhlung zur Aufnahme der Opferspenden; außerdem gab es eine Reihe niederer Gottheiten, die zwar nicht ihre eigenen Priester hatten, bei gewissen Volksklassen jedoch oder bei bekannten Anlässen allgemeine Verehrung genossen. Die Tempel mit ihrer Priesterschaft dienten nur dem stark anthropomorphisierten Kultus der Sonne, der die ganzen Phänomena des Himmels als Trabanten dienten.

Der Sonnenkultus war es fast ausschließlich, in dem blutige, besonders Menschenopfer dargebracht wurden. Eine sehr einfache Form war die, daß der zum Opfer Ausersehene auf einer Bergeshöhe, die frühzeitig von der aufgehenden Sonne bestrahlt wurde, in dem Augenblicke, wo sich das Gestirn über den Horizont erhob, getötet und mit seinem noch warmen Blut ein Felsstück bestrichen wurde, so daß sich die Sonne gleichsam von dem Blute des Opfers nähren sollte. Eine ähnliche Vorstellung lag wohl auch einer anderen, besonders grausamen Form der Opferung zu Grunde. Hierbei wurde das Opfer im Orte selbst an der Spitze mastenähnlicher

Pfähle befestigt, um unter Pfeilschüssen und Speerwürfen langsam zu Tode gemartert zu werden, während die Priester das herabtropfende Blut auffingen und den Götzenbildern im Tempel darbrachten. Verfeinerter war dagegen eine andere Art des Menschenopfers, in der man die aus den aztekischen Gebräuchen geläufige Idee der Verkörperung des Opfers mit der Gottheit (vgl. oben, S. 241, 254 und 265) wiederfindet. Eigentümlicherweise wurden dazu nur Knaben auserwählt, die aus den Llanos des Ostens stammten, ein Umstand, der wohl nicht nur mit dem Aufgang der Sonne im Osten zusammenhängt, sondern auf Beziehungen der Vorahnen der Chibcha zu Stämmen des Ostens schließen läßt. Von dem nachmaligen San Juan de los Llanos aus wurde ein regelmäßiger Handel mit kleinen Knaben getrieben, denen gleich nach der Geburt der Nabel verschnitten worden war, um sie für das Sonnenopfer zu bestimmen. Wenn sie sechs bis acht Jahre alt waren, wurden sie von Händlern in die Städte gebracht; und je nach ihrem Reichtum hielten sich die Kaziken einen oder mehrere dieser heiligen Knaben. Diese wurden bis zu ihrem 15. Lebensjahre fast wie die Gottheit selbst geehrt. Sie lebten in den Tempeln, wo die Priester ihre Diener waren; den Bittflehenden dienten sie als Vermittler mit der Gottheit, und wenn sie, was allerdings nicht häufig geschah, den Tempelraum verließen, wurden sie wie die Könige und Großen in Sänften getragen, damit ihr geheiligter Fuß den profanen Staub nicht berühre. So lebten sie bis zur Zeit der Mannbarkeit. Fand ein solcher Opferknabe zufällig Gelegenheit, einen Akt der Unkeuschheit zu begehen, so ward er zum Opfer untauglich: er wurde ausgestoßen und sank auf die Stufe des gemeinen Sterblichen herab. Sonst aber endete seine Lebenslaufbahn mit einem großen Feste, bei dem an Prozessionen, Tänzen und musikalischen Vorführungen die Chibcha ihrer Vorliebe für Schaustellungen reichlich frönten. Der Opferknabe war hier noch einmal der Mittelpunkt des Festes. Wenn dieses den Höhepunkt erreicht hatte, wurde unter betäubendem Lärm der Menge dem Opfer Herz und Eingeweide aus dem Leibe gerissen, der Kopf abgeschlagen und Blut und Herz in eiligem Laufe zu den Füßen der Gottheit gebracht. Von dieser nahm man an, daß sie sich von Fleisch und Blut der Opfer nähre. Die Chibcha selbst, auch die Priester, scheinen dagegen niemals Menschenfleisch genossen zu haben; vielmehr wurden die Leichen der Opfer heimlich von den Priestern begraben: unter dem Vorgeben, die Sonne habe sie aufgezehrt.

Zu den Pflichten der Priesterschaft gehörte selbstverständlich auch die Regelung des Kalenders. Was von der komplizierten Zeitrechnung der Chibcha, von der Ausgleichung dreier verschiedener Jahresarten gesagt worden ist, beruht nur auf Phantasie, und die angeblichen Kalenderzeichen der Chibcha sind ein ungeschickter Versuch der Täuschung. Den Chibcha war jede Art der Schrift noch vollständig unbekannt: selbst die mnemonischen Hilfsmittel der Peruaner, die Quipus, sind bei ihnen nicht in Gebrauch gewesen. Ihr Jahr bestand aus zwölf Mondmonaten, die wieder nach den Mondphasen in kleinere Abschnitte zerfielen. Auch das ist wohl nur Sage, daß sie je zehn Tage der religiösen Betrachtung und Enthaltsamkeit, zehn der Arbeit und zehn der Freude gewidmet hätten. Ein Jahr von 360 Tagen hätte sie natürlich bald in fühlbaren Widerspruch mit den Jahreszeiten gebracht; und da die Sonnenbeobachtung von den Priestern aus religiösen Gesichtspunkten eifrig gepflegt wurde, so haben diese vermutlich auch einen willkürlichen Ausgleich zu stande zu bringen gewußt. Vielfach hat man Säulen, die man bei architektonisch wenig vorgeschrittenen Völkern vorfand, als Sonnensäulen, Gnomonen betrachtet. Nun ist es allerdings auffallend, daß im Chibcha-Gebiete, wo bis zur Zeit der Eroberung Steinbauten etwas völlig Unbekanntes waren, sich eine Anzahl gut zugerichteter, runder Steinsäulen gefunden hat, die offenbar ihren Bestimmungsort noch nicht erreicht hatten:

sie liegen da, als ob sie auf dem Transport im Stich gelassen worden wären. Ob man diese aber als Sonnensäulen ansehen darf, bei dem gänzlichen Mangel an Nachrichten von solchen oder von ihren Spuren in nachweislich bewohnten Orten, ist sehr zweifelhaft.

An Sogamoso knüpft die älteste geschichtliche Überlieferung der Chibcha an. Hier soll als unmittelbarer Nachfolger Bochicas ein König Nompanem geherrscht und die Lehren jenes Kulturheroen in die Form von Gesetzen gebracht haben. Unter seinen Nachfolgern ging freilich die Reinheit der alten Lehre verloren. Idacansas, in der Sage der am meisten besungene Herrscher von Sogamoso, soll schon weit mehr durch List und Trug, als durch Tugend und Tapferkeit seine Unterthanen im Zaume gehalten haben. Aus späteren Zeiten ist dann nur noch von Streitigkeiten um die Herrschaft zu Iracá unter den verschiedenen, dem Reich unterworfenen Kaziken die Rede; und zur Zeit der Eroberung trat die politische Bedeutung Sogamosos durchaus zurück hinter der des Zaque und des Zippá.

Neben Guatabita und Sogamoso, die sich durch den Zusammenhang ihrer geschichtlichen Überlieferung mit den religiösen Vorstellungen als eine ältere Staatengruppe legitimieren, bilden die Reiche des Zaque von Tunja und des Zippá von Bogotá eine wesentlich jüngere Gruppe rein politischer Staatengebilde. Die Tradition läßt erkennen, daß sie nur aus Rebellion gegen die alten Reiche ihren Ursprung herleiten. Der erste Herrscher von Tunja oder Hunsa soll geradezu von einem König von Sogamoso dort eingesetzt sein; von seinem Namen Hunsahua soll nach den einen die Hauptstadt Hunsa benannt sein, während die anderen Ramiriqui als die alte Residenz der Herrscher von Tunja bezeichnen. Jedenfalls erlangten diese durch kriegerische Tüchtigkeit in kurzer Frist nicht nur bedeutendes Ansehen, sondern auch vollständige Unabhängigkeit. Als das Reich seine Grenzen nach allen Richtungen hin beträchtlich ausgedehnt hatte, begnügte sich der Herrscher nicht mehr mit seinem bisherigen Titel Usaque, den er mit den meisten selbständigen und abhängigen Kaziken teilte, sondern legte sich den Titel Zaque bei, unter welchem die Herrscher von Hunsa besser bekannt sind als unter ihren Eigennamen. Von den Nachfolgern Hunsahuas werden nur wenige, und auch diese nur in sagenhafter Weise, erwähnt. So soll Tomagata eine Art menschlichen Ungeheuers mit vier Ohren und einem langen Rattenschwanze gewesen sein und durch seine Frömmigkeit die Kraft zu allerhand Zaubereien errungen haben, die er keineswegs zum Besten seiner Unterthanen anwandte. Ein anderer Herrscher, dessen Regierung sich bis in die Zeit der Ankunft der Spanier in Südamerika, wenn auch nicht im Chibchagebiete, erstreckte, war ebenfalls von einem Sagenkranz umwoben. Er sollte direkt von der Sonne abstammen, deren Strahlen eine Tochter des Kaziken von Guachetá geschwängert hatten; so genoß er als Sonnensohn ein hohes Ansehen lange Jahre, ehe er irgend welche weltliche Macht erwarb. Als sich aber der herrschende Zaque durch Grausamkeiten gegen sein Volk mißliebig machte, stellte sich Garanchacha an die Spitze der Aufständischen und errang mühelos einen Sieg, in dessen Folge er selbst die Würde eines Zaque annahm. Ihm wird einesteils die Verlegung der Residenz von Ramiriqui nach Tunja (Hunsa) zugeschrieben, andernteils bringt man mit seiner Regierung die oben erwähnten vereinzelten steinernen Säulen in Verbindung. Er soll nämlich die Absicht gehabt haben, seinem Vater, dem Sonnengott, einen großartigen Tempel in der Nähe von Hunsa zu errichten, und dazu habe er von fernher jene Säulen holen lassen; der Transport sei nur des Nachts bewirkt worden, so daß das Volk meinte, die Götter selbst schafften das Material zu ihrem Tempel herbei. Ehe dieser aber vollendet wurde, sei die Kunde von der Ankunft der Spanier am unteren Magdalenastrom bis zu dem König gedrungen; daraufhin seien die Tempelbauten eingestellt worden.

Um den Wert dieser Tradition zu beurteilen, ist es wichtig zu wissen, daß für einen Zaque des Namens Garanchacha in der Reihenfolge der Könige von Tunja, wie sie uns aus der Geschichte der Kämpfe mit den Zippás überliefert wird, gar kein Platz ist.

Das einzige Reich des Chibchagebietes, über dessen Geschichte und Kultur wir besser unterrichtet sind, ist das von Bogotá. Seine Könige haben eine ähnliche Rolle gespielt, wie die Azteken in Mexiko und die Inka in Peru, und wie jene die Aufmerksamkeit der Eroberer so in Anspruch genommen, daß darüber die anderen Stämme und Staaten vernachlässigt worden sind. Freilich reicht auch hier die Überlieferung nicht weit in die Vergangenheit zurück; und das kann bei dem Mangel irgend welcher Hilfsmittel zur Unterstützung des Gedächtnisses nicht wundernehmen. In der ältesten Zeit war der Herrscher von Bogotá (Bacatá) nichts weiter als einer der Unterkönige (usaque) des Herrschers von Guatabita. Da er aber die besonders stark von den Einfällen der wilden, menschenfressenden Muzos und Panches bedrohte Südwestgrenze des Reiches zu schützen hatte, so gab ihm seine militärische Bedeutung bald ein merkliches Übergewicht über die anderen Usaques; er wurde eine Art von Generalissimus über die bewaffnete Macht des Guatabitareiches.

Zum Schutz ihrer Grenzen hatten die Chibchaherrscher schon in früher Zeit einen besonderen Kriegerstand, die Guechas, ausgebildet. Die Leute wurden dazu im ganzen Machtbereiche des Herrschers ausgesucht, erhielten unter seiner persönlichen Aufsicht eine besondere Ausbildung und wurden nach deren Abschluß in die Grenzbezirke verwiesen. Da nun die Usaques (Kaziken) ausschließlich der Kriegerkaste entnommen wurden, so bot sich jedem, der sich durch besondere Tapferkeit auszeichnete, der Weg zu den bevorzugtesten Stellungen, wenn sich auch im allgemeinen der Adel der Usaques ziemlich schroff gegen die unteren Stände abschloß. Auch zu Friedenszeiten bestand schon eine Art militärischer Organisation, indem die Usaques der Grenzorte gleichzeitig die Befehlshaber über die dort stationierten Glieder der Kriegerkaste bildeten und diese auch dann anführten, wenn der Kampf sich in einem anderen Teile des Reiches abspielte, als an der ihnen anvertrauten Grenze. Zu diesem Zwecke führten die einzelnen Usaques bestimmte Feldzeichen, durch welche sie sowohl in der Schlacht als im Lager kenntlich waren. Die Guechas besaßen ihre eigene vorgeschriebene Tracht. Wie alle Angehörigen der Chibchanationen, erschienen auch sie niemals unbedeckten Hauptes; unter der mützenartigen Kopfbedeckung aber trugen sie das Haar kurz geschoren, und als ein besonderes Vorrecht ihres Standes durchbohrten sie sich die Ohren, die Nasenscheidewand und die Lippen. Für jeden Feind, den ein Guecha im Kampfe getötet, durfte er sich einen goldenen Lippenflock durch die Unterlippe ziehen: ein Schmuck, der nicht wenig das wilde Aussehen des Antlitzes erhöhte. Bewaffnet waren die Guechas mit langen Speeren, der Streitaxt, der Schleuder und dem Wurfholz, mit dem sie kurze, scharf zugespitzte Pfeile schleuderten. Der Kriegserklärung, die meist unter gewissen Förmlichkeiten erfolgte, gingen wochenlange religiöse Zeremonien voran. Dann legten die Usaques und Guechas ihren glänzendsten Putz an, der in wallendem Federschmuck, in Gold und Edelsteinen bestand; und gefolgt von einem endlosen Troß von Weibern, die Nahrungsmittel und besonders große Mengen der berauschenden Chicha ihnen nachführten, zogen sie ins Feld. Ein eigenartiger Brauch war es, in die Schlacht die mumifizierten Leichen berühmter Krieger mitzuführen; sie wurden mit reichen Decken behangen auf eine Tragbahre in das dichteste Kampfgewühl hineingetragen, umgeben von einer auserwählten Schar hervorragend tapferer Krieger. Wie bei Opfern und Prozessionen spielte auch im Kriege Gesang, Geschrei und der wenig anmutige Klang ihrer Instrumente eine große Rolle. Der Sieg wurde mit wochenlangen

Festen und Tänzen und reichen Dankopfern an die Götter gefeiert; aber auch eine Niederlage gab den Anlaß zu Opfern und Bußübungen, um die angeblich erzürnten Götter zu versöhnen.

Aus der Schar der Usaques, denen der Schutz der südlichen Grenze anvertraut war, hob sich kaum länger als zwei Jahrhunderte vor der Ankunft der Spanier der Herrscher von Muquetá heraus, der mit dem Titel Zippá und Bogotá wohl erst ausgezeichnet worden ist, seitdem sein Reich das bedeutendste im Chibchagebiete geworden war. Die Unabhängigkeit von Guatabita soll er dadurch erlangt haben, daß er einst die Festfeier an den geheiligten Seen (wozu er vielleicht nicht ohne Hintergedanken geladen worden war) zu einem Überfalle benutzte, durch den er einen leichten Sieg über seinen Oberherrn erlangte. Nachdem er die Grenzen seines Reiches zunächst nur auf Kosten der feindseligen Stämme des Südens und Westens erweitert hatte, gaben ihm seine schnellen Erfolge bald auch unter den Stammesgenossen ein gewisses Übergewicht. Teils durch die Waffen, teils durch freiwilligen Anschluß der mit ihren eigenen Herrschern nicht immer zufriedenen Provinzen wuchs das Gebiet des Zippá so rasch an, daß er sich wohl mit dem Gedanken tragen mochte, alle Stämme der Chibcha unter seinem Zepter zu vereinigen.

Die gewöhnliche Erbfolge war bei den Chibcha wie bei vielen amerikanischen Völkern die, daß auf den Oheim der Neffe, der Sohn der Schwester, folgte. Daß aber nicht das königliche Geschlecht von Bogotá, sondern das der Usaques von Chia den Zippá zu stellen pflegte, wird auf folgenden sagenhaften Anlaß zurückgeführt. Der Bruder eines Kaziken von Chia hatte mit einer von dessen Frauen ein Liebesverhältnis angeknüpft, und als dies entdeckt und er mit dem Tod am Marterpfahl bedroht wurde, flüchtete er an den Hof des Zippá. Diesem machte er sich durch kriegerische Tüchtigkeit so wert, daß er von ihm in Ermangelung eines regelrechten Erben zu seinem Nachfolger auf dem Throne eingesetzt wurde. Als sein Bruder zu solcher Macht gelangt war, begann der Herrscher von Chia für seine persönliche Sicherheit zu fürchten. Durch die Vermittelung der Mutter und der Schwester beider Fürsten kam jedoch ein Vertrag zu stande, nach welchem der Sohn dieser Schwester zunächst den Kaziken von Chia beerben, beim Tode des Zippá aber dessen Nachfolger werden sollte; und diese Form des Erbganges sollte für alle Zukunft festgehalten werden. Dem eigenartigen Vorgange, dem wir übrigens auch bei den Kakchikel (nur unter anderer Begründung) begegnen, liegt wohl das Bestreben zu Grunde, den aus vielen kleinen und wenig abhängigen Bezirken zusammengesetzten Reichen dadurch eine größere Festigkeit zu geben, daß ein mächtiger Vasall, am liebsten ein naher Verwandter, schon im voraus für die Thronfolge bestimmt und mit den Machtmitteln ausgestattet wurde, sie im entscheidenden Augenblick auch wirklich zu ergreifen. Jeder, der ein großes oder ein kleines Gebiet zu regieren bestimmt war, mußte eine längere Prüfungszeit durchmachen. Die damit verbundenen Proben der Enthaltsamkeit hatten manches gemein mit den Prüfungen der Priester; und diese waren es auch, denen die Überwachung zustand. Zum Schlusse wurden dem jungen Herrscher die Ohren- und Nasengehänge angelegt, die das Zeichen seiner Würde bildeten; und die Thronbesteigung wurde dann unter den ausschweifendsten Festlichkeiten begangen. Die Macht, welche der einmal anerkannte Kazike ausübte, war fast unumschränkt. Jeder Usaque besaß in seiner Provinz eine ganz ähnliche Gewalt, wie der Oberherr in seinem zentralen Machtbereiche. Allerdings waren diesem die Usaques zu bedingungslosem Gehorsam verpflichtet, doch waren sie vor dem Oberherrn keineswegs so rechtlos wie die gewöhnlichen Unterthanen. Vielmehr vererbte sich ihre Würde vom Oheim auf den Neffen; und wenn auch jeder zur Herrschaft Gelangende vom Oberkönige bestätigt werden mußte, so stand diesem doch nur bei dem Aussterben der Kazikenfamilie, bei Verrat oder Rebellion ein freies Ernennungsrecht zu.

Die nicht sonderlich drückenden Abgaben und die Tribute der Statthalter bestanden in Gold und baumwollenen Decken; nur rückständige wurden mit Strenge beigetrieben. Im Reiche des Zaque bildeten Smaragden kostbare Bestandteile des Tributes. Die reichen Minen von Muzo, damals noch in der Gewalt feindseliger Wilden, wurden wenig ausgebeutet. Immerhin bildeten diese Edelsteine einen wichtigen Artikel in dem Tauschhandel, der neben den kriegerischen Zusammenstößen fortdauernd nicht nur von den Chibchastaaten untereinander, sondern weit über ihre Grenzen hinaus unterhalten wurde. Wenn auch wohl kaum jeder dritte Tag Markttag war, so wurden doch an verschiedenen Plätzen im Chibchagebiete zu bestimmten Zeiten Messen abgehalten, zu denen Händler mit den verschiedensten Erzeugnissen aus entfernten Gebieten eintrafen. Dabei sollen sogar Hohl- und Längenmaße und ein aus feinen Goldblechen bestehendes Geld zur Verwendung gekommen, ja die Verzinsung einer Handelsschuld vom Fälligkeitstag an in Übung gewesen sein. Obgleich auf diesem Wege die schönsten und kostbarsten Edelsteine in die Hände der Chibcha gelangten, so haben diese doch auch selbst ernstlich auf solche gebaut. In Somondoco hat man die Spuren davon gefunden, daß sie die Smaragde führenden Adern des Gesteines bloßlegten und mit scharfen Instrumenten zu sprengen wußten, um zu den Edelsteinen selbst zu gelangen.

Alle Pracht und Kunst der Chibcha hatte sich in dem letzten halben Jahrhundert vor der Eroberung an den Höfen des Zaque in Tunja und des Zippá in Bogotá konzentriert. Freilich waren die Paläste dieser Herrscher nur von Holz und Stroh erbaut; aber selbst den Spaniern imponierte ihre großartige und zweckmäßige Anlage. Eine doppelte Mauer von Holzpfählen um das ganze, sich wesentlich in die Breite ausdehnende Palastviertel bildete einen mit einem Dache von undurchlässigem Baumwollstoffe gedeckten Gang. Die äußere Pfahlwand war stellenweise durch Masten unterbrochen (vgl. die Schilderung der Opferbräuche, S. 295 unten). Überdies war sie mit kleinen Stücken von Goldblech geschmückt, die, lose hängend und von jedem Lufthauch bewegt, im Sonnenlichte glitzerten und zusammenschlagend ein metallisches Klingen ertönen ließen. Das Innere des Hofes wurde sorgfältig sauber gehalten und enthielt eine ganze Reihe von Gemächern, welche dem Herrscher und seiner unmittelbaren Umgebung zum Aufenthalt dienten und seine reichen Schätze bargen. Auf das kostbarste ausgestattet waren natürlich die Gebäude, in denen der Herrscher seine Untergebenen empfing. Wie bei den Tempeln ruhten auch im Palaste des Zippá die stützenden Pfeiler auf den Leichen von Opfern, die angeblich lebendig in die Grube gebracht und erst durch die Aufrichtung des Pfeilers zermalmt worden sein sollen; ihr Blut, den Göttern als Opfer dargebracht, sollte das Haus vor Unglück bewahren. Im übrigen bestand er auch nur aus Holz und die Bedachung aus Stroh; allein davon sah man im Innern nichts. Der Boden war dicht mit sauberen Matten ausgelegt; die Wände und die Decke waren mit farbigen Baumwollstoffen bekleidet, mit goldenen Zieraten und mit Edelsteinen reich geschmückt. Hier thronte auf hölzernem, reich mit Gold behangenem Sitze der Herrscher, umgeben von seinen höchsten Priestern und Würdenträgern. Keiner der Unterthanen durfte sich ihm nahen, ohne eine Gabe für ihn mitzubringen. Mit geneigtem Haupte, den Blick auf den Erdboden gerichtet, durfte er eintreten; und diese Stellung mußte er beibehalten oder sich von dem Herrscher abwenden, solange er in seiner Nähe weilte: keiner galt für würdig, ihm ins Auge zu blicken. Einem Todesurteile kam es gleich, wenn man Angesicht zu Angesicht dem Herrscher gegenübergestellt wurde. Niemals durfte des Fürsten Fuß den Boden berühren; wenn er bei religiösen oder kriegerischen Anlässen den Palast verließ, so wurde der Sessel mit einer gleichfalls reich mit Gold und Edelsteinen geschmückten offenen Sänfte

vertauscht, die auf den Schultern von vier Männern getragen wurde. Stets begleitete den Herrscher ein zahlreiches Gefolge. Diener, die vor ihm die Straße fegten und Decken ausbreiteten, eröffneten den Zug; dann folgten Musiker und eine zahlreiche Leibwache, Priester und Würdenträger. Und die Menge, die jeden Ausgang des Herrschers wie ein Fest anstaunte, schloß sich dem Zuge an.

Unmittelbar neben dem Palaste, doch nicht innerhalb der ihn umgebenden Umzäunung, befanden sich die Wohnungen für die Frauen des Königs, deren der letzte Zippá an die 200 besessen haben soll. Unter diesen aber hatte nur eine den Rang einer echten Gemahlin; und deren Vorrechte waren nicht gering: unter anderem soll sie das Recht gehabt haben, bei ihrem Tod ihrem Gatten eine bestimmte Periode der Enthaltsamkeit vorzuschreiben. Von den Frauen der Usaques, deren jeder ebenfalls eine beträchtliche Anzahl zu haben pflegte, wird erzählt, daß sie Vergehen ihrer Männer durch Schläge zu strafen berechtigt gewesen seien, da diese den für die Allgemeinheit gültigen Gesetzen nicht unterstanden. Treubruch der Frauen wurde an diesen und an ihren Liebhabern außerordentlich streng bestraft: auf den bloßen Verdacht, auf ein unbedachtes Wort hin konnte der verletzte Gatte sein Weib töten. Daß nicht die Söhne, sondern die Schwestersöhne sowohl des Oberherrschers als der einzelnen Kaziken die Stellung erbten, während nur die persönlichen Güter des Verstorbenen an Frauen und Kinder fielen, ist schon (S. 295) erwähnt worden. Übrigens folgten auch bei den Chibcha dem König und den angesehneren Persönlichkeiten bei ihrem Tod einige Frauen und Diener ins Jenseits nach. Die Leiche wurde bald einbalsamiert und in hockender Stellung zusammengeschnürt, während tagelang mit Singen und Trinken die Totenfeier gehalten wurde. Dann brachten die Priester heimlich den Leichnam an einen versteckten Ort und begruben ihn in einem tiefen Grabe: zu unterst die Mumie mit ihren kostbarsten Gewändern und wertvollen Beigaben an Gold und Edelsteinen; dann über einer dünnen Erdschicht die als Begleiterinnen des Toten ausersehenen Frauen, die durch berauschende Getränke und Einatmungen fast bewußtlos gemacht worden waren, und über diesen auf einer weiteren Erdschicht einige Sklaven. Über dem Ganzen wurde dann oft noch die Erde zu einem Hügel aufgetürmt. Nach der Bestattung dauerte die Totenklage einige Tage weiter und wurde am Jahrestage wohl auch wiederholt; doch wendete sich das Interesse bald dem neuen Herrscher zu, der nunmehr sich den oben (S. 294) erwähnten Prüfungen unterzog.

Um 1470 saß auf dem Throne von Bogotá Saguanmachica, nachdem er, wie die Thronfolgeordnung verlangte, bis zum Tode seines Vorgängers das Gebiet von Chia verwaltet hatte. Schon damals hatte das Reich des Zippá eine bedeutende Ausdehnung erlangt; Saguanmachica aber hat durch seine Eroberungen nicht wenig dazu beigetragen, ihm die herrschende Stellung im Chibchagebiete zu erringen, die es bei der Ankunft der Spanier inne hatte. Schon seine Vorgänger hatten ihre Waffen nicht nur gegen die fremden Nachbarstämme gekehrt, sondern auch von den stammverwandten Chibchavölkern viele unterworfen. Saguanmachica wandte sich gegen den Kaziken von Fusagasuga jenseits des Pascafluſſes und errang über ihn mit Leichtigkeit einen glänzenden Sieg. Der aber trug bedenkliche Früchte; sich bedroht fühlend, eröffnete auch der König von Guatabita, um dem Zippá zuvorzukommen, die Feindseligkeiten. Nun schlug ihn zwar Saguanmachica energisch zurück und drang seinerseits in das Land von Guatabita ein; er mußte aber seinen Siegeszug einstellen, als der zweitmächtigste der Chibchakönige, der Zaque Michua von Hunsa, dem Guatabita zu Hilfe kam und die Grenzen von Bogotá bedrohte. Zu einem Entscheidungskampfe aber scheint keiner der Herrscher genügend vorbereitet gewesen zu sein. Die Dinge kehrten noch einmal auf ihren früheren Standpunkt zurück; und

räuberische Einfälle wilder Nachbarstämme gaben dem Zippá so viel zu thun, daß er den Rachezug gegen den Zaque von Jahr zu Jahr weiter hinausschieben mußte. Sobald sich aber Saguanmachica an den äußeren Grenzen Ruhe verschafft hatte, überrannte er aufs neue das Land des Guatabita und bedrohte von dort aus die Grenzen von Hunsa. Noch ehe er jedoch dessen Gebiet erreichte, trat ihm Michua mit einer stattlichen Kriegsmacht entgegen; und der Kampf war so erbittert, daß beide Führer den Tod fanden. Der Sieg war zwar schließlich denen von Bogotá zugefallen; doch erschreckt durch den Tod ihres Königs gaben sie alle Vorteile des Sieges preis und kehrten in die Heimat zurück.

Hier folgte auf dem Throne des Zippá der bedeutendste Herrscher, den das Land besessen hat, Nemequene. Auch er war vorher Kazique von Chia gewesen, und sein Schwestersohn Tisquesusa folgte ihm dort nach. Die jüngst unterworfenen Fusagasugaes hielten den Augenblick für günstig, ihre Unabhängigkeit wiederzuerringen; auch der Zipaquira, die Nemza und die Erbfeinde, die wilden Panches, fielen in das Land ein. Aber Nemequene zeigte sich jeder Gefahr gewachsen: mit einem Heere schlug er selbst die äußeren Feinde, mit einem anderen unterwarf Tisquesusa die Rebellen. Danach nahm er die Eroberungspläne Saguanmachicas wieder auf. Guatabita fiel mehr durch List als durch Gewalt in seine Hände. Von allen Goldarbeitern des Chibchagebietes waren die von Guatabita die geschicktesten; sie verstanden es am besten das feine Goldblech über steinerne Formen in die der Chibchakunst eigenen, kunstvollen kleinen Gebilde zu schlagen, die Menschen und Tiere einzeln und in Gruppen vorstellten (s. die beigeheftete Tafel „Südamerikanische Altertümer", Fig. 2 und 3). Deshalb wollte denn auch jeder König, jeder Usaque, jeder Kazique einen oder mehrere Goldarbeiter von Guatabita haben. Der dortige Herrscher aber wollte sich die Kunstfertigkeit seiner Unterthanen zu nutze machen und verlangte, daß man ihm für jeden Goldarbeiter, den er in die Fremde entließ, zwei Krieger zum eigenen Dienste stellte. Darauf gründete der Zippá seinen Plan. Auf einmal begehrten er und seine Kaziken zahlreiche Goldarbeiter; an deren Stelle wanderten die besten Krieger von Bogotá an den Hof von Guatabita. Dort verständigten sie sich nicht nur untereinander genau, sondern gewannen durch Überredung und Geschenke unter den anderen Fremden zahlreiche Anhänger. Durch gleiche Mittel brachte der Zippá die Grenzfeste Guasca in seine Hände; und als er eines Tages plötzlich vor der Hauptstadt des Guatabita erschien, fand er nicht den geringsten Widerstand. Der Herrscher ward mit seinem Anhang im Palaste niedergemacht, sein Land aber dem Reiche von Bogotá als neue Provinz angegliedert und zur Regierung einem Bruder Nemequenes überlassen.

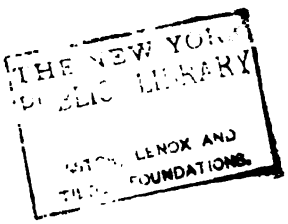
Der nächste, gegen den Nemequene seine Angriffe richtete, war der Herrscher von Ubaque. Dieser bot erst nach mehreren Monaten eines erbitterten Krieges dem Zippá die Anerkennung seiner Herrschaft und zwei seiner Töchter zur Ehe an; der Friedensschluß brachte abermals dem Gebiete des Zippá einen bedeutenden Zuwachs, obwohl er den Ubaque als Vasallen in seiner Herrschaft beließ. Während nun Nemequene durch kleinere Eroberungen sein Reich abrundete, drohte dem Frieden im Innern eine schwere Gefahr. Dem zum Statthalter von Guatabita ernannten Bruder des Herrschers gelang es teils durch Bestechung, teils durch Gewalt, den festen Platz einzunehmen, wo der Fürst von Ubaque seine reichen Schätze aufbewahrte. Ehe aber noch der Räuber seine Beute fortführen konnte, wurde er von Leuten des Ubaque umzingelt, ausgehungert und fiel schließlich bei dem Versuche, sich mit Gewalt Bahn zu brechen, nachdem er die Schätze in den benachbarten See versenkt hatte. Trotz der Gerechtigkeit seiner Sache fürchtete der Ubaque den Zorn des Zippá, der in dem Bruder einen erprobten Statthalter verloren hatte. Die reichen Geschenke, die er an Nemequene schickte, wurden nicht

1. Poncho aus Tumaraki (Truxillo), Peru; 1/10 wirkl. Größe.
2 und 8. Goldpfauen aus Colombia; 1/3 wirkl. Größe.
3. aus Hoyoca,
8. aus Sogamoso,
4—6 und 8. Töpfe; 1/6 wirkl. Größe.
4. aus Pallaro (Lataunga)
5. aus Arhapulla } Ecuador.
6. aus Quito
8. aus Sabucchopue in Cundinamarca,
7. Schale aus Manizales, Colombia; 1/6 wirkl. Größe.
9 u. 10. Gefäße aus Colombia; 1/6 w. Gr.
9. aus Manizales,
10. aus Amerma rivja in Cauca.
11. Thonie einer peruanischen Frau;

[Zur Tafel »*Südamerikanische Altertümer*«.]

1. Poncho aus Tomavál (Trujillo), Peru; 1/12 wirkl. Größe.
2 und 3. Goldfiguren aus Colombia; 1/2 wirkl. Größe.
2. aus Boyacá,
3. aus Sogamoso.
4—6 und 8. Töpfe; 1/6 wirkl. Größe.
4. aus Pillaro (Latacunga) } *Ecuador.*
5. aus Achupallas }
6. aus Quito }
8. aus Subachoque in Cundinamarca, Colombia.
7. Schale aus Manizales, Colombia; 1/6 wirkl. Größe.
9 u. 10. Gefäße aus Colombia; 1/6 w. Gr.
9. aus Manizales,
10. aus Anserma vieja in Cauca.
11. Mumie einer peruanischen Frau; 1/8 wirkl. Größe.

Südamerikanische Altertümer.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

angenommen, bis er sich nicht selbst am Hofe gerechtfertigt habe. Als er nun aber vor dem Herrscher seine Sache der Wahrheit gemäß und würdig vertrat, erkannte Nemequene das Unrecht seines Bruders an und entließ ihn ungekränkt.

Gerechtigkeitsliebe war überhaupt nicht weniger ein auszeichnender Zug Nemequenes als sein kriegerischer Ruhm. Auf ihn wird alles das zurückgeführt, was von Gesetzen im Chibchagebiete zur Zeit der spanischen Eroberung im Schwunge war. Die Zahl solcher Anordnungen war freilich beschränkt und die Strafen hart. Der Tod in verschiedenen Formen stand auf Totschlag, auf Desertion, auf Notzucht, Blutschande und Sodomie; der Feigling wurde in Weiberkleider gesteckt und mit Weiberarbeit beschäftigt. Dem gemeinen Manne war Schmuck und Kleidung der bevorzugten Stände verboten. Nur die Usaques durften Ohr und Nase durchbohren und Schmuck darin tragen; ausschließlich der König und, wem dieser es als Gnade gestattete, konnte sich in einer Sänfte tragen lassen. Von zivilrechtlichen Bestimmungen, die von einem nicht mehr ganz rohen Rechtsbewußtsein zeugen, gab es folgende: das Eigentum dessen, der ohne Erben starb, fiel an den Herrscher; starb die Frau im Kindbett und das Kind dazu, so mußte der Gatte die Familie der Frau entschädigen, während es keiner Entschädigung bedurfte, wenn das Kind am Leben blieb: nur hatte er für dessen Unterhalt aufzukommen.

In der ganzen Zeit seiner Herrschaft hatte Nemequene niemals vergessen, sich auf den Entscheidungskampf mit dem Zaque vorzubereiten. In Tunja war auf Michua der erst 18jährige Quemuenchatocha gefolgt; und dessen Jugend war wohl der Grund dafür, daß der Kampf nicht von seiner Seite eröffnet wurde. Nemequene aber durfte die traditionellen Ansprüche seiner Vorgänger auf die Suprematie keinesfalls aufgeben. Mit einer stattlichen Heeresmacht begann er deshalb, die Vasallen des Zaque zu unterwerfen. Ihn selbst ließ er nach den ersten Erfolgen auffordern, seine Oberhoheit anzuerkennen, wenn er nicht riskieren wollte, mit Gewalt aus seinem Reiche verjagt zu werden. Der Zaque aber ließ sich nicht einschüchtern. Er wußte, daß er auf die Unterstützung aller rechnen durfte, die wie er von den Herrschaftsgelüsten des Zippá bedroht waren; bald stieß ein stattliches Heer des Iracá von Sogamoso zu ihm. Der Kampf war heiß und wogte lange unentschieden hin und her; beide Herrscher, weithin sichtbar, da sie auf ihren goldglänzenden Tragsesseln die Köpfe der Menge überragten, eilten zwischen den Scharen der Kämpfenden hin und her, die Ihrigen zu äußerster Tapferkeit entflammend. Da traf den Zippá, der sich zu weit vorgewagt hatte, ein feindlicher Pfeil in die Brust. Vergeblich ermahnte er die Seinen zum Ausharren: die Kunde verbreitete sich rasch in ihren Reihen; und die Truppen des Zaque, die nun mit doppeltem Eifer anstürmten, erfochten einen vollkommenen Sieg. Mit Preisgabe aller bisherigen Eroberungen kehrte das Heer, vom Zaque nicht ernstlich verfolgt, nach Bogotá zurück.

Nemequene gelangte noch lebend in seine Residenz zurück; aber am fünften Tage danach erlag er seiner Verwundung. Sein Nachfolger Tisquesusa, schon als Statthalter in Chia ruhmgekrönt, nahm sogleich nach seiner Thronbesteigung den Kampf mit dem Zaque wieder auf. Ein erster Feldzug machte ihm eine Reihe von Usaques tributpflichtig, die bis dahin die Vasallen des Königs von Tunja gewesen waren. Schon rüstete er sich, zum dritten Male die Entscheidung mit dem Gegner auf der Walstatt zu suchen, da erreichte ihn die Nachricht von dem Eindringen fremder, gewaltiger Feinde in das Chibchagebiet: Quesada mit seinen Begleitern war in sein Reich eingedrungen. Hier wie überall erfochten die Spanier im ersten Anlauf einen leichten und glänzenden Sieg, den sie vor allem dem Schrecken der Eingebornen vor den Pferden verdankten. Tisquesusa flüchtete in die Wälder; sein Aufenthalt ward aber verraten und er

niedergemacht. Sein Nachfolger unterwarf sich den Spaniern. Der Zaque erwartete die Spanier in stolzer Ruhe und ohne Widerstand zu leisten; er wurde deshalb auch nicht entthront, starb jedoch bald eines natürlichen Todes. Von den kleineren Herrschern leisteten wohl noch manche hartnäckigen Widerstand; nachdem sich aber die größten Reiche der Fremdherrschaft bereits gebeugt hatten, war ihr Ringen aussichtslos und forderte nur Grausamkeiten heraus, wie sie die Spanier sich oft zu schulden kommen ließen, wo die Eingebornen sich nicht freiwillig unterwarfen. Das lose gefügte Reich der Chibcha war mit dem Tode Tisquesusas zusammengebrochen. Das Volk fand nie wieder die Kraft, sich für seine Unabhängigkeit zu erheben. In wenigen Jahren beseitigten die Spanier die letzten Spuren der eigenartigen einheimischen Kultur ebensosehr durch die Unterdrückung der Eingebornen wie durch die wesentlichen materiellen Fortschritte, die sie dem Lande brachten; von den Chibcha rasch erfaßt, brachten sie der Provinz eine neue, andersartige Blüte.

b) San Agustin.

Südlich von dem Gebiete der Chibcha liegen nur wenige Meilen entfernt auf einem kleinen Plateau am rechten Ufer des oberen Magdalenastromes Reste einer altamerikanischen Zivilisation von ganz eigentümlicher Art. Heute wird die Ruinenstätte nach einem ärmlichen Dorfe, das im vorigen Jahrhundert von Quinaholzfällern angelegt worden ist, mit dem Namen San Agustin bezeichnet; was aber ihr alter Name sein, welches Volk die merkwürdigen Altertümer einst geschaffen haben mag, das sind noch Rätsel. Die Chibchakultur hat niemals so weit gereicht; aber es kann auch kein anderer der Stämme, welche die Spanier antrafen, mit den Altertümern in Beziehung gebracht werden. Bei der Eroberung nicht nur, sondern auch nach den freilich nicht weit zurückreichenden Überlieferungen der Chibcha war diese Landschaft von den wilden Horden der Paeces bewohnt, die, als Menschenfresser und ruhelose Jägerstämme auf der niedrigsten Stufe stehend, zu den gefürchtetsten Nachbarn der Chibchazivilisation zählten. Es müssen also die Denkmäler der Kultur von San Agustin schon damals zerstört und verlassen in dem dichten Urwalde geschlummert haben, wie sie es noch weitere drei Jahrhunderte gethan haben, bis die Holzfäller auf der Suche nach Quinabäumen auch in diese Dickichte eindrangen und als Beweis für die Wahrheit ihrer wunderlichen Erzählungen von zahlreichen Tempeln mit massenhaften menschlichen Figuren die Monumente aus dem Waldesdunkel hervorschleppten, die noch heute den Marktplatz von San Agustin zieren.

In den waldigen Hügeln am Oberlaufe des Baches, der San Agustin durchfließt und von ihm seinen Namen empfängt, fanden die Holzfäller eine Anzahl kleiner Tempel von einer Konstruktion, wie sie auf amerikanischem Boden nicht zum zweitenmal vorgekommen ist. Das Volk, das sie errichtete, stand noch in den allerersten Anfängen der Baukunst. Unfähig, die Steine, welche die Gewässer auf und neben dem von ihnen bewohnten Plateau abgeladen hatten, zu Mauern zu schichten und zu bearbeiten, hatten sie ihre Tempel halb in die Erde eingegraben. Dolmenartig waren große Steinplatten nebeneinander aufgerichtet, einen viereckigen Raum umspannend, nicht ausgedehnter, als daß eine Riesenplatte ihm als Dach dienen konnte. Man möchte versucht sein, die zellenartigen Gemächer als Grabstätten zu betrachten. Allein keinerlei Funde berechtigen dazu, sie für Gräber zu erklären; im Gegenteil spricht der Gesamtcharakter der Anlage unbedingt für ihre Deutung als Tempel. Auch scheint es, daß sie niemals von allen Seiten geschlossen gewesen sind; sondern die Monumente zeigen deutlich skulptierte Pfeiler, die den Eingang zum Tempel gebildet haben, an dessen Rückwand

jeweilig ein größeres Götterbild sich befunden hat. Heute ist kaum noch eine der Tempelanlagen so erhalten, daß man ein genaues Bild von ihr zu gewinnen im stande wäre; nach den Schilderungen und Zeichnungen der ersten Entdecker muß man aber wohl schließen, daß die zahlreichen skulptierten Steine, die heute im Walde zerstreut herumliegen und zum Teil nach San Agustin hinunter verschleppt worden sind, einst alle in einem einzigen, aus vielen kleinen, heiligen Zellen bestehenden Tempelbezirke vereinigt gewesen sind, der, nach der beträchtlichen Zahl der Monumente zu schließen, auf eine reichbevölkerte Niederlassung hindeutet.

Ihrem Charakter nach zerfallen die Denkmäler von San Agustin in drei Klassen: in Säulen oder Pfeiler, die den Tempeleingang gebildet haben, in Altarplatten mit menschlich geformten Götterbildnissen und in Monumente verschiedenartiger Form, denen ein bestimmter Platz in den Tempeln nicht zugewiesen werden kann.

Die Tempelpfeiler zeigen die Kunst des unbekannten Volkes in ihrer höchsten Entwickelung. So wenig ausgebildet ihre architektonischen Fertigkeiten gewesen sein mögen, die Erzeugnisse ihrer Plastik erreichen eine solche Vollendung, daß man auf einen langen Werdegang in diesem Kunstzweige schließen darf. Im Gegensatz zu den Götterbildern, in denen die Symbolik die Losreißung aus archaistischen Formen hinderte, zeigen die Pfeiler eine realistische Individualisierung, bei der man sich versucht fühlen möchte, an Porträtähnlichkeit zu glauben. Allerdings legt der Künstler nur auf das Gesicht und seinen Ausdruck Bedeutung; die übrigen Körperformen sind selten frei behandelt, meist nur in Hochrelief auf den Säulen, Pfeilern oder Platten dargestellt und beinahe nie in richtigen Proportionen gehalten. Die bekleideten Beine und bloßen Füße sind stets stark verkürzt, oft mehr oder weniger mit dem Sockel verschmolzen. Die Darstellung des Körpers läßt eine verschiedenartige Bekleidung erkennen, bald talarartig, bald mehr nur an ein Hüfttuch mahnend. Fast immer aber ist der Oberkörper mit einem Ärmelgewand bedeckt gedacht; und meist schließt am Handgelenk ein Ärmelstreif die Bekleidung ab. Wie bei allen südamerikanischen Kulturvölkern erscheint auch auf den Bildwerken von San Agustin niemals das Haupthaar unbedeckt: von dem eckigen Helm bis zu dem von einem kunstvoll geknoteten Bande gehaltenen Tuche erscheinen fast alle die Kopfbedeckungen, die uns aus den Goldarbeiten der Chibcha und aus den Thongefäßen der Peruaner geläufig sind.

Die Köpfe, die durch ihre Natürlichkeit einen Schluß auf die Gesichtszüge der unbekannten Nation gestatten, zeigen eine kräftig geschwungene Nase mit breiten Flügeln, stark entwickelte Backenknochen, besonders aber ganz auffällig stark hervortretende Lippen, die, wo sie nicht stilistisch durch eine Einfassung des Mundes wiedergegeben sind, beinahe einen lüsternen Eindruck machen. Die Augen erscheinen meist groß, mit stark accentuierter Pupille, mandelartig geformt unter oft stilisierten Augenbrauen. Die am schönsten durchgeführten, als Gegenstücke zu einander gehörigen Pfeiler tragen über der Kopfbedeckung noch das symbolisch gestaltete Bild eines Tieres mit breitem, verhältnismäßig flachem Kopfe, dickem Körper und langem geringelten Schwanze. Zunächst ähnelt die Darstellung dem Chamäleon oder einer verkürzten Eidechse; da sie aber viele Anklänge aufweist mit Denkmälern der dritten Gattung, die gelegentlich für Affen gehalten worden sind, richtiger aber den Puma, den amerikanischen Löwen, darstellen sollen, so sind sie vielleicht so zu deuten. Endlich halten diese „Hüter des Heiligtums" in den Händen gewichtige Keulen; auch die Göttergestalten lassen, soweit sie überhaupt Waffen führen, nur Keule und Stab erkennen.

Die Götterbilder sind bei weitem weniger realistisch gehalten; in ihrer Darstellung überwiegt eine Symbolik, die wiederholt die lebendigen Formen in das Ornamentale übergehen

läßt. Nur einigemal sind Nase und Augen lebenswahr behandelt, zuzeiten aber die Formen des Gesichtes überhaupt nur durch drei schmale Rechtecke (wie öfters in den Goldarbeiten der Chibcha) angedeutet. Der hervorstechendste Zug der Götterbilder ist der Mund; auch er erscheint oft rechteckig, zeigt aber fast ausnahmslos eine doppelte Reihe starker Zähne, aus welcher die vier übereinander greifenden Augenzähne stark hervorragen. Dieses eigentümliche Gebiß, das hier fast auf allen Darstellungen wiederkehrt, ist einer der bedeutsamsten Fingerzeige für die Lösung des Rätsels von dem Ursprunge der Monumente: es findet sich wieder an einer ganzen Anzahl von thönernen Gesichtsvasen peruanischen Ursprunges, die in den Küstenthälern von Chimu bis Santa gefunden worden sind. Und wenn man der Vorstellung weiter nachforscht, die dieser Gesichtsbildung zu Grunde liegen mag, so gelangt man mit Hilfe einer Thonfigur aus Tiahuanaco zu dem Resultate, daß das Gebiß des Puma auf diese Weise charakterisiert werden soll. Wir haben es also hier mit einer Gottheit zu thun, der die Attribute des blutdürstigen Raubtieres beigelegt werden. Dazu stimmt vortrefflich, daß gelegentlich selbst die Götterbilder von San Agustin in verkleinerten Formen menschliche Opfer, die deshalb noch nicht zum Opfer bestimmte Kinder sein müssen, in ihren Händen halten.

Diese Resultate sind auch für die Deutung der Monumente der dritten Gattung wichtig. Hier erscheint einmal das Tier mit dem langgeringelten Schwanz über einem solchen kleinen menschlichen Opfer, das es mit den Vorderarmen hält. Man hat darin einen Affen im Akte der Begattung sehen wollen; und da sich mindestens zwei unzweifelhaft phallische Darstellungen aus dem Bereiche des unbekannten Kulturvolkes finden, hat man sie mit der zeugenden Kraft in Verbindung bringen wollen. Es ist aber wohl auch hier der in dem heiligen Tiere, dem Puma, verkörperte Gott, der das ihm dargebrachte Opfer verzehrt. Unter den sonst dargestellten Wesen findet sich einmal ein Fisch in den Händen einer Götterfigur, ebenso einmal eine Schlange, während diese ein andermal von einer vorzüglich charakterisierten Eule verzehrt wird. Auf der Ruinenstätte von San Agustin ist die Zahl der skulptierten Steine beträchtlich; vereinzelt finden sich solche aber auch anderwärts zwischen dem Magdalenenstrom und Popayan sowie in der Umgebung dieser Stadt. Aus Quito kennt man zwar nicht gerade Steinbildwerke gleichen Charakters; was aber über die Verehrung des blutdürstenden Gottes Supay und seine Tempel überliefert wird, stimmt so gut mit den Ruinen von San Agustin überein, daß schon früher Beziehungen zwischen diesen Völkerschaften vermutet worden sind. Die Anklänge reichen jedoch noch viel weiter nach Süden. Im mittleren Peru, da, wo der Marañon und der Santa eine Zeitlang in zwei parallelen Thälern nach Norden strömen, um schließlich in entgegengesetzter Richtung der eine nach Osten, der andere nach Westen die Kordilleren zu durchbrechen, werden wir noch einem Kulturgebiete begegnen (vgl. unten, S. 316), dessen Monumente so vielfach an die von San Agustin erinnern, daß sie die Annahme nahelegen: es habe in alten Zeiten ein einziges, eigenartig gesittetes Volk die Hochthäler vom 10. Kreise südl. Breite bis mehrere Grade nördlich vom Äquator innegehabt, dessen versprengte Reste man in den Bewohnern des Santathales, in denen von Quito und in denen des oberen Magdalena zu erblicken habe.

C. Die Kulturprovinz der Westküste Südamerikas.

San Agustin ist nur durch den Gebirgsknoten, welcher die Quellthäler des Magdalena und des Cauca abschließt, getrennt von der nördlichsten Provinz, die zur Zeit der spanischen Eroberung dem Inkareiche zugehörte. In ununterbrochenem Zusammenhange erstreckte sich

dies über 30 Breitengrade, fast überall von den Küsten des Pazifischen Ozeans hinüberreichend bis zum Ostabhang der Kordilleren, von dem die zahllosen Ströme in das große südamerikanische Flachland hinunterstürzen. Hier trafen die Spanier zum zweitenmal in ihrer neuen Welt auf einen wohlgefügten und reichen Kulturstaat.

Auch über das Inkareich von Tahuantinsuyu haben bis in die neueste Zeit irrtümliche Vorstellungen obgewaltet, und zwar ganz wie in Mittelamerika durch die Schuld der eingeborenen Chronisten. Die Rolle, die in Mexiko Don Fernando de Alba Ixtlilxochitl gespielt hat, indem er mit den Tolteken einen unhistorischen Faktor in die alte Geschichte des Landes hineinbrachte (vgl. oben, S. 227), diese Rolle spielt für die südamerikanische Kulturprovinz (die Gruppe der verschiedenen Staaten, die zu Ende des 15. Jahrhunderts zu dem großen Reiche der Inka verschmolzen waren) Garcilaso de la Vega, zum Unterschiede von gleichnamigen Schriftstellern und in Erinnerung an seine Abstammung von dem königlichen Geschlechte von Cuzco gewöhnlich el Inca zubenannt. Dieser hat um die Wende des 16. Jahrhunderts eine Geschichte von Peru geschrieben, der man wegen der Beziehungen des Verfassers zu den Eingeborenen ungerechtfertigterweise so unbedingtes Vertrauen entgegengebracht hat, daß man darüber die Nachrichten anderer unbefangenerer Chronisten bis in die neueste Zeit ungebührlich vernachlässigte. Garcilasos Leistung ist nichts als ein begeisterter Panegyrikus auf die Herrschaft der alten eingeborenen Herrscher, der alles Anerkennenswerte in das hellste Licht rückt, die Schattenseiten aber teils absichtlich nicht sieht, teils geradezu in Abrede stellt, und der vor allem alle die Errungenschaften einer vermutlich jahrtausendelangen Periode der Entwickelung als ein Verdienst der Inka hinstellt, obgleich deren Herrschaft nur wenige Jahrhunderte alt und ihr Staat unter den verschiedenen Kulturstaaten Südamerikas jedenfalls der jüngste war.

In dem weiten Ländergebiete, welches nachmals dem Inkareiche unterthan gewesen ist, hat von uralter Zeit her eine Anzahl kultureller Mittelpunkte bestanden. Ob das Viele, was allen diesen gemeinsam ist und sie deshalb als Teile einer Kulturprovinz bezeichnen läßt, darauf beruht, daß ein gewisser Grad der Gesittung von den Einwohnern vor ihrer Zerklüftung in viele Stämme und Völkerschaften erreicht worden ist, ist hier so schwer zu unterscheiden wie in dem nördlichen Kulturbereich. Unter ähnlichen Verhältnissen wiederholen sich immer wieder dieselben Erscheinungen in der Entwickelung des Menschen; und es wäre voreilig, Anklänge und Verwandtschaften lieber auf eine frühere Zusammengehörigkeit, als auf eine nachbarliche Beeinflussung an sich analoger Vorgänge zurückführen zu wollen. Wenn jemals eine solche Zusammengehörigkeit bestanden hat, so müßte sie jedenfalls in frühere Zeiten zurückverlegt werden, als in das Reich von Peru, das um die Zeit der Geburt Christi bestanden haben soll. Diese Sage ist jedenfalls nur ein Einfluß der auch bei den mexikanischen Chronisten bemerkbaren Sucht, synchronistische Beziehungen zwischen ihrer Geschichte und der der Alten Welt zu stande zu bringen. Die verschiedenen Kulturzentren im Gebiete des Inkareiches liegen zunächst im Bereiche von mindestens drei sprachlich klar voneinander geschiedenen Stämmen. Jedes von ihnen hat sich unter dem Einflusse der geographischen Lage so eigenartig entwickelt, daß die unterscheidenden Merkmale denen der Gemeinsamkeit mindestens die Wage halten. Vielleicht haben gruppenweise zwischen ihnen engere Beziehungen bestanden. Die Reiche von Quito, von Chanchan und die südlicheren Küstenprovinzen scheinen sich untereinander näher zu stehen als den Peruanern des Hochlandes, den Quechua und Aymará. Daß die letzteren die Stammväter der Kultur sind, welche die Inka später zum Allgemeingut ihrer Unterthanen gemacht haben, ist kaum zu bezweifeln.

Die Aymará sind in der neuesten Zeit in die Gefahr gekommen, in Südamerika mit einer ähnlichen Rolle bedacht zu werden, wie in Mittelamerika die Tolteken (vgl. oben, S. 269). Ihnen sind Ursitze an der nördlichsten Grenze der Kulturprovinz angedichtet und auf den Einfluß ihrer Wanderungen alle Spuren einer höheren Gesittung zurückgeführt worden, die von Colombia bis hinunter nach Chile und über die östliche Kordillere hinaus in der argentinischen Provinz Catamarca sich haben entdecken lassen. Dagegen darf zwar als erwiesen gelten, daß die Reste einer eigenartigen, durchaus nicht minderwertigen Kultur, die sich im Südosten von Tahuantinsuyu um den See von Titicaca gruppieren, den Aymará zugehören (vgl. unten, S. 317). Vielleicht ist auch der Einfluß dieser uralten Gesittung der Grund dafür, daß an den Grenzen des noch heute dem weißen Manne fast unzugänglichen Gran Chaco, in einem Gebiete, das seit Menschengedenken nur von nomadisierenden Indianerstämmen bewohnt gewesen ist, die Ausgrabungen besonders feines und künstlerisch behandeltes Thongeschirr zu Tage gefördert haben, das nicht nur bunten ornamentalen, sondern sogar plastischen Schmuck aufweist, wie man ihn außerhalb der Grenzen der alten Kulturvölker nur äußerst selten angetroffen hat. Allein die Eigentümlichkeiten der Aymarákultur sind doch so bestimmt und so sehr in den geographischen Verhältnissen ihres Keimbettes begründet, daß sie nicht berechtigen, in diesem Volke ausschließlich den gemeinsamen Ursprung aller Kultur zu suchen. Vielmehr muß man die Kultur der Aymará neben der der Quitu und der Yunga nur als einen der Faktoren ansehen, aus denen sich das Gesamtbild der südamerikanischen Kultur zusammensetzt.

Unter den Staaten, die zur Zeit der spanischen Eroberung zwar mit dem Inkareiche verschmolzen waren, aber auf eine lange Zeit selbständiger Entwickelung zurückblicken konnten, ist der nördlichste der von Quito. Seine Bewohner nannten sich Cara. Sie behaupteten aber keineswegs, in diesem Gebiet ihren Ursprung gehabt zu haben, sondern wollten um die Zeit des 9. oder 10. nachchristlichen Jahrhunderts gewaltsam in das Gebiet, das sie im 16. Jahrhundert innehatten, eingedrungen sein und einen neuen Staat dort begründet haben. Über ihre eigene Urheimat waren sie sich selbst nicht klar. Auf Flößen wollten sie von Süden her der Küste des Pazifischen Meeres gefolgt sein; dann waren sie in der Provinz Manta ans Land gestiegen, hatten aber in der wenig verlockenden Küstenlandschaft ihre Wanderung fortgesetzt, bis ihnen der Esmeraldasfluß einen Weg in die reicheren und gesunderen Thäler des Gebirges eröffnete. Deren ziemlich dichte, aber rohe Bevölkerung vermochte ihrer höher entwickelten Kriegskunst keinen nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen; und um das Jahr 1000 ward die Herrschaft ihres Stammes durch einen König des Namens Quitu fest begründet. Er schuf die Organisation des Landes, eine oligarchisch-beschränkte Monarchie, wie wir sie fast überall bei den Ureinwohnern Amerikas finden; er führte die Verehrung von Sonne und Mond bei all den Völkerschaften ein, die er seinem Zepter unterwarf, und wurde der Begründer einer Dynastie, die einige Jahrhunderte lang über das Reich von Quito geherrscht hat. Zuerst dehnten seine Nachfolger die Grenzen des Reiches nach Norden hin aus; hier, im Kampfe mit ähnlich primitiven Völkerschaften, wie denen, die sie im Zentrum ihres Reiches unterworfen hatten, fanden ihre Eroberungen nur durch die weite Entfernung vom Mittelpunkt und in der Schwierigkeit der rückwärtigen Verbindungen eine Grenze.

Anders im Süden. Auch dorthin begannen die späteren Scyris, die Könige von Quito, ihre Waffen zu wenden; allein sie fanden dort sehr bald in dem wohlorganisierten Staate von Puruha einen Widerstand, den sie nicht zu überwinden vermochten. Nachdem die beiden Herrscher mehrfach erfolglos ihre Kräfte aneinander gemessen hatten, schlossen sie ein Bündnis,

wodurch für die Zukunft allen Feindseligkeiten vorgebeugt werden sollte. Elfmal war inzwischen auf dem Throne von Quito der Sohn dem Vater oder, in Ermangelung direkter Nachkommenschaft, nach den Gesetzen des Landes der Schwestersohn dem Oheim gefolgt. Da wollte es das Schicksal, daß der Scyri weder einen Sohn noch einen regierungsfähigen Neffen, sondern nur eine Tochter besaß. In diesem Falle hätte den Unterfürsten und Kaziken das Recht der Wahl eines neuen Scyri zugestanden; der König aber wußte sie zu einer Abänderung der bisherigen Thronfolgeordnung zu bewegen und schloß mit dem König von Puruha einen Vertrag, wonach dessen Sohn mit der Hand der Prinzessin den Thron von Quito erben und beide Reiche zu einem einzigen verschmelzen sollte. Auch in diesem neuen Reiche blieb die Stadt Quito Residenz, um so mehr, als sich gegen den Süden des Landes die drohenden Wolken peruanischer Gelüste aufzutürmen begannen.

Quito war nicht nur ein reiches und ausgedehntes, es war auch ein wohlgeordnetes und zivilisiertes Land geworden, nach dem wohl ein eroberungsfroher Herrscher die Hand ausstrecken mochte. Verstanden auch die Cara nicht, wie die Peruaner, Kunststraßen und Brücken in ihrem Lande anzulegen, so waren sie doch sonst keine schlechten Baumeister; und die Gärten und Paläste, die sich der König in Liribamba mitten unter kleinen, durch Kanäle verbundenen Seen angelegt hatte, bildeten nicht nur eine königliche Pfalz, die eines mächtigeren Fürsten wert gewesen wäre, sondern auch eine Festung, in der ein Heer von Tausenden von Kriegern dem Gegner einen ernsten Widerstand entgegenzusetzen vermochte. Die Krieger der Cara und Puruha waren allerdings nur mit dem Speer und der Schleuder bewaffnet; aber diese handhabten sie mit einer erstaunlichen Sicherheit, wie die Inkakrieger zu ihrem Nachteil noch an sich erproben sollten. Unter den letzten Scyris war die kriegerische Tüchtigkeit etwas erlahmt; ein generationenlanger Friede hatte wohl Reichtum und Wohlleben gefördert, aber nicht die rauhen Kriegstugenden. So kam es, daß anfangs der Inka Tupak Yupanqui, als er seine Waffen gegen die Quitu wandte, wenig ernstlichem Widerstand begegnete. Die nur lose mit dem Reiche verknüpften Grenzprovinzen ließen sich meist schon durch die Friedensanerbietungen des an der Spitze seiner kampferprobten Heere drohend heranziehenden Inka gewinnen. Als dann Tupak Yupanqui den Boden des Reiches von Puruha betrat, mußte er zwar jeden Schritt Landes mit Blut erkaufen; aber als der Feldherr des Scyri im Vertrauen auf die Überzahl seines Heeres eine offene Feldschlacht wagte, erlitt er eine so entschiedene Niederlage, daß der Inka fast ohne einen weiteren Schwertstreich ganz Puruha in Besitz nehmen konnte. Trotzdem drang er noch nicht bis in das Gebiet von Quito vor; Besatzungen in den eroberten Landesteilen zurücklassend, kehrte er um 1460 nach Cuzco zurück, um anderen Landesteilen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Wenige Jahre nach diesen Ereignissen starb der Scyri. Er war in unkriegerischem Leben alt geworden, ehe der Angriff Tupak Yupanquis ihm ganz andere Herrscherpflichten aufgenötigt hatte, und nicht mehr kräftig genug gewesen, Widerstand zu leisten. In dem Sohn aber waren in den jahrelangen Kämpfen die Tugenden wieder erwacht, die seine Vorfahren ausgezeichnet hatten. Er hatte nur eben von dem Reiche seiner Väter Besitz ergriffen, da eröffnete er auch schon den Kampf gegen die Eindringlinge; und wenn es ihm auch nicht gelang, die Grenzen seines Machtbereiches ganz in ihrem alten Umfange wiederherzustellen, so warf er doch in raschem Anlaufe die Inkaperuaner wenigstens aus dem Gebiete hinaus, das einst das Reich seiner Väter ausgemacht hatte. Eine Reihe von Jahren verging, ehe die Inka ihre Waffen wieder nach Norden wenden konnten; erst im Jahre 1475 erschien Huaina Capak an den Grenzen von Quito, fand sie aber besser bewacht, als seinerzeit Tupak Yupanqui. Die

Puruha hatten das Ufer des Achupallas stark besetzt; ihre unfehlbar sicheren Schleuderschüsse brachten den Gegnern die empfindlichsten Verluste bei und machten deren Überlegenheit in Taktik und Bewaffnung vollkommen wirkungslos. Was er aber mit Waffengewalt nicht erzwingen konnte, erreichte der Inka durch Verrat; auch diesmal blieben die friedlichen Verheißungen bei den Untergebenen des stolzen Scyri nicht ohne Eindruck, und mancher Kazike wurde wankend im Angesichte des mächtigen Inkaheeres. Durch solche Treulose fand es auch einen unbesetzten Übergang über den Achupallas; umgangen, mußten die Puruha ihre feste Stellung aufgeben und den Rückzug antreten. Wiederum wagten sie es, den Peruanern die Stirn zu bieten; allein ihre Niederlage war so entscheidend und der Abfall der eignen Unterthanen danach so allgemein, daß der Scyri fast das ganze Land mit der Hauptstadt Quito und seiner Gartenresidenz Liribamba preisgeben mußte. Er floh nach Hatun Taqui im Lande der Otabalo; und nachdem er die erneuten Friedensanerbietungen des Inka wie vordem unbedingt abgewiesen hatte, fand er im Kampf um die letzten Reste seines Reiches den Tod. Huaina Capak hielt damit die Eroberung für vollendet. Allein es bildete sich unmittelbar nach dem Tode des Scyri doch wieder eine Partei des Widerstandes, die sich um Paccha, die Tochter und Erbin des Königs, scharte. Sie setzte dem Inka zwar nicht mehr offene Gewalt entgegen, aber ließ ihn deutlich empfinden, daß er von da immer neue Gefahren zu befürchten haben werde. Um deren Beseitigung ohne Blutvergießen zu erreichen, nahm er, teilweise mit Verletzung seiner eignen Gesetze, die Königstochter unter die Zahl seiner rechten Gemahlinnen auf. Wie einst Quito und Puruha auf diesem Wege zu einem Staate verschmolzen waren, so erreichte auch er damit die thatsächliche Einverleibung des Landes in sein Reich, mit dessen Geschichte die von Quito seitdem unlöslich verbunden blieb.

Wenn die Cara von Quito wirklich von einem anderen Volk an der Küste des Pazifischen Meeres nach Norden gedrängt worden sind, wie ihre Sage bekundet, so kann dies keine andere Nation gewesen sein, als die der Muchik, die von den Inkaperuanern Yunga und von den Spaniern Chimu genannt worden sind. Vom Golfe von Guayaquil bis hinunter in die Nähe des heutigen Callao befand sich die ganze Küste lange Zeit in ihrem Besitz. Und wenn sich auch weiter nach Süden hin Völkerschaften mit einer anderen Sprache und einem anderen politischen Mittelpunkt an die Provinzen des Chimureiches anreihten, so waren diese doch nicht nur kulturell ihren nördlicheren Nachbarn so ähnlich, daß die Inka alle Küstenvölker nur mit dem einen Namen der Yunga bezeichneten, sondern es hatten auch politisch so vielfach Wechselbeziehungen zwischen den nördlicheren und südlicheren Küstenbewohnern stattgefunden, daß man das Wenige, was man von ihrer Geschichte weiß, nicht voneinander trennen kann.

Der Umstand allein, daß sich ein größeres Staatengebilde an der Küste von Peru entwickeln konnte, spricht dafür, daß dies Volk in dem Kampfe mit den Kräften der Natur bedeutende Fortschritte gemacht hatte; denn das Land, über welches sich das Reich von Chimu erstreckte, war einer dichteren menschlichen Besiedelung durchaus nicht günstig. Der Boden des schmalen Streifens, der sich zwischen dem Fuße der Kordillere und der Meeresküste hinzieht, ist zwar keineswegs durchaus unfruchtbar; allein der fast gänzliche Mangel feuchter Niederschläge und die Allgewalt der tropischen Sonne haben ihn fast zur Wüste gemacht, in der nur dort Oasen entstehen konnten, wo die kurzen, mit reißendem Gefälle von der nahen Bergkette herabströmenden Flußläufe so viel Feuchtigkeit zuführen, daß sich vegetabilisches Leben entwickeln und erhalten kann. In ihrer ungebändigten Wildheit sind selbst diese Flüsse dem Menschen gefährlich. Während der Zeit der Trockenheit verschlingt der durstige Boden das Naß

so vollständig, daß oft nicht ein einziger Tropfen mehr seinen Weg zum Meere findet; wenn sich aber in den Vorbergen der Kordillere ein Gewitter mit tropischer Furchtbarkeit entlädt, da genügen wenige Stunden, um den Fluß weit aus seinen Ufern treten und mit unwiderstehlicher Gewalt alles vor sich niederwerfen zu lassen, was seinem rasenden Laufe hemmend in den Weg tritt. Es mag lange Zeit gewährt haben, ehe der Mensch auf diesem gefährdeten Landstrich seine Zuflucht gesucht hat; daß er aber gelernt hatte, alle Schwierigkeiten zu überwinden, daß er der Natur die Mittel abzuringen wußte, um eine der heutigen an Zahl weit überlegene Bevölkerung zu ernähren, das beweisen die Reste ausgebreiteter alter Städte, die sich an den Ausgängen fast aller Thäler erhalten haben, die vom Gebirge zum Meere herabführen.

Die erste Bedingung für die dauernde Besiedelung des Landes war die Beherrschung des Wassers. Wenn aber das Volk, das sich dort niederließ, nicht etwa schon aus seinen früheren Wohnsitzen Erfahrungen in der künstlichen Verteilung der Gewässer mitbrachte (die Übung dieser Kunst ist auch in den gebirgigen Teilen von Peru von alters weitverbreitet gewesen), so hat es sie doch hier glänzend verwertet. Indem man die Flußläufe schon da, wo sie aus dem Gebirge in das Flachland der Küste heraustreten, zu teilen suchte oder durch große Kanäle schröpfte, die weiterhin wie der Fluß selbst in ein endlos gespaltenes Netz von immer kleineren Rinnsalen zerlegt wurden, erlangte man nicht nur eine vielfach vergrößerte, für den Anbau von Mais, Bataten, Yukka und Baumwolle verwendbare Bodenfläche, sondern man begegnete damit gleichzeitig der größten Gefahr: durch die unendliche Teilung wurde die Gewalt der Überschwemmungen gebrochen und die außerordentliche Menge des Wassers nur in einen außerordentlichen Segen verwandelt. Ein weiterer Beweis für die Intensität, womit die Bodenbewirtschaftung von den Völkern der Küste betrieben wurde, ist ihre Bekanntschaft mit der befruchtenden Wirkung des Guano. Denn da der Guano als Düngemittel von den Inka-Peruanern verwendet worden ist, so müssen diese seine Verwertung von den Küstenstämmen gelernt haben, in deren Bereich sich die fast unerschöpflichen Ablagerungen dieses kostbaren Materiales befanden; denn diese allein waren der Schiffahrt so weit kundig, daß sie ihn von den Inseln herüberzuholen vermochten. In der ältesten Zeit sind gewiß nur einzelne von den peruanischen Küstenthälern besiedelt gewesen. Und da die weiten, wüsten Sandflächen, welche die schmalen Vegetationszonen der Flußmündungen trennen, einen Verkehr zu Lande fast unmöglich machten, so haben die einzelnen Ansiedelungen wohl lange Zeit ein gänzlich isoliertes Dasein geführt. Je mehr aber in einer solchen Oase die Bevölkerungszahl anwuchs, desto mehr machte sich das Bedürfnis geltend, neue Landstriche der Kultur zuzuführen. Da nun teils die klimatischen Verschiedenheiten, teils die Feindseligkeit zwischen den Stämmen der Berge und der Küste einer Ausdehnung an den Flußläufen hinauf enge Grenzen setzten, so suchten die Yunga längs des Meeres nach neuem, anbaufähigem Lande und brachten eine nach der anderen fast alle die Thalmündungen, die von der Kordillere herabkommen, in ihren Besitz.

Nach der Überlieferung soll sich die Ausdehnung in der Richtung von Norden nach Süden vollzogen haben. Allein dem stehen archäologische Gründe entgegen. Schon bei den Cara von Quito fanden wir die Tradition von einer Wanderung aus dem Süden; die Verwandtschaft ihrer Kultur und selbst der von San Agustin mit der des mittleren Peru wäre kaum zu erklären, wenn das Zentrum, von welchem die Bewegung ihren Ausgang nahm, in der Nähe des Golfes von Guayaquil gelegen haben sollte. Und wie konnte, da die Chimuvölker ihre Herrschaft nicht südlicher als in die Breite von Lima ausgedehnt haben, auch in südlicheren Landstrichen eine bis in die Einzelheiten gleiche Gesittung Platz greifen? Vielmehr hat die Besiedelung der Küste,

von südlicheren Regionen ausgehend, die Völker des Nordens mehr und mehr entweder in ihren Kulturbereich hineingezogen oder vor sich her weiter nach Norden und von der Küste ab in das Hochland gedrängt. So entstand allerdings sehr früh eine einheitliche Kulturzone, welche die ganze Küste vom Rio Maule bis zum Golfe von Guayaquil und im Nordosten noch einige Stämme des Hochlandes umfaßte. Diese Kultur wurde alt und welkte lange, ehe die Inka im Hochlande zu Bedeutung gelangten. Einzelne Reiche und Stämme lösten sich von der Gemeinsamkeit; eine politische Einheit hat wohl nie bestanden. Aber auch die Einheit der Religion und Sprache verwischte sich unter dem Einflusse lokaler Entwickelungen, bis dann nahe der Nordgrenze im Thale von Chimu ein neues Machtzentrum sich bildete, von dem aus eine Reihe thatkräftiger Könige es unternahm, in der umgekehrten Richtung ihre Herrschaft nach Süden auszudehnen und die einst nahe verwandten Völkerschaften wiederum zu einer politischen Einheit zu verbinden. Diese Entwickelung war an der Küste noch im Gange, als die Inka einen ähnlichen Eroberungszug im Hochlande begannen. Die Erinnerung daran, die zur Zeit der spanischen Eroberung noch frisch war, hat den Irrtum erzeugt, daß auch die Kultivierung der Küste in der nämlichen Richtung vorgeschritten sei. Man wußte im 16. Jahrhundert noch sehr gut, daß die Könige von Chimu ihre Herrschaft, nach Süden vorschreitend, einer Anzahl anderer kleinerer Staaten aufgezwungen hatten. So hatten die Thäler von Virú, von Santa, Nepeña, Huarmey, Supe und Huacho teils einzeln, teils in Gruppen schon lange Zeit eine verhältnismäßige Kulturblüte genossen, ehe sie dem Chimureich einverleibt wurden. Südlich davon bildeten der Priesterstaat von Pachacamak, die dem Cuismancu tributpflichtigen und die vom Chupimancu regierten Thalgruppen weitere Kleinstaaten, die teils schon genötigt gewesen waren, den Eroberungsplänen der Chimu mit bewaffneter Hand entgegenzutreten, teils, wie Pachacamak, nur der verbreiteten Verehrung ihrer Tempelstätten ihre weitere Unabhängigkeit zu danken hatten. Jedenfalls bezeugen die reichen und sorgfältig untersuchten Reste dieser alten Kulturen, daß nördlich und südlich vom Chimureich eine einheitliche hochentwickelte Kultur bestanden hat.

Das Küstengebiet muß vor und noch zu der Zeit der Inka außerordentlich dicht bevölkert gewesen sein. Chanchan, die Hauptstadt des Reiches von Chimu, in der Nähe des heutigen Trujillo, ist keineswegs die einzige Stadtanlage, die einen Flächenraum von mehr als 100 Hektar bedeckt. Ähnlich großartige Ruinenstätten finden sich in Pachacamak, in Huadca; und das Totenfeld von Ancon in der Nähe von Lima, diese unerschöpfliche Fundgrube von peruanischen Altertümern, läßt gleichfalls auf eine lange und dichte Besiedelung des Landes schließen. Alle diese Stadtanlagen sehen einander auffallend gleich, indem fast alle Baulichkeiten in den weit ausgedehnten Ruinenfeldern rechtwinkelig angelegt sind und unter rechten Winkeln aneinanderstoßen. Da die Küste weder Stein noch Holz in genügender Weise hervorbringt, daß sie als Baumaterial verwendet werden könnten, so haben die Küstenbewohner ihre Bauten teils aus kleinen Backsteinen, überwiegend aber aus gestampftem Lehm errichtet. Infolge davon bedurften die Mauern einer bedeutenden Mächtigkeit; diese nahm aber nach oben ab, so daß die geschlossenen Räume oben weiter waren als am Boden. Solche finden sich allerdings nur an Tempeln und Palästen, den einzigen Bauten, deren Wände auch Spuren dekorativen Schmuckes in der Form ornamentaler Stuckverzierungen aufweisen. Über die Art der Bedachung kann man nur unvollkommene Schlüsse ziehen. Die wenigen erhaltenen Dächer bestehen gleichfalls aus gestampftem Lehm; die großen Säle aber, die sich in den Ruinen finden, können unmöglich in so wenig widerstandsfähiger Weise bedeckt gewesen sein. Fenster waren ganz unbekannt; die Räume, die sich meist um einen Hof gruppieren, empfingen Luft und Licht durch die Thür,

die oft die ganze Vorderseite einnahm. Die hauptsächlichsten Ruinen sind aber nicht Wohnräume. Solche wurden wohl nur für die bevorzugten Kasten aus Lehm errichtet; die Wohnungen der Menge müssen, da auch Holz fehlte, aus Schilf und Rohr bestanden haben. Die ausgedehnten Mauerreste, die uns den Umfang der alten Städte noch heute erkennen lassen, sind teils mächtige Außenwälle, von denen manche Städte eine doppelte Reihe mit winkelichten Thordurchlässen aufweisen, teils die schwächeren Mauern, welche die Stadt in eine Anzahl großer, hofartiger Bezirke teilten, von denen man annimmt, daß jeder einem Clan oder einer administrativen Genossenschaft als gemeinsamer Wohnplatz zugewiesen war.

Die Paläste und ebenso die Tempel scheinen sich meist an der Peripherie der Stadt erhoben zu haben; bei den letzteren begegnen wir häufig wieder der in Stufen aufsteigenden Terrasse, deren selten von Gemächern durchbrochene Mauern aus Backstein errichtet waren, während der Kern durch Aufschüttung ausgefüllt wurde. Manche der Tempelpyramiden haben gleichzeitig als *Grabstätten* gedient, aber doch wohl nur den Königen und den höchsten Priestern. Ausgedehnte Begräbnisfelder, wie das von Ancon, wo die in hockender Stellung eingeschnürten Mumien bald einzeln, bald in Gruppen, bald in gemauerten Totenkammern, bald in enormen Thongefäßen, bald jedes Schutzes entbehrend, oftmals in mehreren Stockwerken übereinander, aber stets so gut wie möglich geschmückt und mit den Werkzeugen ihres Lebensberufes ausgerüstet beigesetzt wurden, finden sich an verschiedenen Stellen besonders südlich vom Chimureiche. Der gemeine Mann mag aber oft wohl auch die Kosten einer solchen Ruhestätte nicht haben erschwingen können: er begrub seine Toten unter dem Fußboden seiner Wohnstätte, so daß der Boden der Städte oft bienenkorbartig von solchen Totenzellen durchsetzt ist.

Ein Volk, welches mit solcher Pietät für seine Toten sorgte, muß selbstverständlich an ein Fortleben der Gestorbenen in einer dem irdischen Dasein ähnlichen Form geglaubt haben; näheres über ihre *religiösen Anschauungen* läßt sich aber nicht ermitteln. Daß ein Volk, welches die vernichtende Wirkung der Sonnenstrahlen so unmittelbar vor Augen hatte wie die Bewohner der peruanischen Küste, nicht den Kultus der Sonne zum Mittelpunkte seiner Religion gemacht hat, ist leicht begreiflich; und ebenso verständlich ist es, wenn es seine Verehrung in erster Linie dem *Wasser* zuwandte, von dessen wohlthätigem Einflusse sein Leben viel unmittelbarer abhing. Die Chimu sollen allerdings als Hauptgottheit den Mond, daneben das Siebengestirn und die drei Sterne, die den Gürtel des Orion bilden, verehrt haben. Daneben aber wurde von ihnen das Meer als ein göttliches Wesen betrachtet, das mit seinen Fischen den Menschen ernähren hilft, den Verkehr des einen Volkes mit dem anderen vermittelt und mit seinem kühlenden Hauche die vernichtende Glut der Sonne mildert. Und ein ähnlicher Kultus, sei es des Meeres selbst, sei es des Wassers überhaupt, findet sich an der ganzen Küste verbreitet. Als Geschöpfe des Wassers sind auch die Fische göttlicher Verehrung teilhaftig; der Gott von Pachacamak, dem Hauptheiligtum des gesamten Küstengebietes, war mit einem Fischschwanze dargestellt.

In *Pachacamak* vereinigen sich religiöse Vorstellungen, die von verschiedenen Grundzügen ausgehen. Wir werden später im Hochlande von Peru die Verehrung eines Gottes weit verbreitet finden, der manche Ähnlichkeiten mit dem Quetzalcoatl-Kukulkan Mittelamerikas aufweist. Ursprünglich vielleicht auch ein Sonnengott, war er im Laufe der Zeiten doch so gänzlich anthropomorphisiert worden, daß er dem Volke nur in seiner menschlichen Form als Gesetzgeber und Kulturbringer gegenwärtig war und als im Widerspruch mit dem Sonnenkultus der Inka befindlich empfunden wurde. Eine ähnliche Gottheit war ursprünglich auch der

Pachacamak der Küstenvölker, der, als Sohn des Con mit dem Gott der Berglande mythologisch verbunden, im Grunde denselben Begriff darstellt, die Ursache alles Bestehenden, vielleicht sogar den Begriff des Göttlichen, von dem alle anderen Götter nur Erscheinungen sind. An der Küste waren dann die Elemente des heiligen Wassers mit ihm in Zusammenhang gebracht worden, so wenn er, seinen Mantel als Kahn auf der Flut ausbreitend, über das Meer verschwindet, oder wenn er im Rauschen des Stromes als Rimak (der Rauschende) Orakel spendet; darum konnte er auch fischschwänzig dargestellt und der Fisch als sein Symbol fetischartig verehrt werden.

Endlich werden den Chimu noch phallische Kulte nachgesagt; die erhaltenen Thonfiguren aus den Küstenprovinzen scheinen das zu bestätigen. Die Küstenvölker waren eben auch alternde Kulturvölker, bei denen solche Vorstellungen fast regelmäßig wiederkehren. Sie waren nicht nur reich geworden, sondern in üppigem Wohlleben so verweichlicht, daß ihre Kultur, obwohl in vielen Beziehungen der des Hochlandes nicht nur gewachsen, sondern sogar überlegen, doch vor deren Anprall zusammenbrach.

Die ersten Eingeborenen von Peru, welche den Spaniern zu Gesicht kamen, waren Chimu-Indianer, die mit ihrem floßartigen Fahrzeuge sich eine ziemliche Strecke von der Küste ins Meer hinausgewagt hatten. Bei der Unwirtlichkeit der Landstrecken, die die einzelnen Küstenthäler voneinander trennten, war ein intensiver Verkehr zwischen den Städten, wie ihn deren Größe und Reichtum doch erwarten läßt, auf dem Landweg unmöglich. Schon die Wandersage läßt die ersten Einwohner fast aller Küstenländer auf dem Seewege dahin kommen; und die Eroberungszüge der Chimu, die auch das in den Bergen heimische Lama nicht kannten, sind nur auf dem Seewege denkbar. Wie zum Hausbau, fehlte es aber auch zum Schiffbau an Holz, und das sonst in ganz Amerika verbreitete Kanoe war an der peruanischen Küste unbekannt. Die Chimu und Yunga bedienten sich einer Art von Floß, welches auf starken Rohrbündeln ruhte; die in den Rohrstengeln eingeschlossene Luft verlieh ihm eine bedeutende Tragfähigkeit. Da auch der „Pazifische" Ozean an der peruanischen Küste seinen Namen durchaus rechtfertigt, so konnte mit diesen primitiven Mitteln doch ein lebhafter und ziemlich ungefährlicher Verkehr unterhalten werden. Die ganz ähnlichen Fahrzeuge, deren sich die Anwohner des Titicacasees bedienten, sind wohl erst von Kolonisten des Küstengebietes erbaut worden, die nach der Eroberung von den Inka dorthin verpflanzt worden waren; denn dort bot die Natur in mächtigen Stämmen ein für die Schiffbaukunst weit geeigneteres Material, welches wahrscheinlich auch schon von den Trägern der ältesten Kultur, den Erbauern von Tiahuanaco, verwendet worden ist.

Unter die Herrschaft der Inka sind die Küstenstämme zu verschiedenen Zeiten gelangt. Die südlicheren Thäler hat schon Pachacutek unterworfen, ohne dabei auf einen hartnäckigen Widerstand zu stoßen. Ebenso schlossen später Cuismancu und Chupimancu schon auf die erste Aufforderung hin sich den Inka-Peruanern an, mit deren Hilfe sie der drückenden Herrschaft zu entgehen hofften, die ihnen von den Chimukönigen drohte. Der Priesterstaat von Pachacamak ging ebenfalls ohne ernstliches Blutvergießen zu den Inka über, die damals bereits gelernt hatten, durch religiöse Toleranz den anderen Völkern den Anschluß an ihr Reich leicht zu machen. Sie errichteten neben dem Tempel des Pachacamak einen neuen und prächtigeren für die Sonne, brachten aber auch dem Gotte der Besiegten ihre Anbetung dar, wofür ihnen die Priester durch günstige Weissagungen ihren Dank abstatteten. Schon von hier aus kam es zu Zusammenstößen zwischen den Inka und den Chimu. Die Entscheidung aber fiel nach langen blutigen Kämpfen dadurch, daß Tupak Yupanqui Inka nach dem ersten Feldzuge gegen die

Quitu vom Hochland aus gegen den Mittelpunkt des Chimureiches, die Stadt Chanchan im Thale von Otuzco, vorrückte. Auch jetzt leistete der Herrscher des Reiches noch verzweifelten Widerstand. Allein seine Satrapen fielen einer nach dem anderen von ihm ab und erkauften damit die Gnade des Inka; und als dieser drohte, den Wasserzufluß nach der Küste zu unterbrechen, da sah auch er das Vergebliche ferneren Widerstandes ein und überantwortete sich selbst und sein Reich im Feldlager bei Cajamarca.

Auch im Hochlande von Peru haben wenigstens an zwei Stellen schon vor der Zeit der Inka Mittelpunkte einer verhältnismäßig hochentwickelten Gesittung bestanden. Im mittleren Peru muß dort, wo der Santafluß auf längere Zeit parallel mit dem Marañon zwischen der schwarzen und weißen Kordillere nach Norden strömt, ehe er die erstere durchbricht und sich dem Pazifischen Ozean zuwendet, einst ein mächtiges, kriegerisches, aber auch mit den Künsten des Friedens wohlvertrautes Volk ein größeres Reich begründet haben. Die geschichtliche Überlieferung weiß uns allerdings davon so gut wie nichts zu berichten; denn ob der gelegentlich erwähnte Cuismancu von Conchucos nicht lediglich das Resultat eines Mißverständnisses ist, muß dahingestellt bleiben. Conchucos, an einem kleinen Zufluß des Marañon gelegen, gehört allerdings dem Bereiche dieser Kultur an; und die nicht weit davon gelegene Ruinenstätte Sipa mit ihren aus großen Blöcken würfelförmig ausgemeißelten Steingräbern ist einer der interessantesten Punkte, wo man zu einer Vorstellung von der Kulturentwickelung dieser Stämme gelangt. Allein das Reich des Cuismancu, den Tupak Yupanqui Inka auf seinem Zuge gegen die Chimu zu kampfloser Unterwerfung brachte, wird von den meisten Chronisten an die Küste hinunter verlegt; und der Schwerpunkt des Staates, von dem Conchucos ein Stück gebildet hat, lag nicht am Marañon, sondern im Santathale, dessen oberster Teil die Hauptstädte des Landes enthalten hat, obwohl er bis an die kalte, unfruchtbare Hochsteppe (von den Peruanern Puna genannt) heranreichte. Hier stößt man, wenn man dem Fluß entgegengeht, in den Orten Huaraz, Chavin de Huantar und endlich fast auf der Wasserscheide gegen den Fluß von Pasco: in Huanuco, auf die Spuren alter Städte, Festungen und Tempel, die zwar unter sich und mit den Resten aus dem Thale des Marañon in den entsprechenden Breiten nahe verwandt sind, aber sich von den benachbarten Gebieten deutlich unterscheiden.

Das Volk des Santathales hatte es zu bedeutendem Können in der Baukunst gebracht: unstreitig zum Teil eine Folge der geographischen Verhältnisse. Das Gebirge bot ihnen mit seinem Granit und Sandstein ein treffliches Material, das ihnen die Bergströme in Blöcken und Platten bis an die Thore ihrer Städte wälzten, wenn sie zur Zeit der Schneeschmelze tobend den tieferen Gegenden zuströmten. Allein ihre Baukunst bestand längst nicht mehr in dem kunstlosen Sichzunutzemachen der natürlichen Bedingungen, sondern sie verstanden den Stoff sorgsam zu bearbeiten, sie betteten die Blöcke in einen Mörtel, der jahrhundertelang gehalten hat, und die mächtigen Quader, aus denen zum Teil die Mauern ihrer Tempel bestanden, können nur auf Grund einer reichen Erfahrung im Gebiete der Massenbeförderung in ihre Lage gebracht worden sein. Die größte ihrer Stadtanlagen ist die von Huanuco. Allein da der Ort von den Inka-Peruanern noch mit bewohnt worden ist, so läßt sich hier nicht so scharf wie an anderen Stellen scheiden, was diesen, was der alten Kultur zugehört. Dagegen ist Chavin de Huantar mit seinem berühmten Tempel schon von den Inka zerstört und seitdem verlassen gewesen. Der Tempel soll nicht weniger als fünf Stockwerke von Gängen und Zellen enthalten, die sich so an die Thalwand anschmiegen, daß man sie mehrfach für unterirdisch gehalten hat, obwohl sie von der Thalsohle aus aufgemauert sind. Charakteristisch liegen seine heiligen Räume

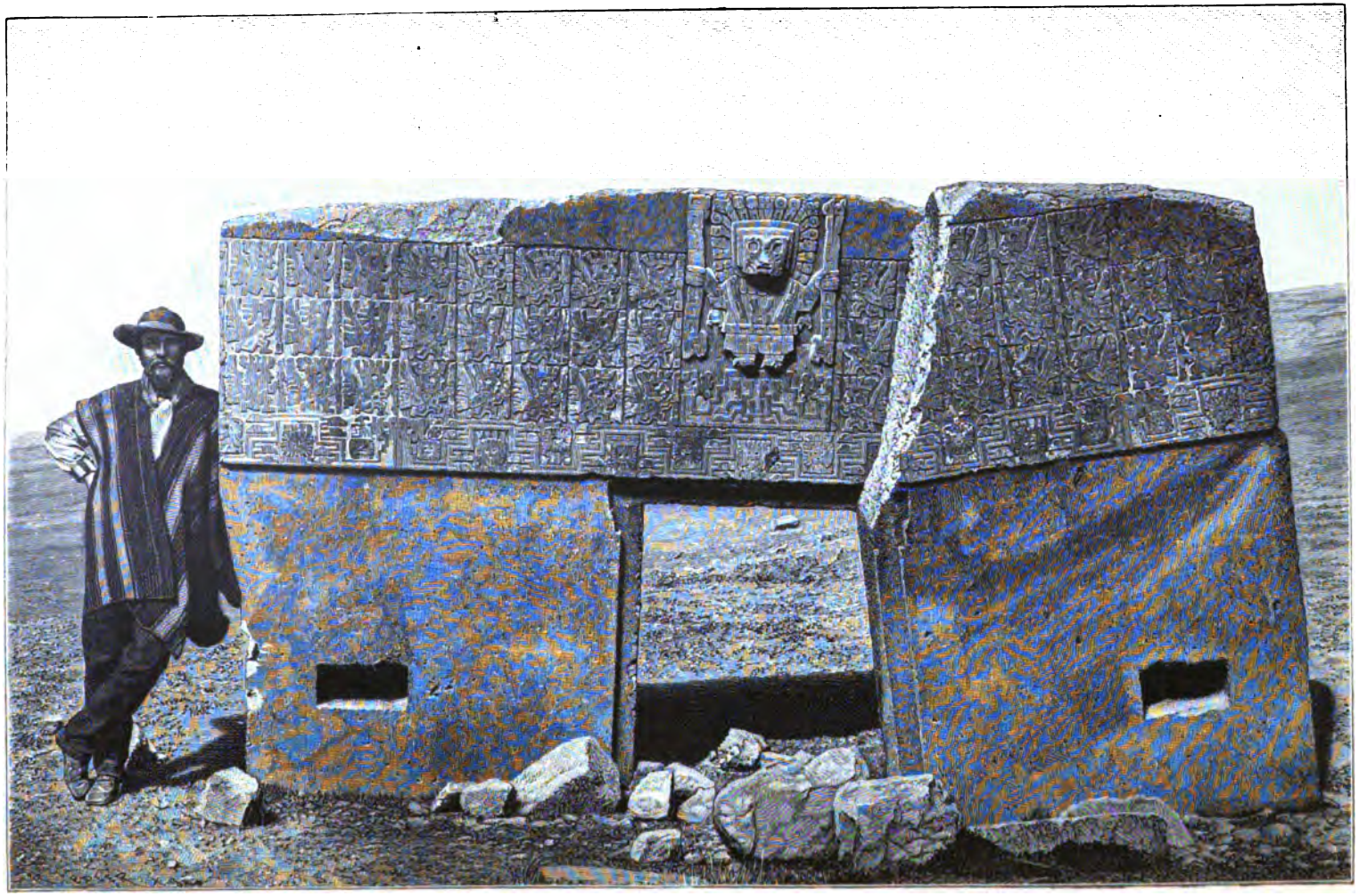
alle in nächtlichem Dunkel, ohne daß je das Tageslicht einen Strahl in die heiligen Zellen schicken konnte; und in diesen Zellen treffen wir wieder die Götterbilder mit der doppelten Reihe fletschender Zähne, die rechts und links von den weit übereinander greifenden Hauzähnen begrenzt werden. Wir wissen bereits von San Agustin her (vgl. oben, S. 306), daß dies Gebiß dem des Pumalöwen nachgebildet ist. Diese Annahme findet darin ihre Bestätigung, daß der Puma unter den Steinbildnissen von Chavin, von Huaraz und von Huanuco außerordentlich häufig wiederkehrt und mehrfach bei der Bildung von Ortsnamen (Pumacayan, Pumacancha) verwendet worden ist. Auch darin erinnern die Skulpturen des Santathales an die von San Agustin, daß sie die Proportionen des menschlichen Körpers verkürzen und das Haupt ornamental stilisieren wie jene. Zufällige Übereinstimmungen können das nicht sein.

Die Könige dieses Reiches haben die Grenzen ihres Gebietes nach der Küste zu vorgeschoben. Wo der Santa die Kordillere durchbricht, und kurz vor dem Punkte, wo er in die Küstenebene eintritt, finden sich Reste von Tempeln und Befestigungen, die ähnlich aus Granitblöcken gefügt sind wie die Bauten des oberen Thales; ein Gleiches gilt für die Thäler von Casma und Nepeña. Das Vorwiegen von befestigten Plätzen läßt darauf schließen, daß zwischen den Herrschern im Hochland und den Königen von Chimu, in deren Händen sich die Küste befand, ein fortwährender Kriegszustand obwaltete. Doch ist wohl die gewaltsame Zerstörung, deren Spuren die Tempelruinen von Mojeque im Casma- und von Chavin im Santathale unverkennbar aufweisen, nicht den Chimu, sondern den Inka zuzuschreiben, die nach der Eroberung bemüht waren, vor allem die Stätten des finsteren Kultus, dem die Völker des Santathalreiches huldigten, zu vernichten und dafür die Verehrung ihres Sonnengottes einzuführen.

Besser erforscht ist das zweite vorinkanische Kulturgebiet des Hochlandes; auch die Tradition ist hier nicht vollständig stumm. Sein Schauplatz ist das Süd- und Westufer des Titicacasees und einer seiner großartigsten Überreste die Ruinenstätte von Tiahuanaco. Die Rätsel, welche sie der Forschung aufgibt, werden wohl niemals gelöst werden. Daß eine alte Nation des Aymarástammes diese Bauwerke errichtet hat, darf als sicher gelten. Der eine Teil der Ruinen, der mit dem Namen Ak-Kapana bezeichnet wird, war jedenfalls ein Tempelbezirk, bestehend aus einer wenig hohen pyramidenartigen Terrasse, an deren Fuße sich ein von Steinpfeilern eingefaßter heiliger Bezirk befand. In Ak-Kapana umschließen diese Pfeiler einen viereckigen Raum, während ähnliche Anlagen in der Nähe des Umayosees eine runde Form haben; im Wesen aber dürfen wir beide wohl als gleichartig ansehen. Ob diese Pfeilerumfassungen etwas mit dem Steinkultus zu thun haben, der in diesem Teile des peruanischen Hochlandes eine weite Verbreitung besessen hat, ist sehr fraglich; die Ruinen von Tiahuanaco sprechen eher dagegen als dafür. Hier sind jedenfalls in viel wesentlicherem Grade Götter verehrt worden, denen eine menschliche Gestaltung beigemessen ward. Dafür sprechen die statuarischen Reste, die noch jetzt auf der Ruinenstätte vorhanden sind, von denen es aber, nach den Berichten der alten Chronisten zu schließen, in früheren Zeiten eine viel größere Menge gegeben haben muß. Die Statuen dieser ältesten Kulturepoche erinnern in ihrer künstlerischen Unfreiheit an die von Chavin und San Agustin; auch hier begegnen wir, wie bei allen unentwickelten Völkern, der überwiegenden Betonung von Symbolen und einer stilistischen Ausführung, hinter der das Bestreben der Lebenswahrheit zurücktritt. Aber die Götter von Tiahuanaco waren andere, mildere als die der vorerwähnten Kultusstätten: sie haben weder die menschenfeindlichen Formen jener, noch auch war ihre Verehrung dem Tageslichte entrückt.

Erklärung des umstehenden Bildes.

Das Monolith-Thor von Ak-Kapana ist das merkwürdigste Monument der unweit vom Südufer des Titicaca-Sees gelegenen Ruinenstätte von Tiahuanaco. Seine Bestimmung ist noch nicht aufgeklärt. Ob es mit der stonehenge-ähnlichen Steinsetzung zusammenhängt, die mit dem Namen Ak-Kapana bezeichnet wird, ist zweifelhaft; denn sein gegenwärtiger Standort ist keineswegs der ursprüngliche. Da das ganze Monument nur etwa 3 Meter hoch ist, reicht die lichte Weite der Thoröffnung für den Durchlaß eines erwachsenen Menschen kaum aus. Das Material ist harter Trachyt, der mit großer Kunstfertigkeit bearbeitet ist. Auf beiden Seiten, vorn wie hinten, herrscht eine sorgsam beobachtete Symmetrie. Die Skulpturen der Rückseite scheinen ein Gebäude von zwei Stockwerken mit fensterartigen Nischen vorzustellen. Die hier wiedergegebene Vorderseite ist mit Relief-Skulpturen bedeckt; diese füllen aber nur den oberen Teil des Thores aus. Die Mitte nimmt eine größere, von einem Federkranz umrahmte Götterfigur ein, deren Beine stark verkürzt sind. Vermutlich stellt sie Huiracocha vor. Ihm huldigen auf jeder Seite, in drei Reihen übereinander angeordnet, je 24 geflügelte, mit dem Zepter bewehrte Gestalten, indem sie sich auf ein Knie herablassen. Je neun dieser Figuren am äußeren Rande sind erst in späterer Zeit von minder kundiger Hand den ursprünglichen 15 nachgemeißelt. Ein Fries schließt die Skulpturen nach unten ab; darin werden stark stilisierte menschliche Köpfe durch Mäanderbänder getrennt, die mit Kondor- (nicht Schlangen-) und Pumaköpfen verziert sind. Der Stil ist vor-inkanisch; vermutlich gehörten die Bildner dem Aymará-Stamme an.



Das Monolith-Thor von Ak-Kapana in Peru; von Osten gesehen.
(Nach A. Stübel und M. Uhle, Die Ruinenstätte von Tiahuanaco.)

Auch architektonisch nimmt Tiahuanaco eine Sonderstellung ein. In den ausgedehnten Ruinen läßt sich nicht ein einziges geschlossenes Gebäude nachweisen. Daß die Erbauer solche und zwar von mehreren Stockwerken zu erbauen verstanden, das beweist ein Block, in den, wie in ein Modell, die Fassade eines Gebäudes von zwei Etagen eingemeißelt ist. Allein so, wie die großen Steinblöcke in Pumapungu, dem anderen Ruinenfelde Tiahuanacos, umherliegen, haben sie sicher niemals ein Gebäude gebildet; und wenn auch viele Steine unverkennbar nach Modellstücken gearbeitet und zur Verklammerung mit anderen Stücken bestimmt waren, so läßt sich doch nichts Bestimmtes zusammenkonstruieren. Danach dürfen wir auch die Monoliththore, die von jeher die Aufmerksamkeit besonders auf sich gezogen haben, nicht als Gebäudeteile auffassen, sondern wie die ägyptischen Pylone als Begrenzungen und Eingänge der heiligen Bezirke, wie wir sie in Ak-Kapana von Pfeilern umsäumt kennen lernen. Das merkwürdigste dieser Thore gehört denn auch zu diesem Bezirke. Es ist, wenn auch weitaus nicht der massigste unter den in Tiahuanaco umherliegenden Blöcken, so doch das größte und schwerste unter den noch vorhandenen Thoren und zugleich das einzige, das mit einem reicheren skulpturellen Schmucke verziert ist (s. die beigeheftete Tafel „Das Monolith-Thor von Ak-Kapana in Peru"). Seine Darstellungen sind durchaus in dem Stile gehalten, der uns auch sonst aus peruanischen Mustern, z. B. Gewebemustern, bekannt ist, und zeigt uns ein größeres Götterbild in der Mitte, dem Reihen von seitlichen Figuren zu huldigen scheinen.

Aus den Attributen an und neben den Figuren wird es wahrscheinlich, daß die Darstellung sich auf den Huiracochakultus bezieht; und da dieser oder ein ähnlicher Kult unter allen Völkerschaften Perus, im Hochlande wie an der Küste, allgemein verbreitet war, so ist es nicht zu verwundern, wenn wir dessen Spuren in einem Denkmale wiederfinden, welches bereits der ältesten peruanischen Kultur angehört haben muß. Huiracocha (oder, wie sein Name gelegentlich vervollständigt wird, Con-Ticsi-Huiracocha) war ursprünglich wohl auch ein Sonnengott, der aber als Bringer des Lichtes und Erwecker alles Lebens im Laufe der Zeiten zum Schöpfer der Menschen und zum Vater aller Gesittung umgebildet wurde. Als solcher durchzog er selbst oder sandte seine Boten von Tiahuanaco aus durch alle Gaue von Peru, die Künste des Friedens und der Gesittung den Völkern bringend, um endlich fern im Norden an der Küste des Weltmeeres zu verschwinden. Keine Gottheit genoß, wenn auch unter verschiedenen Namen, in einer so weiten Ausbreitung allgemeine Verehrung wie dieser. Die Inka wichen von dem ausschließlichen Sonnendienste zuerst zu gunsten des Huiracochakultus ab und ließen ihm als dem einzigen unter den Göttern der unterworfenen Völker die Ehre zu teil werden, nicht nur neben und unter dem Sonnenkultus geduldet, sondern in dessen mythologisches System aufgenommen zu werden. Seine Heimat aber ist der alte südliche Kulturbereich, in welchem Tiahuanaco eine hervorragende Stellung einnimmt.

In der näheren Umgebung des Titicacasees liegen noch eine Reihe anderer heiliger Stätten, deren engerer Zusammenhang mit der Kultur von Tiahuanaco nur deshalb weniger klar erscheint, weil sie in späterer Zeit in den Sonnenkultus der Inka hineingeflochten worden sind. Dies gilt vor allem von der Insel des Titicacasees. Die Legende der Inkazeit stellt die Sache so dar, als sei der Sonnenkultus von dieser Insel zwar ausgegangen; doch sei die heilige Stätte vernachlässigt worden, bis Tupak Yupanqui Inka zu ihr wallfahrtete und ihr damit die gebührende Stellung zurückgab. Der Kern dieser Tradition ist jedenfalls der, daß Tupak Yupanqui als einer der ersten Inka das Heiligtum Huiracochas im Titicacasee besuchte und anerkannte. Denn das Südufer des Sees mit der Insel war bis dahin von den Colla, einem

den Inka-Peruanern durchaus feindlichen Stamme, hartnäckig gegen diese verteidigt worden; es konnte also nicht wohl von einem früheren Besitz und einer langen Vernachlässigung des Heiligtums durch die Inka die Rede sein. Sie haben nachmals vielfache und monumentale Bauten dort aufführen lassen; allein an den heiligsten Stätten, bei dem Felsen, hinter dem die Sonne stehen blieb, bis der Schöpfer (Huiracocha) sie wieder in Bewegung setzte, tragen die Denkmale durchaus den Charakter vorinkanischer Bauten. Überhaupt ist das Heiligtum kein Tempel, sondern, wie Ak-Kapana und andere uralte Kultusstätten, ein unbedeckter, nur von einer Einfriedigung umschlossener Bezirk.

Eine andere mit dem Huiracochakultus verbundene Stätte war Cacha, halbwegs zwischen Cuzco und dem Titicacasee im Thale des Huilcanota gelegen. Die dortige Tempelruine stammt allerdings ihren architektonischen Eigentümlichkeiten nach erst aus der Inkazeit. Es war aber ein Tempel des Huiracocha, der Legende nach errichtet zur Erinnerung daran, daß der Gott hier Feuer vom Himmel fallen ließ und die Berge entzündete, um den Widerstand, den seine Lehren bei den Canao-Indianern fanden, zu strafen, bis diese sein göttliches Wesen erkannten.

Der vorinkanische Kulturbereich des Südens umfaßt noch ein weit größeres Gebiet; doch gehörte dies wohl nicht ausschließlich zu dem Kulturbereiche von Tiahuanaco. Denn dieses ist nicht erst von den Inka zerstört worden, sondern es lag zur Zeit, als die Inka-Peruaner erobernd im Lande der Colla vordrangen, bereits ebenso vergessen und sagenumwoben in Trümmern wie noch jetzt. Das alte Reich von Tiahuanaco ist wohl schon dem Ansturm einer früheren Völkerwanderung erlegen. Wenn es nicht die Colla selbst zerstört haben, so haben doch sie neben und auf dem Boden Tiahuanacos ihr Reich aufgerichtet, das gleichfalls ohne Beeinflussung durch die Inka eine vorgeschrittene Gesittung erlangt hatte. Von ihnen stammen vermutlich die merkwürdigen Turmgräber (chulpas) am Umayosee in der Nähe von Sillustani, deren große, glatt behauene und der Rundung der Oberfläche vorzüglich angepaßte Steinblöcke den Steinmetzarbeiten von Tiahuanaco kaum nachstehen. Die Religion der Colla aber war nicht die Verehrung Huiracochas, sondern ein Steinkultus, der jedenfalls auf die heilige Stätte auf der Insel Titicaca nicht ohne Einfluß geblieben ist, als auch diese unter ihre Herrschaft gekommen war, dessen vorzüglichstes Heiligtum sich aber am Südende des Sees in Copacapana befand. Hier genossen zwei blaue Steine, deren einer nur ein Gesicht, der andere eine von Schlangen umwundene Gestalt darstellte, besondere Verehrung, bis die Inka den Colla ihre Sonnenreligion aufzwangen.

Auf den Trümmern aller dieser Kulturen, und gewiß von jeder einzelnen mehr oder weniger beeinflußt, erhob sich das Reich der Inka. Seine Geschichte, als die eines großen und mächtigen Staates, füllt nur einen verschwindend kleinen Teil, kaum zwei Jahrhunderte des Zeitraumes aus, dessen die von den Völkern ihres Reiches erlangte Gesittung zu ihrer Entwickelung bedurft hat. Aber da sie im Augenblicke der Eroberung zufällig gerade noch die führende Macht im südlichen Amerika waren, so hat die Nachwelt in der Hauptsache nur ihre Geschichte und die ihrer Schwestervölker nur in ihrer Auffassung kennen gelernt. Die Inka sind weder die Träger einer besonderen Nationalität noch einer besonderen Kultur gewesen, aber sie haben die Eigenart ihres Volkes und seiner Sitten über weite Gebiete zur Herrschaft gebracht und auf Grund der alten Kulturen eigenartige, ja bewunderungswürdige Einrichtungen getroffen. Sie haben in ihrem Reiche, das sich zuletzt aus einer großen Menge verschiedensprachiger Völker zusammensetzte, die Quechua- (spr. Kétschua) Sprache als offizielles Verkehrsidiom eingeführt. Trotzdem war dies nicht ihre Muttersprache. Vielmehr waren die Inka ein Clan des

Aymaráſtammes, deſſen alte Kultur wir in Tiahuanaco kennen lernten. Vielleicht haben ſie bei dem Zuſammenbruche dieſes Reiches ihre Schritte nach Norden gelenkt und ſich im Thale des Huilcamayo angeſiedelt, um von dort aus den Siegeszug nach allen vier Himmelsgegenden (danach nannten ſie ihr Reich Tahuantinſuyu, die vier Himmelsgegenden) anzutreten. Weil ſie die unſcheinbaren Anfänge ihrer Macht vor den Blicken der Menge nicht enthüllen mochten, haben ſie ſich eine Abſtammungsſage zurechtgemacht, die für ihre weltliche Macht und für ihre religiöſe Überzeugung einen gemeinſamen Urſprung ſchuf und damit ſie ſelbſt über die gewöhnlichen Sterblichen hinaus zu den Göttern erhob.

Vor dem Auftreten der Inka, ſo lautet die Sage, lebten die Menſchen im Hochlande von Peru noch im Zuſtande vollkommener Wildheit: ſie kannten weder den Ackerbau, noch beſaßen ſie feſte Wohnſitze, noch wußten ſie ſich mit etwas anderem zu kleiden als mit den Fellen der Tiere, von deren rohem Fleiſche ſie ſich nährten. Das erbarmte endlich den Sonnengott Inti; und ſo ſetzte er auf der Inſel des Titicacaſees zwei ſeiner Kinder, die ihm ſeine Schweſter und Gattin Quilla, die Göttin des Mondes, geboren hatte: den Manco Capak mit ſeiner Schweſter und Gattin Mama Ocllo, auf die Erde. Er gab ihnen einen goldenen Stab und befahl ihnen, nach Norden zu ſo lange den Thälern zu folgen, bis der goldene Stab da, wo er die Erde berührte, in ihr verſchwinden würde. Dort ſollten ſie ſich niederlaſſen, die umwohnenden Menſchen zur Verehrung des Sonnengottes anhalten und mit den Segnungen der Geſittung bekannt machen; und er verhieß ihnen ſeinen Schutz und ſeine Unterſtützung, damit ſich ihr ſegensreicher Einfluß nach und nach über alle Völker der Erde erſtrecken ſolle. Mit dieſem Auftrage machte ſich das Geſchwiſterpaar auf die Wanderſchaft und zog das Thal des Huilcamayo hinunter. Wenige Meilen von Cuzco, bei dem Berge Guanacaure, verſchwand plötzlich der Goldſtab; und Manco Capak begann hier ſich und ſeiner ſchweſterlichen Gattin ein Haus zu errichten. Er brach daneben den Boden um, den er mit Kartoffeln, Quinoa und anderen Gewächſen beſtellte; und Mama Ocllo ſchaltete im Hauſe und am Herde, kochend, ſpinnend, webend, alle die Künſte übend, die ihre himmliſchen Eltern ſie gelehrt hatten. Nachdem ſie ſo für den eigenen Unterhalt geſorgt hatten, begab ſich Manco daran, unter den Umwohnenden ſeine göttliche Miſſion zu erfüllen. Die Wilden, die das nahe Cuzco bewohnten, ſahen mit Staunen ihn und ſeine Schweſter, in leuchtende Gewänder gehüllt und mit glänzendem Schmucke geziert, unter ſie treten und horchten mit andächtiger Scheu der Botſchaft vom Sonnengott. Und als ſie dann unter ſeiner Anleitung gleichfalls der Segnungen der Geſittung teilhaftig wurden, als die Männer den Boden zu beſtellen und Häuſer zu bauen, die Weiber zu ſpinnen und zu weben verſtanden, da erkannten ſie, welche Wohlthat ihnen durch die Sendung Manco Capaks zu teil geworden war. Bereitwillig erwählten ſie ihn zu ihrem Herrſcher und den Sonnengott zu ihrem Gott; und der kleine Staat, der ſich ſo um die Hütte des erſten Sonnenſohnes gebildet hatte, wuchs und gedieh unverkennbar unter dem Segen ſeines himmliſchen Vaters.

Dieſe Legende kann man als die ſpätere offizielle Form der inkaniſchen Urſprungsſage bezeichnen. Aus der Anknüpfung an den Titicacaſee darf man ſchließen, daß ſie nicht eher entſtanden iſt, als bis die Ausſöhnung zwiſchen dem Sonnenkultus der Inka und dem Huiracochakultus der Hochländer ſtattgefunden hatte, deſſen heiligen Mittelpunkt der Titicacaſee bildete. Da nun dieſer religiöſe Kompromiß erſt unter Huiracocha Inka, dem achten in der Reihe der Inkakönige, zu ſtande kam, ſo war wohl auch dieſe Lesart der Stammſage nicht viel über 100 Jahre alt, als die Spanier nach Peru gelangten.

Die ältere Form der Legende stellt die der Niederlassung Mancos vorausgehenden Ereignisse wesentlich anders dar. Eines Tages kamen aus der Höhe von Paccaritambo, neun spanische Meilen südlich von Cuzco, vier Geschwisterpaare hervor, die auch Kinder der Sonne genannt werden; unter ihnen befanden sich Ayar Manco und Mama Ocllo. Der größte und stärkste von ihnen aber war Ayar Cachi, der Gatte der Mama Huaco; und seine Geschwister, einig in der Furcht vor ihm, beschlossen, sich seiner zu entledigen. Sie waren zwar festlich gekleidet und reich geschmückt an das Tageslicht gestiegen; allein noch weit größere und glänzendere Schätze hatten sie in der Höhle zurückgelassen. Diese nun baten sie den Ayar Cachi herauszuholen; sobald er aber im Inneren der Höhle verschwunden war, wälzten sie vor den Eingang mächtige Steinblöcke und verschlossen ihn so gut, daß Ayar Cachi nicht mehr zurückkehren konnte. Furchtbar war des Starken Toben, als er die heimtückische Täuschung entdeckte: gewaltig schüttelte er den Berg, der sich über der Höhle auftürmte, und mit diesem erzitterte in weitem Umkreise die Erde; aber den Weg zum Lichte fand er nicht, sondern er verwandelte sich schließlich im Felsen selbst zu Stein. Die anderen Geschwister aber zogen nun gen Norden weiter und siedelten sich zunächst am Berge Guanacaure an, bis sie dann näher nach Cuzco heranzuziehen beschlossen. Als sie von Guanacaure Abschied nahmen, verwandelte sich noch ein zweiter der Brüder, Ayar Utschu, freiwillig in ein Steinbild, wofür die anderen ihn in Zukunft anzubeten versprachen. Er aber spannte mächtige steinerne Flügel aus und erhob sich empor zu ihrem gemeinsamen Vater, der Sonne, von dem er wiederkehrte mit der Botschaft, Ayar Manco solle als Manco Capak die Führung der Geschwister übernehmen, nach dem nahen Cuzco hinuntersteigen und dort seine zivilisatorische Mission beginnen; er aber, Ayar Utschu, werde als Steinbild auf Guanacaure bleiben, um in Zukunft der ständige Vermittler zwischen ihnen und ihrem Vater der Sonne zu sein.

An dieser Version der Abstammungssage sind zwei Momente von Wichtigkeit. Auf dem Berge Guanacaure befand sich noch bis zur Ankunft der Spanier einer der höchstverehrten Tempel des ganzen Reiches von Tahuantinsuyu, dessen Gründung natürlich an die Stammsage angeknüpft wurde. In späterer Zeit war dieser, wie alle offiziellen Inkaheiligtümer, ein Sonnentempel; allein die Entstehungssage läßt keinen Zweifel darüber, daß wir es hier, wie in der Höhle von Paccaritambo, mit einem heiligen Ort aus der Zeit des Steinkultus zu thun haben, der nicht nur bei den Colla südlich und westlich des Titicacasees, sondern auch im Gebiete von Cuzco und noch viel weiter nach Norden hin vor der Ausbreitung der Sonnenreligion der Inka der herrschende war. Dadurch erklären sich auch die eigentümlichen in den natürlichen Felsen gearbeiteten Stufen und Plattformen des Monte Rodadero in der unmittelbarsten Nachbarschaft von Cuzco sowie die unverkennbar mit dem Steinkultus zusammenhängenden ähnlichen Denkmale: bei Concacha im oberen Thale des Apurimac sowie die Steinsessel von Huillcas Huaman im Pampasthal und der angebliche Thron des Inka in Cajamarca weit im Norden. Alle diese Stätten, deren zur Inkazeit noch fortgesetzte Verehrung kaum in Frage gestellt werden kann, machen es überaus wahrscheinlich, daß der Steinkultus von den Inka durchaus nicht mit der Strenge verfolgt worden ist, wie die anderen Götzendienste; und wenn man dazu die Tradition nimmt von der Verwandlung zweier Sonnensöhne in Steine und die Art und Weise, wie deren Verehrung mit dem Sonnenkultus in Verbindung gebracht wird, so ergibt sich daraus die Folgerung, daß die Inka der ältesten Zeit mit dem rings um sie her in vollster Blüte stehenden Steinkultus ebenso ein religiös-politisches Kompromiß schlossen, wie sie es ein Jahrhundert später aus politischen Gründen mit der

Anbetung des Huiracocha thaten. Indem der Gegensatz zwischen dem Stein- und dem Sonnenkult hinwegdisputiert wurde, war es möglich, daß jener so fest unter den Eingeborenen von Peru eingebürgert blieb, daß nicht nur in der Inkazeit, sondern fast noch bis auf den heutigen Tag kein eingeborener Lastträger eine der zahllosen Paßhöhen dieses nur aus Thälern und Gebirgskämmen bestehenden Landes überschreitet, ohne dem dort durch die Spenden seiner Vorgänger angesammelten Steinhaufen ein neues Steinchen beizufügen, als Dankesgabe für den Apacheta, „den, der die Kraft verleiht, zu tragen".

Nicht minder bedeutsam ist, was die Legende über die Niederlassung der Inka in Cuzco erzählt. Die Ortschaft muß schon vor ihrer Ankunft der Sitz einer zahlreichen Bevölkerung gewesen sein, die sich längst aus dem Zustande barbarischer Roheit, welchen die offizielle Tradition allen Peruanern der vorinkanischen Zeit andichtet, zu einer geordneteren Lebensweise aufgeschwungen hatte; denn die Stadt Cuzco war die Residenz eines Herrschers, Namens Alcaviza, der auch über das Gebiet im nächsten Umkreise der Stadt herrschte. Von ihm erbaten Manco Capak und die kleine Schar seiner Begleiter die Erlaubnis, sich in der Nähe der Stadt niederzulassen; als ihnen jedoch diese gewährt worden war, machten sie sich ihrer Nachbarschaft bald unliebsam bemerkbar. Sobald sie nur erst in einem Stadtviertel von Cuzco festen Fuß gefaßt hatten, machten sie gegen den Herrscher und die Priester der in dem alten Cuzco eingeführten Götterverehrung Partei und warben für ihren eigenen Kultus, die ausschließliche Verehrung des Sonnengottes, Proselyten. Dieser Widerstreit der Parteien artete nach und nach in offenen Kampf aus, und dieser endete mit der Vertreibung Alcavizas und seiner Anhänger. So ergriffen die Inka-Peruaner Besitz von der Stadt, die im Laufe der Jahrhunderte der Mittelpunkt ihres weitausgedehnten Reiches werden sollte.

Die peruanische Tradition ermöglicht es nicht, den Zeitpunkt auch nur annähernd festzustellen, wann der erste Herrscher vom Stamme der Inka sich der Regierung bemächtigte. Zu chronistischen Aufzeichnungen scheinen die Quipus, jene Bündel verschiedenfarbiger Wollfäden, mit deren Hilfe die Gelehrten Perus den Gedächtnisstoff zu bewältigen und zu bewahren verstanden, nicht gedient zu haben; auch der ganzen Art ihrer Verwendung nach haben sie nicht dazu dienen können, weil sie keinen Ersatz für eine wirkliche Schrift boten. Die mündliche Überlieferung geschichtlicher Ereignisse bildete allerdings einen wesentlichen Teil des Lernstoffes, der in den Schulen der Amauta, der Gelehrten, den Jünglingen von Inkageblüt und den bevorzugten Edlen der verbündeten und unterworfenen Stämme beigebracht wurde. Aber alles, was von solchen Kenntnissen sich bis in die Zeiten der Spanier hinüber gerettet hat, reicht doch nicht aus zu einer chronologischen Schätzung des Bestandes des Inkareiches. Steht doch nicht einmal die Zahl der Herrscher fest, die von Manco Capak an bis auf Atahualpa den Thron von Cuzco innegehabt haben. Die Angaben der Chronisten schwanken zwischen 10—13 Regenten als Vorfahren des feindlichen Brüderpaares Huascar und Atahualpa; mindestens sind es ihrer elf gewesen. Bezeichnenderweise leitet sich die Unsicherheit nicht von den alten Zeiten her; vielmehr bestehen über die Reihenfolge der ersten fünf Inkakönige keine ernstlichen Zweifel. Dann aber scheint Zwietracht in der Königsfamilie eine Abweichung von der gesetzmäßigen Thronfolge bewirkt zu haben; und das Bestreben, diese Thatsache zu verdecken, hat dahin geführt, daß sich zwei verschiedene Darstellungen über die Inkaherrscher der mittleren Zeit erhielten, die, einander vielfach widersprechend, die Ermittelung des wirklichen Zusammenhanges sehr erschweren. Es kommt dazu, daß die späteren Inka vielfach besser unter ihren Beinamen als unter ihren wenig wechselnden Eigennamen bekannt waren; die

Zusammengehörigkeit dieser Namenskategorien wird aber verschieden angegeben für die drei oder vier Vorgänger Huaina Capaks, so daß streng genommen erst die Ereignisse der Regierung dieses Königs chronologisch und geschichtlich als gesichert gelten können. Gibt man den elf Inkakönigen eine durchschnittliche Regierungszeit von je 30 Jahren (regelmäßig sollen Vater und Sohn aufeinander gefolgt sein), so würde die Festsetzung in Cuzco um das Jahr 1200 der christlichen Zeitrechnung erfolgt sein. Danach hätte das Inkareich bei seinem Zusammenbruche annähernd 330 Jahre bestanden: ein Zeitraum, der bei der Unbeständigkeit der Verhältnisse in dem alten Amerika eher zu hoch als zu niedrig bemessen sein dürfte.

Obwohl Manco Capak kein wirklicher Eigenname ist, muß er doch wohl als eine geschichtliche Persönlichkeit gelten. Vielleicht ließen die Amauta seinen Eigennamen absichtlich der Vergessenheit anheimfallen, um damit den geschichtlichen Zusammenhang der Inkaherrscher mit den übrigen altamerikanischen Staatengebilden zu verdunkeln und ihre direkte Abstammung von dem Sonnengotte dem Volke einleuchtender zu machen. Capak bedeutet in der Quechuasprache, dem offiziellen Idiome des Inkastaates, der Reiche, Mächtige und ist ein Herrschertitel, den vor und neben den Inka auch andere Häuptlinge sich beigelegt haben. Ganz dasselbe gilt für das Wort Manco. Seine Abstammung und eigentliche Bedeutung steht zwar nicht in gleicher Weise fest; allein die Überlieferung nennt eine Reihe von Mancos als Könige besonders solcher Ländergebiete, die in dem westlichen und nordwestlichen Teile des Inkareiches gelegen waren. Manco Capak kann demnach nur der „mächtige König" übersetzt werden: ein Name, ganz geeignet, dem Volke zu imponieren und es über die bescheidenen Anfänge der Inkaherrschaft in Peru hinwegzutäuschen. Von der Regierung Manco Capaks nach seiner Festsetzung in Cuzco verlautet nur ganz allgemein, daß er unter seinem Volke Gesittung verbreitet, den Sonnenkultus eingeführt und mehr auf dem Wege friedlicher Belehrung, als durch die Gewalt der Waffen die Grenzen seines Reiches erweitert habe. Die Legende überträgt auf ihn die grundlegenden Bestimmungen über alle die Einrichtungen, die dem späteren Inkastaate sein Gepräge gegeben haben, obwohl eine ganze Anzahl der ihm zugeschriebenen Anordnungen bei der geringen Ausdehnung des anfänglichen Herrschaftsgebietes zwecklos, ja teilweise unausführbar gewesen wäre. Der Inkastaat, der die Bewunderung der Eroberer im 16. Jahrhundert erregte und noch heute mit Recht das höchste Interesse in Anspruch nimmt, war im wesentlichen erst das Werk der vier großen Herrscher Huiracocha, Yupanki mit dem Beinamen Pachacutek, Tupac Yupanki und Huaina Capak. Diese haben zwar auf den Grundlagen weiter gebaut, die von ihren Vorfahren gelegt worden waren, allein sie haben den Charakter des Staates von Grund aus verändert. Deshalb hält es sehr schwer, eine zuverlässige Vorstellung davon zu gewinnen, was das Reich der Inka vor der Zeit ihrer Herrschaft gewesen ist.

Ebensowenig wie von Manco Capak wußte die Überlieferung von seinen ersten drei Nachfolgern Thatsächliches zu berichten. Sie werden übereinstimmend von allen Quellen Sinchi Roca, Lloque Yupanki und Maita Capak genannt und sollen zu einander alle im Verhältnisse von Vater und Sohn gestanden haben. Aber schon über die Namen und Verwandtschaftsbeziehungen ihrer Gattinnen und Mütter gehen die Berichte auseinander. Die offizielle Überlieferung, wonach die Ehe Manco Capaks mit seiner Schwester Mama Ocllo einem Gebote des Sonnengottes entsprochen haben soll, um die Vermählung der Sonne mit ihrem Schwestergestirn, dem Monde, nachzuahmen, überträgt verständlich genug schon auf die ältesten Zeiten des Inkareiches das in der späteren Periode anerkannte Gesetz, nach welchem nur der Sohn des Inka zur Thronfolge berechtigt war, den er mit seiner Schwester oder in

Ermangelung einer solchen mit seiner nächsten Anverwandten von unvermischtem Inkablute gezeugt hatte. Dagegen läßt eine andere, anscheinend berechtigte Tradition nicht nur die nächsten Nachfolger Manco Capaks, sondern die meisten Inkas bis auf Yupanki Pachacutek aus Ehen hervorgehen, die von den Herrschern von Cuzco mit den Töchtern benachbarter Dynasten geschlossen worden waren. Den Regenten bis auf Maita Capak wird übereinstimmend nachgerühmt, daß sie friedlich für die Erweiterung ihres Reiches thätig gewesen seien. Von einem oder dem anderen der älteren Inka gibt auch die offizielle Überlieferung zu, daß sie nicht aus den Kreisen des Inkageschlechtes ihre Coya erwählt, sondern Töchter benachbarter Dynasten zu sich auf den Thron des Inkareiches erhoben haben. Wie hätte auch Huaina Capak es wagen können, nach der Eroberung von Quito die Erbprinzessin dieses Reiches unter die Zahl seiner ebenbürtigen Gemahlinnen aufzunehmen, wenn wirklich seit dem Begründer der Dynastie die Ehe mit der Schwester oder doch einer Gattin aus der nächsten Blutsverwandtschaft als religiöses Gesetz gewahrt worden wäre?

Nichts ist übrigens verständlicher, als eine solche Heiratspolitik der Inka. Sie waren als eine kleine Schar fremder Eindringlinge in das Huillcanotathal gekommen, und die gewaltsame Verdrängung des Herrschers von Cuzco war kaum geeignet, ihnen die Sympathien der benachbarten Dynasten zu gewinnen, von denen wahrscheinlich manche in freundschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen zu Alcaviza gestanden hatten. Außerdem blieben sie Fremdlinge dadurch, daß sie sich den allgemein im Hochlande verbreiteten Religionen, dem Steinkultus und der Verehrung Huiracochas, widersetzten und an deren Stelle einen Kultus einführten, der, weniger sinnenfällig und gewaltsam, den Massen auch weniger verständlich war. Während des ersten Jahrhunderts ihrer Dynastie waren die Inka nichts anderes als kleine Territorialherren inmitten zahlreicher anderer. Weit entfernt, ihre Nachbarn zur Annahme ihrer staatlichen und religiösen Gebräuche zwingen zu können, mußten sie vielmehr froh sein, von diesen nicht behelligt zu werden. Unter solchen Umständen gebot sich ihnen eine Politik von selbst, die darauf gerichtet war, durch Bündnisse ihre Stellung zu sichern; durch Anknüpfung verwandtschaftlicher Beziehungen suchten sie es vergessen zu machen, daß sie späte und fremde Eindringlinge im Kreise der Hochlandskönige waren. Daß es ihnen dabei gelang, unter den minder zivilisierten, wenn auch durchaus nicht mehr wilden und rohen Völkerschaften ihre höhere Gesittung zur Geltung zu bringen, daß sie durch die augenfälligen Vorteile, welche sie durch die sorgsamste Bestellung des Bodens, durch eine durchgebildete Arbeitsteilung erreichten, auch auf friedlichem Wege Anhänger gewannen, die, die benachbarten Landschaften verlassend, sich lieber unter dem Schutze der Inka ansiedelten und in Dankbarkeit für die materielle Verbesserung ihrer Lage deren kaum verstandene Religion annahmen, vielleicht auch in dem Fortschritt und Wohlstand des Inkagebietes einen Beweis für die höhere Gewalt ihres Gottes erblickten, dürfen wir den alten Überlieferungen wohl glauben. Immerhin war die Ausdehnung, welche das Reich von Cuzco unter den ersten vier Inka erlangte, noch ganz geringfügig. Weder die Chanca, die unmittelbar im Westen des Thales von Cuzco, zwischen Andahuailas und Ayacucho ein Reich besaßen, welches dem der Inka zu jener Zeit noch entschieden überlegen war, noch die Quechua, deren Sprache in späteren Zeiten das offizielle Organ im Inkareiche wurde, dessen nördliche Nachbarn sie zu Maita Capaks Zeiten noch waren, noch endlich die Cana und Canches, die zwischen Cuzco und dem Titicacasee ihre Wohnsitze hatten, waren damals dem Inkareiche unterthan. Ja selbst in der unmittelbarsten Nachbarschaft ihrer Hauptstadt übten die Inka zu jener Zeit noch keine wirkliche

Herrschaft aus. Mit allen den kleinen Dynasten, die sich Könige der Ortschaften nannten, die im Umkreise von 3—5 Wegstunden um Cuzco herumlagen, verband sie nur ein auf der Grundlage der Gleichberechtigung abgeschlossener Vertrag, den erst Huiracocha, der achte Herrscher auf dem Inkathron, in eine wirkliche Herrschaft verwandelte. Schließlich war Maita Capak nicht einmal in seiner Hauptstadt sicher; denn die Alcavizca, die Nachkommen des Stammes, der schon vor der Ankunft Manco Capaks die Herrschaft in Cuzco ausgeübt hatte, blickten noch zu seiner Zeit mißgünstig auf die glücklicheren Nebenbuhler. Noch unter dem vierten Inkakönige bedurfte es einer blutigen Schlacht, um die unruhigen Anhänger der alten Königsfamilie endgültig aus der Stadt zu vertreiben.

Die Schlacht, worin Maita Capak die rebellischen Alcavizca besiegte, wird ausdrücklich als die erste Gelegenheit bezeichnet, wobei ein Inka das Schwert zur Ausdehnung seiner Herrschaft gezogen habe. Das sollte denn freilich unter seinen Nachfolgern bald anders werden. Die drei folgenden Inka, Capak Yupanki, Inka Roca und Yahuar Huacac, deren Regierungszeit kaum ein volles Jahrhundert umfaßt haben dürfte, sind die Vorbereiter der Größe ihres Reiches gewesen. Mit ihnen beginnt die Eroberungspolitik, durch welche die Inka die Grenzen ihrer Macht nach allen Seiten hin hinausgeschoben haben. In ihrer unmittelbarsten Nachbarschaft scheinen sie das Bundesverhältnis noch immer aufrecht erhalten zu haben; aber indem sie die waffenfähige Jugend der verbündeten Reiche als Söldner in ihre Dienste nahmen, gewöhnten sie diese daran, sie als die Führer zu betrachten. Damit und mit Hilfe der reichen Kriegsbeute sicherten sie sich unmerklich ein Übergewicht über die anderen Glieder des Bundes, dessen Umwandlung in eine wirkliche Herrschaft im Laufe der Zeit unausbleiblich wurde.

Capak Yupanki begann seine Regierung damit, daß er sich im eigenen Hause die Herrschaft sicherte. Maita Capak hatte viele Söhne hinterlassen, die er in fast unabhängiger Stellung als Dynasten der benachbarten Ortschaften eingesetzt hatte. Als Capak Yupanki diesen nun deutlich zu erkennen gab, daß er nicht ihre Freundschaft, sondern ihren Gehorsam begehre, da verschworen sie sich, ihn selbst zu beseitigen und einen gefügigeren Regenten an seine Stelle zu setzen. Der Anschlag ward aber verraten: statt des Inka fielen die meisten Verschworenen unter den Streichen des Schwertes; und um den Eindruck dieser Tragödie zu verwischen, dem Thatendrange der vielen jugendlichen Inka ein Feld für erfolgreiche Bethätigung zu eröffnen, begann Capak Yupanki die Reihe der Feldzüge, die ihn zunächst nach Norden (Condesuyu) und Nordosten (Andesuyu), dem Laufe der Ströme entlang, hinabführten.

Die Inka sind seitdem hervorragend aggressiv und expansiv gewesen. Dennoch wird es kaum auf dem ganzen Erdenrund zum zweitenmal eine Macht gegeben haben, die, obwohl Generation auf Generation im Dienste der Waffen heranwuchs, doch in der Art ihrer Kriegführung so maßvoll, so menschlich geblieben wäre wie die Inka. Stets bereit, mit dem Schwerte die Entscheidung herbeizuführen, und mit heldenhafter Tapferkeit begabt, versuchten doch die Inka in jedem einzelnen Falle erst friedlichere Mittel, ehe sie zum offenen Angriff übergingen. Ihre Kriegszüge waren nicht, wie die der wilden und halbzivilisierten Völker des übrigen Amerika, rasche Überfälle, bei denen ein möglichst großer Teil der gegnerischen Mannschaft niedergemacht wurde, damit man, beladen mit den Schätzen des Feindes, so schnell wie möglich zum heimischen Herde zurückkehren könne. Ihre Kriegführung hatte System. Niemals fielen die Inka über einen ungewarnten Gegner her, sondern stets zogen ihren Heeren Boten voraus, die die Aufforderung überbrachten, sich dem milden Zepter der Inka freiwillig zu unterwerfen. Nicht um sie zu schädigen, sondern um sie von allem Alten und Schlechten zu

befreien, und dafür mit den Segnungen einer gesitteteren Lebensweise und einer geläuterteren Götterverehrung bekannt zu machen, sei der Inka, der Sohn des Sonnengottes, zu ihnen gekommen. Und je mehr das Inkareich an Macht und Ausdehnung zunahm, desto weiter verbreitete sich auch unter den entfernteren Nationen die Kunde davon, daß diese Botschaft keine leere Vorspiegelung war, sondern daß thatsächlich die Lage der Unterthanen im Inkareiche weit besser war, als in irgend einem der Gebiete, das sich ihrer Herrschaft widersetzte. Fast niemals entthronten die Inka ein Herrschergeschlecht, das sich freiwillig ihrer Herrschaft unterwarf. Wohl änderte sich durch die Einverleibung in das Inkareich nicht nur die Lage des Herrschers, der aus einem unabhängigen Regenten zu einem Vasallen des Sonnensohnes in Cuzco wurde; auch in den Beziehungen des Königs zu seinen bisherigen Unterthanen wurde vieles nach dem Vorbilde der Einrichtungen des führenden Staates umgewandelt; aber die Inka waren durchaus keine doktrinären Fanatiker. Sie schonten stets, soweit sich immer dies mit den Anforderungen ihrer Regierungspolitik vereinigen ließ, die Eigentümlichkeiten der Nationen, die sie ihrem Zepter unterwarfen; nur im Laufe der Zeit brachten es die Erfordernisse der Regierung und Verwaltung mit sich, daß Sondereinrichtungen erst in den Hintergrund traten, dann mehr und mehr verschwanden.

Auf religiösem Gebiete übten die ältesten Inka am wenigsten diese versöhnliche Politik. Unter den Stämmen, die sie zuerst ihrem Zepter unterwarfen, haben sie ziemlich rücksichtslos die einheimischen Formen der Gottesverehrung unterdrückt. Schon Maita Capak soll den Unterthanen der benachbarten Ortschaften einst befohlen haben, all ihre steinernen Götterbilder nach Cuzco zu bringen, angeblich, um dort ihnen allen gemeinsam glänzende Festlichkeiten zu bereiten; als aber die steinernen Götzen alle beisammen waren, ließ er sie zertrümmern und in die Mauer eines Sonnentempels verbauen, um den Völkern die Ohnmacht der Götter, zu denen sie gebetet, deutlich vor Augen zu führen. Allein selbst auf diesem Gebiete wurde ihr Verhalten im Laufe der Generationen, und nicht zuletzt unter dem Einflusse politischer Notwendigkeiten, um vieles staatskluger (vgl. unten, S. 332 f.).

Oft genug endeten, trotz des großen Machtaufgebotes, das sie entfalteten, die Feldzüge der Inka, ohne daß ein Tropfen Blut geflossen war. Dennoch waren sie stets gerüstet, auch den hartnäckigsten Widerstand zu brechen. Die verhältnismäßig zahlreichen Heere der Inka brachten es bei der Schwierigkeit der Verkehrswege im gesamten Umkreis ihrer Herrschaft mit sich, daß sie nur langsam vorrückten. Besonders in späteren Zeiten, als die Ausdehnung des Reiches bedeutend geworden war, gehörte es nicht zu den Seltenheiten, daß ein Feldzug zwei, drei und noch mehr Jahre dauerte. Das Heer war nicht nur für seine kriegerischen Obliegenheiten, sondern auch für seine Unterhaltung geschult. Wie die Besatzungen der großen bewaffneten Lager, welche die Inka in Gegenden zu errichten pflegten, deren dauernde Unterwerfung zunächst nur mit Hilfe der Waffen aufrecht erhalten werden konnte, so kam es auch vor, daß das zum Angriffskrieg ausgerückte Heer, wenn der Feldzug sich in die Länge zu ziehen drohte, mit den Waffen zur Seite den Boden bestellte. Aber nur ausnahmsweise wird das Heer in die Lage gekommen sein, ernstlich zu diesem Hilfsmittel seine Zuflucht zu nehmen; denn ebenso wie die Truppen in ihrer kriegerischen Organisation, so war auch der Dienst der Verpflegung, des Nachschubes, der Ablösung bewundernswert organisiert. Die Arbeitspflicht, die im Inkareiche überall durchgeführt war (vgl. unten, S. 338 f.), ermöglichte es den Herrschern, in friedlichen Zeiten bedeutende Vorräte an Lebensmitteln, Bekleidungsstücken und anderen Bedarfsartikeln aufzusammeln. In allen Provinzen gab es große Magazine zu ihrer Aufnahme, und

in Zeiten des Krieges oder bei Hungersnot und Krankheit öffneten sich diese Speicher. Solche Einrichtungen, verbunden mit dem Glanze, den die Inka um sich zu verbreiten wußten, machten es begreiflicherweise oft unnötig, im Kampfe mit den weniger gesitteten Stämmen in den Bergthälern und an der unwirtlichen Küste die Waffen zu Hilfe zu nehmen: das Gefühl der eignen Ohnmacht ward der beste Bundesgenosse der Inka.

Selbst da, wo ihre Aufforderungen zur freiwilligen Unterwerfung zurückgewiesen wurden, gaben darum die Inka ihre versöhnliche Politik nicht auf. Wohl erfolgte dann von ihrer Seite ein bewaffneter Angriff; und bei der Überlegenheit ihrer Organisation und Ausrüstung war ein solcher fast immer ein Sieg. Danach aber erneuerten sofort die Boten des Inka die Anerbietungen des Friedens; und auch dann noch wurden fast immer die eingeborenen Herrscher in ihrer Stellung belassen, wenn sie nur ihren Widerstand nicht bis zum äußersten fortsetzten. Kaum eines der Staatengebilde, mit denen die Inka bei ihren Eroberungen in feindliche Berührung kamen, war so fest gefügt, daß es sich entschlossen bis zur völligen Vernichtung widersetzt hätte. Einzelne Herrscher, die sich den Inka ebenbürtig dünkten, haben es allerdings verschmäht, den Fortbestand ihrer Herrschaft durch die Anerkennung der Oberhoheit der Inka zu erkaufen; deshalb haben sie die volle Schwere ihres Zornes zu fühlen bekommen. Die Inka fanden aber auch in diesen Fällen fast immer bei den nur locker abhängigen Vasallen ihrer Gegner willigere Hörer für ihre verlockenden Anerbietungen und damit eine diesen verhängnisvolle Unterstützung zu deren Bekämpfung. Daß die Inka aber auch schonungslos vorzugehen nicht zögerten, davon trug der Boden Perus schon zur Zeit der spanischen Eroberung unverkennbare Spuren. Sie ließen es sich dann nicht reuen, mit einem Aufgebote ganz außerordentlicher Kräfte Festungen, wie die von Mojeque, deren gigantische Blöcke noch heute ein mächtiges Trümmerfeld bilden, oder Tempel, wie den von Chavin de Huantar, trotz oder vielleicht gerade wegen der weitverbreiteten Verehrung, die er genoß, von Grund aus zu zerstören, ebensosehr, um dem Feinde für künftige Erhebungsversuche keinen Rückhalt zu lassen, als um ihm durch die mühelose Vernichtung des mit unendlicher Mühe Geschaffenen zu imponieren. Wo aber gar ein Volksstamm wieder und wieder die Waffen gegen die milde Herrschaft der Inka zu erheben wagte, da wußten sich diese noch durchgreifender zu helfen. Nicht nur, daß sie dann zahlreiche Besatzungen dauernd auf halbem Kriegsfuß in solchen neuerworbenen Gebieten ansiedelten, sie brachen auch die Unbotmäßigkeit der gewaltsam unterjochten Völker dadurch noch, daß sie die waffenfähige und am leichtesten zur Widersetzlichkeit geneigte junge Mannschaft aushoben und in weitentfernten Provinzen inmitten treu erprobter Stämme ansiedelten.

Dies Bild von der kriegerischen Politik der Inka wird allerdings auf die Regierungszeit Capak Yupankis nur mit Beschränkungen Anwendung finden können. Noch waren seine Heere nicht so groß und die Entfernungen, über die seine Feldzüge sich erstreckten, nicht so weit, daß sie große Anforderungen an die Organisation des Kriegswesens gestellt hätten. Sein Nachfolger Inka Roca ist vielleicht für die nachmalige Größe des Reiches von Cuzco nicht weniger erfolgreich thätig gewesen als Capak Yupanki; aber es geschah dies in wesentlich anderer Richtung. Es wird zwar auch von ihm und von Yahuar Huacac berichtet, daß sie gelegentliche Kriegszüge über die Grenzen des Reiches hinaus unternommen hätten; beide scheinen aber im wesentlichen unkriegerische Monarchen gewesen zu sein. Dagegen werden auf Inka Roca die Anfänge der Ausdehnung und Verschönerung der Residenzstadt Cuzco zurückgeführt. Was dort unter seiner Regierung geleistet worden ist, läßt darüber keinen Zweifel, daß die Inka schon zu seiner Zeit im stande waren, die Kräfte ihrer Unterthanen zur Bewältigung gigantischer Aufgaben

zusammenzufassen. Ihm und seiner Coya (so wurde die rechtmäßige Gemahlin der Inkakönige bezeichnet) wird die Anlage der ältesten großen Wasserleitungen zugeschrieben, welche von weither der schon verfeinertere Bedürfnisse empfindenden und nicht mehr unbedeutenden Stadt Cuzco reines und stets frisches Quellwasser zuführten. Diese Leitungen sind nicht zu verwechseln mit den Stauungs- und Berieselungsanlagen, wie sie der Boden in dem größten Teile des gesamten Inkareiches erfordert hat, um unter den eigentümlichen klimatischen Verhältnissen des Landes jene intensive Bewirtschaftung zu ertragen, die der dichten Bevölkerung des Inkareiches zur Voraussetzung dient. Auch auf diesem Gebiete haben die Inka ihre weitsichtige und fürsorgliche Politik durch Errichtung wahrhaft bewundernswerter Bauten bethätigt. Doch haben sie keineswegs die Kunst der Wasserverteilung erst erfunden: diese ist vielmehr schon von fast allen den Völkerschaften, die ihnen unterthan geworden sind, vor der Zeit ihrer Zugehörigkeit zum Inkareiche in bedeutender Ausdehnung geübt worden; wie denn überhaupt die Legende keineswegs berechtigt ist, die Manco Capak zum Erfinder und Lehrer der dem Inkareiche eigenartigen Bodenbewirtschaftung macht.

Das Werk aber, wodurch Inka Roca vor allem sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, ist der Palast, den er sich in seiner Residenzstadt zu errichten begann. Auch die Baukunst hatte sich ja vor den Zeiten und unabhängig von der Inkaherrschaft schon zu einer ansehnlichen Vollkommenheit entwickelt; und das Lob, an die höchste Staffel früherer Entfaltung angeknüpft und diese zu noch höherer Blüte weitergebildet zu haben, verdienen die Inka allerdings nicht. Gegenüber den technischen Fertigkeiten, welche uns die gewaltigen Werkstücke der Ruinenstätte von Tiahuanaco verraten, ist das Können der Inkabaumeister von Cuzco zunächst sogar ein unleugbarer Rückschritt. Denn wenn Tiahuanaco das Produkt einer, wie bei den kyklopischen Bauten in allen Teilen der Welt, mit gigantischen Blöcken arbeitenden Bauweise ist, so war diese doch dort bereits zum Kunstbau durchgebildet, der mit Maß und Modell jeden einzelnen Teil voraus zu berechnen im stande war. Dagegen sind die Mauern des Inkapalastes des Inka Roca kyklopische Bauten im gewöhnlichen Sinne. Die Blöcke sind so groß ausgewählt, als sie nur immer mit den beschränkten technischen Hilfsmitteln bewältigt werden konnten und nur nach den Bedürfnissen des Platzes, den sie im Bauwerk einnehmen, oft in die wunderlichsten Formen zurechtgehauen; so weist ein besonders merkwürdiger Stein nicht weniger als zwölf Ecken auf. Allein die Fügung dieser willkürlich geformten Stücke, deren Außenseite meist nur oberflächlich geglättet war, ist trotz ihrer ganz unregelmäßigen Gestalt so genau, daß noch heute kaum eine Messerklinge in ihre Fugen einzudringen vermag, obwohl kein Mörtel oder anderes Bindemittel verwendet worden ist. Ein späterer Inka hat noch einmal den größten Teil der Stadt Cuzco niederreißen lassen, um die ganze Stadt nach einem einheitlichen Plane wieder aufzubauen. Daß er aber beträchtliche Mengen von Gebäuden von diesem Zerstörungsedikt ausgenommen hat, das zeigen die noch immer ziemlich ausgedehnten Bauten von unregelmäßig polygonalen Blöcken, die von der Bauweise der späteren Inka deutlich unterscheidbar bis in die Gegenwart sich erhalten haben. Das bedeutendste Monument dieses Stiles ist der Palast des Inka Roca, der in der heute calle del triunfo benannten Straße von Cuzco gelegen war; seine aus vieleckigen Werkstücken kunstvoll gefügte Mauer hat den modernen Bauten späterer Zeiten als willkommenes Fundament gedient.

In späteren Zeiten hat sich die architektonische Kunstfertigkeit der Inka-Peruaner beträchtlich vervollkommnet. Die Vorliebe für große Werkstücke ist ihnen allerdings stets eigentümlich geblieben, und zwar in solchem Grade, daß auch da, wo ihnen die Natur das

gewohnte Baumaterial des harten Gesteines versagte und sie nach dem Vorbilde der unterworfenen Völker mit Backsteinen zu bauen genötigt waren, ihre Bauten sich doch dadurch von den älteren unterscheiden, daß die einzelnen Steine ungewöhnlich große Dimensionen aufweisen. In der Zeit aber, wo das Inkareich seine höchste Blüte erlangt hatte, wurden zu den Tempel- und Palastbauten stets nur Quader von außerordentlich sorgfältiger Bearbeitung verwendet und so gleichmäßig groß hergerichtet, daß sich die Steinreihen, mit genauer Verschränkung der Fugen, von der Nähe betrachtet wie gleichmäßige Bänder an den Fronten entlangziehen; von geringer Entfernung aus erschien aber die ganze Wand des Gebäudes wie aus einem einzigen Stücke gearbeitet. Trotz dieser bewundernswerten Technik sind die Bauten der Inka-Peruaner eigentlich niemals schön gewesen. Ihren langen, massiven, wuchtigen Mauern fehlt fast immer die Gliederung; und da die Inka nicht einmal im stande waren, gewölbte Dächer in der primitiven Art der Zentralamerikaner zu konstruieren, so erlangten ihre Gebäude eine im Verhältnis zu der geringen Höhe drückend wirkende Längenausdehnung.

Dazu kam, daß im Reiche von Tahuantinsuyu die Steinbildnerei fast gänzlich verbannt war. Nur äußerst selten einmal findet man an Inka-Bauwerken irgend welchen skulpturellen Schmuck; die wenigen Thore, an denen löwenköpfige Krönungen vorkommen, sind vielleicht nur erhaltene und wieder verwendete Reste von Gebäuden, die, von den Inka zerstört, das Material zu ihren Bauwerken liefern mußten. Da der Gottesdienst der Inka, jeder skulpturellen Bildnerei feind, besonders in älterer Zeit gegen die Götzenbilder der unterworfenen Stämme einen erbitterten Vernichtungskrieg führte, so bildete sich die Regel aus, von der Nachbildung lebender Wesen in Stein überhaupt abzusehen. Während ihre Bauten eine erstaunliche Fertigkeit in der Behandlung auch der härtesten Gesteinsmassen bekunden und ihre Töpferarbeiten ebenso zweifellos erkennen lassen, daß ihnen die proportionierte und bis zum Realismus getreue Wiedergabe lebender Formen keineswegs Schwierigkeiten bereitete, so ist doch alles, was sich auf peruanischem Boden an Steinbildern gefunden hat, nicht in der Zeit des Inkareiches, sondern schon in älteren Zeiten entstanden. Die Inka haben selbst in ihrer Kunstbethätigung dafür gesorgt, daß man unschwer ihre Werke von denen ihrer Vorgänger und ihrer Nachfolger sondern kann. Meist genügt schon die Untersuchung der Steinbearbeitung, um über den Ursprung eines Bauwerkes aus der Inkazeit zu entscheiden: denn weder vor noch nach ihnen sind die Werkstücke mit einer kaum anders als mit Abschleifen zu erklärenden Genauigkeit aneinandergefügt worden.

Die Inkabauten weisen noch ein anderes charakteristisches Merkmal auf, das ist die trapezoidale Form aller Öffnungen. Fenster zeigen allerdings ihre Bauten nur ausnahmsweise und nicht eben zahlreich: ein Umstand, der den düsteren, gedrückten Eindruck noch erhöht. Dagegen finden sich in den Innenwänden aller ihrer Gebäude ziemlich häufig gemauerte Nischen, die ihnen wohl die Schränke ersetzten; und diese sowie die Thüren, die den fast immer in langen Fluchten um einen offenen Hof gruppierten Räumen Luft und Licht vermittelten, weisen die Eigentümlichkeit auf, daß die Seitenpfosten sich einander zuneigen, so daß die obere Schwelle stets etwas kürzer ist als die untere. Auch an dieser Spezialität haben die Inkabaumeister bei allem Wechsel des Materiales und der Umgebung festgehalten: vom Titicacasee bis nach Quito und von Cuzco bis an den Strand des Pazifischen Ozeans ein leicht kenntliches Unterscheidungsmerkmal. Doppelt befremdlich und unschön muß an den Inkabauten die Bedachung gewirkt haben. Des Steines vermochten sie sich dazu nicht zu bedienen, ebensowenig lieferte ihnen der im allgemeinen spärliche Baumwuchs genügendes Material für solide

Holzkonstruktionen; und so haben sie die Dächer selbst ihrer monumentalsten Bauten aus Rohr und Stroh hergestellt, welches auf verhältnismäßig schwachen Holzpfosten ruhte. Als äußerer Schmuck der Gebäude wurden lediglich Platten und künstlich geformte Stückchen von Edelmetall verwendet, natürlich aber fast nur an den Tempeln, kaum noch an den Palästen, denn Gold und Silber waren in den Händen des gemeinen Mannes wertlos und dienten im wesentlichen nur als Gaben für die Götter und die ihnen fast gleichgestellten Könige.

Dem Inka Roca wird weiter auch die Begründung der ersten Schulen im Reiche zugeschrieben. Die Peruaner hatten ihren eignen Gelehrtenstand, die Amauta; allein diese bildeten eigentlich nur eine Unterabteilung der Inkakaste. Denn weit entfernt, die Bildung in allen Kreisen des Volkes verbreiten zu wollen, huldigten die Inka vielmehr der Ansicht, daß Zuviel-wissen und -Können nur Unzufriedenheit und Überhebung erzeuge und deshalb für den gemeinen Mann nicht tauge. So war denn die Aufnahme unter die Klasse der Amauta nur Männern von Inkageblüte erreichbar; auch zu ihren Schulen in Cuzco hatten außer den jungen Männern des Inkastammes nur solche Kinder der Vasallenfürsten Zutritt, denen die Inka dies als eine besondere Gunst verstatteten: eine Gunst, die nebenbei dem politischen Zwecke diente, die jungen Fürstensöhne ganz in den Ideenkreis hineinzuziehen, auf dem die Vormacht der Inka beruhte. In diesen Schulen erhielten die jungen Leute eine gediegene und zweckmäßige Erziehung: sie verband mit der Ausbildung der geistigen Fähigkeiten die Übung der körperlichen Kräfte und löste somit für die damaligen Ansprüche in glücklicher Weise das schwierige Problem einer gleichmäßigen Ausbildung von Seele und Leib.

Einen wesentlichen Gegenstand des Unterrichtes bildeten die Sprachen. Die Inka der königlichen Familie sollen unter sich eine besondere Sprache gesprochen haben, deren von den Amauta gepflegte Kenntnis mit der Vernichtung der Inkarasse vor und während der spanischen Eroberung so gänzlich verloren gegangen sein soll, daß schon zur Zeit des Inca Garcilaso niemand mehr existierte, der sie kannte. Eine eigne unabhängige Sprache, wie dieser glauben machen möchte, ist dies nun wohl kaum gewesen, sondern wahrscheinlich ein Dialekt des Aymará, welcher von Manco Capak und dem Volksstamme gesprochen worden war, dessen Vernichtung den Anlaß zur Einwanderung der Inka in Cuzco gegeben hatte. Es war ein Akt weitblickender Staatsklugheit, daß die Inka nicht diese rauhe und unbeholfene Sprache zu dem Organe ihres Reiches machten, sondern das im Norden und Westen von Cuzco weitverbreitete, in seinen Lauten und Formen weniger harte und leichter erlernbare Quechua. Dies hat sich unter ihrer Herrschaft unter allen Volksstämmen, die ihrem Zepter unterworfen waren, so fest eingebürgert, daß es fast in der gesamten Ausdehnung des einstigen Reiches von Tahuantinsuyu noch heute gesprochen wird, während sich von den nationalen Sprachen der unterworfenen Stämme nur dürftige Reste, von einigen Dialekten aber nicht einmal solche erhalten haben.

Die höhere Gelehrsamkeit blieb natürlich den Amauta ausschließlich vorbehalten; sie wurde nicht in den allgemeinen, sondern in besonderen Gelehrtenschulen gepflegt. So verstanden auch nur die Amauta das System der Quipus, der buntfarbigen Schnuren, die, nebeneinander auf einer Querschnur aufgereiht, durch ihre Verknotungen das einzige Hilfsmittel zur Unterstützung des Gedächtnisses bildeten. Zu statistischen Feststellungen, wie sie das Verwaltungssystem des Inkareiches zur Voraussetzung hat, mögen diese wohl geeignet gewesen sein; in ihnen aber den Ersatz für eine wirkliche Schrift, ein wirkliches Mittel zum Austausch der Gedanken oder zur Überlieferung von Redeformen sehen zu wollen, ist jedenfalls ein Irrtum. In den Gelehrtenschulen der Amauta wurde die Erhaltung der geschichtlichen Überlieferung mit Eifer

gepflegt. Es sollen auch epische und lyrische Dichtungen in der Inkazeit von den Amauta erhalten worden sein; aber das geschah wohl ausschließlich auf dem Wege mündlicher Fortpflanzung, ohne daß hierfür die Quipus in Betracht gekommen wären, von denen manche Probe erhalten, niemals aber eine hat erläutert oder übersetzt werden können. Daß das Ollanta-Drama, welches lange Zeit für ein Produkt altindianischer Geistesentwickelung gehalten worden ist, seine Entstehung erst dem 17. Jahrhundert, also spanischem Einflusse verdankt, ist unwiderleglich festgestellt.

Endlich hatten die Amauta die priesterliche Weisheit zu bewahren, mit der, wie immer, und in einem Reiche des Sonnenkultus ganz besonders, die astronomische eng verbunden war. Das Kalendersystem der Inka scheint weit weniger entwickelt gewesen zu sein als bei vielen anderen amerikanischen Völkern; vielleicht waren sie zu hochmütig, die Kenntnisse anderer Völker aufzunehmen, ihre eigne Kultur aber noch zu jung zur Erfindung eines eignen Kalenders. Da das Hauptfest, nach welchem die Zeit berechnet wurde, das Inti Raimi, nach direkter Sonnenbeobachtung gefeiert wurde (es war der Tag, an welchem der Schatten des Gnomons, Inti huatana genannt, keine Zunahme der nördlichen Abweichung der Sonne mehr aufwies, also ein Wintersonnwendfest: um den 21. Juni), so war eine Differenz zwischen wirklicher und bürgerlicher Jahreslänge ausgeschlossen. Es scheint aber nicht, daß die Peruaner dieses Resultat rechnungsmäßig erreicht hätten. Fast alle ihre Feste regeln sich nach den Phasen des Sonnen- und Mondumlaufes; es waren ihnen auch der Morgen- und Abendstern, unter dem Namen Chasca, und das Siebengestirn bekannt und heilig. Aber erst Pachacutek Inka hat eine Einteilung des Jahres in zwölf Monate eingeführt.

Die Einrichtungen, die auf Inka Roca zurückgeführt werden, bezeugen, daß zur Zeit seiner Regierung das Inkareich materiell und intellektuell bereits zu einer hohen Entwickelung gediehen war; seine Fügung aber, das ergibt sich aus den nachfolgenden Ereignissen, war noch überaus locker und entspricht keineswegs den Vorstellungen, die die Quellenberichte von der Organisation des Staates zur Zeit der Eroberung erwecken. Die unmittelbaren Nachfolger Inka Rocas sind es gewesen, die den eigentlichen Inkastaat innerlich begründet und ausgebildet haben. Die Regierung des Yahuar Huacac Yupanki Inka galt den peruanischen Amauta als eine Periode des Unglücks; sein Name bedeutet: „der, welcher Blut weint". Die Geschichte der ersten sechs Inkaherrscher wird, abgesehen von kleineren Abweichungen, von allen Quellen im wesentlichen übereinstimmend erzählt. Dagegen herrscht über die Könige zwischen Inka Roca und Inka Yupanki Pachacutek in den alten Überlieferungen eine solche Verwirrung, daß weder die Zahl, noch die Namen, noch die einzelnen Königen zugesprochenen Thaten sich untereinander in Einklang bringen lassen. Nur so viel steht fest, daß nicht nur der Inkastaat, sondern auch die Inkadynastie in dieser Periode schwere Erschütterungen und innere Kämpfe durchgemacht hat.

Die Gefahren, welche der Inkastaat zu bestehen hatte, waren unverkennbar die Folgen der Bestrebungen, die Oberherrschaft der Inkakönige über die bisher mehr verbündeten als unterworfenen Völkerstämme der näheren Nachbarschaft straffer zu gestalten. Als einen Schritt in dieser Richtung hatte Yahuar Huacac von den Stämmen der Hochthäler, die den Inka höchstens freiwillige Geschenke zu spenden gewohnt waren, einen Tribut gefordert und damit das Zeichen zu einer Erhebung gegeben, die noch einmal das Inkareich an den Rand des Verderbens brachte. Die Chanca, ein kriegerischer Stamm, der im Nordwesten von Cuzco zwischen Andahuailas und Arequipa ein ausgedehntes Gebiet innehatte, rückten, von ihrem König

Uscovillca geführt, mit so drohender Macht gegen Cuzco heran, daß Yahuar Huacac nicht wagte, den Feind in der offenen Stadt zu erwarten, sondern nach Süden flüchtete.

An diesem Punkte verketteten sich die Gefahren, die dem Inkastaat von außen drohten, mit denen, die in den inneren Verhältnissen der Dynastie ihren Ursprung hatten. Aus den Erzählungen geht mit ziemlicher Klarheit hervor, daß die regelmäßige Erbfolge noch einmal unterbrochen wurde. Die offizielle Darstellung, bemüht, jeden Verstoß gegen die Ordnung des Staates zu vertuschen, stellt die Sache so dar, als habe der rechtmäßige Erbe des Thrones durch jugendlichen Übermut in solchem Grade den Zorn seines Vaters erregt, daß dieser ihn mit Ausschluß von der Thronfolge bedrohte und ihm auferlegte, in Demut die heiligen Herden in den Bergen zu hüten. Dort habe ihm eines Tages im Traum einer seiner Vorfahren, ein Prinz des Königsgeschlechtes, Namens Huiracocha, verkündet, welche Gefahr dem Reiche durch die Empörung der Chanca drohe. Da sei der Prinz entgegen dem väterlichen Verbot in die Stadt geeilt. Bei seinem Vater zwar hätte seine Offenbarung keinen Glauben gefunden; als dieser aber vor den herankommenden Feinden die Flucht ergriffen, habe der Königssohn den mutlosen Bürgern der Hauptstadt neue Begeisterung einzuflößen gewußt und schließlich nicht nur den Angriff der Gegner auf Cuzco zurückgewiesen, sondern sogar mit Hilfe himmlischer Streiter, die Huiracocha zu seinem Beistand entsendete, den Feind in offener Feldschlacht überwunden und zu dauernder Unterwerfung unter das Zepter der Inka gebracht. Die Legende verweilt dann noch lange dabei, wie der siegreiche Königssohn dem Drängen der dankbaren Siegesgenossen gegenüber die Annahme des Königstitels verweigert und unterwürfig den königlichen Vater zu versöhnen bestrebt ist, bis dieser selbst die Königswürde niederlegt und sich als ersten Vasall seines Sohnes bekennt.

Aber der wirkliche Hergang ist vermutlich der folgende gewesen. Vor dem drohenden Heranrücken der Chanca sank dem regierenden Inkakönig und den Inka seiner nächsten Umgebung der Mut. Bei der weitverbreiteten Gärung im Staate durfte er sich auf die Zuverlässigkeit des größten Teiles seiner Unterthanen nicht verlassen; und da die Stadt Cuzco und ihre nächste Umgebung keine sichere Zuflucht gewährten, faßte der Inka mit seinem nächsten Anhange den Entschluß, sich und seine Schätze in die Berge hinauf zu flüchten. In der sich selbst überlassenen Bürgerschaft aber erhoben bei der unwürdigen Flucht der Dynasten die Anhänger der vorinkanischen Herrschaft, die Verehrer des alten Landesgottes Huiracocha, sofort wieder das Haupt; sie hätten wohl auch ohne die Chanca der Herrschaft der Eindringlinge ein Ende bereitet, wenn nicht durch die langjährige segensreiche Regierung der jüngeren Dynastie sich auch im Volke schon eine mächtige Inka-Partei gebildet hätte. Unter diesen Umständen trat unter die Zaudernden ein Sprößling des Inkageschlechtes, nicht einer, dem die herkömmliche Thronfolge ein Recht an die Krone gesichert hätte, aber ein Mann von Inkageblüt und von Inkamut. Vor allem galt es, den Gegensatz zu beseitigen, der durch die Flucht des Herrschers mit erneuter Heftigkeit zwischen den Abkömmlingen der alten Einwohner und den Anhängern der Inka ausgebrochen war. Zu diesem Zweck erfand er das Märchen von der Erscheinung des Gottes Huiracocha: der Gott des alten Volkes habe ihn, den Inka, zum Retter seines Volkes auserseh en. Damit gewann er auch unter den benachbarten Hochlandstämmen zahlreiche Bundesgenossen; und mit deren Hilfe den Sieg. Natürlich war Huiracochas Schützling nicht geneigt, die Siegespalme, die er an Stelle des flüchtigen Inka errungen, gehorsam zu dessen Füßen niederzulegen; ebensowenig aber konnte er gegen die große Partei derer, die zu seinem Siege wesentlich beigetragen hatten, es wagen, offen die Macht des Inkakönigs zu usurpieren. So kam es, daß

jahrelang der infolge seiner Mutlosigkeit in der Achtung seines Volkes tiefgesunkene, doch nach dem Gesetz allein rechtmäßige Herrscher fern von Cuzco Hof hielt, während sein glücklicher Nebenbuhler in der Residenz thatsächlich die Zügel in den Händen hatte, ohne es doch wagen zu dürfen, den Königstitel anzunehmen. Schließlich kam ein Kompromiß zu stande, das dem gealterten König einen friedlichen Lebensabend sicherte und dem thatsächlichen Herrscher den erstrebten Rechtstitel verlieh.

Die Errettung von Cuzco und den Sieg über die Chanca hatte der Inka, der den Namen des Gottes Huiracocha annahm, der Hilfe seiner südlichen Nachbarn, der Canes und Cancha, zu danken. Es war aber nicht die Vasallenpflicht, welche diese unter seine Fahnen gerufen hatte, sondern nur ein Bundesvertrag, der ihnen reiche Entschädigung aus der Kriegsbeute in Aussicht stellte: ein neuer Beweis dafür, daß das Inkareich noch immer sowohl in Bezug auf Ausdehnung als auf die innere Organisation weit von seiner späteren Blüte entfernt war. Allerdings aber machte es unter der Regierung des staatsklugen Huiracocha gewaltige Fortschritte. Zunächst hatte ihm die Unterwerfung der Chanca einen zahlreichen, unbedingt ergebenen Anhang in den Kriegern geschaffen, die durch ihn zu Ehren und Besitz gelangt waren. Dagegen fehlte es unter den in loser Abhängigkeit vom Inkastaate stehenden kleinen Dynasten in der Umgebung von Cuzco auch nicht an solchen, die nicht gewillt waren, dem neuen Herrscher denselben Gehorsam zu leisten, den sie unwillig genug seinen Vorgängern auf dem Throne gewährt hatten. Huiracocha gestaltete nun mit außerordentlichem Geschick die wenig würdigen Beziehungen der Herrscher von Cuzco zu ihren unmittelbaren Nachbarn im Sinn einer wirklichen Souveränität um. Da die Anhänger des alten Inka zu offener Feindseligkeit nicht den Mut fanden und die einzelnen Dynasten sich nicht zu gemeinsamem Handeln zu vereinigen vermochten, fielen diese einer nach dem anderen als Vasallen in die Gewalt des Königs. Auch die Canes und Cancha wurden, als sie sich weigerten, die Oberhoheit des Inka durch Tributzahlung anzuerkennen, mit Krieg überzogen und nach tapferer Gegenwehr überwunden. Nachher aber galten sie als die treuesten und bewährtesten Unterthanen der Inka: ihnen war der ehrenvolle Dienst vorbehalten, die Träger für die Sänfte des Inka zu stellen, der, wie die Fürsten der Chibcha und Quitu, nie anders als in der Sänfte getragen seine Reisen machte.

Huiracocha Inka hat dann während einer langen Regierung seine Waffen nach den verschiedensten Richtungen hin erfolgreich in Feindesland getragen; aber immer verdankte er seine Erfolge ebensosehr der Klugheit seiner Politik wie der Tüchtigkeit seiner Heere. Das bewies er besonders durch sein Eingreifen in die Streitigkeiten der Colla. Am westlichen und südlichen Ufer des Titicacasees rangen zwei Herrscher, Cari von Chucuito und Zapana von Hatun-Colla, um die Vorherrschaft, und beide, unklug genug, bewarben sich um die Hilfe Huiracochas. Das gab ihm den Anlaß, als erster aus dem Inkageschlechte bis zu der heiligen Insel Titicaca und der Ruinenstätte von Tiahuanaco vorzudringen. Und da er sich auf die Seite des schwächeren und entfernteren Cari schlug, der willig in eine Art von Vasallenverhältnis zu dem Inka trat, um sich seines mächtigeren Gegners zu erwehren, bereitete er in kluger Weise die Einverleibung beider Gebiete in den Inkastaat vor, die aus Anlaß einer dort ausgebrochenen Empörung sein Enkel Tupac Yupanki vollendet hat.

Ein wesentlicher Grund für die raschen und glänzenden Erfolge des neuen Inka lag in der veränderten religiösen Politik, die er verfolgte. Der Sonnenkultus, wie ihn die Inka zur Haus- und Staatsreligion erhoben hatten, konnte den Völkern des Hochlandes kaum sympathisch sein. Er war eine Mischung von Verehrung der Naturkräfte und von Kultus der

Vorfahren, der ihn so sehr zu einer Angelegenheit der Inkafamilie machte, daß für ihre Unterthanen anderer Abstammung, soweit sie sich im Gegensatze zu den Inkakindern fühlten, viel eher ein Anlaß zur Abneigung als ein Grund zur Verehrung vorlag. Die Sonne mit ihrer wohlthätigen, erwärmenden und befruchtenden Einwirkung war allerdings für die Bewohner des rauhen, kahlen Hochlandes in ganz eminentem Sinne eine gute Gottheit, und der Huiracocha, wie ihn ursprünglich die Quechua und andere Nachbarvölker verehrt hatten, war jedenfalls aus einer Sonnengottheit entstanden. Obwohl nun aber die Inka den Sonnengott, Inti, als ihren Ahnherrn durchaus menschlich gedacht haben müssen, verbannten sie doch aus dem Kultus alle anthropomorphen Formen; und soweit die Verehrung nicht dem Gestirn direkt dargebracht wurde, wie dies durchgängig bei den großen Festlichkeiten stattfand, wurde es nur durch eine strahlende goldene Scheibe dargestellt. Der bildlichen Darstellung nicht nur ihres eignen, sondern auch aller anderen Götter hatten sich die Inka stets abhold gezeigt: bei ihren Feldzügen gegen feindliche Völker hatten sie die Vernichtung der Tempel und Götterbilder als eine wesentliche Aufgabe betrachtet. Es konnte auch den Gottesdienst der Inka den Völkern, die nur ungern sich dem Joch ihrer Herrschaft beugten, nicht näher bringen, wenn sie im Tempel zu Cuzco den Saal des Sonnengottes in einen Ahnensaal verwandelt sahen: an den Wänden entlang waren die einbalsamierten Mumien der verstorbenen Herrscher, eine Schar von Sonnensöhnen um ihren Vater, den Sonnengott, gruppiert. Keine Frage, daß dieser Kultus nur dazu diente, zwischen den Inka und ihren Unterthanen eine Schranke zu errichten. Die durch den neuen Inka beschlossene Aufnahme der Verehrung des Huiracocha, von dem er für sich selbst den Namen entlehnte, bedeutete nun einen vollkommenen Bruch mit der bisher befolgten religiösen Politik. Derselbe Inka aber, der zu aufgeklärt war, um in dem Sonnenkultus eine Befriedigung seines religiösen Gefühles zu finden, konnte ebensowenig zum Wiederhersteller eines primitiveren Götzendienstes werden, wie es die alte Anbetung des Hochlandgottes gewesen sein muß. Der Gott, den die Amauta und Inka unter dem Namen Huiracocha als den höchsten Herrscher und Schöpfer aller Dinge, als den Urquell alles Lebens höher ehrten als Inti, den Sonnengott, war nicht ein steingeformter Götze, sondern er war undarstellbar, weil er selbst wesenlos, als die gewaltige Kraft, die das ganze Weltall durchdringt, webte und wirkte.

Bei einer jener Handlungen des religiösen Zeremoniells, die in der Begrüßung des aufgehenden Tagesgestirnes durch den König gipfelten, soll Huiracocha Inka den um ihn versammelten Priestern und Amauta die Frage vorgelegt haben, ob es wohl denkbar sei, daß Inti der höchste Gott und der Herrscher über alle Wesen und Dinge sei, da er doch selbst in ewig gleicher, regelmäßiger und ermüdender Thätigkeit seinen Kreislauf um die Erde vollende. Wäre er frei und mächtig, würde ihn denn dann nicht auch einmal die Lust anwandeln, sich auszuruhen oder einen anderen Weg einzuschlagen als den, der ihm durch alltägliche Gewohnheit doch bis zum Überdruß vertraut sein müßte? Solche Regungen eines verständlichen Skeptizismus und Eklektizismus werden auch von seinen Nachfolgern erzählt und bildeten wohl den Anlaß zu der Einführung dessen, was die Inka als ihren Huiracochakultus betrachtet haben mögen. Für das Volk errichteten sie nicht nur in Cacha den berühmten Huiracochatempel, dessen vom Baustile der Inka, wie dem aller anderen peruanischen Völker stark abweichende Ruine als ungelöstes Rätsel noch heute aufrecht steht, sondern auch in Cuzco und anderen Orten wurden dem Gotte Altäre errichtet, vor denen sein Bild in der üblichen Gestalt eines greisen, lang bekleideten Mannes aufgestellt wurde. Auch andere Volkskulte, die bisher unterdrückt worden waren, feierten jetzt ihre Auferstehung. In der Version der Legende über die Besiegung der

Chanca, wonach sie durch die Hilfe der Pururauca erlangt wurde, jener steinernen Kriegerstatuen, die sich auf den Ruf des Inka belebten und in die Scharen der Feinde hineinstürzten, spiegelt sich jedenfalls eine Erinnerung an das Wiederaufleben des Steinkultus. Dies ist übrigens für einen der folgenden Inka noch besser bezeugt dadurch, daß er nach einem Besuche von Tiahuanaco die Herstellung ähnlicher Denkmäler in der Nähe von Cuzco befahl: ein Befehl, als dessen Folgen man die eigenartigen, in den natürlichen Felsen gemeißelten Stufen, Plattformen und Sitze des Monte Rodadero bei Cuzco ansah. Auch andere Kulte unterworfener Völkerschaften sind im weiteren Verlaufe von den Inka anerkannt und nach Cuzco übertragen worden, wie der des Pachacamak, des Hauptgottes der Völker an der Küste des Pazifischen Meeres. Zur Zeit der spanischen Eroberung war Cuzco nicht nur der Sammelpunkt für die Fürsten und Statthalter, sondern auch für die Götter und Priester aller Stämme, die zum Inkareiche gehörten, ein wahres Arsenal von Götzenbildern der verschiedensten Form und Bedeutung.

Es war dem Inka Huiracocha beschieden, einen Nachfolger auf dem Throne zu finden, der das Begonnene in seinem Geiste fortzuführen und auszugestalten verstand. Nach außen hin war die Regierung Yupanki Inkas mit dem Beinamen Pachacutek ein fast ununterbrochener Triumphzug. Nach Osten schob er die Grenzen seines Reiches bis da hinaus, wo die Ströme des Gebirges in den endlosen Llanos ihren stürmischen Lauf mäßigen; im Süden kämpfte er mehr als einmal siegreich mit dem Könige von Hatun-Colla und machte den von Chucuito zu seinem Vasallen. Nach Norden dehnte er sein Reich bis nach Cajamarca und Conchucos aus; und da ihm sein Vater im Westen von den Bergthälern nichts mehr zu erobern übriggelassen hatte, stieg er hinab zu dem Ufer des Pazifischen Meeres und unterwarf, bis über das Thal des Rimak hinaus, die ganze Küste dem Zepter der Inka. Seine Feldzüge, die er teils in eigner Person leitete, teils durch seine Brüder und später von dem Thronfolger anführen ließ, dauerten oft jahrelang; unter ihm erfuhr die militärische Organisation ihre oben (S. 325) geschilderte Ausbildung. Besondere Maßregeln erheischte der Krieg an der Küste. Die ersten Versuche, dahin vorzudringen, hatten dem Inka ungewöhnlich starke Verluste gebracht. Seine Hochlandskrieger konnten das heiße Küstenklima nicht vertragen, und in den Fiebern erwuchsen ihnen Feinde, gegen die sie zunächst ohnmächtig waren. Aber indem in kurzen Zwischenräumen die im Küstengebiete kämpfenden Heere durch frische Truppen abgelöst und zur Erholung in das Hochland zurückgeführt wurden, gelang es ihm, auch bis an das Meer hinunter festen Fuß zu fassen. Nachdem einmal dies erreicht war, fand er in den Küstenstämmen selbst bald mit dem Klima vertraute Söldner. Der Grundsatz, dem Feinde, dem er wohlgerüstet entgegentrat, goldene Brücken zu seinem Rückzuge zu bauen, wurde auch von ihm befolgt. In den Bergen wie an der Küste nahmen zahlreiche Stämme und Fürsten vor seiner gewaltigen Machtentfaltung seine Oberherrschaft an, ohne daß er es nötig hatte, sie die Schärfe seines Schwertes fühlen zu lassen. Zu denen, die sich ihm freiwillig unterwarfen, gehörte auch der Priesterstaat von Pachacamak im Thale von Lurin. Die Zeiten, wo die Inka als Tempelstürmer auftraten, gehörten längst der Vergangenheit an. Pachacutek brachte selbst dem an der Küste weit und breit, wie Huiracocha im Gebirge, verehrten Gotte seine Huldigungen dar und ließ den Tempel mit all seinen Schätzen unberührt; ja, er fügte selbst noch kostbare Spenden den letzteren bei. Nur die Bedingung legte er den Besiegten auf, daß auf der Höhe, welche die Stadt und den Tempel Pachacamaks überragte, auch seinem Gott Inti, der Sonne, ein neuer, großer und prächtiger Tempel errichtet werde, wie er auch einen solchen für Pachacamak in Cuzco zu bauen befahl.

Noch war die Macht des Inka in den weiten, erst seit kurzer Zeit unterworfenen Gebieten nicht so weit gefestigt, daß Pachacutek nicht auch hin und wieder Aufstände zu unterdrücken nötig gehabt hätte. Die Chanca trugen nur widerwillig das Joch der Inka. Weder die ständigen Besatzungen in ihrem Lande noch die wiederholte Schwächung ihrer Mannschaft durch Aussendung von Kolonien in die ruhigeren Teile des Reiches vermochten ihren Mut zu brechen und sie auszusöhnen. Dagegen faßten sie, als sie sich von ihrer Schwäche überzeugten, den Entschluß, lieber die alte Heimat als die Unabhängigkeit aufzugeben. In Massen brachen sie auf und wandten sich dem Nordosten zu, wo sie in Chachapoyas eine Niederlassung gründeten, die erst unter dem letzten Inka wieder mit dem Reiche vereinigt worden ist. Noch eine andere Art von Kämpfen hatte Pachacutek im Inneren auszufechten; aber sie vermochten nicht mehr, ernstliche Gefahren über das Reich heraufzubeschwören. Es gab noch immer unter den Männern vom Blute der Inka deren genug, die sich bewußt waren, welcher Verletzung der Legitimität die Dynastie, der Pachacutek entsprossen war, den Thron von Cuzco verdankte. So hatte sich im stillen eine weitverzweigte Verschwörung gebildet zu dem Zwecke, den Inka Pachacutek zu beseitigen und an seiner Stelle einen Nachkommen der alten Königsfamilie, den Inka Urco, auf den Thron zu erheben. Aber Pachacutek wurde rechtzeitig von den hochverräterischen Umtrieben unterrichtet; und ehe einer der Verschworenen von der Entdeckung des Anschlages eine Ahnung hatte, verschwand Inka Urco im königlichen Palast, um nicht wieder zurückzukehren.

Groß ist der Ruhm, den sich Pachacutek durch seine siegreichen Feldzüge nach allen vier Himmelsrichtungen errang; und mit berechtigtem Stolze konnte er sein Land Tahuantinsuyu, die vier Weltgegenden, nennen. Allein größer noch ist das Denkmal, welches er sich durch die innere Organisation des Inkastaates gesetzt hat: eine Organisation, die alles, was in dieser Richtung auf amerikanischem Boden bestand, weit überragt hat. Es ist eine vollkommene Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse, wenn man das Peru der Inka als einen sozialistischen Staat betrachtet hat. Die Regierung des Inkareiches war eine theokratisch-absolutistische, an deren Spitze der Inka stand, der Sohn des Sonnengottes und dessen oberster Priester als weltlicher und geistlicher Herr in einer Person. Er war der unumschränkte Herrscher über Leib und Leben, über Gut und Blut der Unterthanen; kein anderes Gesetz war bindend für ihn als der eigne Wille und das Herkommen, und auch letzteres durfte er, soweit er es vermochte, abändern. Ein Ausfluß dieser Machtstellung war es, daß nur der Inka wirkliches Eigentum besaß; ihm gehörte das ganze weite Reich mit allem, was darin lebte und webte; alle anderen hatten nur ein Nutzungsrecht vom gesamten Grund und Boden. Es klingt hart, wenn die Quellen berichten, daß ein Drittel davon für den Unterhalt des Herrschers, ein zweites Drittel für den Dienst der Sonne und nur ein Drittel für das Volk bestimmt gewesen sei. Allein es ist dies nur eine scheinbare Härte; der Inka und die Sonne repräsentierten den modernen Fiskus, und ein beträchtlicher Teil des Volkes lebte auf ihre Kosten. Zudem war dem Volke der Teil des Landes überantwortet, der den Dörfern und Ortschaften zunächst lag; da nun diese ursprünglich mit Rücksicht auf den anbaufähigen Boden angelegt worden waren, so kam das beste Drittel des Bodens dem Volke zu gute. In das Land der Sonne und des Inka waren weiter die ausgedehnten Flächen der Puna, der hohen Bergrücken, eingeschlossen, wo einer Bebauung schon die kalte Temperatur ein Hindernis bildete. Hier weideten die großen Lamaherden, die ebenfalls dem Inka oder der Sonne gehörten: dem gemeinen Manne war es untersagt, solche Tiere zu eigen zu besitzen.

Das Lama ist das einzige größere Haustier, welches die Eingeborenen Amerikas besessen haben. Wohl sind verschiedene Arten von Geflügel, auch kleine Hunde in manchen Gegenden

des Erdteils gezähmt und gezüchtet worden; sie dienten aber nur dem Menschen zur Ernährung: ihre Gefangenhaltung war mehr ein Ersatz für die zweifelhafte oder im Rückgange befindliche Ausbeute der Jagd. Einzig das Lama hat den Charakter eines Haustieres im höheren Sinne des Wortes bei den alten Amerikanern besessen, indem es schon bei seinen Lebzeiten dem Menschen diente und nützte. Als Reit- und Zugtier hat es in früheren Zeiten niemals gedient. Dagegen ist es von den Peruanern des Hochlandes (das Klima der Küste kann das Lama nicht vertragen und ist dort deshalb auch zur Inka-Zeit nicht zur Verwendung gelangt) in ausgiebiger Weise als Lasttier gebraucht worden. Ebenso wertvoll war das Lama durch seine Wolle. Wie das Schaf, kann das Lama lebend von Zeit zu Zeit seines Pelzes beraubt werden, der sich bald ersetzt; und seine Wolle ist im Inkareiche fast fabrikmäßig verarbeitet worden. Sie war, wie das lebende Tier, ausschließliches Eigentum des Inka, d. h. des Staates. Die Schur erfolgte durch dessen Diener; und Beamte hatten die rohe Wolle, den Arbeitskräften und den Bedürfnissen des Volkes entsprechend, den Einwohnern zuzuteilen, die sie nicht nur für ihre eigne Bekleidung, sondern auch für die Begleichung der Staatssteuer zu fertigen Geweben verarbeiteten. Fabrikmäßig aber wurde die Wollweberei in den Häusern der Sonnenjungfrauen, der Acllas, geübt: klösterlichen Anlagen, wo oft Hunderte von Mädchen vorwiegend mit Spinnen und Weben beschäftigt waren. Hier wurde die feinere Wolle des Vicuña, einer in Wildheit lebenden Abart des Lamas, die man bei großen Kesseljagden nur zum Zwecke der Schur vorübergehend einfing, wohl in ihrer Gesamtheit verarbeitet. Für den gemeinen Mann waren diese feinen Tuche nicht bestimmt; dagegen kleideten sich alle Inka fast nur in solche. Und für die königliche Familie, besonders für den herrschenden Inka, mußten die Sonnenjungfrauen große Vorräte von den allerfeinsten Stoffen herstellen; denn das Herkommen verlangte von dem Könige, daß er stets in tadellos reine, neue Gewänder gekleidet sei. In den Provinzen haben die Acllas gewiß auch die gröbere Wolle des Lamas verarbeitet und dadurch zu der Füllung der königlichen Magazine beigetragen, in denen besonders im Kriegsfall an das Heer zu verteilende große Vorräte von wollenen Gewändern aufgesammelt wurden. Endlich spielte das Lama eine große Rolle für den Lebensunterhalt: die Jagd war weder mannigfaltig noch ergiebig und kam für die Volksernährung gar nicht in Frage. Geflügel hielt und züchtete wohl allerdings der größte Teil der Einwohner in und bei ihren Häusern; im übrigen aber gab es nur noch das Fleisch der Lamas, von denen täglich eine Anzahl für den Tisch der Inka geschlachtet wurden. Die Herden waren aber so zahlreich und ihre Vermehrung so bedeutend, daß von Zeit zu Zeit Lamas in größeren Massen geschlachtet und unter das Volk verteilt wurden, das demnach von dem Herrscher gespeist wurde. Das Lama hat sich von seinem wilden Vorfahren und Verwandten, dem Guanako und dem Vicuña, als vollkommen konstante Varietät geschieden: ein Vorgang, der nur in äußerst langen Zeiträumen denkbar ist; also muß seine Zähmung lange vor der Herrschaft der Inka gelungen sein. Aber wenn auch diese Kulturerrungenschaft wieder nicht von ihnen begründet worden ist, so ist doch die Züchtung und Ausnutzung der Tiere von ihnen zuerst systematisch betrieben worden.

Auf einem seiner ersten Eroberungszüge unterwarf Pachacutek Inka auch die Gegend von Huilcabamba und fand die dortigen Golderzadern bereits durch die Eingeborenen in Betrieb. Obwohl der Bergbau fast nur als Tagebau betrieben wurde und bei den primitiven Aufbereitungsmethoden natürlich nur die reichsten Erze ausgebeutet werden konnten, bewies doch der staunenswerte Vorrat an Gold und Silber, den die Spanier im Inkareich antrafen, daß die Arbeit lohnend gewesen war. Auch in Bergwerksarbeit entrichtete das Volk dem Inka seinen

Tribut. Die Arbeit, die von ihm verlangt wurde, war niemals hart: immer war dafür gesorgt, daß ihm ausreichende Zeit für die Befriedigung seiner persönlichen Bedürfnisse blieb. Aber so wenig das Getreide des Inkalandes oder die Wolle des Lamas in das Eigentum dessen überging, der sie gewann, so wenig hatte der Bergmann einen Anspruch an die edlen Metalle, die er an das Tageslicht förderte. Gold und Silber, diese Wertmesser der ganzen zivilisierten Welt, bildeten im Inkastaate nicht im entferntesten Macht und Reichtum, sondern waren müßiger, im wesentlichen dem Dienste der Götter und Könige bestimmter Schmuck, wertlos in den Händen des Einzelnen.

In einem Staate, der kein Geld, beinahe kein Eigentum kannte, besaß der einzelne Bürger nichts, wovon oder womit er steuern konnte. Er selbst aber war ja Eigentum, Sklave des Staates; und folgerichtig diente er ihm mit einem Teile seiner Arbeitskraft. In den größeren Ansiedelungen zahlte ein beträchtlicher Teil der Einwohner seinen Tribut in Handwerk der verschiedensten Art, das sich teilweise zu ansehnlicher Kunstfertigkeit entwickelt hatte. Die altperuanischen wollenen und baumwollenen Gewebe, obwohl mit sehr einfachen Mitteln hergestellt, weisen doch einen hohen Grad von Feinheit und Haltbarkeit auf; und die Weber verstanden es, umfängliche und kunstvolle Muster durch Verwendung verschiedenfarbiger Gespinste herzustellen. Noch überraschender wirken die peruanischen Töpferarbeiten durch mannigfaltige Abwechslung in den fast immer geschmackvollen Formen und durch ihren reichen und stilvollen farbigen Schmuck (s. Fig. 4—6 und 8 der Tafel „Südamerikanische Altertümer" bei Seite 302). In der Töpferei bethätigte sich fast ausschließlich ihr bildnerisches Können; und figürliche Gefäße in realistischen, aber auch in ganz phantastischen Formen (s. Fig. 9 und 10 derselben Tafel) sind beinahe aus allen Provinzen des Inkareiches auf uns gekommen.

Der Landmann frondete durch das Hüten der Lamaherden oder durch die Bearbeitung des dem Inka und der Sonne gehörigen Landes. Den Pflug haben die Peruaner nicht gekannt; sie brachen den Boden mit einem spatenartigen Werkzeug um, und da sie die Arbeit stets in großer Anzahl reihenweise vornahmen, so müssen ihre Felder doch wohl auch gefurcht ausgesehen haben. Der Ackerbau war die Grundlage des Inkastaates; er galt als göttliches Gebot, und jeder Unterthan des Reiches war mit seinen Verrichtungen vertraut. Wenn die Zeit der Bodenbestellung gekommen war, zog der Inkaherrscher selbst in großem Pompe, von seinem ganzen Hofstaate gefolgt, hinaus auf einen der Sonne geheiligten Acker in der Nähe von Cuzco und eröffnete unter religiösen Zeremonien eigenhändig die Feldarbeit; und diesem Beispiele mußte jeder seiner Höflinge folgen. Dann erging im ganzen Lande durch die Beamten an die Unterthanen die Ladung, sich zur Feldbestellung einzufinden. Jeder Hausvater erhielt ein bestimmtes Stück Land alljährlich für den Bedarf seiner Familie zugeteilt; so oft diese Zuwachs erfuhr, wurde auch sein Anteil am Lande vergrößert, und zwar für jeden Sohn um die Hälfte, für jede Tochter um ein Viertel des normalen Umfanges. Der Boden selbst aber verblieb Staatseigentum und fiel beim Tod oder Wegzug des Inhabers an die Allgemeinheit zurück. Die Bestellung geschah gemeinsam und unter Leitung der Aufseher; und zwar in der Reihenfolge, daß zuerst der Acker der Sonne, dann der der einzelnen Bürger, auch der Armen, der Kranken und der Beamten, und erst zuletzt der des Inka bestellt wurde. In den milderen Gebieten des Reiches wurde Mais in einer ganzen Zahl von Abarten gebaut. Auch Mandioka, einige Kürbisarten, Bohnen und ein paar andere Gemüse wurden mehr noch in den bei den Häusern gelegenen Gärten als auf dem Felde gezogen. In weiten Gebieten des Inkareiches gediehen aber des rauhen Klimas wegen diese Nahrungspflanzen nicht. Hier bildete der Anbau der Kartoffel den Hauptbestandteil der Bodenkultur.

Die Inka-Peruaner haben den Ackerbau nicht nur in einer bedeutenden Ausdehnung, sondern auch mit großer Intensität betrieben. Die Düngung der Felder, zu der sie sich nach der Eroberung der Küste auch des Guano bedienten, war ihnen ebensowenig fremd wie die Berieselung. Mit großem Aufgebot von Arbeit vermehrten sie in den schmalen Hochthälern die anbaufähige Bodenfläche, indem sie meilenweit die steilen Berghänge durch Aufführen steinerner Mauern in Terrassen einteilten, die durch Kanäle aus dem das Thal durchrinnenden Flusse sorgfältig gespeist wurden. Solches Ackerland konnte natürlich nur Inkaland sein: die Summe von Arbeit, die zu seiner Herstellung nötig war, stand zu sehr im Mißverhältnis zu den Kräften des Einzelnen und hatte eine streng geregelte Organisation zur Voraussetzung. Die kleinste administrative Einheit bildete die Familie von je zehn Einwohnern, der ein Unterbeamter vorstand mit der Aufgabe, für diese zu sorgen und sie zu beaufsichtigen. Je zehn solcher Verbände bildeten einen Bezirk, dessen Aufseher neben der Sorge für seinen Amtsrayon die Aufsicht über die den Zehntschaften vorgesetzten Beamten zu vereinigen hatte. Weitere Administrativeinheiten wurden durch je zehn Hundertschaften gebildet; und die Zehntausendschaft war mit den Provinzen des Landes meist gleichbedeutend. Die höchste Verwaltung lag natürlich in den Händen des Inka, der zu diesem Zweck in Cuzco einen Staatsrat hatte. Außerdem aber mußten nicht nur die Vorstände der Provinzen, die meist aus der Klasse der Inka gewählt wurden (soweit nicht die Regierungsbefugnisse bei der Eroberung in den Händen der alten Fürstengeschlechter belassen wurden), sondern auch die Vorstände der kleineren Bezirke von Zeit zu Zeit teils persönlich, teils mit Hilfe der Quipus an die Zentralleitung Bericht erstatten. Dadurch war die Regierung nicht nur über die Einwohnerschaft jeder Provinz und deren Leistungsfähigkeit stets statistisch genau unterrichtet, sondern auch über die Vorräte und Hilfsmittel, über welche jeder Bezirk zur Deckung des eignen Bedarfes und darüber hinaus verfügte. Außer durch die Beamten der höheren Kategorie wurden die Aufseher noch häufig durch Revisoren kontrolliert; wo aber diese einen Fehler entdeckten, wurde nicht nur der Schuldige bestraft, sondern auch der Vorgesetzte, dessen Aufgabe es gewesen wäre, den Untergebenen genau mit seinen Obliegenheiten bekannt zu machen und sich von deren Erfüllung zu vergewissern.

Da der gemeine Mann, der Hatunruna, kein eigentliches Eigentum besaß, berichtigte er seine Steuer auch durch Kriegsdienst. Ein stehendes Heer hielten die Inka nicht; auch scheint eine sorgfältigere und eingehendere Ausbildung im Waffendienste nur den Inka und den Söhnen der Edlen aus den unterworfenen Provinzen zu teil geworden zu sein. Auf welche Weise der Hatunruna die Übung erlangte, deren er bedurfte, um in den häufigen und fernen Feldzügen der Inka seinen Platz auszufüllen, ist nicht recht ersichtlich. Da aber von regelmäßiger Ablösung der in unruhigen Landesteilen befindlichen Besatzungen sowie der ins Feld ausrückenden Truppenteile berichtet wird, so muß eine dem alten preußischen Krümpersystem ähnliche Einrichtung bestanden haben, wonach der Hatunruna nach kurzem aktiven Dienste zu seinem Acker zurückkehrte, bis er zu neuer Dienstleistung für bestimmte Gelegenheiten und meist nur für beschränkte Zeit wieder unter die Waffen berufen wurde.

Eine wesentliche Aufgabe der Aufseher in den Zehntschaften bestand darin, darüber zu wachen, daß die Verpflichtung des Volkes zur Arbeit erfüllt wurde; auch auf die Frauen erstreckte sich diese. Nur genügten sie ihr im wesentlichen in ihrer Behausung durch Erfüllung der wirtschaftlichen Obliegenheiten, der Pflege des Gartens und des Hausgeflügels, insbesondere aber durch Spinnen und Weben, was sie, wie oben (S. 336) erwähnt, auch über den häuslichen Bedarf hinaus üben mußten. Trägheit war im Inkastaat ein strafwürdiges Vergehen. Die

Frauen führten, selbst wenn sie nachbarliche Besuche austauschten, ihre Arbeit mit sich, außer wenn die Besuchte höheren Ranges war als die Besuchende; in diesem Falle war es aber Pflicht der letzteren, jene um Überlassung einer Arbeit zu bitten. Es war Pflicht der Gemeindebeamten, jedem Einwohner so viel Land zuzuteilen, wie er für sich und sein Weib zum Unterhalte bedurfte. Reichte ausnahmsweise einmal dazu das Land nicht aus, welches dem Volke bestimmt war, so wurde der Acker des Inka dazu in Anspruch genommen; wuchs aber in einer ganzen Provinz die Bevölkerung derartig an, daß ihre Unterhaltung für die Dauer nicht mehr gesichert erschien, so wurden Kolonisten, mitimaes genannt, entweder in dünner bevölkerte oder in neue Provinzen geführt. Indem der Staat die Verpflichtung übernahm, für den Unterhalt jedes Einzelnen zu sorgen, beseitigte er die Armut mit ihrer schlimmsten Folge, der Bettelei und dem Vagabundismus, dem überdies durch die Arbeitspflicht und das Verbot, den Wohnplatz eigenmächtig zu wechseln, vorgebeugt war. Der Staat erkannte aber auch die Verpflichtung an, für außergewöhnliche Fälle die Sorge für die Unterthanen zu übernehmen; und die allgemeine Arbeitsamkeit sorgte dafür, daß die auf alle Provinzen verteilten Magazine der verschiedensten Vorräte stets so gefüllt waren, um jeder Not zu begegnen.

Völlig fremd war dem Einwohner des Inkastaates auch der Begriff des Privateigentums nicht. Allerdings war Land und Haus Eigentum der Allgemeinheit und fiel nach dem Tode des Inhabers an diese zurück. Aber es war so reichlich für den Unterhalt jedes Einzelnen gesorgt, daß er Ersparnisse machen und diese nach seinem Belieben verwenden konnte, und zwar für überflüssige Dinge; denn für das Notwendige sorgten ja Staat und Gemeinde. Die Funde in den peruanischen Grabstätten zeigen uns, daß es auch dem einfachen Volke nicht völlig an Gegenständen des Luxus gebrach, und dieser persönliche Besitz wurde wohl fast immer dem Toten mit ins Grab gegeben.

Sobald eine Familie durch Geburten Zuwachs erhielt, wurde das ihr zugeteilte Land vergrößert; und die jungen Weltbürger des Inkareiches genossen eine harmlose, lange Jugend. Sie zur Thätigkeit zu erziehen und zu häuslichen Arbeiten anzuhalten, war allerdings Pflicht der Eltern; der Staat stellte aber erst nach vollendetem 24. Lebensjahr Ansprüche an die jungen Leute. Mit 25 Jahren wurden sie vermählt. Auch dieser Akt war durch die Landesgesetze streng geregelt, wie denn überhaupt im Leben des Inka-Peruaners von der Wiege bis zum Grabe die Selbstbestimmung ausgeschlossen war. Die Beamten mußten Register über die Personen beider Geschlechter führen, die in jedem Jahr aus ihrem Bezirke das heiratsfähige Alter erreichten. Alljährlich wurde für das ganze Reich ein Tag bestimmt, an dem die Vermählungen stattzufinden hatten. Die jungen Männer und jungen Mädchen erschienen, mit dem Besten, was sie besaßen, angethan, vor dem Beamten ihres Bezirkes, und dieser teilte jedem Jüngling ein junges Mädchen zu in einem öffentlichen, aber wenig zeremoniellen Akt; an demselben Tage nahm ihn in Cuzco der Inka selbst für die Jungen adligen Blutes vor. Die Zuneigung der jungen Leute war gesetzlich überflüssig, fand aber wohl, soweit dem nichts entgegenstand, Berücksichtigung; doch durfte niemand aus seiner Ortschaft herausheiraten. Den jungen Paaren wurde nun gleichfalls Land im normalen Umfange zugewiesen; die Gemeinde sorgte für den Bau der einfachen und primitiven Wohnung. So rückten sie in die Reihe der Hatunrunas mit allen ihnen obliegenden Pflichten ein; nur für das erste Jahr, das Spieljahr ihrer Ehe, blieben sie noch von den Frondiensten verschont. Die Arbeitspflicht dauerte bis zum 50. Lebensjahre; von da an übernahm, wie in den Fällen vorübergehender oder dauernder Arbeitsunfähigkeit, die Gemeinde die Versorgungspflicht bis an das Lebensende.

Wie von den Männern im Kriegsdienste, so erhob der Inka auch von dem weiblichen Geschlecht eine Blutsteuer. Alljährlich mußten die Beamten die schönsten und besten aus der Schar der jungen Mädchen zum Dienste des Herrschers und der Sonne auswählen. In jeder Provinz besaß der Inka seinen Palast und bei diesem ein Haus, wo diese jungen Mädchen in einem arbeitsamen, aber bevorzugten Leben unterhalten wurden; und so oft der Inka in dem Orte Wohnung nahm, erwählte er aus ihrer Zahl seine Bettgenossinnen. Führte diese Verbindung zu einer Schwangerschaft, so kehrte die junge Mutter in ihren Heimatsort zurück, in welchem sie und ihr Kind hochgeehrt unterhalten wurden. Anders war das Los der zum Sonnendienst Auserwählten; auch sie lebten, ähnlich wie die Königsbräute, in klösterlicher Abgeschiedenheit ein fleißiges, doch bevorzugtes Leben. Ihnen aber war die Bewahrung der Keuschheit zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht; und ein qualvoller Tod drohte der Sonnenjungfrau und ihrem Verführer, wenn dies Gebot übertreten wurde.

Daß die Inka auch manchmal den Eltern ihre im zartesten Alter befindlichen Kinder hätten wegnehmen lassen, um in ihnen dem Sonnengott blutige Opfer zu bringen, ist wenig wahrscheinlich. Solche Opfer mögen in älterer Zeit dem Sonnengott und den Göttern vieler dem Inka nachmals unterworfenen Völker dargebracht worden sein; aber dem Geiste der Staatsreligion, wie sie unter den letzten Inka geübt wurde, liegt ein solcher Brauch völlig fern. Die Religion war im Inkastaate weit mehr ein Gegenstand der Politik als des Dogmas. Die späteren Inka verwehrten es deshalb ihren Unterthanen verschiedener Abstammung keineswegs, zu all den Göttern zu beten, die sie verehren wollten. Es war auch nur ein Akt der Staatsklugheit, daß sie Priester und Tempel aller Religionsformen in Cuzco errichten ließen, um immer in Fühlung mit den Mächten zu bleiben, deren großen Einfluß auf die Masse sie sehr wohl kannten. Daß sie daneben in jeder neueroberten Provinz als höchste und allgemeine Form der Gottesverehrung den Sonnenkultus einführten, das diente im wesentlichen ihren politischen Zwecken. Obgleich es in Cuzco einen Oberpriester des Sonnengottes gab, der eine Art von Disziplin über die Priester aller Heiligtümer im Lande ausübte, war doch das eigentliche religiöse Oberhaupt der Inka, der als Abkömmling des Sonnengottes diesem noch näher stand als der höchste seiner Priester und als Sonnensohn nach seinem Tode, durch den er zu seinem Ahnherrn zurückkehrte, selbst göttlicher Ehre teilhaftig wurde. Differenzen zwischen König und Priesterschaft, wie sie in dem mittelamerikanischen Kulturgebiete so häufig vorkamen, waren durch diese halbgöttliche Stellung der Inka ausgeschlossen. Aus diesem Grunde stieß die entschiedene Schwenkung, welche Huiracocha Inka auf dem Gebiete der religiösen Politik machte, nirgends und niemals auch nur auf die geringfügigste Schwierigkeit, obwohl dadurch mit einem Male der Sonnenpriesterschaft ein Heer gefährlicher Nebenbuhler erwuchs. Die bevorzugte Stellung, die Dotation mit dem dritten Teile des Landes blieb allerdings ihr ausschließliches Vorzugsrecht; doch machten selbst die Inkakönige den Tempeln des Huiracocha und Pachacamak zahlreiche und äußerst kostbare Geschenke.

Das arbeitsame Leben der Massen wurde nur unterbrochen durch die Feste, die zu Ehren des Sonnengottes gefeiert wurden. In jedem Monate wurden die Einwohner jedes Ortes mindestens einmal durch die Beamten zu einem festlichen Mahle zusammenberufen. Bei dieser Gelegenheit wurde jedenfalls das von dem Inka für das Volk gestiftete Lamafleisch verzehrt; dazu aber ward reichlich das Aka genannte Maisbier getrunken, und Tänze und Gesänge erhöhten die Fröhlichkeit. Ähnliche Feiertage wurden nach der Vollendung jeder größeren Arbeit veranstaltet, nach beendeter Bestellung der Felder, nach Einbringung der Ernte oder nach

außerordentlichen Leistungen: Haus- und Straßenbauten und dergleichen mehr. Außerdem aber gab es vier hohe, dem ganzen Lande gemeinsame Feste: das Hatun Raimi, das Cusqui Raimi, das Situa Raimi und das Huaracuy.

Das Hatun oder Inti Raimi wurde zur Zeit der Wintersonnenwende (um den 21. Juni; vgl. S. 330) gefeiert und war das erste und höchste Fest, nach welchem die Jahre gezählt wurden. Diese neuntägige Freudenfeier galt der Wiederkehr des erwärmenden Gestirnes, nachdem die Sonne ihre größte nördliche Abweichung erreicht und überwunden hatte. Die ersten drei Festtage waren der Vorbereitung gewidmet: jeder Bewohner des Inkareiches hatte sich, abgesehen von einigen rohen Maiskörnern und etwas Wasser, aller Nahrung, die Verheirateten auch des ehelichen Verkehres zu enthalten, und alles Feuer ward ausgelöscht. In diesen Tagen war es die Aufgabe der jungfräulichen Mädchen in jedem Haushalt und der Sonnenjungfrauen für den Haushalt des Inka und seines Hofes, das heilige Brot zu bereiten: die erste Speise, die man nach dem Fasten wieder zu sich nehmen durfte. Die Hauptfeierlichkeit vollzog sich am Morgen des vierten Tages. Sobald der Tag graute, strömte alles Volk aus den Wohnungen heraus zu dem Platze, auf welchem die Priester den Aufgang des Tagesgestirnes erwarteten. In weitem Kreise nahm die barfüßig herbeigeströmte Menge um die Priester herum eine hockende Stellung ein und erwartete, ohne daß jemand sich zu erheben wagte, den Augenblick, wo der Sonnenball über dem Horizont auftauchte, um diesen mit feierlichem Opfer zu begrüßen.

Am glänzendsten gestaltete sich natürlich das Fest in Cuzco, wohin zu diesem Tage die Höchsten und Angesehensten aus allen Provinzen des Reiches auf dem von den Königspalästen umgebenen Hauptplatze Haucaipata zusammenströmten. Auch sie erwarteten, obwohl mit reichem Festschmuck angethan, barfüßig und demütig zur Erde gebeugt, den Augenblick des Sonnenaufganges. Erst dann richtete sich zuerst von allen der Inkakönig auf, der an diesem Tag in seiner Eigenschaft als Sohn der Sonne das Amt des Hohenpriesters selbst versah. In jeder Hand hielt er eine von Gold getriebene, mit Aka bis zum Rande gefüllte Schale; und indem er mit feierlicher Rede das aufgehende Gestirn begrüßte, leerte er die Schale in seiner Rechten in ein vor ihm stehendes goldenes Becken, aus welchem die Spende in goldenen Röhren bis in den Sonnentempel geleitet wurde. Die Schale in seiner Linken berührte er selbst mit den Lippen und forderte dann seine nächsten Angehörigen und, wen er auszuzeichnen beabsichtigte, auf, sich mit kleinen goldenen Bechern einen Trank aus dieser Schale zu schöpfen. Dann zog der Inka mit den höchsten Priestern und Würdenträgern in den Tempel, um dem Bilde des Gottes seine Verehrung darzubringen. Pachacutek Inka hatte den Sonnentempel einer gründlichen Erneuerung und Erweiterung unterzogen; seitdem war dieser wegen seines reichen Schmuckes von Edelmetall unter dem Namen Coricancha, die goldene Einfassung, bekannt. Es war ein ausgedehnter, von feingefügten Mauern umgebener Komplex von Gebäuden, der von dem Marktplatz aus etwas weiter nach den Bergen gelegen war. Um und in dem großen Hofe erhoben sich mehrere Baulichkeiten, deren geheiligtste der Saal der Sonne war. Hier befand sich an der Rückwand des Tempels so angebracht, daß jeden Morgen die Strahlen der aufgehenden Sonne sie treffen mußten, die große goldene, von Strahlen umgebene Scheibe, die das Allerheiligste bildete. Wände und Decke waren, wie der Altar vor ihr und den anderen Heiligtümern des Tempels, reich mit Gold bekleidet; und an den Wänden entlang standen die wohlkonservierten und in die kostbarsten Gewänder gehüllten Mumien der verstorbenen Inka auf ihren Tragsesseln. Hinter dem Sonnensaale befand sich ein ähnlicher Raum mit dem Bildnis des Mondes und den Mumien der Coyas, der kaiserlichen Gattinnen, die dem Reich

einen Thronfolger geschenkt hatten; hier bestand aller Schmuck aus Silber. Daran schlossen sich kleinere Heiligtümer für die anderen Gestirne, das himmlische Gefolge Intis, und für sein irdisches, die Priester.

Nachdem auch hier Trank- und Räucheropfer dargebracht worden waren, kehrte der Inka auf den Platz zurück, wo die anderen seiner gewartet hatten; denn an diesem Tage fanden die großen Opfer nicht wie sonst in dem umschlossenen Tempelhofe, sondern auf offenem Marktplatze statt. Zunächst brachten die Priester ein junges, schwarzes Lama herbei: die schwarzen Tiere, am ganzen Körper gleichmäßig gefärbt, galten für edler als die weißen, die stets dunkle Stellen aufwiesen; überhaupt war schwarz die geheiligte und von den Inka bevorzugte Farbe. Das nicht gefesselte Opfertier wurde von Priestern niederen Grades festgehalten, während der Oberpriester mit einem Obsidianmesser ihm den Leib aufschnitt und Herz und Eingeweide herausriß, aus denen er für das neuangetretene Jahr die Zukunft vorausjagte. Dann wurde das Tier zerlegt; und um es als Opfergabe zu verbrennen, entzündete der Hohepriester mit einem Brennspiegel, den er am Gelenke der linken Hand trug, das neue Feuer, von dem alle Feuerstätten der Stadt neue Nahrung erhielten. Damit waren die Hauptzeremonien erledigt, und die allgemeine Festfreude trat in ihr Recht. Es wurden zahllose gewöhnliche Lamas geschlachtet, aber nur das Blut und die inneren Teile dienten dem Gotte zum Opfer: das Fleisch wurde zur Speisung des Volkes verwendet. Die kommenden Festtage wurden nun mit Essen und Trinken, mit Tanzen und Singen und allerhand Lustbarkeiten in der ausgiebigsten Weise, ja oft mit Orgien gefeiert. Für das Volk endigte das Fest mit dem neunten Tage, dem sechsten der Freudenfeste; der Inka und sein Gefolge aber sollen die Festlichkeiten einen ganzen Monat fortgesetzt und selbst dann noch deren Flüchtigkeit beklagt haben.

Das zweite der allgemeinen Feste, das Cusqui Raimi, galt dem Ackerbau. Es wurde vor dem Beginne der Ernte gefeiert und war eine Art Bittgang zu dem Sonnengotte, den man, nachdem alles, was menschliche Kraft für das Gedeihen der Saat thun konnte, geschehen war, darum anflehte, mit seinem himmlischen Segen einen reichen Ertrag der Ernte herbeizuführen. Auch an dieses Fest schlossen sich ausgelassene und tagelange Lustbarkeiten, die wohl dem Volke eine Erholung nach der Arbeit auf dem Felde gewähren sollten.

Einen anderen Charakter hatte das dritte Fest, das Situa Raimi, das auf die Zeit der Frühlings-Tagundnachtgleiche (im September) fiel. Die Vorstellung, daß jedes unglückliche oder auffallende Ereignis, welches den Einzelnen oder die Allgemeinheit betraf, durch ein Verschulden verursacht werde, war auch im Inkareiche verbreitet und fand in den Gesetzen ihren Widerschein. Wenn aber auch des Einzelnen Schuld durch Buße und Strafe getilgt werden konnte, so blieb sie doch auf der Allgemeinheit haften; und auf ihr lasteten zudem alle Fährnisse, die ihr von den bösen Geistern drohten, mit denen man Luft und Erde erfüllt wähnte. Diese nun zu versöhnen oder zu vertreiben, war der Zweck des Festes. Auch ihm ging dreitägiges Fasten voraus und die Bereitung geheiligten Brotes. Neben dem zur Speise bestimmten wurde aber noch ein anderes Gebäck unter Beimischung von Opferblut hergestellt; mit diesem rieb sich bei Sonnenaufgang des vierten Tages jeder, nachdem er in fließendem Wasser gebadet, den Körper ab, um sich damit zu entsühnen. Am Morgen des Hauptfeiertages ging der vorzüglichste Akt des Festes von der Festung Sacsahuaman aus. Dieses gewaltige, aus riesigen Quadern in fünf Stockwerken sich erhebende Bollwerk hatte Huiracocha Inka auf einer von Nordosten her die Stadt überragenden Höhe zu errichten begonnen, als der Angriff der Chanca die damals noch gänzlich wehrlose Stadt mit Vernichtung bedroht hatte; Pachacutek

Inka hatte den gewaltigen Bau glücklich zu Ende geführt. Aus dem Thore der Festung traten am Situa Raimi vier Jünglinge aus dem Inkageschlecht im vollen Schmucke der Waffen und alten raschen Laufes, über dem Haupte den Speer schwingend, nach allen vier Himmelsgegenden durch die Stadt und durch die Fluren. Überall strömte ihnen das festlich geschmückte Volk aus den Wohnungen entgegen und begrüßte sie mit lautem Rufen und mit Schwenken der Gewänder. In bestimmten Abständen harrten ihrer andere Inkasöhne in gleicher Gewandung, die von ihnen die Lanze in Empfang nahmen und weiter und weiter trugen, bis über die Flurgrenzen hinaus. Dort wurde die Lanze tief in den Boden gestoßen: damit glaubte man die bösen Geister aus der Flur hinausgebannt zu haben. In der Nacht schwenkten die Inka brennende Fackeln, die sie jenseit der Grenzen in den Wässern erstickten, die ihren Lauf aus dem Lande hinaus nahmen. Damit waren auch die Geister des Dunkels gebannt; und die folgenden Tage waren wieder der Festfröhlichkeit gewidmet.

Hatten schon bei dem Situa Raimi die Inkajünglinge die Hauptrolle gespielt, indem sie symbolisch das Volk von drohenden Gefahren befreiten, so war das vierte große Fest, das Huaracuy, fast ausschließlich ein Fest der Inkaklasse, bei dem das Volk nur an der allgemeinen Lustbarkeit teilnehmen durfte. Dieses Fest bildete den Abschluß der Prüfungen, welchen sich die Jünglinge vom Inkageblüt und die Söhne der Edelsten aus den Provinzen unterziehen mußten, ehe sie in die Rechte der Erwachsenen eintreten durften.

Obwohl sich die Inka große Mühe gegeben haben, den Glauben aufrecht zu erhalten, daß die ganze Klasse der Inka von Manco Capak und durch diesen vom Sonnengotte selbst abstamme, so haben sie doch die Erinnerung daran nicht zu unterdrücken vermocht, daß ein Teil der Kaste keine verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem Begründer der Dynastie aufweisen konnte. In der ältesten Zeit haben sich außer dem Herrscher von Cuzco noch manche andere kleine Dynasten des peruanischen Hochlandes den Inkatitel beigelegt, der wie Capak und Manco ursprünglich nur eine Würde bezeichnete und kein Geschlechtsname war. Ob diesen bei der Einverleibung in den Staat des Sonnensohnes Name und Rechte der Inka belassen worden sind, ist zu bezweifeln. Dagegen gab es eine andere Bevölkerungsklasse, die ohne erweisliche verwandtschaftliche Beziehungen aller Vorteile der Inkaklasse teilhaftig geworden war. Als Manco Capak nach Cuzco kam, war er von einer kleinen Schar von Anhängern begleitet, mit deren Hilfe er die Allcaviza aus der Stadt verdrängte. Begreiflicherweise nahmen diese in dem jungen Staatswesen eine bevorzugte Stellung ein; sie und ihre Nachkommen, der angesehenste Teil der Einwohnerschaft von Cuzco, wurden später, wo die stetig wachsende Ausdehnung des Reiches auch der Hauptstadt eine aus allen erdenklichen Elementen gemischte Bevölkerung zuführte, den Inka von Geblüt in allen wesentlichen Vorrechten gleichgestellt.

Außerdem vermehrte sich der Stamm der Inka auf dem Wege natürlicher Fortpflanzung mit großer Schnelligkeit. Dem Mann aus dem Volke war es allerdings nicht gestattet, mehr als ein Weib zu ehelichen; für die ganze Kaste der Inka war aber dies Gesetz nicht bindend, und der Herrscher konnte auch andere davon entbinden. Vor allem aber war es für ihn selbst nicht nur ein Vorrecht, viele Frauen zu besitzen, sondern sogar Pflicht, eine möglichst zahlreiche Nachkommenschaft zu hinterlassen. Allerdings teilte von allen Gattinnen des Herrschers nur eine seine königliche Würde; sie führte den Namen Coya und nahm in ausgedehntem Maß an der dem Inka obliegenden Repräsentation teil. Erst Pachacutek Inka machte es zum Gesetz, daß zur Coya immer die leibliche Schwester oder die nächste Anverwandte des regierenden Inka erwählt werden müsse, um das Blut der Sonnenkinder möglichst unvermischt zu bewahren. Außer der

Coya konnte der Inka so viel Frauen nehmen, wie er wollte; gehörten sie der Inkaklasse an, so galten sie und ihre Kinder als rechtmäßig. Vielfach erbat aber der Inka auch von seinen Vasallenfürsten die Hand einer Tochter; dies galt für eine hohe Ehre, ebenso wie es als solche geschätzt wurde, wenn der Inka seine rechtmäßigen oder unebenbürtigen Töchter mit Würdenträgern oder Vasallenfürsten vermählte. Die Ehen zwischen den männlichen und weiblichen Angehörigen der Inkakaste wurden in ähnlicher Weise geschlossen wie die des Volkes; nur war es in Cuzco der Inkaherrscher selbst, der die Zeremonie der Vermählung vornahm. Aus eignem Antrieb konnte wohl auch der Jüngling von Inkageblüt nur eine Gemahlin und neben ihr nur Beischläferinnen haben; allein häufig beglückte der Herrscher die Blutsgenossen nach einer hervorragenden Leistung oder bei einem festlichen Anlasse mit einer oder mehreren weiteren Frauen. Die einzelnen Herrscher sollen meist hundert und mehr Kinder hinterlassen haben, jeder von ihnen wurde zum Begründer eines Geschlechtes, das durch Benennung und Abzeichen die Erinnerung an die gemeinsame Abstammung aufrecht erhielt und sich bei der Anbetung der Mumie seines Ahnherrn im Sonnentempel vereinigte. Gesetzlich war der Inkakönig ebenso unumschränkter Herr über Leib und Leben der Inka wie über das seiner anderen Unterthanen; in der Praxis aber hatte sich doch eine Bevorzugung der Inkakaste im Staate von Tahuantinsuyu herausgebildet. Die Arbeitspflicht, der sonst jeder im Inkastaat unterlag, fand auf sie keine Anwendung. Ein Überrest aus der Zeit, wo die Inka noch ein kleines Häuflein inmitten eines fremden Volkes waren, räumte ihnen das Recht ein, am Tische des Inka zu speisen; was nachmals dahin abgeändert wurde, daß der Inka von dem ihm zufallenden Drittel des Landes die ganze Inkakaste, wie ja auch alle ihr nicht angehörenden Beamten des Reiches unterhalten mußte. Die höchsten weltlichen und geistlichen Würden wurden mit Söhnen aus dem Inkageschlechte besetzt; und wer sich in seiner Stellung Verdienste zu erwerben wußte, war des Dankes des Herrschers sicher. Viele Inkasöhne verdankten in der Hauptstadt und in den Provinzen große Paläste und Scharen von Dienern der Gnade des Inka.

Eine Berechtigung erhielten die Vorrechte der Inkakaste durch die Erziehung, die ihr zu teil wurde. Für die jungen Mädchen, ñusta betitelt, war diese nur ein verfeinertes Abbild der, die den Töchtern des Volkes und den Sonnenjungfrauen zu teil wurde. Dagegen erhielten die jungen Männer, die auqui, nicht nur, wie oben (S. 329) erwähnt, eine sorgfältige Bildung, sondern auch eine strenge Erziehung und eingehende körperliche Ausbildung; deren Abschluß bildeten, wenn die auqui das 16. Lebensjahr erreicht hatten, die Prüfungen, welche dem Haracuyfeste vorangingen und das Recht verliehen, den Namen und die Abzeichen der Inka anzunehmen. Die Prüfungen bestanden im Wettlauf, in Kampfspielen von Mann gegen Mann, von Rotte gegen Rotte und schließlich von zwei gegeneinander fechtenden Heeresabteilungen, deren eine eine Befestigung zu verteidigen hatte, welche die andere angriff. Auch im lautlosen Ertragen von Anstrengungen und Schmerzen mußten sie Zeugnis ablegen; endlich mußten sie beweisen, daß sie im stande seien, sich ihre Kleidung und Rüstung selbst anzufertigen. Waren aber diese Prüfungen glücklich überstanden, so wurde die jugendliche Schar von ihren Lehrmeistern, erfahrenen Inka und Amauta, vor den König geführt. Dieser stattete sie mit den Zeichen ihrer neuen Würde aus; von nun an legten sie den Titel auqui ab und durften sich Inka nennen. Jedem Einzelnen durchbohrte der König mit einer goldenen Nadel die Ohrläppchen, in denen sie von nun an silbernen und goldenen Schmuck tragen durften. Dies geschah in so auffallender Weise, daß die Spanier den Inka den Namen Orejones, Großohren, beilegten, weil durch die Schwere der Schmuckstücke die Ohrläppchen eine ganz besondere

Länge erreicht hatten. Bis dahin waren die Jünglinge einfach, fast dürftig bekleidet; an ihrem Feiertag aber legten ihnen ihre nächsten Verwandten die feinen Sandalen an, wie sie die erwachsenen Inka trugen, schlangen ihnen die huara von feiner Vicuñawolle um die Lenden und legten ihnen die Binde, llautu, um das von nun an kurz gehaltene Haupthaar. Alle diese Abzeichen trug der Herrscher fast ebenso wie sie; nur fielen von seinem llautu feingedrehte Fransen von roter Wolle (beim mündig gewordnen Thronfolger von gelber Farbe) bis auf die Augenbrauen nieder, und eine starke Quaste von gleicher Farbe, paicha, zierte ihm die rechte Schläfe.

In einem Staate, dessen Herrscher der Ausfluß aller Rechte und Gesetze ist, kann von einer eigentlichen Rechtspflege nicht die Rede sein; die Beamten, denen die Obhut über einen Teil des Volkes übertragen war, entschieden auch darüber, was straffällig und was erlaubt sei. Da es kein Eigentum gab, gab es auch keine Geldstreitigkeiten und keine Geldstrafen. Wer sich eines Vergehens schuldig machte, hatte die Gebote des Inka, des Stellvertreters des höchsten Gottes, verletzt und wurde deshalb fast immer mit dem Tode bestraft, d. h. entweder erdrosselt, erschlagen, mit Pfeilen erschossen oder vom Felsen herabgestürzt. Nur die Sonnenjungfrau, die die Keuschheit verletzte, wurde lebend eingemauert, ihr Verführer aber, und mit ihm die ganze Familie, die einen solchen Ausbund von Schlechtigkeit erzeugt und aufgezogen hatte, getötet, und der Ort, wo sein Haus gestanden, mit Salz bestreut und für ewige Zeiten wüst gelassen.

Je mehr das Inkareich an Ausdehnung zunahm, desto mehr gewannen die Mittel eines raschen Verkehres an Bedeutung. Die hohen Gebirgszüge, welche die einzelnen Hochthäler trennten, und die Wasserläufe, welche tosend darin den tieferen Thälern zuströmten, zu überwinden, dieser Frage haben schon frühzeitig die Inka ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Als Pachacutek Inka gegen Huilcabamba zu Felde zog, glaubten seine Feinde durch Abbrechen der Brücken über den Urubamba dem Vordringen des Inkaheeres ein unübersteigliches Hindernis bereitet zu haben; der Inka aber berief aus der Hauptstadt Werkmeister und Arbeiter aus dem ganzen Lande zu Hilfe, und schon nach wenigen Wochen war eine neue feste Brücke vollendet. Pachacutek Inka, wie überall so auch hier der große Organisator, ließ von Cuzco bis hinunter nach Cajamarca, auf eine Entfernung von beinahe 100 Meilen, über die Pässe und durch die Thäler, über Sümpfe und durch Felsen eine Kunststraße bauen, deren Reste sich bis heute erhalten haben. Noch in der Zeit der spanischen Herrschaft ist diese Straße und ihr von Inka Yupanki erbautes Gegenstück, eine Parallelstraße, die westlich von der Pachacuteks zur Küste hinunter und dieser folgend bis nach Tumbez, dem nördlichsten, unfern vom Golf von Guayaquil gelegenen Küstenplatze des Inkareiches, führte, die Hauptader allen Verkehres gewesen. Da die Peruaner keinerlei Wagen kannten, also nur Menschen und höchstens die Lamas als Lasttiere darauf verkehrten, war sie nur 5—8 m breit, aber auf beiden Seiten von einer etwas erhöhten Einfassung begleitet. An den steilen Thalhängen wurde sie noch schmäler und überstieg endlich nicht selten als Treppe die Bergrücken, welche die Thäler voneinander trennten. Wo keine Furten waren, da führten steinerne oder im Hochgebirge von den Fasern des Hanfes und von Lianen geflochtene Hängebrücken über die Gewässer; und lange Bohlenwege bildeten die Unterlage für die Straße in den Sümpfen der Paramos und Wasserscheiden. In bestimmten Abständen waren neben der Straße Raststätten, Tambos genannt, errichtet: ein für die Lasttiere bestimmter ummauerter Hof, an den sich ein paar offene Zimmer für die Reisenden selbst anschlossen. Kleinere Raststätten in noch geringeren Zwischenräumen an allen wichtigen Verkehrswegen dienten nur dem öffentlichen Interesse. In ihnen waren die laufenden

Boten, chasquis, stationiert, um in kurzer Zeit aus den entferntesten Provinzen von wichtigen Ereignissen Kunde in die Hauptstadt gelangen lassen zu können. Welcher Wert dem Schnelllauf beigemessen wurde, ergibt sich schon daraus, daß er unter die Proben aufgenommen war, die die Inkasöhne abzulegen hatten (vgl. oben, S. 329 und 344). So bildete auch bei dem gemeinen Volke der Läuferdienst eine Form der Fronden. In den kleinen Posthäusern waren stets einige Schnellläufer stationiert; so oft nun ein Bote dort ermüdet von der in Eile zurückgelegten Strecke eintraf, nahm ihm einer der Harrenden den mündlich oder in Quipus überbrachten Auftrag ab, um ihn in gleichem Tempo zur nächsten Station zu befördern. Der Dienst soll so vorzüglich organisiert gewesen sein, daß frische Seefische an der Tafel des Herrschers keineswegs zu den Seltenheiten gehörten.

Vielleicht ist es eine Ungerechtigkeit gegen die Verdienste anderer Inkakönige, wenn fast alle segensreichen Einrichtungen auf Pachacutek Inka zurückgeführt werden; daß er aber Hervorragendes geleistet haben muß, bezeugt sein Name: Pachacutek bedeutet der „Ordner der Welt". Ihm folgte auf dem Throne von Tahuantinsuyu sein ältester Sohn, Tupac Yupanki, der wie sein Vater den Ruhm der Waffen mit einem starken, weitblickenden Regiment im Innern vereinigte. Unter ihm bereits erreichte das Inkareich fast nach allen Richtungen hin die Ausdehnung, die es zur Zeit der Eroberung besaß. Er vollendete die Unterwerfung des Reiches von Chimu (vgl. S. 314) und drang bis weit nach Quito hinein erobernd vor. Auf der anderen Seite verwandelte er die Bündnisse mit den Fürsten um den Titicaca-See in eine festgefügte Oberherrschaft, die er nach Chile hinein bis an den Rio Maule ausdehnte. Es ist niemals die Politik der Inka gewesen, in den neu unterworfenen Gebieten sogleich die ganze bis in das Kleinste so wohl durchdachte Organisation der alten Provinzen einzuführen. Wo ihnen, wie im Reiche von Chimu, ähnliche, bereits bestehende Einrichtungen zu Hilfe kamen, mag der Assimilationsprozeß verhältnismäßig schnell gewesen sein. Andere Provinzen aber, deren alte Institutionen wesentlich abwichen, konnten nur allmählich in die soziale Gliederung des Inkastaates einverleibt werden; das beweisen die häufigen Erhebungen gegen das Inkajoch. Das beste Mittel zu deren Bekämpfung fanden die Inkaherrscher in der Kolonisation; namentlich Tupac Yupanki soll davon umfänglichen Gebrauch gemacht haben. Noch zur Zeit der spanischen Eroberung war am Titicaca-See die Sprache der Yunca nicht ganz erloschen unter den mitimaes, die Tupac Yupanki nach der Eroberung des Chimureiches dorthin verpflanzt hatte. Dieser Inka war ein eifriger Verehrer Huiracochas, dessen Heiligtum auf der Titicaca-Insel er nach der Unterwerfung Hatun-Collas wallfahrtend besuchte und mit neuen Bauten, daneben aber auch mit einem Sonnentempel und einem Hause für Sonnenjungfrauen schmückte. Er verfolgte dabei dieselbe vermittelnde religiöse Tendenz, die die Inka seit Huiracocha Inka zu ihrer Richtschnur gemacht hatten.

Als sein Sohn Huaina Capak den Thron bestieg, hatten die Spanier bereits den Boden Amerikas betreten; es ist kaum anzunehmen, daß nicht Gerüchte davon auch bis nach Cuzco gelangt seien. Waren doch die Unterthanen des Inka im Küstenlande gewohnt, ihre Produkte gegen die ihrer nördlichen Nachbarn durch einen weit an der pazifischen Küste hin betriebenen Handelsverkehr auszutauschen, der kaum anders als unter Mitwirkung und Kontrolle der staatlichen Organe betrieben worden sein kann. Aber die Inka waren zu sehr von ihrer eignen Herrlichkeit überzeugt, als daß ihnen eine Ahnung vom baldigen Ende die Lebensfreude hätte trüben können. Die Regierung Huaina Capaks ist erfüllt von seinen Beziehungen zu dem Reiche von Quito, die so verhängnisvoll für das Schicksal seiner Dynastie werden sollten.

Es war eine seiner ersten Regierungshandlungen, an den Einwohnern Quitos das Blut der erschlagenen Inka-Peruaner zu rächen, die bei dem Abfall der von Tupac Yupanki Inka eroberten Provinzen ihr Leben eingebüßt hatten; jahrelang hielt ihn dies von der Hauptstadt entfernt. Schon damals entwickelte sich bei dem Inka eine ausgesprochene Vorliebe für das mildere Klima der nördlichen Reichslande; in Tumebamba, das er sich während des Feldzugs als Hauptquartier eingerichtet hatte, ließ er Paläste, Tempel und Gärten von solcher Pracht aufführen, wie sie bisher fast nur in Cuzco bestanden hatten. Und als es ihm endlich gelang, die Eroberung des Reiches von Quito zu vollenden, nahm er, um dieses fester an seine Person und sein Reich zu fesseln, die einzige Tochter des letzten Herrschers, die Prinzessin Pacha, zur Gemahlin.

Huaina Capak war in seinem häuslichen Leben wenig vom Glücke begünstigt. Schon bei Lebzeiten seines Vaters hatte er als Thronfolger nach den neuen Gesetzen des Reiches seine älteste Schwester zur rechtmäßigen Gattin erkoren; allein sie schenkte ihm keine Nachkommenschaft. Darauf hatte er zwei weitere Frauen aus dem Inkageschlecht, eine jüngere Schwester und eine Base, sich beigesellt, mit der Bestimmung, daß in die Rechte der Coya eingesetzt werden sollte, wer ihm zuerst einen Sohn gebären würde. Seine Schwester schenkte ihm bald darauf den Thronerben Huascar. Aber während er im fernen Quito weilte, wurden Mutter und Kind ihm fremd; und Paccha, die er im Widerspruche zu den Hausgesetzen in die Rechte einer ebenbürtigen Gemahlin einsetzte, obwohl sie nicht vom Inkageschlecht abstammte, wurde ihm doppelt teuer, als sie ihm einen Knaben schenkte, der schon als Kind durch einen lebhaften Geist das Herz des Vaters gewann. Huaina Capak mußte natürlich wiederholt nach Cuzco zurückkehren: es blieb doch der Mittelpunkt des Reiches; sobald er aber dort der Sorge für das Wohl des Staates Genüge geleistet hatte, zog es ihn wieder nach seinem geliebten Quito zurück. Hier hat er die größere Hälfte seines Lebens zugebracht.

Die Nordgrenze war jetzt fast die einzige, an der dem Inkareiche noch die Möglichkeit einer Ausdehnung geboten war. Im Westen war der Ozean auf Tausende von Kilometern die Grenze des Landes. Im Süden reichte es in Chile bis dahin, wo das rauh und rauher werdende Bergland einer Eroberung kaum mehr wert schien. Im Osten gehorchte seinem Zepter alles, was die fruchtbaren Thäler der Kordilleren bewohnte. In den angrenzenden endlosen Urwäldern des Tieflandes gab es nur herumschweifende wilde Horden, die sich allen Unterwerfungsversuchen dadurch entzogen, daß sie beim Herannahen der Inkaheere spurlos verschwanden; und das ungesunde Klima, die Unmöglichkeit, Leben und Unterhalt in der gewohnten Weise zu gestalten, ließen die Inka auf Ausdehnungspläne in dieser Richtung verzichten. Nur im Norden lockte ein begehrenswertes Ländergebiet mit Lebensbedingungen, die denen der Heimat ähnlich waren. Hier hat Huaina Capak mehr als einmal zu den Waffen gegriffen. Dafür war Quito ein günstiger Rast- und Sammelplatz. Es scheint nicht, daß Paccha jemals ihren Gatten nach Cuzco begleitet hat, wo in den Kreisen der auf die unverfälschte Reinheit des Blutes eifersüchtigen Inka eine ihr wenig wohlwollende Stimmung herrschte. Ebensowenig scheint die Mutter Huascars ihren Gatten nach Quito begleitet zu haben; der junge Prinz aber wurde mit vielen seiner älteren Anverwandten mindestens einmal dahin entboten, um aus dem Munde seines Vaters zu vernehmen, in welcher Weise dieser die Regierung des Reiches für den Fall seines Todes geordnet zu sehen wünschte. Er konnte sich nicht entschließen, seinen Lieblingssohn vollkommen von der Erbfolge auszuschließen. Atahualpa, der sich zur größten Freude seines Vaters entwickelt hatte, begleitete ihn überall auf seinen Reisen im Lande und besonders auf seinen Feldzügen, und sein aufgeweckter Sinn hatte ihn zum Liebling des Heeres gemacht.

Huascar dagegen entwickelte sich langsam: er besaß einen ernsten, stillen Charakter; der vom Herrscher verlassene Hof, die zurückgesetzte und gekränkte Coya und die über ihm selbst schwebende Gefahr der Enterbung, alles das warf trübe Schatten über seine Jugend. Zwar zu dem äußersten Schritte, einer Änderung der Thronfolge, wagte Huaina Capak nicht zu schreiten; dagegen bestimmte er, daß das Reich von Quito als ein unabhängiger Staat seinem Liebling Atahualpa zufallen und Huascar das Inkareich nur in dem Umfang erben sollte, wie Huaina Capak selbst bei seiner Thronbesteigung es übernommen hatte. Huascar ging freudig die ihm auferlegte Verpflichtung ein, den Bruder in seinem Besitze nicht zu stören und gute nachbarliche Freudschaft zu halten; für ihn bedeutete diese Ordnung eine Erlösung aus bangen Sorgen. Aber auch Atahualpa konnte zufrieden sein: glänzender als jemals ein zweitgeborener Sohn eines Inka war er versorgt worden; und in ihm lebte so das königliche Geschlecht von Quito von neuem auf. Unzufrieden waren nur die Legitimisten am Hofe von Cuzco; ihnen erschien es als ein Frevel, daß die Einheit des Reiches durch die Willkür Huaina Capaks in Frage gestellt, daß eine Provinz dem Sonnenstaate wieder verloren gehen sollte, die unter zwei Königen mit dem Blute der Unterthanen des Reiches erkauft worden war, und das alles um eines unechten, rechtlosen Kindes willen. Jedoch vor Huaina Capaks unbeschränkter Machtvollkommenheit wagte sich natürlich ein solcher Widerspruch nicht hervor; und als er wenige Jahre später in der Vollkraft seiner Jahre von einer Blatternepidemie aus seinem geliebten Quito hinweggerafft wurde, konnte er in dem Glauben die Augen schließen, auf das Beste für das Wohl des Reiches und für seinen Liebling gesorgt zu haben.

Der früh entwickelte Atahualpa, der durch die jahrelange Teilnahme an allen Kriegs- und Friedenshandlungen des Vaters bereits mit den Regierungsgeschäften eine gewisse Vertrautheit gewonnen hatte, übernahm sogleich selbst die Regierung des Staates, den der Wille des Vaters für ihn geschaffen hatte; und ihm zur Seite blieb, wer Huaina Capak in seinem Leben nahe gestanden hatte. In Cuzco dagegen hielt man unerbittlich an dem alten Herkommen fest. Für den unmündigen Huascar ergriff zunächst ein aus den ältesten Verwandten des verstorbenen Herrschers gebildeter Regentschaftsrat die Zügel der Regierung. In ihren Augen waren die letztwilligen Verfügungen Huaina Capaks ungültig, weil dem Herkommen des Hauses widersprechend; sie wollten Atahualpa nur als Statthalter des Inka für die Provinz Quito anerkennen. Die Aufforderung, sich zur Huldigung vor dem neuen König in Cuzco einzufinden, erging an ihn so gut wie an alle Mitglieder der königlichen Familie. Dennoch wagten es die Regenten nicht, auf die stillschweigende Nichtbeachtung ihrer Ansprüche durch Atahualpa mit einem offenen Angriffe zu antworten. Erst als Huascar nach den üblichen Vorbereitungen unter glänzenden Festlichkeiten in Cuzco zum Selbstherrscher ausgerufen worden war, trat eine Änderung ein. Um die Stimmung zu prüfen, die in Quito den legitimistischen Ansprüchen gegenüber herrschte, stellte er an Atahualpa das Verlangen, die Frauen und die Schätze des verstorbenen Herrschers, die in Quito geblieben waren, auszuliefern und nach Cuzco zu senden. Diese Forderung wies zwar Atahualpa unter Berufung auf den letzten Willen Huaina Capaks zurück, doch ließ er deutlich den Wunsch nach weiteren Unterhandlungen erkennen. Der daraufhin nach Quito abgeschickten Gesandtschaft Huascars stellte Atahualpa sein baldiges Erscheinen in Cuzco in Aussicht; nur erbat er, um mit der seiner Würde entsprechenden Feierlichkeit auftreten zu können, eine Frist zur Vorbereitung und die Erlaubnis, eine größere Gefolgschaft aufbieten zu dürfen: Forderungen, die von dem verblendeten Inka bereitwillig zugestanden wurden. Nun begann in Quito eine Periode fieberhafter

Thätigkeit. Alle die alten Truppenführer Huaina Capaks, die aus Zuneigung zu dem Prinzen und aus Achtung vor dem Willen seines Vaters am Hofe von Quito geblieben waren, wurden zu Atahualpa entboten und erhielten den Auftrag, ihre Scharen zu reorganisieren; mit den Schätzen des alten Königs hielt es nicht schwer, für die Ausrüstung eines stattlichen Heeres Sorge zu tragen, das in kleineren Abteilungen unter dem Vorwande, das Gefolge Atahualpas auf seiner Huldigungsfahrt zu bilden, sich gegen Cuzco in Bewegung setzte.

Wohl konnte es dem Inka, dem endlich die Augen aufgingen, keine Schwierigkeiten machen, seine Unterthanen in großen Massen unter die Waffen zu rufen; allein diese Scharen waren noch kein Heer. Wenige Meilen von Cuzco, nicht weit von der Stelle, wo einst Huiracocha Inka die Chanca in blutigem Treffen zurückgeschlagen hatte, stießen die Heere der Brüder aufeinander. Auf die Dauer konnten die jungen Truppen Huascars vor der taktischen Überlegenheit der Feinde das Feld nicht behaupten; Huascar selbst fiel bei dem Versuche, sich durch die feindlichen Scharen nach Cuzco hindurchzuschlagen, den Siegern in die Hände. Damit hörte jeder Widerstand im Reiche auf; die Hauptstadt öffnete dem siegreichen Heere bedingungslos die Thore. Der Gebrauch, den Atahualpa von seinem Siege machte, war kein edler. Unter dem Vorwande, über die zukünftige Abgrenzung der beiderseitigen Machtsphären zwischen ihm selbst und Huascar zu verhandeln, berief er alles, was Inkablut in sich trug, nach Cuzco; wer immer aber die Stadt betrat, wurde von seinen Feldherren, die in der Stadt ein tyrannisches Regiment führten, verhaftet und getötet. Atahualpa konnte es nicht vergessen, daß die Inka ihn, den Sohn der Fremden, als ebenbürtig nicht hatten anerkennen wollen; nur die, die von Anfang an zu ihm gestanden hatten, blieben verschont. Cuzco aber blieb nicht länger das Herz des Reiches. Atahualpa verschmähte es, die Stätte seiner grausamen Rache selbst aufzusuchen; seine Beauftragten nahmen, soweit dies von Cuzco aus geschehen mußte, die Neuordnung des Staates vor. Er selbst machte nur durch die mittleren Gebiete eine Inspektionsreise. Ehe er von diesem Zuge zurückgekehrt war, erreichte ihn die Kunde von der Landung fremder Männer im äußersten Norden seines Reiches. Es war Pizarro mit seinen Leuten.

Den Spaniern ist vielfach der Vorwurf gemacht worden, daß sie rücksichtslos auf dem Boden der Neuen Welt eine Kultur vernichtet hätten, die der ihrigen kaum nachgestanden und für die Zukunft zu den schönsten Hoffnungen berechtigt habe. Die romantische Begeisterung für Zustände und Sitten der Vergangenheit, welche in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die Menschheit erfaßt hatte, erstreckte sich auch auf die Neue Welt; die Gesittung des Aztekenstaates und mehr noch die des Inkareiches erschien als das Ideal eines Staates, in welchem Fürst und Volk, in gegenseitiger Hingebung verbunden, das Ziel aller politischen Weisheit: die höchste Freiheit und Glückseligkeit des Einzelnen mit dem Wohle der Allgemeinheit in vollste Übereinstimmung zu bringen, auf das glücklichste gelöst hätten. Wie sehr eine solche Auffassung die wahren Verhältnisse des Inkastaates verkennt, ist nach dem Gesagten ohne weiteres ersichtlich. Unzweifelhaft hat der Inkastaat das Problem einer weitgehenden staatlichen Fürsorge für das Wohl jedes einzelnen seiner Unterthanen in merkwürdiger Weise gelöst; er hat dies aber nur ermöglicht durch eine beispiellose Bevormundung, durch die der Einzelne zum willenlosen Werkzeug in dem Gesamtgetriebe des Staates herabgedrückt und der persönlichen Freiheit fast gänzlich beraubt wurde.

Auch die Vorstellung ist irrtümlich, daß man noch Bedeutendes von der Entwickelung der alten amerikanischen Kulturen zu hoffen berechtigt gewesen wäre. Weder das aztekische

noch das Inkareich stellte die höchste Staffel einer in unentwegtem Fortschritt befindlichen Entwickelung dar. Auch auf dem Kulturboden des neuen Kontinentes herrschte noch ein ähnliches Hin- und Her-, Auf- und Niederwogen der Völkerschaften wie in den weiten Gebieten seiner unzivilisierten Völker, und das Emporkommen einer Rasse war dort nicht minder als in der Alten Welt zunächst mit einem kulturellen Rückschritte verbunden. So lösten die unzivilisierteren Nahua die Vorherrschaft der Maya-Völker, die Inka-Peruaner oder ihre Vorläufer die höhere Kulturentwickelung der Erbauer von Tiahuanaco ab. Der Fortschritt, den sie selbst auf der Bahn der Gesittung parallel zu der voraufgegangenen Kultur machten, hatte die allgemeine Kulturstufe der Vorgänger noch nicht wieder erreicht. Sie hätten auch kaum nennenswerte Schritte in dieser Richtung mehr machen können, wenn die Spanier nicht erobernd dazwischen getreten wären. Das Azteken- wie das Inkareich war, als es die Spanier betraten, alt und morsch. In Mittelamerika hatte der allgemeine Haß gegen die aztekische Vormacht eben erst das Bündnis der drei um den See gelegenen Reiche zertrümmert, auf dem allein die Bürgschaft für deren Bestand beruhte; und der Aufstand im tezcucanischen Lande konnte leicht den allgemeinen Brand entzünden, in welchem das Reich Montezumas zusammengebrochen wäre. Das Inkareich hatte allerdings mehr als einmal dynastische Revolutionen in seinem Innern erlebt, ohne deshalb in seiner Entwickelung erheblich aufgehalten zu werden. Schwerlich aber hätte es ebenso leicht die Umwälzung überdauert, welche der Sturz des Inkageschlechtes hervorrufen mußte, den Atahualpas leidenschaftlicher Haß herbeigeführt hatte. Außerdem hatte die Größe des Reiches auch hier, trotz der bewundernswerten Zentralisation der Verwaltung, die Grenze des damals Möglichen fast erreicht. Nur die Altersschwäche beider Kulturen und die darin aufgespeicherten Zersetzungskeime erklären den unglaublich raschen Erfolg der Cortez und Pizarro, die mit einer Handvoll hungernder Abenteurer große Reiche zertrümmern konnten.

4. Die Entdeckung und Eroberung.

A. Christoph Kolumbus.

a) Der Seeweg nach Indien.

In den Vorstellungen, die sich das 15. Jahrhundert von der Gestaltung der Erdoberfläche machte, war für einen neuen Weltteil kein Platz mehr übrig. Zwar hatte man in gelehrten Kreisen den Widerstand gegen die Lehre von der Kugelgestalt der Erde aufgegeben, aber unter das Volk war auch diese noch kaum gedrungen; und eine große Menge anderer irrtümlicher Anschauungen war in gelehrten wie in ungelehrten Kreisen gleich verbreitet. Noch immer war das Buch des Pierre d'Ailly (des Petrus de Alliaco „Imago mundi") der Katechismus der erdkundlichen Kenntnisse; ihm konnte kein neueres Werk über den Gegenstand ernstlich den Rang streitig machen. Das Interesse dafür war aber auch lange Zeit sehr beschränkt. Die scholastische Gelehrsamkeit mit ihrer konstruktiven Methode genügte sich selbst so völlig, daß sie es gar nicht der Mühe für wert erachtete, das außerhalb ihrer Kreise Liegende kennen zu lernen. Von ihr ist auch der Impuls nicht ausgegangen, der in seinen letzten Konsequenzen dazu geführt hat, daß die Menschheit endlich den ganzen von ihr bewohnten Erdball kennen lernte.

Selbst die Kreuzzüge, die unzweifelhaft einen bedeutenden Anstoß zu einer erweiterten Kenntnis der Erde und ihrer Bewohner gegeben haben, bewegten sich doch im allgemeinen nur

innerhalb der Grenzen der schon aus den Überlieferungen des Altertums bekannten Welt. Sie konnten wohl dazu dienen, diese Kenntnisse zu beleben, Fäden herüber und hinüber wieder anzuknüpfen, die durch die Ereignisse der dazwischen liegenden Jahrhunderte zerrissen worden waren; allein eine wirkliche Bereicherung brachten sie zunächst und unmittelbar für die geographischen Kenntnisse nicht mit sich. Wohl aber entwickelte sich eine solche aus den intimeren Berührungen zwischen dem christlichen und dem muselmännischen Kulturkreise, welche die Kreuzzüge herbeigeführt hatten. Die Lehre Mohammeds war schon damals über die Grenzen der dem Altertum erschlossenen Welt hinausgedrungen. Der lebhafte Verkehr, welchen die religiösen Vorschriften zwischen der heiligen Stadt Mekka und allen von Anhängern Mohammeds bewohnten Ländergebieten zur Folge hatte, bereicherte in erster Linie die geographischen Kenntnisse der Araber, vermittelte aber dann auch deren Weiterverbreitung in der Alten Welt und wurde so die Veranlassung zu den ersten Reisen, die von unternehmenden italienischen Kaufleuten, einem Niccolò de' Conti, einem Marco Polo, bis in das fernste Morgenland hinein unternommen worden sind. Die Kunde von den unendlichen Reichtümern und Herrlichkeiten, welche diese Reisenden im äußersten Osten im Reiche des Großchans, in der Stadt Kathai und auf der Insel Zipangu, das heißt in China und in Japan, teils selbst geschaut, teils doch aus Erzählungen von Augenzeugen kennen gelernt hatten, brachte zuerst in die Kreise der Handel Treibenden einen mächtigen Antrieb zur Ausdehnung ihrer Kenntnisse, ihrer Unternehmungen, ihrer Geschäfte. Und dieser Antrieb blieb nicht auf ihre Kreise beschränkt. Die Ausbreitung näherer Beziehungen zu dem Orient führte zu der Erkenntnis, daß auch das Christentum weiter vorgedrungen gewesen war, als man wußte. An Stelle der legendarischen Erzählungen von den Reisen des Apostels Thomas, der im fernsten Osten den Heiden das Evangelium gepredigt haben sollte, trat die Kunde von dem christlichen Reiche des Priesters Johannes, das jenseit der großen Wüste, welche die alte Kulturwelt abschloß, ein entlegenes, aber glückliches und glänzendes Dasein führen sollte. Der Wunsch, mit diesen fernen Glaubensgenossen einen Zusammenhang herzustellen, mit ihrer Hilfe dem Evangelium neue Gebiete zu erschließen, das in der Alten Welt durch die muselmännische Herrschaft immer neue Verluste erlitt, vereinigte sich mit dem Durste der Abenteurer und Handelsmänner nach den märchenhaften Schätzen des Orients. Aus diesen Elementen gingen die ersten Versuche hervor, einen Weg nach Indien aufzufinden.

Die eigentlichen Träger dieser Ideen sind vorwiegend die Italiener gewesen; allein die politische Zersplitterung ihres Mutterlandes ließ es nicht dazu kommen, daß größere Unternehmungen in dieser Richtung von Italien ausgingen. Es bildete sich vielmehr unter der Gunst zufälliger Verhältnisse dafür ein Mittelpunkt in dem kleinen Portugal. Dies Königreich, durch die spanischen Staaten auf der Landseite vollkommen abgeschnitten, war von der Natur und der politischen Notwendigkeit gleichmäßig auf das Meer angewiesen, und eine zahlreiche Kolonie von Ausländern, unter denen die Italiener stark vertreten waren, belebte den Unternehmungsgeist seiner Unterthanen und vermittelte ihnen den Zusammenhang mit allem, was im weiten Umkreise die Welt bewegte. Da war es nun ein besonders glücklicher Umstand, daß in dem Infanten Heinrich, dem die Nachwelt den Namen des Seefahrers gegeben hat, obgleich er kaum jemals ein Schiff bestiegen, eine Persönlichkeit erstand, welche Zusammenhang und Nachdruck in die Bemühungen brachte, dem Christentum zu neuer Ausdehnung, der Alten Welt zu einer direkten Verbindung mit dem sagenhaften Osten zu verhelfen. Anfänglich ausschließlich in seinem Auftrage und weiterhin, als endlich die Zeit überwunden war, in welcher diese

Entdeckungsfahrten lediglich Opfer erheischten, ohne irgend einen anderen als rein theoretischen Gewinn zu geben, doch noch immer unter dem von ihm ausgegangenen Impuls und in der von ihm eingeschlagenen Richtung, sind portugiesische Schiffe weiter und weiter an den Küsten Afrikas vorgedrungen, mit der bestimmten Absicht, einen Weg zu den Reichtümern Indiens und zu dem Lande des Priesters Johannes zu finden. Sie haben ihre letzten Ziele zwar erst erreicht, als bereits der neue Weltteil vor den erstaunten Augen des Kolumbus und seiner Begleiter aus dem Wasser des Atlantischen Ozeans emporgestiegen war; trotzdem hat ihr Vorgehen allein die That des Kolumbus ermöglicht.

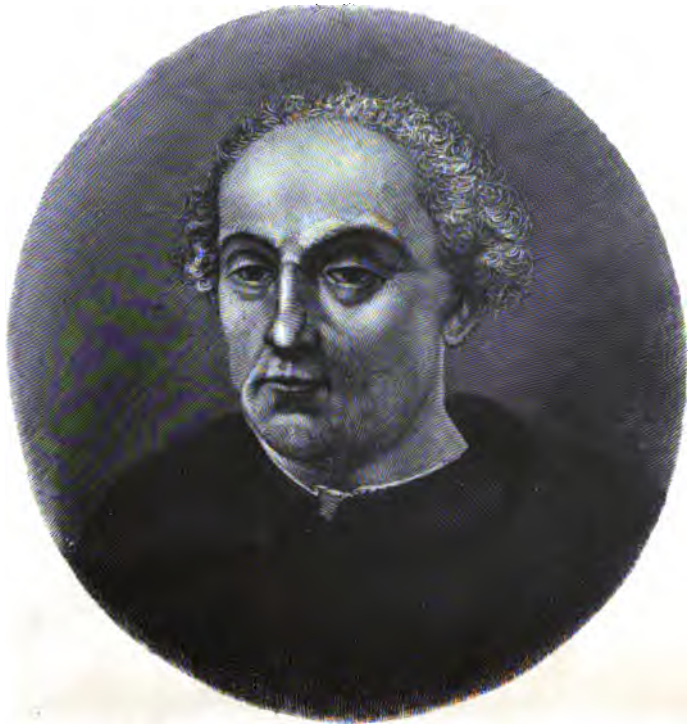
b) Die Jugend des Entdeckers.

Cristoforo Colombo oder, wie wir ihn hier mit dem geläufigeren Namen nennen wollen: **Christoph Kolumbus** (s. die beigeheftete Tafel „Paolo Toscanelli. Cristoforo Colombo") wurde als Sohn des Wollwebers und Gastwirtes Domenico Colombo und seiner Frau Susanna Fontanarossa um das Jahr 1447 geboren. Sein Vater ist mehrmals zwischen Genua und Savona hin und her gezogen, so daß es sich nicht mit voller Sicherheit feststellen läßt, wo Christoph geboren wurde; beide Städte scheint er gelegentlich als seine Heimat, wenn auch nicht als Geburtsstadt bezeichnet zu haben. Dagegen sind die Ansprüche der zahlreichen anderen Orte, die den Kolumbus als ihren Mitbürger ausgeben, ohne alle Berechtigung. Er war von den fünf Kindern, die dem Domenico heranwuchsen, das älteste; drei Brüder und eine Schwester wurden nach ihm geboren. Die Wollweber in Genua hatten ihre eigne Zunftschule, und diese hat wohl auch Christoph Kolumbus besucht; eine höhere Bildung wurde ihm dort natürlich nicht zu teil, und was er sich an weiteren Kenntnissen im Laufe der Jahre erworben — und das war für die damalige Zeit nicht ganz geringfügig — das verdankte er seinem offenen Kopfe und einer ungewöhnlichen Energie. Der Knabe mußte frühzeitig dem Vater in seinem Gewerbe behilflich sein, so wenig er auch Neigung dazu verspüren mochte; und auch dann noch, als er es durchgesetzt hatte, auf einem Kauffahrteischiffe Heuer zu nehmen und ein paar Handelsreisen mitzumachen, mußte er, wenn er in die Heimat zurückkehrte, wieder zum Handwerk greifen. Bis zu seinem 25. Lebensjahre hatte er sich jedenfalls davon noch nicht endgültig freizumachen gewußt. Von 1474 an aber verschwindet er aus Genua; und als er ein paar Jahre später in Lissabon wieder auftaucht, ist er ganz Seemann geworden und geflissentlich bemüht, zu verheimlichen, daß er jemals etwas anderes gewesen sei.

Kolumbus war **kein großer Geist**, der im sicheren Bewußtsein seines Wertes auf seine Vergangenheit mit Ruhe und Befriedigung zurückblickte. Er war wie viele seiner zeitgenössischen Landsleute ein Streber, in dem ein gutes Stück von Selbstgefälligkeit und Prahlerei sich mit Gewandtheit und Energie zu einer Mischung verband, aus der in Hunderten von Fällen ein Charlatan und nur in ganz seltenen Ausnahmefällen ein tüchtiger Mann werden konnte. Er hat sich seiner niedrigen Abkunft und seines bescheidenen Handwerks geschämt: wenn wir nur seinen eignen Worten glauben wollten, wäre er von edlem Geschlecht und von Jugend auf als Seemann thätig gewesen. Da wir ihm aber dies als Unwahrheit nachweisen können, dürfen wir wohl auch an seinen angeblichen seemännischen Thaten zweifeln. Daß er das Mittelmeer bis an die Levante befahren, daß er die Hafenplätze am Atlantischen Ozean, von England im Norden beginnend, bis zur Guineaküste, dem südlichsten Ziele der portugiesischen Fahrten, kennen gelernt hat, darf man ihm wohl glauben. Es scheint, daß er nicht immer als friedlicher Kauffahrer gesegelt ist; er will im Dienste König Renés eine Kaperfahrt gemacht haben,

Paolo Toscanelli.

Nach Giorgio Vasaris Kopie des Gemäldes von Alessio Baldovinetti; Palazzo della Signoria in Florenz.



Cristoforo Colombo.

Nach dem im Besitz eines Erben der Familie Giovio zu Como befindlichen Bildnis eines unbekannten Malers.

(Aus der Raccolta Colombina, Bd. V und II, 3.)

LENOX
FOUNDATION

was um das Jahr 1472 geschehen sein müßte, als René die aufständischen Barcelonesen unterstützte; und an der portugiesischen Küste soll er gestrandet sein im Jahre 1476 bei Gelegenheit eines erbitterten Kampfes, welchen die venezianischen Flandernfahrer mit den Schiffen des gefürchteten französischen Piraten Coullon zu bestehen hatten. Aber seine seemännische Thätigkeit kann weder zeitlich ausgedehnt noch intensiv hervorragend gewesen sein: zu ersterem bleibt in seinem urkundlich zu verfolgenden Lebenslaufe keine Zeit; und seine nautischen Kenntnisse waren, als er sie in ungewöhnlichen Verhältnissen bethätigen sollte, nicht hinreichend, um auf eine lange, gediegene Schulung schließen zu lassen.

In Portugal hat Kolumbus eine Reihe von Jahren in friedlichen Verhältnissen zugebracht. Er hat sich dort mit Felipa Moniz vermählt, in deren Adern auch italienisches Blut, das der seeberühmten Perestrello, rollte; und diese Verbindung ist möglicherweise nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung seines weiteren Lebens gewesen. In Portugal nämlich hat sich in ihm der Plan einer westlichen Indienfahrt ausgebildet; dazu mögen ihm Materialien und Beziehungen, wie er sie durch die Verwandten seiner Frau zu erlangen vermochte, nicht ohne Nutzen gewesen sein. Daß er auf den Azorischen Inseln im Hause seiner Schwiegermutter die ganze Entdeckung eines westlichen Weltteiles als das Geheimnis eines todkrank heimkehrenden Seemannes beschert erhalten habe, ist eine so plumpe Erfindung, daß man sich nur wundern muß, wie sie so lange Beachtung hat finden können. Es bedurfte wahrhaftig dessen nicht, um dem Kolumbus zu seinem Plane zu verhelfen. Der Gedanke, daß man Indien vielleicht auf kürzerem Wege zu erreichen vermöchte, wenn man in direkt westlicher Richtung den Erdball umsegelte, lag den portugiesischen Seefahrern um so näher, je mehr und mehr der afrikanische Kontinent, den ihre Entdeckungen enthüllten, sich in südlicher Richtung ausdehnte und sie zur Abweichung von der östlichen Route nötigte. In diesen Kreisen ist denn wohl auch zuerst die praktische Ausführbarkeit einer westlichen Indienfahrt in Betracht gezogen worden, und zwar sehr ernstlich und gründlich, denn man begnügte sich nicht, die portugiesischen Seemänner und Gelehrten darüber zu hören, sondern man holte auch von auswärtigen Berühmtheiten auf dem Gebiete der Kosmographie Gutachten über den Gegenstand ein.

c) Paolo Toscanelli.

Eine solche Anfrage, die der Beichtvater des portugiesischen Königs Fernam Martins an den berühmten Florentiner Arzt und Kosmographen Paolo dal Pozzo Toscanelli (s. die Tafel bei S. 352) gerichtet hatte, gab diesem den Anlaß, in einem längeren Schreiben die Ausführbarkeit einer Westfahrt nach Asien angelegentlich zu befürworten und, wahrscheinlich zum ersten Male, zu deren Illustration ein Kartenbild zu entwerfen von dem Teile der Erde, der, bis dahin noch unerforscht, durch die Westfahrt entschleiert werden sollte. Durch diesen Brief und die begleitende Karte, die später, wahrscheinlich auf unrechtmäßigem Wege, in die Hände des Kolumbus gelangt sind, ist Toscanelli der geistige Urheber der Entdeckung Amerikas geworden. Freilich ahnte er so wenig wie Kolumbus, zu welchen Resultaten seine Anleitungen zu führen bestimmt waren. Allein wenn man die fast sklavische Abhängigkeit in Betracht zieht, in welcher Kolumbus bei seiner Entdeckungsfahrt von der Karte und den Anweisungen des Toscanelli sich leiten ließ, so wird man nicht umhin können, diesem einen sehr wesentlichen Anteil an der Lösung des Problems der Westfahrt einzuräumen. Dieser Anteil fällt um so mehr ins Gewicht, als er nicht, wie der des Kolumbus, aus einer Mischung von unverdauten Vorstellungen und fatalistischen Anschauungen bestand, die einen Abenteurer

veranlaßten, ein verlorenes Leben für eine waghalsige Idee in die Schanze zu schlagen, sondern daß er das Resultat wohlbegründeter und sorgfältiger wissenschaftlicher Forschung war, die sich zwar als nicht frei von Irrtümern erwies, aber doch in ihren Prinzipien vollkommen berechtigt war. Der ganze Plan des Kolumbus entstand wohl überhaupt erst dadurch, daß er von den Darlegungen des Toscanelli Kunde erhielt und dessen Anschauungen sich zu eigen machte.

Schon eine solche Genesis des Planes schließt es vollkommen aus, daß Nachrichten über die Fahrten der Isländer und Grönländer nach dem nordamerikanischen Kontinent in der Entwickelung seiner Ideen eine Rolle gespielt haben. Kolumbus hat allerdings behauptet, nordwärts fahrend bis 100 Meilen jenseits Thule vorgedrungen zu sein; aber abgesehen davon, daß Thule keineswegs für das 15. Jahrhundert ein feststehender geographischer Begriff war, trägt der ganze Bericht den Stempel prahlerischer Erfindung an sich. Im äußersten Norden bildet ja allerdings die arktische Inselwelt eine Brücke zwischen dem alten und dem neuen Kontinent und wir wissen ganz genau, daß diese, unabhängig von der That des Kolumbus, in beiden Richtungen, von West nach Ost und von Ost nach West, Berührungen zwischen den Bewohnern beider Weltteile vermittelt hat, indem die Eskimos bis nach Grönland vordrangen, und anderseits indem die Islandfahrer um das Jahr 1000 n. Chr. von östlichen Winden an die Küste des nördlichen Amerika verschlagen wurden. Leif Erikson und einige Jahre später dessen Witwe mit Thorfinn Karlsevne haben vorübergehend auf amerikanischem Boden Ansiedelungen nordgermanischer Wikinger begründet, an welche sich eine Erinnerung in den nordischen Sagas erhalten hat. Diese Ansiedelungen sind aber unter der Ungunst der Verhältnisse schon nach wenigen Jahren wieder zu Grunde gegangen. Und so wenig die nordischen Skalden auch nur die entfernteste Ahnung davon besessen haben, daß Vinland und Huitramannaland — so nannten sie die neuentdeckten Gegenden — etwas anderes waren als eine Fortsetzung der Inselkette, die sich von Island und den Faroer nach Grönland und weiter erstreckt, so wenig konnte die Kunde davon, wenn sie überhaupt zu den Ohren des Kolumbus gelangt wäre, für seinen Plan einer Westfahrt zu den Schätzen Indiens von irgend welcher Bedeutung sein.

Viel wertvoller, nicht nur für Kolumbus, sondern auch für den Rat, der im Auftrage des portugiesischen Königs die Möglichkeit einer Westfahrt erwog, waren die Schiffermärchen. Das Atlantische Meer hatte an den verschiedensten Stellen Erzeugnisse an die Küsten der Alten Welt geworfen, die bezeugten, daß es noch eine andere, wesentlich verschiedene Welt bespülte, und aus der Thatsache, daß diese Dinge oft gut erhalten waren, zog man den Schluß, daß die überseeische Entfernung der asiatischen Ostküste, die man allein als Ursprungsland der angetriebenen Gegenstände für möglich hielt, nicht unüberwindlich groß sein könne. Man gelangte zu demselben Schluß auf Grund der Berichte der wenigen Reisenden, welche bis zum Großchan vorgedrungen waren. Auch diese hatten teils absichtlich die Entfernungen übertrieben, teils durch Abweichungen von der direkten Richtung unabsichtlich überschätzt, so daß man zu der Überzeugung gelangt war, die Entfernung von Europa über Land nach Quinsay und Zaitun müsse bedeutend mehr als den halben Erdumfang, also die zur See, die es bei der Westfahrt zu durchmessen galt, beträchtlich weniger ausmachen. Die große Schwierigkeit bestand nur darin, daß man den größten Teil — und in Wahrheit noch bei weitem mehr, als man damals annahm — zurücklegen mußte, ohne Land zu sehen. Bis dahin hatte man es wohl wagen gelernt, das Mittelmeer, dessen Becken man nach allen Richtungen kannte, ohne Rücksicht auf die Nähe von Land zu durchqueren; auch die Schiffe, die den Verkehr der Mittelmeerländer

mit Flandern, England und Ostland vermittelten, verloren wohl einmal auf Tage das Land aus den Augen; im großen und ganzen aber war die gesamte Ozeanschiffahrt von Guinea bis England Kabotage; der Seemann wußte stets das Land in erreichbarer Nähe für den Fall, daß Gefahr ihm drohte. Nun hatte man zwar, wie dies die alten Seekarten zur Genüge beweisen, auch den Atlantischen Ozean mit zahlreichen mehr oder weniger ausgedehnten Inseln bevölkert: da war Antilia, als Rest des Kontinents, dessen Untergang Platon im „Timäus" erzählt hatte; da war die Sankt-Brandans-Insel, die Insel der Sieben Städte und noch viele andere. Aber so gut sich das auf den Karten ausnahm, so hatten doch auch die Seeleute, die tageweit in den Ozean hinaus verschlagen worden waren, niemals mehr gesehen als vage Landstreifen am äußersten Horizonte, die immer dem Auge wieder entschwanden, wenn man darauf losfuhr. Daß Kolumbus sich durch solche Erwägungen nicht schrecken ließ, daß er in dem Bewußtsein, wochen-, vielleicht monatelang kein Land zu finden, doch in den endlosen Ozean hinauszusteuern entschlossen war, das ist fast das einzige an seinem Plan, was ihm ganz eigentümlich ist, Anerkennung und Achtung verdient.

Wieviel davon wahr ist, daß Kolumbus 14 Jahre lang dem Könige von Portugal mit seinem Projekte der Westfahrt angelegen haben will, ist ebenfalls nicht zu ermitteln. Doch ist es sicher, daß er sich überhaupt nicht 14, sondern nur 8 Jahre in Portugal aufgehalten hat, während seines Aufenthaltes daselbst lange Zeiten vom Hofe abwesend und mit anderen Angelegenheiten beschäftigt war. Eigentlich wissen wir erst seit der Zeit etwas mehr von ihm und seinem Projekte, wo er Portugal verließ. Es geschah das nicht ganz freiwillig; Kolumbus hatte sich eines Vergehens schuldig gemacht, für welches er ernstlich Strafe zu gewärtigen hatte; so ließ er Weib und Kinder im Stich und entwich, nur von seinem vierjährigen Knaben Diego begleitet, aus dem Lande. Welcher Art seine Schuld war, wird nicht berichtet. Man hat auf mißliche Vermögensverhältnisse, auf Streitigkeiten mit den königlichen Beamten geschlossen; aber wahrscheinlich stand seine Unthat in viel engerer Beziehung zu seiner Idee: es war die widerrechtliche Aneignung des Briefes und der Karte des Toscanelli, d. h. des Materials, dessen er für seinen Plan am dringendsten bedurfte. Daß an der Toscanelli-Korrespondenz nur der an Fernam Martins gerichtete Teil verständlich und korrekt ist, das angebliche Begleitschreiben an Kolumbus aber, das man, wie den Brief, nur in der Abschrift durch Kolumbus kennt, von Unglaublichkeiten wimmelt, hat den Erklärern von jeher große Schwierigkeiten gemacht. Warum aber sollte der Mann, der seine Ahnen und seine Vorgeschichte verleugnete, der sich ein Wappen und eine adlige Abstammung erfand, nicht auch dies Begleitschreiben erfunden haben zu einem Briefe, von dem Toscanelli, wenn die Darstellung des Kolumbus richtig wäre, das Konzept jahrelang bewahrt und dann noch das Ungeschick gehabt haben müßte, Anrede und Unterschrift zu bewahren, was Kolumbus nicht einmal in seiner Fälschung gethan hat? So erklärt sich auch höchst einfach, warum König João ihm so bereitwillig Rückkehr und Straflosigkeit zusicherte, als es den Anschein gewann, daß man von Spanien den Versuch mit dem Projekte wagen wollte, den João unter der Hand von seinen Seeleuten ohne Resultat hatte unternehmen lassen.

d) Der Plan zur Fahrt.

Auch in Spanien fand Kolumbus nicht ohne weiteres für seine Pläne offenes Entgegenkommen. Ein paar Jahre hindurch hat er auch in diesem Lande mit mißlichen Verhältnissen zu kämpfen gehabt, ehe es ihm gelang, eine kleine Anzahl vertrauensvoller Anhänger zu

gewinnen, die sich von ihm überzeugen ließen und ihm dann behilflich waren, sich zu den Ohren der Herrscher den Weg zu bahnen. In dieser Zeit hat er sich durch den Vertrieb von Büchern und Karten den Unterhalt verdient und bei diesem Geschäfte sich wohl die eigentümliche Art von Belesenheit angeeignet, mit der er später in allen seinen Niederschriften glänzt. Eine Zeitlang fesselte ihn ein zartes Verhältnis mit einer Cordobeserin, Beatriz Enriquez, an die alte Chalifenstadt; aber er bewahrte der Geliebten so wenig die Treue wie zuvor der Gattin. Des Sohnes, den sie ihm geschenkt, und der nachmals durch seine Schriften und seine Bibliothek, die noch heute zu Sevilla aufbewahrt wird, berühmt geworden ist, des Fernando Colon, hat er sich wohl sein ganzes Leben hindurch angenommen; der Geliebten dachte er erst wieder, nicht ohne Gewissensbisse, im Angesichte des Todes, als er sein Testament aufsetzte. Die Kinder haben ihn auf seinen Irrfahrten nicht begleitet: der kleine Diego war in Huelva bei einem Schwager untergebracht, Fernando blieb wohl zunächst bei der Mutter; erst als er sein Ziel erreicht, die spanischen Herrscher für seine Entdeckungsfahrt gewonnen, wurden die Kinder als Pagen in den königlichen Dienst gebracht und haben von da an an den Erfolgen und Niederlagen des Vaters teilgenommen.

Die ersten überzeugten Anhänger, die Kolumbus für seine Pläne gewann, waren der Guardian des Franziskanerklosters La Rabida bei Huelva, Fray Juan Perez de Marchena, und der Arzt des nahen Städtchens Palos, Garcia Hernandez. Beide beschäftigten sich in ihren Mußestunden mit Vorliebe mit kosmographischen Gegenständen, und als Kolumbus auf der Flucht aus Portugal im Kloster um Unterkunft vorsprach, bildete sich zwischen diesen Männern rasch eine auf gemeinsamen Interessen gegründete Freundschaft, die in späteren Jahren sich für Kolumbus noch als außerordentlich wertvoll bewähren sollte. Damals zog er nach kurzem Aufenthalt weiter, um aus eigner Kraft sich seinen Weg zu bahnen; allein es sollte Jahre dauern, ehe er wieder ein so verständnisvolles Eingehen auf seine damals noch in sehr viel phantastisches Beiwerk gehüllten Pläne fand. Erst im Jahre 1486 nahm sich der Herzog von Medina Celi seiner an und hätte ihm vielleicht in seiner Hafenstadt Puerto de Santa Maria unweit Cadiz ein Schiff zu einer Versuchsfahrt anvertraut, hätte nicht auf Grund der Berichte des Herzogs die Königin Isabella Interesse an den Plänen des Kolumbus gewonnen und ihn an den Hof entboten. Freilich gegenüber den Autoritäten geistlicher und weltlicher Gelehrsamkeit, welche Ferdinand und Isabella an ihrem Hof um sich versammelt hatten, hatte Kolumbus mit seinen mangelhaft begründeten und durchaus nicht wissenschaftlich durchgebildeten Ideen einen schweren Stand. Er wurde fast allgemein für einen italienischen Prahler erklärt, und seine Beweisführung wurde weder in Cordoba noch in Salamanca, wo er ebenfalls vor einer gelehrten Versammlung seine Pläne erläutern durfte, als überzeugend anerkannt. Es kam dazu, daß damals die endgültige Beseitigung des letzten Überrestes maurischer Herrschaft auf der Iberischen Halbinsel das nächstliegende Ziel der spanischen Herrscher bildete und die Zusammenfassung aller Kräfte des noch wenig entwickelten Landes erheischte. Kolumbus durfte daher froh sein, daß das einmal erwachte Interesse der Königin wenigstens insofern sich zu seinen Gunsten bethätigte, daß ihm ein Jahrgeld angewiesen und die weitere Erwägung seiner Pläne einer günstigeren Zukunft vorbehalten wurde.

Allerdings wurde dem Ungeduldigen auf die Dauer das Warten lang; und er hatte bereits den Entschluß gefaßt, seinen Stab weiter zu tragen und seine Pläne anderen Monarchen anzubieten, als endlich das Zusammentreffen verschiedener Ereignisse die Erfüllung seines inzwischen bei ihm zur fixen Idee gewordenen Wunsches nahe rückte. Er war wieder im

Rabidakloster eingekehrt, entschlossen, seinen Sohn Diego, der während seiner Irrfahrten bei einem Schwager im nahen Huelva geblieben, abzuholen und mit ihm nach Frankreich zu wandern. Die Freunde dort aber waren von seinen im Laufe der Verhandlungen auch klarer und bestimmter gewordenen Vorsätzen in solcher Weise ergriffen, daß der Guardian ihn bat, noch so lange zu verziehen, bis er einen letzten Versuch zu seinen Gunsten durchgeführt haben werde. Bruder Juan Perez de Marchena war in früheren Jahren einmal Beichtvater der Königin gewesen, und darauf fußend, unternahm er es, dieser noch einmal die Unternehmung des Kolumbus auf das wärmste ans Herz zu legen. Und da diese Botschaft die Königin im Lager von Santa Fé vor der maurischen Hauptstadt Granada zu einer Zeit erreichte, wo man täglich den Fall des letzten feindlichen Bollwerkes und die endliche Vollendung der großen Lebensaufgabe des spanischen Volkes in gehobener Stimmung erwartete, fielen die Worte des Geistlichen auf fruchtbaren Boden. Kolumbus wurde noch einmal an den Hof entboten mit der Zusicherung, daß ihm nach dem Falle Granadas die Mittel zu einem Versuche gewährt werden sollten. Er traf noch zeitig genug dort ein, um Zeuge zu sein, wie der Halbmond von den Türmen der Alhambra herabgeholt und an seiner Stelle das Kreuz, weithin leuchtend, auf der maurischen Königsburg aufgepflanzt wurde.

Trotzdem drohten die Unterhandlungen im letzten Augenblicke noch einmal zu scheitern. In dem Kopfe des Kolumbus waren seine Pläne zu so fester Überzeugung geworden, daß dieser besitzlose Abenteurer sich gebärdete, als wenn er Königreiche zu verschenken hätte, und für sich selbst Forderungen stellte, die ihn, wenn er wirklich sein Ziel erreichte, zu einem reicheren Könige machen mußten als die Herrscher, von denen er jetzt ein paar Tausend Dukaten erbitten mußte. Er wollte nicht nur an allem materiellen Gewinne, den seine Entdeckungen mit sich bringen konnten, für alle Zeiten einen bestimmten Anteil haben, sondern forderte auch für sich und seine Nachkommen die erbliche Würde eines königlichen Admirals auf dem ganzen Ozean und eines Vizekönigs in allen den Landen, die auf Grund seiner Entdeckungen für die Krone in Besitz genommen werden könnten. Besonders König Ferdinand war über diese Anmaßung empört, die Verhandlungen wurden abgebrochen, und Kolumbus hatte schon das Lager verlassen; da vermochte die Königin Isabella dennoch ihren Gemahl, auf die Bedingungen des merkwürdigen Mannes einzugehen. Der Vertrag wurde den Forderungen des Kolumbus entsprechend abgeschlossen, und die Stadt Palos, die gegen die Krone zur Stellung einiger Schiffe für den königlichen Dienst zufällig verpflichtet war, erhielt den Auftrag, diese dem Kolumbus zur Verfügung zu stellen.

e) Die Entdeckung Amerikas.

Doch war dieser damit bei weitem noch nicht über alle Schwierigkeiten hinaus. Auch er hatte sich zu einer Beteiligung an den Unkosten verpflichten müssen, zu der er vorläufig die Mittel keineswegs besaß; und die Bemannung der drei Fahrzeuge stieß, nachdem es kund wurde, wozu sie bestimmt waren, auf sehr erhebliche Schwierigkeiten. Erst als es dem Kolumbus gelungen war, die in Palos hochangesehene Seemannsfamilie der Pinzon für seine Pläne zu erwärmen und durch Überlassung eines Anteils an seinen Privilegien für die materielle Unterstützung des Unternehmens zu gewinnen, gelang es, die Schiffe für die kühne Fahrt ausreichend auszurüsten und zu bemannen. Am 3. August 1492 konnte das kleine Geschwader, bestehend aus der von Kolumbus selbst geführten Santa Maria, der Pinta unter Martin Alonso Pinzon und der Niña unter Vicente Yañez Pinzon in See stechen. Es waren keine großen

Fahrzeuge, diese Karavellen des Kolumbus: die Santa Maria war 120, die Pinta 100 und die Niña nur 80 Tonnen groß; allein sie bewährten sich für die Zwecke der Entdeckungsfahrten so außerordentlich, daß man bald wieder auf diesen Schiffstypus zurückgriff, nachdem man im ersten Rausche des Erfolges wesentlich größere Schiffe in Dienst gestellt, damit aber minderwertige Resultate erzielt hatte.

Als wichtigstes Stück der Ausrüstung hatte Kolumbus die Karte des Toscanelli mit an Bord genommen; zu dieser hatte er das absolute und blinde Vertrauen des Fanatikers. Nachdem er auf den Kanarischen Inseln durch notwendige Reparaturen noch fast drei Wochen verloren hatte, segelte er am 6. September in den unbekannten Ozean hinaus. Von da an nahm er einen im wesentlichen rein westlichen Kurs, und seine Überzeugung von der Richtigkeit desselben war eine so felsenfeste, daß er sich von dieser Richtung auch durch scheinbare Anzeichen von der Nähe von Land nicht abbringen ließ, obwohl er dieselben durchaus als übereinstimmend mit den Angaben der Toscanelli-Karte zu finden glaubte. Um der Mannschaft das Abenteuerliche der Fahrt nicht mit ganzer Schwere zum Bewußtsein kommen zu lassen, führte er über die zurückgelegte Strecke doppelte Rechnung: eine öffentliche, in welcher er die Entfernungen stets bewußt zu niedrig ansetzte, und eine geheime, die nur ihm selbst dazu dienen sollte, sich auf der Karte zu orientieren. Dennoch gelang es ihm nicht, den Mut der ihn begleitenden gemeinen Seeleute unerschüttert zu erhalten. Er war in die Region der Passate gelangt, und der Umstand, daß Tag für Tag ein voller Wind aus dem Osten die Segel schwellte, ohne daß das fast täglich verheißene Land sich zeigen wollte, machte die unerfahrene Mannschaft um die Möglichkeit der Heimkehr besorgt. Mehr als einmal nahm die Furcht die Gestalt der Feindseligkeit gegen den unbekannten, keineswegs hervorragend seetüchtigen, aber hochmütigen und auf seine Privilegien pochenden Fremdling an. Ihm mochte wohl auch selbst nach und nach das Herz schwer werden, als eintönig und ewig gleich an jedem neuen Morgen die Wasserwüste in den Strahlen der Frühsonne erglänzte. Aber er ließ den Mut und die Hoffnung nicht sinken, und wenn auch die Führer der anderen Schiffe das Vertrauen in ein endliches Gelingen zu verlieren begannen, so standen sie doch noch immer unerschütterlich ihrem Admiral zur Seite und halfen ihm, Versuche der Unbotmäßigkeit, an denen es bei der Mannschaft der Santa Maria nicht fehlte, zu unterdrücken. Endlich im Anfang Oktober begannen die Merkmale, die den Seeleuten die Nähe des Landes verkündeten, sich zu mehren; und Kolumbus schärfte den wachthabenden Matrosen besondere Sorgfalt ein und verhieß dem eine Belohnung, der zuerst das ersehnte Land erblicken werde. In der Dämmerung des 11. Oktobers glaubte Kolumbus selbst, und mit ihm einige andere, in der Ferne Licht über dem Wasser zu sehen; allein die Nacht brach ganz herein, ehe ein Schuß von der vorauffegelnden Pinta das Zeichen gab, daß thatsächlich Land gesichtet worden war. Die Segel wurden eilig eingezogen und der Kurs beigelegt; aber eine ganze lange Nacht trennte noch die aufs höchste erregten Seefahrer von der endlichen Gewißheit, daß das so oft verkündete und doch stets wieder entschwundene Land diesmal kein Phantom gewesen war.

Im Morgengrauen des 12. Oktobers 1492 sahen Kolumbus und seine Begleiter ein mäßig großes, grün bewaldetes Eiland vor ihren Blicken aus der See tauchen; und ehe sie noch die ausgesetzten Boote bemannt und den Strand erreicht hatten, wurden sie auch von dort bemerkt. Braune, nur wenig bekleidete Männer und Frauen beobachteten mit unverkennbarem Staunen das Nahen der Fremden und erwiesen sich, nachdem das Land erreicht war, als ein gutmütiges und harmloses, aber auf einer wenig entwickelten Kulturstufe stehendes, ein

Die Landung des Kolumbus auf Española.

(Nach einem der ersten gleichzeitigen Flugblätter, gedruckt Basel 1494.)

armseliges Fischer- und Jägerdasein fristendes Völkchen. Das Land war die Insel Guanahani (das heutige Watling Island; siehe die „Karten zur Geschichte Amerikas" bei S. 525); und seine Bewohner, die von den Spaniern in der Überzeugung, daß sie das Östende Asiens erreicht hätten, Indios genannt wurden, waren Aruak-Indianer, die dort noch nicht von den Kariben verdrängt worden waren. Entsprachen auch die thatsächlichen Verhältnisse recht wenig den glänzenden Erwartungen, die man gehegt hatte, so war doch durch Auffindung von Land — und daß es nicht eine vereinzelte Insel im Ozean sei, erfuhr man trotz der mangelhaften Verständigungsmittel von den Eingeborenen — das Unternehmen des Kolumbus gelungen. In feierlichem Gottesdienst ergriff er für die katholischen Herrscher von Kastilien und Aragon von dem Lande Besitz und ließ sich von der Schiffsmannschaft, die aus Verzagtheit und Feindseligkeit rasch in das entgegengesetzte Extrem umschlug, als Vizekönig und Statthalter huldigen.

In den nächsten Tagen brachte fast jede Stunde Überraschungen. Nachdem die Schiffe noch eine Reihe kleiner Eilande angelaufen hatten, kam am 28. Oktober eine größere Ländermasse in Sicht, das östliche Ende von Cuba, welches Kolumbus Isla Fernandina nannte. Nachdem man der Küste einige Tage lang nach Westen gefolgt war, ohne ihr Ende zu erreichen, kehrte er nach dem ersten Ankerplatze zurück, umsegelte die Ostspitze und erreichte in südöstlicher Fahrt ein zweites ausgedehntes Land, dem er den Namen Española beilegte (siehe die beigeheftete Tafel „Die Landung des Kolumbus auf Española"). Die Neuheit aller Eindrücke, die tropische Üppigkeit der Natur täuschten die Entdecker leicht darüber hinweg, daß sie von den großen Handelsstädten Ostasiens, Zaitun und Quinsay, die sie zu suchen ausgezogen waren, auch nicht die leiseste Spur auffanden. Und als man nun gar bei den Eingebornen von Española einiges Gold entdeckte, drängte es den Kolumbus weit mehr, nach Spanien zurückzukehren und sich im Triumphe des errungenen Erfolges zu sonnen, als die Entdeckungen hier noch weiter fortzusetzen.

Er sollte nicht heimkehren, ohne daß der erste bittere Tropfen in den Becher seines Glückes gefallen wäre. Am Morgen des 22. November gab die Pinta keine Antwort auf das vom Admiralsschiff ausgehende Paroleſignal; Martin Alonso Pinzon, der aus den Gebärden der Eingebornen auf die Nähe einer goldreichen Gegend schließen zu müssen geglaubt, hatte seinen Admiral im Stiche gelassen und war auf eigne Faust auf Abenteuer ausgezogen. Es war das erste Beispiel von selbstischer Treulosigkeit, dem im Laufe der kolonialen Entdeckungen noch unzählige ähnliche folgen sollten. Es war dies um so verhängnisvoller, als wenige Tage später die Santa Maria auf den Grund lief und verlassen werden mußte, so daß dem Kolumbus für die Heimkehr nur das kleinste Schiff, die Niña, übrigblieb. Merkwürdigerweise aber fand sich während der Vorbereitungen zu der Rückkehr über den Ozean die Pinta wieder bei dem Admiral ein, der mehr aus Klugheit als aus Überzeugung die Ausflüchte Pinzons gelten ließ und unter Zurücklassung einer kleinen Schar freiwilliger Ansiedler am 16. Januar 1493 nach der Heimat unter Segel ging.

Auch die Rückfahrt war bis zur Höhe der Azoren außerordentlich vom Wetter begünstigt; erst so nahe der heimischen Küste drohten noch einmal die Wellen das Geheimnis des neu entdeckten Weltteiles zu verschlingen. Die Pinta wurde weit nach Norden getrieben und lief endlich in den Hafen von Vigo ein; als Kolumbus den Gefahren des Sturmes entronnen war, befand er sich auf der Höhe von Lissabon, und hohe Genugthuung gewährte es ihm, mit den flatternden Bannern Kastiliens in den Hafen des Königs einzulaufen, der einst seinen nunmehr glänzend gerechtfertigten Plänen das Vertrauen versagt hatte. Seine Reise an den Hof, der zur Zeit in Barcelona weilte, glich einem das ganze spanische Land durchquerenden Triumphzug, und im Triumph erschien er wieder vor den Herrschern, von denen er als Bettler sich verabschiedet hatte.

f) Des Entdeckers letzte Schicksale.

Von dem Momente seiner Landung fast begannen die Vorbereitungen zu einer zweiten, in weit größerem Maßstabe zu unternehmenden Ozeanfahrt. Hatte es bei der ersten Reise Schwierigkeiten gemacht, genügend Mannschaften anzuwerben, so bestand diesmal die Schwierigkeit darin, unter den Tausenden, die sich zur Fahrt drängten, die rechten Elemente auszuwählen. Die ersten Anordnungen zur Regelung der Auswanderung gehen zurück auf die damals getroffenen Maßregeln. Am 25. September segelte eine Flotte von 17 großen Schiffen mit mehr als 1500 Mann an Bord von Sevilla aus dem neuentdeckten Lande zu; und wie das erste Mal war die Fahrt vom Wetter glänzend begünstigt. Der etwas veränderte Kurs führte sie zuerst zur Insel Dominica und dann, mehrfach an neuen Eilanden vorüber, nach Española. Dort aber begannen die Enttäuschungen. Die zurückgebliebenen Kolonisten hatten es nicht verstanden, das gute Einvernehmen mit den Eingebornen aufrecht zu erhalten. Durch ihre Brutalität hatten sie deren Feindseligkeit erweckt und waren ihnen in ihrer Sorglosigkeit bis auf den letzten Mann erlegen. Um den Eindruck dieser Nachrichten auf die neuen Ankömmlinge abzuschwächen, wählte Kolumbus eine andere Stelle zur Begründung einer dauernden Ansiedelung; die erste Stadt auf dem Boden der Neuen Welt erhielt den Namen Isabela — erst nachdem Bartolomé Colon 1498 die Niederlassung verlegt und die alte Stadt aufgegeben hatte, wurde der nunmehrigen Hauptstadt der Name Santo Domingo beigelegt — und wuchs unter den vereinten Anstrengungen der zahlreichen Kolonisten rasch aus der Erde empor. Dennoch bemächtigte sich der Mehrzahl eine große Enttäuschung: hier gab es weder Schätze noch Reichtum, sondern für jeden einzelnen Arbeit und Pflichten, deren Lohn vielleicht erst künftige Generationen zu ernten im stande sein sollten. So lauteten denn die Berichte derer, die nach Spanien zurückkehrten, nichts weniger als hoffnungsvoll. Mehr und mehr wurde der Wert der neuen Entdeckung in Frage gezogen; und eine alle Schichten der Bevölkerung erfassende Begeisterung, wie sie der zweiten Reise des Kolumbus vorausging, ist in der ganzen Geschichte der spanischen Kolonialunternehmungen kaum zum zweiten Male wiedergekehrt.

Der Admiral selbst brach nach Begründung eines festen Stützpunktes auf Española zu neuen Entdeckungen auf. Eine Reihe weiterer Inseln des Antillenmeeres wurden dabei aufgefunden. Da man der Küste von Cuba wochenlang gefolgt war, ohne ihr Ende zu erreichen, war Kolumbus überzeugt, das asiatische Festland erreicht zu haben, und nahm darüber ein vielfach ins Lächerliche gezogenes urkundliches Protokoll auf. Als er nach Santo Domingo zurückkam, fand er die Stimmung vollkommen verändert. Sein Ansehen unter den enttäuschten Kolonisten war stark erschüttert und litt noch weiter unter dem Eindruck der Kunde, daß auch sein jüngster Zug keine reichen, bevölkerten, zivilisierten Gegenden enthüllt hatte, wie man sie in Ostasien erwartete. Zudem brachte ihm der Nachschub aus der Heimat, den sein Bruder Bartolomé heranführte, die Kunde, daß sein Ruf auch am Hofe starke Einbuße erlitten. Als nun auch noch Unfrieden und Widersetzlichkeit unter den Kolonisten ausbrachen, hielt er es für das Beste, das Feld zu räumen und sich zu seiner Rechtfertigung nach Spanien zurück zu begeben.

Kolumbus konnte diesmal seinen Bruder Bartolomé an seiner Statt an der Spitze der jungen Kolonie zurücklassen. Da dieser von allen Brüdern das meiste administrative Talent besaß, so durfte sich der Admiral der Hoffnung hingeben, daß der Ansiedelung nicht ein zweites Mal ein so trauriges Schicksal werde bereitet werden, als da er sie zum ersten Male verließ. Als er am Hofe der spanischen Herrscher ohne ernstliche Schwierigkeiten die gegen ihn erhobenen

Beschuldigungen widerlegt und seine Handlungsweise gerechtfertigt hatte, stellte ihm die Regierung abermals drei Schiffe zur Verfügung; und er konnte dem Wunsche nicht widerstehen, mit ihnen noch einmal auf Entdeckungen auszuziehen. Bei seiner dritten Durchquerung des Ozeans hielt er sich noch weiter südlich als die beide ersten Male und erreichte so, nachdem er nur wenige Inseln berührt hatte, die Festlandsküste des südlichen Amerika ungefähr dort, wo sie einen entschieden westlichen Verlauf annimmt. Er folgte ihr eine Strecke weit; aber in der Höhe der Insel Margarita wandte er sich dem Norden zu, vor allem, weil er selbst leidend und erholungsbedürftig geworden war. Nach einer wenig ereignisvollen Fahrt durch die Antilleninseln kam er glücklich auf Española an. Es ist ein Zeichen davon, wie wenig abgeklärt und wissenschaftlich begründet die kosmologischen Anschauungen des Kolumbus waren, wenn er in dem Bericht über seine Entdeckungen, verführt durch die enorme Menge süßen Wassers, welche die Fluten des Orinoko weit in das Karibische Meer hineinführen, sich den abenteuerlichsten Spekulationen hingab und glaubte, in die Nähe des Paradieses gelangt und damit in seiner Mission als von Gott auserwählter Bringer des Heiles sichtlich bestätigt worden zu sein.

Bartolomé Colon hatte während des Bruders Abwesenheit die Zügel der Regierung mit fester Hand gehalten, allein doch nur dadurch Ruhe und Ordnung einigermaßen aufrecht zu erhalten vermocht, daß er die unbotmäßigsten Elemente aus der Ansiedelung hinaus verwies. Um diese hatten sich bald alle geschart, die aus irgend einem Grunde mit der Regierung des Colon unzufrieden waren. So fand Kolumbus thatsächlich zwei einander feindselig gegenüberstehende Feldlager an Stelle seiner friedlichen Niederlassung wieder. Allein die Mittel, die er ergriff, um diesem Stande der Dinge ein Ende zu machen, waren die unglücklichsten, die er wählen konnte. Er legte sich auf das Paktieren mit den Unzufriedenen und erreichte allerdings, indem er den Führern nicht nur Straflosigkeit, sondern sogar Wiedereinsetzung in ihre aus eigner Schuld verscherzten Stellungen zusicherte, zwar die Rückkehr dieser zweifelhaften Elemente unter seine Botmäßigkeit, allein er verscherzte damit unwiederbringlich das Vertrauen derer, die Recht und Ordnung zur Anerkennung gebracht wissen wollten. Während nun jene ihn von Konzession zu Konzession weiter vom Wege der Gerechtigkeit abdrängten, versagten diese ihm ihre Unterstützung und wandten sich klagend in die Heimat.

In dem Wirrsal, das er selbst geschaffen, wußte schließlich Kolumbus auch keinen Rat mehr und vereinigte seine Bitten mit den Klagen der Ansiedler, welche verlangten, die Krone möge einen mit weiten Vollmachten ausgerüsteten Beamten über den Ozean entsenden, um die Amtsführung des Vizekönigs einer Prüfung zu unterziehen und um Recht und Ordnung in der zerrütteten Kolonie wiederherzustellen. Mit diesem schwierigen Auftrage betraute Ferdinand den Francisco de Bobadilla, einen Mann von Erfahrung in den Verwaltungsangelegenheiten der Heimat, der sich im Maurenkriege vielfach ausgezeichnet hatte. Allein für die ganz abnormen Verhältnisse in den Kolonien erwies er sich doch durchaus nicht als die rechte Persönlichkeit. Ein Hauptmoment der Unzufriedenen, der Haß gegen die bevorzugten Fremden, die in der Kolonie eine fast unumschränkte Herrschaft besaßen, von der sie allerdings nicht immer den rechten Gebrauch zu machen wußten, benahm wohl auch ihm, noch ehe er Española erreichte, die Unparteilichkeit. Die richterlichen Befugnisse auch über den Vizekönig selbst, die ihm durch Eventualvollmacht von den spanischen Herrschern übertragen waren, gaben ihm allerdings ein formales Recht, den Kolumbus und seine Brüder ihrer Würden zu entheben. Der Vizekönig fügte sich nicht nur selbst bedingungslos dem königlichen Befehle, sondern vermochte auch den weit weniger nachgiebig gesinnten Bartolomé zu einer gleichen Handlungsweise. Indem aber

Bobadilla, damit noch nicht zufrieden, die Brüder Colon in Ketten zu schließen und so nach Spanien zu transportieren befahl und ihr gesamtes Eigentum in der Kolonie im Namen der Krone konfiszierte, lud er mindestens den Schein parteilicher Voreingenommenheit auf sich, den er dadurch nicht von sich abzuwälzen vermochte, daß er zahlreiche Freunde und Gegner des Admirals und unter ihnen viele Spanier gleichfalls mit harten Strafen belegte.

Es war ein geradezu beschämendes Schauspiel, daß der Mann, der vor wenigen Jahren im Triumph zurückgekehrt war, um seinen Souveränen eine neu entdeckte Welt zu Füßen zu legen, jetzt in Ketten an das Land stieg, um die Gerechtigkeit derselben Fürsten anzurufen gegen den Diener, den sie mit ihrer eignen Macht ausgestattet hatten, um den Vizekönig zu richten. Der Befehl, der umgehend nach Sevilla erging, den Kolumbus unverzüglich in Freiheit zu setzen und mit aller seinem Range gebührenden Aufmerksamkeit an den Hof zu senden, war ebensosehr ein Gebot der Dankbarkeit wie der Gerechtigkeit; auch die Wiederabberufung Bobadillas konnte nicht zweifelhaft sein. Allein zu einer einfachen Wiedereinsetzung des Kolumbus in den ganzen Umfang seiner Rechte und Besitztümer, wie er sie selbst verlangte, konnten sich die Herrscher doch ebensowenig entschließen. Denn wenn auch vielleicht die eingeleiteten Untersuchungen nichts ernstlich Gravierendes gegen Kolumbus ans Licht förderten, so ergab sich doch aus denselben ganz unverkennbar, daß er auch nicht im entferntesten den Aufgaben gewachsen war, die dort an ihn herantraten. Er mußte sich deshalb zunächst damit begnügen, daß erneut alle seine Privilegien als zu Recht bestehend anerkannt wurden, und daß an Stelle Bobadillas eine andere Persönlichkeit (die Wahl der Herrscher fiel auf Nicolas de Ovando) mit der Untersuchung der von den Kolonisten erhobenen Beschwerden betraut, ihm selbst aber bis auf weiteres das Betreten der Kolonie auf das bestimmteste verboten wurde.

Kolumbus war nicht der Mann dazu, die Hände unthätig in den Schoß zu legen, bis eine Rechtsfrage erledigt wurde, die durch seine Unthätigkeit vielleicht auf das ungünstigste präjudiziert werden konnte: schon hatten die Herrscher, dem Wortlaute des Vertrages entgegen, auch ohne Wissen und Mitwirkung des Kolumbus zu Entdeckungsfahrten anderer die Erlaubnis gegeben. Seine Rechte auf die vizekönigliche Gewalt über das gesamte, durch seine Entdeckung erschlossene Gebiet gedachte er auf das sicherste dadurch zu wahren, daß er selbst sich möglichst intensiv an der Entschleierung des Landes beteiligte, das ihm noch immer Rätsel über Rätsel aufgab. Die Herrscher legten ihm darin keine Hindernisse in den Weg. Zum vierten Male wurden ihm vier zu Entdeckungsfahrten gerüstete Schiffe anvertraut; und für den Fall des Bedarfes wurde ihm selbst ein Anlaufen auf Española, allerdings erst auf dem Rückwege, gestattet. Wie wenig streng es Kolumbus mit seinen Verpflichtungen nahm, zeigte er dadurch, daß er fast geradeswegs nach San Domingo segelte und begehrte, in den Hafen einlaufen zu dürfen, eine Forderung, die ihm von Ovando mit vollem Rechte bestimmt abgeschlagen wurde: sie hätte sicher nur dazu gedient, die kaum einigermaßen hergestellte Ruhe aufs neue zu gefährden. Nachdem er noch unter der Insel einen gewaltigen Sturm ausgehalten, der ihm zur Genugthuung eine ganze Anzahl zur Heimkehr gerüsteter Schiffe und mit ihnen seinen Feind Bobadilla verschlang, weil Ovando die Vorhersage des Admirals nicht zu beachten für gut befunden hatte, wandte er sich nach Südwesten, erreichte die Küste im Golfe von Honduras und folgte dieser in monatelanger Küstenfahrt nach Osten, Süden und wieder nach Osten, bis zum Golfe von Darien, wo die mittelamerikanische Landenge an den südlichen Kontinent sich anschließt. Auf dieser Fahrt vernahm er zwar die ersten Gerüchte von einem anderen Meere im Westen, traf die ersten höher zivilisierten Eingebornen: eine von 25 Mann

besetzte yucatekische Handelsbarke, erntete aber für sich selbst nur bittere Not und Entbehrung. Diese erreichten ihren Höhepunkt, als man auf dem damals noch unbesiedelten Jamaica das letzte der vier Schiffe auf den Strand laufen lassen und monatelang mittellos warten mußte, bis es gelang, in einem Fischerboote Nachricht von dort nach San Domingo gelangen zu lassen und Hilfe herbeizurufen. Als Kolumbus jetzt seine vizekönigliche Residenz wirklich wieder betrat, war er geistig und körperlich zu gebrochen, um der Ruhe des Landes gefährlich zu werden. Nach kurzem Aufenthalte kehrte er nach Spanien zurück. Dort erwartete ihn ein neuer Schlag. Königin Isabella, der er die Ausführung seiner ersten Fahrt verdankte, die ihm stets eine wohlwollende Gönnerin gewesen, war gestorben; und um die Erbschaft des kastilischen Thrones erhob sich zwischen König Ferdinand und seinem Schwiegersohn Philipp dem Schönen von Burgund ein Streit, der die allgemeine Aufmerksamkeit so ausschließlich in Anspruch nahm, daß im Augenblick in ganz Spanien niemand für die Angelegenheiten der Kolonie und ihres Entdeckers Zeit übrig hatte. Hatten ja doch beide bisher nur immer Geld und wieder Geld gekostet, ohne daß man die gesuchten und so oft verheißenen Reichtümer bisher entdeckt hatte.

So mußte Kolumbus seine Hoffnungen auf bessere Zeiten setzen. Allein er sollte sie nicht mehr erleben. Im Begriffe, dem jungen Philipp den Hof zu machen, zu dem Kastilien abfiel, als er gegen Ferdinands Willen für seine geistig kranke Gemahlin, die Erbin des kastilischen Thrones, die Regentschaft übernahm, erkrankte er in Valladolid und starb dort, nur von wenigen beachtet und betrauert, am 21. Mai 1506. Unstet, wie er im Leben gewesen, sollten auch seine sterblichen Reste sein. Zuerst im Franziskanerkloster zu Valladolid beigesetzt, wurden sie auf Betreiben seines natürlichen Sohnes Fernando nach der kleinen Kirche Santa Maria de las Cuevas in Sevilla und 1537 nach Santo Domingo übergeführt, als seine Erben dort wieder in die vizeköniglichen Rechte eingesetzt wurden. Als die Spanier 1798 die Insel Española abtreten mußten, da wurden die Gebeine des Entdeckers nach Habana gebracht und ruhten bis jetzt im dortigen Dome. Nachdem aber Spanien im letzten Krieg auch den Rest seiner amerikanischen Kolonien verloren hat, sollen sie über den Ozean zurückgeführt und in Granada, der Stadt, wo sich die Hoffnungen des Kolumbus erfüllten, neben den katholischen Herrschern beigesetzt werden.

B. Die Entdeckungsfahrten der beiden ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts.

Kolumbus schloß die Augen in der festen Überzeugung, daß die von ihm entdeckten Lande zu dem asiatischen Weltteile gehörten. Noch auf seiner vierten Reise deutete er an der Landenge von Panama die Kunde von einem anderen Meere an deren westlichem Ufer so, als ob er sich auf einer Halbinsel Hinterindiens befinde, deren anderes Ufer von den Wogen des Indischen Ozeans bespült werde. Allein schon bei seinen Lebzeiten hatten die Entdeckungen anderer Seefahrer begonnen, diese Überzeugung zu erschüttern. Während Kolumbus im Jahre 1492 die letzten Unterhandlungen mit den spanischen Herrschern führte, an deren günstigem Ausgange er fast verzweifelte, hatte sein Bruder Bartolomé den König von England für das Projekt zu interessieren gesucht und war einem günstigen Abschluß nahe gewesen, als er die Botschaft von dem Gelingen der spanischen Verhandlungen erhielt. Nun brach er zwar die Unterhandlungen ab; Heinrich VII. aber, dessen Interesse einmal erweckt worden war, ermächtigte kurz darauf einen anderen Italiener, Giovanni Gabotto, unter englischer Flagge nach dem Westen auf Entdeckungen auszufahren. Dieser erschloß in zwei schnell nacheinander unternommenen Reisen einen Teil des nördlichen Amerika von Neufundland bis fast nach Florida hinunter.

Nach der dritten Reise des Kolumbus hatten dann auch verschiedene spanische Seeleute, die an den früheren Reisen des Admirals teilgenommen hatten, die Erlaubnis erhalten, selbständig sich an dem weiteren Ausbau der Entdeckungen zu beteiligen. So war Hojeda mit dem berühmten ältesten Kartographen der Neuen Welt, Juan de la Cosa, und dem Florentiner Amerigo Vespucci, dessen anschauliche, wenn auch unzuverlässige Schilderungen seiner Erlebnisse die Kenntnis von der Neuen Welt zuerst so populär machten, daß man schließlich auf den Gedanken kam, den neuen Weltteil nach ihm zu benennen, so war schon 1499 Peralonso Niño und Cristobal Guerra (ebenfalls 1499) an der südamerikanischen Nordküste über die von Kolumbus selbst erreichten Grenzen hinausgefahren. Vicente Yañez Pinzon und nach ihm Diego de Lepe gingen weit nach Süden bis zum Kap San Agustin hinunter und entdeckten als erste das Delta des Amazonenstromes.

Von größerer Bedeutung für die Folgezeit wurde aber eine andere, nur zufällige Entdeckung. Am 19. März 1500 war von Lissabon Pedralvarez Cabral mit 13 Schiffen ausgesegelt, um auf dem Wege um das Kap der Guten Hoffnung nach Ostindien zu fahren, wohin die Portugiesen seit zwei Jahren endlich auf ihren östlichen Entdeckungsreisen gelangt waren. Um die gefährliche Fahrt unter der Westküste Afrikas zu vermeiden, war er auf hoher See weit nach Westen ausgebogen. Als östliche Winde ihn noch weiter in dieser Richtung abdrängten, kam am 22. April die Küste Brasiliens in Sicht, der er eine Weile folgte, und von der er im Namen seines Königs Besitz ergriff.

Diese Handlungsweise gründete sich auf den unmittelbar nach der Entdeckung des Kolumbus zwischen Spanien und Portugal abgeschlossenen Vertrag über die Festlegung einer Demarkationslinie. Es hatten sich nämlich die Herrscher von Portugal, um allen Rechtsstreitigkeiten zuvorzukommen, schon im Anfange ihrer Entdeckerthätigkeit vom Papste Nikolaus V. 1454 mit all den Ländern belehnen lassen, die sie bei ihren Fahrten nach Süden und Osten entdecken würden. Nun war ja aber auch die Unternehmung des Kolumbus auf die Schätze des nämlichen Indien gerichtet, das zur Zeit seiner ersten Ausfahrt von den Portugiesen noch nicht erreicht worden war; und so beeilten sich denn die spanischen Herrscher nach der Rückkehr des Kolumbus, auch ihrerseits ihre Rechte vom Papste sanktionieren zu lassen. Dies geschah in der Weise, daß Papst Alexander VI. alles Land, welches westlich von dem Längengrade gelegen war, der 100 Meilen jenseit der Azorischen Inseln von Pol zu Pol lief, den Spaniern, alles östlich davon gelegene dagegen den Portugiesen zusprach. Nachträgliche Verhandlungen zwischen den beteiligten Mächten führten insofern zu einer Änderung, als die teilende Linie auf 370 spanische Meilen nach Westen jenseit der Kapverdischen Inseln verschoben wurde. Nach dem damaligen Stand ihrer Entdeckungen glaubten die Spanier, den Portugiesen höchstens einige Inseln des Ozeans preiszugeben, während sie durch die Verschiebung der Linie im unbekannten asiatischen Osten sich weite Ländergebiete zu sichern hofften. Die Entdeckung Cabrals erst zeigte, wie weit der südamerikanische Kontinent gegen die von Kolumbus erreichten Breiten nach Osten vorsprang, sodaß damit ein beträchtliches Stück des neu entdeckten Landes den Portugiesen zufiel. Übrigens hatten diese anfänglich noch so viel mit der Ausbreitung und Sicherung ihres ostindischen Besitzes zu thun, daß sie sich nur wenig mit ihrem westlichen Kolonialbesitze zu befassen vermochten. Ein paar Fahrten ließ König Manuel von Staats wegen dorthin unternehmen, um sich über den ihm zugefallenen Besitz zu orientieren. Als dabei aber keine Schätze weder an edlen Metallen noch an kostbaren Gewürzen aufgefunden wurden, überließ er die weitere Erschließung dieser Lande dem privaten Unternehmungsgeiste. Einige

Jahrzehnte hindurch haben fast nur ein paar portugiesische Kaufherren gelegentlich Fahrten dahin unternehmen lassen, um koloniale Produkte, besonders das geschätzte Farbholz brasil, von dem das Land in späteren Zeiten seinen Namen erhalten hat, von dort nach Europa zu führen. Eine solche Fahrt führte zwar im Jahre 1514 zuerst zur Entdeckung des La-Plata-Stromes; allein so gering war die Aufmerksamkeit, die man in Portugal den dortigen Vorgängen schenkte, daß diese Entdeckeransprüche niemals ernstlich formuliert und verfochten worden sind.

Die letzten Lebensjahre des Kolumbus und die nächsten, die seinem Tode folgten, wurden weniger zu neuen Entdeckungen als zur Organisation und zur Besiedelung des Gewonnenen angewendet. Kolumbus selbst hatte auf Española nur die eine Stadt Santo Domingo angelegt. Er war der Zersplitterung der Ansiedelungen über die ganze Insel vor allem deshalb abgeneigt, weil die Kolonisten dadurch seiner Kontrolle entzogen wurden; davon befürchtete er eine Beeinträchtigung seiner Rechte. Eine zweite Ansiedelung hatte Kolumbus an der Küste von Veragua während seiner letzten Reise beschlossen; allein sie mußte vor dem Widerstande der Eingebornen wieder aufgehoben werden, ehe sie recht ins Leben getreten war. Erst Nicolas de Ovando, der nicht ohne Absicht in allen organisatorischen Fragen das direkte Gegenteil von dem befürwortete, was Kolumbus, als den eignen Interessen am dienlichsten, angeordnet hatte, brachte einen gewissen Aufschwung in die Ausbreitung der spanischen Ansiedelungen in der Neuen Welt. Ihm verdankten nicht nur eine Anzahl neuer Städte auf Española ihre Existenz; auch Puerto Rico wurde wenigstens in seinem Auftrage von Juan Ponce de Leon 1510 besiedelt. Wahrscheinlich wäre auch in dieser Richtung von seiner Seite noch weit mehr geschehen, hätte nicht die Unsicherheit der kolonialen Verwaltungsverhältnisse hemmend auf ihn eingewirkt.

Noch bei Lebzeiten hatte Kolumbus dem König Ferdinand angeboten, für seine Person auf den Genuß seiner Privilegien zu verzichten, wenn man seinen Sohn Diego in deren ungeschmälerten Besitz wolle treten lassen. Diese Forderung hatte nach dem Tode des Vaters Diego dringend wiederholt; und da man ihm zunächst nur einige finanzielle Zugeständnisse machte, ohne die prinzipielle Seite der Frage zum Austrag zu bringen, hatte er den Klageweg gegen die Regierung beschritten. Auch so drohte die Angelegenheit sich sehr in die Länge zu ziehen, wenn Diego Colon nicht durch die Anknüpfung verwandtschaftlicher Beziehungen zu dem herzoglichen Hause von Alba einflußreiche Fürsprecher bei König Ferdinand erlangt hätte. So aber erreichte er es wenigstens, daß er im Jahre 1509 zunächst mit dem Titel eines königlichen Gouverneurs und Admirals von Indien die Verwaltung der neuentdeckten Inseln wieder übernehmen durfte. Als im Jahre 1511 ein Urteil erster Instanz in seinem Rechtsstreite gefällt wurde, sprach ihm dieses alle die seinem Vater versprochenen Ämter und Titel, Ehren und Vorteile in allen den Landesteilen zu, die dieser selbst entdeckt hatte. Nun begnügte sich zwar Diego Colon damit keineswegs; vielmehr haben er und seine Nachkommen noch lange Jahre mit der Krone gerechtet, um ihre Ansprüche nicht nur auf das, was Kolumbus selbst entdeckt hatte, sondern auch auf alles das ausgedehnt zu sehen, was im Anschlusse an die Entdeckung des Kolumbus durch andere für die spanische Krone gewonnen worden war. Allein dieser Prozeß, der mit allen möglichen nebensächlicheren Rechtsstreitigkeiten verquickt und dadurch zu einem geradezu endlosen, für beide Parteien wenig ehrenvollen gemacht wurde, verlor schon bald nach dem 1526 erfolgten Tode des Diego Colon seine reelle Bedeutung, da dessen nächstberechtigter Erbe ein vollkommener Taugenichts war, und um sich aus allen möglichen unsauberen Angelegenheiten herauszuziehen, den größten Teil der beanspruchten Vorrechte auf dem Kompromißwege preisgab.

Nachdem Diego Colon seine vizeköniglichen Rechte wieder erlangt hatte, bemühte auch er sich, das durch thatsächliche Besiedelung in Besitz genommene Gebiet zu erweitern. Der erste Schritt in dieser Richtung war die Gründung einer spanischen Niederlassung auf der Insel Cuba, mit welcher Diego Colon einen seiner langjährigen Vertrauten, den Diego Velazquez, beauftragte. Allein er erlebte an ihm dasselbe, was sein Vater an Martin Alonso Pinzon erfahren hatte. Velazquez übernahm bereitwillig die Führung der Unternehmung, deren gesamte Kosten der Vizekönig trug; sobald er aber auf Cuba festen Fuß gefaßt hatte, berichtete er direkt über seine Erfolge an den Hof und wußte seine Leistungen in so glänzendem Lichte darzustellen, daß ihm die nachgesuchte Bestätigung als Gouverneur der Insel, über des Vizekönigs Autorität hinweg, nicht versagt wurde.

Auch die erste Ansiedelung auf dem Festland erfolgte noch in engem Anschlusse an die Entdeckungen des Kolumbus. Das Gold, welches dieser in etwas größeren Mengen an der Veraguaküste gefunden hatte, lenkte die Augen der Regierung ebenso wie die der Unternehmungslustigen auf diese Gebiete. Bereits im Jahre 1508 erhielten Alonso de Hojeda, ein Veteran der Entdeckungszeit, und Diego de Nicuesa die Erlaubnis, zwei neue Kolonialprovinzen zu gründen, die vom Golf von Urabá östlich und westlich von Ozean zu Ozean sich erstrecken sollten. Allein ihre Unternehmungen wurden lange Jahre von schwerem Mißgeschick verfolgt. Erst nachdem beide Führer in den Wechselfällen, denen ihre Kolonisationsversuche ausgesetzt waren, ihr Leben eingebüßt hatten, kam es im Jahre 1511 an der Küste von Darien zur Gründung einer bescheidenen Niederlassung unter dem Namen Santa Maria la Antigua.

Auch diese wäre wohl an dem Mangel aller Bedürfnisse und dem passiven Widerstande der Eingebornen noch einmal zu Grunde gegangen, hätte sie nicht in Vasco Nuñez de Balboa einen besonders geeigneten Führer gefunden, der den Erfolg an seine Fersen zu heften verstand. Balboa entbehrte für seine leitende Stellung eines wirklichen Rechtstitels. Während er einerseits sich nach Spanien wandte, um die auf ihn gefallene Wahl der führerlosen Genossen bestätigen zu lassen, war er anderseits bestrebt, sich der Regierung durch eine hervorragende That zu empfehlen. Von den Indianern hatte auch er, wie einst Kolumbus, von der Nähe eines anderen Ozeans Kunde erhalten. Die Aufklärung dieses Problems in einer Zeit, wo man anfing, sich von der Notwendigkeit eines weiteren Vordringens in westlicher Richtung zu überzeugen, schien dazu besonders geeignet. Durch sein persönliches Geschick in der Behandlung der Indianer, aber auch durch rücksichtslose Härte gegen jeden Versuch der Widersetzlichkeit vermochte er es, die Schwierigkeiten in der Überquerung des Isthmus fast ausschließlich auf die körperlichen Mühseligkeiten und Entbehrungen zu beschränken, die der Marsch durch ein dünn bevölkertes, tropisch-ungesundes Waldland mit sich brachte. Doch verlor er auch so noch manchen seiner Begleiter, ehe er von den letzten Höhenzügen im Westen als erster Europäer den Pazifischen Ozean erblicken und einige Tage später am Strande von diesem und allen in ihm gelegenen Inseln Besitz ergreifen konnte. Die Schätze an Gold und Perlen, die der Zug erbrachte, ließen auch nach dieser Seite seine Entdeckung als hochbedeutsam erscheinen. Dennoch war es ihm nicht vergönnt, die Früchte seiner Thaten zu ernten. Ehe die Kunde seiner Entdeckung nach Spanien gelangte, war Pedrarias Davila als Gouverneur der Darienprovinz abgegangen; dessen eifersüchtiges Mißtrauen hat dem Balboa ein unrühmliches Ende bereitet. Das Land aber, der Isthmus von Panama und die anstoßenden nördlichen Gebiete, ist die älteste festländische Provinz des spanischen Kolonialreiches geworden und hat seiner Schätze wegen den Namen Castilla del oro, das goldene Kastilien, erhalten.

Durch die Entdeckung Balboas fand zuerst der Zweifel, ob es auch wirklich der Ostrand des asiatischen Kontinentes sei, den Kolumbus entdeckt hatte, eine triftige Begründung. Aber wenn man auch bald zu der Überzeugung kam, daß das südliche Amerika von den bekannten Gegenden Asiens getrennt und verschieden sei, so dauerte es doch noch ziemlich lange, ehe man ein Gleiches auch für die nördliche Hälfte des amerikanischen Kontinentes zugestand. Überhaupt machte die Kenntnis Südamerikas weit raschere Fortschritte als die des Nordens. Das mittelalterliche Vorurteil, daß die Produkte des Bodens um so kostbarer würden, je näher man dem Äquator gelangte, war hier von bestimmendem Einflusse; und der Wettbewerb zwischen Spaniern und Portugiesen, wenn er auch bald genug wieder aufgegeben wurde, trug das Seine dazu bei, daß sich die Entdeckungsfahrten in der Mehrzahl dahin richteten. Ihm danken wir die Fahrten des Amerigo Vespucci (1502) und Gonzalo Coelho (1503) von portugiesischer, des Juan Diaz de Solis (1515) von spanischer Seite, die bis weit über die Mündung des La Plata die Küste Südamerikas enthüllten und der epochemachenden That des Fernando de Magalhães die Wege bereiteten, der auf der Suche nach einer südwestlichen Durchfahrt zu den den Portugiesen inzwischen bestimmter bekannt gewordenen ostasiatischen Gewürzinseln, den Molukken, den Archipel an der südlichen Spitze Amerikas durchsegelte.

Indem Magalhães die asiatischen Inseln wirklich erreichte, that er den Irrtum des Kolumbus unwiderleglich dar und brachte dessen Projekt erst zu vollkommener Ausführung. Als dann seine Mannschaft nach dem Tode des Führers auf dem Wege um das Kap der Guten Hoffnung in die Heimat zurückkehrte, löste sie auch zum erstenmal auf praktischem Wege das Problem von der Kugelgestalt der Erde. Diese Fahrt war unzweifelhaft für die Wissenschaft unendlich reicher an Ergebnissen als die That des Kolumbus, die ihr freilich zur notwendigen Voraussetzung gedient hatte.

Bis dahin hatten die Kolonien des westlichen Indien nur wenig die Hoffnungen erfüllt, die man bei der Entdeckung auf sie gesetzt hatte. Man hatte manche verwertbaren tropischen Produkte gefunden. Deren Einfuhr nach Spanien und die Versorgung der nun schon über weite Länderstrecken verstreuten, aber mit ihrem Unterhalte noch fast ausschließlich von dem Mutterland abhängigen Kolonisten hatte zu einem ziemlich lebhaften Handelsverkehr zwischen Spanien und seinen Kolonien geführt, woran, da das Mutterland kaum den Aufgaben der Kolonisation gewachsen war, die Handeltreibenden fremder Nationen, und unter ihnen in erster Linie die Deutschen, einen bedeutenden Anteil nahmen. Allein für den Staat waren die Kolonien bisher nur wenig gewinnbringend gewesen. Die Ausrüstung so vieler Expeditionen, die Begründung des notwendigen Verwaltungsapparates daheim und draußen erforderten bedeutende Auslagen. Wenn man auch durch Zölle und Steuern, unter denen der Doppelzehent von allem entdeckten Edelmetall die erste Stelle einnahm, entsprechende Einnahmen zu schaffen suchte, so hatten diese doch bisher nur bescheidene Erträge geliefert. Wohl hatte man auf Española und Cuba und auch an einzelnen Stellen des Festlandes goldführende Sande entdeckt und auszuwaschen begonnen. Bei der geringen Reichhaltigkeit jedoch war diese Arbeit keineswegs mit hohem Gewinn verbunden. Überdies schädigte sie die Kolonien dadurch, daß die Eingebornen, mit schwerer Arbeit überlastet, mit erstaunlicher Schnelligkeit abnahmen und auf den zuerst besetzten Inseln schon im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts auszusterben drohten, während gleichzeitig die Kolonisten, die in den Goldwäschereien nur um jeden Preis sich rasch zu bereichern suchten, um dann ein unthätiges Schlemmerleben, sei es in der Heimat, sei es in den Kolonien selbst, zu führen, ein wertloses, ja gefährliches Bevölkerungselement abgaben.

Dafür, daß dieser Zustand der Dinge nachmals einen solchen Umfang annahm, daß man mit starker Übertreibung die spanischen Kolonien als „Bergwerkskolonien" bezeichnen konnte, darf man keineswegs die Regierung allein verantwortlich machen. Denn diese hatte schon von der zweiten Fahrt des Kolumbus an es zur allgemein gültigen Vorschrift erhoben, daß jedes Schiff, welches Auswanderer nach dem neuen Weltteil hinüber beförderte, in entsprechender Menge nicht nur Saatgetreide und Sämereien, sondern auch Sträucher, Bäume und Nutzpflanzen der Heimat mit hinübernehmen sollte, um in den verschiedenen Kolonialgebieten Akklimatisationsversuche zu machen. Zu dem ersten, was die Spanier der Neuen Welt schenkten, gehörten die europäischen Haustiere. Amerika besaß ja deren nur ganz wenige, und zudem wenig produktive, und der größte Teil der europäischen Haustiere gedieh auch in der Neuen Welt vorzüglich. Das Pferd ist in mehr als einem Gebiete Amerikas nicht nur den Eingebornen ein fast unentbehrlicher Besitz geworden, sondern hat sich sogar durch wilde Züchtung fortgepflanzt. Das Rindvieh gedieh gleichfalls außerordentlich auf amerikanischem Boden; während es lebend einen der gangbarsten Artikel im Zwischenhandel der Kolonien bildete, machten die Häute einen der Stapelartikel der Indienflotten aus. Ebensogut akklimatisierten sich die Schafe. Nichts aber fand eine so rasche Verbreitung unter den Eingebornen als das europäische Federvieh: nach der Mitte des Jahrhunderts tönte selbst in Gegenden, die noch nie der Fuß eines Europäers betreten hatte, den Pionieren der abendländischen Zivilisation der Hahnenschrei entgegen. Aber auch mit weniger einfachen Kulturen sind frühzeitig Versuche in den Kolonien gemacht worden. Die Pflanzung von Reben hat allerdings fortdauernd gewissen Beschränkungen unterlegen; denn Wein war ein Artikel, den das Mutterland weit über den eignen Bedarf hervorbrachte, und der einen der geeignetsten Handelsartikel zur Befrachtung der Kolonialflotten bildete. Dagegen machte der Anbau des Zuckerrohres auf Española und Cuba zuerst die Ansiedler unabhängig von dem wechselnden Erfolge der Goldwäscherei und nahm, nachdem man seit 1517 zum Ersatze der den Anstrengungen der Feld- und Minenarbeit nicht gewachsenen Indianer angefangen hatte, Neger von der Küste Westafrikas einzuführen, zeitweilig einen beträchtlichen Aufschwung. Auch der älteste Versuch, die Kultur des Maulbeerbaumes und des Seidenwurmes auf den amerikanischen Boden zu verpflanzen, datiert schon aus dem Jahre 1526, wenn er auch weder damals noch nachher zu nennenswerten Erfolgen geführt hat. Kurz: wenn auch schon in früher Zeit die gewaltige Ausbeute an edlen Metallen die besondere Aufmerksamkeit der Regierung so sehr auf sich lenkte, daß manche bisher in den Kolonien begonnenen Versuchskulturen nicht mit gleichem Interesse weiter verfolgt wurden, so thut man doch unrecht mit der Annahme, die Sucht nach goldenen Schätzen, die freilich schon in den Entdeckerplänen des Kolumbus eine gewisse Rolle spielte, sei von Anfang an und stetig der leitende Gesichtspunkt der spanischen Kolonialpolitik gewesen.

C. Die Eroberung Mexikos.

Daß sich das Interesse der Regierung mehr und mehr auf das Aufsuchen der Edelmetalle konzentrierte, das lag besonders an der Entwickelung, welche die Entdeckungen im dritten und vierten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts nahmen. Kolumbus hatte einst der Begegnung mit der yucatekischen Handelsbarke nur geringe Bedeutung beigemessen. Da die Händler keine Edelmetalle an Bord führten, nahm er an, daß solche weder in ihrer Heimat noch im Land ihrer Bestimmung reichlich vorhanden sein könnten. So blieb die verhältnismäßig entwickelte

Kultur unbeachtet, die hier zuerst mit den Entdeckern in Berührung gekommen war. Erst als man schon begann, die oberflächlich erforschten Küsten des mexikanischen Golfes einer genaueren Prüfung zu unterziehen, stieß man auch wieder auf die halbvergessene Handelsnation, und indem man ihren Spuren folgte, wurde das erste der amerikanischen Fabelländer den Blicken der erstaunten Europäer erschlossen.

Nachdem Diego Velazquez mit seinem ersten Kolonisationsversuche in Cuba so bedeutende persönliche Erfolge erzielt hatte, war es leicht begreiflich, daß er zu weiteren Unternehmungen Lust und Mut fand. Schon nach wenigen Jahren (1517) ließ er eine kleine Flotte unter dem Kommando des Francisco Fernandez de Cordoba aussegeln mit dem Auftrag, an der Festlandsküste entlang zu fahren und mit den Eingebornen Tauschhandel zu treiben. Die Schiffe erreichten die Halbinsel Yucatan unfern ihrer südöstlichen Spitze, folgten ihr in nördlicher und westlicher Richtung und kehrten erst zurück, nachdem sie im Delta des Usumacinta unter der Feindseligkeit der Küstenbewohner zu leiden gehabt hatten. Sie berichteten staunend von massiven Tempelbauten, in denen neben anderen steinernen Götterbildern auch das Kreuz angebetet werde; von Städten, in denen Tausende von Menschen wohnten und ihren Geschäften nachgingen, Menschen, die nicht, wie die meisten bisher angetroffenen Eingebornen, halbnackt einhergingen, sondern die fast wie die Europäer vollkommen und zum Teil in reiche und kostbare Gewänder gekleidet waren. Die Nachrichten klangen so überaus verlockend, daß Velazquez im folgenden Jahre sogleich eine zweite, etwas umfänglichere Expedition in dieselben Gegenden zu entsenden beschloß; an ihre Spitze stellte er seinen Neffen, Juan de Grijalva. Die neue Flotte sichtete Land an der Insel Cozumel. Als die Spanier aber die Küste dort wie im Westen in südlicher Richtung streichend fanden, bestärkten sie sich in der Vorstellung, daß Yucatan eine Insel sei, und umsegelten es in den Spuren der vorjährigen Expedition; erst als sie, der noch unerforschten Küste Mexikos weiter nach Norden folgend, hinter dem Strand ein Bergland sich erheben sahen, glaubten sie, festes Land erreicht zu haben. Mit dieser Botschaft kehrte ein Schiff nach Cuba zurück. Grijalva selbst aber fuhr mit den anderen die ganze Küste des mexikanischen Reiches entlang, bis über Panuco im Norden hinaus, Tauschhandel treibend und Erkundigungen einziehend, aber ohne den Versuch einer Festsetzung zu wagen. Darüber mußte er nach seiner Rückkehr die ernstesten Vorwürfe des Diego Velazquez anhören; seine Handlungsweise hatte zwar dem Wortlaute der ihm erteilten Instruktion entsprochen, aber die Möglichkeit, daß nun, wo die Gerüchte von den Entdeckungen Cordobas und Grijalvas sich in den Kolonien zu verbreiten begannen, ein anderer ihm zuvorkommen und die vielverheißende Entdeckung vor ihm mit Beschlag belegen könnte, erweckte dem Diego Velazquez die peinlichste Besorgnis. Schon nach der Ankunft des ersten Schiffes waren die Vorbereitungen zur Ausrüstung einer neuen Expedition in Angriff genommen worden; nach Grijalvas Rückkehr wurden sie mit doppeltem Eifer betrieben.

Auch einen Führer für diesen neuen Zug hatte Velazquez schon gefunden. Seine Wahl war auf Fernando Cortez gefallen, der als Alkalde der Hauptstadt Santiago eine der angesehensten Persönlichkeiten der Insel war, in den 15 Jahren, die er bereits in den Kolonien verlebt hatte, reiche Erfahrungen gesammelt und besonderes Geschick bewiesen hatte. Von all den Persönlichkeiten, die in der Ausbreitung der spanischen Herrschaft auf dem Boden Amerikas eine Rolle gespielt haben, ist Fernando Cortez eine der sympathischsten. Er stammte aus einer angesehenen Familie von Medellin, hatte eine gediegene Bildung genossen und sogar zwei Jahre die Rechte studiert. Schon 1504 war er aus Begeisterung nach dem neuentdeckten Lande

gegangen, hatte Velazquez bei der ersten Besiedelung von Cuba begleitet und ihm lange Zeit persönlich als Sekretär gedient. Die Aussicht, nunmehr in größeren Verhältnissen an der Entdeckung eines neuen, verheißungsvollen Landstriches teilzunehmen, entsprach durchaus seinem Temperament und seinen Wünschen; und er ließ sich gern bereit finden, sogar einen Teil der Kosten des Unternehmens aus seinem eignen Vermögen zu bestreiten. Aber die Begeisterung, mit der Cortez die Sache betrieb, machte den eifersüchtigen Velazquez mißtrauisch. Noch ehe die Vorbereitungen zum Abschluß gelangt waren, bereute er die Wahl des Cortez und war ungeschickt genug, ihn dies merken zu lassen. Cortez aber war mit nichten gewillt, sich verdrängen zu lassen. Ohne die Ausrüstung seiner elf Schiffe abzuwarten, segelte er deshalb nach Trinidad, einem westlicheren Hafen der Insel. Als ihn dort der Befehl des Velazquez erreichte, nicht eher aufzubrechen, als bis dieser selbst zu einer neuen Unterredung zu ihm gestoßen sein werde, diente dies nur dazu, seine Weiterreise zu beschleunigen. Er bestimmte das Kap San Antonio, die Westspitze Cubas, zum Rendezvous der Flottille. Da die regelrechte Ausrüstung der Schiffe unter solchen Umständen ernste Gefahren für ihn mit sich zu bringen drohte, griff er zu dem gewagten Mittel, ein paar Schiffe, die Vorräte nach Santiago führen sollten, gewaltsam anzuhalten und mit deren Fracht seine Ausrüstung zu vervollständigen; für die Bezahlung aber verwies er sie an Velazquez, in dessen Diensten er sich mindestens nominell noch immer befand. Mitte Februar des Jahres 1519 konnte Cortez in See stechen; an Bord seiner elf Schiffe hatte er etwas über 400 Europäer, etwa 200 Indianer, 16 Pferde und 14 Geschütze: eine kleine Schar für das, was er mit ihr geleistet hat, aber doch für damalige Verhältnisse eine der stattlichsten Mannschaften, die zu Begründung einer neuen Ansiedelung entsendet worden ist. Die Fahrt ging zunächst in bekannten Bahnen: nach Cozumel, um Yucatan herum nach Tabasco. Die vorhergehenden Expeditionen hatten besonders unter der Feindseligkeit der Eingebornen an diesem letzteren Platze zu leiden gehabt; deshalb beschloß Cortez, sie zu bestrafen. Die Landung zwar mußte erkämpft werden; aber mit Hilfe der Musketen, Geschütze und besonders der Pferde wurde der Widerstand der Tabaskaner gebrochen. Nachdem sie die Schärfe des spanischen Schwertes zu fühlen bekommen, änderten sie ihre bisherige Haltung, brachten Geschenke und unterwarfen sich.

Zu diesem guten Anfange hatten sich zwei weitere glückliche Zufälle gesellt. An der Küste Yucatans war es gelungen, einen Spanier aus indianischer Gefangenschaft zu befreien, der mit einigen Genossen vor Jahren dort gestrandet und als einziger Überlebender übriggeblieben war. Seine Bekanntschaft mit den Landessprachen und Verhältnissen erwies sich besonders im ersten Teile der Unternehmung des Cortez höchst förderlich. Eine ähnliche Hilfe wurde dem Cortez in Tabasco zu teil. Unter den 20 Sklavinnen, welche ihm die Eingebornen unter anderem als Sühne verehrten, befand sich auch eine Aztekin, die in der Taufe den Namen Doña Marina erhielt und dem Cortez als Dolmetscherin die wertvollsten Dienste leistete. Durch sie, die ihm als seine Geliebte besonders nahe trat, erfuhr er zuerst Genaueres über die Reiche der Azteken und die politischen Verhältnisse, die zur Zeit darin obwalteten. Diese Nachrichten ermöglichten es ihm, die kühnen Pläne zu deren Unterjochung zu entwerfen, die er mit einem fast unbegreiflichen Glücke zur Ausführung gebracht hat.

Von Tabasco segelte Cortez an der Küste entlang bis zu der kleinen Insel San Juan de Ulua und gründete, nicht weit davon entfernt, die erste spanische Ansiedelung auf mexikanischem Boden, der er den Namen Villarica de la Veracruz beilegte. Er wurde bei seiner Landung von den aztekischen Befehlshabern freundlich empfangen. Die Vorgänge in Tabasco waren auch in der Hauptstadt Montezumas bekannt geworden, und die Ansichten über die Art

und Weise, wie man den Fremdlingen begegnen sollte, waren im Rate des Königs sehr geteilt gewesen. Aber dem Schrecken, welchen die Niederlage der Tabaskaner verbreitet hatte, kamen die abergläubischen Vorstellungen zu Hilfe, nach denen Quetzalcoatl seinem Volke verheißen haben sollte, dereinst über den östlichen Ozean zu ihm zurückzukehren (vgl. oben, S. 289). Die Spanier, die den aus der Wolke zuckenden Blitz und das mit Windesschnelle dahinfliegende Roß als ihre Diener mit sich führten, schienen sich damit genügend auszuweisen als die Kinder des Gottes der Wetterwolken und des Windes. So war an den Statthalter der Küste der Befehl ergangen, die Fremden friedlich zu empfangen und nach Möglichkeit ihren Wünschen zu entsprechen; darüber aber sofort an den Hof zu berichten und weiterer Befehle gewärtig zu sein.

Waren die Eingebornen erstaunt über die Schiffe, die Schießwaffen, die Pferde der Spanier, so wurde wiederum deren Verwunderung erregt durch die Kunstfertigkeit des aztekischen Schreibers, der zur Illustration des an den Hof zu entsendenden Berichtes die Spanier getreulich genug abkonterfeite. Der Botschaft des Statthalters fügte Cortez die seinige bei, er sei von einem großen Könige im fernsten Osten ausgesendet, um dem Herrn von Mexiko Geschenke zu überbringen und einen Auftrag auszurichten, dessen er aber nur mündlich sich entledigen könne. Die Antwort Montezumas ließ nicht lange auf sich warten; sie war von reichen Geschenken aus Gold, Silber und feinem Federwerk begleitet, lautete aber dahin, Cortez möge sich damit begnügen und den Besuch in der Hauptstadt selbst unterlassen. Das war aber keineswegs im Sinne der Spanier; und die reichen Geschenke waren ebenfalls nicht angethan, sie zur resultatlosen Umkehr zu bestimmen. Cortez wiederholte deshalb den Wunsch, vor Montezuma erscheinen zu dürfen, bereitete sich aber auch schon vor, seinen Besuch in Mexiko selbst gegen den Willen des Herrschers durchzusetzen. Für diese Eventualität sah er sich, besonders als die Haltung des aztekischen Statthalters an der Küste eine unverkennbar unfreundlichere zu werden begann, nach Bundesgenossen um. Die Totonaken, welche weiter nördlich die benachbarten Küstenlande bewohnten und erst seit kurzem und nur widerwillig unter das Joch der Azteken sich gebeugt hatten, waren von Anbeginn mit den Spaniern in Fühlung getreten und hatten sie wiederholt zu einem Besuch ihrer Hauptstadt Cempoalla (s. die „Karten zur Geschichte Amerikas" bei S. 525) eingeladen. Dorthin begab sich jetzt Cortez mit einem Teile seiner Mannschaft und kehrte so beruhigt nach Veracruz zurück, daß er glaubte, mit dieser Deckung der Rückzugslinie nunmehr den Zug ins Innere wagen zu dürfen.

Zuvor aber galt es noch, unter der kleinen spanischen Schar eine vollkommene Einheitlichkeit herzustellen. Nach den deutlichen Zeichen der Feindseligkeit, die Cortez zuletzt von seiten des Diego Velazquez erfahren, war er durchaus nicht mehr geneigt, diesem die Früchte seiner Mühen zufallen zu lassen; in dieser Gesinnung stimmte die Mehrzahl seiner Begleiter ihm bei. Velazquez erlebte jetzt an sich selbst, was er bei der Besiedelung Cubas dem Diego Colon angethan hatte. Cortez ließ die kostbaren Geschenke Montezumas mit eingehenden Berichten direkt nach Spanien abgehen und gleichzeitig für sich und seine Begleiter um die Statthalterschaft des Landes bitten, welches er sich anschickte, der spanischen Krone zu unterwerfen. Der Pilot Alaminos, der die sämtlichen Entdeckungsfahrten an dieser Küste nautisch geleitet hatte, wurde mit dem besten Schiff als Überbringer dieser Botschaft ausersehen; die übrige Flotte wurde, um jeder Desertion vorzubeugen, für nicht mehr seetüchtig erklärt, auf den Strand gesetzt und völlig zerstört. Sowie dies erreicht war, erklärten sich die Anhänger des Cortez für unabhängig von Velazquez und wählten erneut den Cortez zu ihrem Feldhauptmann. Die Anhänger des Velazquez machten allerdings den Versuch, sich dem zu widersetzen; allein sie unterlagen der

Mehrzahl. Nachdem an den Führern zur Abschreckung blutige Justiz geübt worden war, fügte sich der Rest in die vollendeten Thatsachen.

So seiner Leute sicher, brach Cortez mit einer zahlreichen Begleitung von eingebornen Indianern nach dem Innern auf. Von seiten der Unterthanen Montezumas erfuhren die Spanier keinerlei offenen Widerstand. Allein da Montezuma, je weiter Cortez vordrang, desto eindringlicher vor dem Besuche der Hauptstadt warnte, und da die Spanier von den begleitenden Indianern wieder und wieder vor verräterischen Anschlägen gewarnt wurden, die in heimlichem Auftrage des aztekischen Herrschers angezettelt worden waren, so rückten die Spanier in beständiger Kriegsbereitschaft vorwärts. Auf offene Feindseligkeit stießen sie erst, als sie das Gebiet von Tlazcala betraten. Das tapfere Bergvolk, das seit Jahrhunderten alle Angriffe seiner Nachbarn erfolgreich zurückgewiesen hatte, wollte sich auch vor den fremden Ankömmlingen nicht beugen. Es bedurfte eines langen und erbitterten Kampfes, der auch den Spaniern erhebliche Verluste verursachte, ehe sich die Tlazcalaner davon überzeugten, daß gegen Feuerwaffen selbst ihre todesmutige Tapferkeit nicht aufzukommen vermochte. So boten sie denn den Spaniern den Frieden an und wurden ihre treuen und zuverlässigen Freunde, sobald sie durch die Totonaken erfahren hatten, daß auch die Spanier nichts weniger als freundschaftliche Gefühle für den Aztekenherrscher hegten und entschlossen seien, seiner Tyrannei auf die eine oder die andere Weise ein Ende zu machen.

Nachdem die Spanier im Gebiete von Tlazcala sich von den Anstrengungen des Marsches und der Kämpfe erholt und ihre Kriegsmacht durch ein tlazcalanisches Hilfskorps verstärkt hatten, nahmen sie den Vormarsch wieder auf und gelangten zunächst nach Cholula. Hier trafen sie abermals Boten Montezumas an, die sie zum Verweilen aufforderten und zur Umkehr rieten. Gleichzeitig aber erfuhr Cortez von seinen indianischen Bundesgenossen, daß man ihn und die Seinen beim Ausmarsch zu überfallen beabsichtigte. Um dem zuvorzukommen, bemächtigte er sich der feindlichen Anführer und gab die Stadt seinen indianischen Bundesgenossen zur Plünderung preis, was diese so gründlich besorgten, daß selbst die große Tempelpyramide Quetzalcoatls in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde. Eingeschüchtert, leugnete Montezuma jede Kenntnis von dem Attentat und wagte es nicht mehr, den Spaniern Widerstand zu leisten.

Unbehelligt stiegen sie über den Gebirgskamm des Popocatepetl in das Thal von Mexiko und hielten über den von Iztapalapan kommenden Dammweg ihren Einzug in das meerumspülte Tenochtitlan, von den Tausenden seiner Einwohner kaum weniger angestaunt, als sie über die hohe Kultur erstaunten, die ihnen hier auf Schritt und Tritt entgegentrat. Montezuma selbst kam ihnen in der inneren Stadt mit einem zahlreichen Gefolge fast demütig entgegen und ließ ihnen den Palast seines Vaters, der durch die starken Mauern, welche den ganzen Gebäudekomplex umgaben, vorzüglich zur Verteidigung geeignet war, zur Wohnung anweisen. Anfänglich war der Verkehr zwischen dem König und den Spaniern scheinbar ganz freundschaftlich. Bekehrungsversuche wies zwar Montezuma mit ruhiger Würde zurück; dagegen erklärte er sich bereit, Kaiser Karl V. als seinen Souverän anzuerkennen und ihm einen hohen Tribut in Edelmetallen und kostbaren Stoffen zu zahlen. Aufrichtig war aber seine Handlungsweise wohl kaum: ein Angriff, der inzwischen von den Mexikanern auf die in Veracruz zurückgebliebenen Spanier gemacht wurde, war, wie sich herausstellte, auf seinen Befehl geschehen; und diese Treulosigkeit diente den Spaniern zum Vorwand, um den König zu nötigen, aus seinem Palast in das spanische Quartier überzusiedeln. Hier behandelten sie ihn mehr oder weniger als Gefangenen. In feierlicher Zeremonie mußte er dem Kaiser huldigen und thatsächlich die Herrschaft

an die Spanier abtreten, die nach Unterdrückung eines Versuches, einen anderen Sprößling der Königsfamilie als unabhängigen Herrscher auf den Thron zu erheben, in vollkommen friedlicher Weise die Regierung und Verwaltung des Landes in ihre Hände zu nehmen begannen. Der Übergang wäre ohne Blutvergießen erfolgt, wären nicht von außerhalb Störungen dazwischen getreten.

Obwohl Alaminos Befehl gehabt hatte, ohne Berührung der kolonialen Häfen direkt nach Spanien zu segeln, hatte er es sich doch nicht versagen können, wenn auch nur heimlich und flüchtig, Cuba zu berühren und die Kunde von dem ungewöhnlichen Erfolge des Cortez zu verbreiten. Je größer die Beute, desto dringender mußte in Velazquez der Wunsch sein, sich diese nicht aus den Händen ringen zu lassen. Er begnügte sich deshalb auch nicht, nach Sevilla über die treulose Handlungsweise des Cortez zu berichten, sondern rüstete mit Aufgebot aller Kräfte ein zweites Expeditionskorps aus, um dem Cortez den Preis zu entwinden, ehe es diesem gelang, in dem neuen Lande festen Fuß zu fassen. Panfilo de Narvaez, den Velazquez mit der Aufgabe betraute, den Cortez zu demütigen und zum Gehorsam zurückzuführen, verfügte über eine Streitmacht, die der des Cortez um ein Beträchtliches überlegen war; allein es fehlte in ihr an Einheitlichkeit. Der Vizekönig Diego Colon hatte, ohne der Rechtsfrage vorzugreifen, dem Velazquez unbedingt verboten, die glänzenden Erfolge des Cortez durch einen gewaltsamen Eingriff zu gefährden; und die wiederholten Proteste seines Abgesandten, der die Flotte des Narvaez nach Veracruz begleitete, blieben nicht ohne Einwirkung auf die Mannschaft, deren Vertrauen Narvaez durch persönliche Eigenschaften ebenfalls nicht wie Cortez zu gewinnen vermochte. Auf die Aufforderung, die Stadt Villarica ihm zu überliefern, antwortete der Statthalter des Cortez damit, daß er die Abgesandten nach Mexiko zu seinem Feldherrn schickte. In den persönlichen Verhandlungen erkannte Cortez bald, daß es nicht allzuschwer halten würde, dem Narvaez seine Leute abspenstig zu machen. Er trat deshalb offen mit diesem in Unterhandlungen über ein gemeinsames Vorgehen auf der Grundlage einer Teilung der Machtbefugnisse; gleichzeitig aber zog er alle verfügbaren Streitkräfte zusammen und rückte, eine starke Besatzung unter Pedro de Alvarado in der Hauptstadt zurücklassend, eilig dem Narvaez entgegen. Durch Überläufer auf das ausgezeichnetste informiert, konnte er dessen Lager in einer dunkeln Nacht überrumpeln, fast ohne Widerstand zu finden. Nachdem der Führer, der im Kampfe ein Auge verloren, gefangen war, trat fast die ganze Streitmacht, die er mitgeführt, zu Cortez über; nur wenige machten, wie Narvaez, von der Erlaubnis Gebrauch, nach Cuba zurückzukehren.

Der leichte Sieg hatte die Streitkräfte des Cortez mehr als verdoppelt: Narvaez hatte weit mehr Reiter und Büchsenschützen mitgeführt als Cortez. Aber er sollte der Kräfte sofort dringend bedürfen. In Tenochtitlan hatte sich unmittelbar nach dem Abzug des Cortez eine bedrohliche Gärung bemerkbar gemacht; und als bei der Feier eines großen Festes dem Alvarado hinterbracht wurde, daß die damit verbundene Massenansammlung benutzt werden sollte, um die Spanier zu überfallen und Montezuma zu befreien, hielt er es für das Geratenste, dem Streiche zuvorzukommen, fiel über die Festversammlung her und zerstreute sie nach einem furchtbaren Blutbade. Nunmehr gingen aber auch die Mexikaner zu offener Feindseligkeit über und schlossen die Spanier so eng ein, daß Alvarado den Cortez bitten mußte, ihm so schnell wie möglich zu Hilfe zu kommen. Sobald er daher seine Scharen neu organisiert hatte, eilte Cortez mit ihnen nach Mexiko. Wohl spürten die Spanier überall eine veränderte, unfreundliche Gesinnung; dennoch aber fanden sie den Weg nicht wirklich verlegt und konnten sich mit den Belagerten ohne ernstlichen Kampf vereinigen. Zu spät aber erkannte Cortez, daß er damit nicht nur nichts gewonnen, sondern lediglich die ganze mühsam errungene Herrschaft von dem

Ausgang eines einzigen Kampfes abhängig gemacht habe. Denn sowie er in die Stadt eingezogen war, verschlossen sich hinter ihm alle Wege; und die verstärkte Schar der Spanier sah sich jetzt nicht minder verzweiflungsvoll bedroht, als zuvor die Abteilung Alvarados. Zuerst versuchten sie es, in offenem Kampfe der Gegner Herr zu werden; allein wenn sie auch Tausende der schlecht bewaffneten Eingebornen niederwarfen, so schienen doch deren nur immer mehr zu werden. Da versuchte Cortez sich mit der Autorität des gefangenen Königs zu decken; und dessen Erscheinen auf den Zinnen führte thatsächlich einen kurzen Stillstand herbei. Als aber Montezuma behauptete, er sei kein Gefangener, und befahl, die Spanier unbehelligt abziehen zu lassen, da erhob sich auch gegen ihn die Wut seiner Unterthanen; durch mehrere Steinwürfe wurde er so schwer verwundet, daß er nach wenigen Tagen starb. Damit schwand aber auch die letzte Spur von Rücksicht bei den Gegnern.

Nunmehr wurde es auch dem Cortez klar, daß er, es koste, was es wolle, aus der Stadt hinaus gelangen müsse. Bei der engen Umschließung durch die Feinde war es nicht einmal möglich, die Vorbereitungen im geheimen zu treffen. Der Rückzug über den 2 km langen Dammweg mußte fast vom ersten Schritte an erkämpft werden. Cortez trat ihn bei Nacht an, in der Hoffnung, die Gefahr dadurch abzuschwächen. Allein die Feinde hatten das Ereignis zu lange vorausgesehen; sie waren sofort zur Stelle und sandten, heftig nachdrängend und von Kähnen auf beiden Seiten des an verschiedenen Stellen durchbrochenen Dammes kämpfend, einen Hagel von Geschossen und Steinen auf die Abziehenden. Cortez hatte Brücken über die Durchlässe des Dammes vorbereitet, und es gelang wirklich, über den ersten glatt hinwegzukommen. Aber schon beim zweiten war die Disziplin unter der Wucht des allseitigen Angriffes so erschüttert, daß die Brücke nicht zu stande kam. Nun wälzte sich der Strom der Flüchtigen über die Leiber der Vorausziehenden, die in den Durchlaß gestürzt waren, hinweg dem Festlande zu. Erst dort, bei einer Zypresse, die noch heute als ein Denkmal der noche triste, der traurigen Nacht, gepflegt wird, gelang es, die Ordnung einigermaßen wiederherzustellen. Die erlittenen Verluste waren enorm. Zwei Drittel der Spanier und ein noch größerer Prozentsatz der eingebornen Verbündeten waren gefallen oder in Gefangenschaft geraten, um auf den Altären der Götzen zu verbluten. Alle Geschütze, die meisten Büchsen und 46 von den 67 Pferden waren erlegen. Von den goldenen Schätzen hatte Cortez nur den königlichen Fünften verladen lassen, den Rest aber der Mannschaft preisgegeben; allein in dem furchtbaren Kampfe war fast alles verloren gegangen. Und dabei war auch jetzt noch die Lage der fast ausnahmslos verwundeten Entkommenen äußerst kritisch; denn sie waren noch Hunderte von Kilometern von dem nächsten befreundeten Gebiete entfernt.

Cortez nahm an, daß der Feind ihm die alte Straße vielfach verlegt haben werde. Deshalb umzog er die Seen auf ihrem nördlichen Ufer und gelangte so wirklich über Teotihuacan bis Otumba, ehe sich zu den nachdrängenden Feinden neue Gegner fanden, die ihn von vorn angriffen. Dort aber mußten die Spanier noch einmal gegen eine erdrückende Übermacht (Cortez schätzte seine Feinde auf 200,000) um ihr Leben kämpfen; den schwer erfochtenen Sieg dankten sie wohl auch nur dem Umstande, daß es ihnen gelang, den feindlichen Führer inmitten seiner Krieger zu töten. Nach der Schlacht konnten sie wenigstens etwas weniger bedrängt den Rückzug fortsetzen. Aber erst als sie tlazcalanisches Gebiet betraten, durften sie sich als gerettet betrachten; trotz aller verlockenden Anerbietungen der Gegner waren die Tlazcalaner dem mit den Spaniern geschlossenen Bündnis treu geblieben.

Monate vergingen, ehe die Spanier sich von den furchtbaren Strapazen des Rückzuges so weit erholt und durch Zuzug aus den Inseln so weit verstärkt hatten, daß Cortez daran denken

konnte, die Offensive wieder aufzunehmen. In den letzten Wochen des Jahres 1520 verließ er das gastliche Tlaxcala und suchte zunächst durch Unterwerfung der benachbarten Völkerschaften den Ruf der spanischen Waffen wiederherzustellen. Dann griff er Tezcuco an, um von dort aus planvoll die Bewältigung der Inselstadt Tenochtitlan vorzubereiten. Daß er auch hier, nach Vertreibung des aztekischen Statthalters, hilfsbereite Bundesgenossen fand, war wieder eine klug in Berechnung gezogene Folge der politischen Verhältnisse von Anahuak. Cortez aber erwies sich jetzt als ein ebenso vorzüglicher Organisator, wie zuvor als unerschrockener Heerführer. Während er den Krieg gegen die Städte am Seeufer hauptsächlich durch seine Verbündeten unter der Führung kleiner spanischer Abteilungen führen ließ, legte er von Tezcuco aus einen Graben nach dem See von Mexiko an und baute in vorläufig unangreifbarer Stellung eine Flottille von 13 Schiffen, die nach Eröffnung des Kanales in den See auslief und die lästigen Angriffe der feindlichen Boote abzuschlagen im stande war. Nun wurde von der Land- und Seeseite zugleich der Angriff gegen eine Küstenstadt nach der anderen unternommen; als letzte fielen die Städte, welche den Zugang zu den Dammstraßen beherrschten. Und da gleichzeitig die Flottille einen entscheidenden Sieg über die Bootsflotte der Mexikaner errang, die seitdem als Kriegsmacht vom See verschwand, konnten die Spanier zum Angriff auf die Hauptstadt selbst übergehen.

Dort war Cuitlahuac, der König, welcher die Kämpfe der noche triste geleitet hatte, nach nur viermonatiger Regierung gestorben. Ihm war Quauhtemoc-tzin (Guatemocin) gefolgt, ein Herrscher, der ihm an Tapferkeit nicht nachstand. Schon nach wenigen mißlungenen Angriffen mußten sich die Spanier überzeugen, daß es unmöglich war, die Stadt mit stürmender Hand einzunehmen. Aber auch die systematische Belagerung, zu der man sich ungern entschloß, stellte sich als langwierig und schwierig heraus. Jeder Fuß breit Boden, jedes Haus wurde von den in großer Überzahl in Tenochtitlan zusammengedrängten Eingebornen mit der äußersten Tapferkeit verteidigt; und solange die Stadtzugänge von der Wasserseite nicht sämtlich in den Händen der Spanier waren, vermochten auch die Schiffe des Cortez nicht gänzlich die Verproviantierung der Belagerten abzuschneiden. Trotzdem drangen die Spanier langsam, aber stetig vor und hatten nach fast zehnwöchiger Belagerung die Gegner auf einen kleinen Rest der Stadt zurückgedrängt, ringsherum die Häuser niederreißend, um sich im Kampfe die Möglichkeit zur Entfaltung der Geschütze und der Reiterei, ihrer besten Kampfmittel, zu verschaffen. Da begann auch Quauhtemoc-tzin an der Möglichkeit zu verzweifeln, die ausgehungerte Stadt zu halten; er versuchte zur See zu entkommen, fiel aber in die Hände der Spanier. Nun gaben endlich auch die Belagerten den Widerstand auf; und am 13. August 1521 verließen die heldenhaften Verteidiger die Ruinen von Tenochtitlan.

Sofort nach diesem Erfolge nahm Cortez die Thätigkeit wieder auf, in welcher er durch das Erscheinen des Narvaez an der Küste unterbrochen worden war. Die Zollregister Montezumas mußten ihm dazu dienen, von dem Umfang und der Organisation seines Reiches eine möglichst genaue Vorstellung zu gewinnen. Auf solcher Grundlage organisierte er die Provinz und regelte die Abgaben. Es kam ihm außerordentlich zu statten, daß die Nachrichten von einem reichen und hochzivilisierten Lande, welches endlich auf amerikanischem Boden aufgefunden und durch seine Thatkraft für die spanische Krone in Besitz genommen worden war, der Auswanderungslust einen Impuls gaben, wie er seit der zweiten Fahrt des Kolumbus nicht wieder dagewesen war. Die Stadt Mexiko, deren Wiederaufbau Cortez mit gewohnter Energie sofort in Angriff nahm, zählte schon nach wenigen Jahren Tausende von Einwohnern; dabei verbreitete

sich trotzdem ein Netz von kleineren europäischen Ansiedelungen über das ganze Gebiet Montezumas. Schon im ersten Jahre wurde eine solche an der Südsee begründet. Da in eben dieser Zeit die Rückkehr der Viktoria, des einzigen der mit Magalhães 1519 ausgelaufenen Schiffe, welches um die Südspitze Amerikas und Afrikas herum die Umsegelung des Erdballes vollendet hatte, das Interesse auf die angeblich innerhalb des spanischen Machtbereiches gelegenen Gewürzinseln lenkte, und es galt, einen kürzeren Weg dahin zu finden, als den von Magalhães entdeckten, so wurden sofort in Zacatula ein paar Schiffe erbaut, die binnen kurzem eine systematische Erforschung der pazifischen Küste von Mexiko in Angriff nahmen.

Eine Zeitlang gab sich Cortez ernstlich der Hoffnung hin, eine zentralamerikanische Durchfahrt zu entdecken. Dies Bestreben und der Wunsch, die Grenzen des von ihm eroberten Landes möglichst bald nach Süden hin sicherzustellen, wo ein Vordringen von den Ansiedelungen in Darien aus unter dem Eindruck seiner Erfolge mit Sicherheit zu erwarten war, bewogen ihn, sobald es die Verhältnisse im Zentrum der Provinz gestatteten, zwei neue Expeditionen auszurüsten. Die eine, unter Pedro de Alvarado, drang durch die südpazifischen Gebiete von Mexiko in das Gebiet der Mayastämme vor, die die Berglandschaften nördlich des Isthmus, das heutige Guatemala, innehatten. Alvarado konnte sich dieselben Umstände zu nutze machen, die dem Cortez zum Siege verholfen hatten. Eifersüchteleien unter den Stammeshäuptlingen ermöglichten es ihm, die eine Völkerschaft gegen die andere auszuspielen. Und wenn er auch manchmal auf hartnäckigen Widerstand stieß und bei den Eingebornen eine gleiche Tapferkeit anerkennen mußte, wie sie sich bei der Verteidigung von Tenochtitlan gezeigt hatte, so vermochten sich diese doch hier so wenig wie anderwärts gegen die Spanier dauernd zu behaupten. Der Feldzug war nicht nur an Ruhm, sondern auch an Erfolgen reich.

Weniger glücklich lief die andere Unternehmung ab, die Cortez gleichzeitig an der atlantischen Küste gegen Süden dirigierte. Ihr Führer, Cristobal de Olid, machte sich von Anfang an dringend verdächtig, daß er dem Cortez so zu dienen beabsichtigte, wie dieser es mit Velazquez gemacht. Zwar hatte er, nachdem er die Halbinsel Yucatan umsegelt, in Puerto de Caballos noch im Namen des Cortez von dem Lande Besitz ergriffen und unter dem Namen Triunfo de la Cruz eine Niederlassung begründet. Dann aber verriet er unverkennbar das Bestreben, zwischen der als Castilla del Oro organisierten zentralamerikanischen Provinz und der mexikanischen des Cortez sich selbst noch ein kleines Gebiet zu sichern: er zog aus beiden Provinzen die unruhigen und abenteuerlichen Elemente an sich und beseitigte mit deren Hilfe die gewissenhaften oder schüchterte sie ein. Nun wollte es der Zufall, daß mehrere Nachschübe, die Cortez dem Cristobal de Olid folgen ließ, verschollen und ihr Ziel nicht erreichten, so daß nur die Gerüchte von dessen beabsichtigtem Abfall zu dem Oberfeldherrn gelangten. Der aber erblickte darin eine ernste Gefahr. Noch immer waren seine Bemühungen um Anerkennung seiner Statthalterschaft durch den König nicht mit vollem Erfolge gekrönt gewesen; wenn es also jetzt dem Olid im Bunde mit Velazquez gelang, sich im Süden selbständig festzusetzen, so konnte dies dem Cortez sicher einen großen Teil seiner Statthalterschaft, wenn nicht die ganze, kosten.

Mit der raschen Entschlossenheit, die ihm eigen war, brach deshalb Cortez im Oktober 1524 von Mexiko auf und zog an der atlantischen Küste entlang bis zum Usumacinta. Von da durchquerte er Yucatan da, wo die Halbinsel mit dem Festlande zusammenhängt, um schließlich über den See von Izabal die Ansiedelung Olids an der Küste zu erreichen. Der Zweck seines Zuges war schon vor seinem Eintreffen erreicht: Olid war beseitigt und die Kolonie zum Gehorsam zurückgekehrt. Aber Cortez hatte bei seinem Marsche wieder ein bedeutendes Stück unerforschten

Kämpfe der Spanier in Mexiko, nach den aztekischen Zeichnungen des „Lienzo de Tlaxcala".

Der sogenannte Lienzo de Tlaxcala war eine fast 6 Ellen lange, $2^1/_2$ Ellen breite Leinwand, worauf mit Wasserfarben in 86 Bildern die Ereignisse der Eroberung dargestellt waren, an denen die Tlaxcalaner als Bundesgenossen der Spanier teilgenommen hatten. Obwohl um die Mitte des 16. Jahrhunderts entstanden, war er doch in der eigentümlichen Kunst der Eingebornen von solchen hergestellt. Das Original ging während der Revolution nach dem Sturze Kaiser Maximilians verloren; doch existiert eine in einzelne Blätter zerlegte, getreue Kopie des Lienzo, welche von der Junta Colombina de Mexico in dem Werke: „Homenaje á Colon, Antiguedades Mexicanas publ. por la Junta Colombina de Mexico" (Mexiko 1892) vervielfältigt worden ist.

Das vorliegende Blatt (Nr. 52) stellt ein Ereignis aus der Expedition des Nuño de Guzman nach Nueva Galicia i. J. 1530 dar, und zwar einen Kampf gegen die Einwohner von Michuacan. Im Bunde mit Nuño de Guzman und seinen spanischen Reitern kämpfen die Tlaxcalaner, geführt von einem Häuptling, der das Feldzeichen von Tizatlan führt; vermutlich ist es Xicotencatl selbst. Die Persönlichkeit eines zweiten Häuptlings mit reichem Federschmuck läßt sich nicht feststellen. Die Angreifer sind von den gefürchteten Kriegshunden begleitet. Den Anlaß zum Kampfe gab die Verräterei der Indianer, wie durch den Erhängten angedeutet wird. Die rechte obere Ecke wird von der Hieroglyphe für Michuacan ausgefüllt: es ist das Land der Fischer. Daß der Kampf mit einer Niederlage endete, deutet der verstümmelte Leichnam eines Vorkämpfers an, der rechts unten hingestreckt liegt.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Kämpfe des Co

(Nach den aztekischen Zeichnu

rtez in Mexiko.

ngen des „Lienzo de Tlazcala".)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Gebietes durchzogen, hatte Städte und Länder der Mayavölker des Ostens kennen gelernt und seine Ansprüche auf dieses Land in einer Weise befestigt, die jede Gefahr fremder Einmischung beseitigte. Die Unterwerfung der Halbinsel Yucatan, der Sitz der letzten noch an der alten unverfälschten Mayakultur festhaltenden Völker, ist allerdings erst einige Jahre nachher durch Francisco de Montejo ernstlich versucht und mit wechselndem Erfolge verhältnismäßig langsam durchgeführt worden. Nachdem die Halbinsel aber von der Land- und Seeseite ringsum erforscht war, konnte ihr Besitz nur eine Frage der Zeit sein; ihre wesentlichsten Geheimnisse waren durch Cortez erschlossen worden. Eine Reihe von Jahren hindurch, bis neue Entdeckungen die Aufmerksamkeit in andere Richtung lenkten, fuhren von Zeit zu Zeit von Sevilla die flotas de Yucatan dorthin und brachten reiche Schätze heim.

Während Cortez in die Wildnis hinauszog, um die Unbotmäßigkeit seiner Untergebenen zu strafen, erhob diese in seiner Residenzstadt kecklich das Haupt. Cortez wurde als verschollen betrachtet; und seine Gegner — und deren besaß der energische und rücksichtslose Konquistador genug in allen denen, die ihre übertriebenen Hoffnungen durch ihn nicht erfüllt fanden — waren so übermächtig, daß sie die von ihm eingesetzte Regentschaft zu beseitigen und die Zügel der Regierung an sich zu reißen vermochten. Allerdings brach diese Gegenregierung zusammen, als der zurückkehrende Feldherr der Stadt sich näherte, der mittlerweile als Statthalter und Oberfeldherr der Provinz Neu-Spanien von Karl V. bestätigt worden war. Allein die Keime der Unzufriedenheit, die ihn schließlich 1527 nötigten, nach Spanien hinüberzugehen und seine Sache persönlich am Hofe zu führen, gehen auf diese Verhältnisse zurück. Zwar gelang es ihm, trotz endloser Prozesse, sich vor dem Indienrate zu rechtfertigen; allein auch er ward, wie einst Kolumbus, nicht wieder in seine alte Stellung eingesetzt. Er mußte einen neuen Statthalter neben und über sich dulden, als er 1530 nach Mexiko zurückkehrte; das lastete schwer auf dem stolzen und eifersüchtigen Eroberer. In dieser Zeit hat er dann den Entdeckungen in nordwestlicher Richtung einen neuen Impuls gegeben. Wiederholt hat er Schiffe an der pazifischen Küste entlang gesandt, hat die Bai von Kalifornien entdeckt und ist schließlich im Jahre 1535 selbst noch einmal bis weit an der kalifornischen Halbinsel hinauf vorgedrungen. Wenn er dabei auch die gesuchte nordwestliche Durchfahrt so wenig entdeckt hat, als einst die zentralamerikanische, so förderte er doch durch seine Fahrt die Erkenntnis davon, daß auch der Norden Amerikas bis in höhere Breiten nicht mit dem asiatischen Kontinente zusammenhing.

Auch in die binnenländischen Gegenden im Nordwesten von Mexiko sind die Spanier noch vor der Mitte des Jahrhunderts weit vorgedrungen. Im Anschluß an die Unterwerfung der nördlichen Gebiete des Aztekenreiches war Nuño de Guzman mit einem aus Spaniern und indianischen Kriegern zusammengesetzten Heere (s. die beigeheftete Tafel „Kämpfe der Spanier in Mexiko") 1530 in das nachmalige Neu-Galizien (die heutigen Provinzen Durango und Sinaloa) vorgedrungen. Schon ihn hatten die Gerüchte von goldreichen Städten in diese Gegend gelockt. Diese fanden eine scheinbare Bestätigung, als einige wenige Begleiter des Hernando de Soto, der von Florida aus quer durch die südlichen Gebiete der Vereinigten Staaten bis nach Texas und Mexiko gekommen war, von Ansiedelungen erzählten, deren Häuser sich viele Stockwerke hoch erhoben, und in denen ein so lebhaftes und reiches Treiben herrsche wie in Mexiko; die größte dieser Städte nannten sie Cibola. Diese wurde das Ziel eines Zuges, den 1535 Juan Vazquez de Coronado von Culiacan aus in nordwestlicher Richtung unternahm. Nachdem er und seine Gefährten unter großen Anstrengungen und Entbehrungen die wasserarmen Gegenden zwischen dem großen Colorado und dem Rio Grande durchwandert

hatten, erreichten sie allerdings die Städte der Pueblo-Indianer, die unverkennbare Quelle der fabelhaften Gerüchte (s. die Tafel bei S. 220); allein bei den einfachen Ackerbauern von Zuñi und Walpi und Moqui fanden sie so wenig die berichteten Schätze, als sie Nuño de Guzman gefunden hatte. Jetzt erhielt die angebliche Goldstadt einen neuen Namen. Noch nach langen Jahrzehnten hat das Phantom der Schätze von Quivira die Spanier weit hinein gelockt in das öde Prärieland des Llano estacado. Aber im wesentlichen hatte der spanische Einfluß mit den Pueblo-Städten die nördliche Grenze erreicht, über die er nur mittelbar im 19. Jahrhundert vorgedrungen ist, als die Erschließung des fernen Westens von allen Seiten her eine Einwanderungsflut nach Kalifornien in Bewegung setzte.

D. Die Eroberung von Peru.

Die Erfolge des Cortez hatten nicht nur die Auswanderung neu belebt, sondern auch die Lust zu neuen Entdeckungen. Niemals ist der Indienrat so sehr in Anspruch genommen worden mit Gesuchen um die Erlaubnis zu neuen Kolonisationsversuchen als in den Jahren, welche auf die Eroberung von Mexiko folgten. Die Regierung konnte jetzt fast vollkommen davon absehen, offiziell die Erkundung des neuen Weltteiles weiterzuführen; der Unternehmungsgeist der Unterthanen wetteiferte jetzt darin, mit Entdeckungen einander zuvorzukommen. In wenig mehr als einem Jahrzehnt gab es kaum noch einen Fuß breit Boden auf dem amerikanischen Kontinente, der nicht von irgend einem Entdecker schon einmal in Anspruch genommen worden war. Freilich wurden nicht alle Unternehmungen auch wirklich in Angriff genommen, zu denen der Indienrat die Erlaubnis gegeben hatte; andere wieder erwiesen sich als so absolute Mißerfolge, daß die Konzessionäre binnen kurzem ihre Ansprüche wieder aufgaben; ja selbst Ansiedelungen, die wie die in Santa Marta eine ganze Reihe von Jahren hindurch schon bestanden hatten, verfielen gelegentlich wieder so, daß man eine vollkommene Neubegründung vornehmen mußte. Aber wenn im nördlichen Amerika noch über ein Jahrhundert lang an den Grenzen der spanischen Ansiedelungen weite Landstrecken fast unbeachtet liegen blieben, über welche Spanien niemals mehr als rein formelle Ansprüche zu erheben in der Lage war, so gab es in der südlichen Hälfte der Neuen Welt, abgesehen von den noch heute fast unbekannten Niederungen im Süden des Amazonenstromes, kaum noch ein unerforschtes Gebiet von größerer Ausdehnung. Einzelne Vorstöße der Entdecker haben sich bis in Gegenden erstreckt, die wir nur deshalb nicht mit vollkommener Sicherheit zu identifizieren vermögen, weil bis heutzutage noch nie wieder ein weißer Mann dahin vorgedrungen ist, der einen Bericht von seinen Erlebnissen bekannt gemacht hätte.

Bei den Indianern des zentralen Amerika haben vermutlich die Spanier vage Gerüchte von der Existenz reicher und mächtiger Staaten ebenso im Süden wie im Norden vorgefunden; und nachdem durch die Eroberung von Mexiko für die mittelamerikanische Provinz die Ausdehnung nach Norden verschlossen war, wandte sich naturgemäß das Interesse dem Süden zu. Die Fahrten an der pazifischen Küste entlang hatten zunächst nur zur Bekanntschaft mit Völkerstämmen geführt, die auf einem ungewöhnlich niedrigen Kulturniveau standen; deshalb hat es wohl so lange gedauert, ehe die Spanier eine Ahnung von dem Staate der Inka erhielten. Der Name Peru ist durch ein Mißverständnis nachmals auf diesen übertragen worden. Biru war der Name eines kleinen Reiches an der Bai von San Miguel am südwestlichen Ende des Isthmus, das, schon von Balboa flüchtig berührt, das Ziel eines Zuges bildete, den im Jahre

1522 Pascual de Andagoya unternahm. Der unmittelbare Erfolg überstieg auch hierbei nicht das Maß dessen, was man von den Zügen im Dariengebiete gewöhnt war. Aber die Eingebornen, mit denen man sich jetzt schon besser zu verständigen vermochte, wiesen diesmal die nach Gold forschenden Spanier deutlicher als je zuvor darauf hin, daß weiter im Süden an der pazifischen Küste ein großes Reich gelegen sei, wo die Spanier eine Fülle des gelben Metalles finden würden, eine Botschaft, die sich wohl nur auf das Inkareich beziehen konnte.

Die Angaben der Indianer hatten besonders auf einen der Begleiter Andagoyas unauslöschlichen Eindruck gemacht. Francisco Pizarro war ein Abenteurer gewöhnlichen Schlages. In seiner Heimat in Estremadura hatte er die Schweine gehütet, war aber schon als Jüngling 1508 mit Hojeda über den Ozean gefahren und hatte alle die Fährlichkeiten mit durchgemacht, welche der Begründung der Darien-Kolonie vorausgingen, und zählte auch nach deren Sicherung zu den ständigen Begleitern aller Entdeckungszüge. So hatte er eine reiche Erfahrung in allen möglichen schwierigen Lagen gesammelt und dabei eine ruhige, aber geradezu unbeugsame Beharrlichkeit entwickelt, welche seine Vorgesetzten und Begleiter hoch zu schätzen wußten. Diese Eigenschaften brachte er denn auch wieder zur Geltung in der Verfolgung des Planes, das Goldland der Indianer zu erreichen. Da seine eignen Mittel trotz fünfzehnjährigen Kolonialdienstes zur Ausrüstung einer Expedition nicht ausreichten, so sah er sich unter den Kolonisten nach Hilfe um. Diego de Almagro, ein Mann von ähnlichem Schlage wie Pizarro selbst, führte ihm eine Schar entschlossener Genossen zu, besaß aber so wenig wie Pizarro die nötigen finanziellen Mittel. Aber auch diese fanden sich. Der Vikar der Kirche von Panama, Fray Hernando de Luque, besaß sowohl selbst ein kleines Vermögen, das er in der Unternehmung anzulegen bereit war; besonders aber verschafften ihm seine Beziehungen zu dem Gouverneur Pedrarias Davila und anderen Notabilitäten der Kolonie die Möglichkeit, dem Unternehmen nach allen Seiten hin die Wege zu ebnen, so daß Pizarro im Jahre 1524 einen ersten Vorstoß nach Süden unternehmen konnte.

Der Erfolg des Zuges war keineswegs lohnend. Sowohl der vorauffegelnde Pizarro als auch der einige Monate später folgende Almagro haben die Küste von Panama etwa halbwegs bis zur Nordgrenze des Inkareiches rekognosziert und für reiche Mühsalen nur bescheidene Schätze eingetauscht. Pizarro aber hatte wieder glänzende Proben seiner unerschütterlichen Ausdauer gegeben. Zweimal sandte er sein Schiff nach Panama zurück und blieb wochenlang mit einer kleinen Schar an der völlig unbekannten Küste zurück; als er sich endlich doch zur Rückkehr entschloß, so geschah dies nur, um durch eignes Eingreifen eine Ausrüstung für seine Expedition zu erlangen, wie er sie bei den unerwartet großen Entfernungen für unentbehrlich erachtete.

Die Eroberung von Peru wurde jetzt zum Gegenstand einer finanziellen Spekulation gemacht, über die ein ganz geschäftlicher Vertrag abgeschlossen wurde. Luque und seine Hintermänner gaben das Geld, Pizarro und Almagro setzten ihr Leben dafür ein, und die Verteilung des Gewinnes wurde dem entsprechend geregelt. Wenige Monate nach seiner Rückkehr konnte Pizarro, diesmal von Almagro begleitet, wieder in See stechen und die Erforschung der Küste an dem südlichsten zuvor erreichten Punkte wieder aufnehmen. Infolge ihrer besseren Ausrüstung und der günstigeren Jahreszeit machten sie diesmal raschere Fortschritte; trotzdem gingen ihnen die Vorräte aus, ehe sie in dichter bevölkerte Gegenden gelangten. Es mußte abermals um Nachschub und Proviant nach Panama geschickt werden. An diesem Punkte drohte die Expedition vollkommen zu scheitern. Nach den Berichten der enttäuscht Heimgekehrten hielt der Gouverneur

die Fortsetzung des Unternehmens für nutzlose Verschwendung von Geld und Menschenleben und sandte dem auf der Isla del Gallo zurückgebliebenen Pizarro und seinen Begleitern den Befehl zur Heimkehr. Allein Pizarro blieb unerschütterlich; mit nur zwölf Genossen harrte er sieben Monate auf der Insel aus, bis seine Gesellschafter endlich ihm ein Schiff und Vorräte senden konnten. Mit diesem setzte er energisch die Fahrt nach Süden fort. Jetzt endlich erreichte er den Inkastaat selbst. In Tumbez, am Golfe von Guayaquil, trat er in friedlichen Verkehr mit den Eingebornen und konnte sich endlich mit eignen Augen und Ohren von dem überzeugen, was den Gerüchten der Indianer zu Grunde lag. Aber gerade die seine Hoffnungen weit übertreffende Großartigkeit des Gefundenen zwang ihn, noch einmal umzukehren. Das war keine Aufgabe, die mit den Mitteln seiner Gesellschafter gelöst werden konnte; hier mußten erst solidere Grundlagen geschaffen werden.

Als er mit der Botschaft des Erfolges in Panama wieder eintraf, überzeugte er die Genossen leicht von der Notwendigkeit, für die Eroberung der Provinz erst die Entdeckerprivilegien in Spanien zu erwerben; und es leuchtete ihnen ein, daß er selbst die geeignetste Persönlichkeit war, diese Angelegenheit bei dem Indienrate zu betreiben. Im Frühjahr 1528 fuhr er nach Sevilla hinüber und begab sich an den Hof. Als er zwei Jahre später nach Panama zurückkehrte, brachte er für sich die Ernennung zum Adelantado der neuen Provinz, für Almagro die zum Kommandanten von Tumbez und für Luque die Anwartschaft auf das erste Bistum mit. Almagro fühlte sich zwar schon jetzt durch die ungleiche Verteilung der Würden zwischen ihm und dem Gefährten verletzt, ließ sich aber vorläufig beruhigen. Scheinbar in bestem Einvernehmen führten sie eine Schar von ungefähr 200 Spaniern dem Süden zu. Noch ehe sie Tumbez erreichten, wurde ihr Expeditionskorps durch mehrfache Nachschübe ansehnlich verstärkt. Dort war auch diesmal die Aufnahme durch die Einwohner der Stadt friedlich; um so mehr, als Pizarro sie von der feindlichen Nachbarschaft der Einwohner der Insel Puno befreite, denen er auf Anstachelung derer von Tumbez eine empfindliche Niederlage beibrachte. Hier erfuhr er aber auch von dem vor kurzem beendeten Bruderkriege zwischen Huascar und Atahualpa und von den Keimen der Unzufriedenheit, die dieser zurückgelassen hatte (vgl. oben, S. 348). Diese Nachrichten ließen ihn eilen, auf dem Schauplatze zu erscheinen, ehe die günstige Gelegenheit zur Einmischung vorüberging. Sobald er also als Rückhalt und zur Vermittelung des Verkehrs eine Ansiedelung (San Miguel) begründet hatte, brach er nach dem Innern auf, direkt dahin, wo er nach den Angaben der Eingebornen den Inka Atahualpa zu finden erwarten durfte.

Es war Tollkühnheit, mit 168 Spaniern ohne alle Bundesgenossen durch ein vollkommen fremdes Land einem Heere von angeblich 40,000 entgegenzugehen. Vielleicht aber begründete eben diese geringe Zahl die Möglichkeit seines Erfolges, indem die Inka-Peruaner es nicht für nötig erachteten, ihm Hindernisse in den Weg zu legen oder sich zum Widerstande zu rüsten. Im Gegenteil, Atahualpa schien fast darauf begierig zu sein, die Bekanntschaft der Spanier zu machen: die Boten, welche er wiederholt ihnen entgegensandte, überbrachten mit Geschenken die Aufforderung, vor dem Inka zu erscheinen. So stieg Pizarro mit seiner Schar unbehindert aus der Küstenebene hinauf in die Berge und erreichte schließlich die Stadt Cajamarca, in deren Nähe das Heer des Inka lagerte. Die Stadt war verlassen; und das war den Spaniern nicht unwillkommen: so konnten sie sich unbemerkt für alle Fälle zur Verteidigung einrichten und ihre Anschläge vorbereiten. Am Tage nach der Ankunft entsandte Pizarro eine kleine Abteilung, ausschließlich von Berittenen gebildet, unter Hernando de Soto in das Lager und ließ durch sie

den Inka bitten, die Spanier mit seinem Besuche zu beehren. Er war zu der Überzeugung gekommen, daß es thöricht wäre, die eignen Kräfte mit denen des Inka in offenem Kampfe zu messen; er setzte vielmehr alle Hoffnung darauf, sich der Person des Inka zu bemächtigen, um dann, wie Cortez dies in Mexiko mit so großem Erfolge gethan hatte, durch dessen Autorität gedeckt, das Land in seine Gewalt zu bringen. Atahualpa bekundete auch jetzt ein unverkennbares Interesse für die ihm völlig neue Erscheinung der Reiter; der Botschaft, die Soto ihm angeblich im Namen Kaiser Karls überbrachte, schenkte er dagegen nur geringe Beachtung, versprach jedoch, am folgenden Tage in Cajamarca zu erscheinen, um dort auch die anderen Spanier und ihren Feldhauptmann kennen zu lernen.

Pizarro war sich klar darüber, daß der nächste Tag über den Ausgang seiner Unternehmung entscheiden mußte; und sein Vorschlag, sogleich diese erste Gelegenheit zu benutzen, die Peruaner zu überrumpeln und Atahualpa gefangen zu nehmen, fand allgemeine Billigung. Sorgfältig wurden alle Vorbereitungen getroffen, um den Ausgang des verwegenen Planes zu sichern. Mit wachsender Ungeduld sahen die Spanier den größten Teil des nächsten Tages dahingehen, ohne daß irgend jemand aus dem Inkalager ihnen zu nahe kam; schon begannen sie zu besorgen, daß ihr Plan trotz aller angewandten Vorsicht durchschaut worden sei. Aber am späteren Nachmittag setzte sich wirklich ein Zug gegen Cajamarca in Bewegung, und im Augenblick waren alle Spanier auf ihrem Posten. Die Stadt schien wie ausgestorben, als der Inka einzog: er konnte bis auf den Marktplatz vordringen, ohne einer Menschenseele zu begegnen; auch der Markt war anfangs leer. Nachdem aber der Inka, in offener Sänfte getragen, Halt gemacht hatte, trat ihm ein Mönch, Fray Pedro de Valverde, entgegen, begleitet von zwei Eingebornen, die Pizarro auf seinen ersten Zügen erworben, mit nach Spanien geführt und zu Dolmetschern herangebildet hatte. Der Mönch hielt dem Inka den bekannten Vortrag, welcher auf Befehl Karls V. jedesmal den Eingebornen verdolmetscht werden sollte, ehe man Gewalt gegen sie gebrauchen durfte. Von der Erschaffung der Welt ausgehend, erzählte dieser die Statthalterschaft des Papstes über den Erdball und leitete von der päpstlichen Schenkung den Anspruch der spanischen Herrscher auf den Gehorsam ihrer indianischen Unterthanen ab. Ohne eine Miene zu verziehen, hörte Atahualpa die Rede an. Dabei hatte Valverde wiederholt auf die Bibel Bezug genommen, die er aufgeschlagen in der Hand trug; und so begehrte der Inka das Buch zu sehen. Da er aber daran nichts Besonderes wahrzunehmen vermochte, warf er es, nachdem er darin geblättert hatte, verächtlich auf den Boden. Es bedurfte nur des Ausrufs der Entrüstung, den dies Verfahren dem Geistlichen entlockte, um den Spaniern, die den Vorgang mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgt hatten, das Zeichen zum Angriff zu geben. Die zwei kleinen Feldschlangen, die man so aufgestellt hatte, daß sie den Markt bestrichen, wurden gelöst; die Reiter, die neben ihren gesattelten Rossen hinter den nächsten Häusern gestanden, sprangen in die Sättel und stürmten, alles vor sich niederstoßend, der Mitte des Platzes und der Sänfte des Inka zu, und gleichzeitig suchten die Büchsenschützen und die unberittenen Kämpfer das auf einige Tausend Mann geschätzte Gefolge des Inka daran zu hindern, den auf dem Markte Kämpfenden zu Hilfe zu kommen. In der Bestürzung, die dem plötzlichen unvermuteten Angriffe folgte, gelang die Ausführung des kühnen Planes vollkommen. Indem die Träger niedergestoßen wurden, fiel der Inka aus seiner Sänfte und konnte *unverletzt* von den Spaniern *festgenommen* werden. Wohl fochten die Seinen mit todesmutiger Tapferkeit, um ihn wieder zu befreien; allein die von den Spaniern auf das schlaueste ausgewählten räumlichen Verhältnisse ließen die Übermacht der Gegner nicht zur Geltung kommen. Nach einem kurzen,

aber blutigen Kampfe (an 2000 Peruaner sollen gefallen sein) mußten diese sich zurückziehen und den Inka seinem Geschick überlassen.

Durch das Gelingen dieses kühnen Handstreichs war die Eroberung des Inkareiches mit einem Schlage so gut wie vollendet. Das Heer stob auseinander und ließ das Land den Spaniern offen, die, mit der Autorität des Inka gedeckt, jeden ihrer Wünsche erfüllt sahen. Daß ihm Gewalt nicht mehr fruchten könne, sah Atahualpa sofort ein. Er wurde zwar durchaus würdig behandelt, von seinen Frauen und seinem Hofstaate bedient, durfte aber Cajamarca, wo er in einem der festesten Gebäude untergebracht war, nicht verlassen und wurde sorgfältig bewacht. Einen letzten Ausweg hoffte er mit Unterhandeln zu erreichen. Da er sah, mit welcher Gier die Spanier nach Gold und Schätzen fahndeten, erbot er sich, das Gemach, das er bewohnte, so hoch, wie ein Mann mit erhobener Hand zu reichen vermochte, mit Gold und Silber anzufüllen, wenn man ihn auf den Thron seiner Ahnen wolle zurückkehren lassen. Die Spanier hüteten sich wohl, dies Anerbieten von der Hand zu weisen, und sahen nun mit freudigem Erstaunen, wie wirklich auf den Befehl des Inka von allen Seiten die Schätze nach Cajamarca zusammenströmten in einer Weise, vor der die anfänglichen Zweifel der Spanier an der Möglichkeit der Ausführung des Versprechens mehr und mehr schwanden. Doch hinderte sie dies keineswegs, ihr Ziel, die Unterwerfung des Landes, auch auf anderen Wegen zu verfolgen. Pizarro hatte mittlerweile Genaueres über den letzten Thronstreit erfahren und erkundet, daß Huascar, der rechtmäßige Inka, noch lebe. Er war ein zu kostbares Werkzeug für die spanischen Zukunftspläne, als daß man sich seiner nicht hätte versichern sollen. Allein diese Absicht blieb dem Atahualpa nicht verborgen. Um den gefährlichen Nebenbuhler den Händen der Spanier zu entrücken, gab er heimlich den Befehl, den Huascar umzubringen. Er ahnte kaum, daß er damit sein eignes Schicksal besiegelte.

Da das Zusammenströmen des Lösegeldes weder dem Inka noch den Spaniern schnell genug von statten ging, so wurde beschlossen, eine Abteilung nach dem Heiligtum von Pachacamac zu senden. Pizarro stellte seinen Bruder Fernando an die Spitze dieser Schar, der ersten, die tiefer in das Inkareich eindrang. Der eigentliche Zweck des Zuges wurde nicht erreicht: Fernando Pizarro fand den Tempel seiner Schätze bereits beraubt und konnte nichts thun, als das thönerne Götzenbild zerstören und an dessen Stelle das Kreuz aufrichten. Als er aber zurückkehrte, wußte er aufs neue wunderbare Dinge zu berichten von der hohen Gesittung und den vorzüglichen Einrichtungen des Inkastaates. Seine Berichte wurden noch überboten von dem, was zwei andere Spanier erzählten, die gleichfalls wegen des Lösegeldes mit Geleitsbriefen des Inka bis Cuzco gelangt waren. Nirgends hatte sich auch nur eine Spur von Widerstand entdecken lassen; und nach wie vor strömte das Gold in dem Gemache des Inka zusammen. Es war aber zu viel für die Lüsternheit der abenteuerlichen Schar, den Anblick dieser Schätze monatelang zu ertragen, bis das Lösegeld vollkommen erreicht war. Noch ehe dies geschehen war, wurde die Verteilung beschlossen. Welche Masse Gold und Silber sich angesammelt haben muß, läßt sich daraus berechnen, daß der königliche Doppelzehnte beinahe eine Million Dukaten an Wert erreichte. Nunmehr war Atahualpa, der jetzt seine Freiheit zurückverlangte, nur noch im Wege. Die Macht der Spanier hatte sich durch die Ankunft eines bedeutenden, von Almagro herbeigeführten Nachschubs fast verdoppelt. So ließ Pizarro, dem Rate mehrerer unter seinen Begleitern entgegen, dem Atahualpa als Thronräuber und Brudermörder den Prozeß machen und ihn hinrichten, ernannte aber an seiner Stelle ein anderes Glied der königlichen Familie zum Inka, um auch fernerhin durch ihn des Gehorsams der Eingebornen sicher

zu sein. Diese Absicht wurde allerdings nur unvollkommen erreicht. Nachdem beide Inkakönige umgekommen waren, lockerte sich selbst in diesem Staate das Band des Gehorsams. Die Eingebornen zogen sich mehr und mehr von den Spaniern zurück und gingen gelegentlich auch zu offener Feindseligkeit über.

Pizarro beschloß nunmehr, Cajamarca zu verlassen. Er selbst führte die Hauptmacht der Spanier gen Süden, um die Hauptstadt Cuzco zu besetzen; gleichzeitig aber entsandte er unter Benalcazar eine kleinere Schar in nördlicher Richtung, um von der Residenz Atahualpas und damit von dem Reiche Quito Besitz zu ergreifen. Das erwies sich als sehr wesentlich; denn schon hatte der Ruf von den Schätzen Perus auch andere Spanier danach lüstern gemacht. Pedro de Alvarado, der Genosse des Cortez bei der Eroberung Mexikos und jetzt Statthalter von Guatemala, kam wenige Wochen später mit einer Schar von Abenteuerlustigen in der ausgesprochenen Absicht nach Peru, sich in Quito eine reichere Herrschaft zu erobern, als er im Norden gefunden hatte. Es fehlte nicht viel, so hätte sich das Schauspiel wiederholt, wie es Cortez und Narvaez in Mexiko gegeben hatten; aber Alvarado war weniger rücksichtslos. Er ließ sich mit Pizarro und Almagro in Unterhandlungen ein und trat ihnen schließlich gegen eine Geldentschädigung die ganze Ausrüstung ab: ein Abkommen, das von seinen Begleitern gern angenommen wurde; denn das Inkareich war weit und reich genug, um auch ihnen noch lohnende Beute zu verheißen.

Bis dahin hatten die Spanier nur erst ein einziges Mal zum Schwerte zu greifen nötig gehabt. Als Pizarro gegen Cuzco vorrückte, fand er den Weg durch ein feindliches Heer verlegt, das erst nach erbitterten Kämpfen, in denen auch die Spanier beträchtliche Verluste erlitten, das Feld räumte. Dann aber konnten sich die Spanier doch wieder ohne Widerstand in Cuzco festsetzen und dort eine spanische Ansiedelung gründen. Pizarro machte den Platz jedoch nicht wieder zur Hauptstadt. Seine Lage im Südosten des Reiches, fern von der Küste, machte ihn für die Zwecke der Spanier weniger geeignet. Überdies rief die Ankunft Alvarados den Pizarro schnell wieder hinunter zur Küste. Dort wurde, am Flusse Rimac die Ciudad de los Reyes, das spätere Lima, als künftiger Sitz der Provinzialregierung angelegt.

Die ununterbrochenen Nachschübe, welche die Streitmacht Pizarros erhielt, setzten ihn in den Stand, nach allen Richtungen hin die Entdeckungen weiterzuführen und bald über die Grenzen des alten Inkareiches hinaus vorzudringen. Die Reihe der Züge eröffnete Almagro, indem er bald nach der Besiedelung Cuzcos von dort durch das heutige Bolivien zwischen den beiden Kordilleren nach Süden hin weiterzog. Er unterwarf dabei ohne Mühe die Provinzen um den Titicaca-See, zog aber dann unter unsagbaren Strapazen immer im Gebirge nach Süden fort, bis Kälte und Hunger ihn zwangen, das Wagnis eines Überganges über den eisigen Kamm der Westkordillere zu unternehmen, um an die minder unwegsame Küste zurückzugelangen, die er in der Gegend von Copiapo erreichte und bis über Coquimbo hinaus verfolgte. Als er dann den Rückweg am Meere entlang nahm, hatte er in der Wüste Atacama noch einmal mit den ärgsten Entbehrungen zu kämpfen. Dennoch brachte sein Zug keinen anderen Gewinn als die Erforschung eines großen Teiles des heutigen Chile und die Überzeugung, daß dort keinerlei leicht zu hebende Schätze vorhanden seien.

Almagro kehrte gerade zur rechten Zeit zurück, um die Spanier in Cuzco aus einer schweren Gefahr zu retten. Der von Pizarro in Cajamarca ernannte Inka war bald gestorben; und man hatte an seiner Stelle Manco Inka mit der Königswürde bekleidet. Aber da die Spanier nirgends Widerstand von seiten der unterwürfigen Eingebornen fanden, wurde ihnen der Inka

eine entbehrliche Persönlichkeit. Man schenkte ihm so wenig Beachtung, daß er mit Leichtigkeit von Cuzco in das nordöstliche Bergland entfliehen und von da eine weitverzweigte Verschwörung gegen die Spanier organisieren konnte. Die schwache Besatzung der Stadt Cuzco wurde überfallen und geriet in arge Bedrängnis; nur die ungestüme Tapferkeit Fernando Pizarros rettete sie vor gänzlichem Untergange. Nach diesem Mißerfolge zog zwar auch Manco Inka die Seinen zurück; er verwandelte aber den Angriff in eine Blockierung so wirksamer Art, daß die Verteidiger von Cuzco dem Hungertode nahe waren, als endlich die Rückkehr Almagros die Feinde verscheuchte und eine Neuverproviantierung der Stadt ermöglichte. Almagro hatte sich um so mehr beeilt, Cuzco zu entsetzen, als er glaubte, damit für sich selbst zu arbeiten. Während er in Chile vergebliche Entbehrungen gelitten, war ihm wenigstens von Spanien aus Gerechtigkeit geworden: Karl V. hatte ihn zum Statthalter einer Provinz im Süden des peruanischen Reiches gemacht, die sich von einer westöstlichen Linie 270 spanische Meilen südlich vom Santiagoflusse (im heutigen Ecuador) aus bis in unbestimmte südliche Breiten erstreckte; und Almagro war der Meinung, daß Cuzco bereits in diese Provinz gehöre. Fernando Pizarro weigerte sich jedoch, dies anzuerkennen, und da Verhandlungen zu keinem Ziele führten, drang Almagro schließlich gewaltsam in Cuzco ein und nahm Fernando Pizarro und dessen Bruder Gonzalo gefangen. Francisco Pizarro machte zwar den Versuch, die Brüder gewaltsam zu befreien. Nachdem aber auch die dazu entsandte Abteilung von Almagro geschlagen worden war, ließ er sich in Unterhandlungen ein, die er jedoch sofort wieder für ungültig erklärte, als es ihm gelungen, die Freigabe der Brüder zu erlangen.

Nun begann für die peruanische Provinz eine Reihe bürgerliche Kämpfe, die nicht eher zur Ruhe kamen, als bis alle die führenden Persönlichkeiten der Konquista ein blutiges Ende gefunden hatten. Zunächst zog Fernando Pizarro gegen Almagro zu Felde, besiegte ihn bei Las Salinas und ließ ihn nach einem sehr summarischen Verfahren hinrichten. Als er aber dann nach Spanien hinüberging, um die Sache seines Bruders bei Hofe zu führen, wurde ihm selbst der Prozeß gemacht. Er dankte es nur der lebenslänglichen Haft, zu der er verurteilt wurde, daß er alle seine Brüder überlebte. Um in den Parteikämpfen Recht und Ordnung wiederherzustellen, entsandte der Indienrat den Licentiaten Vaca de Castro mit der Eventualvollmacht, die Regentschaft der Provinz in die Hand zu nehmen. Als dieser auf dem Schauplatz erschien, war schon ein weiterer Akt des blutigen Dramas zu Ende. Die Partei Almagros, von dessen Sohn geführt, hatte den Francisco Pizarro überfallen und, da er sich wehrte, niedergemacht. Der junge Almagro beanspruchte nun zwar nicht, in der Statthalterschaft des ganzen Peru bestätigt zu werden; allein er verlangte wenigstens die seinem Vater zugesprochene Südprovinz. Da Vaca de Castro ihm auch diese verweigerte, erhob er sich gegen ihn, wobei ihm ein großer Teil der Konquistadoren nur zu gern Gefolgschaft leistete. Allein auch ihm war das Geschick nicht günstig; in der Schlacht der Chupas, der Jackenschlacht, unfern von Huamango, erlitt seine Partei 1542 eine entscheidende Niederlage; er selbst ward bald darauf verräterisch in die Hände des Gegners geliefert und büßte seine Auflehnung mit dem Tode.

Nunmehr war von den Familien der beiden Eroberer nur noch der jüngste Bruder Pizarros, Gonzalo, auf freiem Fuße. Er war seit 1540 Statthalter von Quito, und in den Kämpfen des Vaca de Castro gegen Almagro hatte er sich dem ersteren treu und ergeben erwiesen. Als aber 1544 Blasco Nuñez Vela mit der Regentschaft hauptsächlich deshalb betraut wurde, um den Eingebornen des Inkareiches ein besseres Schicksal zu bereiten, die in den Zeiten der wüsten Parteikämpfe auf das Unwürdigste unterdrückt worden waren, da widerstand auch er der

Versuchung nicht. Für die rohen Elemente, aus denen zumeist die Ansiedler Perus bestanden, schien der Schutz der Eingebornen gleichbedeutend mit dem Verlust ihrer Rechte und Annehmlichkeiten; und da Blasco Nuñez sich seines Auftrages mit großer Taktlosigkeit entledigte, schlossen sich selbst die Richter der Audiencia, des Obergerichtes von Lima, dem Aufstande gegen den Statthalter an, zu dessen Führer Gonzalo Pizarro sich wählen ließ. Während aber die Besonnenen unter den Kolonisten ohne weiteres zum Gehorsam zurückkehrten, als Blasco Nuñez in dem Geistlichen Pedro de la Gasca einen ebenso taktvollen wie energischen Nachfolger erhielt, berauschte sich Gonzalo Pizarro an dem Gefühle seiner Macht und setzte den Widerstand so lange fort, bis Gasca ihn derartig in die Enge trieb, daß seine Sache verzweiflungsvoll wurde. Als es zum Kampfe kam, fielen die meisten seiner falschen Freunde von ihm ab; er selbst ward gefangen und büßte mit den Rädelsführern seiner Partei mit dem Tode. Gasca, der 1544 ohne Truppen in dem damals auch dem Pizarro ergebenen Panama angelangt war, stellte in weniger als sechs Jahren zum ersten Male in Peru ruhige und geordnete Verhältnisse her; dann erbat er sich einen Nachfolger und zog sich in die Zelle zurück, aus der ihn der Befehl Karls V. berufen hatte.

Schon Francisco Pizarro hatte der von Almagro entdeckten Südprovinz seine Aufmerksamkeit wieder zugekehrt. Er betrachtete sie nach der Hinrichtung seines Nebenbuhlers als einen Bestandteil der eignen Statthalterschaft, von der er jede fremde Einmischung fernzuhalten bestrebt war. Zu diesem Zwecke entsendete er einen ihm unbedingt ergebenen Offizier, den Pedro de Valdivia, dahin, mit dem Auftrage, durch die Anlegung einer spanischen Ansiedelung die Besitzergreifung des Landes zu einer thatsächlichen zu machen. Valdivia nahm denselben Weg wie Almagro, aber in günstigerer Jahreszeit, so daß er weniger mit den natürlichen Schwierigkeiten, desto mehr aber mit der Feindseligkeit der Eingebornen zu kämpfen hatte, die nach den früheren Erfahrungen den Spaniern nichts weniger als freundlich gesinnt waren. Die neubegründete Stadt Santiago fristete deshalb in den ersten Jahren ein mühseliges Dasein, obwohl von Peru aus mehrfach Nachschub gesendet wurde, besonders nachdem im Thale von Quillota reiche Minen entdeckt und in Betrieb genommen worden waren. Valdivia verwendete den Zuzug vor allem dazu, die Erkundung des Landes nach Süden hin fortzusetzen. In seinem Auftrage segelte im Jahre 1544 der Genuese Pastene an der Küste entlang, bis er die westlichen Ausgänge der Magalhãesstraße erreichte, die der Provinz als Südgrenze gesetzt war. Auch als Pedro de la Gasca die Regentschaft von Peru übernommen hatte, wurde Valdivia, der ihm in den Zeiten der Unruhen wertvolle Dienste geleistet hatte, fortdauernd unterstützt. Er konnte nunmehr auch zu Lande den Vormarsch in die südlicheren Teile der Provinz fortsetzen. Im Jahre 1550 erfolgte dann die Gründung der Stadt Concepcion an der Grenze des von den kriegerischen Arauca-Indianern bewohnten Gebietes. Die Kämpfe mit diesem Volksstamme, der seine Unabhängigkeit reichlich zehn Jahre lang mit bewunderungswürdiger Tapferkeit gegen die Spanier verteidigte, ist von mehr als einem Dichter besungen worden. Aber die Heldenthaten, die in dieser Zeit von beiden Seiten verrichtet wurden, standen kaum im rechten Verhältnis zu dem Preise des Sieges. Das Land, das mit so vielem Blute für Spanien errungen wurde, war zwar fruchtbar und gesund; aber es bot doch im Vergleich mit vielen anderen Teilen des spanischen Kolonialreiches zu wenig Verlockendes, als daß seine Besiedelung und Nutzbarmachung andere als nur sehr langsame Fortschritte hätte machen können.

Noch an zwei anderen Stellen waren die Spanier im Anschluß an die Eroberung von Peru über die Grenzen des Inkareiches hinaus vorgedrungen. Nirgends findet sich von der amerikanischen Westküste ein bequemerer Zugang zu den weiten Tiefländern des Ostens, als im Süden

des Titicacasees, wo sich die östliche Kordillere in eine Reihe mäßig hoher Bergzüge auflöst, welche zusammen das Hochland des heutigen Bolivien umrahmen und durchsetzen. Welche Rolle dasselbe in der Urzeit als Wiege der Völkerschaften gespielt hat, ist in einem früheren Abschnitte (vgl. oben, S. 308 und 317) erwähnt worden. Auch die Inka scheinen ihre Eroberungen auf diesem Wege bis über die Quellgebiete der Flüsse hinaus getragen zu haben, die teils durch den Madeira zum Amazonas, teils durch den Pilcomayo zum La Plata strömen. Almagro hatte 1535 diese Gebiete schon gestreift auf seinem Zuge nach Chile; ihre Erforschung wurde aber schon wenige Jahre später systematisch in Angriff genommen, als Blasco Nuñez Vela in seiner kurzen Amtszeit den Kapitän Francisco de Rojas mit der Verwaltung der Provinzen von Charcas und Tucuman betraute. Die ersten Entdecker zogen ahnungslos an den immensen Schätzen von Potosi vorüber und drangen in südöstlicher Richtung, mit den Eingebornen kämpfend, aber auch miteinander rechtend, durch die Provinzen Jujuy, Calchaqui und Catamarca so weit in das Tiefland vor, bis sie am Rio Tercero die Spuren der Spanier antrafen, die von Osten her bis dorthin vorgedrungen waren. Die Durchquerung des Kontinentes war damit vollendet.

Nachdem die Portugiesen 1514 die Mündung des La Plata entdeckt und ihre Expedition weit darüber hinaus nach Süden ausgedehnt hatten, ohne doch daselbst eine Niederlassung zu versuchen, beeilten sich die Spanier, durch thatsächliche Besitzergreifung dieser Länderstriche ihre Ansprüche gegenüber dem Nachbarreiche zu sichern. Als erster hatte Diego de Solis 1515 den Paraguay eine Strecke hinauf erforscht; nachdem er aber im Kampfe mit den Eingebornen den Tod gefunden, waren seine Begleiter nach Spanien zurückgekehrt. Dann waren schnell nacheinander Sebastian Caboto und Diego Garcia auf dem Strom erschienen, hatten mit den Eingebornen einen gewinnbringenden Tauschhandel betrieben, demzufolge der Strom den Namen Rio de la Plata, Silberfluß, erhielt, hatten aber gleichfalls keine Niederlassungen begründen können. Auf ihre Berichte hin unternahm 1534 Pedro de Mendoza die Kolonisation dieser Gegenden; seine Flotte von 14 Schiffen soll nicht weniger als 2000 Mann an Bord gehabt haben und hat den Grundstock für die spanische Bevölkerung der argentinischen Provinzen abgegeben. Mendoza selbst kehrte, nachdem er in Buenos Aires eine erste Kolonie begründet und monatelang vergeblich sich bemüht hatte, die Bedingungen für deren Fortdauer zu schaffen, enttäuscht dem Unternehmen den Rücken. Allein die Männer, denen er die Weiterführung des Unternehmens anvertraute, haben es verstanden, die Kolonie lebensfähig zu machen. Der erste seiner Stellvertreter, Ayolas, verließ entschlossen die Niederungen am Unterlaufe des Stromes und gründete mehr als hundert deutsche Meilen oberhalb, an der Vereinigung des Pilcomayo mit dem Paraguay, die Stadt Asuncion, das Zentrum der allmählich sich ausgestaltenden Provinz. Er selbst kam bei dem Versuche, seine Entdeckungen weiter nach Westen zu verfolgen, ums Leben. Aber sein würdiger Nachfolger, Domingo de Irala, nahm seine Pläne wieder auf. Seine Spuren waren es, welche die Genossen des Francisco de Rojas am Tercero fanden. Auf einem späteren Zug ist er vom oberen Paraguay durch das Gebiet der Chiquitos bis in die von Peru her besiedelten Gegenden vorgedrungen; und wenn er auch auf Gascas Befehl von dort wieder umkehren mußte, so war doch die Gründung von Santa Cruz de la Sierra als Zwischenstation für den Verkehr vom Atlantischen Ozean nach Peru der Erfolg seiner Thaten.

Für die Erforschung des südamerikanischen Kontinentes ist nur noch eine Episode aus der früheren Geschichte der La-Plata-Kolonie von Bedeutung gewesen. Das war, als Alvar Nuñez Cabeza de Vaca im Jahre 1540 dort anlangte, um als Nachfolger des Pedro de Mendoza die Verwaltung der Provinz zu übernehmen. Ihm erschien es ein unnötiger Umweg, bis zur

Mündung des La Plata südlich zu segeln und diesen dann wieder nach Norden hinaufzufahren; so landete er mit dem größten Teile seiner 400 Begleiter gegenüber der Insel Santa Caterina und drang von dort in westlicher Richtung durch die waldigen Niederungen nach Asuncion vor. Er hatte es nur besonders günstigen Umständen zu verdanken, daß der Marsch überhaupt ausgeführt werden konnte, der ihm und den Seinen unsägliche Anstrengungen und Entbehrungen auferlegte und doch außer der Erschließung des Landes keinerlei Resultate ergab. Wenige Jahre später lernte er unfreiwillig die bequemere Zugangsstraße über Buenos Aires kennen, als die Kolonisten ihn nötigten, zu Gunsten Iralas sein Amt niederzulegen und nach Spanien zurückzukehren.

Die Kolonie von Asuncion oder mit ihrem bekannteren Namen von Paraguay hat noch dadurch eine besondere Stellung unter allen spanischen Provinzen eingenommen, daß sich hier ein ganz eigenartiges Verhältnis zu den Eingebornen herausbildete. Bei den Guaranis um Asuncion hatten die Spanier von Anfang an freundliche Aufnahme gefunden. Dies Bündnis hielt auch für die Zukunft stand. Die Folge davon war, daß mehr als anderswo die Spanier sich mit Töchtern der Eingebornen vermählten. Die Indianermädchen sind überall von den spanischen Kolonisten zu ihren Konkubinen gemacht worden, besonders so lange der Zufluß europäischer Frauen mangelhaft war. Vielfach sind auch, besonders soweit es sich um Frauen und Töchter der Kaziken handelte, wirkliche Ehen zwischen den verschiedenen Rassen zu stande gekommen, so daß in allen Kolonien die Zahl der Mischlinge wuchs. In Paraguay aber vereinigte sich die Schwierigkeit der Verbindung mit dem Mutterlande mit den ungewöhnlich günstigen Verhältnissen zwischen den Einwanderern und den Eingebornen, um die Vermischung des Blutes besonders zu fördern. Die Folgen davon hat man noch bis auf unsere Tage herab in den eigenartigen Charaktereigenschaften der Bewohner der Provinz und nachmaligen Republik Paraguay erkennbar finden wollen.

Hatte im Süden der La Plata und Paraguay den Spaniern von der Küste aus den Weg nach Peru gewiesen, so geleitete sie weiter nördlich ein anderer der großen Ströme fast wider ihren Willen von Peru aus zum Meere. In den kurzen Jahren des Friedens, die auf den Untergang des Francisco Pizarro folgten, unternahm dessen jüngerer Bruder, Gonzalo, dem an Stelle Benalcazars die Statthalterschaft von Quito zugefallen war, auch einen Entdeckungszug, dessen Richtung jene Gerüchte von einem reichen Staate tief im Inneren des Kontinentes bestimmten, die eine ganze Reihe abenteuerlicher Züge bis tief in das zum Teil noch heute nicht wieder ernstlich erforschte Binnenland veranlaßt haben. Wenn man von Quito aus durch einen der Pässe den Kamm der Kordillere in östlicher Richtung überschritten hat, muß man auf ein oder ein anderes der Gewässer stoßen, die dem Rio Napo und mit ihm dem Amazonas zuströmen. Nachmals, in der Zeit, als die Missionen der verschiedenen geistlichen Orden im Gebiete des oberen Amazonenstromes einen edeln Wetteifer in der Bekehrung und Seßhaftmachung der Eingebornen entfalteten, war der Weg über den Embarcadero de Napo nach Quito eine vielbegangene Straße. Als Gonzalo Pizarro fast 100 Jahre früher die ersten Spanier auf diesen Pfaden führte, fanden sie freilich auch hier nur die gewöhnliche Beute aller Entdeckungsfahrer: Mühseligkeit, Hunger und Krankheit, so daß Gonzalo sich endlich entschloß, um das Fortkommen seiner Schar zu erleichtern, die Kranken und Schwachen mit dem Gepäck auf Flöße zu setzen und mit den Kräftigeren am Ufer des Flusses zu folgen. Als dann die Verproviantierung immer schwieriger wurde, ließ er mehrfach die Fahrzeuge auf dem Flusse weit vorausfahren, um den zu Lande Folgenden Erfrischungen entgegenzusenden oder zu bringen. Dabei aber ereignete es sich, daß die Fühlung einmal verloren ging, wo die Flöße besonders weit

fortgeführt wurden, ehe sie bewohnte Gebiete fanden, so daß Gonzalo mit seinen Begleitern umkehren mußte, ohne jene benachrichtigen zu können. Zum Führer der Fahrzeuge hatte Gonzalo den Francisco de Orellana (s. die Karten bei S. 525) ernannt. Dieser faßte, als er sich verlassen fand und die Unmöglichkeit erkannte, gegen die Strömung seine Fahrzeuge wieder heimzubringen, den kühnen Entschluß, sich der Strömung auf gutes Glück zu überlassen, da ihn diese doch irgendwo zum Meere bringen müsse. So ist er mit nur 50 Begleitern auf Fahrzeugen, die sie selbst sich bauen mußten, den Napo hinunter in den Amazonas und auf diesem nicht nur hinaus auf den Ozean, sondern auch noch eine weite Strecke entlang der Küste nach Norden und Westen gesegelt, bis er nach siebenmonatiger Wasserreise auf der Insel Cubagua die erste europäische Niederlassung erreichte. Trotz mancher Kämpfe hatte er nur wenige Gefährten verloren; aber was er und die Seinen an Mühen und Entbehrungen erduldet, was sie an Gefahren bestanden hatten, ist nur von wenigen anderen Konquistadoren übertroffen worden.

Dieselbe Fahrt ist von Peru aus im 16. Jahrhundert noch einmal gemacht worden. Auf die Erzählungen eines Indianers hin, der von Brasilien aus den Marañon und Huallaga herauf nach Peru gekommen sein und unterwegs bevölkerte und reiche Städte entdeckt haben wollte, ordnete der Marquis von Cañete, damals Vizekönig von Peru, im Jahre 1559 eine Erkundungsfahrt an, deren Führung er dem Pedro de Orsua übertrug. Er benutzte diese zugleich dazu, sich zahlreicher unruhiger Elemente zu entledigen, die von den verschiedenen Aufständen her die Provinz unsicher machten. Die bösen Elemente aber gaben dem Unternehmen eine ganz unerwartete Wendung. Sobald sie weit genug in das unbekannte Gebiet vorgedrungen waren, um sich vor Verfolgung sicher zu wähnen, haben sie den Orsua ermordet, unter einem selbstgewählten Führer, Lope de Aguirre, die Stromfahrt allerdings vollendet, dann aber sich nach Venezuela gewendet und diese Provinz monatelang tyrannisiert, bis sie in einem Gefechte bei Barquisimeto endlich überwältigt und zum größten Teil niedergemacht werden konnten. Zu einer dauernden Völkerstraße wurde der Amazonas erst, nachdem die Portugiesen im Jahre 1641 mit einer großen Expedition von Para bis nach Quito hinaufgezogen waren (vgl. oben, S. 193). Damit begann die methodische Erforschung des gewaltigen Flußsystemes im einzelnen, die erst durch das Aussterben der Indianer und das damit verbundene Aufhören der Missionsthätigkeit ihr Ende gefunden hat.

E. Die Ausläufer der Entdeckungszeit.

Endlich war auch der Nordosten Südamerikas nicht mehr ein ganz unbekanntes Gebiet geblieben. Obgleich Kolumbus hier zuerst das amerikanische Festland berührt, obgleich fast die ältesten Ansiedelungsversuche auf dem Kontinente selbst an der Nordküste gemacht worden waren, blieb diese doch verhältnismäßig lange vernachlässigt, da sie keinerlei besondere Reichtümer aufwies, die Eingebornen daselbst aber kriegerischer waren, als sonst irgendwo. Die Karibenstämme dieser Küste, welche die ersten Spanier mit vergifteten Pfeilen empfingen, um demnächst in den dichten Wäldern des Binnenlandes zu verschwinden, um durch passiven Widerstand den Gegner zu überwinden, dem sie im offenen Kampfe nicht gewachsen waren, sind es gewesen, die ihren Namen für die Spanier so fürchterlich machten, daß er die typische Bezeichnung für alle kriegerisch feindseligen Stämme wurde und in der Verstümmelung: Kannibale fast über den ganzen Erdkreis hin gleichbedeutend geworden ist mit Menschenfresser (vgl. oben, S. 194). Eine beträchtliche Reihe von Ansiedelungsversuchen in dem Gebiete zwischen der Mündung des Orinoko und der des Magdalenenstromes ist vollständig gescheitert, ehe es den Spaniern gelang,

auf diesem Küstenstriche festen Fuß zu fassen. Inzwischen spielte dies Gebiet in dem spanischen Kolonialwesen nur insofern eine wichtige Rolle, als es bei dem raschen Rückgange der Bevölkerung auf den Antilleninseln die Jagdgründe für Sklavenjagden in großem Stile abgab, deren Beute auf der der Küste vorgelagerten Insel Cubagua ihren hauptsächlichsten Marktplatz hatte. Erst in den 20er Jahren des 16. Jahrhunderts gelang es dem Rodrigo de Bastidas, in Santa Marta eine Ansiedelung zu stande zu bringen, die zu einer dauernden Besitzergreifung des Landes zu führen versprach; und doch wäre vielleicht auch diese nach dessen gewaltsamem Tode noch einmal auseinander gesplittert, hätte sie nicht inzwischen an der Nachbarprovinz, die von den Pfahlbauten der Eingebornen am Maracaibo-See den Namen Venezuela (Klein-Venedig) schon von den ersten Entdeckern erhalten hatte, einen Rückhalt gefunden.

Wie in Ostindien, so hatten die großen oberdeutschen Kaufhäuser auch nach dem westlichen Indien fast die Fahrten der ersten Entdecker begleitet; und die Thronbesteigung Karls V. in Spanien hatte ihnen die Möglichkeit gewährt, sich einen bedeutenderen und dauernderen Anteil an dem Kolonialverkehr zu sichern. Aber neben den Agenten der Kaufherren waren auch zahllose abenteuerlustige junge Deutsche hinübergegangen; einzelne von ihnen haben fast alle Phasen der Entdeckung und Konquista mit durchgemacht. Kein Wunder, daß schließlich auch einmal ein paar Deutsche sich um ein Privilegium für kolonisatorische Entdeckungen bewarben und es erhielten. Die Ehinger standen in engen Beziehungen zu dem Hause der Welser, dem viele ihrer Familienglieder gedient hatten, und als sie von Karl V. das Recht erhielten, das Hinterland der Küste vom Kap Maracapana bis zur Spitze der Guajirohalbinsel, von einem Ozean zum anderen, zu kolonisieren, rechneten sie jedenfalls stark auf die Hilfe der Welser; wenige Jahre später traten sie ihnen ihre Privilegien ab. Für die Besiedelung Venezuelas haben die deutschen Herren der Provinz nur eben die Pionierarbeit gethan, die es später den Spaniern ermöglichte, etwas aus dieser Provinz zu machen. Für die Erschließung des unbekannten Inneren Südamerikas aber hat diese Kolonialgründung eine außerordentliche Bedeutung gehabt, indem sie zunächst den gänzlichen Zerfall der Kolonie des Bastidas in Santa Marta hinderte und damit die Grundlagen für den erfolgreichen Zug des Gonzalo Jimenez de Quesada am Magdalenenstrom hinauf schuf. Daneben aber wurde sie selbst zum Ausgangspunkt einer Reihe von Entdeckungszügen. Einer führte den Federmann fast gleichzeitig mit Quesada und Benalcazar auf das Plateau von Bogotá; auf anderen sind Georg Hohermuth und Philipp von Hutten am Ostfuße der Anden entlang, wenn auch nicht, wie oft behauptet wird, bis zum Amazonenstrom selbst vorgedrungen, haben aber doch dessen mächtige nördliche Zuflüsse, den Caquetá und vielleicht auch den Putumayo, zuerst von allen Europäern erreicht.

Auch nach der Eroberung von Peru erhielt sich das Gerücht lebendig von der Existenz eines anderen goldreichen Landes; und zwar wiesen die Erzählungen der Eingebornen hin auf die Gegenden im Norden des Inkareiches. Nach diesen hatte schon Ambrosius Ehinger (den die Spanier Dalfinger nannten) durch das Thal von Upare und am Magdalena hinauf geforscht und war, als er sich zur Umkehr entschloß, schon fast bis an die Grenze des Chibchareiches gelangt. Seine Nachfolger suchten den Zugang zu dem Goldlande von den östlichen Llanos aus vergeblich; Georg Hohermuth gelangte zum zweitenmal an die Pforte des Chibchagebietes, als er in San Juan de los Llanos rastete, einer Gegend, die in dauerndem Handelsverkehr mit den Chibcha stand. Erst Nikolaus Federmann fand den Paß von den Llanos über die Kordillere; allein als er in Fosca das Gebiet des Bacatá betrat, fand er dessen Reich bereits gestürzt und von spanischen Eroberern in Besitz genommen.

Der glückliche Eroberer der Provinz, die als Nuevo Reino de Granada eine Perle in dem Gürtel der spanischen Kolonialreiche wurde, ist Gonzalo Jimenez de Quesada. Er war zu Anfang des Jahres 1536 mit dem Gouverneur Pedro Fernandez de Lugo nach Santa Marta gekommen und wurde von diesem unmittelbar darauf mit einigen hundert Begleitern und drei kleinen Fahrzeugen dazu abgeordnet, den Magdalenenstrom aufwärts zu erforschen und zu dem mächtigen Herrscher vorzudringen, der nach den Berichten der Eingebornen dort hausen sollte. An dem Strome selbst erlebte Quesada nur die Schicksale seiner Vorgänger, die nach vielen Strapazen einzelne, allerdings nicht selten an Beute reiche Indianerdörfer gefunden hatten. Schließlich aber nötigten ihn die winterlichen Hochwasser, aus dem Flußthal in die Berge hinaufzusteigen. Nachdem er mit vielen Mühseligkeiten durch die Sierra de Oppon vorgedrungen war, erreichte er in der Nähe des späteren Velez das Gebiet der Chibcha, fast durch Zufall: denn schon seit er den Strom verlassen, fand er keine Führer mehr, mit denen man sich hätte verständigen können. Der Widerstand, den die Spanier von seiten der untereinander durch allerlei Rivalitäten entzweiten Herrscher der Chibchastaaten und -Provinzen fanden, war kein ernster; während dreier Jahre erbeutete Quesada unter verhältnismäßig geringen Verlusten und Gefahren geradezu fabelhafte Schätze. Er hatte soeben die neugewonnene Provinz organisiert und war im Begriff, sie zu verlassen, als wenige Wochen nacheinander von Osten her Nikolaus Federmann und von Süden Sebastian de Benalcazar auf der Hochebene von Bogotá erschienen. Wie der erstere dahin kam, ist schon erwähnt worden. Benalcazar, der bekanntlich zunächst das Reich von Quito für Pizarro in Besitz genommen, war späterhin durch dieselben Gerüchte, welche die beiden anderen Konquistadoren leiteten, veranlaßt worden, auch seinerseits einen neuen Entdeckungszug zu unternehmen. Er war langsam und systematisch dabei vorgegangen, hatte schon in Popayan eine neue spanische Ansiedelung begründet und hoffte mit dieser das Chibchagebiet zu vereinigen; nun aber fand er dies schon in anderen Händen und so gut organisiert, daß er auch den Versuch nicht wagen konnte, sich mit Gewalt in dessen Besitz zu setzen. Ebensowenig aber waren er und Federmann gesonnen, sich in die alten Abhängigkeitsverhältnisse zurückzubegeben. So ließen sie sich leicht von Quesada bereden, mit ihm zusammen nach Spanien hinüberzufahren und der Krone die Belohnung für ihre respektiven Verdienste anheimzustellen. Keiner der drei erreichte das gemeinsam erstrebte Ziel: die Regentschaft der reichen Chibchaprovinz; Federmann endete im Gefängnis, dessen er sich durch Treulosigkeiten nach allen Seiten hin würdig gemacht hatte. Benalcazar mußte sich mit der Statthalterschaft von Popayan begnügen, der das Gebiet im Westen des oberen Magdalena zugesprochen wurde. Aber auch Quesada erntete nicht die Früchte seiner Siege: er mußte die Statthalterschaft von Santa Marta und Neugranada dem unwürdigen Sohne des inzwischen verstorbenen Lugo abtreten. Erst nach langen Jahren des Prozessierens ist er mit dem Titel eines Marschalls wieder auf den Schauplatz seiner ersten Siege zurückgekehrt, wo er nach manchen Abenteuern, hochbetagt, in Frieden sein Leben beschlossen hat.

Obgleich mit der Eroberung des Chibchareiches das Land in die Hände der Spanier gelangt war, in dessen Institutionen die Sage von dem goldenen Manne, El Dorado (vgl. oben, S. 294), ihren Ursprung hatte, so sind doch die Doradofahrten niemals mit regerem Eifer betrieben worden, als in den zunächst folgenden Jahrzehnten. Philipp von Hutten, Hernan Perez de Quesada, der Bruder des Chibchasiegers, und endlich dieser selbst haben den Dorado in den Llanos des Caquetá und Putumayo gesucht, aber mit enormen Verlusten an Menschenleben nur einige keineswegs in einer wirklichen Kultur lebende Indianerstämme angetroffen. In

der Folge wurde das Reich des Dorado an einen See Manoa verlegt, der zwischen dem Unterlaufe des Orinoco und des Marañon gesucht wurde. Bei dieser Gelegenheit hat Quesadas Schwiegersohn wohl zuerst das Stromsystem des Orinoco von Neugranada (man betrachtete nämlich im 16. und 17. Jahrhundert durchgängig den Guaviare als den Quellfluß des Orinoco) bis zur Mündung erschlossen. In Trinidad fiel er dann in die Hände Raleighs, der seine Fahrt nach dem Goldlande von der Orinocomündung gegen die Anden hinauf erneuerte und mit seinem Bericht über diesen Zug allerdings mehr als seine Vorgänger dazu beitrug, in Europa eine Vorstellung von der geographischen Konfiguration dieser Gegenden zu verbreiten. Thatsächlich aber hat sich sein ganzer Zug nur auf einem von den Spaniern längst durchforschten Gebiete bewegt. Seitdem ging die Hoffnung, den Dorado zu finden, mehr und mehr verloren; in dem weiten Kolonialgebiete, das den Spaniern zugefallen, war bald für ihn kein Platz mehr. Die Lust an Entdeckungen fand keinen Raum mehr, sich zu bethätigen; an ihre Stelle trat die ernste und schwierige Aufgabe, die unendlich ausgedehnten Gebiete zu organisieren, von denen man nun eine, wenn auch nur oberflächliche Kenntnis besaß. Die Zeit der Conquista war beendet, die des Coloniaje, der Kolonialwirtschaft, hatte begonnen.

5. Das spanische Kolonialreich.

A. Die Casa de contratacion.

Nach der Auslegung, welche Kolumbus seinen Privilegien geben zu dürfen glaubte, hätte das ganze weite Kolonialreich der Spanier in Amerika eine große Kapitanie bilden sollen, über welche er und seine Nachkommen als erbliche Vizekönige, Gouverneure und Admirale in einer Person eine fast unumschränkte Herrschaft ausübten, während der Krone nur das Recht der Oberhoheit, ein beschränkter Einfluß auf die Ernennung der Beamten und ein gewisser Anteil an den Erträgen zu gute gekommen wäre. Das war nicht nur die Ansicht des Entdeckers, sondern auch seine Nachkommen verfochten in dem Prozeß gegen die Krone den Anspruch, daß die verbrieften Vergünstigungen sich nicht nur auf die Inseln und Lande erstreckten, die durch die persönliche Entdeckerthätigkeit des Kolumbus bekannt geworden waren, sondern auf alles Land, welches im weiteren Verfolg der transatlantischen Entdeckungsfahrt des ersten Admirals in den Besitz der spanischen Krone gelangen würde. Der Prozeß fand ein sehr einfaches Ende dadurch, daß die Nachkommen des Kolumbus sich den durch ihre Ansprüche übernommenen Aufgaben in einer solchen Weise unwürdig zeigten, daß sie schließlich selbst ihre verbrieften und anerkannten Rechte preisgaben, um dadurch dem Arme der Gerechtigkeit zu entrinnen, dem sie durch gemeine Delikte verfallen waren. Aber abgesehen davon lag die Rechtsfrage keineswegs einfach. Kolumbus hatte auch seinerseits in mehr als einer Richtung die Voraussetzungen des Vertrages von Santa Fé nicht erfüllt. Er hatte weder das Ziel erreicht, dem die ganze Unternehmung gegolten hatte, noch war er im stande oder auch nur ernstlich bemüht gewesen, den finanziellen Verpflichtungen gerecht zu werden, die die Abmachungen von 1492 ihm auferlegten. Während er aber der Regierung bereitwillig die Ausrüstung der Expeditionen allein überließ, wollte er nichtsdestoweniger auch auf den Gewinnanteil nicht verzichten, der ihm nur als Kompensation dieses anteiligen Aufwandes zugesichert worden war.

Die Frage wurde jedoch binnen kürzester Frist von dem Boden der theoretisch-rechtlichen Erörterung auf das rein praktische Gebiet herübergezogen. Schon zwischen der zweiten und

dritten Reise des Entdeckers zeigte es sich, was den Kolonien unter der Herrschaft des Kolumbus bevorstand. Dem ersten Admiral schwebte als Vorbild ausschließlich die Kolonialmethode vor, welche die Portugiesen an der Guineaküste befolgten; mit dem einzigen Unterschiede, daß er selbst in dem westlichen Indien den General-Monopolpächter spielen wollte, wie es dort der Infant Heinrich gewesen war, ehe dessen Rechte an die Krone zurückfielen. Ihm aber fehlte durchaus der hohe begeisterte Sinn, womit der Infant für die Entdeckung neuer Länder und für die Ausbreitung des Christentums lange Jahre Opfer auf Opfer gebracht hatte; vielmehr war er in kleinlicher Weise nur darauf bedacht, sich selbst nichts von den möglichen Einkünften entgehen zu lassen. Deshalb weigerte er sich zu gestatten, daß die Ansiedler auf Santo Domingo sich in das Binnenland zerstreuten und dort auf eignes Risiko die Suche nach edeln Metallen und anderen Handelswerten unternähmen, indem er befürchtete, daß so ein Teil der Beute seiner Kontrolle entzogen, sein Gewinnanteil geschmälert werden könnte. Deshalb zögerte er auch nicht einen Augenblick, seine Schiffe, da sich andere gangbare Handelsartikel fürs erste in genügender Menge nicht finden wollten, mit geraubten Eingebornen zu befrachten, um nach portugiesischem Vorbilde diese nach dem Mutterlande zu verkaufen. Auch die menschenfreundlichen Gesetze der spanischen Regierung sind ja nicht im stande gewesen, das schnelle Aussterben der eingebornen Bevölkerung auf den Antilleninseln zu verhindern; allein daß ein gleiches Resultat die unmittelbarste und unausbleiblichste Folge der Kolonisationsideen des Kolumbus hätte sein müssen, ist unverkennbar. Dem Sklavenhandel nach Spanien schob das kategorische Verbot Ferdinands und Isabellas schon nach dem ersten Versuch einen Riegel vor; die Gelegenheit zum Bruche mit dem ganzen Kolonialsystem des Kolumbus bot dessen Unfähigkeit, die Ordnung in seiner einzigen Ansiedelung aufrecht zu erhalten. Er selbst erbat sich einen Kronbeamten zur Wiederherstellung geregelter Verhältnisse (vgl. oben, S. 361); und die Untersuchung machte es klar, daß man dem ersten Entdecker unmöglich die Leitung des ganzen Gebietes überlassen konnte, wie er sie nach seinen Privilegien begehrte.

Auch die Regierung Ferdinands und Isabellas plante wohl ursprünglich ein koloniales Unternehmen nach portugiesischem Vorbilde. Man erwartete ja, durch die Fahrt des Kolumbus in blühende und wohlgeordnete Staaten vorzudringen, in denen ein ausgebreiteter und schwunghafter Handel betrieben wurde. Der unmittelbare Zweck der Fahrt des Kolumbus war weniger auf territoriale Erwerbungen, als vielmehr dahin gerichtet, den Handel mit den kostbaren und vielbegehrten Produkten des fernen Ostens von den bisherigen Bahnen abzuschneiden und mit monopolistischer Tendenz über die spanischen Häfen abzulenken. Ein zweites Ziel war allerdings die Ausbreitung des Christentums über diese Reiche. Der Spanier, der seit Jahrhunderten auf dem Boden seines Heimatlandes einen blutigen Krieg für die Ausbreitung des Christentums gegen die Ungläubigen geführt hatte, schreckte gewiß davor nicht zurück, das gleiche Ziel auch in weiter Ferne mit den gleichen Mitteln zu verfolgen. Hätte Kolumbus wirklich die Häfen von Zaitun und Quinsay mit ihren Schätzen, ihrem Handel, ihrer Organisation erreicht, so hätte sich höchstwahrscheinlich die spanische Macht dort ganz in derselben Weise festgesetzt, wie es die Portugiesen im östlichen Indien gemacht haben. War doch das erste Institut, welches die spanischen Herrscher für die Wahrnehmung der kolonialen Angelegenheiten errichteten, die casa de contratacion, das Haus des Handelsverkehrs, ein Institut, welches in erster Linie für Handelsunternehmungen eingerichtet und im wesentlichen dem portugiesischen Vorbilde der casa da Guiné, der Vorläuferin der casa da India zu Lissabon, nachgebildet war. Der Name ist dem Institute bis an sein Ende geblieben; sein Wesen aber hat sich binnen kurzem wesentlich geändert und erweitert.

Bei ihrer Begründung im Jahre 1503 war die casa de contratacion dazu bestimmt, die Interessen der Krone an dem Verkehre, hauptsächlich dem Handelsverkehre mit den Kolonien, wahrzunehmen. Damals lagen die administrativen Befugnisse nach den Verträgen von 1492 beinahe ausschließlich in den Händen des Kolumbus; und die Stiftung der casa de contratacion ist ein vollgültiger Beweis dafür, daß die Regierung durchaus nicht darauf ausging, diese Privilegien anzufechten, obwohl schon damals Kolumbus von deren unbeschränkter Ausübung suspendiert und ein Statthalter für ihn von der Regierung ernannt war. Allein wie in den Kolonien die Anlage zahlreicher Siedelungen über ganz Española und über die nächsten Inseln hin, die Aufteilung des Landes unter die Kolonisten und das Vordringen in das Innere der Insel einen Bruch mit dem kolonialen System des Kolumbus bedeutete, der nur von festen Küstenplätzen aus das Land merkantil auszubeuten geplant hatte, so zeigt auch die zweite Verordnung für die casa de contratacion schon ein verändertes Gesicht. Noch stehen allerdings die Handelsinteressen entschieden im Vordergrunde. Aber es handelt sich schon da bei weitem nicht so sehr um die Wahrnehmung der Vorteile, welche die Regierung durch direkte Beteiligung am kolonialen Handel erwartet, als vielmehr um eine Regelung und Kontrolle des Handels- und Schiffahrtsverkehres zwischen dem Mutterland und den Kolonien überhaupt, sei es nun, daß er auf Rechnung der Krone, sei es auf Rechnung privater Unternehmer betrieben wird. Indem die casa de contratacion aber Verwaltungsbehörde wurde, wuchsen ihr direkt auch richterliche Befugnisse zu: bereits in den Verordnungen von 1511 erscheint neben den eigentlichen drei Beamten der casa, dem Faktor, Schatzmeister und Buchhalter, mindestens ein Jurist in ihrem Dienste. Die wichtigste Machterweiterung, welche die casa in diesem Jahre erfuhr und die grundlegend für ihre zukünftige Bedeutung geworden ist, war die ihr übertragene Kontrolle der Korrespondenz. Nicht nur alle Briefschaften, welche aus den Kolonien für die Regierung anlangten, sollten von den Beamten geöffnet und gelesen werden, sondern auch alle für die Kolonien bestimmten Regierungsakte sollten in den Büchern des Hauses registriert werden; ja die Beamten erhielten den Auftrag, gegen solche Anordnungen der Regierung, die ihnen unzweckmäßig oder bedenklich erschienen, Vorstellungen zu erheben und deren Ausführung zu suspendieren. Auf Grund dieser Befugnis wurde die casa de contratacion je länger je mehr zu einer Verwaltungsbehörde. Die Eigenschaften einer solchen wurden ihr in den späteren Statuten auch ausdrücklich zugesprochen: in den minder bedeutenden Angelegenheiten war die Entscheidung der casa eine endgültige, während bei größeren und wichtigeren Objekten das Consejo de Indias als höhere Instanz angerufen werden konnte.

Trotz der weitgehenden Privilegien, welche dem Kolumbus als Vizekönig, Gouverneur und Admiral von Indien vertragsmäßig zugesprochen waren, erforderten die kolonialen Angelegenheiten von Anfang an eine umfängliche Beaufsichtigung und Leitung von seiten der Regierung. Diese gewannen an Bedeutung außerordentlich von dem Augenblicke an, wo Kolumbus von dem Vollgenusse seiner Machtbefugnisse suspendiert und diese einstweilen provisorisch von einem Kronbeamten ausgeübt wurden. Schon damals übertrug Ferdinand der Katholische, um die notwendige Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit in der kolonialen Politik sicherzustellen, deren Geschäfte einer einzelnen bestimmten Persönlichkeit. In dem Kronrate war der Erzbischof Fonseca für die Kolonialsachen maßgebend; als expedierender Sekretär fungierte erst kurze Zeit der Sekretär Gricio und nach ihm der durch seine verhängnisvolle Rolle in dem Thronstreite zwischen Ferdinand dem Katholischen und Philipp dem Schönen bekannte Lope de Conchillos.

Als in den Jahren 1509—12 Don Diego Colon in die väterlichen Vorrechte wieder eingesetzt wurde, geschah dies nur in beschränktem Umfange (vgl. oben, S. 365). Schon damals bereitete sich die Teilung des stetig sich erweiternden Kolonialbereiches vor, aus dem nur die Lande den Nachkommen des Kolumbus unter den Bedingungen des Vertrages von Santa Fé überlassen wurden, welche durch das direkte Eingreifen des ersten Admirals für Spanien gewonnen worden waren. Aber selbst da wurden ihnen die Vorrechte nicht völlig unbeschränkt zu teil. Zwar blieb ihnen, wie bedungen, die Ausübung der Gerichtsbarkeit in erster Instanz im ganzen Umfange des ihnen zugesprochenen Landes; dagegen wurde schon im Jahre 1511 durch die Errichtung der Audiencia von Santo Domingo zunächst für das gesamte Kolonialgebiet ein Appellationsgerichtshof geschaffen, der gegen die Entscheidungen der vizeköniglichen Gerichtshöfe angerufen werden konnte, direkt im Namen des Königs Recht sprach und eventuell auch den Vizekönig selbst vor seine Schranken fordern konnte. Wie aber auf allen Gebieten des Lebens Verwaltung und Rechtspflege noch durchaus nicht voneinander losgelöst waren, sondern jede Behörde im Kreis ihrer Befugnisse auch Recht sprach und ausübte, so wurde umgekehrt die Audiencia, welche in allen möglichen kolonialen Angelegenheiten als Appellationsinstanz zur rechtlichen Entscheidung angerufen wurde, eben dadurch ein wichtiger Faktor in der Kolonialverwaltung. Diese Bedeutung wuchs in demselben Maß, als die Regierung das Bedürfnis empfand, gegen die weitgehenden Vorrechte des Vizekönigs und Gouverneurs ein Gegengewicht zu schaffen und in den nicht nach dem Vertrage von Santa Fé verwalteten Kolonialgebieten neben den Gouverneuren und zu deren Kontrolle eine direkt nach den Anweisungen der Regierung handelnde Behörde zu besitzen.

Ein anderes solches Gegengewicht schuf sich die Regierung in der Geistlichkeit. Anfänglich wurden fast ausschließlich Ordensgeistliche nach den Inseln gesendet, um die religiösen Interessen wahrzunehmen und das Missionswerk unter den Eingebornen zu befördern. Die Konflikte zwischen diesen und den weltlichen Gewalten begannen jedoch fast mit ihrem ersten Auftreten: Fray Bernal Boil, der als Generalvikar den Kolumbus auf seiner zweiten Reise begleitete, mußte, wie dieser selbst, bald in die Heimat zurückberufen werden, weil er allzu streitbar die eigne Auffassung seiner Amtspflichten gegen die Beamten verfocht. Sobald sich die Regierung von der gewaltigen Ausdehnung des ihr zugefallenen Besitzes überzeugte, war sie auch auf die Organisation der geistlichen Angelegenheiten sorgfältig bedacht. Auf den Vorschlag Ferdinands errichtete Papst Alexander VI. im Jahre 1512 die beiden ersten Bistümer auf der Insel Española in Santo Domingo und La Vega. Weiterhin folgte die Errichtung neuer Sprengel fast unmittelbar auf die definitive Besiedelung; und bald überspannte ein ausgedehntes Netz von Erzbistümern, Bistümern und Parochialsprengeln das ganze koloniale Gebiet. Dafür aber, daß die Kirche nicht ein Staat im Staat und schließlich der Regierungsgewalt gefährlich werden konnte, war dadurch gesorgt, daß die Krone im Jahre 1508 über alle Pfründen der Neuen Welt vom Papste selbst das Patronatsrecht verliehen erhalten hatte, so daß der Klerus der Kolonien vollkommen von der Regierung abhängig, ja für diese eine starke und einflußreiche Stütze in allen Wechselfällen der kolonialen Ereignisse geworden ist.

So fand Karl V., als er im Jahre 1516 mit den spanischen Kronländern ihren ausgedehnten Kolonialbesitz von seinem Großvater erbte, dessen Verwaltung bereits in feste Bahnen gelenkt; man kann wohl sagen: die Regierung hatte bereits ein System für ihre Kolonialpolitik herauszubilden begonnen. Da die Entdeckung Amerikas der ausschließlichen Initiative der Königin Isabella entsprungen war, so galten staatsrechtlich die Kolonien als ein integrierender

Bestandteil der Krone Kastilien. Mit dem Begriff einer Kolonie verband das 16. Jahrhundert die Vorstellung eines Landes, welches fast durchaus im Privatbesitze der Krone, respektive der Inhaber der kolonialen Privilegien war; und so betrachtete denn auch die spanische Regierung die Kolonien nach der Ablösung der Privilegien der Colons wie eine Domäne, deren Erträge ausschließlich ihr selbst und nach ihrer Willkür zu gute kommen sollten. Ein Ausfluß dieser Auffassung war es, daß die Regierung strenge Verordnungen für die Zulassung in die Kolonien erließ. Um die Ausführung dieser Bestimmungen ernstlich kontrollieren zu können, wurde der gesamte Verkehr zwischen dem Mutterlande und den Kolonien an die eine Stadt Sevilla, mit dem Außenhafen San Lucar de Barrameda, gebunden. Die Unzuträglichkeiten, die sich für den Handelsverkehr aus diesem Monopole von Sevilla ergaben, sind frühzeitig empfunden worden. In den ersten Regierungsjahren Karls V. machte sich eine besonders lebhafte Agitation dagegen geltend, die wohl damit zusammenhing, daß die Vereinigung der spanischen Reiche mit den deutschen und niederländischen Gebieten unter einem und demselben Zepter eine wesentliche Erleichterung, wenn nicht Förderung für die Beteiligung auch dieser Nationalitäten am überseeischen Handel mit sich brachte. Einen Augenblick hat diese Gegenströmung Erfolg gehabt, sich vielleicht mit der Hoffnung auf mehr getragen; allein die fiskalischen Interessen trugen endlich doch wieder den Sieg davon, und das Monopol Sevillas für den gesamten kolonialen Verkehr ist bis in späte Zeiten unerschüttert aufrecht erhalten worden.

B. Die Eingebornenfrage.

Der fiskalisch-monopolistische Gesichtspunkt ist ein charakteristischer Zug, der nicht ausschließlich die spanische Kolonialpolitik auszeichnet, ihr aber, wie der anderer Staaten, die ihn gleicherweise anerkannten, ein besonderes Gepräge verleiht. Das Eigenartigste an der spanischen Politik ist die Stellung zu der Urbevölkerung der Kolonien, zu den Eingebornen. Kolumbus stand auch den Eingebornen gegenüber auf dem portugiesischen Standpunkte, d. h. er betrachtete die Eingebornen entweder als eine Macht, mit der man Krieg führen oder Verträge schließen konnte, oder aber als ein Produkt, wie andere koloniale Erzeugnisse, welches man kaufte und verkaufte, wie es das geschäftliche Interesse mit sich brachte. In jedem Falle waren von diesem Standpunkt aus die Eingebornen fremde Personen oder fremde Sachen. Kolumbus zog die Konsequenz aus dieser Auffassung, indem er auf seiner dritten Reise, um die Erfolglosigkeit seiner Suche nach Gold und Gewürzen und anderen kostbaren Waren zu verdecken, eins der heimkehrenden Schiffe mit einer Fracht von Sklaven belud, die in Sevilla verkauft werden sollten.

Hier aber trat ihm die spanische Regierung, vor allem Königin Isabella von Kastilien als Souverän des Kolonialreiches, entgegen. Auf die Nachricht von dem Eintreffen der lebendigen Fracht erging umgehend an die Beamten in Sevilla der Befehl, den Verkauf der Indianer zu suspendieren und abzuwarten, bis man darüber zu einer Entscheidung gelangt sein werde, ob die Versklavung der Indianer nach göttlichem und menschlichem Rechte zulässig sei oder nicht. Dem folgte bald darauf die Anordnung, die Indianer nach ihrer Heimat zurückzubringen und in Freiheit zu setzen. Es war dies eine prinzipielle Entscheidung von der größten Tragweite; damit wurde eine völlig neue, bisher noch nirgends versuchte Kolonialpolitik inauguriert. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der nüchterne Realpolitiker König Ferdinand, der das ganze koloniale Unternehmen seiner Gemahlin und Mitregentin mit wenig günstigen Augen ansah, anders entschieden hätte, wenn nur seine eigne Auffassung maßgebend gewesen wäre. Man

wird in diesem Glauben bestärkt durch die Dringlichkeit, womit die Königin Isabella in ihrem Testament und dem dazugehörigen Kodizill den Schutz der Eingebornen ihrem Gatten ans Herz legt. Dieses Kodizill ist der nächste bedeutungsvolle Schritt in der Gesetzgebung über die Eingebornenfrage. Obwohl kurz und bündig, sind die den Eingebornen geltenden Bestimmungen doch insofern von großer Bedeutung, als diese darin als ebenbürtige Unterthanen anerkannt werden, ihr Leben und Eigentum in den Schutz der Krone genommen und dem König Ferdinand als Testamentsvollstrecker noch besonders ans Herz gelegt wird, etwaige Unbilden, die ihnen widerfahren sein möchten, abzustellen und wieder gutzumachen.

Die praktische Behandlung der Angelegenheit stand allerdings nicht ganz auf der Höhe der theoretischen Erörterung. Die Erklärung, daß die Indianer die Rechte freier Unterthanen genießen sollten, stieß nicht nur bei den Kolonisten, sondern auch bei den kolonialen Behörden, ja selbst bei der Geistlichkeit auf Widerspruch. An Einnahmen oder Erträge aus den Kolonien war ohne ein zulängliches Material an eingebornen Arbeitern nicht zu denken. Der Indianer war jedoch ohne ein gewisses Maß von Zwang weder zu einer für die Bedürfnisse der Kolonien hinreichenden Arbeitsleistung, noch auch nur zu einem dauernden freundschaftlichen Verkehre mit den Kolonisten zu bewegen. Das war aber unumgänglich nötig, wenn die kulturelle Beeinflussung und vor allem die in der Entdeckungsgeschichte von Anfang an stark betonte Bekehrung der Eingebornen zum Christentum erfolgreich durchgeführt werden sollte. Deshalb erklärten weltliche und geistliche Autoritäten übereinstimmend die Verleihung einer unbeschränkten Freiheit an die Eingebornen für den Ruin der Kolonien, in geistiger und in wirtschaftlicher Beziehung. Aus den Unterhandlungen, die über den Gegenstand herüber und hinüber gepflogen wurden, ging schließlich das System der Repartimientos und Encomiendas hervor. Dadurch wurde zwar prinzipiell die persönliche Freiheit der Eingebornen anerkannt. Um aber ihre Erziehung zu europäischer Gesittung und ihre Bekehrung zur christlichen Lehre zu fördern, wurden sie einzelnen Kolonisten zugeteilt (repartir), ihrem Schutz unterstellt (encomendar). Damit erhielten diese ein gewisses Maß patriarchalischer Befugnisse über ihre Schutzbefohlenen, das zwar nach dem Buchstaben des Gesetzes äußerst human gedacht war, in der Wirklichkeit aber fast überall für die Indianer einen gewissen Zustand der Hörigkeit schuf, der bei dem gleichzeitigen Fortbestehen der Indianersklaverei für gewisse Kategorien der Eingebornen die wohlwollenden Absichten der Gesetzgeber nicht selten vollkommen illusorisch machte.

Das Gesetz verlangte von dem Inhaber eines Repartimiento gewisse moralische Garantien und stellte anderseits ganz bestimmt ein Höchstmaß von Leistungen fest, über welches hinaus die Eingebornen nicht in Anspruch genommen werden sollten. Aber unter dem Drucke der thatsächlichen Verhältnisse konnten sich die Gouverneure der verschiedenen Kolonialbezirke und vor allem die der neuentdeckten und zu besiedelnden Gebiete der Forderung nicht entziehen, durch Verleihung von Repartimientos in erster Linie die Verdienste zu belohnen, welche sich die Kolonisten bei der Inbesitznahme des Landes errungen hatten. Bei den Entdeckungsfahrten und Eroberungszügen waren es aber durchaus nicht immer Männer von besonders hervorragenden moralischen Eigenschaften, welche sich die größten Verdienste um die Genossen und um das Vaterland erwarben. Diese Züge stellten an die Teilnehmer so hohe Anforderungen in Bezug auf Waghalsigkeit und Entbehrungsfähigkeit, daß sich ganz naturgemäß ihre Zahl überwiegend aus solchen Elementen rekrutierte, die nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen hatten. Und wer dann monatelang selbstverachtend dem Hungertod oder dem Tode von Feindeshand das eigne Leben ausgesetzt hatte, der war begreiflicherweise nicht

sonderlich geneigt, schonend und fürsorglich umzugehen mit dem Leben von Kreaturen, die er als Geschöpfe niederer Art zu betrachten nur allzu leicht verführt wurde, und die vielleicht erst nach blutigen, verlustreichen Kämpfen zu einer friedlichen Unterordnung unter das europäische Joch gebracht werden konnten. Selbst den besten Intentionen wohlgesinnter Gouverneure fehlte fast immer die Möglichkeit, eine gewissenhafte Handhabung der Gesetze über die Encomiendas durchzuführen. In den von Europäern nur spärlich bevölkerten Landstrichen haben sich in zahllosen Fällen die wilden Gesellen, deren man zur Ausbreitung der spanischen Macht kaum entraten konnte, sofort gegen die Behörden aufgelehnt, wenn diese, mit dem Hinweis auf das Gesetz, ihnen das verkümmern wollten, was jene als den wohlerworbenen Lohn ihrer allerdings oft fast übermenschlichen Anstrengungen und Entbehrungen betrachteten; und mehr als ein Gouverneur ist bei den Bemühungen, dem Gesetze über die Encomiendas Achtung zu erzwingen, von seinen verwilderten Genossen auf die Seite geschafft worden.

Große Übelstände in der Behandlung der Eingebornen in dem ganzen weiten Gebiete der Conquista sind durchaus nicht in Abrede zu stellen, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß von den Eiferern für die Menschenrechte der Eingebornen, unter denen der Bischof Bartolomé de las Casas einen hervorragenden Platz einnimmt, die Greuel der Indianervergewaltigung außerordentlich übertrieben worden sind. Vielfach sind die Indianer unzweifelhaft mit Arbeit überbürdet worden; und daran sind Tausende von ihnen zu Grunde gegangen. Allein es lag doch viel zu sehr in dem eigensten Interesse der Kolonisten, ihre Schutzbefohlenen sich zu erhalten, als daß man deren leichtfertige Überlastung als die allgemeine Regel hätte aufstellen können. Auf den zuerst entdeckten und besiedelten Antilleninseln schwand die eingeborne Bevölkerung überraschend schnell dahin; doch dazu haben jedenfalls die verschiedenartigsten Ursachen zusammengewirkt. Zunächst ist deren Zahl wohl überhaupt beträchtlich überschätzt worden. Kolumbus hatte ein Interesse daran, dies zu thun, um den Wert seiner Entdeckung zu erhöhen; und die leidenschaftliche Agitation für die Freiheit der Indianer, die schon 20 Jahre nach der Entdeckung einsetzte, hat dann das übrige gethan, die Vorstellungen über die Zahl der Einwohner zu verwirren. Wenn man bedenkt, daß die Antillen von dem Volksstamme der Aruak erst nach und nach vom Festland aus bevölkert wurden, und daß dieser Stamm von Fischern und Jägern nirgends größere, dichtere Ansiedelungen gebildet hat; wenn man weiter bedenkt, daß dieser Stamm seit Generationen einen Vernichtungskrieg zu bestehen hatte mit den gefürchteten eingebornen Seepiraten, den Kariben (vgl. oben, S. 194), so kann man unmöglich eine dichte Bevölkerung auf den Antillen im Augenblicke der Entdeckung annehmen. Nun lernten die Eingebornen aber sehr bald kennen, daß ihnen in den neuen Ankömmlingen noch weit gefährlichere Feinde erstanden, als es die Kariben waren. So flüchteten sie vielfach aus ihren Dörfern in die Wildnis, wo sie, untereinander und mit den Christen im Kampfe, große Verluste, vielfache Einbuße erlitten. Dazu kamen ungewohnte Art der Arbeit, veränderte Ernährung und Lebensweise und endlich Krankheiten, die von den Europäern eingeschleppt, unter den Eingebornen epidemisch wurden und arge Verheerungen anrichteten. Erst alle diese Einwirkungen in ihrer Gesamtheit, nicht aber ausschließlich die Mißhandlungen der Kolonisten, muß man für die Entvölkerung der Antillen verantwortlich machen.

In einer Richtung wurde diese Entvölkerung wichtig für die ganze Eingebornenfrage: sie führte zu einer Durchbrechung des Prinzips von der allgemeinen Freiheit der Indianer. Schon im Jahre 1505 gestattete Ferdinand der Katholische, daß man die Eingebornen bekämpfen und zu Sklaven machen dürfe, die sich mit den Waffen in der Hand der Kultivierung und

Christianisierung entgegenstellen würden. Vielleicht war die Erlaubnis zunächst nur auf die Karibenstämme gemünzt, die ihre Feindschaft gegen die Aruak auch auf deren angebliche Beschützer übertrugen; aber je mehr sich bei der dichteren Besiedelung der größeren Inseln der Rückgang der eingebornen Bevölkerung bemerkbar machte, desto mehr wurde diese Lizenz zum Deckmantel eines umfänglichen Indianersklavenhandels gemacht. Nichts war leichter, als durch herausforderndes Auftreten die Eingebornen zum Ergreifen der Waffen zu reizen, um dann ohne Übertretung des Gesetzes sie als Sklaven fortzuschleppen. Auf diese Weise wurden die kleinen Antilleninseln, auf denen keine spanischen Niederlassungen begründet worden waren, binnen kurzem völlig entvölkert. Aber ihre Bewohner, die als Sklaven auf die großen Inseln geschleppt und dort, um der Verwechselung mit den friedfertigen Indianern vorzubeugen, mit einem heißen Eisen auf den Schenkeln gestempelt wurden (eine merkwürdige Konsequenz einer humanitär beabsichtigten Maßregel), waren bald auch nicht mehr im stande, dem stetig wachsenden Bedarfe nach Arbeitskräften zu genügen und den starken Abgang an solchen zu ersetzen. So dehnten sich die Sklavenjagden auf das Festland aus, und zwar besonders auf die nördliche Küste von Südamerika, deren Einwohner, mit der Inselbevölkerung stammverwandt, den ersten Kolonisationsversuchen einen ungewöhnlich heftigen und nachhaltigen Widerstand entgegengesetzt hatten.

In diesem Stadium nahm das Treiben der Sklavenjäger einen Umfang an, der die ersten Regungen des Widerstandes herausforderte; und dieser wuchs bald zu bedeutender Macht, indem Gesichtspunkte in die Sache hineingetragen wurden, die mit dem Gegenstand an sich durchaus nichts zu thun hatten. Die Geistlichkeit der Kolonien hatte sich, wie erwähnt, zuerst durchaus nicht bemüßigt gefunden, für eine unbeschränkte Freiheit der Indianer einzutreten. Nicht nur die Weltgeistlichen, sondern auch die Franziskaner, die seit den Tagen des Kolumbus, der ja selbst als Laienbruder dem Orden angehört hatte, eine bevorzugte Rolle in der Kolonialverwaltung gespielt hatten, fanden nichts Anstößiges dabei, daß die Indianer durch mäßige Gewalt zu dem Anschluß an die Christen gezwungen und, wenn sie dem offenen Widerstand entgegensetzten, unterjocht und als Feinde behandelt wurden. Eine andere Stellung nahmen zu der Frage die Dominikaner ein. Daß der sachliche Gegensatz in der Frage gleichzeitig ein solcher von einem Orden gegen den anderen wurde, hat unzweifelhaft nicht wenig zu seiner Verschärfung beigetragen. Der erste, welcher es wagte, von der Kanzel herab die bisherige Behandlung der Eingebornen als eine Schande und einen Frevel zu brandmarken, war der Dominikaner Bruder Pedro de Cordoba, der sich dadurch bald weit über seinen Sprengel hinaus (er predigte in Santo Domingo) berühmt machte.

Von ihm wurde Bartolomé de las Casas, damals selbst noch Sklavenhalter auf Cuba, für diese Ideen gewonnen. Seine leidenschaftliche Seele nahm sich der Sache der Eingebornen mit einem Feuereifer an, der ihn zu dem bekanntesten unter den Vorkämpfern für die Freiheit der Eingebornen gemacht hat. Las Casas begab sich noch vor dem Tode Ferdinands des Katholischen zum erstenmal an den spanischen Hof. Wenn man auch seinen lebhaften Schilderungen der bei der Behandlung der Eingebornen verübten Greuel mit sehr geteilten Empfindungen entgegentrat, so erreichte er es doch, daß die Entsendung einer besonderen Kommission zur Untersuchung der thatsächlichen Verhältnisse beschlossen wurde. Die Eingebornenfrage war schon so sehr Gegenstand des Streites zwischen Franziskanern und Dominikanern geworden, daß beide Orden grundsätzlich von der Wahl in die Kommission ausgeschlossen wurden; da jedoch die Frage als Gewissenssache behandelt und demnach in geistliche Hände gelegt werden sollte, so

einigte man sich schließlich, drei Hieronymitenmönche auszuwählen und diese mit diskretionären Vollmachten nach den Inseln zu entsenden.

Las Casas hat die Unparteilichkeit der drei Väter in leidenschaftlicher Weise angegriffen, weil sie sich nicht auf seinen Standpunkt zu stellen vermochten. Er hat ihnen aber zweifellos Unrecht gethan. Was er als universales Heilmittel empfahl: die Bildung von unabhängigen, sich selbst regierenden und verwaltenden Indianergemeinden, in denen von den Spaniern nur die Geistlichen als Leiter in den religiösen Angelegenheiten Zutritt haben sollten, ist auch von den Hieronymiten versucht worden. Allein so wenig es einige Jahre später dem Las Casas selbst gelungen ist, auf einem von dem Verkehre mit dem weißen Manne fernab gelegenen Stücke der Pariaküste auf solchen Grundlagen ein wirklich lebensfähiges Gemeinwesen zu errichten, so wenig hatten die unter weit ungünstigeren Umständen von den Hieronymiten auf Santo Domingo in dieser Richtung unternommenen Versuche einen Erfolg. Wohl aber trug deren Entsendung dazu bei, die Gegensätze der religiösen Gesellschaften untereinander wesentlich zu verschärfen, so daß die Regierung die Angelegenheit endlich ganz den geistlichen Händen entziehen und in die eines *weltlichen Beamten* legen mußte. Der Lizentiat Rodrigo de Figueroa hielt sich von allen theoretischen Gesichtspunkten durchaus entfernt und regelte die Eingebornenfrage lediglich nach den Gesichtspunkten der bisher darüber erlassenen Gesetze. Diese garantierten den friedlichen Indianern eine gewisse Freiheit, gestatteten aber, die feindseligen zu Sklaven zu machen. Er stellte deshalb zunächst fest, welche Indianer als feindselig zu betrachten seien. Indem er sich dabei von durchaus uninteressierten und wohlwollenden Anschauungen leiten ließ, schränkte er das den Sklavenjägern überlassene Gebiet sehr wesentlich ein. Daß in den Repartimientos und Encomiendas selbst die Behandlung der Indianer im allgemeinen besser wurde, war die notwendige Folge der erhöhten Aufmerksamkeit, welche den darüber bestehenden Anordnungen geschenkt wurde.

Dazu kam, daß sich ungefähr um dieselbe Zeit wenigstens in den Inselkolonien ein *wirtschaftlicher Umschwung* vollzog. Trotz aller gegenteiligen Bemühungen der Regierung waren die spanischen Ansiedelungen lange Zeit wenig mehr als dauernde Handelsfaktoreien gewesen: man sammelte, was man an Wertobjekten von den Eingebornen eintauschen konnte, man grub und wusch allenfalls mit deren Hilfe nach edeln Metallen; allein so oft auch die Regierung Samen und Pflanzen über den Ozean sandte, so wollten doch die Kulturen nicht gedeihen, da die Eingebornen sie nicht verstanden, die Kolonisten aber es als ihrer unwürdig ansahen, sich damit zu befassen. Weil sich nun kostbare Bodenprodukte nur in beschränkter Menge vorfanden, so erschöpfte sich bald der Tauschhandel; und da die neuen Entdeckungen zwar den Zwischenhandel Santo Domingos belebten, ihm aber Arbeitskräfte beständig entzogen und die selbständige Bedeutung der Insel stetig verringerten, gingen die dortigen Ansiedelungen stark zurück, bis man mit der Kultur des *Zuckerrohres* einen neuen lohnenden Lebensunterhalt für die Kolonisten gewann. Auch diese Art der Bewirtschaftung verlangte allerdings Arbeitskräfte, rieb diese aber doch nicht in der Weise auf wie die Goldwäscherei; zudem aber bedingte sie eine seßhafte Lebensweise, eine dauernde Arbeit der Kolonisten, während jene nur eine ewig wechselnde Jagd nach dem Glücke bedeutete.

So lange, bis die große Ausdehnung der Kolonien auch andere Gelegenheiten für die Gewinnung des Lebensunterhaltes, besonders durch ausgedehnte Viehwirtschaft, gestattete, hat der Anbau des Zuckerrohres einen wesentlichen Anteil daran gehabt, die spanischen Kolonien lebensfähig zu erhalten. Darüber hinaus hat er aber eine ganz immense Bedeutung für ihre Entwickelung dadurch gehabt, daß er den Anstoß gab zur *Einführung der Negersklaven*.

Vereinzelt sind solche im Dienste ihrer spanischen Herren von der Entdeckung Amerikas an dorthin überführt worden. Lange dauerte es dann nicht, bis man sich in den Kolonien davon überzeugte, daß die Neger sich dort vorzüglich akklimatisierten und in ihrer Arbeitsleistung den Eingebornen erheblich überlegen waren. Von seiten der Regierung wurde aber die Negereinfuhr nicht begünstigt. Man fürchtete von diesen selbst kaum erst getauften und jedenfalls im Christentum wenig festen Heiden einen hindernden Einfluß auf die Bekehrung der Indianer, schloß deshalb afrikanische Neger gänzlich von den Kolonien aus und beschränkte auch die Auswanderung von schwarzen Hausſklaven soviel wie möglich. Erst die wiederholten Petitionen der Kolonisten um reichliche Zufuhr schwarzer Arbeitskräfte eröffnete der Regierung die Bedeutung dieses Punktes, der endlich eine ganz veränderte Auffassung fand, als auch Las Casas aus philanthropischen Gründen die Einfuhr von Negersklaven dringend anempfahl, um die Indianer vor der Versklavung zu schützen. Wenn die Regierung auch jetzt noch das prinzipielle Verbot der Negereinwanderung aufrecht erhielt, so geschah dies nur noch aus fiskalischen Interessen. Thatsächlich sind seit 1516 fast alljährlich gegen 4000 Schwarze allein von den Pachtern des Sklavenmonopols direkt von der Guineaküste nach der Neuen Welt transportiert worden, ungerechnet die beträchtliche Anzahl, die auf besondere Erlaubnisscheine und in späterer Zeit auf dem Wege des Schmuggels in die Kolonien gelangten. Jedenfalls bildeten schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts die Schwarzen und die aus deren Verbindungen mit Weißen und mit Indianern hervorgegangenen Mischlinge ein Bevölkerungselement, welches nicht nur eine eminente wirtschaftliche Bedeutung besaß, sondern auch deshalb besonderer Beachtung bedurfte, weil die Schwarzen noch weniger als die Indianer von den Kolonisten zu irgend einer auch nur annähernden kulturellen Bildung erzogen wurden und von Natur weit weniger fügsam, aber kaum minder geneigt waren, ihre Herren zu verlassen und in der Wildnis zu den Sitten und Bräuchen ihrer Heimat zurückzukehren. Schon um 1550 haben die Spanier gefährliche Aufstände der Negerbevölkerung niederzuhalten gehabt. Diese sind dann von Zeit zu Zeit immer wiedergekehrt, bis es endlich nach einer erfolgreichen Empörung im Jahre 1808 den Negern sogar gelang, einen unabhängigen Staat auf der westlichen Hälfte der Insel Santo Domingo, in der Republik Haiti zu bilden.

Die Vermischung der Rassen im spanischen Amerika ist von verhältnismäßig geringer Bedeutung gewesen. In den ersten Jahren der meisten Kolonien bildeten, solange europäische Frauen dorthin noch nicht gekommen waren oder in anbetracht der Verhältnisse nicht kommen konnten, wilde Ehen mit den eingebornen Frauen wohl die Regel; und wo dies, wie in Paraguay, andauerte, entstand wohl auch einmal eine zahlreichere Mischrasse (vgl. oben, S. 387). In Mexiko und Peru, wohl auch in Bogotá, wurden Verbindungen der spanischen Konquistadoren mit den Frauen des eingebornen Adels aus politischen Rücksichten häufiger geschlossen; und die spanischen Könige haben diese Aristokratie anerkannt und dem spanischen Adel gleichgestellt. Im allgemeinen aber wachten die Spanier in den Kolonien nicht weniger sorgsam über der Reinheit und Unvermischtheit ihres Blutes als im Mutterlande: die Kreolen betrachten es noch heute als den höchsten Vorzug, von Ahnen und Urahnen her rein spanischen Geblütes zu sein. Aber wenn sich auch die Kolonisten europäischer Abstammung einerseits in bewußtem Gegensatze zu den eingebornen Rassen fühlten, so brachten die veränderten Lebensbedingungen, das veränderte Klima, die veränderten sozialen Verhältnisse es dennoch mit sich, daß sich unter ihnen im Laufe der Zeit ein unklar empfundener, später ein vollkommen bewußter Gegensatz herausbildete gegen die Spanier, die sich als Kaufleute, als Soldaten, als Beamte nur vorübergehend in den Kolonien aufhielten und das Gefühl, dort Fremde zu sein, nicht verloren.

Bei seiner Thronbesteigung fand Karl V. die Eingebornenfrage in vollem Fluß und ließ ihr zunächst ungestörten Verlauf. In die ersten Jahre seiner Regierung gehört der erbitterte Federkrieg zwischen Las Casas und Sepulveda über die Zulässigkeit der Indianersklaverei, gehört der mißglückte Kolonialversuch des zum Patron der Indianer ernannten Dominikaners. Die Institution eines Verteidigers der Eingebornen wurde zudem verallgemeinert; und in jeder Kolonie wurde damals einer der geistlichen Oberhirten mit dem speziellen Schutze der Eingebornen betraut. Auch die Gesetze über die Behandlung der Indianer wurden fortdauernd im Sinn einer intensiveren Wahrnehmung ihrer Interessen um- und ausgebildet, bis der Erlaß von Granada vom 17. November 1526 alle die Behandlung der Eingebornen betreffenden Anordnungen in sechs Paragraphen zusammenfaßte. Der Erlaß erkannte zwar noch immer zweierlei Arten von Indianern, freundliche und wilde, an und gestattete die Versklavung der letzteren; doch mußte darüber von Fall zu Fall von besonderen Beamten entschieden werden. Dies Gesetz wurde seitdem nicht nur in allen Kolonien, sondern auch bei allen Entdeckungsverträgen für die Behandlung der Eingebornen maßgebend. Ihm folgten trotzdem in ziemlich rascher Folge noch weitere Anordnungen zu Gunsten der Indianer. Nach langem Streite für und wider wurde 1530 die Sklaverei der Indianer endgültig aufgehoben. Die Durchführung der Maßregel in den verschiedenen Provinzen stieß wohl noch auf Schwierigkeiten und zog sich noch eine Anzahl Jahre hin; das Gesetz ist aber unerschüttert aufrecht erhalten und endlich mit aller Strenge, trotz des Widerstrebens der Kolonisten, durchgeführt worden.

In gleicher Weise die Encomiendas ganz zu beseitigen, hat die Regierung wohl ein paarmal Anläufe genommen; durchgeführt worden ist die Maßregel jedoch aus dem doppelten Gesichtspunkte nicht, weil sie sowohl dem materiellen Wohle der Kolonisten als der kulturellen Förderung der Indianer nachteilig zu werden drohte. Die Regierung hat sich deshalb darauf beschränkt, das System der Encomiendas mehr und mehr von allen ihm anhaftenden Mangelhaftigkeiten zu befreien und immer strenger über seiner gewissenhaften Durchführung zu wachen. An dem Prinzip aber, die kulturelle Förderung der Indianer durch einen engeren Anschluß an die Spanier zu fördern und auf der anderen Seite den Konquistadoren und ihren Nachkommen durch Überweisung indianischer Schutzbefohlenen eine Belohnung und Anerkennung zu teil werden zu lassen, ist festgehalten worden. Doch waren keineswegs alle Indianer in Encomiendas ausgeteilt. Von jeher behielt sich in jeder Provinz, in jedem Bezirke die Krone einen gewissen Teil des Landes und einen Teil der Bevölkerung vor, der nur zu Dienstleistungen für die Krone, nicht zu solchen für die einzelnen Kolonisten bestimmt war. Weiter wurde, je mehr man gegen den Mißbrauch der Encomiendas ankämpfte, deren Ausdehnung beschränkt, ihre Erlangung erschwert, so daß zuletzt nur die Indianer in der unmittelbaren Nähe der zur Zeit der Conquista begründeten Ortschaften zu den Kolonisten in einem Schutzverhältnisse verblieben. Die weiten Gebiete, in denen eine dichtere Besiedelung durch die Europäer nicht stattgefunden, blieben nach wie vor freies Land der Indianer; und deren Bekehrung und Gesittung wurde fast ausschließlich den religiösen Gesellschaften und den von diesen entsendeten Missionaren übertragen.

C. Die Mission.

Die Verdienste der spanischen Geistlichkeit auf kolonialem Gebiete kann man kaum hoch genug veranschlagen. Der unverständige Doktrinarismus der Aufklärungszeit im Bunde mit der aus der Romantik hervorgegangenen Schwärmerei für die Naturzustände der menschlichen Gesellschaft hat gegen die spanischen Missionare den Vorwurf erhoben, daß sie in blindem

Fanatismus die Reste ehrwürdigen Altertumes vernichtet und den Völkern Amerikas an Stelle geistiger Erlösung nur geistige Knechtschaft gebracht hätten. Daß die Missionare und Geistlichen in den Provinzen, wo ihnen ein wohlausgebildetes Religionssystem, eine zahl- und einflußreiche Hierarchie entgegentraten, mit Ernst und Energie gegen deren oft (z. B. in Mexiko) unmenschliches Treiben eingeschritten sind, war nur ein Akt der Notwendigkeit; daß dabei hin und wieder einmal Gegenstände der heidnischen Verehrung vernichtet worden sind, deren Untergang die ethnographische Wissenschaft unserer Tage beklagt, ist gewiß nicht zu bestreiten. Auf der anderen Seite aber sind es eben diese Geistlichen, und in vielen Provinzen nur diese gewesen, die es für der Mühe wert erachtet haben, die Sprache, die Sitten, die Überlieferungen der Eingebornen zu erforschen, zu sammeln, zu verzeichnen, so daß die heutige Wissenschaft gerade ihnen das reichhaltigste und kostbarste Material für die linguistische und ethnographische Forschung verdankt. Freilich werden nur die wenigsten von ihnen ein Bewußtsein davon besessen haben, welche Dienste sie einer zukünftigen Forschung geleistet haben; ihr Augenmerk war auf viel näher liegende Dinge gerichtet: die Bildung und die Bekehrung der Indianer.

Da, wo die weltliche Verwaltung mit der geistlichen in der Behandlung der Eingebornen Hand in Hand ging, hören wir naturgemäß weniger von der segensreichen Thätigkeit der Religiosen; obwohl uns das Auftreten der Dominikaner und des Las Casas und zahllose vereinzelte Notizen in den Verwaltungsberichten und in den weltlichen und geistlichen Chroniken beweisen, daß auch dort ihre Thätigkeit sich in derselben Richtung erstreckte, wie in den Gebieten, wo sie ausschließlich thätig waren. Besonders durch die Geschichte der letzteren aber haben sie sich ein unvergängliches Denkmal errichtet. Nachdem in der Periode der Conquista die gesamte Ländermasse des neuen Kontinentes oberflächlich erforscht worden war, konzentrierte sich gegen Ende des 16. Jahrhunderts die spanische Kolonisationsthätigkeit auf die Gebiete, deren Bewirtschaftung nach europäischen Gesichtspunkten unmittelbare Vorteile versprach, ließ dagegen weite Ländermassen fast gänzlich unberührt, von denen man annahm, daß sie teils aus klimatischen, teils aus verkehrspolitischen Gründen keine lohnende Kultur ermöglichten.

Zu diesem aufgegebenen Gebiete gehörte der größte Teil des südamerikanischen Binnenlandes östlich von der Kordillere und nördlich von der Mündung des La-Plata-Stromes. Dies weite Gebiet, das von den mächtigen Gewässern des Amazonas und seiner Nebenflüsse, des Paraguay und anderer Tributäre des Plata durchströmt wird, ist fast ausschließlich durch die Missionare in Berührung mit der europäischen Zivilisation gebracht und erhalten worden. Anfänglich waren es hauptsächlich die Franziskaner und Augustiner, welche von den Klöstern und Kollegien des peruanischen Hochlandes aus die Bekehrung der Indianer in die Hand nahmen, die weiter stromabwärts an den von der Kordillere nach Osten hinabströmenden zahllosen Flüssen und Strömen ihre Wohnsitze hatten. Mit einer Aufopferung und Selbstverleugnung ohnegleichen wanderten diese geistlichen Väter unter die Wilden, um oft erst nach monate- und jahrelanger Thätigkeit die Mittel zu einer eingehenden Verständigung und damit die Grundlagen für ihre materielle und religiöse Kulturarbeit zu gewinnen. In der Erkenntnis, daß das rastlose Umherschweifen der Indianer einer dauernden geistigen Beeinflussung äußerst hinderlich und ihre Seßhaftmachung die Voraussetzung ihrer Kultivierung sei, richteten die Missionare stets zuerst ihr Augenmerk darauf, den Indianerstämmen, um deren Bekehrung es sich handelte, geeignete, d. h. sowohl deren Neigungen als den kulturellen Erfordernissen entsprechende Wohnplätze aufzusuchen und anzuweisen. Geflissentlich vermieden sie dabei, trotz der Gesetze, welche den Europäern ganz allgemein jeden längeren Aufenthalt in den Indianerdörfern

verboten, die Nähe europäischer Ansiedelungen; vielmehr haben sie die mittleren und oberen Thäler der Zuflüsse des Marañon schon in früher Zeit, diesen selbst und die anderen großen Ströme Südamerikas im Laufe des 17. Jahrhunderts mit einem ungeheueren Netze von indianischen Dörfern und Flecken überzogen. Zwar ist davon der bei weitem größte Teil im Laufe der Zeit entweder durch den auch hier nicht ausbleibenden Rückgang der eingebornen Bevölkerung oder durch die nachmals gegen die Thätigkeit der geistlichen Väter geschürte Verfolgung wieder eingegangen; aber in dem gesamten Gebiete haben sie die eigentliche Grundlage für das Vordringen europäischer Gesittung gelegt.

Am bekanntesten ist das Gebiet und das Wesen der Indianermissionen Südamerikas geworden durch die Jesuiten, die in der zweiten Hälfte des 16. und im Anfang des 17. Jahrhunderts ihre von dem heiligen Franz Xaver im Orient inaugurierte Missionsthätigkeit damals auch auf die Neue Welt im Westen ausdehnten. Es darf aber nicht übersehen werden, daß die eigenartige Einrichtung der sogenannten Reduktionen und Missionen weder von den Jesuiten erfunden, noch auch jemals ausschließlich von ihnen gehandhabt worden ist, sondern daß die Vorstellung davon nur deshalb sich ganz besonders mit ihrem Orden verknüpft hat, weil die Jesuitenmissionen von Brasilien und Paraguay auf die politische Geschichte des südamerikanischen Kontinentes eine Einwirkung ausgeübt haben, wie keine andere Ordensthätigkeit. Konkurrierend mit den anderen religiösen Genossenschaften sind die Jesuiten als Missionare schon frühzeitig thätig gewesen; zunächst vielleicht in noch höherem Maß in dem portugiesischen Kolonialbereich als in dem spanischen. Eine ausnahmsweise Stellung erlangten sie aber erst dadurch, daß ihnen im Jahre 1608 ein besonderes, keiner Zivilgewalt unterstehendes Gebiet in Paraguay angewiesen wurde, wo sie die Versuche der Zivilisierung und Bekehrung der Indianer in großem Maßstabe durchführen konnten. Daß die Regierung ihnen hier eine ungewöhnlich große Selbständigkeit einräumte, das hatte seine besondere Bewandtnis.

Die Bulle Alexanders VI. über die Demarkationslinie (vgl. oben, S. 364) hatte zwar im Prinzipe die Grenzen der spanischen und portugiesischen Kolonialsphäre festgelegt; allein für eine wirkliche staatliche Abgrenzung war deren allgemein gehaltener und wenig präziser Wortlaut durchaus ungenügend. Das erkannten beide Regierungen schon frühzeitig, als durch konkurrierende Entdeckerthätigkeit die Mündung des La-Plata-Stromes aufgefunden wurde. Infolge davon nahm man ein paarmal Anläufe zu einer diplomatischen Auseinandersetzung; aber im Grunde legten damals wohl beide Mächte noch allzuwenig Wert auf das unerforschte, nur wenig verheißungsvolle Gebiet, über welches die Ansprüche zweifelhaft waren. Erst mit der Zeit gewannen diese Verhältnisse eine thatsächliche Bedeutung besonders durch die verschiedenartige koloniale Politik, welche beide Mächte in diesen Grenzgebieten befolgten. Von allen spanischen Kolonien war es die von Asuncion am Paraguay, in welcher von den ersten Anfängen an das Verhältnis zwischen den Eingebornen und den Kolonisten sich besonders freundlich gestaltete, wo der Geist der spanischen Indianergesetzgebung von den äußeren Umständen unverkümmert zum Ausdruck kam. Zwischen den tapferen und ehrlichen Guarani (vgl. oben, S. 190) und den Genossen Iralas wurden Freundschaftsverträge geschlossen, die im Laufe der Jahrhunderte kaum jemals ernstlich in Frage gestellt worden sind. Das Bündnis mit diesem mächtigen und weitverbreiteten Tupistamme brachte aber die spanischen Kolonisten bald in einen latenten Gegensatz zu ihren östlichen Nachbarn, den Portugiesen. Die Kräfte des kleinen Portugal wurden durch die ostindische Kolonialpolitik so vollkommen in Anspruch genommen, daß das brasilische Kolonialgebiet schon weniger als zehn Jahre nach seiner Entdeckung durch Cabral

vollkommen der privaten Ausbeutung überlassen wurde. Es bildete sich so in der Bahia de todos os Santos, am Kap San Vicente, auf der Insel Santa Caterina, in der Bai von Rio de Janeiro eine Anzahl kleiner Ansiedelungen, die zwar zunächst als portugiesische Kolonien betrachtet wurden, in denen aber neben wenigen wirklichen portugiesischen Unterthanen eine Menge dunkler Existenzen (neben portugiesischen Juden auch Unterthanen aus aller Herren Länder) einen Handel von sehr zweifelhafter Gesetzlichkeit trieben, der nicht nur nach Lissabon, sondern, wenn es glückte, sich der Kontrolle zu entziehen, auch nach französischen, englischen, selbst hansischen Häfen seine Produkte verfrachtete. Während die fremden Händler vorwiegend Brasilholz, Zucker und ähnliche Kolonialprodukte ausführten, trieben die Portugiesen vor allem einen schwunghaften Handel mit Indianersklaven, die sie nicht so sehr nach Lissabon, als vielmehr nach den kolonialen Hafenplätzen führten, gleichviel ob diese dem eignen oder dem spanischen Bereiche angehörten. Wie überall hatten diese Sklavenjagden zur Folge, daß die Eingebornen sich mehr und mehr von der Küste zurückzogen. Indem aber die Sklavenjäger ihrer Beute auf den zugänglichsten Wegen, den Wasserstraßen, ins Innere folgten, kamen sie bald auch mit den Guarani und damit indirekt mit den spanischen Kolonisten in Konflikt.

Um diesen gesetzlosen Verhältnissen ein Ende zu machen und um größere Vorteile aus diesem Kolonialbesitz zu ziehen, entschloß sich die portugiesische Regierung zu einem Wechsel in ihrem Kolonialsystem. Im Jahre 1531 wurde ein großer Teil Brasiliens in sogenannte Capitanias aufgeteilt: weite Landstrecken, über welche den Inhabern die Rechte der Feudalherren der Alten Welt gegen eine geringfügige Abgabe an die Krone eingeräumt wurden; ein koloniales System, welches auch von den Engländern in einem Teile des nördlichen Amerika versucht worden ist. Die 35 Kapitanien, die unter diesem System entstanden, hatten den Vorteil, daß sie an manchen Stellen wirkliche Niederlassungsversuche herbeiführten: es bildeten sich so die ersten Zuckerplantagen und -Siedereien und die ersten Weidewirtschaften. Im allgemeinen aber bewährte sich das System nicht. Manche Kapitanien wurden von den Inhabern wieder aufgelassen; andere fristeten ein mühseliges Dasein. Vor allem dauerten aber die Ungesetzlichkeiten im Handel mit dem Auslande und in dem Treiben der Sklavenjäger auch dann noch fort, als für die einzelnen Bezirke eine Zentralgewalt geschaffen und ein Vizekönig mit dem Sitz in Bahia hinübergesendet wurde.

Wie wenig wirkliche Gewalt die Portugiesen über ihren brasilischen Besitz hatten, zeigt der Kolonisationsversuch der französischen Protestanten unter Villegaignon. Ihre Expedition war die Folge des seit längerer Zeit von Dieppe aus betriebenen zwar ungesetzlichen, aber fast ungehinderten Handels mit der Brasilküste. Die Auswanderungslustigen glaubten mit Leichtigkeit dort eine neue Heimat gründen und ein kostbares Stück kolonialen Gebietes für das Mutterland annektieren zu können. Sie haben thatsächlich fast fünf Jahre lang die Bai von Rio de Janeiro besessen. Wären nicht innere Zwistigkeiten und die veränderten politischen Verhältnisse der Heimat den Portugiesen zu Hilfe gekommen, so wäre vielleicht noch lange Zeit vergangen, ehe die nachmalige Hauptstadt Brasiliens wieder portugiesisch wurde. Die Franzosen haben, immer weiter nach Norden zurückweichend, fortgesetzt versucht, auf brasilischem Boden festen Fuß zu fassen, und dabei sehr geschickt eine Politik zur Anwendung gebracht, die sie in größerem Maßstab in ihren Ansiedelungen am Sankt-Lorenz-Strome geübt haben. Sie verbündeten sich mit den Eingebornen ebensosehr, um von ihnen Frieden zu haben, wie um sie gegen ihre kolonialen Nebenbuhler aufzuhetzen: eine Politik, die ihnen in Brasilien um so leichter gemacht wurde, als in den Augen der Portugiesen nach wie vor der Eingeborne im wesentlichen nur eine Ware blieb, die man so gut wie möglich zu verwerten bestrebt war.

Die Vereinigung Portugals mit Spanien im Jahre 1580 blieb nicht ohne Einfluß auf die koloniale Gesetzgebung, obwohl ja die Verwaltung Portugals und seiner Kolonien trotz der Eroberung durch Philipp II. völlig gesondert blieb. Es wurden mehrfach Gesetze erlassen, welche im Prinzip auf die persönliche Freiheit der Indianer zustrebten. Auf die thatsächlichen Verhältnisse sind sie fast ganz ohne Einwirkung geblieben: die Kolonisten haben es stets durchzusetzen gewußt, daß ihnen ihr Besitz an Indianersklaven auch rechtlich unangetastet blieb. Günstiger lagen für die Eingebornen auch hier die Verhältnisse nur weiter im Inneren, wohin von Europäern im wesentlichen nur die Missionare vordrangen.

Dort haben die Jesuiten, deren erste 1549 nach Brasilien kamen, ihr erstes ausgedehntes Arbeitsfeld gefunden. Wenn sie in den nördlichen Provinzen anfänglich von den Sklavenjägern weniger belästigt wurden, so lag dies daran, daß diese durch langjährige Gewohnheit, die Unsicherheit der politischen Grenzen und andere Verhältnisse noch vorwiegend im Süden festgehalten wurden. Dort aber machten sie sich nach und nach nicht nur für die Indianer, sondern auch für die spanischen Kolonien als eine wahre Plage fühlbar. Als nun die Jesuiten auch im Süden ihre Bemühungen zu Gunsten der Eingebornen einsetzten, entstand das merkwürdige Staatengebilde der Jesuitenmissionen von Paraguay, über welches von jeher und noch heute die Ansichten so weit auseinander gegangen sind.

Der Zweck der Jesuiten war es, die Guarani vor der Verfolgung der Europäer zu erretten. Da sie aber die Erfahrung gemacht hatten, daß die Kolonisten und Kolonialbeamten von Asuncion und Buenos Aires nicht selten um des eignen Vorteils willen mit den portugiesischen Sklavenjägern im geheimen gemeinsame Sache machten, so begnügten sie sich nicht wie anderwärts damit, in die Wildnis hinauszuziehen und dort die Eingebornen um sich zu sammeln, sondern sie ließen sich von Philipp III., der ja gleichzeitig Herrscher über Spanien und Portugal war, einen Landstrich östlich vom Paraguay bis zum Uruguay abtreten. Hier durften sie fast unbehelligt von irgend welcher weltlichen oder geistlichen Behörde schalten und walten. Ihre Bemühungen, die Indianer der umliegenden Gebiete unter ihrer milden Herrschaft dort zu sammeln, waren unmittelbar von außerordentlichem Erfolge gekrönt; die Einwohnerschaft ihrer Reduktionen zählte bald an 100,000 Seelen und darüber. Es waren zwar nicht ausschließlich Guarani, die darin Aufnahme fanden; aber da die Stämme fast ausnahmslos dem Tupivolke zugehörten, fanden die Jesuiten keine Schwierigkeit darin, das Guarani zur allgemeinen Sprache zu erheben. Das Gleiche haben sie auch in den nordbrasilischen Missionen angestrebt und erreicht. Der von ihnen ausgebildete Kunstdialekt des Guarani ist thatsächlich die Lingua geral, die Universalsprache der zivilisierten Eingebornen Brasiliens, geworden und geblieben (vgl. oben, S. 190). Ganz besonderen Eindruck auf die Mit- und Nachwelt hat die soziale Ordnung gemacht, welche die Jesuiten in dem Missionsgebiete durchgeführt haben. Daß sie dabei von philosophischen Standpunkten ausgegangen wären, daß Campanellas Sonnenstaat von ihnen zu verwirklichen versucht worden wäre, sind wohl nur nachträglich hineingebrachte Auffassungen; die Vorbilder, von denen die Jesuiten sich leiten ließen, lagen ihnen wesentlich näher. Einesteils wurde der ausgedehnte Grundbesitz der Ordensgemeinschaften, wenn auch nicht für gewöhnlich, so doch vereinzelt auch unmittelbar durch die Genossenschaft verwaltet. Mehr aber noch hat das Vorbild der inkaperuanischen sozialen Verfassung mit seiner Verleugnung des privaten Eigentums und mit seiner allgemeinen Arbeitspflicht die wesentlichsten Züge für den Jesuitenstaat hergegeben. Persönliches Eigentum war ja für die meisten unkultivierten Indianervölker ein noch sehr unentwickelter Begriff, Gemeinsamkeit aller Arbeiten bei ihnen die

Regel. Es ist also nicht verwunderlich, wenn die Missionare ohne Schwierigkeiten die gleichen Einrichtungen durchführen konnten, indem sie dem Indianer daneben eine Menge von Dingen boten, die er erstrebte und schätzte, unter der früheren Gesellschaftsform aber oft genug nicht hatte erlangen können: eine geregelte und reichliche Ernährung und einen dauernden Schutz gegen seine wilden Stammesgenossen wie gegen seine weißen Feinde.

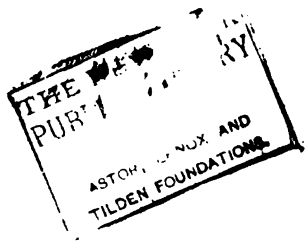
Die Geistlichen befolgten den einzigen für die Heidenmission vernünftigen Weg, daß die Bekehrung mit der Gesittung zu beginnen hat. Für die höheren Dinge der christlichen Dogmen reicht der Verstand des Wilden unmöglich aus, und selbst der gesittete Indianer mag oft genug sich davon sehr eigentümliche Vorstellungen gemacht haben; um ihn überhaupt erst, und sei es auch nur scheinbar, zum Christen machen zu können, mußte Hand angelegt werden an seine Zivilisierung. Infolge der grausamen Sklavenjagden der Portugiesen und der oft kaum viel besseren Behandlung, welche die Eingebornen durch die spanischen Kolonisten erfuhren, gelang es den Jesuiten überraschend schnell, eine beträchtliche Anzahl von Eingebornen auf dem ihnen überlassenen Gebiete zu sammeln. Sie legten damit eine Reihe von Ortschaften an, von denen jede wenigstens ein paar Tausend Einwohner umfaßte; untereinander aber wiesen alle eine große typische Übereinstimmung auf.

Den Mittelpunkt jeder Reduktion bildete die Kirche. Da die Niederlassungen schnell zu einem beträchtlichen ökonomischen Wohlstande gelangten, der seine Verwendung nur zum Besten der Missionen selbst finden durfte, so sind eine Anzahl fast monumentaler Kirchenbauten in diesen Indianerdörfern der fernen Wildnis erstanden (s. die beigeheftete Tafel „Die Reduktion San José in Bolivien während ihrer Blütezeit"). Im übrigen gewährten die Ortschaften einen sehr eintönigen Eindruck. Neben der Kirche erstreckte sich ein großer viereckiger Platz, der von den wichtigsten Gebäuden: der Wohnung der Patres, den Vorrats- und Versammlungshäusern, umgeben war. Von da gingen nach allen Richtungen geradlinige, rechtwinkelige Straßen aus, deren Prospekt jedesmal eine an der Grenze der Stadtflur stehende Kapelle bildete. An diesen Straßen lagen die einfachen Hütten der Indianer. Alle Bauten wurden von der Gemeinschaft errichtet und blieben deren Eigentum. Der Bewohner hatte an ihnen und den kleinen in der Nähe liegenden Gärten nur die Nutznießung, also doch immerhin eine Art persönlichen Besitzes. Der Garten war auch das einzige, was die Familie persönlich, man sagt: meist recht dürftig, bestellte; die ausgedehnten Mais- und Baumwollfelder, welche sich an die Stadtflur anschlossen, und die beträchtlichen Herden von Rindern und Schafen, welche den hauptsächlichen Reichtum der Reduktionen ausmachten, wurden nach Anordnung der Missionare von der Allgemeinheit und für diese bearbeitet und verwaltet. Ihr ganzer Ertrag wanderte in die Speicher und wurde aus diesen durch die Patres an die einzelnen Haushaltungen verteilt. Ebenso erfolgte von diesen die Regelung der Handwerksarbeit, zu der wiederum alle Einwohner, jeder nach seiner Art und Geschicklichkeit, verpflichtet waren.

Es war den Missionaren eine Kleinigkeit, mit diesem Arbeitermateriale nicht nur für die notwendigen Bedürfnisse der Unterkunft, der Bekleidung, der Ernährung zu sorgen; sie haben auch eine Menge von Luxuskünsten eingeführt: die Bildschnitzerei, die Uhrenfabrikation, sogar den Buchdruck. Daß es in allen diesen Übungen die Indianer nicht über die Nachahmung hinausgebracht und keinerlei eigne Erfindungen und Fortschritte trotz einer mehr als hundertjährigen Kulturübung erreicht haben, lag wohl ebensosehr an der stabilen Methode ihrer Unterrichtung wie an einem wirklichen geistigen Mangel. Die Jesuiten haben sich gegen die Angriffe derer, die ihnen vorwarfen, daß sie die menschliche Freiheit ihrer Schutzbefohlenen

Die Reduktion San José in Bolivien während ihrer Blütezeit.

(Nach d'Orbignys Atlas und Pfotenhauers „Missionen der Jesuiten" gezeichnet von Karl Oenike)


THE
PUBL
ASTOR
TILDEN FOUNDATIONS

geflissentlich unterdrückt hätten, mit der Behauptung verteidigt, die Indianer seien aus dem Zustand ewiger Kindlichkeit nicht herauszubringen gewesen; und ein größeres Maß individueller Freiheit hätte nur das individuelle und allgemeine Wohlbefinden beeinträchtigt. Daran mag viel Wahres sein. Sicher ist es, daß die Eingebornen sich thatsächlich unter der Leitung der Missionare so wohl befunden haben, daß sie diesen nicht nur zu allen Zeiten einen fast bedingungslosen Gehorsam geleistet, sondern sich sogar ernstlich bemüht haben, sich ihre geistlichen Regenten zu erhalten, als die Regierung es für gut befand, diese abzurufen.

Die Herrschaft der Missionare war allerdings teils unmittelbar, teils mittelbar fast unbeschränkt. In jeder Reduktion gab es im allgemeinen nur zwei Europäer, beides Ordensgeistliche, deren einer, der eigentliche Leiter, die geistlichen, der andere die materiellen Angelegenheiten der Ansiedelung zu verwalten hatte. Es stand ihnen dabei eine Art von Munizipalität, nach dem Vorbilde der spanischen Kolonialstädte gebildet, zur Seite, die zwar aus der Wahl der Gemeinde hervorging, aber stets den Missionaren unbedingt ergeben war. Wie vollkommen die Jesuiten ihre Schutzbefohlenen in der Hand hatten, geht daraus hervor, daß es eine eigentliche weltliche Strafgewalt kaum gab: die Einwohnerschaft wurde fast ausschließlich mit Hilfe der Beichtgewalt regiert; und die Jesuiten selbst haben bezeugt, daß nur äußerst selten wirkliche Sünden in der Beichte zu ihrer Kenntnis gelangt seien. Auch nach außen vertraten natürlich die Missionare ihre Gemeinden; sie hatten sie ja politisch und wirtschaftlich soviel wie möglich von der Außenwelt unabhängig gemacht. Selten fand ein Unbeteiligter seinen Weg in die Missionen. Daß dann der Fremde ausschließlich der Gast der Patres war, geschah in der doppelten Absicht, ihn von der näheren Bekanntschaft mit den Eingebornen abzuhalten und diese vor ungünstigen äußeren Einflüssen zu bewahren. Nur in längeren Zeitabständen verließ auch der eine der Missionare, von den Zuverlässigsten unter den Eingebornen begleitet, die Ansiedelung, um gegen den Überschuß ihrer Produkte, der vorwiegend in Baumwolle und in Häuten bestand, in den spanischen Ansiedelungen das einzutauschen, was die Reduktionen nicht selbst hervorbrachten; aber auch dabei wurde, soviel nur immer möglich, die Berührung mit den europäischen Elementen vermieden.

Rasch wuchsen die Reduktionen in Paraguay und besaßen bald eine zahlreiche Bevölkerung. Dieser Umstand allein drohte ihnen verderblich zu werden. Die Ansiedelungen waren alle ungeschützt: die Missionare hatten selbst ein entschiedenes Interesse, die kriegerischen Neigungen der einst durch ihre wilde Tapferkeit berühmten Guarani einzuschläfern; zudem verbot ein allgemein gültiges Gesetz, den Indianern Feuerwaffen in die Hände zu geben. So hatten die portugiesischen Sklavenräuber, die im 17. Jahrhundert schon über ein wohlorganisiertes und gut bewaffnetes Heer verfügten, leichtes Spiel, als sie es im Jahre 1637 sich einfallen ließen, ihre Indianersklaven, statt sie mühsam in der Wildnis aufzuspüren, aus den Missionen zu holen. Für die Jesuiten aber ward dies Ereignis bedeutungsvoll. Damals erlangten sie für ihre Schutzbefohlenen in anbetracht der Verhältnisse die Aufhebung des Verbots der Feuerwaffenführung. Seitdem haben die Ordensbrüder die Einwohner ihrer Ansiedelungen zu guten und tüchtigen Soldaten ausgebildet. Nicht nur haben diese der Angriffe von anderen wilden Eingebornen sich leicht erwehrt und die Paulisten (so nannte man die portugiesischen Sklavenjäger nach ihrer Heimat, der Provinz Saõ Paulo) so blutig geschlagen, daß sie in Zukunft das Feld ihrer Thätigkeit weiter in das nördliche Binnenland verlegen mußten, sondern sie haben sich auch mehr als einmal, wenn durch Aufstände im Innern oder durch Feindseligkeiten an den Grenzen die Ansiedelungen der Spanier von anderen Europäern bedroht wurden, als ein zuverlässiges und gutgeschultes Kriegsmaterial erwiesen.

So haben die Jesuiten, von gelegentlichen Zwistigkeiten mit den geistlichen und weltlichen Behörden der benachbarten Distrikte abgesehen, über ein Jahrhundert lang ungestört an dem Werke der Bekehrung der Eingebornen gearbeitet. Unterdessen war aber in der Alten Welt die Strömung des Zeitgeistes ihrem Orden mehr und mehr feindselig geworden; diese Lage der Dinge zog schließlich auch ihre Niederlassungen in der fernen Wildnis in Mitleidenschaft. Der erste Anstoß dazu entsprang allerdings rein politischen Motiven. Mit der fortschreitenden Erschließung und Entwickelung des südamerikanischen Binnenlandes empfanden schließlich Spanien und Portugal in gleicher Weise das Bedürfnis einer bestimmteren Abgrenzung ihres Kolonialbesitzes. Die von Philipp II. begründete Personalunion der beiden Reiche war durch die portugiesische Erhebung von 1640 wieder aufgehoben worden; nach langjährigen Feindseligkeiten hatte Spanien 1668 die Herrschaft des Hauses Braganza in Portugal und dessen Kolonien anerkennen müssen. Dann hatte auch Spanien seine Herrscherdynastie gewechselt. Als Ferdinand VI. damit begann, den durch lange Mißwirtschaft und den vieljährigen Erbfolgekrieg zerrütteten Saat von innen heraus zu reorganisieren, kam auch in die kolonialen Verhältnisse ein neuer, freierer, klarerer Zug.

Ein Ausfluß davon war der Wunsch der Grenzregulierung gegen Brasilien. Die Portugiesen hatten wiederholt auf das linke Ufer der La-Plata-Mündung Ansprüche erhoben. Sie hatten gegenüber von Buenos Aires eine Stadt, Colonia, begründet und versuchten mehrfach, ihre Niederlassungen in diesem Gebiete auszudehnen, was der Regierung von Madrid besonders deshalb ein Dorn im Auge war, weil diese Niederlassungen fast ausschließlich dazu dienten, die Schranken ungesetzlicherweise zu durchbrechen, in denen Spanien den Handel mit den Kolonien festzuhalten suchte (vgl. unten, S. 412). Da aber Portugal selbst nur ein geringes Interesse an diesen vorgeschobenen Küstenplätzen hatte, so willigte es gern darein, daß Spanien für das linke Ufer der La-Plata-Mündung beträchtliche Landflächen im Innern abtrat; darunter auch das östliche Ufer des Uruguay, auf welchem sich sieben der von den Jesuiten geleiteten Missionen befanden. Der Vertrag sah vor, daß die Eingebornen unter der Führung ihrer geistlichen Leiter das Gebiet verlassen und weiter in das Spanische hinein auswandern sollten. Allein als die Grenzkommissare endlich daran gingen, den Vertrag an dieser Stelle zur Ausführung zu bringen, traten ihnen nicht nur die Jesuiten mit dringenden Vorstellungen entgegen, sondern die Eingebornen leisteten ihnen sogar mit bewaffneter Hand einen anfangs erfolgreichen Widerstand. Nun kehrten zwar die Jesuiten bald auf den von Spanien aus an sie ergangenen Befehl zum Gehorsam zurück und machten ihren Einfluß in gleichem Sinn auf die Eingebornen geltend. Allein diese konnten sich nicht so rasch entschließen, die liebgewordene Heimat, zu deren Verteidigung sie nun einmal die Waffen ergriffen hatten, aufzugeben; und es bedurfte, wenn auch nicht eines ernstlichen Kampfes, so doch der Heranziehung einer größeren, von Spaniern und Portugiesen gemeinsam aufgebotenen Streitmacht, um sie von der Fruchtlosigkeit eines fortgesetzten Widerstandes zu überzeugen.

Der Vorgang an sich war so einfach und harmlos, daß er kaum den Anlaß zu einer Klage gegen die Jesuiten bot. Allein unter den Händen des allmächtigen portugiesischen Ministers, des Marquez de Pombal, der schon damals nach Handhaben suchte, um den mächtigen Jesuitenorden zu bekämpfen, wurde er zu einer schweren Anklage. Es hielt nicht schwer, unter Anwendung der Tortur von ein paar gefangenen Missionsindianern das Geständnis zu erpressen, daß die Jesuiten sie zum bewaffneten Widerstande gegen die Gebote der verbündeten Monarchen aufgefordert und verhetzt hätten. Und als ein getaufter Guarani, Namens Nikolaus,

die Reste der Indianer, die sich dem Auswanderungsgebote dauernd widersetzten, zu einer vaterlands- und gesetzlosen Bande sammelte, mit der er den Raub- und Plünderungskrieg gegen die europäischen Niederlassungen auf beiden Seiten der Grenze fortsetzte, entstand jene Fabel von dem unabhängigen, keiner weltlichen Macht Gehorsam leistenden Reiche, welches angeblich die Jesuiten mit Hilfe der Eingebornen im Innern Südamerikas aufzurichten bemüht gewesen sein sollten. Für die von Pombal erstrebte und schließlich durchgesetzte Ausweisung der Jesuiten aus Portugal ist diese Anklage von großer Bedeutung gewesen; sie ist vielleicht auch nicht ganz ohne Einfluß geblieben auf die Erwägungen Karls III. und seiner Minister, als es galt, in dem in der ganzen Welt gegen die Gesellschaft Jesu entfachten Kampfe Stellung zu nehmen. Ernstlich hat jedenfalls weder Pombal noch sonst ein weitblickender und einsichtiger Staatsmann an eine derartige Anklage geglaubt; sie wurde höchstens als agitatorisches Mittel vorgeschützt, um die rein weltlichen, politischen Motive zu verhüllen, die im Grunde für die Ausweisung der Jesuiten aus Portugal und Spanien maßgebend gewesen sind.

Nunmehr, wo nur die eignen persönlichen Interessen in Frage standen, haben die Jesuiten auch nicht den mindesten Schein einer Berechtigung an den gegen ihre Missionsthätigkeit erhobenen Anklagen gelassen. In Brasilien wie in Paraguay haben sie sich *mit stummer Ergebenheit* dem Befehl *unterworfen*, der sie plötzlich und ohne alle Vorbereitung von dem Feld einer jahrhundertlangen, erfolgreichen Thätigkeit abberief. Selbst die unwürdig rachsüchtige Art und Weise, womit an vielen Stellen der Befehl der Regierung von den damit beauftragten Behörden durchgeführt wurde, hat sie auch nicht ein einziges Mal aus ihrer rein passiven Dulderrolle hinausgedrängt. Sie sind allerorten, gehorsam dem Befehle, gewichen: da, wo sie nur das Wohl ihrer Schutzbefohlenen bedroht, und da, wo sie für sich selbst Not und Tod als unvermeidlich voraussahen. In einer Beziehung aber hat sie die Geschichte unmittelbar gerechtfertigt. Wie man auch über ihr System bei der Behandlung der Eingebornen urteilen mag, jedenfalls hatten sie es verstanden, deren individuelles Wohlbefinden trefflich wahrzunehmen und sie zu unbedingt ergebenen und brauchbaren Unterthanen zu erziehen. Die aber ihre Erbschaft antraten, diese haben in wenigen Jahren die Indianer wieder allen unter den Jesuiten errungenen Kulturfortschritten entfremdet und durch eine falsche Behandlung wieder zu den unsteten Wilden gemacht, die sie überall da geblieben sind, wo die nackte Eigensucht des höher zivilisierten Europäers sich anmaßte, in dem geistig noch aus den Fesseln Jahrhunderte alter Vorurteile nicht herausgewachsenen Indianer ein Wesen geringerer Art sehen zu wollen.

Die Ausweisung der Jesuiten ist die letzte bedeutende Phase in der Eingebornenpolitik des lateinischen Amerika. Seitdem wurde auch im Gebiete der Missionen die Fürsorge für die Indianer ausschließlich den weltlichen Behörden übertragen. Während diese in den anderen Provinzen nach und nach gelernt hatten, die wohlmeinenden Absichten der Indianergesetzgebung thatsächlich zur Ausführung zu bringen, so machten diese Provinzen in der Behandlung der Eingebornen nun erst noch einmal den ganzen Weg durch, auf dem die anderen in natürlicher Entwickelung zur Toleranz gelangt waren. In den letzten Jahrzehnten der spanischen Kolonialherrschaft gab es im allgemeinen kaum noch begründete Klagen über die Lage der Indianer: eine gewisse *Unmündigkeit* und *Abhängigkeit* war, wo sie bestand, bei weitem mehr der Ausfluß der *natürlichen Veranlagung*, der Generationen alten *Gewöhnung*, als der einer mißbräuchlichen Anwendung der Gesetze. Ein volles Verständnis für die Voraussetzungen und Auffassungen der europäischen Kulturentwickelung ist dem größten Teile der Indianer Südamerikas auch heute noch nicht aufgegangen, obgleich er nun schon seit zwei Menschenaltern als

freier Bürger freier Republiken mit allen erdenklichen Garantien der persönlichen Freiheit ausgestattet ist. Das sind aber Zustände, die überall da unvermeidlich sich geltend gemacht haben und immer wieder mit Naturnotwendigkeit sich geltend machen werden, wo zwei Nationen mit vollkommen verschiedenen Kulturvoraussetzungen und mit so gewaltigen Unterschieden in dem Grade der Kultur aufeinanderstoßen. Einzelne besonders veranlagte Individuen mögen da vielleicht im stande sein, sich endlich zu einer vollkommen ebenbürtigen Kulturhöhe emporzuschwingen; die große Masse des minder zivilisierten Volkes wird stets in geistiger und darum auch in materieller Beziehung von dem höher gesitteten Volk abhängig bleiben. Alle Gleichstellung vor dem Gesetze wird für das minder gebildete Volk einen viel geringeren wirklichen Wert besitzen, als eine praktische Berücksichtigung des Gesichtspunktes, daß es eine Ehrenpflicht der höheren Gesittung ist, den Schwächeren liebevoll zu bevormunden.

D. Die spanische Handelspolitik.

Während man der Eingebornenpolitik der spanischen Regierung die Anerkennung nicht versagen kann, daß sie eine der erleuchtetsten und wohlmeinendsten gewesen ist, die irgendwo und irgendwann zur Anwendung gekommen ist, läßt sich von ihrer Handelspolitik ein Gleiches nicht behaupten. Daß zunächst der gesamte Verkehr mit den Kolonien in dem einen Hafenplatze Sevilla monopolisiert wurde, war ebensosehr ein Ausfluß der mit Kolumbus geschlossenen Abmachungen wie eine Nachahmung des portugiesischen Vorbildes. Der Entdecker hatte sich vertragsmäßig neben dem Rechte zur Beteiligung an allen ferneren kolonialen Fahrten einen Anteil an dem Reingewinn der gesamten kolonialen Unternehmungen ausbedungen. Zur Erfüllung dieser Verbindlichkeit war es ein unumgängliches Erfordernis, daß alle kolonialen Unternehmungen auf ihre Kosten und ihre Erträge hin streng kontrolliert wurden. Das wäre natürlich undurchführbar gewesen, wenn die für die Kolonien bestimmten Schiffe von jedem beliebigen Hafen der auf drei Seiten vom Meer umgebenen spanischen Halbinsel hätten auslaufen können. Nun hat es bekanntlich bis weit in das 16. Jahrhundert hinein gedauert, ehe zwischen der Regierung und den Erben des Kolumbus nach langem Prozessieren und nach wiederholten Vergleichen eine definitive Auseinandersetzung zu stande kam. Daß aber auch dann an dem ausschließlichen Verkehrsmonopol Sevillas und an den strengen Kontrollvorschriften festgehalten wurde, war jedenfalls eine Folge der staatsrechtlichen Anschauungen, welche über diesen Punkt bei der Regierung obwalteten. Die Lande, welche durch die Entdeckung des Kolumbus als ein integrierender Bestandteil der Krone Kastilien zuwuchsen, galten nicht so sehr als ein territorialer Zuwachs des Landes wie als eine Vermehrung der Krondomänen der kastilischen Könige. Diese Auffassung haben im 16. und 17. Jahrhundert alle Mächte geteilt, die überhaupt eine koloniale Politik betrieben; und ihre Reste lassen sich noch fast überall nachweisen. In Spanien haben sie sich noch so lebendig erhalten, daß nach drei Generationen von fortschrittlichen Revolutionen sich selbst das heutige Spanien noch nicht ganz davon losmachen kann.

Von solcher Rechtsanschauung aus stand es natürlich vollkommen im Belieben der Regierung oder derer, an welche die Regierung ihre Rechte abgetreten hatte, wen sie in den Kolonien, sei es zum Zwecke der Niederlassung, sei es zum Zwecke des Handels, zuzulassen für gut befand. Die Beschränkungen waren denn auch von Anfang an sehr zahlreich und sind mit Ausnahme einiger prinzipiellen, in den ersten Jahrzehnten angeordneten Erweiterungen lange, ja zu lange Zeit mit Strenge aufrecht erhalten worden. Zunächst besaßen, da die Kolonien der

Krone Kastilien zugehörten, nur die Kastilianer das natürliche Recht, drüben zu verkehren; doch ist dies schon 1495 auch den Aragonesen zugesprochen worden. Eine fernere Ausdehnung erfuhr das Recht einige Jahre nach der Thronbesteigung Karls V. Für den Entschluß, allen Unterthanen der vielen, von ihm beherrschten Reiche den Zutritt zu den Kolonien zu eröffnen, waren im wesentlichen Gesichtspunkte wirtschaftlicher Natur maßgebend. Spanien war in einem Augenblicke mit einem unendlich weitläufigen Kolonialbesitz beschenkt worden, in welchem diese Gabe für seine Entwickelung äußerst gefährlich werden konnte und mußte. Kaum war die politische Einheit des eigentlich spanischen Bodens durch die Beseitigung des letzten Maurenreiches hergestellt, kaum hatten Ferdinand und Isabella die ersten Schritte gethan, das durch den beständigen Kampf gegen den Halbmond in seiner wirtschaftlichen Entwickelung zurückgebliebene Land zu einer kräftigeren Entfaltung seiner natürlichen Hilfsquellen zu führen, da erstand dem heimischen Gewerbfleiß ein neuer gefährlicher Feind, der abermals Tausende um Tausende kräftiger Arme der keineswegs übermäßig dichten Bevölkerung der heimischen Arbeit entzog und durch den glücksspielartigen kolonialen Gewinn der langsamen, aber sicher fördernden Arbeit in Ackerbau und Gewerbe der Heimat eine bedenkliche Konkurrenz machte.

Unter so erschwerenden Umständen konnte denn auch das Mutterland, obwohl auf den von den katholischen Herrschern geschaffenen Grundlagen erfolgreich an der wirtschaftlichen Entwickelung fortgearbeitet wurde, die ausschließliche Versorgung des von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gewaltig sich ausdehnenden Kolonialgebietes nicht durchführen. Der Ausschluß aller Fremden ist von dem Erlaß des betreffenden Gesetzes an schon immer zu Gunsten derer durchbrochen worden, die es verstanden, in der Verfolgung ihrer eignen Vorteile auch die des Staates und der Kolonien wahrzunehmen. Daß Karl V., indem er die Neue Welt allen seinen Unterthanen öffnete, von dem Gesichtspunkte sich leiten ließ, für die Lösung der wirtschaftlichen Aufgaben, welche die Kolonien seiner Regierung stellten, neue Kräfte zu gewinnen, das dokumentiert sich besonders darin, daß er direkt die kräftigsten wirtschaftlichen Faktoren seiner außerspanischen Reiche: aus Deutschland die Hanse und die Augsburger Kaufherren, aus Italien besonders die Großkaufleute von Genua, zur Mitwirkung an den kolonialen Unternehmungen auffordern ließ.

Natürlich blieben aber auch für diese die Landesgesetze über den Verkehr mit den Kolonien maßgebend. Auch sie mußten mit ihren Schiffen und Waren erst in Sevilla einlaufen und den Eingangszoll entrichten, sich dem von der Casa de contratacion gehandhabten Registerzwang unterwerfen, nach welchem keine Person und kein Stück Ware in die Kolonien gebracht werden durfte, welches nicht zuvor allen gesetzlichen Anforderungen genügt hatte, und waren, wie die Spanier, verpflichtet, unter dem gleichen Registerzwang nach Sevilla zurückzukehren. Für die kostbarsten Artikel der Kolonien, besonders für die Edelmetalle, galt auch ihnen das Verbot, wonach diese nicht wieder aus Spanien hinausgelassen wurden. Daß sich diese Bestimmung auf die Dauer nicht streng aufrecht erhalten ließ, da Spanien mit seinen Kolonien und durch sie bedeutend mehr konsumierte, als es an Handelsartikeln an das Ausland zu liefern im stande war, wurde mit der Zeit auch der in merkantilistischen Anschauungen befangenen Regierung klar. Aber sie verstand es weder, diesem Übel abzuhelfen, noch vermochte sie einzusehen, daß durch die vollkommen veränderten Verhältnisse, wie sie die Edelmetallproduktion der Neuen Welt schuf, auch Gold und Silber zu dem Range von Waren herabsanken, deren Preisbewertung kein menschliches Gesetz zu fixieren im stande war. In den ersten Jahren war der Handel mit den Kolonien durch keinerlei Zölle beschwert. Als aber der Geschäftsverkehr erstarkte, wurden auch hier die Zölle eingeführt, wie sie zwischen den einzelnen spanischen Landesteilen

untereinander und sonst für Aus- und Einfuhr üblich waren. Die Edelmetalle wurden davon, da sie keine Ware waren, nicht betroffen; doch sicherte sich der Staat auch hier seinen Anteil, indem er von der Ausbeute der Edelmetallgewinnung einen doppelten Zehnten erhob.

Der Regierung mußte, besonders in der ersten Zeit, alles daran gelegen sein, den Verkehr mit den Kolonien zu beleben; sie erteilte deshalb durch die Casa de contratacion mit Bereitwilligkeit jedem Schiffe, das über den Ozean zu segeln beabsichtigte, die nötigen Pässe, verkaufte die Seekarten, so gut sie diese zu geben vermochte. Sie errichtete eine eigne Pilotenbehörde als Steuermannsschule und Prüfungsstelle. Von der Strenge des Gesetzes wurde in der ersten Zeit oft genug dispensiert: vorübergehend wurde die Zahl der Ausgangshäfen bedeutend erweitert, und die Kanarischen Inseln haben dauernd für die Ausfahrt die Befreiung von dem Anlaufen in Sevilla erlangt. Auch der Registerzwang wurde nicht allzu streng gehandhabt. Es war eine bekannte Thatsache, daß die heimkehrenden Schiffe oft einen erheblichen Teil ihrer kostbaren Ladung auf den portugiesischen Azoren heimlich absetzten, um ihn der Besteuerung zu hinterziehen; und noch Philipp II. hat in seinem ersten Regierungsjahre seine Räte angewiesen, nicht mit der vollen Strenge des Gesetzes gegen diese Praxis einzuschreiten, soweit die eignen Unterthanen daran beteiligt waren. Für die Kolonien waren die beschränkenden Bestimmungen natürlich besonders drückend. Indem sie die freie Konkurrenz ausschlossen, führten sie, in Verbindung mit dem verhältnismäßigen Überfluß an Gold und Silber dazu, daß die Preise zwischen Kolonie und Mutterland sich anfänglich fast wie 5:1 und noch im ausgehenden 16. Jahrhundert wie 3:1 stellten. Die Agitation für die Durchbrechung der Handelsschranken war denn auch von dort aus besonders lebhaft. Aber gerade die absolute Unmöglichkeit, in der weiten Ferne und bei der endlosen Ausdehnung der nur dünn bevölkerten Küste eine mißbräuchliche Anwendung etwa gewährter Erleichterungen zu kontrollieren, ließ die Regierung dort erst recht streng an dem Systeme des Registerzwanges festhalten.

Noch ehe neben Santo Domingo irgend ein Einfuhrhafen der Neuen Welt für die Zwecke des Handels von Bedeutung werden konnte, führten die politischen Verhältnisse des Mutterlandes zu einer neuen Organisation des Handelsverkehres mit den Kolonien, welche sich dem Kontrollsystem der Regierung außerordentlich dienlich erwies, ohne daß zunächst die damit verknüpften Nachteile den Kolonisten unmittelbar fühlbar geworden wären. Die Erfolge, welche die Spanier und Portugiesen mit Hilfe ihrer transatlantischen Seemacht erzielten, blieben nicht ohne Rückwirkung auf die übrigen europäischen Mächte. Französische und englische Schiffer, bei ihren ersten Fahrten oft noch von italienischen Piloten geführt, wagten es bald auch, den Ozean zu durchqueren; von ihren Entdeckungen in Nordamerika wird noch die Rede sein (vgl. S. 434). Solange Spanien mit der übrigen Welt in Frieden lebte und seine Kolonien für die gemachten Auslagen nur spärliche Entschädigung einbrachten, blieb diese Einmischung fremder Mächte in die koloniale Sphäre ziemlich bedeutungslos. Als aber unter Karl V. die Weltherrschaftspläne Spaniens immer schärfer zum Ausdruck gelangten, bildete sich ein heftiger Antagonismus zunächst gegen Frankreich, unter Philipp II. auch gegen England aus. Daraus entstand offene Feindschaft, die in Europa zu wiederholten Kriegen, auf dem Ozean zu kühnen Piratenfahrten und zuletzt jenseit des Ozeans zu jenen räuberischen Angriffen und Überfällen führten, unter denen die kolonialen Küstenplätze lange zu leiden hatten, bis es schließlich den fremden Mächten gelang, Stücke des alten spanischen Kolonialbesitzes an sich zu bringen.

Als sich diese Feindschaft zuerst durch die Wegnahme der einzeln und wehrlos zwischen Spanien und den Kolonien hin und her segelnden Schiffe fühlbar zu machen begann, erließ

Karl V. im Jahre 1526 die Verordnung, daß die Schiffe in Kriegszeiten nicht mehr vereinzelt, sondern zu widerstandsfähigen Flotten vereinigt, unter der Führung bewährter Seekapitäne auslaufen und ebenso zurückkehren sollten. Das ist der Ursprung der berühmten Flotas und Galeones, die zwei Jahrhunderte lang den Verkehr des spanischen Amerika mit der übrigen zivilisierten Welt ausschließlich vermittelt haben. Die Maßregel war zunächst nur mit Rücksicht auf die Sicherung des transozeanischen Verkehres eingeführt; daß sie aber auch den Zwecken der fiskalischen Kontrolle die ausgezeichnetsten Dienste leistete, ist gewiß sehr bald von allen beteiligten Organen empfunden und gewürdigt worden.

Als die Flotas eingeführt wurden, hatte die Ausbreitung der spanischen Rasse in der Neuen Welt ihr Ende noch nicht erreicht; es sind deshalb noch einige Phasen in der Entwickelung der Organisation des Handels durchlaufen worden, ehe die Institution ihre dauernde Gestaltung erfuhr. Dann aber sah sie ungefähr folgendermaßen aus. Alljährlich in den Monaten März und September sammelten sich die Schiffe, die nach Westindien zu fahren beabsichtigten, in Sevilla, oder, soweit ihnen das ihr Tiefgang nicht gestattete, in San Lucar de Barrameda oder später in Cadix. Es mußten ihrer mindestens zehn sein (sonst erhielt die Flotte überhaupt nicht die Erlaubnis zum Auslaufen); meist aber waren es zwischen 20 und 30, und in einzelnen Fällen bedeutend mehr. Bedurfte es doch im Jahre 1589 allein zum Transport dessen, was die Flotte nach Portobelo gebracht hatte, nicht weniger als 94 Fahrzeuge, die von Panama nach dem Süden gingen. Schiffe von weniger als 100 Tonnen waren im allgemeinen von der Teilnahme an der Indienfahrt ausgeschlossen; und alle, auch die schwer befrachteten Kauffahrteischiffe mußten mindestens 4 schwere und 16 leichte Geschütze, und jeder Mann an Bord mußte Waffen zum Nahkampfe führen. Zwei der größten Fahrzeuge wurden als Capitana und Almiranta ausgewählt; die erstere mit dem Höchstkommandierenden der ganzen Flotte an Bord fuhr voraus, das Admiralsschiff bildete die Nachhut und hatte besonders dafür zu sorgen, daß die Flotte zusammenblieb. Capitana und Almiranta waren stärker gerüstet als die anderen Schiffe und durften, um die Kampffähigkeit zu erhöhen, nicht in gleichem Maße befrachtet werden, wie die Kauffahrteischiffe. Außerdem aber wurde die Flotte anfänglich mindestens von einem, später meist von mehreren großen Schiffen, den Galeones, begleitet, deren Aufgabe vorwiegend darin bestand, für die Sicherheit der Flotte zu sorgen. Sie waren mindestens 200—300 Tonnen groß, stark armiert und durften nur wenig Ladung einnehmen. Gleichzeitig waren sie dazu bestimmt, das für die Krone an Steuern und Zöllen eingegangene Gold und Silber sicher nach Spanien zurückzubringen. In Kriegszeiten hielt man aber auch so die Indienflotten, von denen nach und nach fast der gesamte Wohlstand Spaniens abhing, für nicht genügend gesichert, sondern man rüstete dann noch mit den Erträgnissen einer zu diesem Zwecke dem Indienhandel auferlegten Zuschlagssteuer eine Schutzflotte von Galeeren und Galeonen aus, welche die Handelsflotten bis auf die hohe See hinaus begleitete und die Heimkehrenden von ebendort zurückholte. Endlich wurden jeder Flotte einige leichtere und kleinere Fahrzeuge, Avisos, beigegeben, deren Aufgabe es war, vorauszueilen, um etwa drohende Gefahren zu entdecken und hüben wie drüben die Behörden auf die Ankunft der Flotte vorzubereiten.

Die vereinigte Flotte lief von Sevilla nach Santo Domingo, wo die Kontrolle, der sie im Ausgangshafen unterworfen war, erneuert wurde. Dann trennten sich die Schiffe, welche über Puertorico und Havana nach Veracruz gingen: die sogenannte Flotte von Neuspanien, von denen, die zunächst über den Mexikanischen Golf nach Cartagena und dann nach Portobelo gingen, der sogenannten Festlandsflotte. Die letztere war die bei weitem bedeutendere; denn

sie brachte die Waren für den ganzen Südkontinent Amerikas hinüber. Es war nämlich allen Provinzen nicht nur jeder direkte Handelsverkehr mit dem Mutterland außer durch die Flotten untersagt, sondern auch gegeneinander waren die Provinzen durch Zollschranken und Handelsverbote derartig abgeschlossen, daß sie höchstens gewisse Erzeugnisse des eignen Bodens, niemals aber europäische Handelsartikel untereinander austauschen durften. Die Festlandsflotte versorgte nun von Portobelo aus zunächst Peru und Chile, demnächst aber sogar Tucuman und Paraguay, die Länder des heutigen Argentinien. Die Anomalie, daß die Waren für den Südosten Amerikas zweimal die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und dem Pazifischen Ozean überschreiten mußten, ehe sie den Ort ihrer Bestimmung erreichten, war dadurch entstanden, daß es lange Zeit an der Mündung des La Plata keine nennenswerte Ansiedelung gab. Buenos Aires war zwar schon einmal im Jahre 1535 gegründet, aber fast ebenso schnell wieder aufgelöst worden; erst im Jahre 1562 fand seine definitive Besiedelung statt. Diese blieb aber zunächst ohne Bedeutung: ihre große Entfernung von den Mittelpunkten der spanischen Kolonialverwaltung, die exponierte Lage an einer schwer zu verteidigenden Küste, endlich die unmittelbare Nachbarschaft der Portugiesen, die ja das gegenüberliegende Ufer der Bucht als ihr Gebiet beanspruchten, ließ es der spanischen Regierung nicht rätlich erscheinen, die Stadt als einen Hafenplatz im transozeanischen Handelsverkehr anzuerkennen. Das Gebiet ist erst 1617 als besonderer Kolonialdistrikt organisiert worden und dann noch längere Zeit der Sitz eines ausgebreiteten, aber ungesetzlichen Handelsverkehres mit den fremden Nationen gewesen, ehe sich die Regierung entschloß, im Anschluß an die Änderung des Verkehrs mit Chile und Peru um das Kap Hoorn herum, auch Buenos Aires unter die Plätze aufzunehmen, die von dem Verkehre der Flotten berührt wurden.

Bis dahin aber blieb der hauptsächliche Verkehr auf den Weg über Portobelo angewiesen. Dieser Platz besaß als Ansiedelung fast gar keine Bedeutung: er war sogar seiner ungesunden Lage wegen den größten Teil des Jahres fast unbewohnt. Nur zu der Zeit, wo die Ankunft der Flotte erwartet wurde, strömten dort die Kaufherren aus dem ganzen Südamerika zusammen; und während der vierzigtägigen Messen nach Ankunft der Flotte wurden hier die großartigsten Geschäfte und die wildesten Spekulationen von ganz Amerika gemacht. In der schnell erbauten Zelt- und Barackenstadt herrschte auf kurze Zeit ein luxuriöses Genußleben, wie es der leichterworbene Gewinn mit sich zu bringen pflegt; sobald aber die Flotte sich nach Schluß der Messe zum Heimweg rüstete, verschwand auch die Bevölkerung von Portobelo wieder, um erst nach einem halben oder vollen Jahr oder noch längerer Zeit dasselbe Bild zu erneuern. Mit der Regelmäßigkeit der Flotten sah es meist recht schlimm aus. An reiselustigen Schiffen fehlte es wohl niemals; dagegen hinderten elementare Ereignisse und politische Verwickelungen nicht selten die geregelte Durchführung der Flottenordnung. Mehr als einmal hat die Messe von Portobelo verschoben oder aufgehoben werden müssen, weil die dahin bestimmten Schiffe im Sturm untergegangen oder den feindlichen Kapern zum Opfer gefallen waren.

So kam es, daß, wenn man anfangs die fakultative Einführung der Flotten als einen Fortschritt freudig begrüßt hatte, nach und nach der Zwang der dem Bedürfnisse viel zu spärlich anlangenden Flotten als eine drückende Belästigung und vor allem als eine außerordentliche Verteuerung aller Handelsartikel empfunden ward. Allein die Regierung hielt wegen der stetig zunehmenden Unsicherheit des Meeres streng an den getroffenen Bestimmungen fest. Sie hätte sich vielleicht dazu bequemen können, die Ausfahrt der Flotten von Europa freizugeben, und hat in der That hierin einige Konzessionen gemacht; aber an der geschlossenen Rückkehr der

Flotten hatte sie ein so hervorragendes Interesse, daß sie darauf niemals verzichten zu können glaubte. Denn die Flotten bildeten ja das einzige Verkehrsmitel zwischen beiden Welten, die gesamte amtliche und private Korrespondenz wurde nur durch sie vermittelt, und, was noch wichtiger war, nur mit ihrer Hilfe gelangten die gesamten, für das Staatsbudget unentbehrlichen kolonialen Einkünfte in die Kassen des Staates. Zum Empfange der Flotten sandten sämtliche koloniale Behörden ihre Berichte und Abrechnungen nach den betreffenden Hafenplätzen. Dort wurden die Briefe und die Wertsachen den tüchtigsten und sichersten Schiffen anvertraut; und drei Monate nach dem Eintreffen in Santo Domingo waren die Schiffe der Neuspanien- und der Festlandsflotte angewiesen, sich in Havana wieder Rendezvous zu geben. Die Galeones und die gerüsteten Begleitungsschiffe benutzten die Zwischenzeit zu gelegentlichen Piratenjagden, bis sie dann bei der vereinigten Flotte wieder den Sicherheitsdienst übernahmen und mit den gleichen Vorsichts- und Sicherheitsmaßregeln durch den Bahamakanal ins offene Meer ausliefen und den Heimweg antraten. Dieser Teil der Reise war der bei weitem gefährlichere. Die politischen Feinde Spaniens sowohl als die freibeuterischen Seepiraten richteten stets ihre Aufmerksamkeit darauf, die heimkehrende Flotte, die wegen der Edelmetalltransporte ganz allgemein die Silberflotte hieß, abzufangen; was ihnen denn auch mehr als einmal gelungen ist: entweder ganz, meist aber nur teilweise.

Die Kolonien haben von Anfang an dem Mutterland allerlei Erzeugnisse geliefert. Neben den aus allen Teilen Amerikas vielfach ausgeführten Farbhölzern waren es anfänglich noch mancherlei Drogen, weiterhin in beträchtlichen Mengen besonders Zucker und Häute, womit die heimkehrenden Schiffe befrachtet wurden. Immer aber bestand der wertvollste Teil ihrer Ladung in Gold, in Silber, in Perlen und in Edelsteinen. Schon Kolumbus fand ja bei den Eingebornen Gold in bescheidenen Mengen. Sobald man sich überzeugt hatte, daß es einheimischen Ursprungs war, begann man auch danach zu waschen und zu graben. Die Goldminen, bei denen vermöge der primitiven Gewinnungsarten mit einem großen Aufwande von Arbeit verhältnismäßig wenig erreicht wurde, sind die eigentlichen Marterstellen der Indianer gewesen. Unter den Goldgräbern hat sich zu allen Zeiten und an allen Orten der Auswurf der menschlichen Gesellschaft gesammelt. Gegenüber diesen Elementen waren alle Gesetze zum Schutze der Eingebornen schon deshalb machtlos, weil jeder Beamte das eigne Leben aufs Spiel setzte, der dem Gesetz in dieser Gesellschaft Achtung zu erzwingen versuchte. In der ganzen Zeit der Conquista aber sind die eigentlichen Reichtümer nicht im Gold- und Silberbergbau erbeutet worden, sondern im Tauschhandel mit den Eingebornen. In voller Würdigung dieser Thatsache hat auch die Regierung stets bereitwillig den Edelmetallbergbau durch Gewährung von Steuernachlässen, durch Übersendung geübter, meist deutscher Bergleute begünstigt, während sie von dem durch Tauschhandel und auf Beutezügen gewonnenen Golde immer ihren Fünften begehrt und eingezogen hat.

Erst nach der Eroberung von Mexiko fand auch der Bergbau eine lohnende Bethätigung. Die Silberminen von Sultepeque und dann besonders die von Guanajuato ergaben Erze von solcher Reichhaltigkeit, daß sie dauernd abgebaut werden konnten. In Peru fanden die Spanier zunächst im Besitze der Eingebornen Schätze von fabelhaftem Werte. Aber hier wie in allen anderen Provinzen erschöpfte sich der durch Tausch zu erlangende Edelmetallvorrat verhältnismäßig bald; und die Aussichten des Gold- und Silberbergbaues waren zunächst entschieden ungünstiger als im Norden, bis im Jahre 1545 durch einen Zufall die Silberadern von Potosi entdeckt wurden. Dies Bergwerksgebiet erwies sich auf lange Zeit hinaus von einem

unglaublichen Reichtum; ihm in Verbindung mit den mexikanischen Silbergruben ist es hauptsächlich zu verdanken, daß sich die Edelmetallproduktion der Neuen Welt dauernd auf einer annähernd gleichbleibenden Höhe erhalten hat.

Die anfänglich üblichen primitiven Aufbereitungsarten ließen nur die Verarbeitung der reichsten Erze lohnend erscheinen; erst die Erfindung des Amalgamierungsprozesses machte es möglich, die Gesteine von Mexiko und Peru erschöpfender auszubeuten. Ein deutscher Bergmann, der durch das Ausbrennen der Quecksilbergruben von Almadén brotlos geworden war, ist nach den neuesten Untersuchungen der Erfinder der Amalgamierung gewesen. Er verband sich zur Verwertung seiner Erfindung mit dem Spanier Bartolomé de Medina. Da jedoch die Inquisition nur diesen, nicht aber seinen deutschen Lehrmeister nach Mexiko hinüberließ, so hat der Spanier so vollkommen den Entdeckerruhm für sich eingeheimst, daß nicht einmal der Name des Deutschen bekannt geworden ist. In Mexiko brachte das Verfahren der Silbergewinnung mit Quecksilber eine vollkommene Revolution im Bergwerksbetriebe hervor. Die Minenbesitzer versprachen, die Schiffe der Neuspanienflotte bis an die Masten mit Silber zu befrachten, wenn sie nur genügend Quecksilber erhalten könnten; und dessen Preis stieg auf einmal ganz enorm. Die Gruben von Almadén, die mächtigsten der Erde und neben denen von Idria die einzigen, die damals in Betrieb waren, wurden schon vorher monopolistisch ausgebeutet; nunmehr nahm die spanische Regierung auch für den Handel das Monopol in Anspruch. Die Gruben verpachtete sie an die Fugger, die mit einem intelligenten, mit deutschen Kräften betriebenen Ausbau ein halbes Jahrhundert lang annähernd 100 Prozent Gewinn dort erzielt haben; sie mußten aber das gesamte Ausbringen an die Regierung abtreten, die das Quecksilber in Amerika zum drei- bis vierfachen des Einkaufspreises an die Minenbesitzer abließ. Seitdem führten die Galeonen, die auf der Rückfahrt die Gold- und Silberschätze Amerikas heimbrachten, auf der Ausreise jährlich 3—5000 Zentner Quecksilber mit sich; und von 1563—1641, d. h. solange die Fugger die Gruben von Almadén in Pacht hatten, sollen mit den von ihnen erbauten 253,154 Zentnern Quecksilber Feinsilber im Werte von 253 Millionen Dukaten erbeutet worden sein, von denen der königliche Doppelzehnt allein über 50 Millionen Dukaten ausmachte.

E. Die Negersklaverei.

Es gab in dem gesamten Ausfuhrhandel, welchen Spanien mit seinen Kolonien unterhielt, nur noch einen Artikel, der sich an Bedeutung mit dem Quecksilber messen konnte, und das waren die Negersklaven. Es ist schon (S. 400) erwähnt worden, daß diesen durch die älteste Gesetzgebung der Zutritt zu den Kolonien verschlossen, die Regierung aber in der Gewährung von Ausnahmen nicht allzu streng war. Eine Rolle in dem Organismus der Kolonien und dem kolonialen Handel fingen die Neger erst dann zu spielen an, als Las Casas mit seinen unreifen philanthropischen Ideen die Einfuhr von Negersklaven als ein Mittel zur Befreiung der Indianer aus ihrer sklavenartigen Lage anempfahl. Wenn man, und das war die klare Absicht der spanischen Regierung, mit den Kolonien etwas anderes bezweckte, als die Errichtung von Stützpunkten für einen Tausch- und Handelsverkehr, wie ihn die Portugiesen in Afrika und in Indien betrieben, so mußte unzweifelhaft für die Beschaffung von Arbeitskräften gesorgt werden. Daß die Europäer dazu nicht ausreichten, lag auf der Hand. Einesteils reduzierte das Klima ihre Leistungsfähigkeit; zweitens aber war das Mißverhältnis zwischen der Zahl der europäischen Kolonisten und der Ausdehnung des Kolonialbesitzes derart, daß an die

Bewältigung kolonialer Siedelungsaufgaben lediglich mit europäischen Kräften nicht zu denken war. Zudem verbot die Auffassung, welche die spanische Regierung von ihren Aufgaben in den Kolonien hatte, eine Deportation zweifelhafter Elemente. Kolumbus wollte ja die Entdeckung Amerikas mit entlassenen Sträflingen wagen, und Portugal hat bei der abweichenden Methode seiner Kolonialpolitik etwas umfänglichere Versuche mit Verbrecherkolonien in Brasilien gemacht; die spanischen Gesetze aber gestatteten die Auswanderung nur den unbescholtenen Elementen der Nation, und die Regierung hat nur ganz vereinzelt auf Bitten bestimmter Kolonistengruppen Übelthäter nach Amerika transportiert. Selbst mit ihrer Hilfe aber wäre Bergbau, Viehzucht und Plantagenwirtschaft in den Kolonien nicht durchzuführen gewesen einfach deshalb, weil zu viel andere und höhere Arbeiten den Europäern verblieben. Wenn nun auch der Indianer, der mit seiner Indolenz und seinem Unabhängigkeitstriebe kaum dazu vermocht werden konnte, die Arbeit in europäischem Sinne freiwillig zu verrichten, ebenfalls jedem Druck entzogen werden sollte, so mußte eben ein anderes Arbeitselement den Kolonien zugeführt werden.

Der Vorschlag des Las Casas, sich dazu der Neger zu bedienen, die man im Süden der spanischen Halbinsel und auf den Inseln der afrikanischen Küsten schon vielfach in dieser Weise verwendete, fand bei der Regierung offene Ohren. In fiskalischem Interesse erhielt die Regierung nominell das Verbot der Negereinfuhr aufrecht; sie gestattete aber gegen die Erlegung bestimmter Gebühren einzelnen Personen oder Gesellschaften, jährlich eine bestimmte Zahl von Schwarzen nach den Häfen der Kolonien zu liefern. Die kolonialen Behörden hatte man selbst zur Berichterstattung darüber aufgefordert, wie hoch der jährliche Bedarf sich belaufen dürfte. Anfänglich wurde er auf 4000 Köpfe normiert. Im Laufe der langen Zeit, während welcher der Asiento, der Monopolvertrag über die Sklaveneinfuhr, bestanden hat, ist die Zahl verschiedentlich erhöht und herabgesetzt worden. Immer aber haben die Kolonisten darüber geklagt, daß die Versorgung der Neuen Welt mit Negersklaven hinter dem wirklichen Bedürfnisse weit zurückbleibe; und der Handel mit dieser kostbaren Ware ist zu allen Zeiten ein Lieblingsgeschäft des ungesetzlichen Handels, des von fremden Rhedern betriebenen Schmuggels gewesen. Jedenfalls hat der Gegenstand dauernd die Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch genommen.

Die Sklavenschiffe genossen insofern gewisse Vergünstigungen, als ihnen gegen Hinterlegung einer Kaution gestattet wurde, von der Guineaküste, wo sie von portugiesischen Händlern ihre schwarze Ware einhandelten, direkt nach Amerika zu segeln, wo ihnen einige wenige Häfen zur Landung der Schwarzen geöffnet waren. Für die Bedürfnisse ihres Geschäftsbetriebes und für den Rücktransport ihres Geschäftsgewinnes in Kolonialwaren genossen schon die ältesten Asentisten gewisse Vergünstigungen; doch blieben sie zur Rückkehr nach Sevilla und zur Registrierung wie alle anderen Händler verpflichtet. Da aber die Kontrolle weit schwieriger war als bei den Fahrten der Flotten und Galeonen, so wurden die Zollvergünstigungen der Asentisten sehr bald zur Umgehung der drückenden Kolonialhandelsgesetze und zu einem umfänglichen Schmuggel benutzt.

Wenn anfänglich das Sklavenmonopol in den Händen der Genuesen und der Deutschen noch verhältnismäßig wenig mißbraucht wurde und den legalen Handel wenig schädigte, so wurde das mit der Zeit anders, als andere, minder freundschaftlich gesinnte Nationen das Monopol in ihre Hände brachten. An sich war der Gedanke nicht übel, die ausschließliche Lizenz der Sklaveneinfuhr an ein portugiesisches Konsortium zu verpachten, da ja die Portugiesen im unbestrittenen Besitze der materia prima, der Neger selbst, waren. Sie erhielten den Asiento zu der Zeit, als Portugal durch Personalunion mit Spanien verbunden war, und

haben ihn noch über die Zeit des Abfalles der Braganza sich erhalten bis zur Anerkennung der portugiesischen Unabhängigkeit durch den Friedensvertrag von 1668. Dann haben vorübergehend die Kaufleute von Sevilla den Asiento an sich gebracht. Als aber mit dem Dynastiewechsel vom Jahre 1700 der französische Einfluß in Spanien allmächtig wurde, ließen sich die Franzosen auch dieses gewinnbringende Geschäft nicht entgehen. Die Guineagesellschaft, an der Ludwig XIV. persönlich beteiligt war, hat das Monopol des Sklavenhandels nach dem spanischen Amerika innegehabt, bis die politischen Verhältnisse Frankreich zum Rückzug nötigten.

Den Spaniern aber kam das nicht zu gute: der Friede von Utrecht stipulierte ausdrücklich als eine der Vertragsbedingungen die Überlassung des Asiento an die Engländer. In ihren Händen ist er jedenfalls am gründlichsten ausgebeutet worden. Sie ließen sich nämlich gleichzeitig das Recht gewährleisten, neben den Sklavenschiffen jährlich zwei Fahrzeuge von bescheidenen Dimensionen mit europäischen Handelsartikeln unter Vorzugsbedingungen nach den für den Handel aller anderen Nationen nach wie vor verschlossenen Kolonien zu senden. Man erzählt aber, daß diese Schiffe fast öffentlich und unter den Augen der spanischen Hafenbehörden, während sie bei Tage ihre erlaubte Ladung löschten, bei Nacht diese von größeren Schiffen, die nicht landeten, sondern scheinbar zwecklos auf der Rhede draußen lagen, wieder ergänzten, so daß sie oft das Drei- und Vierfache ihres wirklichen Fassungsvermögens auf diese Weise an Land gebracht haben. Das waren bedenkliche Übelstände, die denn auch Ferdinand VI. schließlich bewogen haben, den Asientovertrag mit den Engländern noch vor seinem gesetzlichen Endtermine zurückzukaufen. Daß aber die Regierung so lange sich zu diesem Schritte nicht entschließen konnte, lag nicht nur daran, daß sie unmittelbar an dem Gewinne der englischen Gesellschaft beteiligt war, nicht nur daran, daß einzig und allein die Engländer es erreicht haben, die bedungene Zahl von Sklaven und darüber wirklich den Kolonien zuzuführen, sondern vor allem an den großen Summen, welche dem Staatssäckel aus diesem Geschäft zuflossen und in den indischen Einkünften eine bedeutende Rolle spielten. Die anfängliche Kopfsteuer von 2 Dukaten, durch welche die ersten Inhaber des Handelsmonopols die Lizenz erkauften, war nach und nach auf 30—40 Dukaten erhöht worden. Das machte sich bei einer Einfuhr von 4000 bis 6000 Sklaven jährlich auch in dem kolonialen Budget des 18. Jahrhunderts bemerkbar, in welchem die Regalien aus der Edelmetallgewinnung erheblich zurückgegangen waren.

Welche Summen an Gold und Silber und anderen Wertobjekten dem spanischen Staat und Land aus seinem transatlantischen Kolonialbesitze zugeflossen sind, ist eine Frage, die vielfach erörtert worden ist, aber auf Grund der äußerst unvollkommenen Vorstellungen, die man bisher von dem Handel Spaniens mit seinen Kolonien besitzt, keineswegs verläßlich gelöst werden kann. Wie man behauptet, daß das spanische Amerika durch die Kolonialpolitik Spaniens um Jahrhunderte in seiner Entwickelung aufgehalten worden ist, so hat man den Edelmetallzufluß der Neuen Welt für den wirtschaftlichen Niedergang Spaniens verantwortlich machen wollen, indem man meint, das Gold der Neuen Welt habe Spanien korrumpiert und erstickt. Das eine wie das andere ist weit übertrieben. Wäre Spanien ein wirtschaftlich gesunder Staat gewesen, würde es an dem Überfluß von Gold und Silber so wenig zu Grunde gegangen sein, wie England von den Schätzen Indiens benachteiligt worden ist. Daß Spanien seinen Kolonien kein freieres eignes Leben gestattete, sondern in ihnen wesentlich eine Versorgungsanstalt für das Mutterland sah und sie bis in das 18. Jahrhundert hinein zu nichts anderem verwenden wollte, ist ein Standpunkt, den alle Kolonialmächte jener Zeit geteilt haben. Davon wären sie wohl auch heute noch nicht zurückgekommen, hätten ihnen nicht die gewaltigen revolutionären Bewegungen,

die in der Neuen Welt zur Losreißung der Vereinigten Staaten von England und fast des ganzen lateinischen Amerika von Spanien geführt haben, eine veränderte Politik aufgezwungen. Bis ins 18. Jahrhundert hinein haben die spanischen Kolonien ihren Zweck erfüllt. Sie versorgten das Mutterland mit den Geldmitteln, deren es für seine politische Stellung im europäischen Konzert unbedingt bedurfte, so reichlich, daß es den Neid aller anderen Länder erweckte und sie veranlaßte, einesteils selbst in koloniale Unternehmungen sich einzulassen, andernteils den Spaniern soviel wie möglich von ihren kolonialen Schätzen abzunehmen.

F. Die geschichtliche Entwickelung des spanischen Kolonialreiches.

Aus der Stellung, welche die spanischen Kolonien zum Mutterlande einnahmen, ergibt sich von selbst, daß sie *keine selbständige Geschichte* haben. Ihre Geschichte bestand in dem Wechsel der Beamten, in gelegentlichen Veränderungen ihrer administrativen Organisation, in den Maßregeln, die zur Förderung der wirtschaftlichen Interessen weit mehr des Mutterlandes als der der Kolonien ergriffen wurden. Ihre Abhängigkeit von Spanien brachte es aber auch mit sich, daß sie in alle politischen Verwickelungen des Mutterlandes mit hineingezogen wurden. Die Geschichte dessen, was die Kolonien als Teile des spanischen Weltreichs von dessen Gegnern zu leiden gehabt haben, ist das, was einer äußeren Geschichte der Kolonien am ähnlichsten sieht. Wenn Spanien mit seinen Nachbarstaaten in kriegerische Konflikte geriet, ließen diese es sich nicht leicht entgehen, durch Kaperschiffe den Handel und die Seemacht des Gegners an der lang ausgedehnten Seeküste zu schädigen. Es war im Jahre 1512, als solchen Angriffen der Franzosen auch Schiffe zum Opfer fielen, die von den Kolonien heimkehrend dem Hafen von Sevilla zustrebten. Unter der Regierung Karls V. und Philipps II. herrschte ununterbrochen ein bald offener, bald latenter Kriegszustand gegen Frankreich; und dieser wurde um so mehr auch auf die See hinausgetragen, als mittlerweile die Erschließung von Mexiko und Peru die kolonialen Handelsfahrzeuge zu begehrenswerteren Dingen gemacht hatte, als sie es im Anfange des Jahrhunderts gewesen waren.

Dieser Thatsache verschlossen sich aber auch die spanischen Regenten nicht. Die Angriffe der Feinde auf die Indienschiffe haben nicht wenig beigetragen zur Entfaltung der *maritimen Überlegenheit*, welche *Spanien* allen anderen Nationen gegenüber während des größten Teiles des 16. Jahrhunderts behauptet hat. Diese Überlegenheit wäre vielleicht noch fester begründet worden, hätte nicht Karl V. in den ausgebreiteten außerspanischen Besitzungen so bequeme Hilfskräfte zur Hand gehabt. Es ging hier, wie mit dem kolonialen Handel: indem Spanien im ersten Ansturm den Bedarf nicht befriedigen konnte, gestattete es den verbündeten Nationen, den Italienern, den Holländern, den Deutschen die Beteiligung am Seeverkehre. Bei der Fülle der Schätze, die das Land auch so noch aus seinen Kolonien zog, ließ es diese Einrichtung zu einer dauernden werden, ohne die verhängnisvollen Folgen zu bedenken, welche bei einer solchen Lage der Dinge aus dem Abfall der bisherigen Bundesgenossen sich ergeben mußten. Zunächst allerdings gelang es den Spaniern auf diese Weise leicht, sich zur herrschenden Seemacht zu erheben. Kein anderes Volk hätte es vor 1580 wagen können, der spanischen Flotte auf dem Ozean offen entgegenzutreten. Selbst in dem kleinen Seekriege, den die Kaperschiffe besonders der Franzosen gegen die Spanier führten, waren die letzteren anfangs zweifellos überlegen. Nur die außerordentlich ungünstige Lage, in der das Land mit seinen Kolonien sich den Feinden gegenüber befand, brachte es mit sich, daß diese trotz aller Verluste doch immer noch ihre Rechnung, und zwar eine sehr vorteilhafte, bei dem Kaperkriege fanden.

Die Einrichtung der geschlossenen Fahrten der kolonialen Handelsflotten und deren Begleitung durch die Küstengebiete durch Kriegsflotten vertrieben die Korsaren bald von der andalusischen Küste und dem Kap Sankt Vincent, wo sie zuerst den nach Sevilla heimkehrenden Schiffen oft hatten gefährlich werden können. Sie mußten den Schauplatz ihrer Thätigkeit weiter hinaus verlegen, wo die Küstengeschwader nicht so leicht den Handelsflotten zu Hilfe kommen konnten. Aber auch auf den Kanarischen Inseln, den Azoren und Capverden, welche sie sich demnächst als Stützpunkte auserwählten, war nicht ihres Bleibens. Die Verteidigungsmaßregeln der Spanier drängten selbst die Feinde schließlich dazu, die Beute dort zu suchen, wo auch die Spanier sie herbekamen: in den Kolonien. Die Wege, welche den Flotten vorgeschrieben und durch die Meeresströmungen bedingt waren, blieben ihnen nicht lange verborgen. Ebensowenig konnte es ihnen unbekannt bleiben, daß viele der kleineren Antilleninseln und selbst lange Küstenstrecken der größeren von den Kolonisten gänzlich aufgegeben waren und so jeder Kontrolle entbehrten, so daß die Kaperschiffe ohne Mühe in deren Häfen Zufluchtsstätten fanden, wo sie sich zum Überfalle rüsten, erlittene Schäden ausbessern und die gewonnene Beute in Sicherheit bringen konnten. Von dem Wegfangen der spanischen Schiffe in den transatlantischen Gewässern war es dann nur noch ein Schritt bis zu Angriff und Plünderung der kolonialen Ansiedelungen. Die ersten Akte einer offenen Feindseligkeit erfolgten während des dritten spanisch-französischen Krieges in den vierziger Jahren des 16. Jahrhunderts. Bald aber wurde die Kühnheit der unter heimlicher Beihilfe der französischen Regierung vorzüglich ausgerüsteten Korsaren so groß, daß sie nicht nur die kleinen, abseits liegenden kolonialen Küstenplätze plünderten und brandschatzten, sondern schon 1542 Santa Marta und Cartagena angriffen. Im Jahr 1555 bemächtigten sie sich der Hauptstadt von Cuba, Havana, und hielten sie 26 Tage lang besetzt. Diesen Verhältnissen gegenüber wußte die Regierung sich nicht anders zu helfen, als daß sie anordnete, die Küstenstädte, soweit dies irgend möglich, zu befestigen, wo das aber nicht angängig war, die Ansiedelungen am Meeresstrande aufzugeben und weiter in das Innere zu verlegen.

In dieser Zeit entstanden den Kolonien neue Feinde. Bisher waren es im wesentlichen nur die Franzosen gewesen, welche den kolonialen Handel und die kolonialen Ansiedelungen ihrer traditionellen Feinde nach Kräften schädigten. Aber nachdem Königin Elisabeth von England den Thron bestiegen, den Philipp II. mit ihrer Schwester geteilt hatte, wuchs die Spaltung zwischen England und Spanien von Jahr zu Jahr und ging desto mehr in offene Feindschaft über, je bestimmter Elisabeth mit ihren protestantischen Neigungen hervortrat. Die englische Marine stand damals noch weit hinter der spanischen zurück und konnte ihr die Herrschaft auf dem Ozeane nicht streitig machen; auch traten zunächst die englischen Seefahrer gar nicht direkt als Feinde der Spanier auf. Aber sie versuchten, die strenge Abschließung der spanischen Kolonien gegen allen direkten Verkehr mit der Alten Welt zu durchbrechen und verschmähten es dabei keineswegs, da, wo die Übermacht auf ihrer Seite war und die kolonialen Behörden sich trotzdem ihrem illegalen Handel widersetzten, zu offenem Angriff auf die Schiffe und bald auch auf die Ansiedelungen der Gegner überzugehen. Ihre Taktik bestand zumeist darin, daß sie zunächst an der Guineaküste eine Ladung Negersklaven von den Portugiesen zusammenplünderten; für diesen vielbegehrten Artikel durften sie sicher sein, oft selbst unter Duldung der spanischen Behörden, in den Kolonien Absatz zu finden. Dabei aber verstanden sie es vorzüglich, die Gelegenheit zu einem Handstreich zu erspähen; und war diese günstig, so waren sie auch nicht verlegen, die Spanier in solcher Weise zu provozieren, daß sie wenigstens den Vorwand geltend machen konnten, sie hätten nur zur Abwehr der Gewalt die Waffen ergriffen. Als

Sklavenschmuggler hat Richard Hawkins schon um 1530 begonnen, den Grund zu dem Reichtum zu legen, der es seinem berühmteren Sohne John Hawkins in späteren Jahren ermöglichte, das Kapern mit einer eignen Flottille zu betreiben. In den sechziger Jahren wurde diese Art des Handels von zahlreichen englischen Schiffen betrieben. Kam man an unbewohnte Küsten, so trieb man Tauschhandel mit den Eingebornen; in den spanischen Ansiedelungen erzwang man die Erlaubnis zum Handel, wenn sie nicht gutwillig gewährt wurde, durch Gewalt, die aber selten mehr als zum Scheine nötig war. Erhielten dann aber einmal die Spanier die Oberhand, so verfuhren sie freilich, wie Hawkins und Drake 1568 in Veracruz es kennen lernten, nicht eben sanft mit ihnen; dafür verschmähten aber bei günstiger Gelegenheit auch die Engländer einen wirklichen Überfall nicht, wie ihn Drake 1572 in Nombre de Dios und Panama, wenn auch ohne vollen Erfolg, versuchte. Wenige Jahre später drang derselbe Drake als erster Feind durch die Magalhäesstraße in den Pazifischen Ozean ein und plünderte die völlig schutzlosen Küstenplätze von Chile und Peru und machte kolossale Beute. Um sie nicht auf dem Rückwege der Gefahr des Verlustes an die überall ihm auflauernden Spanier auszusetzen, rettete er sie auf dem Weg um die Südspitze Afrikas glücklich nach London, wo ihn Königin Elisabeth trotz der spanischen Reklamationen für seine Räubereien mit dem Ritterschlag ehrte.

Hatte bis dahin der offiziell noch nicht gekündigte Friede zwischen Spanien und England den englischen Piraten noch einigermaßen Zurückhaltung auferlegt, so hörte auch diese letzte Rücksicht auf, als sich seit 1585 beide Länder in offenem Kriegszustande befanden. In diesem selben Jahre ging Drake mit 23 Schiffen und 2500 Mann in See und plünderte, von zahllosen Kapereien abgesehen, die Städte Santo Domingo und Cartagena, zerstörte San Agustin in Florida und brachte neben reichen Schätzen nicht weniger als 240 Kanonen heim, die er von den erbeuteten Schiffen und aus den eroberten Küstenplätzen weggeführt hatte. Seitdem verging bis zum Tode der Königin Elisabeth kaum ein Jahr, wo nicht mehr oder minder zahlreiche englische Flotten ausgelaufen wären, bald um die Küsten Spaniens zu plündern, bald um die Kolonien zu brandschatzen. In dem Kampfe gegen die unüberwindliche Armada haben die in den kühnen Kaperfahrten erprobten englischen Seeleute das Beste geleistet. Nachdem in diesem Kampfe der Nimbus geschwunden war, der bis dahin die spanische Seemacht umgeben hatte, begannen die Engländer ernstlich als Mitbewerber um die Herrschaft des Meeres aufzutreten. Dieser Wettstreit, der vor Dünkirchen begann, endete bei Trafalgar mit ihrem vollkommenen Siege. Den Grund zu Englands Stellung als Herrscherin der Meere haben die Seemänner gelegt, die wie die Hawkins und Drake als Schmuggler und Piraten begannen und so erst der Regierung das Bewußtsein dafür eröffneten, welche Bedeutung die Herrschaft des Meeres für den Wohlstand gerade eines so durch seine geographische Lage auf das Meer angewiesenen Staates wie England besaß. Dann machte Walter Raleigh die nautischen Bestrebungen durch seine bevorzugte Stellung als anerkannter Günstling der Königin Elisabeth gewissermaßen hoffähig. Von Raleigh selbst sind die ersten Versuche zur Kolonisation auf amerikanischem Boden, wenn auch zunächst ohne bleibenden Erfolg, unternommen worden. Die Züge, welche er 1595, 1597 und 1616 nach Guayana unternahm, waren auf dem Südkontinente die ersten ernstlichen Versuche der Ausländer, sich nicht nur der Küste zu bemächtigen, sondern auch in das Binnenland vorzudringen, und haben wie im Norden den Anstoß dazu gegeben, daß fremde Mächte es unternahmen, sich auch innerhalb der spanisch-portugiesischen Kolonialsphäre festzusetzen.

Inzwischen waren den Spaniern abermals neue Konkurrenten entstanden, und zwar um so gefährlichere, als sie zuvor als Unterthanen der spanischen Krone vollauf Gelegenheit gehabt

hatten, sich über alle Angelegenheiten des Kolonialhandels eingehend zu orientieren. Als die ersten Schiffe der damals noch nicht abgefallenen Niederlande ihre Handelsartikel nach Amerika brachten, empfanden die Kolonisten dies so sehr als einen Vorteil, daß sie in aller Form bei der spanischen Regierung dahin vorstellig wurden, sie möge den Niederländern wie den Bewohnern der Kanarischen Inseln das Vorrecht einräumen, bei der Ausfahrt direkt nach den Kolonien zu segeln, und nur für die Rückfahrt das Anlaufen von Sevilla obligatorisch machen. Dazu hat sich nun zwar der Indienrat niemals verstanden, wohl aber hat er vielfach den niederländischen, wie deutschen und italienischen Rhedern und Kaufherren die Erlaubnis zur Teilnahme am kolonialen Handel auch dann noch gestattet, als die generelle Erlaubnis Karls V. zu bestehen aufgehört hatte; und die kräftigen, seetüchtigen holländischen Hulke sind oft zu offiziellen Fahrten über den Ozean für den Dienst des Königs gemietet worden. Diese kommerzielle Begünstigung wurde arg gefährdet, als die protestantischen Provinzen sich gegen das spanische Joch erhoben; hier jedoch kam den Niederländern die Auffassung zu gute, von der aus Philipp II. den Aufstand betrachtete. Er wollte in den abgefallenen Provinzen noch immer nur seine, wenn auch rebellierenden Unterthanen sehen; als solchen gestattete er auch weiterhin den Rhedern und Schiffern der Nordprovinzen, die sich einer direkten Beteiligung an den Feindseligkeiten enthielten, die Teilnahme an dem spanischen und kolonialen Handel. So konnten holländische Schiffe nach wie vor in Sevilla und in den Kolonien offen und unter der spanischen Flagge ihren Geschäften nachgehen, obwohl es offenkundig war, daß das so gewonnene Gold in die Kassen der Aufständischen floß. Erst im Jahre 1603 wurde diese Abnormität wenigstens teilweise beseitigt, indem der niederländische Handel mit einem besonderen Zoll von 30 Prozent ad valorem belastet wurde; aber auch dieser wurde während des 12jährigen Waffenstillstandes (1609—1621) wieder aufgehoben. Trotzdem versuchten die Niederländer neben dem offiziellen gesetzlichen Handel schon frühzeitig auch auf ungesetzlichem Wege sich aus den Kolonien zu bereichern; bald dadurch, daß sie spanische Schiffe kaperten, bald, indem sie mit Umgehung des Registerzwanges direkt nach Amerika handelten: teils mit den spanisch-portugiesischen Ansiedelungen, häufiger aber noch mit den Indianern der noch nicht besiedelten Gebiete. Daß sie sich wie die Engländer besonders dem Küstenstriche zwischen Orinoko und Amazonas zuwendeten, war wohl die Folge davon, daß auch sie noch an die Legende von dem zwischen diesen Strömen gesuchten Dorado glaubten, obwohl sie gleich anfangs mit dem ihrem Volk eignen nüchternen Sinn über dem Suchen nach Schätzen die Wahrnehmung eines geringeren, aber sicheren Gewinnes nicht aus den Augen verloren.

Die eigentliche Thätigkeit der Niederländer als Kolonisten in Amerika beginnt jedoch erst mit dem Wiederausbruch des Krieges gegen Spanien. Damals, im Jahre 1621, wurde nach dem Vorbilde der Ostindischen auch eine Westindische Kompanie gebildet, die zwar zunächst ihre Aufgabe mehr darin suchte, die spanisch-portugiesischen Kolonien zu plündern und zu schädigen, daneben aber auch eine Reihe kleiner Ansiedelungen am Oyapok, am Berbice, am Essequibo anlegte, aus denen nachmals die Kolonie des holländischen Guayana entstanden ist. Bekannter freilich hat sich die Westindische Kompanie durch ihre Angriffe auf das damals dem Könige von Spanien noch unterworfene Brasilien gemacht. Es gelang ihnen überraschend schnell, in den 30er Jahren des 17. Jahrhunderts in Olinda und Recife festen Fuß zu fassen und nach und nach die Portugiesen fast ganz aus den vier nördlichen Provinzen Brasiliens zu verdrängen. Durch eine kluge Politik nationaler und religiöser Duldung brachte es die Gesellschaft dahin, daß der größte Teil der alten Ansiedler die neue Ordnung der Dinge bedingungslos anerkannte

und ihre Dienste dem neuen Gemeinwesen erhielt, das zunächst rasch emporblühte und sich unschwer der spanisch-portugiesischen Angriffe erwehrte. Die Blütezeit der Kolonie ist die Regentschaftszeit des Grafen Johann Moritz von Nassau (1637—44), der in seiner Residenz, der Moritzstadt, nicht nur einen Mittelpunkt für den Handel, sondern auch eine Heimat für ernstliche wissenschaftliche Studien schuf, wie sie bis dahin kaum anderswo auf amerikanischem Boden betrieben worden waren. Hier griffen erst die veränderten politischen Verhältnisse störend ein, als Portugal 1640 von Spanien abfiel und mit den Niederlanden ein Bündnis schloß. Die Westindische Kompanie hielt zwar anfänglich den Anspruch auf ihre brasilischen Eroberungen aufrecht und wurde von den Generalstaaten darin unterstützt. Auf die Dauer aber erlahmte doch der Eifer für die Bewahrung des streitigen Besitzes, so daß es der seit 1640 wesentlich erstarkten portugiesischen Partei der Kolonie nach und nach gelang, die Holländer immer mehr auf die Küste zu beschränken und schließlich auch diese mit Hilfe einer portugiesischen Flotte zurückzuerobern. In dem Frieden von 1661 verzichteten die Holländer auch offiziell gegen eine Geldentschädigung auf alle ihre brasilischen Ansprüche. Seitdem wendete sich die Aufmerksamkeit wieder mehr der sogenannten wilden Küste von Guayana zu. Die älteren dortigen Ansiedelungen von Berbice und Essequibo sind zwar 1814 an die Engländer abgetreten worden; dagegen besitzen die Niederlande in Surinam noch heute einen Rest der unter den Auspizien der Westindischen Kompanie kolonisierten Ländereien (s. die Karten bei S. 525).

Das Beispiel, welches die Niederländer mit der Begründung staatlich geförderter Handelsgesellschaften gegeben hatten, erregte die Aufmerksamkeit des übrigen Europa ganz besonders durch die großen Erfolge ihrer Ostindienkompanie. Fast gleichzeitig mit der Errichtung der Westindischen Gesellschaft begründeten auch die Franzosen eine privilegierte Handelsgesellschaft unter dem Titel Kompanie der amerikanischen Inseln. Dieser, obwohl ihr erster Besitz das heute englische Saint Christopher war, dankt Frankreich seine gegenwärtigen westindischen Kolonien: Martinique, Guadeloupe und ihre kleineren Dependenzen. Ihr Schicksal hat freilich vielfach gewechselt, ehe sie in die direkte Verwaltung des Staates gelangt sind. Die erste Gesellschaft brach schon um 1650 zusammen und rettete sich nur dadurch vor völligem Bankrott, daß sie ihre territorialen Rechte an einzelne Grundherren verkaufte, die dort eine Zeit lang, wie in den portugiesischen und nordamerikanischen Capitanien, eine nur wenig beschränkte Souveränität ausgeübt haben. Dann aber nahm Colbert mit großem Eifer das System der privilegierten Gesellschaften wieder auf, kaufte die westindischen Inseln zurück und übergab sie mit anderen Territorien und Rechten der französischen Westindienkompanie, die an den Folgen der politischen Verwickelungen in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts gleichfalls wieder zu Grunde gegangen ist. Auch Dänemark und vorübergehend Schweden haben durch privilegierte Handelsgesellschaften ihre kolonialen Besitzungen in dem Antillenmeer erworben und teilweise auch zu behaupten versucht; und obgleich bei den Engländern der Anstoß zu kolonialer Bethätigung auf dem Wege der persönlichen Einzelinitiative erfolgt war, so hat doch auch ihnen erst die Zusammenfassung der Kräfte in privilegierten Handelsgesellschaften größere Erfolge eingebracht.

Die gewaltige Ausdehnung des spanischen Kolonialreiches hatte die unvermeidliche Folge gehabt, daß die mit natürlichen Schätzen nur mäßig gesegneten kleinen Antilleninseln, obgleich sie das erste von Kolumbus entdeckte Land der Neuen Welt waren, bald gänzlich vernachlässigt wurden. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts waren sie noch gelegentlich von spanischen Sklavenjägern besucht worden. Als diese aber bei solchen Zügen ihre Rechnung nicht mehr fanden, blieben die meisten kleineren Inseln gänzlich unbewohnt und dienten höchstens als

Schlupfwinkel für die Freibeuter aller Nationen, welche den spanischen Schiffen auflauerten. Kein Wunder, daß dann in einer Zeit, wo durch das Beispiel der Holländer bei allen Nationen der Wunsch nach kolonialen Erwerbungen rege gemacht wurde, die verlassenen Inseln als geeignete Objekte dafür angesehen wurden. So hatten schon 1605 einige Engländer von der völlig verlassenen Insel Barbados Besitz ergriffen, zunächst allerdings, ohne sie zu kolonisieren; nachdem aber Saint Kitts (Saint Christopher) 1623 als Ansiedelung entstanden war, fand sich auch für Barbados ein Liebhaber, der sich die Insel und den Handel dahin vom König als Capitanie privilegieren ließ. Während der nächsten Jahre nahmen Engländer, Franzosen und Holländer fast alle die kleineren Antilleninseln in Besitz. Eine weitere Ausdehnung erreichte der englische Kolonialbesitz zu Zeiten Cromwells. Der Lord-Protektor machte im Jahre 1655 mit bedeutendem Aufgebote von Kampfmitteln einen Angriff auf Santo Domingo, der dort zwar abgeschlagen wurde, erfolgreicher aber in Jamaica war, das dauernd in den Besitz der Engländer geriet. Bis dahin betrachtete Spanien noch alle die fremden Niederlassungen als Eingriffe in seinen Machtbereich. Erst 1670 erkannte es in dem mit England geschlossenen Frieden auch dessen koloniale Erwerbungen als zu Recht bestehend an; ein Vorgang, der sich Frankreich gegenüber in den nächsten Friedensschlüssen wiederholte.

Trotzdem war dies für das Antillengebiet die rechtloseste Zeit. Engländer und Franzosen hatten die eigentümliche Praxis befolgt, den Ansiedlern dadurch Arbeitskräfte zuzuführen, daß sie Verbrecher unter der Bedingung deportierten, eine gewisse Zahl von Jahren den Kolonisten Zwangsarbeit zu leisten. Waren auch darunter viele wegen politischer oder religiöser Vergehungen Verurteilte, so fehlte es doch auch nicht an Elementen der schlechtesten Art, die von der wiedererlangten Freiheit den schlimmsten Gebrauch machten. Aus ihren Reihen rekrutierten sich die vielgenannten Buccaniers und Flibustier, die als Seepiraten in der Zeit, wo die europäischen Handelsgesellschaften fast ganz danieder lagen und auch die Engländer durch die Kriege der Heimat fast ausschließlich in Anspruch genommen wurden, nicht nur der Schrecken des Antillenmeeres waren, sondern mit ihren kühnen Überfällen der spanischen Kolonialküsten bis in den Pazifischen Ozean hinaus die Zeiten von Hawkins und Drake wieder aufleben ließen. Diese heimat- und gesetzlosen Räuberbanden setzten sich zusammen aus Unterthanen von aller Herren Ländern; nur Spanier konnten in ihrer Gesellschaft keinen Platz finden: während sie mit den anderen Nationen friedlich verkehrten, verfolgten sie alles Spanische mit dem grausamsten Hasse. Die Feinde Spaniens haben sich ihrer deshalb mehrfach bedient und sie teilweise geschützt; ebendeshalb aber hat die Änderung der politischen Konstellation, wie sie die Thronbesteigung der Bourbonen in Spanien mit sich brachte, ihrem Treiben ein baldiges Ende bereitet. Die Flibustier haben sich dann, je nach dem Vorwiegen der betreffenden Nationalität, den Engländern oder Franzosen angeschlossen; ihre besseren Elemente sind unter den Ansiedlern aufgegangen, während die unverbesserlichen nach und nach ihrem Gewerbe zum Opfer fielen oder von der verdienten Strafe erreicht wurden.

Der Übergang des spanischen Weltreiches von der habsburgischen an die bourbonische Dynastie, der in Europa einen mehr als zehnjährigen Weltbrand entfachte, ging an den Kolonien ohne ernstere Erschütterungen vorüber. Diese begnügten sich damit, wie einst bei der Angliederung und bei dem Abfalle Portugals, bedingungslos die Konsequenzen aus den Geschehnissen des Mutterlandes auf sich zu nehmen: ein Beweis dafür, daß sie noch immer durchaus nicht zu einem eignen Leben erwacht waren. In den ersten Jahrzehnten war die Politik des neuen Herrschergeschlechtes vollauf von den europäischen Angelegenheiten in Anspruch genommen.

Erst, als man dort nach mannigfachen Abenteuern erkennen gelernt hatte, daß Spanien, um im Rate der Mächte einen seiner großen Vergangenheit entsprechenden Platz einnehmen zu können, vor allem einer Reorganisation von innen heraus bedürfe, gewannen auch die Kolonien in den Augen der Regierung einen höheren Wert. Obwohl die spanischen Bourbonen durch den Druck der Verhältnisse sich überraschend schnell nationalisierten, so drang doch viel französischer Geist mit ihnen in das bis dahin merkwürdig geistig abgeschlossene Land ein. Jedenfalls ist die Umwälzung, welche das System der Kolonialverwaltung unter Ferdinand VI. und Karl III. erfuhr, im wesentlichen das Produkt französischer Ideen.

Die veränderten Handels- und Verkehrsverhältnisse hatten inzwischen bewirkt, daß das Mutterland in demselben Maße wie die Kolonien unter den Beschränkungen litt, durch welche der koloniale Handel gefesselt war. Die erste Bresche in das alte System war noch unwesentlicher Art. Für einen großen transatlantischen Verkehr, wie er sich im 18. Jahrhundert entwickelte, war Sevilla nicht der geeignete Ausgangspunkt. Ob sich wirklich das Fahrwasser im unteren Guadalquivir durch Vernachlässigung wesentlich verschlechtert hatte oder nicht, spielt dabei kaum eine Rolle. Aber die Zeiten, in welchen die Karavelle als das geeignetste Fahrzeug für den Kolonialverkehr angesehen wurde, waren unwiderbringlich vorüber; und für die großen Ozeanschiffe, mit denen man längst sich befreundet hatte, bedeutete der Registerzwang in Sevilla nur Aufenthalt und Unzuträglichkeiten. Es war daher, wenn auch kein wirklicher Fortschritt, so doch ein Anpassen an die wirklichen Bedürfnisse, daß 1715 der Stapel des Indienhandels nach Cadiz verlegt wurde, dessen Bucht und Hafen auch die größten Fahrzeuge und Flotten aufzunehmen vermochte.

Bald wurde das Monopol des Indienhandels überhaupt ernstlich angegriffen. Es war ein von der Regierung selbst schwer empfundener Anachronismus, daß noch immer der Verkehr zwischen Mutterland und Kolonien im wesentlichen an die jährlich höchstens zwei Mal verkehrenden Flotten gebunden war. Auch auf politischem Gebiete begann sich ein Gefühl von dem Werte der Zeit geltend zu machen; ganz abgesehen davon, daß der wirtschaftliche Aufschwung der Kolonien schon längst es unmöglich fand, seine Bedürfnisse durch die selten und unsicher eintreffenden Flotten zu decken und deshalb in ausgedehntem Maß einen ungesetzlichen Handelsverkehr zu Hilfe nahm. Es wurde deshalb hüben wie drüben als ein wohlthätiger Fortschritt empfunden, daß unter Ferdinand VI. von Coruña aus ein einmonatiger Verkehr durch einzelne schnellsegelnde Fahrzeuge zwischen Spanien und Amerika eingerichtet wurde, die zwar in erster Linie den Bedürfnissen der Verwaltung dienten, aber, soweit verfügbarer Laderaum vorhanden war, auch dem privaten Handel zugänglich waren. Auf die an sich in ihrer Bedeutung stark zurückgegangenen Flotten blieb die Maßregel fast ganz ohne Einfluß; sie hatte aber die günstige Wirkung, daß die Möglichkeit, die Bedürfnisse der Kolonien auf gesetzlichem Wege besser zu befriedigen, dem Schmuggelhandel der Fremden hemmend entgegentrat.

Die günstigen Erfahrungen, die dabei gemacht wurden, gaben endlich der aufgeklärten Regierung Karls III. den Mut, mit dem bisherigen Systeme vollständig zu brechen. Im Jahre 1774 wurde mit gewissen Beschränkungen, welche den Schutz der spanischen Produktion bezweckten, der Handel der Kolonialprovinzen untereinander freigegeben und damit den Anfängen einer kolonialen Industrie ein weites Feld der Bethätigung eingeräumt. Vier Jahre später, 1778, erfuhr dann auch der transatlantische Handel eine völlige Umgestaltung. Der Verkehr der Flotten ward eingestellt, das Monopol von Cadiz-Sevilla aufgehoben und an dessen Stelle bestimmt, daß die neun wichtigsten Häfen des Mutterlandes

das Recht haben sollten, Schiffe nach den Kolonien auslaufen zu lassen, während jenseits des Ozeans nicht weniger als 22 Hafenplätze dem direkten Verkehre mit Spanien eröffnet wurden. Gleichzeitig wurde ein neuer, den Verhältnissen klug angepaßter Zolltarif für diesen Handel aufgestellt, so daß, wenn auch noch immer der Schmuggel der Engländer und Portugiesen nicht ganz unterdrückt werden konnte, doch nun wieder der wesentlichste Teil des Handelsverkehres in gesetzliche Bahnen einlenkte.

Damit fielen auch die den Bedürfnissen längst nicht mehr entsprechenden Messen von Portobelo weg; und der Handelsverkehr, der einst von Panama über Peru und Chile seinen Weg nach Tucuman und Buenos Aires genommen hatte, erfuhr jetzt eine vollkommene Umwälzung. Buenos Aires wurde durch die neuen Verordnungen, wie es seine natürliche Lage mit sich brachte, der bevorzugte Hafen für den Verkehr der südlichen Kolonien mit Spanien; die für Chile und Peru bestimmten Schiffe nahmen jetzt, nachdem sie Buenos Aires angelaufen, den Weg um das Kap Horn, um die Häfen des Pazifischen Ozeans zu erreichen. Bis dahin war die Provinz Buenos Aires ein Stief- und Sorgenkind der Regierung gewesen; unter den neuen Gesetzen aber nahm es durch den Reichtum seiner Plantagen- und Herdenwirtschaft rasch einen ebenbürtigen Platz neben den reichsten Kolonialprovinzen Spaniens ein.

Die Erleichterung des Verkehres führte einen bedeutenden Aufschwung des Handels herbei. Der Farmer und der Pflanzer fanden nunmehr leichter einen lohnenden Absatz für die Produkte, welche der üppig fruchtbare Boden sich in fast unbeschränkter Massenhaftigkeit entlocken ließ. So wirkte der erleichterte Handel mächtig zurück auf die Bodenwirtschaft und die Industrie. Zudem ließ es besonders unter Karl III. die Regierung sich eifrig angelegen sein, das nachzuholen, was bei jahrhundertelangem Beharren in einer und derselben Gebarung versäumt worden war. Wissenschaftliche Expeditionen wurden ausgesendet, um nicht nur von den Küsten, sondern von der gesamten Oberfläche der Länder genaue Aufnahmen zu machen; sie hatten gleichzeitig die Aufgabe, die mineralogischen, botanischen und zoologischen Eigentümlichkeiten der Neuen Welt eingehend zu untersuchen. So entstanden die großen Sammlungen der Kolonialerzeugnisse in Madrid, die Vorläufer unserer botanischen Gärten und unserer naturhistorischen Museen. Diese Forschungen haben die Wissenschaft um manches heute unentbehrliche Erzeugnis bereichert; ihnen verdanken wir das Chinin, dessen Gewinnung eine Industrie tief hineingetragen hat in Gebiete, denen der europäische Ansiedler vordem kein anderes Interesse abzugewinnen verstanden hatte. Wie tiefgreifend diese Dinge auf die ganze Menschheit eingewirkt, welche unvergeßlichen Thaten der Wissenschaft sie gezeitigt haben, das wird durch einen einzigen Namen genügend charakterisiert: im Auftrage der spanischen Regierung hat Alexander von Humboldt seine mehrjährigen Reisen in Zentral- und Südamerika unternommen. Die wissenschaftliche Verarbeitung dieser Reisen leitet eine neue Epoche in der Geschichte der Geographie und der Naturwissenschaften ein, die durch ihn in die neuen Bahnen gelenkt worden sind, in denen sie noch heute wandeln.

Auf diesem Felde war die spanische Kolonialpolitik der erleuchtetsten eine. Nur auf dem Gebiete der Verwaltung vermochte sie, noch immer zu befangen in den Ideen der Vergangenheit, sich nicht zu einer Durchbrechung des alten Systemes aufzuraffen. Das mußte sich um so mehr an ihr rächen, als auch in der Alten Welt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein ungeheuerer, in überstürzender Entwickelung fortschreitender geistiger Umschwung sich vollzog, der von Tag zu Tag die Kluft zwischen den Zuständen in den Kolonien und den Forderungen des Zeitgeistes weiter und weiter aufriß. Diese zu überbrücken erschien schon nach kurzer Zeit auf dem

Weg einer normalen Fortbildung fast unmöglich; es wäre auch dann wohl unausführbar gewesen, wenn nicht politische Umstände dazu geführt hätten, daß eine plötzliche Katastrophe, für beide Teile Unheil bringend, das Band nationaler Zusammengehörigkeit zerrissen und damit der wechselseitigen Einwirkung von Mutterland und Kolonien aufeinander ein Ende bereitet hätte.

6. Das englische Kolonialreich.

A. Die Entschleierung des nördlichen Kontinents.

Der nordamerikanische Kontinent, und besonders dessen östliche Küstenlandschaften, sind während des 16. Jahrhunderts der Tummelplatz für die Entdecker aller Nationen gewesen, ohne daß es doch mehrere Generationen hindurch zu einer wirklichen, durch dauernde Ansiedelungen gesicherten Besitzergreifung durch eine der rivalisierenden Mächte gekommen wäre. Der Grund dafür lag in dem wenig verheißungsvollen äußeren Anblicke, welchen die Küste bot, an der man wohl ein angenehmes Klima, grüne Wiesen, mächtige Wälder entdeckte, aber auch kräftige und kriegerische Eingeborne, welche sich dem Landen der Fremden ernstlich widersetzten, dabei aber in der Einfachheit ihrer Sitten und der Dürftigkeit ihres Besitzes deutlich verrieten, daß mühelos zu gewinnende Schätze in diesen Ländern nicht vorhanden waren. So begnügten sich die verschiedenen Expeditionen in rein platonischer Weise von dem Land im Namen ihrer jeweiligen Souveräne Besitz zu ergreifen; aber weder Spanien noch Portugal fand sich veranlaßt, ernstlich dagegen Einspruch zu erheben, daß Landstriche ihrer Entdeckungssphären jahrzehntelang als englische oder französische Gebiete auf den Landkarten ausgegeben wurden.

Die ersten Europäer, die den Boden Nordamerikas betreten hatten, waren die Wikinger gewesen, die mit Leif Erikson und Thorfinn Karlsefne um das Jahr 1000 auf der Fahrt von Island nach Grönland dorthin verschlagen wurden. Allein ihre vorübergehenden Niederlassungen in Vinland, Markland und Huitramannaland waren längst dem Gedächtnis der Menschen wieder entschwunden, als die That des Kolumbus eine Neue Welt enthüllte. Erst die Bemühungen, die der Entdecker selbst jahrelang vor der Verwirklichung seiner Hoffnungen an den verschiedenen Höfen Westeuropas gemacht hatte, um diese für sein Projekt zu interessieren, waren die Veranlassung, daß man seinem Erfolge dort große Aufmerksamkeit zuwendete und schon wenige Jahre später begann, sich an der Erschließung der Neuen Welt zu beteiligen.

Der Ruhm unter den damaligen Entdeckern als erster den nordamerikanischen Kontinent erreicht zu haben, gebührt dem Giovanni Gabotto, oder, wie er in England sich nannte, John Cabot. Er wurde im Jahre 1497 von König Heinrich VII. ausdrücklich in der Absicht entsendet, nach dem Vorgange des Kolumbus den Weg zu den Schätzen Indiens in westlicher Fahrt zu suchen, und wenn er unbekannte Lande finden würde, diese für England in Besitz zu nehmen. In der Erfüllung dieses Auftrages hat John Cabot in den Jahren 1497 und 1498 zweimal zwischen England und Nordamerika den in diesen Breiten ja wesentlich schmäleren Ozean gekreuzt. Das erste Mal ist er an der Küste von Labrador gelandet und hat diese in nördlicher Richtung verfolgt; seine zweite Überfahrt brachte ihn an einem etwas südlicheren Punkt an die Küste Amerikas, und in südlicher Richtung hat er damals vermutlich die ganze Küste der heutigen Vereinigten Staaten bis in die Höhe von Florida in flüchtiger Fahrt verfolgt.

Dann haben aber fast ein Jahrhundert lang die Engländer dies Land, in welchem ihrer Rasse eine so große Zukunft beschieden sein sollte, kaum mehr beachtet, als daß auch sie gelegentlich

Schiffe nach den unerschöpflichen Fischereigründen der Neufundlandbänke entsandt haben. Aber selbst dort waren ihnen die meisten anderen Nationen zunächst überlegen. Die Kunde von Cabots Landung ließ die Portugiesen erkennen, daß, wie im Süden Brasilien, so auch im Norden unbekannte Ländermassen vorhanden waren, die nach der Abgrenzung der Entdeckungssphären ihnen zugehörten. Dies war jedenfalls die Veranlassung für die Fahrten der Brüder Gaspar und Miguel Cortereal. Sie waren von dem Könige Manuel mit Privilegien ausgerüstet, die ihnen das ausschließliche Besitz- und Handelsrecht zusprachen an den Ländern, welche sie im Norden der spanischen Kolonialsphäre und diesseit der vereinbarten Demarkationslinie finden würden. Diese Ansprüche sind in ihrem Besitz und dem ihrer Erben mindestens bis 1579 geblieben und anerkannt worden, obwohl es auch von seiten der Portugiesen niemals zu einer ernstlichen Besiedelung der entdeckten Gebiete gekommen ist. Auf seiner ersten Fahrt im Jahre 1500 entdeckte Gaspar Cortereal die Insel Neufundland mit ihren imponierenden Waldungen und dem enormen Fischreichtum des benachbarten Meeres. Auf seiner zweiten Reise im folgenden Jahre ließ auch er sich von dem Phantom einer nordwestlichen Durchfahrt zu den Schätzen Indiens an der Küste von Labrador nach Norden locken; er und seine Begleiter sind vermutlich in der Hudsonstraße die ersten Opfer des arktischen Eises geworden. Die Portugiesen haben noch längere Zeit gelegentliche Fahrten nach den Neufundlandbänken gemacht. Die ersten, unternommen, um das Schicksal Cortereals zu ergründen, führten zunächst mit dessen Bruder Miguel eine zweite Opferschar den Eiswüsten des Nordens zu. Dann beschränkten sich die Fahrten mehr und mehr auf die Ausbeutung des Fischreichtums der dortigen Meere; und nur gelegentlich haben auch portugiesische Seemänner, wie João Alvarez Faguendez, der 1521 die Halbinsel Nova Scotia und die Bucht von San Lorenzo umsegelte, zur Entdeckung Nordamerikas beigetragen.

Mit besonderem Eifer sind ihrem Vorbilde die Franzosen gefolgt. Mindestens seit dem Jahre 1508 haben die Rheder von Dieppe und Honfleur sich nachdrücklich an dem Fischfang auf den Neufundlandbänken beteiligt. Diese Fischerexpeditionen führten natürlich auch zu vorübergehendem Besuche der nahegelegenen Küsten, wo man seine Vorräte an Wasser und Nahrungsmitteln ergänzte, die Schiffe ausbesserte und vor allem die Beute des Meeres für den Transport trocknete und räucherte. Von solchen Ansiedelungen hat Cape Breton den Namen erhalten, den es noch heute führt, und Tierra, Bahia, Rio de Bretones sind Bezeichnungen, die auf den alten Karten von Kanada häufig wiederkehren. Zu Anfang der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts zogen diese transatlantischen Ländereien auch die Aufmerksamkeit der französischen Regierung auf sich; in ihrem Auftrage machte Giovanni da Verazzano im Jahre 1524 eine umfängliche Erkundigungsfahrt an der nordamerikanischen Ostküste, die sich von Florida bis fast zur heutigen Nordgrenze der Vereinigten Staaten erstreckt hat. Vielleicht wäre diese Unternehmung nicht vereinzelt geblieben, wenn nicht die Portugiesen auf diplomatischem Wege dringende Vorstellungen dagegen gemacht hätten.

Unvergleichlich mehr haben aber zunächst auch für die Erforschung Nordamerikas die Spanier gethan, wenn auch deren Thätigkeit sich in der Hauptsache auf die südlicheren Gebiete beschränkt hat. Die Sklavenjagden zwischen den Lukayischen Inseln haben die Spanier wohl schon zeitig mit der Südspitze von Florida bekannt gemacht; sie erschien aber so wenig verlockend, daß man sich jahrelang nicht die Mühe nahm, zu untersuchen, ob das Kap einer Insel oder dem festen Land angehörte. Erst im Jahre 1512 machte sich Juan Ponce de Leon, Gouverneur von Puertorico, mit drei Schiffen auf, um zu erkunden, was an den fabelhaften Berichten

Wahres sei, die über das Land im Norden umliefen. Am Pfingstsonntage, Pascua Florida, erreichte er eine unbekannte Küste, der man den Namen Florida gab. Von da segelte Ponce an der Ostküste weiter bis in die Höhe des nachmaligen San Agustin. Da sich aber der flache Strand in endloser Eintönigkeit weiter ausdehnte, kehrte er um, umsegelte die Südspitze der vermeintlichen Insel und folgte der westlichen Küste ebenfalls eine beträchtliche Strecke. Endlich aber, da er weder eine Meeresstraße noch reiche Länder, sondern überall nur feindselige Indianer antraf, kehrte er nach Puertorico zurück und ließ Jahre darüber hingehen, ehe er den Versuch der Erschließung des von ihm gefundenen Landes erneuerte. Daß er dies überhaupt that, war wohl nur die Folge davon, daß die Ländereien, die er den von ihm entdeckten zurechnete, auch von anderen Seefahrern berührt wurden, deren Konkurrenz er ausschließen wollte. Als nämlich Francisco Fernandez de Cordova seine Rekognoszierungsfahrt an der Küste von Yucatan und Mexiko bis hinauf nach Panuco ausgeführt hatte, schlug er auf der Heimfahrt eine etwas zu genau östliche Richtung ein, die ihn auf einen nicht näher zu bestimmenden Punkt der Westküste von Florida stoßen ließ. Diese Entdeckung erschien so interessant, daß Francisco de Garay seinen Piloten, der zunächst eine Anzahl Kolonisten in das von ihm beanspruchte Gebiet von Panuco führen sollte, damit beauftragte, der nördlichen Küste des Mexikanischen Golfes etwas mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Bei dieser Gelegenheit gelangte Pineda nicht nur zu der bestimmten Überzeugung, daß von Panuco bis zur Halbinsel von Florida sich eine ununterbrochene Küste erstreckte, sondern er entdeckte dabei auch die Mündung des Mississippi, ohne doch, wie einst Kolumbus am Orinoko, aus der gewaltigen Masse des Stromes den naheliegenden Schluß auf die außerordentliche Ausdehnung seines Hinterlandes zu ziehen.

Durch diese Unternehmungen glaubte Ponce de Leon die Ansprüche auf seine eignen Entdeckungen gefährdet. Er wandte sich deshalb nach Spanien und ließ sich in der üblichen Weise die Rechte auf das von ihm gefundene Land privilegieren gegen die Verpflichtung, es auch wirklich in Besitz zu nehmen und zu kolonisieren. Er rüstete nun im Jahre 1521 aufs neue, nahm neben 600 Menschen auch Vieh und Vorräte zur Anlage einer Kolonie an Bord. Allein seine Landungsversuche an der floridanischen Westküste waren von fortgesetztem Mißgeschick verfolgt, bis er sich, von den feindlichen Pfeilen tödlich verwundet, zur Umkehr entschloß. Der größte Teil seiner Begleiter kam noch unterwegs um, und er selbst gelangte nur nach Cuba zurück, um dort zu sterben.

Gerade die Feindseligkeit der Indianer gab nun aber die Veranlassung, daß Florida nicht in Vergessenheit geriet. Die Indianer der Inseln waren teils pazifiziert, teils entwichen sie vor den Spaniern, und um Arbeitssklaven zu finden, mußte man immer weiter die Fahrten ausdehnen. Da trafen sich zufällig zwei Sklavenschiffe, den Lizentiaten Matienzo und Ayllon gehörig, in den nördlichen Lukayen und schlossen einen Vertrag, gemeinsam eine Unternehmung gegen die kriegerischen Indianer von Florida zu wagen. Man brachte wirklich einige Beute nach Santo Domingo zurück, zugleich aber so günstige Berichte über das Land, daß der Lizentiat Lucas Vazquez de Ayllon sich entschloß, die Erforschung fortzusetzen und eventuell zur Kolonisierung zu schreiten. Vom Hof erreichte er ohne Mühe ein Privilegium über die durch Ponces Tod herrenlos gewordenen Lande; nach mehrjährigen Vorbereitungen, bei denen seine Piloten die atlantische Küste schon bis an den Santee River erforscht hatten, brach er 1526 mit drei Schiffen und 600 Kolonisten von Española aus nach seinem Gouvernement auf. Aber auch ihm war das Glück nicht hold. Das Meer und der Strand zeigten sich ihm gleich feindlich: das größte seiner Schiffe scheiterte, und seinen Landungsversuchen am Rio Jordan oder San

Mateo wiederſetzten ſich die Indianer ſo energiſch, daß er nie über den Bereich ſeiner Arkebuſen hinaus Herr des Landes werden konnte. In den ſumpfigen Küſtenlandſchaften litten die Koloniſten außerordentlich; und als Ayllon ſelbſt dem Fieber erlag, rettete ſich der Reſt ſeiner Mannſchaft auf die Schiffe und kehrte nach Eſpañola zurück.

Seitdem wurde die Koloniſation der atlantiſchen Küſte für lange Jahre aufgegeben; dagegen wurde die Golfküſte von Florida (mit dieſem Namen bezeichnete man den ganzen Nordkontinent, ſoweit er den Spaniern bekannt war) der Schauplatz weiterer Entdeckungszüge, die für die Erſchließung Nordamerikas überaus bedeutungsvoll geweſen ſind. Schon 1528 kreuzte Pañfilo de Narvaez, der bekannte Gegner des Cortez (vgl. S. 373), als Gouverneur der floridaniſchen Golfküſte von Cuba hinüber nach der Appalacheebai, um dort gleichzeitig zu Lande und zu Waſſer das ihm zugeſprochene Gebiet nach Weſten hin zu erforſchen. Allein die Fühlung zwiſchen Landheer und Flotte ging bald verloren. Die letztere kehrte, nachdem ſie in der Nähe des Miſſiſſippi monatelang vergeblich auf Narvaez und ſeine Begleiter gewartet, nach Cuba zurück, ſo daß dieſem, als er endlich erſchöpft zur Küſte zurückkehrte, nichts anderes übrigblieb, als notdürftige Fahrzeuge zu bauen, um mit deren Hilfe aus der unwirtlichen Wildnis in die Regionen der Ziviliſation zurückzukehren. Er wähnte ſich dem Panuco näher als den ſpaniſchen Inſeln und richtete deshalb ſeine ſchwachen Fahrzeuge nach Weſten, aber in dem Delta des Miſſiſſippi iſt faſt die ganze Expedition umgekommen. Nur wenige Männer ſind dem Unglück entronnen und haben zu Lande ihren Zug nach Weſten fortgeſetzt, bis es ihnen durch beſonders glückliche Zufälle wirklich gelang, die ſpaniſchen Anſiedelungen in Neu-Mexiko zu erreichen. Es wurde ſchon erwähnt, wie ihre übertriebenen Erzählungen dort einen neuen Impuls gaben für die Züge nach den fabelhaften Städten von Tuſayan und Quivira (vgl. oben, S. 377).

Einen noch viel umfänglicheren Teil des nordamerikaniſchen Binnenlandes erſchloß der abenteuerliche Zug des Hernando de Soto. Es iſt faſt unglaublich, wie nach ſo vielfachem Mißgeſchick ſich immer wieder eine beträchtliche Schar zuſammenfand, um einen Zug in das Ungewiſſe anzutreten mit einem Leichtſinn, als ob es ſich nur um eine Vergnügungsfahrt handelte. Die Perſönlichkeit Sotos, der zu den reichſten Konquiſtadoren von Peru gehörte, übte eine ſolche Anziehungskraft aus, daß er zu ſeiner Abfahrt von Sevilla nur auserwählte Kampfgenoſſen zulaſſen und trotzdem an 1000 Mann über den Ozean führen konnte. Nachdem er in Cuba ſeine Ausrüſtung vollendet hatte, fuhr er nach Tampa Bay an der Weſtküſte von Florida hinüber, wo er das ungewohnte Glück hatte, einen freundſchaftlichen Empfang zu finden und ſich friedlich für die Reiſe in das Innere vorbereiten zu können. Freilich ſollten ſich die Spanier nicht lange der Freundſchaft der Eingebornen erfreuen. Sobald ſie in nördlicher Richtung vorzudringen begannen, ſtießen ſie auf Indianer, die von den Zeiten des Narvaez her den Europäern blutige Feindſchaft geſchworen hatten. In dem ganzen Verlauf ihrer mehr als dreijährigen Irrfahrten haben die Spanier mit wenigen Ausnahmen nur da die Freundſchaft der Wilden gewinnen können, wo ſie ſich mit dem einen Stamme verbündeten, um ihm im Kampfe gegen ſeine Nachbarn behilflich zu ſein. Die Summe der Abenteuer, Kämpfe und Entbehrungen, welche die glänzende Schar de Sotos zu einem Häuflein von wenig mehr als 300 halbnackten, völlig erſchöpften Abenteurern zuſammenſchmelzen ließ, war außerordentlich.

Aber nicht dieſe äußeren Ereigniſſe ſind es, welche den Zug zu einem Ereignis von geſchichtlicher Bedeutung machen. Für die Nachwelt iſt das intereſſanteſte an de Sotos Thaten ihr geographiſcher und ethnographiſcher Schauplatz, der mit Hilfe der auf uns gelangten

Berichte wenigstens annähernd abgegrenzt werden kann. Zunächst zogen die Spanier in gemessenem Abstande von der sumpfigen Küste gegen Norden, bis sie die Spitze der Appalachee-Bai erreichten. Von da aus aber wandten sie sich direkt vom Meere hinweg und drangen in nördlicher und nordöstlicher Richtung durch ganz Georgia und Südcarolina bis in das Quellgebiet des Altahama und Savannah. Das dicht bewaldete Alleghanygebirge wagten sie weder hier, noch weiter im Süden zu überschreiten, so furchtbar erschien ihnen dessen waldige Einsamkeit; aber auch nach Norden lockte es sie nicht weiter, vielmehr wandten sie sich dem Westen und Südwesten zu. Durch das heutige Alabama hindurchziehend, erreichten sie den gleichnamigen Fluß und stellten in der Bai von Pensacola vorübergehend die Verbindung mit dem Meer und mit der Flotte wieder her, die ihnen neue Vorräte zuführte. Trotz des langen erfolglosen Umherirrens war de Soto nicht zu vermögen, den Zug abzubrechen. Nach längerer Rast in Mobile (damals bedeutend weiter oberhalb gelegen, als die moderne Stadt des Namens) schlug er sich erneut in die Wildnisse und erreichte endlich unfern des heutigen Memphis den Mississippi. Der Übergang über den Vater der Ströme verursachte abermals einen längeren Aufenthalt; er ward aber schließlich mit Hilfe der Indianer und mit einigen selbsterbauten Schaluppen bewerkstelligt, und der Zug durch Arkansas und das südliche Missouri bis an den Oberlauf des White River fortgesetzt. Erst als auch dort mit dem Vordringen nach Nordwesten die Fruchtbarkeit des Landes und die Dichtigkeit der Bevölkerung abnahm, wechselte de Soto abermals die Richtung, zog südlich und westlich über den Washita zum Red River, mußte aber auch dort die Erfahrung machen, daß weder Schätze noch Kulturreiche in den Wäldern und Prärien zu finden waren. Es war wohl uneingestandenermaßen doch ein Akt der Verzweiflung an seinen Hoffnungen, als er sich entschloß, an den Mississippi zurückzukehren, den er oberhalb der Red River-Mündung wieder erreichte. Hier ist er selbst fast genau drei Jahre nach seinem Aufbruche von Cuba dem Fieber und der Melancholie erlegen, in die er über das Mißlingen seiner Pläne verfallen war. Seine Begleiter wähnten sich so nahe an den Grenzen von Neu-Mexiko, daß sie zunächst noch einmal den Versuch machten, den Weg dahin über Land zu nehmen; aber der Mangel an Nahrungsmitteln in den westlicheren Regionen zwang sie, dem Mississippi zum drittenmal zuzustreben. Schließlich mußten sie sich glücklich schätzen, auf ihren schwachen, selbstgezimmerten Booten von der Strömung in das Meer hinausgetragen zu werden, ehe ihre Kräfte so weit erlahmten, daß sie sich der fortdauernden Feindseligkeiten der Indianer nicht mehr zu erwehren vermochten. Noch aber hatten sie die langwierige Fahrt an der Golfküste entlang zurückzulegen, ehe sie in Panuco die erste christliche Ansiedelung und in dieser die Möglichkeit erreichten, sich von den endlosen Entbehrungen und Strapazen zu erholen. Von den 1000 Genossen de Sotos haben nur 311 das Ziel ihrer Leiden erreicht. Für die Kolonisierungsbestrebungen war mit diesen Opfern so wenig gewonnen, daß die spanische Regierung bald darauf gegen die Erneuerung der Entdeckungszüge in dies feindselige Land ein Verbot erließ.

B. Die französischen Versuche und Niederlassungen.

War so Florida bei den Spaniern in Mißkredit verfallen, so war sein Ruf doch nicht gleich schlecht bei den anderen Nationen. Die religiösen Streitigkeiten in Frankreich hatten schon einmal den Anlaß dazu gegeben, jenseit des Ozeans ein Land des Friedens und der Duldsamkeit zu suchen, als Villegaignon seine Kolonie in Rio de Janeiro gründete (vgl. oben, S. 404). Während es sich aber damals nur darum gehandelt hatte, eine Toleranzkolonie für beide

Bekenntnisse zu schaffen, so ging der zweite derartige Versuch, den Ribault und Laudonnière in den Jahren 1562—65 unternahmen, dahin, an der Küste von Florida in einem vorwiegend, wenn nicht ausschließlich protestantischen Gemeinwesen eine Zufluchtsstätte für die zu gründen, die in der Heimat immer ärgeren Verfolgungen und Bedrückungen ausgesetzt waren. Es hatte zunächst nicht die mindesten Schwierigkeiten, an der verlassenen Ostküste von Florida einen Platz zu finden, an welchem die Flotte ihre Vorräte und Mannschaften an Land bringen konnte. Die Führer wählten dazu die Bucht von Charleston, die sie als Mai-Fluß, die Spanier als Rio de San Mateo bezeichneten, und nannten ihre von einem befestigten Hügel gekrönte Niederlassung dem französischen Monarchen zu Ehren Arx Carolina (s. die beigeheftete Tafel „Arx Carolina"). Hätten die Ansiedler nun nichts weiter gesucht, als an der fernen Küste in Frieden und Duldung das Land zu bebauen und friedlichem Erwerbe nachzugehen, so hätten sie vermutlich ungestört sich festsetzen und einen Kolonialstaat begründen können, wie es später die Engländer an dieser und anderen Stellen derselben Küste gethan haben. Allein Arbeiter waren eben auch in dieser Kolonie nur die wenigsten; und als bequemsten Erwerb bevorzugten sie es, mit schnell gebauten leichten Fahrzeugen in das Antillenmeer hinauszusegeln und dort nach Art der Wasserpiraten über alle herzufallen, die sie zu überwältigen hoffen durften.

Mit einer solchen Handlungsweise aber zogen sie selbst die Rache der Spanier über ihren Häuptern zusammen. Daß eine fremde Nation, und gerade der Erbfeind Spaniens, es wagte, so nahe an den Grenzen des spanischen Kolonialreiches innerhalb der von ihm beanspruchten Kolonialsphäre sich festzusetzen, war gewiß ein Attentat, welches Philipp II. schwer empfand. Schwerer aber noch wog in seinen Augen der Umstand, daß es Ketzer waren, die auf diese Weise das Christianisierungswerk zu gefährden drohten, welches Spanien als seine geschichtliche Mission betrachtete. So erhielt denn Menendez de Aviles, einer der besten Seemänner, über welche Spanien zur Zeit verfügte, den Auftrag, koste es, was es wolle, die fremde Siedelung von der spanischen Erde zu vertilgen; ausdrücklich wurde ihm vorgeschrieben, gegen die Ketzer grundsätzlich keine Gnade walten zu lassen. Der Vorwurf treuloser Grausamkeit, den die Franzosen gegen den spanischen Führer erhoben haben, ist kaum berechtigt; in ihren religiösen Kämpfen haben sie untereinander sich kaum weniger fanatisch gezeigt, als Menendez an ihnen gehandelt hat. Aber der Fanatismus der Religionskriege ist allerdings aus diesem Anlasse zuerst auf den Boden der Neuen Welt verpflanzt worden. Noch ehe Menendez seine Streitkräfte, die bei der Fahrt über den Ozean vom Sturme zerstreut worden waren, wieder gesammelt hatte, errang er einen wichtigen Erfolg, indem es ihm gelang, sich bei Nacht zwischen dem Land und der französischen Flotte, die am San Mateo ankerte, einzunisten und diese von der Küste zu verdrängen. Als er dann das Fort Carolina nicht von der Seeseite angriff, sondern nach einem beschwerlichen Marsche durch die Wälder von der Landseite her überrumpelte, fand er kaum irgend welchen Widerstand und konnte die Besatzung niedermachen, fast ohne eigne Verluste. Inzwischen hatte der Sturm auch die Mannschaft der französischen Flotte schiffbrüchig an die Küste geworfen in so wenig verteidigungsfähigem Zustande, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Daß Menendez auch gegen diese Wehrlosen kein Erbarmen übte, sondern nur die von ihnen verschonte, die sich zur katholischen Kirche bekannten, war gewiß eine grausame Härte; sie war ihm aber von seinem König anbefohlen, und er hatte niemals ein Hehl daraus gemacht, daß jeder Ketzer, dessen er habhaft werden könne, dem Tode geweiht sei.

Menendez zerstörte aber nicht nur: er hatte auch den Auftrag, Florida für die Spanier zu kolonisieren. So legte er an der Stelle, wo er zuerst gelandet war, den Flecken San

Arx Carolina, die zwischen den Flüssen Ashley und Cooper erbaute, älteste Burganlage Charlestons in Südcarolina.
(Nach Dappers „America", Amsterdam 1673.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Aguſtin an, die älteſte Stadt auf dem Boden der Vereinigten Staaten, die, obwohl mehrfach verlegt, doch ununterbrochen bis heute fortbeſtanden hat. Einer zweiten Anſiedelung, die er an Stelle der Arx Carolina begründete, war ein weniger günſtiges Geſchick beſchieden; ſie wurde wenige Jahre darauf von franzöſiſchen Proteſtanten unter de Gourgues erſtürmt, der, um ſeine gefallenen Landsleute und Glaubensgenoſſen zu rächen, erbarmungslos alle Spanier niedermachte, die in ſeine Gewalt fielen. Allein Karl IX. desavouierte dieſe That als einen Akt unberechtigter Piraterie und leiſtete vollſtändig und ausdrücklich auf die floridaniſche Küſte Verzicht, von welcher nunmehr die ſpaniſche Anſiedelung von San Aguſtin, die ſich langſam entwickelte, die fremden Unternehmungen für längere Zeit fernhielt.

Hier im Süden gab Frankreich ſeine Kolonialanſprüche ohne Schwierigkeit preis; dagegen hatte es ſchon vorher begonnen, auf dem nordamerikaniſchen Kontinente vom äußerſten Nordoſten her ſich feſtzuſetzen. An dieſen Anſprüchen hat es nachhaltiger feſtgehalten, ja es hat daran gedacht, von da aus den ganzen Kontinent unter ſeine Botmäßigkeit zu bringen. Schon 1535 hatte Jacques Cartier eine Erkundungsfahrt an den Küſten von Neufundland und Labrador unternommen; und obwohl dieſe Gegenden nicht eben durch Reichtümer ſonderlich verlockend erſchienen, kehrte er doch ſchon im folgenden Jahre dahin zurück, um die Erforſchung fortzuſetzen. Auf dieſer zweiten Reiſe drang er tiefer als zuvor in den Sankt-Lorenz-Golf ein und entdeckte dabei den gewaltigen gleichnamigen Fluß, der ſich in dieſen ergießt. Ihm folgte Cartier ſtromauf, erreichte mit ſeinen Schiffen die Stelle des heutigen Quebec und drang mit kleineren Fahrzeugen bis zu der indianiſchen Hauptſtadt Hochelaga, dem heutigen Montreal, vor. Weitere Forſchungen machte ihm die Gewalt des brauſenden Stromes unmöglich; ſo kehrte er zu ſeiner Flotte zurück, verbrachte an deren Ankerplatz einen ſchweren, verluſtreichen Winter und kehrte im folgenden Jahre mit der erſten Ladung kanadiſchen Pelzwerkes nach Frankreich zurück. Darauf vergingen aber ein paar Jahre, ehe der Verſuch gemacht wurde, von dem von Cartier entdeckten Lande durch Koloniſation ernſtlich Beſitz zu ergreifen. Erſt 1541 wurde damit Roberval von Franz I. beauftragt; und Cartier ſollte ihn als Pilot begleiten, um dann auf weitere Entdeckungen auszuziehen. Beide ſegelten getrennt über den Ozean und haben in der Nähe von Quebec kleine Anſiedelungen begründet, von denen aus die Erforſchung der Umgegend in Angriff genommen wurde. Allein ein dauernder Beſtand war auch dieſen noch nicht beſchieden. Nachdem man zwei lange Winter in dem rauhen Klima Kanadas mühſelig genug überſtanden hatte, wurden 1543 noch einmal die Kolonien aufgegeben und die Anſiedler nach Frankreich zurückgeſchafft.

Nun verging zwar eine lange Zeit, ehe die offiziellen Beſiedelungsverſuche erneuert wurden; aber neben der Fiſcherei auf den Neufundlandbänken widmeten ſich fortdauernd einzelne franzöſiſche Fahrzeuge gelegentlich auch dem Tauſchhandel mit Pelzen auf dem Sankt-Lorenz-Strome. Und dieſer Handel entwickelte ſich ſo gewinnbringend, daß ſich in den erſten Jahren des 17. Jahrhunderts eine Anzahl bretoniſcher Kaufleute zuſammenthat und für ihre Geſellſchaft ein Monopol von Heinrich IV. auszuwirken verſtand. Die Form der kanadiſchen Kolonie iſt von Anfang an eigenartig geweſen: zwiſchen einer Handelsgeſellſchaft und einer Kronkolonie mitten inne. Die erſten Unternehmer, Pontgravé, Chauvin und de Monts, beabſichtigten zunächſt nur den Pelzhandel energiſcher zu betreiben und feſter zu organiſieren; ihre Niederlaſſung Tadouſſac am Zuſammenfluſſe des Sankt Lorenz mit dem Saguenay wollte gar nicht mehr ſein als eine Handelsfaktorei. Als aber im Jahre 1603 Samuel de Champlain in die Dienſte der Geſellſchafter trat, erweiterten ſich nicht nur die Geſichtspunkte, unter denen das

Unternehmen betrieben wurde, sondern es veränderte sich auch allmählich die staatsrechtliche Stellung in der Richtung, daß der Regierung ein größerer Einfluß und eine größere Verantwortung zugewiesen wurde. Schon 1612 wurde der Graf von Soissons mit dem Titel eines Vizekönigs an die Spitze der kanadischen Unternehmungen gestellt; und daß ihm ein zweiter Prinz von Geblüt in dieser Würde folgte, diente nicht wenig dazu, dem Kolonialunternehmen mehr und mehr einen offiziellen Charakter aufzuprägen. Damit standen die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonie in bemerkenswertem Widerspruche. Bis in das 18. Jahrhundert hinein behielten die kanadischen Ansiedelungen der Franzosen im wesentlichen den Charakter von Handelsfaktoreien und Missionsstationen. Frauen, mit Ausnahme der geistlichen Schwestern, waren ebenso selten wie wirkliche Ansiedler; der größte Teil der Bewohner waren Soldaten, Händler, Geistliche; und für ihren Unterhalt blieben die Kolonien noch für lange Jahre von der Zufuhr aus Europa abhängig und auf den Tauschhandel mit den Eingebornen angewiesen. Sich selbst zu ernähren sind die Kolonien von Neu-Frankreich wohl überhaupt nicht im stande gewesen, bis sie in die Hände der Engländer übergingen und dabei wesentliche Veränderungen in ihrer inneren Verfassung durchmachten.

Trotzdem war ein durchaus charakteristischer Zug der französischen Kolonialverwaltung das Bedürfnis nach Ausdehnung, und zwar Ausdehnung in beinahe ungemessenem Umfange, die mit den Kräften der Kolonie in gar keinem Verhältnis stand. Zu einem Teile war dies allerdings die Folge der wirtschaftlichen Lage der Kolonie. Sie sollte durch die Erträge des Pelzhandels die trotz der bescheidenen Zahl der Kolonisten doch stetig wachsenden Kosten aufbringen. Das war jedenfalls nur möglich, indem man sich das Handelsmonopol für ein weites Hinterlandgebiet sicherte; und diese Sicherung mußte um so mehr in der Form der thatsächlichen Besitzergreifung erfolgen, als mehr und mehr die Vorläufer der holländisch-englischen Kolonisation über das Alleghanygebirge vorzudringen und als Konkurrenten der französischen Jäger und Pelzhändler aufzutreten begannen. Doch darf man auch für dieses unverhältnismäßige Expansionsbedürfnis den Einfluß einer Reihe ganz eigenartiger Entdeckernaturen nicht zu niedrig veranschlagen, die sich zufällig in den kanadischen Unternehmungen zusammenfanden und den Impuls zu weiterem Vordringen trotz aller vorübergehenden Mißerfolge immer wieder erneuerten, bis in den Provinzen Neu-Frankreichs, Kanada und Louisiana, jener Koloß auf thönernen Füßen errichtet war, als den sich das französische Kolonialreich erwies, da es endlich in die Lage kam, eine Probe seiner inneren Kraft abzulegen.

Der erste in der Reihe der Entdecker, die zur Ausbreitung Neu-Frankreichs so wesentlich beigetragen haben, ist Samuel de Champlain. Er stand von 1603—16 teils im Dienste, teils an der Spitze der kanadischen Kolonialverwaltung; allein die Interessen der Regierung und der Handelsgesellschaft haben niemals vermocht, ihn dauernd zu fesseln, selbst da nicht, wo sein eignes Interesse auf das engste mit ihnen verbunden war. Was ihn mit ewig neuem Reiz immer wieder über den Ozean hinüber und in die westlichen Wildnisse lockte, das war der Drang, die Geheimnisse zu erforschen, welche die fernen Wälder bargen, und allen anderen Nationen vorauf die Ansprüche Frankreichs auf alles das zu festigen, was aus der Verborgenheit des Urwaldes heraus ans Licht gezogen wurde.

Schon bei seinen ersten Unternehmungen überzeugte er sich davon, daß ihm zur Verfolgung seiner Pläne eine zuverlässige Freundschaft mit den Indianern unentbehrlich sei. Die Eingebornen, welche den Sankt-Lorenz-Strom herunter nach Quebec und Tadoussac kamen, um ihre Jagdbeute an die Franzosen zu verhandeln, gehörten meist dem Stamme der Huronen und

einigen Algonkinstämmen an, die in der Nachbarschaft der Huronen wohnten und in der gemeinsamen Feindschaft gegen die östlich und südöstlich von ihnen wohnenden Irokesen mit ihnen verbunden waren (vgl. oben, S. 209). Da sich in ihren Händen der Weg zu dem unbekannten Westen befand, so zögerte Champlain nicht, sich mit ihnen zu verbünden, und schreckte auch davor nicht zurück, ihre Dienste zu erkaufen, indem er sie gegen ihre Todfeinde, die Irokesen, unterstützte. Der erste Feldzug, der in die Gegend unternommen wurde, wo der Lake Champlain noch heute das Andenken an den Entdecker lebendig erhält, war denn auch mit einem Erfolge begleitet, welcher das Ansehen der Europäer in den Augen ihrer wilden Verbündeten außerordentlich erhöhte; seine eignen Pläne und Absichten hatte Champlain dadurch vollkommen erreicht. Daß er auf diese Weise seinen Landsleuten die unversöhnliche Feindschaft des Irokesenbundes zuzog, mochte damals wohl weder ihm noch irgend jemand sonst als der Erwägung wert in den Sinn kommen. Es hätte wohl auch in anbetracht der gewaltigen Übermacht der europäischen Kampfmittel über die des Indianers niemals eine solche Bedeutung erlangen können, wie dies in der That geschehen ist, wenn nicht die Feindschaft einer anderen europäischen Macht gegen die Franzosen sich fast notwendigerweise nunmehr mit den Irokesen verbündet und diese mit den Kampfmitteln versehen hätte, durch welche die Wilden nicht nur ein ebenbürtiger, sondern bald sogar ein sehr gefährlicher Gegner für die weit ausgedehnten, aber schwach bevölkerten Ansiedelungen der Franzosen wurden. Zunächst konnte Champlain unter dem Schutze der Huronen und ihrer Verbündeten nach allen Richtungen hin die Umgebung des Sankt-Lorenz-Stromes erforschen; südöstlich der Lake Champlain, nördlich der mittlere Saguenay und westlich der Huronensee, den er durch den Ottawa und Nipissing erreichte, ohne zunächst von dem großen System der nordamerikanischen Seen eine deutliche Vorstellung zu erlangen, bezeichnen die Grenzpunkte, bis zu denen er den Einfluß Frankreichs tragen durfte.

Champlain that noch einen wesentlichen weiteren Schritt zur Befestigung dieses Einflusses, indem er Missionare nach Kanada berief. Die Interessenten der Handelsgesellschaft sahen nur ungern die dadurch bedingte Vermehrung der Auslagen, doppelt ungern, weil die Bestrebungen der Missionare, die Indianer seßhaft zu machen, direkt den Pelzhandel beeinträchtigten; aber der Einfluß der französischen Regierung und die höhere Einsicht Champlains trugen einen vollkommenen Sieg davon über die engherzigen Gesichtspunkte der Geschäftsmänner. Zuerst berief er selbst die Rekollektenmönche (Franziskaner) in die Kolonien; von diesen ist bei Quebec die erste massive Kirche in Nordamerika erbaut worden. Aber obwohl in der Handelsgesellschaft protestantische Interessen stark vertreten waren, die den Jesuiten eine ausgesprochene Feindseligkeit entgegenbrachten, konnten doch auch diese als Missionare über jedes Lob erhabenen Ordensbrüder auf die Dauer den kanadischen Ansiedelungen nicht ferngehalten werden. Seit 1625 waren sie neben den Franziskanern thätig. Wie hervorragend sie sich der Bekehrung der Indianer auch hier im Norden angenommen haben, ist bekannt durch die umfängliche Litteratur, welche die Ordensbrüder über ihre Thätigkeit in Kanada veröffentlicht haben. Gefördert von den politischen Vorgängen der Heimat (nach der Einnahme von La Rochelle, dem letzten protestantischen Bollwerke, setzte Richelieu es durch, daß den Protestanten der Aufenthalt in den Kolonien verboten wurde) sind sie dann mehr und mehr das beherrschende Element der Kolonie geworden und haben ihr den Charakter aufgeprägt, der ihr trotz der langen Zeit englisch-protestantischer Herrschaft bis heute noch nicht ganz verloren gegangen ist.

Schon in diesen frühen Jahren war das französische Kanada einmal in Gefahr, an die Engländer verloren zu gehen. Im Jahre 1621 hatte Sir William Alexander von Jakob I.

Privilegien zur Gründung einer feudalen Kolonie unter dem Namen Nova Scotia erlangt; und in deren Abgrenzung war der größte Teil Neu-Frankreichs eingeschlossen. Als nun England und Frankreich über die religiöse Frage in offenen Krieg gerieten, da versuchte Alexander diese Ansprüche wirklich zur Geltung zu bringen. Seine Schiffe drangen wiederholt den Sankt-Lorenz-Strom hinauf und zerstörten durch Wegnahme der französischen Schiffe fast gänzlich den Zusammenhang zwischen Quebec und dem Mutterlande. Schon 1628 erschienen sie einmal vor der Stadt und verlangten deren Übergabe; nur Champlains zuversichtliches Auftreten bewog sie, unverrichteter Sache umzukehren. Aber sie kehrten im folgenden Jahre zurück, und die Kolonisten, durch einen bei dem Ausbleiben aller europäischen Unterstützungen doppelt harten Winter erschöpft, gaben jeden Widerstand auf. In diesem Augenblicke war Kanada bereits in den Händen der Engländer. Nur der Umstand, daß in Europa schon vor dem Falle Quebecs ein Friede zustande gekommen war, welcher den Territorialbesitz der Vertragschließenden garantierte, führte dazu, daß auch Quebec wieder ausgeliefert und damit dem französischen Kanada ein ruhmreicher Fortbestand von mehr als einem Jahrhundert ermöglicht wurde.

Champlain konnte noch einmal nach Quebec zurückkehren und manches für die kanadische Kolonie thun, ehe er 1635 dort die Augen schloß. Die englischen Ansprüche waren im wesentlichen beseitigt, der Friede mit den Huronen wiederholt bestätigt, und weiter hinauf am Sankt-Lorenz-Strom, in Three Rivers, eine neue Ansiedelung begründet. Größeres noch war in seinem Sinne geschehen, ohne daß ihn die Kunde davon noch vor seinem Tode erreicht hätte. Jean Nicolet, einer seiner hervorragendsten Schüler, war inzwischen auf dem alten Wege durch den Ottawa erneut zu dem Huronensee, dann aber weiter durch die Straße von Mackinaw bis in den Michigansee und weit an dessen Westküste hinuntergelangt. Freilich blieb auch ihm der geologische Bau des Seenbeckens und dessen eigentlicher Zusammenhang unbekannt. Aber indem er mit den Indianern bis zum Fox River Bündnisse schloß, bahnte er einen Weg, der in der Zukunft von hoher Bedeutung wurde.

Die nächsten Jahre jedoch waren für Kanada wieder nicht glücklich. Zwar wurde 1643 in Montreal eine dritte französische Ansiedelung begründet; allein sie litt, wie die älteren Gründungen, ganz außerordentlich durch die Feindseligkeiten der Irokesen, die es jetzt fast unmöglich machten, aus den Mauern der Städte sich hinaus zu wagen. Die Folgen der Champlainschen Indianerpolitik machten sich auf die bedenklichste Weise geltend. Die Irokesen hätten vielleicht mit den Franzosen Friede geschlossen, aber nur um den Preis, daß diese ihnen die Huronen opferten. Das konnten sie aber um ihrer eignen Existenz willen nicht; und wenn sie auch die Huronen vor dem vernichtenden Schlage nicht zu retten vermochten, so bewahrten sie doch deren und ihrer Nachbarn Freundschaft dadurch, daß sie sich nicht zur Unterstützung der Irokesen hergaben. Zunächst behielten diese unbestritten die Oberhand; nach längeren verlustreichen Kämpfen gaben die Huronen und mit ihnen einige der benachbarten Algonkin ihre Wohnplätze am Sankt-Lorenz-Strom und am Ontario auf und wandten sich dem fernen Westen zu; nach manchen Irrfahrten ließen sie sich erst wieder zwischen dem Mississippi und dem Oberen See nieder. Für die französischen Pelzhändler bedeutete dies eine erneute Nötigung, weiter nach Westen vorzudringen. Für die Entdeckungen in dieser Richtung war die Auswanderung der Huronen direkt förderlich; auch für die Ansiedelungen am Lorenzstrome brachte sie nicht die gefürchteten Folgen mit sich. Nachdem sie ihre Rache befriedigt, schlossen auch die Irokesen einen wenn auch unzuverlässigen Frieden mit den Weißen. Sie nahmen sogar französische Jesuitenmissionare bei sich auf. Deren Beobachtungen über die ganz besonders

vorteilhafte geographische Lage des Irokesenlandes auf dem Scheitel, von dem die Gewässer östlich direkt zum Ozean, nördlich zum Sankt-Lorenz-Strom und westlich zu dem unbekannten großen Wasser des Westens flossen, hat die Erforschung und schließliche Besitzergreifung des Mississippi durch die Franzosen nicht wenig gefördert.

Im ganzen aber war es ein verrottetes Dasein, welches Kanada fristete, bis Colbert die Kolonialangelegenheiten mit der ihm eignen Energie anfaßte. Er löste die von Richelieu errichtete „Kompanie der Hundert", die bis dahin das Handelsmonopol in Kanada besessen, auf, aber nur um dies der großen französisch-westindischen Gesellschaft zu übertragen, durch deren Thätigkeit denn auch wirklich neues Leben in die kanadischen Unternehmungen kam. Bald war die Region der Seen nach allen Richtungen hin durchforscht und dem französischen Einfluß durch Missionsstationen und Handelsposten gesichert, von denen sich die wichtigsten am Sault Sainte Marie, zwischen dem Oberen und dem Huronen-See, bei Mackinaw, zwischen dem letzteren und dem Michigan-See, endlich die jüngste an den Niagarafällen befanden.

Bis dahin hatte auch die französischen Entdecker die Hoffnung angespornt, daß man vielleicht doch durch die Seen einen Wasserweg nach Westen zu dem Meere von Cathay erreichen könne. Aber als man im Westen immer wieder weite Lande und östlich fließende Gewässer antraf, da endlich begann man den Erzählungen der Indianer größere Beachtung zu schenken, die Wunderdinge von dem großen Wasser des Westens zu erzählen wußten, für das zuerst um 1670 der Name Mississippi den Europäern bekannt wurde. Seine Erforschung bildete das nächste Problem für die abenteuernden französischen Entdecker; mit seiner Lösung erreichte Frankreich den Kulminationspunkt seiner Kolonialmacht. Die ersten Europäer, die von Norden her den Mississippi erreicht haben, waren Joliet und Marquette. Der erstere ward auf Colberts Anregung hin von dem neuen kanadischen Gouverneur Frontenac im Jahre 1673 direkt mit dem Auftrage entsandt, das Geheimnis des „westlichen Wassers" zu ergründen. Ihm schloß sich Marquette, der damals in Mackinaw als Missionar weilte, freiwillig an; von da nahmen beide den schon bekannten Weg durch Green Bay und den Fox River hinauf. Dort brachten sie ihre indianischen Führer an einer Stelle, wo sie die Kanoes nur zwei (englische) Meilen weit über Land zu transportieren hatten, zu einem Zufluß des Wisconsin; und nun brauchten sie sich nur der Strömung zu überlassen, um nach wenigen Wochen den Mississippi selbst zu erreichen. In der Mündung des Ohio erkannten sie die Wasserstraße, der in dunkeln Andeutungen die Irokesen gedacht hatten; als sie den gewaltigen Zufluß des Missouri erreichten, war das Problem, das sie verfolgten, gelöst. Ein Strom von dieser Bedeutung setzte weite Landmassen und eine gewaltige Wasserscheide im Westen und Nordwesten voraus; und der große Strom selbst konnte mit seiner wesentlich südlichen Richtung nirgends sonst hinführen als in die Bucht von Mexiko. Sie folgten ihm noch bis zur Mündung des Arkansas. Da dieser eine weitere Bestätigung ihrer Annahmen ergab, zogen sie es vor, nicht ihre Entdeckung der Gefahr auszusetzen, durch die Folgen spanischer Feindseligkeit ergebnislos zu bleiben, und traten von da den Rückweg an, den sie durch den Illinois und Des Plaines nach dem Chicago portage nahmen.

In Frankreich selbst machte man sich erst nach und nach mit den bedeutenden Aussichten vertraut, welche Joliets Entdeckung für den französischen Kolonialbesitz eröffnete. In Kanada aber fehlte es nicht an weitblickenderen Männern, die entschlossen waren, die Sache sogleich weiter zu verfolgen. Zu ihnen gehörte der Gouverneur Frontenac. Seiner Vermittelung verdankte es René Robert Cavelier, Sieur de la Salle, der Inhaber einer kleinen Feudalherrschaft, wie sie von Montreal aus mehrfach begründet worden waren, daß er 1678 ein

königliches Patent erlangte, das ihm das Handelsprivilegium am Illinois verlieh und die Begründung von Faktoreien daselbst gestattete. So wurde La Salle zum Pionier des Westens und zum Entdecker Louisianas, an dessen Besitz er mit Recht für die Zukunft des französischen Handels und der französischen Kolonisation die ungemessensten Hoffnungen knüpfte. Ihm selbst freilich sollte davon nicht viel zu gute kommen. Über die Seen hinweg nahm er seinen Weg nach dem Saint-John-Fluß und von diesem zum Illinois, an welchem er als Stützpunkt späterer Unternehmungen das Fort Crèvecoeur errichtete. Allein das Mißgeschick verfolgte ihn auf Schritt und Tritt. Seine Schiffe gingen verloren; und während er selbst sich nach Kanada aufmachte, um Nachschub zu holen, gab die Besatzung das Fort auf. Als er einige Jahre später mit einer neuen Expedition zurückkehrte, fand er die Umgegend völlig verwüstet. Die Feindschaft der Irokesen, von Neuengland her aufgestachelt, verfolgte die Franzosen bis in die Wildnis. Dennoch ließ sich La Salle nicht entmutigen; er erreichte thatsächlich mit seinen Genossen die Mündung des Mississippi und ergriff von dem Lande, dem er den Namen Louisiana gab, für Ludwig XIV. Besitz. Freilich blieb das zunächst ein theoretischer Besitztitel: eine Ansiedelung zu begründen fehlte es ebenso sehr an Kolonisten als an Vorräten; und La Salle kehrte zunächst abermals auf dem Weg über den Illinois zurück. Aber er suchte schon da durch die Errichtung von Fort Louis am Starved Rock einen beherrschenden Punkt zu sichern. Seine nächste Unternehmung galt dem Zwecke, durch Errichtung eines Forts an der Mississippimündung Louisiana ebenso gegen Eingriffe der Spanier vom Golfe von Mexiko aus zu sichern, wie Fort Louis es gegen die vom Irokesenlande herabkommenden Engländer schützen sollte. Seine Erfolge erweckten nun doch auch in Frankreich Interesse. Nicht weniger als vier Schiffe sollten ihn und seine Kolonisten zur See an die Mündung des Vaters der Ströme führen; allein er selbst war nicht einmal imstande, dieselbe von der Seeseite her zu erkennen. Nachdem er vergeblich viel zu weit nach Westen gefahren, ließ er sich in Texas an der Mündung des Colorado, den er für einen Arm des Mississippi hielt, ans Land setzen; als er seinen Irrtum erkannte, waren die Schiffe bereits seinem Bereich entschwunden. Bei den Bemühungen, zu Lande den Mississippi dennoch zu erreichen, ist er von seinen eignen Leuten erschlagen worden. Auch die Kolonisten am Colorado erlagen dem Klima und den Eingebornen. Als Raphael de Tonty, La Salles treuester Anhänger, 1687 vom Illinois her bis an den unteren Mississippi vordrang, um seinem Meister Hilfe zu bringen, erfuhr er nur, daß dessen Unternehmung abermals gänzlich fehlgeschlagen war.

Dennoch hatte La Salles That die Zukunft Louisianas entschieden. Nachdem Joliet und La Salle den Weg gezeigt, folgten ihnen Missionare und Pelzhändler, Jäger und Abenteurer in das weite, fruchtbare Gebiet des Westens nach. Am Illinois, am Kaskaskia, am Arkansas entstanden kleine Niederlassungen. Allerdings faßten die Franzosen, wie anfänglich in Kanada, hier nicht als wirkliche Siedler und Ackerbauer feste Wurzel, gewannen aber mit der ihnen eignen Anbequemung an die Sitten der Eingebornen über diese einen entscheidenden Einfluß und wußten sie in dem Kampfe, der sich unverkennbar zwischen den kanadisch-französischen und den atlantisch-englischen Kolonien vorbereitete, in dem politischen Interesse Frankreichs festzuhalten. Dabei verbreitete sich mehr und mehr mit ihrer Hilfe die Erkenntnis von dem außerordentlichen Reichtume des Landes. Wenn man dessen nachmalige Entwickelung in Betracht zieht, so wird man wenigstens ein Verständnis gewinnen für den allerdings nur kurzen Taumel, der sich an den Namen Louisiana knüpfte.

Im Jahre 1699 war Lemoine d'Iberville von Frankreich aus in den Mexikanischen Golf gesegelt, um das Projekt erneut in Angriff zu nehmen, über dem La Salle gestorben war. Er

wurde mehr vom Glücke begünstigt. Nach einigen Jahren des Probierens und Tastens gründete er die Niederlassung Rosalie, die erste französische Stadt im Mündungsgebiete des Mississippi. Auch sie war jahrelang nur ein Stützpunkt für die Züge der Pelzhändler, Glücksjäger und Waldläufer; aber deren gelegentliche Erfolge waren doch bemerkenswert genug, um erneut die Aufmerksamkeit Frankreichs zu erregen. Ein paar Jahre lang pachtete ein Kaufmann Crozat das Handelsmonopol für Louisiana von der Krone. Dann gelangte es in den Besitz der von John Law geleiteten Indischen Kompanie und wurde in den Händen dieses eine Zeitlang am Hofe des Regenten allmächtigen Finanzmannes das Objekt jener wilden Spekulation, die, wie es gar nicht anders möglich war, mit einem der großartigsten Krache endigte, deren die Weltgeschichte gedenkt. Thatsächlich geschah damals nicht wenig für Louisiana. Es wurde eine große Anzahl von Kolonisten, zumeist allerdings solche von einer recht zweifelhaften Sorte, nach Louisiana befördert; New Orleans verdankt ihnen seine Begründung: und das ist nicht die einzige Ansiedelung, die aus jener Zeit eine wenn auch noch wiederholt ernstlich gefährdete, doch im wesentlichen ununterbrochene Existenz bis in die Gegenwart gerettet hat. Aber die mangelhafte Veranlagung der Franzosen für koloniale Unternehmungen verband sich hier mit dem schwindelhaften Vorgehen Laws, um nach kurzer Zeit den übertrieben hochgespannten Erwartungen ein jähes Ende zu bereiten. Wie immer stand die Gewalt des Rückschlages in direktem Verhältnisse zu der Stärke des Aufschwunges. Die Kolonie, aus welcher ein verständiges Kolonialregiment unendlich viel mehr hätte machen können, als aus dem unwirtlichen Kanada, blieb über ein halbes Jahrhundert sich selbst überlassen. Ehe man sich wieder ernstlich mit ihrer Entwickelung zu befassen begann, waren auf einem anderen Felde die Würfel gefallen, die den Träumen eines La Salle von einem französischen Kolonialreiche vom Atlantischen Ozean bis zum Golf von Mexiko für immer ein Ende bereiteten. Nach wiederholten, sich stetig verschärfenden Zwistigkeiten war Frankreich in dem Kampfe der Kolonien gegeneinander rettungslos unterlegen und hatte im Frieden von Paris alle seine Besitzungen östlich vom Mississippi an England, die westlichen an Spanien abgetreten (s. die Karten bei S. 525).

C. Die Engländer in Nordamerika.

a) Die Anfänge des englischen Kolonialreiches.

Der Vater des englischen Amerika ist Walter Raleigh. Von dem Wunsche beseelt, den Spaniern einen Teil ihres unendlichen Kolonialgebietes zu entreißen und für sich und für sein Vaterland einen Anteil zu retten an den Schätzen, die den Spaniern aus ihren Kolonien zuflossen, faßte er schon im Jahre 1584 den Plan einer englischen Niederlassung an der damals unter dem Namen Florida zusammengefaßten atlantischen Küste Nordamerikas. Die ersten zu diesem Zwecke ausgesandten Schiffe waren an der Küste des heutigen Karolina gelandet. Sie kehrten zwar zurück, ohne eine Niederlassung versucht zu haben; ihre Schilderungen waren aber so begeisternd, daß Königin Elisabeth mit Anspielung auf ihren jungfräulichen Stand dem Lande den Namen Virginia verlieh. Schon im folgenden Jahre ging eine Flotte von sieben Schiffen dahin ab, die Besitzergreifung in eine dauernde zu verwandeln. Allein die Kolonisten im Zeitalter der jungfräulichen Königin waren noch keineswegs von dem Schlage, der Neu-England groß gemacht hat. Sie wollten nicht im Schweiß ihres Angesichts arbeiten, sondern sie hofften mühelos reich zu werden und ein sorgloses Genußleben zu führen. Das aber war damals in diesen gesegneten Landstrichen doch noch unmöglich. Die Raleighsche Kolonie führte

eine Reihe von Jahren hindurch trotz der großen Opfer, welche der Gründer selbst der Sache brachte, nur ein kränkelndes Dasein und wurde 1590 endgültig aufgegeben.

Auch hier gab erst das Beispiel der holländisch-ostindischen Gesellschaft den Anstoß zur Schaffung dauernder Niederlassungen. Im Jahre 1606 erteilte König Jakob I. Freibriefe (charters) an zwei englische Gesellschaften, von denen die eine, die Virginiagesellschaft, das Land vom 34.—38. Breitengrade, die andere, die Plymouthgesellschaft, vom 41.—45. Grade besiedeln sollte. Zwischen beiden lag das von Frankreich in Acadia und am Lorenzstrome beanspruchte Land. Trotzdem bestimmte der englische König, daß der Landstrich vom 38.—41. Grade beiden Gesellschaften konkurrierend offen stehen solle, jedoch so, daß sie zwischen ihren Ansiedelungen überall mindestens einen Abstand von 100 (engl.) Meilen einhalten sollten.

b) Die Virginiagesellschaft.

Die Virginiagesellschaft nahm ihre Thätigkeit sofort auf; und wenn auch ihr die schweren Anfänge, die jedes neue Unternehmen durchzukämpfen hat, nicht erspart blieben, so ist ihre Existenz doch nach wenigen Jahren schon fest begründet gewesen und hat allen Stürmen der wechselvollen englischen Revolutionsperiode stand zu halten vermocht. Die Verfassung, welche Jakob I. der Virginiagesellschaft gab, war eines der wunderlichsten staatsrechtlichen Gebilde, das je bestanden hat. Die Hoheitsrechte über die Kolonie standen der Gesellschaft zu, welcher zahlreiche vermögende Londoner Kaufherren und einflußreiche Persönlichkeiten (darunter der durch seine geographischen Publikationen bekannte Richard Hakluyt) angehörten. Virginia war also keine Kronkolonie. Die Art aber, in welcher die Gesellschaft verwaltet wurde, ließ der Einmischung der Regierung den breitesten Spielraum; ja sie lieferte eigentlich die Gesellschaft bedingungslos dem Könige aus; denn dieser ernannte mit voller Freiheit sowohl den dirigierenden Rat der Kompanie in London, als auch den Verwaltungsrat, der seinen Sitz jenseit des Ozeans haben sollte. Die Vorteile der Gesellschafter bestanden darin, daß sie freie Besitzer des von ihnen besiedelten Gebietes wurden, daß sie englische Bürger blieben und das Recht eines völlig unbeschränkten Handels mit ihren Kolonialerzeugnissen genossen. Die letztere Bestimmung, die in einem bemerkenswerten Gegensatze steht zu dem, was in jener Zeit in anderen Ländern koloniale Gepflogenheit war, hat thatsächlich eine Zeitlang die Virginiagesellschaft von dem Zwang entbunden, ihre Produkte nur an das Mutterland oder durch dessen Vermittelung zu verkaufen. Die Tragweite derselben war aber gewiß von Jakob I. nicht vorausgesehen: schon er selbst bemühte sich, sie zu beseitigen. Später hat Cromwells Navigationsakte ihre Bedeutung wesentlich beschränkt; und die Bemühungen, das allgemein gebräuchliche Prinzip des exklusiven Handels mit dem Mutterland auch in den englischen Kolonien zu strenger Durchführung zu bringen, ist eine der vielerlei Ursachen gewesen, die zur Losreißung der Vereinigten Staaten von der englischen Suprematie nicht wenig beigetragen haben.

Die Kolonie hatte anfangs mit den gewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die ersten Kolonisten, die 1607 am Jamesflusse landeten und Jamestown gründeten, waren Abenteurer und herabgekommene Menschen, die nicht daran dachten, im ernsten Daseinskampfe durch ehrliche Arbeit sich eine Existenz zu gründen. Selbst die eiserne Energie, mit der Kapitän Smith, der eigentliche Gründer des entstehenden Gemeinwesens, nach innen und nach außen für das Wohl der jungen Kolonie besorgt war, hätte sie nicht zu retten vermocht, wären nicht den Goldsuchern und Faulenzern nach und nach, besonders auf das Betreiben von Smith, wirkliche Ansiedler, Bauern und Handwerker, gefolgt.

Zunächst wurde die gesamte Bewirtschaftung der Kolonie gemeinsam betrieben; Kapitän Smith hatte, wenigstens zeitweise, eine allgemeine sechsstündige Arbeitspflicht eingeführt. Allein die Ansiedelung gedieh erst, nachdem man die Ländereien an die Kolonisten als Privateigentum aufgeteilt hatte. Als dann noch in dem Tabak eine Kultur entdeckt wurde, die sich zu ausgedehntem Betrieb eignete, nahmen die Ansiedelungen Virginiens einen raschen Aufschwung. Die Kolonisten, von denen viele auf Kosten der Gesellschaft hinüberbefördert worden waren und erst die Überfahrtskosten noch abzuarbeiten hatten, ehe sie Eigentum erwerben konnten, vermochten mit Hilfe der guten Preise, die namentlich in Holland für Tabak gezahlt wurden, sich rasch unabhängig zu machen und demnächst neues Land zu dem ihnen anfänglich überwiesenen zu kaufen. Das lohnende Geschäft war die beste Reklame zur Anlockung weiterer Auswanderer, unter denen sich bald nicht nur Mittellose und Schiffbrüchige, sondern auch unternehmende und vermögende Männer befanden, die die Plantagenwirtschaft sogleich in großem Stile begannen und demgemäß auch mehr und mehr zu Ehren brachten. Auch dem anfänglichen Mangel an Frauen wurde durch den geschäftlichen Aufschwung abgeholfen. Die Gesellschaft machte 1619 das Experiment, auf ihre Kosten eine Anzahl junger Mädchen nach Virginien zu senden. Jeder, der eine davon zur Ehe begehrte, war gehalten, die Überfahrtskosten, eventuell in Tabak, zurückzuerstatten. Sie waren in kürzester Zeit alle an den Mann gebracht, und die Gesellschaft konnte den Versuch sogar zu erhöhten Preisen wiederholen. Das System, Übelthäter zu gezwungener Arbeit nach der Kolonie zu transportieren, wie es in großem Umfang auf den Antilleninseln blühte, ist auch in Virginia vielfach zur Anwendung gebracht, ja auch direkt als Verbrecherkolonie ist Virginien anfangs gelegentlich benutzt worden, und das wäre vielleicht in größerem Umfange geschehen, wäre nicht bereits im Jahre 1620 das Selbstgefühl der Kolonisten bis zu dem Grade gesteigert gewesen, daß sie sich gegen die Aufnahme solcher Elemente in ihre Mitte auf das entschiedenste auflehnten.

Dagegen hießen sie einen anders gearteten Bevölkerungszuwachs mit Freuden willkommen. 1620 landete ein holländisches Schiff die ersten Negersklaven in Jamestown. Die Nachfrage danach war eine so beträchtliche, daß sich nicht nur holländische Schiffe bald mit reicherer Fracht dorthin wandten, sondern daß sich auch Engländer und weiterhin selbst virginische Händler mit dem Vertrieb der schwarzen Ware befaßten. Mehr und mehr bildete sich damit das Pflanzertum, wie es nachmals für die Südstaaten der Union charakteristisch geworden ist, schon im 17. Jahrhundert aus. Die Weißen bildeten in Virginia bald nur die Aristokratie; sie lebten als Plantagenbesitzer auf ihren ausgedehnten Landgütern oder als Handwerker in den nicht eben zahlreichen Städten. Aber die eigentliche Masse der Arbeit, vor allem die Arbeit in den Tabakspflanzungen und den sie an Bedeutung bald überflügelnden Baumwollenkulturen, wurde, soweit man sich nicht etwa dazu der unfreien Weißen bediente, von Negersklaven verrichtet, deren Zahl mit dem Aufblühen der Kolonie in stetigem Wachsen begriffen war.

Zu dem raschen Aufschwunge der Kolonie trugen auch die politischen Verhältnisse das ihre bei. Schon wenige Jahre nach dem Erlasse des ersten Freibriefes hatte Jakob I. auf viele seiner vorbehaltenen Rechte zu gunsten der Gesellschaft Verzicht geleistet. Die Wahl des dirigierenden Rates wurde schon 1609 den Gesellschaftern überlassen; diese ernannten, an Stelle des kolonialen Verwaltungsrates, einen Gouverneur für die Provinz, der bei der großen Entfernung vom Sitze der leitenden Behörde eine fast unbeschränkte Gewalt besaß. Dadurch kam allerdings alles auf die Wahl geeigneter Persönlichkeiten für diesen Posten an, und die Gesellschaft hatte darin nicht ausnahmslos eine glückliche Hand. Sie war aber verständig genug, den

Remonstrationen der Kolonisten Rechnung zu tragen, wie denn überhaupt deren Einfluß auf die Verwaltung nicht nur beständig wuchs, sondern bald auch gesetzlich geregelt wurde. 1612 ging die Leitung der Gesellschaft von dem dirigierenden Rat auf diese selbst über mit der Bestimmung, daß sie in vier jährlichen Generalversammlungen die Angelegenheiten der Kolonialverwaltung zu regeln habe; und diese Generalversammlung räumte schon sieben Jahre später den Kolonisten einen Anteil an der inneren Verwaltung ein. Von den damals in Virginia bestehenden elf Orten sollte jeder zwei Abgeordnete nach Jamestown senden; diese sollten mit dem Gouverneur und dem zu dessen Unterstützung erwählten Rate die eignen Angelegenheiten erörtern und darüber beschließen. Je mehr die eigentliche Gesellschaft in inneren Streitigkeiten zerfiel und sich in das politische Getriebe der Heimat hineinziehen ließ, desto mehr wuchs die Bedeutung dieser kolonialen Versammlungen. Als sich Jakob I. 1624 veranlaßt fühlte, die virginische Handelsgesellschaft aufzulösen und die Kolonie unter die direkte Verwaltung der Krone zu stellen, hatte sich der Geist der Selbständigkeit bereits so in der Kolonie entwickelt, daß er sich auch der Regierung gegenüber behauptete.

Die Eingebornenfrage hat lange Zeit in Virginia eine kaum beachtenswerte Rolle gespielt. Den ersten Kolonisten, besonders dem Kapitän Smith, gelang es, die Freundschaft der Rothäute zu gewinnen; diese ward besiegelt, indem eine vielbewunderte Häuptlingstochter, Pocahontas, einen Engländer heiratete. Als die Indianer im Jahre 1621 den Versuch machten, der immer weiter vordringenden Herrschaft der Fremden sich zu widersetzen, wurden sie mit blutigen Köpfen heimgeschickt; dann aber hat es außerordentlich lange gedauert, ehe aufs neue Feindseligkeiten zwischen ihnen und den Kolonisten zum Ausbruch gelangten.

In materieller Beziehung entwickelte sich die Kolonie außerordentlich günstig; in allen anderen Dingen huldigte sie einem großen Indifferentismus. Ihre wirtschaftliche Lage brachte es mit sich, daß sie im allgemeinen einen aristokratischen Zug annahm. Deshalb standen in den Differenzen, die zwischen Karl I. und den demokratischen Strömungen des Mutterlandes ausbrachen, die Neigungen der Virginier unbedingt auf der Seite des Monarchen; mancher Royalist wandte sich dieser Provinz zu, als in England die Revolution gesiegt hatte. Das hinderte aber die Kolonialversammlung nicht, die parlamentarische Regierung, unbeschadet ihrer eignen parlamentarischen Rechte, anzuerkennen, und die Kriegsgefangenen, die Cromwell dahin deportieren ließ, als unfreie Arbeiter in ihren Pflanzungen zu verwenden. Dagegen war die Restauration der Stuarts für Virginia von sehr nachteiligen Folgen begleitet. Karl II. verschärfte die Bestimmungen der Navigationsakte in einer Weise, welche die einstige Handelsfreiheit Virginias fast völlig beseitigte und die Kolonien in dieser Beziehung fast ganz so stellte, wie Spanien es mit den seinigen gehalten hatte. Aber wenn die Virginier, die selbst wenig Handel trieben, dies noch verhältnismäßig gleichmütig hinnahmen, so erregten andere Maßregeln, die ihre Interessen unmittelbarer berührten, in höherem Grade ihren Unwillen. In der gewissenlosen Verschwendung, die Karl II. charakterisiert, hatte er 1667 ganz Virginien auf 31 Jahre an zwei seiner Günstlinge verschenkt; und wenn die Kolonie auch ihre verfassungsmäßigen Rechte gegen diese wahrte, so mußte sie sich doch mit neuen Auflagen belasten lassen. Gewissenlos wie der König waren auch dessen virginische Statthalter. Ein Indianeraufstand, der nach einem halben Jahrhundert friedlichen Nebeneinanderlebens in dieser Zeit über die Kolonie hereinbrach, wurde direkt zurückgeführt auf die schamlose Weise, in welcher der Statthalter, nur um sich persönlich zu bereichern, durch seine Kreaturen die Indianer hatte ausbeuten und bedrücken lassen. Es kam so weit, daß ein Teil der Kolonisten sich gegen den Gouverneur erhob; in diesem

Bürgerkriege, der in einem Strome von Blut erstickt wurde, ging selbst die Hauptstadt in Flammen auf. Trotzdem blieb die Apathie des größten Teiles der Bevölkerung die alte; der eigentliche Virginier saß wie ein Pascha auf seinen weitläufigen Besitzungen und verhielt sich in allen Dingen fast teilnahmlos, solange sie ihn in seinem gewohnten Wohlleben nicht beeinträchtigten. Sein Reichtum ermöglichte es ihm, seinen geistigen Horizont zu erweitern. Die Virginier unterhielten vielleicht von allen Kolonien die ausgedehntesten geistigen Beziehungen zur Alten Welt; es wurde Mode, zu reisen und gegen Gäste aus der Alten Welt eine wahrhaft fürstliche Gastfreundschaft zu üben. Aber in die Politik traten die damaligen Virginier noch nicht weiter ein, als es die Wahrnehmung ihrer althergebrachten verfassungsmäßigen Freiheiten notwendig machte.

Die stärkste Schädigung erfuhren die materiellen Interessen der Kolonie trotz aller Schikanen der englischen Regierung durch ihre unmittelbare Nachbarschaft, durch die neben ihnen unter ganz gleichartigen geographischen Bedingungen aufblühenden anderen Kolonialprovinzen. Karolina verdankt seinen Namen einer verunglückten Kolonialunternehmung, welche im Jahre 1629 von Robert Heath auf Grund von Privilegien Karls I. begonnen wurde. Allein es kam nicht zu einer thatsächlichen Besitzergreifung, bis Karl II. bei seinen verschwenderischen Landschenkungen auch das Gebiet zwischen Florida und Virginia erb- und eigentümlich für alle Zeiten an acht seiner Günstlinge vergab. Das Interessanteste an dieser Kolonie ist die Geschichte ihrer Verfassung. Schon der königliche Verleihungsbrief bestimmte nämlich, daß den Ansiedlern ein Anteil an der Lokalregierung eingeräumt werden sollte; weiterhin hat der Philosoph John Locke ein Verfassungsprojekt für diese Provinz ausgearbeitet, welches die Versöhnung einer patriarchalischen Aristokratie mit den parlamentarischen Rechten, wie sie in dem benachbarten Virginien bestanden, vermitteln sollte. Im einzelnen war aber dies Staatsgebäude so kompliziert und unpraktisch, daß es niemals zur vollen Ausführung gelangte. Nur zwei Prinzipien aus der Lockeschen Verfassung überlebten die Zeit ihrer Geltung: die Toleranz in religiösen Angelegenheiten und die Sklaverei. Im übrigen war für Nordkarolina die Einwirkung des benachbarten Virginien bei weitem bedeutungsvoller als die (1729 widerrufenen) Hoheitsrechte seiner aristokratischen Besitzer. Von Virginia hatten die nördlichen Grenzbezirke ihre ersten Ansiedler schon vor der Verleihung des königlichen Patents erhalten; die virginische Plantagenwirtschaft breitete sich auch dorthin aus; virginische Gouverneure griffen wiederholt in die Verwaltung Nordkarolinas ein, und die inneren Kämpfe Virginiens zogen meist auch das nördliche Karolina in Mitleidenschaft. Der hauptsächlichste Unterschied zwischen beiden Kolonien bestand darin, daß es in Karolina in den ersten Jahrzehnten überhaupt nicht zur Konstituierung einer wirksamen Provinzialregierung kam, daß sich deshalb viel zweifelhaftes Volk dorthin zog und von dem Rechte der Selbstregierung in einer Weise Gebrauch machte, die nur darauf abzielte, diese unklaren Zustände zu dauernden zu machen. Das änderte sich erst, als die Provinz zur Kronkolonie gemacht wurde. Als solche blühte sie rasch auf und nahm eine der virginischen durchaus analoge wirtschaftliche Entwickelung, durch welche sie auf dem Baumwollen- und Tabaksmarkte zu einer gefährlichen Konkurrentin der älteren Schwester heranwuchs.

Die acht karolinischen Feudalherren hatten ihr Augenmerk hauptsächlich dem südlichen Karolina zugewendet. Hier wurde mit Ansiedlern, die zu einem beträchtlichen Teile von der Insel Barbados gekommen waren, im Jahre 1670 die Stadt Charleston (s. die Tafel bei S. 432) gegründet; hier vollzogen sich die eben erwähnten Experimente mit der Lockeschen Verfassung. Deren aristokratisch-zentralistischer Tendenz entsprechend, legten die Regenten einen besonderen Wert darauf, die eigentliche Kraft der Kolonie in einem städtischen Gemeinwesen

zusammenzufassen und vor der für Virginia und Nordkarolina charakteristischen Zersplitterung zu bewahren. Aus diesem Grunde blühte Charleston bei weitem rascher auf als Jamestown. Diese Tendenz hat nachhaltig dahin gewirkt, daß sich in Südkarolina die Plantagenwirtschaft niemals so ins Große entwickelt hat, als in den nördlicheren Provinzen. Die geordneteren Verhältnisse und die religiöse Duldung führten überdies der Kolonie Bevölkerungselemente zu, wie sie die nördlicheren Nachbarn entbehrten: Puritaner aus New York, Hugenotten aus Frankreich, Presbyterianer aus Schottland, alles Elemente, die durch eigne Kraft sich emporzuarbeiten mit Erfolg bestrebt waren und dem Überhandnehmen der Latifundienwirtschaft entgegenarbeiteten. Zudem bewirkte die Nachbarschaft der spanischen Kolonie San Agustin in Südkarolina eine mehrfach von den anderen Provinzen abweichende Entwickelung. Zwar blieben die Kämpfe, mit denen sich die Nachbarkolonisten gelegentlich befehdeten, meist ohne ernstliche Bedeutung; ja es kam schließlich zwischen ihnen zu einem Abkommen, nach welchem sie auch dann in friedlichem Verkehre bleiben sollten, wenn zwischen den Heimatländern Krieg ausbrechen würde. Dagegen war die Nähe der spanischen Besitzungen eine starke Verlockung zur Weiterführung des Flibustierkrieges, der dem aus den Inseln stammenden Teile der Kolonisten eine wohlbekannte Einrichtung war. Endlich wirkte auch insofern das Beispiel der spanischen Nachbarn stark auf Südkarolina ein, als man dort eine große Zahl von Indianersklaven antraf, meist wohl solchen, die man als Gefangene aus den spanischen Gebieten oder von spanischen Schiffen fortgeschleppt hatte. Immerhin aber bildete sich unter diesem Einfluß eine Art der Behandlung gegenüber den Eingebornen aus, die von der in den anderen Provinzen üblichen erheblich abwich. Von Südkarolina ging der Anstoß dazu aus, daß die Rechte der acht Feudalherren wieder aufgehoben wurden. In den Grenzkonflikten hatten wiederholt die von Charleston die über ihre spanischen Nachbarn errungenen Vorteile auf höheren Befehl wieder preisgeben müssen, niemand aber hatte ihnen Entschädigung gewährt, wenn sie von den Spaniern zu leiden hatten; diese Bevormundung, verbunden mit Mängeln in der Verwaltung, führte wiederholte Auflehnungen gegen die Feudalherren herbei, infolge deren ihre Herrschaft 1719 suspendiert und 1729 gegen eine finanzielle Entschädigung abgelöst wurde.

Ungefähr um dieselbe Zeit wurde abermals eine neue Provinz wieder unter neuen Verwaltungsgesichtspunkten nach Süden hin von dem englischen Kolonialbesitz abgegrenzt. Die Humanitätsbestrebungen haben sich in England besonders frühzeitig bemerkbar gemacht und waren durch das Vorbild der Neuenglandkolonisten und des William Penn auch auf dem Boden Amerikas schon mehrfach zur Geltung gekommen. Das Mitleid mit den in den englischen Schuldgefängnissen Schmachtenden veranlaßte den James Edward Oglethorpe, eine Bewegung zu deren Gunsten anzuregen. Nachdem er durch öffentliche und private Unterstützungen die nötigen Mittel zusammengebracht hatte, erkaufte er von Georg I. einen Freibrief, durch welchen ihm das Land zwischen dem Savannah- und Altahamafluss von Ozean zu Ozean auf 21 Jahre zur Kolonisation überlassen wurde. Die Kolonie erhielt, wie ihre nördlichen Nachbarn, ihren Namen von dem herrschenden gekrönten Haupte und wurde Georgia Augusta genannt. Für Südkarolina wurde sie dadurch bedeutungsvoll, daß sie sich zwischen diesem und den Spaniern hineinschob; und indem sie die Verteidigung der Grenze übernahm (Oglethorpe selbst ist ein paarmal gegen die Spanier zu Felde gezogen), sicherte sie den Nachbarprovinzen eine ungestörte gedeihliche Entwickelung. Mit den Indianern wurden Bündnisse geschlossen, und wenige weiße Ansiedler haben sich bei ihren roten Nachbarn eines solchen Ansehens erfreut, wie der milde und würdige Oglethorpe. Anfänglich entwickelte sich die Provinz ganz nach dessen

Intentionen: sie war ein Zufluchtsort der Bedrückten und Verfolgten, und Duldung, in religiöser und politischer Hinsicht, wurde gegen alle geübt. Allein mit der Zeit erwiesen sich die natürlichen Faktoren stärker als der menschliche Wille. Das Land, das nach seiner physischen Beschaffenheit eine wirtschaftliche Entwickelung gleich der von Virginien außerordentlich begünstigte, konnte nicht dauernd im Besitz der Armen und Enterbten bleiben. Die Pflanzer brachten auch in Georgien nach und nach weite Ländereien in ihren Besitz, führten ihre Sklaven dorthin und ertöteten so alle Anläufe der kleinen Leute zu einer abweichenden Bewirtschaftung. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war Georgia, wie Virginia und die beiden Karolinas, ein Pflanzerstaat geworden und hat als solcher an deren Seite die weitere politische Entwickelung durchgemacht.

Die Entstehung und Entwickelung der südlichen Staaten der nordamerikanischen Union weicht in hohem Grade von dem Bilde ab, welches man als das für die englische Kolonisation in Amerika typische anzusehen gewohnt ist. Entscheidend für den Gang ihrer Entwickelung sind die geographischen Gegebenheiten. Auch da, wo es in der Absicht der Kolonisten lag, Ansiedelungen zu schaffen, wie sie uns in den Neuenglandstaaten entgegentreten, findet allmählich ein Übergang statt in das System, welches zuerst und am vollkommensten in Virginien entwickelt worden ist. Die meisten dieser Kolonien haben mindestens vorübergehend unter dem Einflusse der feudalen Verhältnisse der Alten Welt gestanden. Von diesen selbst haben sie sich allerdings meist ziemlich bald unabhängig gemacht; allein der aristokratische Geist, wie er den Feudalstaat charakterisiert, mit seinen Abstufungen der Menschen nach Besitz und Würde, lebt in veränderter Form in ihnen wieder auf. An Stelle der englischen Feudalherren tritt die Aristokratie der Großgrundbesitzer, von denen nicht nur die Schar der schwarzen Sklaven, sondern auch ein großer Teil der weißen Bevölkerung in eine völlige, wenn auch nicht rechtliche, so doch materielle Abhängigkeit gerät. Die Gleichheit der Individuen bildet zwar einen rechtlichen Grundsatz; durch die Thatsachen aber und durch die den jungen Gemeinwesen ausnahmslos anhaftende Schwäche der Regierungsgewalt ist er fast vollkommen illusorisch geworden. Die Plantagenbesitzer sind thatsächlich unbeschränkte Gewalthaber auf ihren Besitzungen und beherrschen durch ihr Zusammenstehen die Regierung und Verwaltung ihrer Provinz auf Grund der den Kolonisten allenthalben eingeräumten parlamentarischen Befugnisse beinahe widerspruchslos.

So stehen die südlichen Kolonien eigentlich mit ihren Anschauungen und Bedürfnissen den spanischen Kolonien weit näher als den nördlichen Neuenglandprovinzen. Die Besiedelung erfolgte vielfach auch hier genau in der Art, wie in den portugiesischen Kolonien; nur fehlt dort das den englischen und französischen Feudalkolonien gemeinsame Recht der Verleihung von Titeln und Würden, was den aristokratischen Zug der Südstaaten so mächtig unterstützte. Das Recht der Besitzergreifung ist, wie in den spanischen, portugiesischen und französischen Kolonien, das der Eroberung. In Südkarolina ist sogar die Behandlung der Eingebornen den schlechtesten spanischen Vorbildern nachgeahmt: sie werden als feindselig zu Sklaven gemacht, aber ohne daß man ihnen, wo sie sich friedlich unterwerfen, das Recht der Unterthanen zugebilligt hätte, wie in den spanischen Kolonien.

Die Nordamerikaner beanspruchen für ihre Vorväter die Anerkennung, daß sie die Eingebornen am besten behandelt hätten. Die Spanier hätten nicht nur das Land für sich in Besitz genommen, sondern auch die Personen der Eingebornen, die sie zur Steuerzahlung und zu gezwungener Arbeit herangezogen hätten. Die Franzosen hätten zwar die persönliche Freiheit der Indianer unbeanstandet gelassen, doch hätten auch diese ihnen das Land lediglich nach dem Rechte der Eroberung genommen. Im Gegensatz dazu hätten die Engländer (man muß

ihnen darin die Holländer zur Seite stellen) weder die Freiheit der Indianer angetastet, noch deren Eigentumsrecht an ihre Ländereien bestritten, sondern hätten diese durch Kauf in ihren Besitz gebracht. Rein äußerlich aufgefaßt trifft dies in der That für einen Teil der nördlichen Unionsstaaten zu; und es ist ja bekannt, daß die Regierung der Vereinigten Staaten das Prinzip aufrecht erhalten und bis in unsere Tage weiter befolgt hat, dem Indianer sein Land abzukaufen. Aber bei der Begründung der Kolonien trifft dies für den gesamten Süden überhaupt nicht zu, und ebensowenig für einen großen Teil des Nordens.

Allerdings haben die Könige von Spanien und Portugal den Anspruch erhoben, daß durch die päpstliche Bulle, welche die unbekannte Hälfte der Welt zwischen ihnen teilte, all dies Land und Volk ihr Eigentum geworden sei; und wo die Eingebornen sich ihren Herrscheransprüchen widersetzt haben, sind sie besonders in der Zeit der Conquista und vor der gesetzlichen Regelung der Eingebornenfrage vielfach mit großer Härte behandelt worden. Im Prinzip aber stellte Spanien die Eingebornen seines Kolonialbesitzes bereits seit den testamentarischen Bestimmungen der Königin Isabella rechtlich den eignen Unterthanen gleich; und für die Leistung, die sie dem Staate zu thun gehalten waren, genossen sie auch dessen Schutz und Recht. Nicht ganz so weit sind die Franzosen gegangen. Das Recht der französischen Unterthanenschaft ist den Huronen, den Illinois ꝛc. nicht verliehen worden; wohl aber hat Frankreich seit den Tagen Champlains die Indianer als seine verbündeten Freunde betrachtet und anerkannt, daß sie als solche einen Anspruch auf den Schutz und die Freundschaft ihrer weißen Bundesgenossen besaßen. Ungezählte Male haben die Franzosen diesem Anspruch Folge gegeben, indem sie mit den Indianern und auch ohne diese gegen die Irokesen, diese geschwornen Feinde aller mit den Franzosen verbündeten Indianer, zu Felde gezogen sind. Überdies haben Spanier und Franzosen durch ihre Missionen unsagbar Vieles und Großartiges für das geistige und materielle Wohl ihrer Schutzbefohlenen gethan.

Im Vergleich damit ist die Thätigkeit der Indianermission, wie sie von den Engländern entfaltet worden ist, außerordentlich geringfügig und gehört überdies mit wenigen Ausnahmen erst einer Zeitperiode an, die zunächst vollkommen außer Betracht bleiben darf. Was aber die Landkäufe anbelangt, so gereichen diese in überwiegender Mehrzahl der Vereinigten-Staaten-Regierung so wenig zur Ehre wie ihren Vorfahren. In der älteren Zeit konnte man für einiges Feuerwasser und etwas Pulver und ein wenig europäischen Tand von dem Indianer, der den Gegenstand des Vertrages kaum verstand, ein schönes Stück Land erkaufen. Aber damals war noch viel Raum auf dem weiten Kontinente Nordamerikas, und es hielt für den Volksstamm, der sich so seiner Wohnsitze entäußerte, nicht allzu schwer, sich weiter im Westen eine neue Heimat zu gründen. Je weiter ihnen aber die Zivilisation nach Westen folgte, desto mehr wurde der Raum eingeschränkt, der dem Indianer zu seiner weite Ausdehnung erfordernden Lebensweise übrigblieb. Die unvermeidliche und keineswegs unerkannt gebliebene Folge der von den Vereinigten Staaten befolgten Enteignungspolitik gegen die Indianer war die, daß sich die aufeinander gedrängten Stämme in endlosen blutigen Fehden untereinander, nur um existieren zu können, aufreiben mußten, wenn sich ihnen nicht etwa die Gelegenheit bot, jenseit der Grenzen des von den Staaten beanspruchten Gebietes über deren Nachbarn herzufallen; während der interkolonialen Kriege vom 17. Jahrhundert her ist dies stets von den Anglo-Amerikanern gern gesehen und durch Verkauf von Waffen und Pulver eifrig gefördert worden. Den Indianer der angebornen Wildheit zu entziehen, ihn der Gesittung zugänglich zu machen, hat keine Nation geringere Anstrengungen gemacht als die Anglo-Amerikaner. Mit dem pharisäischen

Bewußtsein, dem Indianer sein Besitztum durch einen rechtsgültigen Vertrag abgekauft zu haben, haben die Amerikaner seit der Zeit der Väter den Indianer wie einen unbequemen Bettler von seiner alten Wohnstätte weggejagt, unbekümmert darum, ob er draußen Hungers starb oder dem Kriegsbeile des Feindes zum Opfer fiel. Und wagte er es in seiner Verzweiflung, das Verlorene mit Gewalt zurücknehmen zu wollen, so hat die Kriegführung der Anglo-Amerikaner der der spanischen Eroberer in gewaltsamer Rücksichtslosigkeit nur wenig nachgestanden.

Das unterscheidende Prinzip in der Eingebornenfrage ist das, daß der Indianer vor dem Gesetze dem Spanier ein Bruder, dem Franzosen ein Freund, dem Engländer aber ein Fremdling war.

c) Die Plymouthgesellschaft.

Gleichzeitig mit der Virginiagesellschaft hatte Jakob I. im Jahre 1606 eine zweite Handelskompanie anerkannt, welche die Ländereien vom 41.—45. Breitengrade kolonisieren sollte und nach dem Sitze ihrer einflußreichsten Mitglieder die Plymouthgesellschaft genannt wurde (vgl. oben, S. 440). Ihre Thätigkeit kam aber über vorläufige Erkundungen nicht hinaus, auch dann nicht, als Jakob sie im Jahre 1620 neu organisierte, ihr das Land vom 40.—48. Grade nördl. Breite anwies und sie mit feudalherrlichen Rechten ausstattete. In diesem Gebiete entstanden allerdings um dieselbe Zeit die ersten englischen Kolonien, aber ohne allen Zusammenhang, ja im Widerspruche mit der Gesellschaft der Donatare, die sich 1638 gänzlich auflöste, nachdem sie wenig mehr gethan hatte, als durch den Verkauf transozeanischer Titel Geld zu machen. Die ersten wirklichen Kolonisten dieses Bereiches waren englische Glaubensflüchtlinge. Von der englischen Hochkirche splitterten frühzeitig einzelne Gruppen und Gemeinden los, denen die offizielle Reformation nicht gründlich genug erschien. Als ihre Zahl mehr und mehr anwuchs, vereinigten sie sich zu neuen Sekten: Puritaner, Separatisten 2c., zogen sich aber dadurch die intensive Verfolgung von seiten der herrschenden Kirche zu. Vor dieser flüchteten sie anfänglich meist nach Holland. Als sich aber die allgemeine Aufmerksamkeit den transozeanischen Kolonisationsunternehmungen zuwandte, reifte auch in den Kreisen der Puritaner der Plan, jenseit des Meeres eine freie und sichere Zufluchtsstätte für die Ausübung ihres Bekenntnisses zu suchen.

So erwarben ihre Abgesandten mit der Unterstützung gleichgesinnter Freunde in England von der Virginiagesellschaft das Recht, Ansiedelungen jenseit des Meeres anzulegen. Im Herbste des Jahres 1620 brachte die „Mayflower" die ersten Kolonisten nach Amerika, die die Stadt Neu-Plymouth begründeten. Trotz puritanischer Strenge und Einfachheit hatte auch diese Kolonie eine Zeit schwerer Kämpfe zu überwinden, ehe sie zu erstarken und fortzuschreiten begann. Ihr Vertrag mit der englischen Gesellschaft sicherte den Einwanderern fast vollständige Unabhängigkeit. Die „Pilgerväter" haben sich von Anfang an fast ausschließlich selbst regiert. Wenn sie aber auch vor englischer Unduldsamkeit entflohen waren, so hinderte sie das keineswegs, in ihrer Mitte ein mindestens ebenso unduldsames Regiment aufzurichten. Die Abweichung von ihrer puritanischen Orthodoxie wurde unnachsichtlich mit der Ausstoßung aus der Kolonie geahndet. Zu einer Zeit, wo ihnen noch jeder kräftige Arm hätte hochwillkommen sein sollen, um die kränkelnde Niederlassung emporarbeiten zu helfen, haben sie mehr als einmal tüchtige Elemente ausgestoßen, nur weil sie sich dem politischen und religiösen Rigorismus der kolonialen Regierung nicht fügen wollten. Aus diesem Grunde wollte es lange nicht gelingen, einen eignen kolonialen Freibrief von dem Mutterlande zu erlangen, obwohl man sich in einem Gebiete niedergelassen hatte, auf welches bis dahin nur rein nominelle Ansprüche geltend gemacht werden konnten, die überdies im Jahre 1627 abgelöst wurden.

Die politische Konsolidierung wurde erst im Anschluß an ein jüngeres gleichartiges Unternehmen erreicht, welches in dieser Richtung mehr vom Glücke begünstigt war. Im Jahre 1628 verlieh Karl I. der Gesellschaft der Bai von Massachusetts ein Privileg, welches ihr auch ein formales Recht zur Begründung kolonialer Niederlassungen gewährte. Die Form der privilegierten Gesellschaft war wohl nur gewählt, um den landläufigen Anschauungen Rechnung zu tragen; im Grunde handelte es sich hier, wie in Neu-Plymouth, um eine Zuflucht für die in England hart verfolgten „Dissenters". Schon im nächsten Jahre wurde denn auch die Verfassung dahin abgeändert, daß die dirigierende Gesellschaft in London aufgelöst und die Regierung der Kolonie in die Hände der Kolonisten gelegt wurde. Seitdem wählten die Ansiedler selbst ihren Gouverneur und seine Stellvertreter, denen ein Rat zur Seite stand, in welchem jede Gemeinde durch zwei gewählte Abgeordnete vertreten war. Die Kolonie verteidigte mit Glück ihre Rechte gegen die Plymouthgesellschaft. Später ging Karl I. allerdings darauf aus, ihre Verfassung in zentralistischem Sinne abzuändern; allein er fiel, noch ehe es von seiten der Kolonisten einer offenen Widersetzlichkeit gegen den königlichen Willen bedurft hätte, um ihre selbstgeschaffenen Privilegien zu verteidigen. Unter Cromwell erfreuten sich alle die puritanischen Gemeinwesen der Neuen Welt einer wohlwollenden Fürsorge. Erst Karl II. hat vorübergehend den Freibrief der Kolonie Massachusetts widerrufen; allein es war auch ihm nicht beschieden, den passiven Widerstand der Kolonie zu überwinden, die sich von Wilhelm von Oranien in alle ihre Rechte wieder eingesetzt sah und erst wieder im Bunde mit allen amerikanischen Kolonien in die Lage kam, sie gegen erneute Übergriffe der Regierung zu verteidigen.

Die religiöse Unduldsamkeit, welche einst die Puritaner nach Neu-Plymouth und Boston getrieben hatte, wirkte nun aber in ihrer Mitte in gleichem Sinne fort. 1635 verbannte der Rat von Massachusetts einen angesehenen Prediger, Roger Williams, nur deshalb, weil er die vielfache Verquickung der puritanischen Rechtgläubigkeit mit den politischen Rechten der Kolonie angriff und für eine vollkommene Toleranz eintrat. Er flüchtete mit Hilfe der Narraganset-Indianer nach Rhode-Island. Da ihm aus den benachbarten Kolonien sowohl wie aus England zahlreiche Gesinnungsgenossen zuströmten, so gründete er neue Ansiedelungen, deren politische Einrichtungen nach dem Vorbilde von Massachusetts durchgehends auf der Volkswahl beruhten, in der aber auf dem Gebiete des Glaubens durchgeführt wurde, daß er eine Privatangelegenheit des einzelnen sei, so daß thatsächlich vor dem Recht alle Bekenntnisse gleich waren. Neben den intoleranten puritanischen Nachbarkolonien hatte das kleine Rhode-Island um so schwerer um seine Selbständigkeit zu kämpfen, als diese ihm keinen Platz in dem Bündnis einräumten, durch welches sie sich 1643 zusammenschlossen; doch gelang es Williams noch, sich von Karl I. einen Freibrief für seine Gründung zu verschaffen und sie damit vor der Begehrlichkeit unfreundlicher Nachbarn in Sicherheit zu bringen.

Unterdessen war teils von den alten Kolonien, teils direkt von England aus an der Küste von Neu-England eine ganze Reihe kleiner Ansiedelungen entstanden. New Hampshire, einst als Laconia von englischen Kaufleuten begründet, hatte sich dem unduldsamen Massachusetts so assimiliert, daß es auf eignen Antrag 1642 mit ihm vereinigt wurde; auch Connecticut war eine exklusiv puritanische Gründung, die sich nach dem Vorbilde von Massachusetts auf Grund einer rein demokratischen Verfassung konstituierte. Mit Ausnahme von Neu-Plymouth gediehen diese Ansiedelungen überraschend schnell; gegen die Eingebornen schützte sie eine im allgemeinen friedliche Politik und ihr 1643 beschlossener Bund, gegen die heimische Regierung aber bedurften sie lange Zeit kaum eines Schutzes. Die Wirren der englischen

Revolution mit dem wechselnden Emporkommen der verschiedenen Parteien gaben nicht nur den jeweiligen Machthabern so viel zu thun, daß sie die Kolonien gern sich selbst überließen; sie förderten sogar in außerordentlicher Weise die Auswanderung. Denn es suchten nicht nur die Besiegten unter dem freieren Regimente der Kolonien eine Zuflucht, sondern es wandten sich auch viele nur deshalb über den Ozean, weil die politischen Erschütterungen, welche das Mutterland bis auf den Grund durchwühlten, dort kaum den ruhigen Fortschritt einer gedeihlichen Entwickelung störten. Die koloniale Politik Cromwells, welche ihren schärfsten Ausdruck in der sogenannten Navigationsakte fand, diente allerdings dazu, manche Freiheiten zu beschränken, deren sich die Kolonien in ihrem Handel erfreut hatten; allein die Maßregel lag im Geiste der Zeit und berührte hauptsächlich nur den Verkehr mit Holland. Von Frankreich und besonders von Spanien fühlten sich die Kolonien durch dieselben nationalen und religiösen Antipathien getrennt wie das Mutterland, und das Gefühl der Zusammengehörigkeit war noch so stark, daß nirgends auch nur der Gedanke daran auftauchte, dieser Verordnung einen ähnlichen Widerstand entgegenzusetzen wie den, mit dem man sich aller Einmischungen in die inneren Angelegenheiten der Kolonien erfolgreich erwehrt hatte.

Die innere Struktur aller dieser Kolonien war ganz gleich. Man legte allgemein dem Handel vorerst nur eine untergeordnete Bedeutung bei und fand die eigentliche Grundlage des Gemeinwesens in der Arbeit. Man mühte sich weder mit dem Suchen nach Edelmetallen, noch mit dem Tauschhandel mit den Eingebornen, noch gar mit deren Unterwerfung ab. Wenn man nicht mit ihnen auf friedlichem Wege fertig werden konnte, verdrängte man sie wohl auch mit Gewalt, aber nur so weit, als man den Boden wirklich brauchte, um durch Ackerbau oder durch den bescheidenen Anbau weniger Stapelprodukte das eigne Dasein zu sichern. Sklaverei und unfreie Arbeit waren zwar hier so wenig ausgeschlossen wie in den südlicheren englischen Niederlassungen; allein für deren umfängliche Entwickelung fehlte es an den natürlichen und wirtschaftlichen Voraussetzungen. Schon der Ackerbau verlangte eine intensivere Arbeit, als sie vom unfreien Arbeiter zu erreichen war; und das Klima war dem Leben der Schwarzen ebensowenig günstig, wie dem Anbau der Produkte, welche die Latifundienwirtschaft der südlichen Kolonien begünstigten. Da aber in der Hauptsache jeder einzelne von dem Ertrage der eignen Arbeit lebte, bedurften die kleinen Gemeinwesen nur eines verhältnismäßig geringen Raumes. Sie drangen daher nur langsam in das Binnenland vor und kamen erst später mit dessen Bewohnern in Konflikt. Auf der anderen Seite aber verwuchsen sie auch wieder weit enger mit dem Boden als die Kolonisten irgend eines anderen Teiles von Amerika. Ihre Bevölkerung war nicht nur dichter, sie war auch durch die weit geringere Durchsetzung mit fremden Elementen weit einheitlicher als die anderer Kolonien. Und da die Ansiedler fast alle mit Weib und Kind in die Neue Welt gekommen waren mit dem bestimmten Vorsatze, dort zu bleiben und ihren Nachkommen eine Heimat zu schaffen, so entwickelte sich auch hier am ehesten und am stärksten ein amerikanisches Nationalgefühl, welches in der demokratischen Freiheit der Verfassungen, die sich eine nach der anderen die Kolonien gaben, eine starke Förderung fand. Dies führte bereits im Jahre 1643 zu dem Gefühl einer engeren Zusammengehörigkeit der Kolonien nicht nur gegenüber den Fremden, sondern sogar gegenüber der alten Heimat.

d) Die Holländer.

Die ersten, gegen welche sich das erwachende amerikanische Nationalgefühl kehrte, waren die Holländer. Diese waren zunächst nur durch englische Seeleute auf die nordamerikanischen

Küstenländer aufmerksam gemacht worden. Im Jahre 1609 hatte Henry Hudson in ihrem Auftrage den Strom entdeckt, der seinen Namen trägt. Obwohl es damals noch nicht zu einer wirklichen Besiedelung kam, so besuchten doch öfters holländische Schiffe auch in den folgenden Jahren den Strom und die an seiner Mündung gelegene Manhattaninsel, auf welche sie durch Hudsons Fahrt Rechte gewonnen zu haben meinten. Diese wurden ernstlicher zur Geltung gebracht, als die 1621 begründete Westindische Kompanie auch das Hudsongebiet ihrer kolonisatorischen Thätigkeit zugesprochen erhielt. Da entstanden bald an Stelle der flüchtigen Hütten, in denen die holländischen Händler ihre Tauschobjekte für den Handel mit den Indianern verstaut hatten, auf der Manhattaninsel dauernde Bauten; und als man 1626 das ganze Eiland für 60 holländische Gulden den Indianern abkaufte, stand neben den Häusern von Neu-Amsterdam bereits eine erste steinerne Kirche.

Daß trotzdem die holländische Herrschaft nicht festere Wurzeln am Hudson schlug, hatte mehrfache Gründe. Zunächst verfolgte die Westindische Kompanie hier wie allerwärts weit intensiver die Interessen des Handels als die der Besiedelung; weiter aber beging sie, um ihren Besitz besser zu verwerten, den verhängnisvollen Fehler, auch dort feudale Baronien entstehen zu lassen, wodurch dem Emporblühen eines kräftigen Stammes kolonialer Bürger gleichfalls entgegengearbeitet wurde. Endlich kam dazu, daß die Gesellschaft nicht glücklich war in der Wahl ihrer Gouverneure. Den Peter Minnuit, der zum Aufblühen Neu-Amsterdams nicht wenig beigetragen hatte, entließ sie und trieb ihn damit den Schweden in die Arme, deren Kolonie am Delaware allerdings nur so lange ihr Dasein fristete, wie Minnuits Eifer und Umsicht ihr vorstand; aber auch die Wiederauffaugung des schwedischen Kolonialterritoriums vermochte der holländischen Ansiedelung die fehlende innere Lebenskraft nicht zu verleihen. Mehr und mehr wurde ihr das Land von den benachbarten Neu-Engländern streitig gemacht; und selbst innerhalb der holländischen Grenzpfähle nahm von Jahr zu Jahr das englische Element überhand. Als 1664 vier englische Schiffe vor Neu-Amsterdam erschienen, wagte der von der Westindischen Kompanie im Stiche gelassene Gouverneur keinen Widerstand zu leisten. Ehe noch ein Tropfen Blut geflossen, übergab er die Stadt und ganz Neuniederland den Gegnern. Dem Herzog von York (nachmals Jakob II.) zu Ehren wurde die Hauptstadt in New York umgetauft (s. die Karten bei S. 525). Wenn auch hier lange noch die weniger günstigen, durch die Herrschaft der Westindischen Gesellschaft bedingten Verhältnisse nachwirkten, so schloß sich doch seit der Eroberung New York eng an die Neu-England-Staaten an. In den Jahren 1673 und 1674 gelang es den Holländern noch einmal, die Stadt vorübergehend in ihren Besitz zu bringen; im Frieden von Westminster mußten sie aber endgültig auf ihre nordamerikanischen Besitzungen verzichten, die in dem englischen Kolonialreich aufgingen.

e) William Penn.

Auch das benachbarte Pennsylvanien verdankt seinen Ursprung religiöser Unduldsamkeit, die gegen die Quäker nicht nur in England, sondern fast noch schlimmer in den puritanischen Neu-England-Staaten eiferte. Als kirchliche Gemeinde sind die Quäker mit ihrer Ablehnung aller Äußerlichkeiten und mit ihrer unbeschränkten Menschenliebe mehr ein Kuriosum: ihr Dogma besteht fast nur in Verneinungen; in sozialer Beziehung aber ist ihre Staatengründung ein interessanter, wenn auch nicht sonderlich erfolgreicher Versuch gewesen. Was in erster Linie die Anfeindung der Andersdenkenden ihnen zuzog, war das Übergreifen ihrer Lehren auf das politische Gebiet durch ihre Weigerung, Eide zu schwören und Kriegsdienste zu leisten. In England machten sich die Quäkergemeinden seit 1655 bemerkbar; selbstverständlich wurden sie von

der hochkirchlichen Partei mit derselben Schonungslosigkeit verfolgt, mit welcher diese alle Andersdenkenden auszustoßen oder sich zu unterwerfen trachtete. Vor solchen Verfolgungen waren Quäker auch nach Neu-England geflohen; allein sie mußten die betrübende Erfahrung machen, daß trotz aller schönen Worte von Gleichheit und Brüderlichkeit die Puritaner noch unduldsamer gegen sie waren als die Männer der Hochkirche. Denn während man sich in England damit begnügte, die eidverweigernden Quäker ins Gefängnis zu werfen, wurden sie in Boston als angebliche Landfriedensstörer geprügelt und sogar vier von ihnen hingerichtet.

Es war daher für sie eine That der Erlösung, daß William Penn ihnen die Möglichkeit schuf, ein eignes Staatswesen zu begründen. Als Sohn eines englischen Admirals besaß Penn sowohl Vermögen wie Verbindungen. Wenn ihn auch sein Vater und viele andere als einen halb unzurechnungsfähigen Sonderling betrachteten, weil er sich lieber den armen und verfolgten Quäkern anschloß, als in den Dienst des üppigen Hofes Karls II. trat, so erregte er doch gerade als ein Quäker aus den angesehensten und besten Kreisen eine Aufmerksamkeit, ohne welche es der Sekte schwerlich gelungen wäre, eine königliche Bestätigung für das von ihr zu begründende Staatswesen zu erreichen. Mit dem Gelde, welches er teils selbst einschoß, teils durch Sammlungen bei seinen Freunden zusammenbrachte, erwarb Penn einen Teil der Ländereien, welche die Engländer den Holländern abgenommen und der Herzog von York an ein paar seiner Freunde in der unter Karl II. üblichen Verschwendung verschenkt hatte. Für diese New Jersey genannte Kolonie entwarf Penn auf quäkerischen Grundlagen eine Verfassung und bemühte sich, von Karl II. einen Freibrief zu erlangen, der ihm aus einem halb neugierigen Interesse auch gewährt ward. Er selbst wollte das Land Sylvania nennen, der König fügte dem den Namen des Gründers (Penn-Sylvania) bei; denn dem Privilege nach sollte Penn in derselben Weise wie die früheren Besitzer der Träger der feudalherrlichen Rechte in der neuen Kolonie sein. Noch ehe er selbst sich nach Amerika begeben konnte, nahm die quäkerische Auswanderung dahin größere Dimensionen an. Als er 1683 Philadelphia, die Stadt der Bruderliebe, persönlich einzuweihen erschien, waren schon einige tausend seiner Glaubensgenossen in einer Anzahl von Städten und Dörfern in New Jersey und in dem eigentlichen Pennsylvanien angesiedelt. Von seinen Herrenrechten machte Penn einen durchaus ehrenwerten Gebrauch. Die Kolonie organisierte sich auf ähnlich demokratischen Grundlagen wie ihre neuenglischen Nachbarn; verzichtet hat aber, trotz des darin liegenden Widerspruches mit den demokratischen Prinzipien des Quäkertumes, Penn auf seine Rechte so wenig, daß er sich sogar ernstlich um deren Wiederherstellung bemühte, als Jakob II. sie ihm vorübergehend entzog. Er ist als „Eigentümer" Pennsylvanias gestorben, freilich ohne daß ihn dieser Besitz für die vielen Aufwendungen entschädigt hätte, die er zu seinem Besten gemacht.

Den quäkerischen Charakter hat Pennsylvania lange bewahrt, obgleich in seiner rasch anwachsenden Bevölkerung das quäkerische Element mehr und mehr zurücktrat. In zwei Richtungen hat es entschieden wohlthätig auf die Entwickelung der Kolonie eingewirkt. Den Grundsätzen seiner Glaubenslehre entsprechend, hatte Penn von Anfang an darauf gehalten, mit den Eingebornen freundschaftliche Beziehungen herzustellen. Auch hier kaufte man ihnen ihr Land ab, um es nach europäischer Weise zu bebauen; aber man verdrängte deshalb nicht mit egoistischer Strenge die alten Eigentümer, sondern unterhielt vielmehr mit ihnen ein freundschaftlich patriarchalisches Verhältnis. So kam es, daß die Kolonisten Pennsylvanias lange Zeit hindurch auch dann noch nichts von ihren roten Nachbarn zu fürchten hatten, wenn diese mit den Einwohnern der benachbarten Kolonien in blutiger, grausamer Fehde lebten.

Erst als die weitere Entwickelung Pennsylvanias mehr und mehr auch andere Elemente anlockte, die sich zu den friedlichen und brüderlichen Lehren der Quäker nicht bekannten, litt auch in Pennsylvania das gute Einvernehmen zwischen dem roten und dem weißen Manne. Die Einwanderung Andersgläubiger begann frühzeitig sich fühlbar zu machen. Die allgemeine Liebe und Duldung, welche die Quäkerlehre anempfahl, machte es ihnen unmöglich, Andersdenkenden den Zuzug in die Kolonie zu verwehren; und da selbst in der Neuen Welt anderwärts die religiöse Toleranz ein nur wenig verstandener und noch weniger ausgeübter Begriff war, so konnte es nicht fehlen, daß allerlei religiöse Sekten, die in den anderen Kolonien bedrückt wurden, bei der quäkerischen Duldung Pennsylvanias Zuflucht suchten. So kamen noch auf Penns eignes Betreiben die ersten deutschen Auswanderer: pfälzische Calviniſten, Pietisten und Mystiker, später auch zahlreiche französische Hugenotten hinüber, alles fleißige und tüchtige Leute, die drüben nichts weiter begehrten, als von religiöser und politischer Bedrückung unbehindert in ehrlicher Arbeit ihrem Berufe nachzugehen. Sie fanden denn auch reichlich ihre Rechnung und haben hinwiederum nicht wenig dazu beigetragen, daß Pennsylvania sich rascher und kräftiger als die meisten anderen Kolonien entwickelte; sie nahmen aber nach und nach der Kolonie den ausschließlich quäkerischen Charakter. Als Gemeingut der ganzen Provinz blieb davon nicht viel mehr zurück als eine weitgehende, freundlich gehandhabte Toleranz und ein gewisser politischer Indifferentismus, der bei den einen aus der Farblosigkeit der Glaubenslehre und ihrer Abkehrung von den weltlichen Verwickelungen, bei den anderen aus der Tendenz hervorwuchs, alles das beiseite zu lassen, was eine ungestörte Pflege einer lediglich materiellen Wohlfahrt hätte beeinträchtigen können.

f) Maryland.

Es gab nur noch eine Kolonie, die in Toleranz mit Pennsylvania wetteiferte, es vielleicht sogar übertraf, und das war Maryland. Den ersten Freibrief für diese Ansiedelung hatte schon 1632 Lord Baltimore erhalten, ein Günstling Karls I., der dessen katholisierende Neigungen so entschieden teilte, daß er thatsächlich zur römischen Kirche übertrat. Allein anstatt deren intolerante Anschauungen zu übernehmen, ließ er sich die Verfolgungen, denen er selbst um seines Glaubens willen ausgesetzt war, nur in der Richtung zur Lehre dienen, daß er für die Kolonie, zu der er von seinem königlichen Freunde bereitwillig die Ermächtigung erhielt, auf der Grundlage absoluter Glaubensfreiheit organisierte. Maryland ist die einzige unter allen englischen Kolonien, deren „Eigentümer" nicht dem protestantischen Glauben angehörte, obwohl die Mehrzahl der Kolonisten auch hier sich zu den verschiedenen Formen der reformierten Kirche bekannte. Aber während in den Neu-England-Staaten die fanatischste puritanische Unduldsamkeit herrschte, während selbst die toleranteren Südstaaten streng alle Papisten von der Zulassung in ihr Gebiet ausschlossen, öffnete Maryland aus Prinzip allen religiösen Meinungen seine Pforten, ohne daß deshalb jemals seine Freiheiten in Gefahr geraten wären. Wie in den meisten anderen Kolonien, verblaßten auch dort nach und nach die Rechte der Eigentümer vor der unvermeidlichen Selbsthilfe und Selbstverwaltung der Ansiedler, die sich nach dem Vorbild ihrer Nachbarn demokratisch organisierten. Es kostete vielleicht in Maryland etwas längere Kämpfe als anderwärts, diesen Standpunkt auch von dem „Eigentümer" anerkannt zu sehen; das Ziel wurde aber auch hier erreicht. Seiner geographischen Lage nach entwickelte sich Maryland als Pflanzerstaat; aber vor der Latifundienwirtschaft Virginias schützte es der reichliche Zuzug bescheidener Elemente und vor den Ausartungen der Sklavenwirtschaft der wohlwollende

Geist, der über seiner Begründung schwebte. Mit den Eingebornen wurden ebenfalls freundliche Beziehungen angeknüpft, so daß Maryland nach allen Richtungen hin ein Beispiel kluger Mäßigung und weiser Regierung gewährte.

g) Die Anfänge eines Gemeingefühls.

Die Verschiedenheit des Ursprungs, die Abweichungen in den politischen Verhältnissen, schließlich auch die räumliche Entfernung hinderten ebensosehr im Norden Amerikas wie in dem spanischen Süden auf lange Zeit das Entstehen einer gemeinsamen Geschichte der Kolonien. In der Zeit ihrer Entwickelung waren die einzelnen Provinzen fast ausnahmslos auf einen schmalen Küstenstreifen beschränkt und voneinander trotz räumlicher Nachbarschaft durch öde Waldländereien geschieden. Die Zunahme der Bevölkerung vermehrte noch eher die Gegensätze, anstatt sie zu beseitigen; die nachbarliche Berührung führte zu Grenzdifferenzen, und wiederholt haben die einzelnen Kolonien über das Besitzrecht gewisser Grenzdistrikte langwierige Prozesse geführt. Auch in Nordamerika beschränkt sich das Gemeinsame in der Geschichte der einzelnen Ansiedelungen auf die Berührungen mit den Angehörigen fremder Staaten, die allerdings hier weit zahlreicher waren als im spanischen Süden.

Der Umstand mag nicht ohne Einfluß darauf gewesen sein, daß sich ein Gefühl für die Zusammengehörigkeit unter den englischen Kolonien weit kräftiger entwickelte als in denen Spaniens. Die Träger dieser Auffassung sind von Anfang an die Neu-England-Staaten gewesen; und diese Rolle ist ihnen geblieben bis in die neueste Zeit. Erwähnt ist schon (S. 449), wie sie sich bereits im Jahre 1643 zusammenschlossen, um einerseits den von heimischen Feinden, anderseits den aus den politischen Verwickelungen des Mutterlandes drohenden Gefahren zu begegnen. Sie bemühten sich schon im folgenden Jahr, auch die südlichen Kolonien zum Anschluß an ihr Bündnis zu vermögen. Allein die abweichenden politischen und wirtschaftlichen Anschauungen ließen es dazu nicht kommen; und noch lange Zeit hindurch ist das, was man als gemeinsame Geschichte der englischen Kolonien bezeichnen kann, doch eigentlich nur eine solche der Neu-England-Staaten, während die südlichen Kolonien teilnahmlos abseits stehen. Die Eroberung von Neu-Amsterdam und die Verdrängung der Holländer war allerdings zunächst das Werk der Engländer des Mutterlandes; sie führten denn auch nicht zu einer Erweiterung der Neu-Englandkolonien, sondern zur Gründung einer Reihe von neuen Staatswesen, die jedoch durch ihre weitere Entwickelung ganz von selbst zu engerem Anschluß an diese gedrängt wurden. Der Umstand aber, daß nunmehr die ganze atlantische Küste von Maine bis Georgia ohne fremde Zwischenstationen in englischen Händen war, blieb auf das Zusammengehörigkeitsgefühl nicht ohne Einfluß. Diesmal war es die Regierung, welche es zur Geltung bringen wollte; Karl II. sowohl wie Jakob II. haben den Versuch gemacht, die Vielgestaltigkeit der kolonialen Verhältnisse zu beseitigen und sie unter einer zentralen Gewalt zu vereinigen. Allein dem passiven Widerstande der Kolonisten gegenüber waren diese Bestrebungen noch nicht über die Anfänge hinausgediehen, als die Revolution von 1688 die Stuarts mit ihren zentralisierenden Tendenzen wegfegte; Wilhelm und Maria erkannten sofort die alten verbrieften Kolonialverfassungen wieder an.

h) Die Kämpfe gegen die französischen Ansiedler.

Um diese Zeit begann sich der Wettbewerb zwischen den englischen und französischen Kolonisten mehr und mehr bemerkbar zu machen. Daß dies nicht schon früher eingetreten war, lag

hauptsächlich in den verschiedenen wirtschaftlichen Verhältnissen der Kolonien. Die englischen Ansiedelungen lebten fast ausschließlich von der Landwirtschaft; und ihre Bevölkerung war noch nicht in dem Maß angewachsen, daß das fruchtbare Ackerland zwischen der Küste und dem Alleghanygebirge nicht noch reichlich für ihren Unterhalt genügt hätte. Sie hatten also nur ein geringes Interesse daran, weiter in das Binnenland vorzudringen, und haben denn auch zu dessen Erschließung verhältnismäßig wenig beigetragen. Dagegen bedurften die französischen Ansiedelungen, die beinahe ausschließlich vom Pelzhandel lebten, zu ihrer Existenz eines weiten, ihrem Einfluß ausschließlich unterliegenden Hinterlandes; und jeder Aufschwung ihrer eignen Kolonien, jede Vermehrung der Intensität des geschäftlichen Betriebes erhöhte merklich das Bedürfnis territorialer Ausdehnung. Diese Notwendigkeit hat sie quer durch den Kontinent von der Mündung des Lorenzstromes bis zum Delta des Mississippi geführt.

Ihre ersten Gegner waren dabei die Holländer von Neu-Amsterdam gewesen. Auch diese waren mehr Händler als Ackerbauer; und ihre Interessen befanden sich mit denen der Franzosen in einem um so fühlbareren Gegensatz, als die Ansiedelungen räumlich durchaus nicht weit entfernt und durch keine natürlichen Hindernisse geschieden waren. Da der Pelzhandel in der Hauptsache als Tauschhandel mit den eingebornen Jägerstämmen betrieben wurde (die Voyageurs und Waldläufer sind, so zahlreich sie uns auch begegnen, doch nur die Ausnahmen), so brachte die Handelskonkurrenz notwendigerweise ein wetteiferndes Buhlen um die Gunst der Indianer mit sich. Da der Zufall die Franzosen unter Champlain zu Bundesgenossen der Huronen machte, schlossen naturgemäß die Holländer sich an deren Gegner, die Irokesen, an, und indem sie diese weit reichlicher und rücksichtsloser, als die Franzosen dies aus politischen Gründen mit ihren Freunden thaten, mit europäischem Kriegsmaterial ausrüsteten, machten sie diese zu dem furchtbaren Gegner nicht nur aller Indianer zwischen den Seen, den Alleghanies und dem Mississippi, sondern sogar zu einer dauernden Gefahr für alle europäischen Ansiedelungen, die nicht mit dem Bunde der Irokesen befreundet waren. Mit der Eroberung Neu-Amsterdams traten die Engländer gleichzeitig die Erbschaft dieser Freundschaft und Feindschaft an; der holländische Handelsgeist blieb dauernd eine Eigentümlichkeit der Kolonie von New York. Wir finden sie deshalb bald auch genau ebenso feindselig gegen die Franzosen gesinnt, wie es nur je die Holländer gewesen waren; von der anderen Seite wurden ihnen womöglich noch feindseligere Gesinnungen entgegengebracht, als man sie gegen die unbedeutende holländische Kolonie gehegt hatte. Anfangs spielte sich der Kampf nur auf merkantilem Gebiet ab. Auf die Veranlassung zweier Franzosen, welche, mit der Regierung Kanadas unzufrieden, in englische Dienste traten, wurde 1670 die Hudsonbay-Gesellschaft gegründet, welche vorübergehend dem französischen Pelzhandel bis zum Saguenay herunter gefährliche Konkurrenz machte. Aber der Grenzkrieg, der dort eine Zeitlang in kleinstem Maßstabe geführt worden war, nahm erst größere Dimensionen an, als England und Frankreich, in Europa verfeindet, sich auch in ihren Kolonien zu schädigen suchten.

Diese kolonialen Kriege, deren man von 1688—1763 nicht weniger als fünf zählt, haben alle einen übereinstimmenden Charakter. Sie wurden gemeiniglich damit eröffnet, daß die Franzosen mit ihren indianischen Verbündeten durch die sumpfigen Waldungen südlich des Sankt-Lorenz-Stromes bis zu den Grenzdörfern der englischen Ansiedler vordrangen und dort über die wehrlosen, zerstreut wohnenden Farmer leichte Siege erfochten, die durch die blutigen Grausamkeiten der Indianer in unwürdiger Weise geschändet wurden. Wohl versuchten es dann auch die Neu-Engländer, an den französischen Missionen und Handelsposten

in gleicher Weise Vergeltung zu üben; doch vermochten sie schon deshalb nicht, den Feinden gleichen Schaden zuzufügen, weil die ihrem Angriffe ausgesetzten Objekte weder an Wert den Pflanzungen der Neu-Engländer gleichkamen, noch auch, wie diese, hilflos dem Überfalle preisgegeben waren. Dazu kam, daß es weit schwerer gelang, die vielen Sinne, welche in den zum Bunde der Neu-England-Staaten vereinigten Provinzen die Angelegenheiten leiteten, zu einem energischen gemeinsamen Vorgehen zu gewinnen. Die Kolonie Massachusetts war allerdings dadurch, daß ihre Hauptstadt Boston der Sitz der neuenglischen Bundesversammlung war, zu einer Art Vormacht geworden. Das bekundete sich aber doch nur darin, daß Massachusetts zwar die Führung beanspruchte und gelegentlich auch dann übernahm, wo es weder der Zustimmung der verbündeten Kolonien sicher war, noch auch deren Unterstützung fand; aber eine wirkliche Autorität gewann es weder für sich selbst, noch auch nur für die Bundesversammlung. Dagegen ward allerdings Boston mehr und mehr der Punkt, wo die zur Ausfechtung der kolonialen Differenzen von England über den Ozean entsendeten Streitkräfte sich sammelten und zur Ergreifung der Offensive rüsteten.

Naturgemäß aber hatten die Engländer kein Interesse daran, ihre Streitkräfte in dem kleinen Kriege der Hinterwäldler zu zersplittern, für den ihre Truppen nicht vorbereitet waren, und der auch im günstigsten Falle eine Entscheidung kaum herbeiführen konnte. Sie mußten entschieden ein Angriffsobjekt bevorzugen, bei welchem die Kriegsflotte, die zum Truppentransport doch einmal schon in Thätigkeit treten mußte, mitwirken konnte; ein solches bot sich in der zwischen dem Lorenzstrom und der Nordgrenze der Neu-England-Staaten liegenden Halbinsel, welche von den Franzosen Acadia, von den Engländern Nova Scotia genannt wurde. Besiedelt worden war sie im Anfang des 17. Jahrhunderts von den Franzosen; aber schon wenige Jahrzehnte später war sie nicht nur in die dem Sir William Alexander erteilte Landbewilligung mit inbegriffen, sondern auch ein erstes Mal thatsächlich von den Engländern in Besitz genommen worden. Aber der Friedensschluß, welcher den Franzosen das gleichzeitig eroberte Quebec zurückgab, setzte sie auch wieder in den Besitz Acadias, wo nach einer längeren Zeit innerer Unruhen endlich eine Reihe von Ansiedelungen aufblühte, deren bedeutendste Port Royal, die Hauptstadt der Kolonialprovinz, war. Die Neu-Engländer behielten aber beständig ein wachsames Auge auf diese Gegend und ließen sich nicht leicht eine Gelegenheit entgehen, um deren Eroberung von neuem zu versuchen. So wußten sie schon 1654 eine englische Flotte, die zur Eroberung von Neu-Amsterdam ausgelaufen, durch einen raschen Friedensschluß aber zur Unthätigkeit verurteilt war, zu einem Zuge nach Acadia zu bewegen, das mühelos erobert und erst nach der Thronbesteigung Karls II. 1667 den Franzosen zurückgegeben wurde.

Im spanischen Erbfolgekriege wurde Acadia ein drittes Mal von den Engländern eingenommen und im Utrechter Frieden thatsächlich abgetreten; allein die Franzosen zogen sich auf Cape Breton Island zurück und errichteten dort in dem Fort Louisbourg eine Festung von solcher Bedeutung, daß sie von den Neu-Engländern nicht anders als das nordische Dünkirchen genannt wurde; wie dieses, war es der Ausgangspunkt fortwährender Piraterien und Ausfälle, und seine dominierende Lage war eine beständige Drohung für die offene Neu-Englandküste. Mit Freuden ergriff daher die Bundesversammlung in Boston nach Wiederausbruch des Krieges im Jahre 1743 die Gelegenheit, die sich zur Eroberung dieses Platzes bot. Englische Gefangene, die von dort entwichen waren, sagten aus, daß der wichtige Posten schlecht besetzt, noch schlechter verproviantiert und zudem durch die Anwesenheit eines beträchtlichen Kontingentes englischer Gefangener gefährdet war, die im entscheidenden Augenblicke den Angreifern zu

Hilfe zu kommen versprachen. Das kleine Heer, welches daraufhin im April 1745 zur Eroberung von Louisbourg abgesandt wurde, war allerdings, was die militärische Leistungsfähigkeit anlangte, trotz seiner Überzahl der französischen Besatzung kaum gewachsen. Aber es kam ihm eine Reihe von glücklichen Umständen so erfolgreich zu Hilfe, daß die Franzosen an der Möglichkeit, den Platz bis zu einem höchst ungewissen Entsatze zu halten, verzweifelten, sich auf Unterhandlungen einließen und gegen freien Abzug kapitulierten. Als im folgenden Jahre die Franzosen die Rückeroberung versuchten, begünstigte der Zufall die Engländer zum zweiten Male. Die dafür bestimmte Flotte fiel, nachdem ein Sturm ihr arg mitgespielt hatte, den Engländern in die Hände. Trotzdem endete der Krieg abermals ohne alle Vorteile für die Kolonien. In den Friedensverhandlungen von Aachen gab die englische Regierung die mit dem Geld und Blut der Kolonisten eroberte Feste preis für Gegenleistungen, die ihr zwar bedeutsam erscheinen mochten, von den Kolonisten aber weder verstanden, noch gewürdigt wurden.

Der Krieg gegen die Franzosen war bisher, soweit die Kolonien überhaupt zu seinen Lasten direkt beigetragen hatten, ausschließlich von den neuenglischen Ansiedelungen geführt worden. Die Südstaaten sahen dem Ringen ihrer nördlichen Stammesgenossen mit vollkommener Teilnahmlosigkeit zu; kein Appell an ihr Nationalgefühl war im stande, sie aus ihrer apathischen Ruhe aufzurütteln. Selbst das Bewußtsein, daß das ständige Vordringen der Franzosen in den Thälern des Ohio und seiner Nebenflüsse ihnen das jenseits der Alleghanies gelegene Hinterland vollständig abzuschneiden drohte, hätte sie wohl kaum zu eigner Thätigkeit aufgestachelt, wäre ihnen nicht das Näherrücken des französischen Einflusses durch die zunehmende Feindseligkeit und Dreistigkeit der benachbarten Indianerstämme am eignen Fleische fühlbar geworden. Die Engländer verstanden es eben nirgends, mit den Eingebornen dauernd in freundschaftlichen Beziehungen zu bleiben. Selbst im äußersten Norden, wo sie als kostbares Vermächtnis der Holländer die wertvolle Freundschaft des mächtigen Irokesenbundes übernahmen, gelang es ihnen auf die Dauer nicht, diese gefürchteten Krieger bei ihrer Partei zu erhalten; die Franzosen schritten von Waffenstillständen mit diesen ihren ärgsten Feinden zu vorübergehenden Friedensschlüssen vor, und im letzten Entscheidungskampfe hatten sie es wenigstens schon so weit gebracht, daß die Irokesen nicht mehr geschlossen auf der Seite der Engländer kämpften. Vor der endgültigen Niederlage, die ihrem Kolonialreich ein Ende bereitete, vermochte sie freilich dies allmähliche Vorschreiten in der Gunst der Eingebornen nicht zu retten; den Engländern aber hat sich noch weit über die Zeiten des Unabhängigkeitskrieges hinaus die von den Franzosen systematisch geschürte Feindseligkeit der Indianer in der peinlichsten Weise fühlbar gemacht.

Der Aachner Friede von 1748 hatte in den Kolonien noch mehr Gärungsstoffe zurückgelassen als in Europa; und ehe noch hier die Feindseligkeiten wieder ausbrachen, kam es zwischen den beiderseitigen Kolonien zu offenem Konflikte. Im Quellgebiete des Ohio waren Hinterwäldler aus den englischen Ansiedelungen mit französischen Streifkorps zusammengetroffen; die Gefahr hatte den Engländern ernst genug geschienen, um ihre Milizen den Squattern zu Hilfe zu schicken. Im Jahre 1754 nahm sich auch die Bundesversammlung der Angelegenheit an. Da nunmehr Pennsylvania und Virginia gleichfalls bedroht waren, wurden auch diese Kolonien aufgefordert, mit zu beraten, wie man der durch die französischen Ansprüche drohenden Gefahr entgegentreten könne. Auch die Regierungen von England und Frankreich fanden die Lage, wie sie sich in Amerika entwickelte, bedenklich; und wenn sie auch zunächst diplomatische Erörterungen vermieden, so bereiteten sie sich doch beide unter der Hand darauf vor, den Kampf

um die kolonialen Grenzen wieder aufzunehmen. Da sie sich aber beide argwöhnisch beobachteten, blieb es weder den Franzosen unbekannt, daß die Engländer Truppen nach Virginien entsendeten, noch den Engländern, daß die Franzosen die Besatzungen ihrer kanadischen Befestigungen verstärkten. Da führte ein Zufall den Ausbruch der Feindseligkeiten herbei. Englische Schiffe trafen auf den Neufundlandbänken zwei französische Transportschiffe, die von ihrer Flotte im Nebel abgekommen waren, und nahmen sie weg; darauf antworteten die Kanadier mit Drohungen und Repressalien, und so brach ohne Kriegserklärung der Kampf in Amerika von neuem aus. Zur See wurde er von Anfang an mit entschiedenem Vorteile für die Engländer geführt; zu Lande aber waren die Franzosen in den ersten Kriegsjahren unbedingt ihren Gegnern überlegen, obwohl die englische Regierung diesmal die Kriegführung nicht der neuenglischen Bundesversammlung überließ, sondern von Anfang an den bestimmten Plan verfolgte, durch einen kombinierten Angriff auf die wichtigsten Stützpunkte der französischen Herrschaft das feindliche Kolonialreich nicht nur in die Schranken zurückzuverweisen, sondern zu zerstören und zu erobern. Aber ohne Verkehrsmittel, ohne Etappen und besonders mit unfähigen Führern an der Spitze, war das keine leichte Aufgabe. Ein Feldzug in den Wäldern der Alleghanies oder zwischen den Sümpfen und Seen am Champlainsee war ein ganz anderes Ding als ein Krieg auf den Schlachtfeldern der Alten Welt, so daß ein ungewöhnliches Talent für einen altenglischen General dazu gehörte, sich in diese vollkommen veränderten Verhältnisse hineinzufinden. So kam es denn, daß die ersten Unternehmungen gegen die französischen Forts im Ohiothal und am Champlainsee teils vollkommen fehlschlugen, teils doch nur geringwertige und vorübergehende Vorteile brachten.

Ein entscheidender Erfolg war jedenfalls durch den Krieg in den Wäldern nicht zu erreichen. Er hatte auch im wesentlichen nur den Zweck, den Angriff auf die Schlüsselpunkte des französischen Kolonialreiches vorzubereiten: das Fort Niagara, welches die Verbindung zwischen Kanada und Louisiana beherrschte, Montreal, welches den oberen Lorenzstrom und den Weg zum Huronensee sperrte, und Quebec, das Herz der französischen Kolonie und das Thor zu dem Verkehr mit dem Mutterlande. Nachdem die ersten drei Jahre den Engländern fast nur Niederlagen gebracht hatten, gelang es ihnen im Jahre 1758, der Verwirklichung ihres Feldzugsplanes näher zu rücken. Fort Louisbourg, welches sie 1748 so leichtfertig den Franzosen zurückgegeben hatten, wurde von Amherst und Wolfe nach einer siebenwöchigen Belagerung zum zweitenmal eingenommen. Auch Fort Frontenac, an dem Punkte gelegen, wo der Lorenzstrom dem Eriesee entfließt, der Schlüssel zur Feste von Montreal, kam in die Gewalt der Engländer; seine Einnahme erschwerte bereits den Verkehr nach den Befestigungen in den Thälern des Ohio und Mississippi außerordentlich. Aber da, wo die Grenzen der Neu-England-Staaten am verwundbarsten waren, im Quellgebiete des Hudson, behielten noch immer die französischen Waffen ein entschiedenes Übergewicht. Erst das folgende Jahr brachte den Engländern Lorbeeren auch auf diesem Kriegsschauplatze. Bei Ticonderoga am Champlainsee erfocht Amherst einen neuen Sieg, der die Franzosen nötigte, die Flanke von Montreal preiszugeben. Gleichzeitig wurde durch die Einnahme der Forts Niagara und Crève-Coeur das Gebiet südlich von den großen Seen völlig von der Verbindung mit Kanada abgeschnitten; so war für das nächste Jahr auch von dieser Seite die Verwirklichung des von der englischen Regierung geplanten konzentrischen Angriffes gesichert.

Als diese Erfolge erzielt wurden, war die Jahreszeit schon so weit vorgeschritten, daß man es für ausgeschlossen hielt, noch in demselben Jahr etwas Ernstliches zur vollständigen Unterwerfung Kanadas zu thun. Und doch brachten gerade die letzten Wochen, bevor der strenge

kanadische Winter sich einstellte, eine Entscheidung, die bestimmend wurde für das Schicksal des Landes. Seit Mitte Juli 1759 lag vor Quebec eine englische Streitmacht unter General Wolfe, die von einer großen Flotte begleitet ausgezogen war, um vom unteren Sankt Lorenz aus gegen das Zentrum Neu-Frankreichs vorzudringen und womöglich Quebec zu erobern. Aber lange Wochen hindurch schwankte der Kampf in der nächsten Nähe der Hauptstadt hin und her, ohne daß es einer der streitenden Parteien gelingen wollte, einen entscheidenden Erfolg zu erzielen. Die Engländer bombardierten die tiefer gelegenen Stadtteile von Quebec und erschwerten die Verpflegung der Stadt und des unter General Montcalm zu ihrer Verteidigung in einem befestigten Lager östlich davon konzentrierten Heeres; allein die Engländer vermochten ebensowenig auf dem nördlichen Ufer des Flusses festen Fuß zu fassen, wie es den Franzosen gelang, ihnen den Besitz des südlichen Ufers ernstlich streitig zu machen. Das Herannahen des Winters erfüllte die Franzosen schon mit der frohen Zuversicht, daß die Zeit des Schreckens und der Entbehrungen bald beendet sein werde; es brachte aber auch den englischen General zu der Überzeugung, daß, wenn der Feldzug nicht mit einem Rückzuge enden sollte, der mit einer schweren Niederlage in seinen Folgen gleich war, die Entscheidung bald herbeigeführt werden mußte. Da die Franzosen oberhalb Quebec noch einige Schiffe auf dem Strome hatten und dessen Nordufer westlich von der Stadt fast unzugänglich war, hatte sich Angriff und Verteidigung auf das Gelände unmittelbar unterhalb von Quebec konzentriert. Jetzt aber bauten die Engländer ihren letzten Plan darauf, oberhalb der Stadt eine Landung zu ermöglichen und durch Gewinnung der Hochebene, deren von dem Lorenz- und Charlesfluß gebildete östlichste Spitze die Stadt Quebec bildet, eine überhöhende Position gegen die französische Armee zu erreichen. Der Marsch von Truppen auf dem Südufer in westlicher Richtung konnte dem General Montcalm nicht verborgen bleiben; seine Besorgnisse wurden verstärkt, als auch ein Teil der englischen Flotte die Passage unter den Kanonen von Quebec erzwang und einige Meilen oberhalb der Stadt vor Anker ging. Er entsandte deshalb einen Teil seiner Truppen stromaufwärts; dieser postierte sich aber, da das Nordufer in der Nähe der Stadt für unersteigbar galt und die Flotte weit hinaufgesegelt war, in beträchtlicher Entfernung von der Stadt. Darauf gründete Wolfe seinen Angriffsplan. Er hatte eine Stelle ungefähr mitten inne zwischen der Stadt und der westlichen Abteilung der Franzosen entdeckt, wo ihm der Aufstieg ausführbar erschien. Dorthin ließ er in der Nacht vom 12. zum 13. September ein auserlesenes Angriffskorps in Booten von der Flotte aus stromab gleiten. Da die Franzosen wiederholt zu Wasser nächtliche Proviantransporte von Montreal aus erhalten hatten, gelang es, die ersten Posten zu täuschen; als die französischen Wachen ihren Irrtum erkannten, war schon ein Truppentransport gelandet, stark genug, die feindlichen Piketts zurückzuwerfen und sich zwischen die westliche Abteilung und die Hauptarmee der Franzosen hineinzukeilen. Zum Unglück erfaßte auch noch der Befehlshaber der ersteren nicht die Bedeutung des englischen Angriffes; er hielt ihn für eines der häufigen Scharmützel und blieb unthätig.

So konnte Wolfe auf der Hochebene von Abraham seine Truppen zur Schlacht ordnen und ihnen einige Stunden Ruhe gönnen, ehe Montcalm von dem unterhalb der Stadt gelegenen Lager herankam und den Angriff eröffnete. Die Lage der Engländer war trotz der gelungenen Überrumpelung außerordentlich gefährlich. Wenn die französischen Truppen auch nicht sonderlich geschult und durch lange Entbehrung desorganisiert waren, so war doch ihre Übermacht beträchtlich; und selbst im Falle einer Niederlage blieb ihnen der Rückzug unter die Mauern der Stadt und die Heranziehung ihrer Abteilungen unbenommen. Für

die Engländer aber bedeutete die Niederlage nicht nur die Vernichtung der zur Landung auserwählten Kerntruppen, sondern auch den Verlust aller in diesem Feldzuge gewonnenen Vorteile, wenn nicht gar auch den der Flotte und des Restes der Operationstruppen. Das Bewußtsein davon wußte Wolfe nicht nur seinen Unterbefehlshabern, sondern jedem einzelnen Manne beizubringen. Er hatte den Befehl gegeben, den Feind liegend zu erwarten und so nahe herankommen zu lassen, bis jeder Mann seines Schusses sicher sei. Erst wenn die Salven aus nächster Nähe die Glieder der französischen Sturmkolonnen erschüttert hätten, sollten die Engländer zum Bajonettangriff übergehen. Für Montcalm blieb keine Wahl, er mußte angreifen; denn jede Stunde konnte den Engländern einen weiteren Nachschub an Truppen zuführen und die Wagschale zu seinen Ungunsten lenken. Aber seine Milizen, nur von einer geringen Zahl Regulärer unterstützt, hielten in dem vernichtenden Nahfeuer der englischen Füsiliere nicht stand; der Kampf dauerte fast nur Minuten, dann wandten sich die Franzosen zur Flucht, die sie mit großen Verlusten in das Lager jenseit des Saint-Charles-Flusses bewerkstelligten. General Montcalm und die meisten französischen höheren Offiziere fielen oder wurden schwer verwundet.

Quebec selbst wurde seinem Schicksal überlassen; die erschütterten Reste des Heeres traten den Rückzug nach Montreal an; und ebendahin zog sich, ohne in das Gefecht eingegriffen zu haben, die Westabteilung zurück. Auch der englische Führer überlebte seinen Sieg nicht; als General Wolfe an der Spitze eines der englischen Regimenter gegen die schwankenden Kolonnen des Feindes vorbrach, erhielt er rasch hintereinander eine Anzahl Schüsse, die ihn kampfunfähig machten. Er starb, noch ehe die Schlacht zu Ende war; aber das Letzte, was er vernahm, war das Triumphgeschrei seiner Landsleute. Trotzdem konnten die Engländer den Sieg nicht verfolgen; sie waren zu schwach, und ihre rückwärtigen Verbindungen waren zu wenig gesichert, als daß sie sich weit von der Flotte hätten entfernen können. Aber wenn auch die Reste des französischen Heeres ungehindert nach Montreal entweichen konnten: der Siegespreis, Quebec, fiel ihnen ohne weiteres Blutvergießen zu. Die ausgehungerte, halb eingeäscherte Stadt kapitulierte wenige Tage nachher. Mit dem Falle der Hauptstadt war das Schicksal des Landes besiegelt.

Quebec hatte allerdings, noch ehe der Winter voll hereinbrach, einen französischen Angriff abzuwehren, und im nächsten Jahre mußte es sogar eine bedrohliche, wenn auch kurze Belagerung durchmachen; allein es gelang den Franzosen nicht, es den Engländern noch einmal zu entreißen. Vielmehr gingen diese nach Einbruch der günstigen Jahreszeit daran, auch das letzte Bollwerk zu erobern, über dem noch die Lilien von Frankreich flatterten. Von dem Verkehre mit der Heimat völlig abgeschnitten und von zwei überlegenen englischen Heeresabteilungen bedroht, die von oberhalb und unterhalb am Lorenzstrom operierend fast gleichzeitig vor der Stadt erschienen, konnte Montreal ernsten Widerstand nicht leisten. Der Gouverneur übergab, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, die Stadt ohne Kampf. Er hoffte vielleicht, daß noch einmal die diplomatischen Verhandlungen und die Ereignisse auf den anderen Kriegsschauplätzen Frankreich das zurückgeben würden, was es mit Waffengewalt festzuhalten nicht vermocht hatte; aber die Rolle Frankreichs in Amerika war ausgespielt. Im Frieden von Paris leistete Ludwig XV. endgültig auf die kanadischen Besitzungen zu gunsten Englands Verzicht und erkannte den Mississippi als Grenze zwischen Louisiana und den englischen Besitzungen an.

Aber auch Louisiana blieb nicht für Frankreich erhalten. Nachdem Spanien, mißmutig genug, jahrelang dem Weltbrande unthätig zugesehen hatte, der alle Mächte Europas gegeneinander entfesselte, schloß Karl III. am 15. August 1761 den berüchtigten bourbonischen Familienpakt mit Ludwig XV., der das noch immer von den Erinnerungen einer

stolzen Vergangenheit zehrende Spanien vollends um seine politische Stellung in dem Staatenkonzerte Europas gebracht hat. Die Feindseligkeiten, die infolge davon zwischen England und Spanien ausbrachen, wurden in erster Linie in den Antillen ausgefochten. Die britische Flotte bemächtigte sich der Stadt Havana und brachte fast die ganze Insel Cuba in ihre Gewalt. An der Floridagrenze fanden keinerlei ernstliche Gefechte statt; aber mit der Eroberung des benachbarten Cuba wurden die schwachen spanischen Besatzungen von San Agustin und Pensacola fast ohne Schwertstreich unhaltbar gemacht. In den Friedensverhandlungen zeigte sich England bereit, den Spaniern Cuba zurückzugeben, verlangte aber dafür die Räumung und Abtretung von Florida. Karl III., von Frankreich im Stiche gelassen, mußte froh sein, daß er wenigstens noch zum Ersatz dessen, was er östlich vom Mississippi den Engländern überlassen mußte, durch die Abtretung des westlichen Louisiana entschädigt wurde.

Durch den Frieden von Paris verschwand die französische Herrschaft von dem Boden des nördlichen Amerika; darein teilten sich England und Spanien. Der Mississippi, das große Wasser, dessen Geheimnisse die Franzosen fast ausschließlich erforscht hatten, bildete für die Zukunft die Grenzscheide zwischen den beiden Nationen, die ihr Erbe angetreten hatten.

7. Die Unabhängigkeitskämpfe des Nordens.

A. Die Vorgeschichte des Abfalls.

Der Abfall der Vereinigten Staaten von England hängt in den verschiedensten Beziehungen eng zusammen mit dem Abschlusse des Krieges, welcher das ganze nördliche Amerika bis an den Mississippi dem englischen Zepter unterworfen hatte. Die staatsrechtliche Stellung der älteren Kolonien zum Mutterlande war im Grunde dieselbe wie die der spanischen Kolonien. Sie waren nicht so sehr Teile des englischen Reiches, als vielmehr ausschließlich Kronländereien. Das hatte für England die ganz besondere Folge, daß in dessen Kolonien die wesentlichen Einschränkungen, welche das Parlament im Laufe der Zeiten der absoluten Autorität des Monarchen auferlegt hatte, zwar für das Mutterland, nicht aber für die Kolonien Geltung hatten. So oft auch das englische Parlament es versucht hatte, sich in die Angelegenheiten der Kolonien einzumischen, so war bisher doch ziemlich streng die Grenze eingehalten worden, daß das Parlament zwar über den auswärtigen Handel nach und von den Kolonien Bestimmungen erlassen und in dem Verkehre mit fremden Nationen für die Kolonien eintreten und für sie sprechen durfte. In der inneren Verwaltung aber beanspruchte jede einzelne Provinz, daß ihre eigne legislative Versammlung zwischen dem Monarchen und den Unterthanen die Stellung eines Parlaments einnehme; vor allem hielten sie daran fest, daß nur diesen Provinzialversammlungen das Recht der Bewilligung von Auflagen und Abgaben zustehe. Für die alten Provinzen, in denen sich die Engländer zumeist als Flüchtlinge vor heimischer Unduldsamkeit niedergelassen, wo sie sich fast ohne jede Mitwirkung der heimischen Autoritäten alle Bedingungen des Lebens und Wohlstandes aus eigner Kraft geschaffen hatten, waren dies historische Rechte, die sich zwar mit den fortschreitenden Auffassungen von den Aufgaben der Staatsgewalt nicht ganz in Einklang bringen, aber ebensowenig leichter Hand beseitigen ließen.

In welcher Weise sollten aber nun die weiten Ländermassen organisiert werden, die, den alten Kolonialprovinzen unmittelbar benachbart und teilweise unter ganz entsprechenden natürlichen Bedingungen gelegen, jetzt durch den Frieden von Paris in die Hände der englischen

Regierung gelangt waren? Den Krieg hatte nicht der König, sondern die englische Regierung, das Ministerium und das Parlament geführt, und eben diese Faktoren hatten den vorteilhaften Friedensschluß herbeigeführt. Allerdings hatten auch die Kolonien an dem Kriege teilgenommen, und einzelne Provinzen, wie Massachusetts, hatten wohl auch aus eigner Initiative und mit eignen Kräften in den Krieg eingegriffen. Aber soweit ihre Teilnahme von der englischen Regierung angeordnet oder veranlaßt gewesen war, trug auch die englische, nicht die koloniale Regierung die dadurch erwachsenen Kosten; und bei dem Friedensschlusse hatte Massachusetts von England für seine intensive Teilnahme an der Bekämpfung der Franzosen beträchtliche Summen teils schon erhalten, teils noch zu erwarten.

Es unterlag gar keinem Zweifel, daß der Übergang der französischen Nachbarkolonien unter die englische Botmäßigkeit indirekt den älteren englischen Kolonialprovinzen sehr wesentliche Vorteile bringen mußte; daß das Mutterland ihnen aber nun nicht auch noch direkt die neueroberten Lande ausliefern werde, war selbstverständlich. Dagegen, daß die englische Regierung aus Kanada und aus Florida eine Anzahl neuer Kolonialprovinzen bildete, über welche nicht mehr der König, sondern der durch Ministerium und Parlament verkörperte englische Staat die höchste Gewalt ausübte, hatte wohl auch in den älteren Kolonien niemand etwas einzuwenden. Eine bedenklichere Form aber nahm der Interessenkonflikt an in Bezug auf das Gebiet, welches zwischen den Alleghanies und dem Mississippi gelegen war. Die französischen Besitzansprüche auf diese Gebiete waren von den Kolonien nicht nur niemals anerkannt, sondern sogar teilweise sehr ernstlich bestritten worden. Wenn jetzt die Regierung den alten Kolonien die Wasserscheide im Alleghanygebirge als Grenze anwies und das Land westlich davon bis zum Mississippi sich gleichfalls als Staatsland vorbehielt, schuf sie Differenzpunkte, die sich nur deshalb nicht unmittelbar fühlbar machten, weil zunächst weder die englische noch eine der kolonialen Regierungen in der Lage war, die französischen Besatzungen in den gegen die Alleghanygrenze vorgeschobenen Forts abzulösen und damit überhaupt erst von dem fraglichen Gebiete thatsächlich Besitz zu ergreifen.

Die Pflanzer und Squatter von Virginien und Pennsylvanien nahmen anfänglich sehr wenig Notiz von dieser staatsrechtlichen Abgrenzung der Kolonialbezirke. Da die Macht, welche sich bisher ihrem Vordringen in die fruchtbaren Ländereien des Ohiothales widersetzt hatte, alle ihre Rechte und Ansprüche an England abgetreten hatte, dessen Bürger zu sein sie selbst ja Anspruch erheben durften, so setzten sie sich unter größerer oder geringerer Wahrung rechtlicher Formen in den Besitz der Ländereien, die ihnen zur Errichtung neuer Heimstätten an den Grenzen der Zivilisation begehrenswert erschienen, ohne viel darum zu fragen, ob sie auf dem neuen Boden dem englischen Parlament oder der Kolonialversammlung ihrer Heimatprovinz unterstehen sollten. Nach dem Friedensschlusse machte sich ein starker Auswanderungszug nach dem Westen geltend, und als dessen unmittelbare Folge brach ein neuer Indianerkrieg aus.

Bei der veränderten politischen Lage in Nordamerika, wie der Friede von Paris sie geschaffen hatte, kam niemand schlechter weg als die Indianer. Unter der Herrschaft der Franzosen waren sie in doppelter Weise begünstigt gewesen, weil die französischen Niederlassungen, in denen die Bodenbewirtschaftung eine ganz nebensächliche Rolle spielte, ihrer bedurften, einesteils, um sich Lebensmittel und Handelsartikel einzutauschen, und andernteils, um sich mit ihrer Hilfe der übermächtigen Konkurrenz der englischen Ansiedelungen zu erwehren. So waren sie von den Franzosen nicht nur nicht verdrängt, sondern oft direkt veranlaßt worden, sich unter dem Schutz und in unmittelbarer Nähe der französischen Grenzforts niederzulassen. Die englischen Hinterwäldler aber, die jetzt in das Gebiet eindrangen, brachten die ganze Rücksichtslosigkeit

der anglikanischen Rasse gegen die Indianer mit sich; und der bald ausbrechende Konflikt war jedenfalls mehr von den Kolonisten veranlaßt als von den Eingebornen. Ohne Schuld waren allerdings auch diese nicht. Sie hatten sich in Generationen langer Gewohnheit ganz und gar in die Vorstellung von der unbegrenzten Machtfülle ihres väterlichen Gönners, des fernen französischen Königs, hineingelebt. Es mag wohl auch unter den kanadischen Ansiedlern und unter den französischen Pelzhändlern und Waldläufern, die ja im engsten Verkehre mit den Indianern standen, nicht an solchen gefehlt haben, die in gutem Glauben den gegenwärtigen Zustand nur als einen vorübergehenden ansahen. Die Indianer wenigstens wurden vielfach in dem Glauben erhalten, der große König sei nur in Schlaf versunken; und wenn er erwache, werde er sich gewiß seiner Kinder in der fernen Wildnis erinnern und sie wieder dem drückenden Joche der Fremden entreißen.

Die durch solche Umstände veranlaßte weitverbreitete Gärung drohte den Engländern gefährlich zu werden, als ein entschlossener Indianerhäuptling von scharfem Verstand es versuchte, die Lage der Dinge zu einem allgemeinen Aufstande seiner Landsleute zu benutzen, der ihn zur höchsten Staffel des Ruhmes und der Macht führen sollte. Ein Häuptling der Ottawas, Namens Pontiac, hatte zur Zeit der französischen Herrschaft als Vertreter eines mächtigen Stammes eine gewisse Rolle gespielt. Nach der Niederlage der Franzosen hatte auch er mit den Engländern seinen Frieden gemacht. Allein als er sich in seinen Hoffnungen getäuscht sah, auch von diesen geehrt und berücksichtigt zu werden, beschloß er, sich an ihnen zu rächen. Durch seine Sendboten wußte er die Indianerstämme des Westens von den Seen bis zum Mississippi zu einer großen Verschwörung gegen die Engländer zu überreden. Im Mai 1763 wollte er selbst durch Überrumpelung von Fort Detroit zwischen dem Huronen- und Eriesee das Signal zum allgemeinen Losbrechen geben. Eine Reihe von englischen Posten wurde daraufhin thatsächlich von den Indianern erstürmt und unter den gewöhnlichen Grausamkeiten verwüstet. Allein das Mißlingen von Pontiacs Angriff, der monatelang Fort Detroit erfolglos belagerte, lähmte die Bewegung; diese geriet vollends ins Stocken, als eine zum Entsatz des gleichfalls eingeschlossenen Fort Erie von Pennsylvanien ausgezogene Abteilung bei Bushy Run einen entscheidenden Sieg über die Indianer erfocht. Pontiac wandte sich im nächsten Jahre weiter nach Südwesten und suchte die Eingebornen am Illinois und Mississippi zum Kampfe zu bewegen. Welch ein gefährlicher Gegner er war, zeigte er durch seine Bemühungen, die französischen Besatzungen, die vielfach noch nicht hatten abgelöst werden können, zur Parteinahme gegen die Engländer zu gewinnen. Aber als dies mißlang und englische Truppen ihm abermals auf den Fersen waren, gab er seine Kriegspläne auf und unterwarf sich, wie es die meisten der mitverschwornen Häuptlinge zuvor schon gethan hatten.

Der Indianerkrieg hatte dargethan, welche Wichtigkeit für die Kolonien die Sicherung des Westens hatte. Allein man schätzte die so für die nordamerikanischen Kolonien nötige Truppenmacht auf 20,000 Mann. Sollte England dauernd die Opfer bringen, welche der Unterhalt dieser Truppenmacht erforderte, deren Dienste doch im wesentlichen nur den Kolonien zu gute kamen? Daß die kolonialen Versammlungen dies als selbstverständlich annahmen, war nicht zu verwundern; allein auch im englischen Parlament sprach sich eine große Partei unbedingt in dem gleichen Sinn aus. Sie behauptete: um das Verhältnis zwischen den Opfern, welche die Kolonien vom Mutterlande erheischten, und den Vorteilen, welche sie ihm einbrachten, richtig zu erkennen, dürfe man nicht nur den Ertrag der Zölle in Anrechnung bringen, mit welchen der Handel zwischen England und Amerika belastet sei, sondern man müsse sich gegenwärtig

halten, daß die gesamte englische Industrie die hohe Blüte, deren sie sich erfreue, eigentlich nur den Kolonien verdanke. Indem man durch Prohibitivmaßregeln dort das Emporkommen aller Industriezweige verhindert habe, welche dem Mutterlande eine ernstliche Konkurrenz machen könnten, zwinge man fortdauernd die Kolonien, ihren Bedarf an Kleiderstoffen, an Hüten, an Maschinen zu wesentlich höheren Preisen vom Mutterlande her zu decken, obwohl sie diese Gegenstände ebensogut selbst herstellen oder doch wesentlich billiger in einem freien Handelsverkehr erhalten könnten, wenn man es ihnen nur gestatten würde. Auf der anderen Seite nötige derselbe Zwang, lediglich mit dem Mutterlande Handel zu treiben, die Kolonien, ihre Stapelprodukte zu Preisen nach England zu verkaufen, die weit hinter denen des internationalen Marktes zurückblieben; und die Gelegenheit, die Rohprodukte billig aus den Kolonien zu beziehen, mache es der englischen Industrie möglich, so erfolgreich und unter so bedeutendem Gewinn mit den Industrien anderer Länder zu konkurrieren. In Anbetracht dieser Sachlage sei es durchaus ungerecht, die Kolonien, die sich emporgearbeitet hatten, ohne daß die Regierung des Mutterlandes auch nur das mindeste für sie gethan hätte, und die um die blühende Lage des Mutterlandes die größten Verdienste hätten, mit Lasten zu beschweren, die dem Staate keineswegs durch die Schuld der Kolonien zugewachsen seien, zu deren Vorteile sie höchstens mittelbar beitrügen.

Eine solche Sprache aus dem Munde hervorragender Staatsmänner des Mutterlandes mußte nur zu sehr geeignet sein, die Kolonien in ihren Auffassungen zu bestärken. Obwohl die Whigpartei im Parlamente mehr als einmal ihren Gegnern die Drohung entgegenschleuderte, daß ihre Maßregeln lediglich dazu führen müßten, den Gedanken der Losreißung von England in den Kolonien populär zu machen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß gerade dies agitatorische Auftreten, mit welchem die Whigs ebensosehr ihre eignen Parteiinteressen, als die der Kolonien wahrzunehmen meinten, viel dazu beigetragen hat, das Resultat herbeizuführen, welches ihre Opposition verhüten zu wollen vorgab. Die verfassungswidrige Form, in welcher schließlich die verschiedenen Ministerien Georgs III. den Kampf gegen die Kolonien geführt haben, hätte jedenfalls einen lebhaften Widerstand von deren Seite hervorgerufen; allein es ist kaum anzunehmen, daß dieser so allgemein und anhaltend geworden wäre, hätten nicht die parlamentarischen Kämpfe den Amerikanern gezeigt, daß eine mächtige Partei des Mutterlandes sich mit ihnen einverstanden erklärte und ihnen das Recht zusprach, ihre Ansprüche mit bewaffneter Hand zu verfechten. Der Kampf um das Interesse ist es denn auch in weit höherem Maße gewesen, als der Kampf um das Recht, was die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten herbeigeführt hat.

Differenzen zwischen einzelnen Kolonien und der Londoner Regierung waren schon während des Krieges gegen Frankreich offenkundig geworden und hatten dazu geführt, daß die am meisten dabei interessierten Provinzen besondere Mittelspersonen an den Sitz der Regierung delegiert hatten. So war Benjamin Franklin im Auftrage der Assembly von Pennsylvanien nach London gekommen, zunächst um den Schutz des Parlaments gegen Übergriffe der Krone anzurufen; ebenso weilten Agenten von Massachusetts und Connecticut am Hofe. Sie waren Zeugen, wie der Streit über die Ausübung der Staatsgewalt zwischen Krone und Parlament sich vorbereitete, und wie beide Parteien nur auf den Abschluß des Friedens warteten, um, jede von ihrem Standpunkt aus, ein strengeres Regiment in den Kolonien einzuführen. Die laxe Praxis der Vergangenheit und die besonderen Verhältnisse, welche durch die rasch aufeinander folgenden interkolonialen Kriege herbeigeführt waren, hatten es mit sich gebracht, daß die Gesetze über die Schifffahrt und den Handelsverkehr mit nichtenglischen Gebieten sehr in Verfall

geraten waren. Die Kolonien zogen aus einem an sich ungesetzlichen Verkehre mit den spanischen Niederlassungen bedeutende Vorteile, England aber büßte dabei nicht wenig an den Zollgefällen ein. Das war der erste Punkt, wo die neue Regierung einzusetzen entschlossen war. Die Maßregeln zur Beschränkung des Handels von und nach den Kolonien wurden erneut eingeschärft, Zollschiffe wurden an allen wichtigen Punkten der Küste stationiert und ihnen das Recht eingeräumt, jedes verdächtige Schiff anzuhalten und zu durchsuchen. Die kolonialen Beamten wurden angewiesen, den Zolloffizianten, wo immer sie dessen bedürften, in jeder Richtung hilfreiche Hand zu leisten; ein gleicher Befehl erging an das in verschiedenen Küstenstädten liegende Militär, und die Kriegsschiffe wurden gleichzeitig unter Verheißung beträchtlicher Belohnungen mit in den Dienst der Zollverwaltung gestellt. Nun war von allen Kolonien keine mehr am Handel überhaupt und besonders an dem ungesetzlichen Handel interessiert, als Massachusetts. Dort erhob zuerst die Opposition ihr Haupt, um gegen die Verletzung der Interessen der Provinz und der Rechte ihrer Bürger zu donnern. Bis dahin waren die Maßregeln der Regierung allerdings drückend und unbequem, aber doch eigentlich nicht ungesetzlich gewesen; und die Bostoner Kaufleute, die eigentlichen Anstifter der Proteste, hätten wohl kaum bei den anderen Kolonien Unterstützung gefunden, hätte die Regierung hier Halt gemacht. Diese aber betrachtete die Wiedereinschärfung der alten Prohibitivgesetze nur als ein Vorspiel dessen, was sie eigentlich mit den Kolonien vorhatte.

Der Krieg gegen Frankreich hatte England eine schwere Schuldenlast aufgebürdet. Trotzdem sollte es nun noch bedeutende Summen an die Kolonien für Kriegsaufwand vergüten und die Besoldung eines Heeres dort übernehmen, welches zwar der Regierung selbst zur Stärkung ihrer Autorität dringend nötig erschien, dessen erster offenkundiger Zweck aber doch der Schutz der Kolonien war. Das Ministerium war der Ansicht, daß es nur recht und billig sei, wenn auch die überseeischen Provinzen zur Deckung dieser Bedürfnisse mit herangezogen würden. Dafür boten sich ihm verschiedene Wege. Das Korrekteste wäre es jedenfalls gewesen, wenn die Regierung aus der ihr zugefallenen Beute, den Provinzen von Kanada, Louisiana und Florida, den durch deren Eroberung erwachsenen Aufwand gedeckt hätte. In diesen Gebieten sollte und mußte erst noch eine Staatsverwaltung geschaffen werden, und an der Zuständigkeit des Parlaments in deren Angelegenheiten konnte kein Zweifel sein. Aber ein solches Vorgehen hätte gleichzeitig den älteren Kolonien eine andere staatsrechtliche Stellung zuerkannt, während doch gerade dies die Regierung ihnen bestreiten wollte. Außerdem hätte es bei der wenig vorgeschrittenen wirtschaftlichen Entwickelung dieser Länder langer Zeit bedurft, ehe sie im stande gewesen wären, den finanziellen Anforderungen ganz zu entsprechen. Ein anderer Weg hätte sich geboten, wenn die Regierung sich hätte entschließen können, mit jeder einzelnen Kolonialprovinz über eine von dieser aufzubringende Quote zu verhandeln. So oft die Regierung in die Lage gekommen war, im einzelnen ein solches Ansinnen an eine der kolonialen Versammlungen zu stellen, war dem bereitwillig und oft in größerem Umfang entsprochen worden, als sie zunächst begehrt hatte. Allein auch dieser Weg brachte die Regierung mit ihrem Programm in Konflikt: er hätte indirekt die Forderung der Kolonien anerkannt, daß nur solche Abgaben von ihnen verlangt werden dürften, welche von ihren Repräsentativkörpern bewilligt worden seien. Als letzte Wege blieben also nur offen: die auswärtigen Zölle, deren Bemessung die Kolonien stets als eine Aufgabe des Mutterlandes angesehen hatten, so zu erhöhen, daß sie die veranschlagten Kosten deckten, oder aber: die Einführung neuer Abgaben durch Parlamentsbeschluß zu sanktionieren und sie dann von den Kolonien zu erzwingen.

Dieser letztere Ausweg war um deswillen der Regierung am genehmsten, weil es ihr in der That nicht bloß darum zu thun war, mit Hilfe der Kolonien aus ihren momentanen finanziellen Schwierigkeiten herauszukommen; vielmehr arbeitete sie ganz allgemein darauf hin, die Kolonien unmittelbar in eine straffere Abhängigkeit vom Mutterlande zu bringen, um schließlich die Separatverfassungen der einzelnen Provinzen ganz beseitigen und für alle Kolonien eine gemeinsame zentralistische Organisation einführen zu können. Das Ministerium, dem Earl Grenville als Vorsitzender und Richard Jackson als Schatzkanzler angehörten, brachte im Februar 1765 im englischen Parlamente den Antrag ein, durch Ausdehnung der Stempelsteuer auf die Kolonien die Mittel zu beschaffen, um das koloniale Heer zu besolden und die Gehälter der Staatsbeamten in den Kolonien auszuzahlen. Dies sollte dem Mutterlande die Kosten des Unterhaltes für ersteres abnehmen, die letzteren aber von den Kolonialversammlungen, die sie bisher besoldet hatten, vollkommen unabhängig und damit geeigneter machen, eine energische Politik der Regierung nachdrücklich zu unterstützen. Der Plan war schon im Jahre 1754 aufgetaucht und erörtert, vor dem geschlossenen Widerstande der Kolonien jedoch zurückgezogen worden. Jetzt aber ging der Antrag nach kurzer Debatte mit überwältigender Majorität durch das Unterhaus und wurde unmittelbar darauf von den Lords ohne Widerspruch angenommen; am 1. November 1765 sollte die Stempelsteuer in den Kolonien in Kraft treten.

Dort hatte man sich, noch ehe der Parlamentsbeschluß bekannt wurde, auf kommende Mißverhältnisse vorbereitet. Schon zuvor hatte die Regierung den Kommandanten der englischen Truppen in Boston angewiesen, den Unterhalt für seine Militärmacht von der Provinz zu beanspruchen, und das hatte in dem durch die Erschwerungen des Handels hart betroffenen Massachusetts zu den ersten revolutionären Maßnahmen den Anstoß gegeben. Der Gedanke eines engeren Zusammenschlusses der Kolonien war bereits im Jahre 1754 auf einer Delegiertenversammlung in Albany eingehend erörtert worden; ja Benjamin Franklin war damals schon mit dem Entwurf einer gemeinsamen Verfassung für das nordamerikanische Kolonialreich hervorgetreten, hatte aber, indem er allzu zentralistische Pläne verfolgte, vielleicht gerade dadurch der Sache der Einheit keinen guten Dienst erwiesen. Allein der Gedanke, zu den gemeinsamen Angelegenheiten der Kolonien gemeinsam Stellung zu nehmen und sich untereinander über die zu ergreifenden Maßregeln zu verständigen, hatte sich langsam in allen Kolonien festgesetzt. So war es denn auch der erste Schritt, welchen das zunächst bedrohte Massachusetts that, daß es die hervorragendsten Mitglieder seiner gesetzgebenden Versammlung zu einem Ausschusse zusammentreten ließ, dessen Aufgabe es sein sollte, mit den anderen Kolonien in Verbindung zu treten und nach außen hin die bedrohten Rechte der Kolonien klarzustellen und wahrzunehmen. Die erste Frucht seiner Thätigkeit war eine auch in England Aufsehen erregende Flugschrift über die Rechte der Kolonien, in welcher der Verfasser, James Otis, energisch dafür eintrat, daß die Kolonien nur solchen Regierungsmaßnahmen Gehorsam schuldig seien, die im Einverständnis mit ihren Repräsentativversammlungen beschlossen und eingeführt seien. Schon diese Schrift richtete ihre Spitze gegen die zur Zeit noch drohende Stempelbill; deren Annahme machte den Widerstand der Kolonien zu einem allgemeinen.

Die bisherigen Zollverschärfungen und Handelsbelästigungen hatten im wesentlichen nur die Kaufleute der wenigen, meist in Neu-England gelegenen Handelsstädte betroffen und waren deshalb von der großen Masse der Kolonisten, die in der Bodenbewirtschaftung ihren Lebensunterhalt fand, verhältnismäßig gleichgültig hingenommen worden. Die Stempelakte aber zog die gesamte Einwohnerschaft der Kolonialprovinzen in Mitleidenschaft und brachte deshalb sofort

das agrar-aristokratische Virginia an die Seite des merkantil-demokratischen Massachusetts. Auf die Einladung beider traten im Herbst desselben Jahres die Abgeordneten von neun Provinzen zu einem Kongreß in New York zusammen, auf welchem ein gemeinsames Vorgehen gegen das verhaßte Gesetz vereinbart werden sollte. Die Resultate blieben freilich zunächst recht mäßig. Die in gemeinsamen Beratungen festgestellten Petitionen an den König und die beiden Häuser des Parlaments, in welchen sich die Kolonien gegen die Auferlegung von Abgaben durch das Parlament und gegen die Handhabung der Zollgerichtsbarkeit verwahrten, fanden nur die Billigung der Vertreter von sechs Kolonien; selbst der Präsident der Versammlung entzog sich feige der verantwortungsvollen Unterschrift. Der Hauptwert des Kongresses bestand nur darin, daß die Kolonien begonnen hatten, sich an diese Art der Behandlung ihrer Angelegenheiten zu gewöhnen.

Den Widerstand zu organisieren blieb noch durchaus den einzelnen Provinzen überlassen. Der 1. November führte zunächst in Boston zu tumultuarischen Szenen. Die Männer, die sich dazu hergegeben hatten, die Verwaltung der Stempelsteuer zu übernehmen, wurden mit den mißliebigen Gliedern des Ministeriums in effigie verbrannt. Dann zerstörte der Pöbel nicht nur das Haus des Stempelmeisters, sondern auch eine Anzahl anderer Regierungsgebäude: Exzesse, die weder den Beifall der besseren Elemente fanden, noch irgendwie der Sache dienten. Die koloniale Versammlung hat sich weiterhin, wenn auch mit einigen Vorbehalten, sogar dazu verstehen müssen, für den angerichteten Schaden aufzukommen. Weit folgenschwerer und wirkungsvoller war der von New York ausgehende, aber bald in den weitesten Kreisen der Kolonien befolgte und angenommene Beschluß, sich so lange alles Bezuges an englischen Waren sowie überhaupt alles geschäftlichen Verkehrs mit dem Mutterlande zu enthalten, bis die Stempelakte widerrufen sein würde. Der Beschluß war um deswillen von besonderer Bedeutung, weil er gleichzeitig den Anstoß zu einer mächtigen Entwickelung der heimischen Industrie gab, die sich in dem entbrennenden Kampfe sogleich über die durch die Gesetze des Mutterlandes gezogenen Schranken kolonialer Industrieentfaltung hinwegsetzte und dadurch begann, den englischen Fabriken einen Markt zu entziehen, den sie selbst nach der Rückkehr in die alten Verhältnisse zurückzuerobern nicht im stande gewesen wären. Die Stempelakte wurde dadurch illusorisch gemacht, daß nicht nur die Anwälte, sondern selbst die Gerichte ihre Thätigkeit einstellten, nur um den Gebrauch des Stempelpapieres zu umgehen. Man kehrte soviel wie möglich zu mündlichen Abmachungen zurück: selbst die Ehen wurden nur noch kirchlich geschlossen. Dabei wurde alles Stempelpapier, dessen man habhaft werden konnte, verbrannt und die Gültigkeit aller gestempelten Akte in Frage gestellt.

Von all diesen Schritten gegen die Stempelakte war doch nur der wirksam, welcher den Handelsverkehr mit England sperrte. Die Folgen davon machten sich unmittelbar bemerklich; denn die Amerikaner machten nicht nur keine Bestellungen mehr in den englischen Fabriken, sondern sie bezahlten auch keine Schulden an ihre englischen Gläubiger. Der mächtige Stand der englischen Kaufmannschaft, in dessen Interesse die gesamte Kolonialverwaltung bis vor kurzem fast ausschließlich geführt worden war, verwendete daher seinen Einfluß für die Aufhebung der Stempelakte. Ein Wechsel im Ministerium kam den dahin zielenden Bemühungen zu Hilfe. Im Februar 1767, zwei Jahre nach seinem Erlaß, hob das Parlament das Gesetz wieder auf, nachdem Pitt eine denkwürdige Rede zu gunsten der Kolonien gehalten und Franklin, als deren Vertreter vor die Schranken des Parlaments geladen, eingehend über die Lage der Dinge Auskunft erteilt hatte.

Einen Augenblick lang hatte es den Anschein, als ob das gute Einvernehmen zwischen Mutterland und Kolonien wieder hergestellt sei; die Aufhebung der Stempelakte wurde in der Londoner City kaum weniger geräuschvoll gefeiert als in Boston oder Philadelphia. Allein die Keime des Unfriedens wucherten im stillen weiter. Die Regierung hatte gleichzeitig mit der Widerrufung der Stempelakte eine Erklärung in beiden Häusern des Parlaments durchgebracht, in welcher ausdrücklich hervorgehoben wurde, daß der König das unbedingte Recht besitze, mit dem Parlament auch für die Kolonien verbindliche Gesetze zu erlassen; das war die Antwort auf die Denkschrift des Bostoner Ausschusses, welche das Parlament auch nur entgegenzunehmen sich geweigert hatte. Als dieser trotzdem einen zweiten offenen Brief an alle Kolonien erließ, worin er sie ermahnte, der allen gemeinsamen Gefahr gemeinsame Maßregeln entgegenzusetzen, ließ die Regierung durch die Gouverneure in allen Provinzen dies für einen Akt des Aufruhrs erklären und verlangte von der gesetzgebenden Versammlung von Massachusetts, die sich dem Schritte des Ausschusses angeschlossen hatte, die sofortige Zurücknahme dieses Votums. Allein dort war inzwischen durch verschiedene unliebsame Vorgänge die friedliebende Stimmung längst wieder in eine sehr feindselige umgeschlagen. Trotz des Widerrufs der Stempelakte gab die Regierung die Absicht nicht auf, die Mittel für den Unterhalt des kolonialen Heeres in den Kolonien selbst beizutreiben. Das sollte geschehen einesteils, indem man abermals zu einer Erhöhung und Verschärfung der Zollmaßregeln schritt, anderenteils, indem man die Lebensmittel für die Truppenabteilungen von deren Garnisonplätzen als Zwangslieferungen beitrieb. Die letztere Maßregel hatte schon in New York zu offener Widersetzlichkeit geführt, und die Antwort der Regierung war die Erklärung des Belagerungszustandes gewesen. Die Zollplackereien führten bald darauf in Boston zu einem gewaltsamen Ausbruche. Die Beamten wurden verjagt, die Zollhäuser erbrochen; und als der Gouverneur daraufhin die Provinzialversammlung auflöste und Truppen herbeizog, berief die Kolonie eine allgemeine Versammlung ein und wählte einen Regentschaftsausschuß. Der Kampf wäre wohl da schon ausgebrochen, hätte sich nicht die Regierung mit Rücksicht auf die politische Lage in Europa zum Hinhalten veranlaßt gefühlt. Der etwas zu schroffe Gouverneur von Massachusetts ward abberufen und ein Bostoner, Hutchinson, wurde an seine Stelle gesetzt, der zwar den besten Willen bekundete, die widerstreitenden Interessen zu versöhnen, damit aber doch auf die Dauer die Gewalt über die erregten Gemüter nicht bewahren konnte.

Die englische Kaufmannschaft war den Kolonien inzwischen ein zweites Mal zu Hilfe gekommen. Auf die Erhöhung der Zölle und die Vergewaltigungen der provinzialen Behörden in New York und Boston hatten die Kolonien ein zweites Mal geantwortet mit dem Übereinkommen, die geschäftlichen Beziehungen zum Mutterland abzubrechen. Der starke Rückgang der Ausfuhr machte denn auch wirklich die Absichten illusorisch, welche die Regierung mit der Zollerhöhung verband, und schädigte die britischen Industriellen so bedeutend, daß sie im Parlamente auch die Aufhebung des neuen Zolltarifes durchsetzten. Allein wie dem Widerrufe der Stempelakte die Bill of declaration angehängt wurde, um die Autorität der Regierung formell zu wahren, so wurde jetzt der erhöhte Zoll auf Thee aufrecht erhalten, nur zu dem Zwecke, daß die Kolonien formell die Berechtigung der Regierung zu dem eingeschlagenen Verfahren anerkennen sollten.

Unter diesen Umständen that schon die Aufhebung der Zölle bei weitem nicht eine so allgemeine und intensive Wirkung, als seiner Zeit der Widerruf der Stempelakte. Die Gegensätze fingen baldigst an, sich abermals zu verschärfen, als es sich herausstellte, daß die Regierung

auf die Maßregelung der besonders unruhigen Provinzen New York und Massachusetts keineswegs zu verzichten geneigt war. Auch in Massachusetts wurde 1770 der Belagerungszustand verhängt. Die Provinzialversammlung wurde von Boston nach Cambridge verlegt; und die Citadelle der Stadt, deren Besetzung vertragsmäßig der Provinzialmiliz zustand, wurde von dem Militär in Besitz genommen. Für einige Zeit wirkte dies Aufgebot von Energie auf die Bostoner verblüffend; es dauerte fast zwei Jahre, ehe sich die versprengten Elemente des Widerstandes zu neuen Thaten aufrafften. Allein inzwischen hatte die Sache der kolonialen Freiheit beträchtliche Fortschritte gemacht. Bald da, bald dort war in diesen zwei Jahren die Opposition gegen die Maßregeln der Regierung offen ausgebrochen. Und als im Herbst 1772 das gemaßregelte Boston sich wieder aufraffte und einen neuen Ausschuß erwählte, um einen provinzialen Kongreß zu berufen mit der ausgesprochenen Aufgabe, darüber zu beraten, ob man nicht auf die gewaltsame Unterdrückung der verbrieften Rechte mit der Lossagung vom Mutterlande antworten solle, fand dies Vorgehen einen mächtigen Widerhall.

Virginia gehörte im allgemeinen nicht wie Massachusetts und New York zu den Provinzen, deren Bevölkerung sich durch tumultuarische Bekundungen auszeichnete, und war infolge davon von Bedrückungen von seiten der Regierung bisher ziemlich verschont geblieben. Allein die Begeisterung für die parlamentarischen Rechte der Provinzialversammlungen war kaum in einem anderen Staate des Südens gleich entwickelt; und die Virginier fühlten aus dem Vorgehen der Londoner Regierung gegen Massachusetts und New York sogleich die Tendenz heraus, die sich gegen die Repräsentativverfassungen aller Kolonien richtete. Darum machten sie die Sache der Bostoner auch zu der ihrigen. Auch sie erwählten aus ihrer Mitte heraus einen sogenannten Korrespondenzausschuß, erklärten zu dem Programme von Massachusetts ihre volle Zustimmung und regten an, es möchten alle Kolonien solche Ausschüsse ernennen, um mit deren Hilfe einen fortdauernden Meinungsaustausch untereinander zu ermöglichen.

Die Spannung hatte einen solchen Grad erreicht, daß der geringste Anstoß zum Bruche führen konnte. Daß ein solcher wieder von Massachusetts erfolgte, war nur natürlich; denn hier standen eigentlich schon seit Jahren die feindlichen Lager kampfbereit einander gegenüber. Ein Bostoner Kaufmann wollte trotz der dagegen getroffenen Verabredungen eine Ladung englischen Thees einführen, die auf zwei Schiffen im Hafen angelangt war. Als sein Vorhaben jedoch ruchbar wurde, sammelte sich das aufgeregte Volk vor seinem Haus und wußte ihn so einzuschüchtern, daß er den Plan aufgab. Nun forderten aber die Zollbeamten, gleichviel ob der Thee wirklich gelandet oder wieder zurückgesendet werde, daß der Zoll davon bezahlt werden müsse, und wollten die Schiffe nicht eher wieder aus dem Hafen lassen. Da überfiel in der Nacht vom 28. zum 29. Dezember 1773 eine Schar als Indianer verkleideter Männer das eine der Schiffe und warf die gesamte Theeladung über Bord. Im übrigen blieb sowohl in der Stadt als in der Provinz die Ruhe ungestört; allein der Regierung in London genügte dieser eine Akt der Unbotmäßigkeit vollkommen, um endlich einen entscheidenden Streich gegen Massachusetts, diesen eigentlichen Herd der Unruhen auf dem amerikanischen Kontinente, zu führen. Auf ihren Vorschlag nahm das Parlament zwei Gesetze an, deren erstes den Hafen von Boston so lange für geschlossen erklärte, bis die Stadt für den vernichteten Thee Ersatz geleistet habe. Ein zweites Gesetz erklärte die Verfassung der Kolonie für aufgehoben, stellte den General Gage an ihre Spitze, ernannte ihn zum Generalkommandeur von ganz Nordamerika und räumte ihm eine vollkommene Militärdiktatur über die Provinz ein. Die Regierung sah wohl ein, daß sie eine solche Politik nur mit Gewalt werde durchsetzen können; aber

damit waren sowohl der König als das Parlament vollkommen einverstanden. Es wurde erneut beschlossen, Verstärkungen nach den Kolonien zu entsenden; und im Parlamente ging der Antrag durch, die Regierung aufzufordern, in der nachdrücklichsten Weise den Gesetzen in den Kolonien Anerkennung zu verschaffen und das Ansehen der Krone aufrecht zu erhalten. Man war so sehr davon überzeugt, daß dies eine Kriegserklärung sei, daß man gleichzeitig bei Frankreich und Holland diplomatische Schritte unternahm, um zu verhindern, daß die Kolonien sich von diesen Ländern aus mit Kriegsmaterial versorgten.

In den Kolonien war die Zahl derer, die zu den äußersten Konsequenzen entschlossen und zu kämpfen bereit waren, noch immer sehr klein. Aber die Erregung schwoll in allen Provinzen mächtig an, als die erneute Maßregelung Bostons bekannt wurde. General Gage trat sein Amt als Gouverneur der Provinz unter wenig ermutigenden Auspizien an, aber doch ohne Widerstand zu finden. Auf seinen Befehl versammelte sich die Provinzialversammlung in dem zur neuen Hauptstadt ausersehenen Salem, faßte aber dort sogleich den denkwürdigen Beschluß, die Vertreter aller Kolonien zu einem Kongreß nach Philadelphia einzuladen, ein Beschluß, der bei verschlossenen Thüren die gesetzliche Form erhalten mußte, da Gages Sekretär bereits mit dem Auflösungsbefehle für die Versammlung eingetroffen war. Darauf ging diese in Salem allerdings auseinander, trat aber in Concord aufs neue zusammen und wählte eine Gegenregierung, so daß von dem Augenblick an die Provinz auch formell schon in zwei feindliche Lager geteilt war.

Unter solchen Umständen trat am 25. September 1774 der zweite Kontinentalkongreß in Philadelphia zusammen. Er vereinigte zum erstenmal fast alle die Männer, welche als die treibenden Kräfte der amerikanischen Revolution gelten müssen: George Washington und Patrick Henry von Virginia, Samuel Adams und John Adams von Massachusetts, John Jay von New York, die beiden Livingstone, die beiden Rutledge und andere. Freilich die Kampfbereitschaft der Männer von Massachusetts teilten nur wenige von den 51 Delegierten, die als Vertreter von 12 Kolonien in Philadelphia versammelt waren; dagegen war der Kongreß doch auch davor sicher, einen ähnlich kläglichen Ausgang zu nehmen wie der erste Kongreß in Albany. Mit Recht legten alle Sendboten den höchsten Wert darauf, einmütig in allen ihren Kundgebungen zu erscheinen: darauf war die Geschäftsordnung zugespitzt, die alle Debatten aus den Protokollen ausschloß und die strengste Diskretion über die Verhandlungen den Abgeordneten zur Pflicht machte; aus diesem Grunde begnügten sich auch die Entschlossensten zunächst mit den verhältnismäßig zahmen Beschlüssen, mit denen der Kongreß endete. Aber er hatte das Gefühl gestärkt: Einer für alle, alle für einen; und das war es, worauf es in erster Linie ankam. Der Kongreß verschmähte es, sich noch einmal an das Parlament zu wenden. Er redete zu dem Volke von England, sowohl zu dem in den britischen Inseln, als auch zu dem, welches von der Hudsonbai bis nach Florida den Boden Amerikas bewohnte, und forderte es auf, den Amerikanern die Rechte, die sie als Menschen und Bürger besaßen, zurückzugeben und unangetastet zu lassen; er wandte sich in würdigen und doch bescheidenen Worten an den König und bat ihn „als den liebenden Vater seines ganzen Volkes um seine Vermittelung zwischen seinem vielgeplagten und vielerduldenden Volk und den erdrückenden Maßregeln seines Ministeriums und um eine gnädige Antwort auf seine Bitte". Er zog aber auch den Fall in Betracht, daß diese Vorstellung ungehört bleiben könne, und war hinlänglich entschlossen, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Außerdem erneuerte der Kongreß den Abbruch aller geschäftlichen Beziehungen zu dem Mutterlande, bis seine Beschwerden Gehör finden würden, und ging endlich mit dem Beschluß auseinander, sich im Mai des folgenden Jahres neuerdings zu versammeln.

B. Der Kampf um die Loslösung vom Mutterlande.

Ende 1774 war, von Samuel Adams abgesehen, vielleicht noch kein einziger Abgeordneter zur Losreißung von England voll entschlossen. Allein die Verhältnisse änderten sich wesentlich, bis der Kongreß wieder zusammentrat. Der bewaffnete Friede zwischen dem Gouverneur und der Provinzialversammlung in Massachusetts konnte nicht ewig dauern. Beide Parteien fühlten, daß Krieg in der Luft lag, und jede suchte sich dazu zu rüsten und die Rüstungen der Gegenpartei zu verhindern. Gage zog in Boston alles zusammen, was es an Kriegsmaterial in der Provinz gab, und sicherte die Stadt gegen einen Handstreich, indem er auf der Landenge, die sie mit dem Festlande verbindet, Schanzen aufwarf. Aber auch die Provinzialregierung hatte Vorräte an Pulver und Kriegsmaterial in Concord zusammengebracht und war bemüht, sie zu vermehren und zu ergänzen. Im Geheimen wurde die Miliz in der ganzen Provinz organisiert, und sie war bereit, jede Minute (at a minute's warning; daher ihr Name minute men) zu den Waffen zu greifen. Am Abend des 18. April 1775 sandte Gage einen Rekognoszierungstrupp in der Richtung auf Concord aus, um womöglich einige Patrioten abzufangen, die aus Boston geflüchtet waren, und um zu erkunden, wo sich das Kriegsmaterial der Gegner befände. Sofort war aber auch die Miliz in Concord unterrichtet; und als die Truppe Lexington Green erreichte, sah sie sich einer feindlichen Kompanie gegenüber. Hier wurden die ersten Schüsse gewechselt: der Krieg brach aus. Anfangs wich allerdings die Miliz zurück; ohne Widerstand rückten die Engländer in Concord ein. Dort jedoch wurde ihre Lage binnen kurzem kritisch; der Rückzug wurde unvermeidlich, war aber auch nicht mehr ungefährlich. Nachdem einmal die ersten Schüsse gefallen, erhoben sich die Provinzler von allen Seiten. Die englischen Truppen wurden hart verfolgt, erlitten vielfache Verluste und kamen erst in den Schanzen um Boston wieder zum Stehen. Mit dem nächsten Tage begann die Einschließung der Stadt, und dauerte fast ein Jahr lang an, ohne daß mehr als gelegentliche Scharmützel zwischen den gegnerischen Truppen vorgekommen wären.

So lagen die Dinge, als der Kongreß wieder seine Sitzungen in Philadelphia eröffnete. Sein Gesuch an den König war mit den schärfsten Worten zurückgewiesen worden. Das englische Parlament hatte seine Einstimmung dazu gegeben, daß die Kolonien mit Waffengewalt zum Gehorsam zurückgebracht werden sollten, und hatte bedeutende Summen zur Verstärkung der Flotte und zur Anwerbung von Söldnern, besonders aus den Gebieten der kleinen deutschen Reichsfürsten, bewilligt. Truppenverstärkungen trafen fortwährend in Amerika ein; und die Flotte verübte gelegentlich schon Akte der Feindseligkeit an den amerikanischen Küsten. Der Kongreß, diesmal von allen dreizehn Kolonien beschickt, konnte deshalb nicht mehr in der demütigen Stellung verharren, die er noch im Vorjahre eingenommen hatte. Er nahm den Fehdehandschuh auf, noch nicht, um die Unabhängigkeit zu erkämpfen, aber um sich zu verteidigen, bis England für den angerichteten Schaden Ersatz geleistet, die verletzten Rechte der Kolonien wiederhergestellt und deren verfassungsgemäße Forderungen anerkannt haben werde.

Der Ausbruch des Krieges brachte den Kongreß in eine außerordentlich schwierige Lage. Obwohl von allen Kolonien Nordamerikas anerkannt, besaß er doch keinerlei wirkliche Macht. Er war eine durchaus beratende Behörde ohne alle Exekutive; seine Beschlüsse konnten erst dadurch eine wirkliche Geltung gewinnen, daß die zum Teil noch in der Bildung begriffenen Provinzialregierungen dazu ihre Billigung gaben. Im übrigen blieb jede in ihrem Gebiete souverän, und die Eifersüchteleien zwischen den Provinzen führten bald dahin, daß sie über dieser lokalen

Souveränität höchst eifersüchtig wachten. Nur in dem Verhalten gegenüber den Engländern wurde der Kongreß als leitende Behörde anerkannt. Er ernannte George Washington (s. die Tafel bei S. 479) zum Oberbefehlshaber der gesamten Streitkräfte der 13 Kolonien und Montgommery und Schuyler zu Anführern eines Heeres, welches Kanada zum Anschluß an die revolutionäre Bewegung vermögen sollte. Und da man ein Heer nicht nur aus Persönlichkeiten zusammensetzen, sondern auch mit Geld unterhalten mußte, so konnte er auch einen Kriegsfonds bewilligen, für den die einzelnen Staaten im Verhältnis aufkommen sollten. Einen Schritt weiter ging der Kongreß noch, indem er englische Vermittelungsvorschläge zurückwies, dagegen Agenten an verschiedene europäische Höfe entsandte, um diese in einer der Sache der amerikanischen Kolonien günstigen Weise zu beeinflussen. Eine Unabhängigkeitserklärung wurde noch immer absichtlich vermieden; in der That aber nahm der Kongreß fast schon die Rechte einer unabhängigen Macht für sich in Anspruch.

Während dessen war auf dem nördlichen Kriegsschauplatze der Kampf fortgesetzt worden. Das Parlament hatte im Jahre 1774 die Regierung von Kanada in der Weise endgültig geregelt, daß es die Provinz unter den Befehl eines Militärgouverneurs gestellt und streng zentralistisch organisiert hatte; und zwar sollte die Südgrenze dieser Provinz bis an den Hudson vorgeschoben werden. Indem der Kongreß zuerst nach dieser Richtung seine Waffen zu tragen beschloß, verfolgte er die doppelte Absicht, das Land zurückzuerobern, welches durch die Grenzverschiebung den Neu-Englandstaaten verloren zu gehen drohte, und womöglich Kanada zu einem Anschluß an die 13 Provinzen fortzureißen. Unmittelbar nach dem Treffen von Lexington hatte ein Handstreich die Amerikaner in den Besitz von Ticonderoga, Crownpoint und Fort George gebracht und ihnen damit den Weg in das Herz von Kanada freigelegt; und im August wurde von Montgommery und Schuyler die Offensive aufgenommen. Aber Rivalitäten unter den Führern aller Grade ließen diese nicht energisch ausfallen. Schuyler gab sein Kommando ganz auf. Montgommery belagerte und nahm Saint Johns und drang dann nach Montreal vor, machte aber dort lange Halt, so daß ein drittes Korps, das unter Arnold gegen Quebec marschierte, längere Zeit nichts gegen die Stadt unternehmen konnte. Auch als sich endlich beide Abteilungen im Dezember vereinigten und einen Sturm auf letztere Stadt machten, wurde dieser mit empfindlichen Verlusten (Montgommery selbst fiel) abgeschlagen. Soweit der Feldzug die Revolutionierung Kanadas bezweckt hatte, war er mißlungen. Nur mit Mühe konnte das Eroberte behauptet werden.

Unterdessen war auch vor Boston noch einmal gekämpft worden. Dort hatten sich nach und nach 15,000 Mann Milizen aus den Neu-Englandprovinzen eingefunden und die englische Besatzung derartig eingeengt, daß die Verpflegung schwierig zu werden begann. Aus diesem Anlaß schob Gage an verschiedenen Stellen Truppenkörper weiter vor, worauf die Belagerer durch einen Angriff auf der Seite von Charleston antworteten; bei Bunker Hill stießen die Feinde aufeinander (17. Juni 1775). Das Gefecht nahm einen für die Kämpfe des Unabhängigkeitskrieges fast typischen Verlauf. Die Milizen schlugen sich zwar ganz brav, die höhere Leitung aber zeigte sich ihrer Aufgabe so wenig gewachsen, daß der Kampf mit dem Aufgeben aller anfänglich gehaltenen Positionen endete. Strategisch war es also ein Sieg der Engländer, Vorteile aber brachte er ihnen durchaus keine; denn der Abgang im amerikanischen Heere ward reichlich ersetzt, und die Führer wie die Mannschaften waren von der Begierde durchdrungen, die Scharte wieder auszuwetzen.

Anfang Juli traf Washington in dem Lager vor Boston ein und übernahm den Oberbefehl über das Heer der Vereinigten Provinzen. In dem Gange der Belagerung führte dies

keine Änderung herbei. Schon jetzt machten sich bei den Amerikanern die übeln Folgen des Milizsystems geltend. Die Leute waren wohl bereit, einen kurzen Kampf zu fechten; aber die lange Unthätigkeit bei der Zernierung der feindlichen Stellung untergrub ihre Disziplin und machte sie unwillig, über die vereinbarte Zeit hinaus unter den Waffen zu bleiben. Zwar waren einzelne Provinzen bereit, für die zu Entlassenden andere Leute zu senden; doch mit ihnen mußte in Schulung und Übung wieder von vorn begonnen werden, und wenn sie ausgebildet waren, war gemeiniglich auch für sie der Termin der Entlassung nicht fern. So kam es, daß das amerikanische Heer in Bezug auf Leistungsfähigkeit weit hinter dem zurückblieb, was man nach den Präsenzziffern von ihm erwarten konnte. Es bedurfte des ganzen Geschickes einer ebenso diplomatischen wie strategischen Führung, um auch nur die Erfolge mit solchem Materiale zu erreichen, die dem Heere thatsächlich zu teil geworden sind.

Allmählich kam die englische Regierung zu der Überzeugung, daß das Verweilen ihrer Hauptstreitkräfte in dem eng eingeschlossenen Boston keinen strategischen Wert besaß. General Howe, der Gage im Kommando ablöste, erhielt deshalb den Befehl, den Platz zu räumen, was er in bester Ordnung und ohne Verluste zu bewerkstelligen vermochte. Für die Amerikaner war es aber dennoch ein Triumph, daß sie nach neunmonatiger Belagerung in die befreite Stadt einziehen konnten, die als erste den strafenden Arm der heimischen Regierung zu fühlen auserlesen gewesen war.

So konnte sich der Kontinentalkongreß im Mai 1776 unter den günstigsten Auspizien in Philadelphia zum vierten Male versammeln. Die gehobene Stimmung fand darin ihren Ausdruck, daß schon nach wenigen Wochen der Antrag eingebracht wurde, die Kolonien sollten in aller Form sich vom Mutterlande lossagen und einen selbständigen, unabhängigen Staat bilden. Bei der eigentümlichen Zusammensetzung des Kongresses, der nicht durch allgemeine Wahl beschickt wurde, sondern dadurch, daß jede Provinz nach ihrem Gutdünken eine beliebige Zahl von Abgeordneten nach Philadelphia sandte, ist es ganz unmöglich, zu ergründen, wie weit dieser Antrag einem allgemeinen Wunsche der Einwohner der 13 Staaten entsprach. Eine öffentliche Meinung wie in England gab es zur Zeit in den Kolonien noch nicht; was den Anschein von Äußerungen eines Volkswillens hatte, waren meist die Thaten einer kleinen Anzahl entschlossener und zielbewußter Politiker, derselben, die in den Korrespondenzausschüssen und im Kontinentalkongresse eine leitende Rolle innehatten. Unter diesen Umständen ist es besonders bedeutsam, daß die eingeleiteten Erkundungen das Resultat ergaben, der Antrag auf Unabhängigkeitserklärung werde selbst im Kongresse keine Mehrheit für sich haben.

Aber die Unabhängigkeitspartei wurde in diesem Falle vorzüglich geleitet. Wie bisher ihre Führer immer den versöhnlichsten Maßnahmen ihre Zustimmung nicht versagt hatten in der Überzeugung, daß jeder Mißerfolg die Zögernden unter den Abgeordneten ihnen näher bringen müsse, so fanden sie auch jetzt einen diplomatischen Ausweg. Den Antrag zurückzuziehen, war kaum weniger bedenklich, als ihn einer Ablehnung auszusetzen; ungefährlich aber war es, Diskussion und Abstimmung auf einige Wochen zu vertagen, wie es am 10. Juni geschah. Wie wenig die Führer an dem endlichen Siege zweifelten, zeigten sie dadurch, daß sie schon jetzt die Ernennung einer Kommission durchsetzten, um über die Schritte zu beraten, welche die Unabhängigkeitserklärung nötig machen werde. Der Erfolg gab ihnen denn auch vollkommen recht; als die Verhandlung des Antrages wieder aufgenommen wurde, zog sich eine Anzahl der Gegner des Abfalls von England aus dem Kongresse zurück, so daß am 4. Juli die inzwischen von der Kommission sorgsam vorbereitete Erklärung der Unabhängigkeit als einmütiger

Beschluß des Kongresses feierlich verkündet werden konnte. Während jetzt alljährlich die Bürger der Vereinigten Staaten den Tag ihres Nationalfestes in möglichst geräuschvoller Weise feiern, ging er damals verhältnismäßig unbemerkt vorüber. Unter den Kolonisten erwartete man mit viel größerer Spannung den Ausgang des Kampfes, der inzwischen an verschiedenen Stellen wieder entbrannt war. Selbst die, welche seit dem Ausbruche des Krieges die Losreißung als das notwendige letzte Ziel vorausgesehen hatten, fühlten recht wohl, daß es noch zu früh sei, sich der Freude hinzugeben.

Nach der Räumung von Boston hatte sich Washington schon im April 1776 nach New York begeben, in der Erwartung, daß dieser wichtige Hafenplatz, in dessen Bevölkerung die Royalisten eine zahlreiche Partei besaßen, das nächste Ziel der englischen Angriffe sein werde. Zunächst gewann es den Anschein, als sollte sich diese Annahme nicht bestätigen; vielmehr richtete ein Teil der englischen Flotte seine Fahrt nach Süden und versuchte, sich Charlestons in Südcarolina zu bemächtigen. Als sie jedoch hier eine empfindliche Schlappe erlitten hatten, vereinigten sich die englischen Streitkräfte wieder; und unter dem Befehle von William Howe bewerkstelligten sie gegen Ende August auf Long Island ihre Landung. Washington konnte sie mit seinen Milizen weder daran hindern, noch ihren Vormarsch ernstlich aufhalten. Vielmehr mußte er froh sein, seine erschütterten Truppen ohne erhebliche Verluste über den East River nach New York zurückzuführen; und auch dieses konnte er unmöglich gegen den an Zahl und Qualität der Truppen ihm weit überlegenen Gegner zu behaupten hoffen. Er selbst hätte die Stadt am liebsten in Brand gesteckt, damit sie nicht dem Feinde eine willkommene Stütze werde. Allein der Kongreß versagte dieser extremen Maßregel seine Billigung, erklärte sich aber einverstanden damit, die unhaltbar gewordene Position preiszugeben. So trat Washington jenen berühmten Rückzug an, der in Anbetracht der Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, gewiß alle Achtung vor seinen vielseitigen Talenten verdient, der aber nichtsdestoweniger für die Sache der Unabhängigkeit und Freiheit der amerikanischen Kolonien ein schwerer Schlag war.

Noch gefährlicher als sein englischer Gegner, der ihm mit bedächtiger Langsamkeit von einer Position zur anderen folgte, war für Washington der Zustand des eignen Heeres. In jedem der zahlreichen Briefe, worin er den Kongreß von den Vorgängen auf dem Kriegsschauplatz unterrichtet, kommt er darauf zurück, daß er mit den Milizen, die schlecht diszipliniert und unwillig seien, auch nur einen Tag über ihre kurzen Fristen hinaus zu dienen, gegen das Heer Howes, das fast durchweg aus wohlgeschulten, vom Kriegshandwerke lebenden Soldaten bestand, keine Erfolge erkämpfen könne. Immer wieder verlangt er, wenigstens für die Dauer des Krieges, ein stehendes Heer und besonders ein berufsmäßiges und geschultes Offizierskorps.

Die 13 Staaten hatten sich zwar für unabhängig erklärt; aber eine innere Organisation sollte der Kongreß erst noch entwerfen. Ehe diese dann die Legislaturen der einzelnen Staaten passiert haben würde, konnte noch lange Zeit vergehen. Zunächst wendete sich zwar jeder mit seinen Hilfsgesuchen und seinen Ansprüchen an den Kongreß; aber alle wollten es auch ihm überlassen, die Abhilfe für alle Not und Mißstände zu finden. Selbst das Papiergeld, welches er zur Deckung der Kriegskosten auszugeben gezwungen war, wollten die einzelnen Staaten nicht immer anerkennen; und doch waren Geld und Soldaten gerade das, was alle von ihm verlangten. Wenn nun auch das Heer und sein Oberbefehlshaber wohl recht hatten, sich über den Kongreß zu beklagen, so darf man doch auch nicht verkennen, daß dieser oft beim besten Willen nicht helfen konnte.

Washington verstand es meisterhaft, die Bedächtigkeit Howes auszunutzen, um seinen Rückzug so langsam wie möglich zu vollziehen. Am 15. September nahmen die Engländer von New York Besitz. Aber erst am 16. Oktober konnten sie zum Angriff auf die Stellung der Amerikaner auf Harlem Heights übergehen, obwohl Washington bei weitem nicht stark genug war, diese ernstlich zu halten. Dann standen beide Heere einander wieder bis Mitte November bei White Plains gegenüber. Der Erfolg der Engländer wäre wohl auch hier noch länger fraglich geblieben, hätte ihnen nicht die verräterische Übergabe von Fort Washington den Weg nach New Jersey freigegeben.

Nun mußte allerdings Washington eiligst den Abmarsch zum Delaware antreten und konnte doch mit seinen durch den andauernden Rückzug desorganisierten Truppen den Feind nicht mehr zurückhalten. Anfang Dezember glaubte sich der Kongreß schon einmal in der Hauptstadt Philadelphia nicht mehr sicher und flüchtete vor dem nahenden Heere des Feindes nach Baltimore (s. die Karten bei S. 525). Doch konnte er diesmal noch zurückkehren, ohne daß ein feindlicher Fuß die Bundeshauptstadt betreten hatte. Am bedenklichsten war es, daß unter diesen Eindrücken der Abfall von der Sache der Freiheit bedeutend um sich griff. Erst nachdem Washington in den letzten Tagen des Jahres 1776 dem Feinde durch den Überfall von Trenton und die daran sich schließenden Gefechte eine empfindliche Schlappe beigebracht hatte, begann sich die Stimmung im eignen Lager wieder etwas zu heben.

Beide Armeen bezogen nunmehr die Winterquartiere. Aber als Howe im April seine Dispositionen für den neuen Feldzug traf, gab er es auf, seinen Vormarsch zu Lande gegen Philadelphia fortzusetzen, nahm vielmehr sein Heer wiederum an Bord der Flotte und lief unerwartet in die Chesapeakebai ein, um von Süden her Philadelphia zu erobern. Die Begeisterung für den Krieg war in den Kolonien auf ein Minimum gesunken. Dazu trugen nicht wenig die Nachrichten bei, welche aus England herüberdrangen. Die Amnestie, welche schon General Howe in den Neu-Englandstaaten als Preis der Unterwerfung versprochen hatte, wurde jetzt sogar vom englischen Parlament allen denen zugesichert, die zum Gehorsam zurückkehren würden; ja, es waren Maßregeln in Aussicht genommen, um den drückendsten Übelständen, über welche die Kolonien sich beklagten, abzuhelfen. Nicht nur in einem großen Teile von Amerika, auch in den europäischen Staaten, welche der Entwickelung des Unabhängigkeitskrieges mit gespannter Aufmerksamkeit folgten, hielt man eine Aussöhnung zwischen dem Mutterland und den rebellischen Kolonien für unmittelbar bevorstehend. Natürlich trieben solche Aussichten alle Lauen auf die Seite der Engländer; selbst die Anwesenheit des Kongresses, der nach Philadelphia zurückgekehrt war, vermochte nicht, in der Quäkerstadt eine entschlossene Stimmung aufkommen zu lassen. Washington hielt zwar noch einmal durch vorzüglich geleitete Rückzugsgefechte den Vormarsch der Engländer auf; allein Mitte September mußte er dem Kongreß anzeigen, daß er den Weg nach Philadelphia nicht mehr zu decken im stande sei. Am 26. September 1777 zog das englische Heer in die Bundeshauptstadt ein.

Der anscheinend glänzende Erfolg stellte sich bald als recht trügerisch heraus. Schon nach wenigen Tagen ging Washington wieder zum Angriff über und sperrte so geschickt alle binnenländischen Verbindungen ab, daß Howe notgedrungen sich der Bekämpfung der Forts am Delaware zuwenden mußte, die, noch in den Händen der Bundesarmee befindlich, auch zur See seine Verbindungslinien bedrohten. Um sie dauernd zu halten, waren sie meist weder genügend befestigt noch bemannt; aber sie hielten die englische Armee und Flotte fast fünf Wochen fest. Schon dies war ein Resultat von entschiedenem Vorteile; denn die Jahreszeit war mittlerweile so weit vorgeschritten, daß beide Heere abermals die Winterquartiere beziehen mußten. Die Lage

des Bundesheeres, welches dabei alle möglichen Entbehrungen zu erdulden hatte und infolge davon starke numerische und moralische Einbußen erlitt, wäre allerdings bedenklich geworden, hätte sich nicht inzwischen auf dem nördlichen Kriegsschauplatze das Glück der Waffen den Amerikanern zugewendet und damit einen entscheidenden Umschwung auch in der diplomatischen Lage herbeigeführt.

Nachdem die Bundestruppen im Juni 1776 Montreal wieder geräumt hatten, mußte jeder Gedanke daran aufgegeben werden, die kanadischen Provinzen zu einem Anschluß an den Aufstand fortzureißen. Im Gegenteil erwachte dort die alte Antipathie gegen die neuenglischen Nachbarn mit großer Lebhaftigkeit, so daß die kanadischen Gouverneure bald daran denken konnten, auch auf dieser Seite zur Offensive überzugehen. Schon im Herbste des Jahres bemächtigten sich die Engländer der Feste von Crown Point und beherrschten mit einer überlegenen Bootsflottille fast unumschränkt den Champlainsee. Im Frühsommer des folgenden Jahres trat General Bourgoyne mit einem Heere von 8000 geschulten Engländern und Deutschen den Vormarsch an, um die Verbindung mit New York herzustellen und dadurch die nördlichen Provinzen von den übrigen zu trennen. Der Anfang seines Feldzuges war eine ununterbrochene Reihe von Erfolgen. Ticonderoga, das die Amerikaner als den uneinnehmbaren Schlüssel des Nordens betrachteten, fiel fast ohne Blutvergießen in seine Hände; die Garnison, die teils zu Wasser, teils zu Lande den Rückzug antrat, wurde versprengt. Bis an den oberen Hudson fanden die Engländer keinen ernstlichen Widerstand mehr von seiten der Bundestruppen; General Schuyler hatte gerade nur noch Zeit, die Land- und Wasserwege ungangbar zu machen und alle Nahrungsmittel aus dem Bereiche der Engländer zurückzuziehen. Aber daß dies gelang, brachte den Gang der Ereignisse zu einem Umschwung. Als Bourgoyne den Hudson erreichte, war seine Truppe nicht nur durch die Garnisonen geschwächt, durch die er seine rückwärtigen Verbindungen sichern mußte, sondern erschöpft von den fast übermenschlichen Anstrengungen, die es gekostet hatte, im heißesten Sommer durch die Sümpfe vom Georgesee zum Hudson die Wege wieder gangbar zu machen, und vollständig ohne Lebensmittel.

Mit einem Male brach nun von allen Seiten das Unglück auf Bourgoyne ein. Hier im Norden war der Krieg bei weitem mehr populär als im Quäkerstaate Pennsylvania; und die nahende Gefahr führte dem Bundesfeldherrn täglich neue Truppen zu. Die erste Schlappe erlitt das rechte Flügelkorps der Engländer: es sollte Fort Stanwix am Mohawk nehmen, mußte aber nach mehrwöchiger vergeblicher Belagerung einen fluchtartigen Rückzug nach Kanada antreten. Eine Fouragierungsabteilung, die Bourgoyne nach New Hampshire entsendete, wurde in offenem Kampfe fast vollkommen aufgerieben; all ihr Kriegsmaterial fiel den Bundestruppen in die Hände. Endlich mußte er selbst den Vormarsch antreten, nur um sich verproviantieren zu können; er überschritt den Hudson, und bei Freemans Farm stieß er auf die von General Gates befehligte Hauptarmee. Das erste unentschiedene Gefecht war für Bourgoyne schon eine gefährliche Niederlage; und als er wenige Tage später einen zweiten Versuch machte, seinen hungernden Soldaten Luft zu schaffen, wurde er so gründlich geschlagen, daß er den Rückzug antreten mußte. Aber auch den fand er nicht mehr frei. Die Bundestruppen, durch die errungenen Siege ermutigt, umschwärmten ihn von allen Seiten. Und als Gates mit der Hauptmacht ihm bei Saratoga eine dritte Schlacht anbot, sah er das Nutzlose weiteren Blutvergießens ein und streckte mit dem ganzen Reste seiner Truppen die Waffen (17. Oktober 1777). Es waren nach modernen Begriffen keine großen Heere, die sich in diesem Feldzuge gegenüber standen. Aber ganz abgesehen davon, daß England nicht oft ein Heer auch nur von 8000 Mann zu erneuern im stande war, lag der große Vorteil, den die Amerikaner erlangten, in den

strategischen Verhältnissen. Bourgoynes Kapitulation bedeutete nicht nur ein Fehlschlagen des Planes, mit der Besetzung der Hudsonlinie die kolonialen Streitkräfte auf zwei gesonderte Kriegsschauplätze zu trennen, sondern sie bedeutete, wenigstens für längere Zeit, die Sicherung der kanadischen Grenze und die Vereinzelung der englischen Besatzung in New York, die für ihre Verbindung mit den anderen Armeen abermals nur auf den Seeweg angewiesen blieb.

Diese Bedeutung wurde vielleicht nur von den kämpfenden Parteien voll gewürdigt; allein die Kapitulation von Saratoga machte doch in der ganzen Welt bedeutendes Aufsehen. Frankreich hatte seit den ersten Anzeichen einer ernstlichen Verstimmung zwischen England und den Kolonien die Vorgänge in Amerika mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt. Seine leitenden Staatsmänner warteten sehnsüchtig auf eine Gelegenheit, sich für die Verluste und die Demütigungen zu rächen, welche ihnen der Friede von 1763 auferlegt hatte. Schon 1767 wurde ein französischer Agent nach Nordamerika entsendet, um sich nicht nur über die dort herrschende Stimmung, sondern vor allem auch darüber zu unterrichten, über welche Mittel die Kolonien zu einem eventuellen Kampfe mit England verfügten, und welcher Art die Hilfe sein würde, der sie am dringendsten bedürften. Allein damals war die französische Politik noch beträchtlich den Ansprüchen der Kolonien vorausgeeilt; die Berichte, welche Kalb aus den Provinzen sandte, wirkten stark abkühlend auf die französische Unterstützungsbereitwilligkeit. Der Plan, an England Rache zu nehmen, indem man die amerikanischen Aufstände förderte, mußte vorderhand vertagt werden. Sobald aber die ersten Kontinentalkongresse sich davon überzeugten, daß die Kolonien ihre Rechte nur mit den Waffen den Engländern abtrotzen könnten, da erinnerten sie sich an die von Frankreich kundgegebenen Gesinnungen; Paris war der erste und der wichtigste Punkt, wohin der Kontinentalkongreß seine Agenten sendete. Und nicht umsonst.

Natürlich konnte die französische Regierung sich im Jahre 1775 nicht in öffentliche Verhandlungen mit einem Agenten der noch völlig unorganisierten rebellischen Provinzen einlassen. Unter der Hand jedoch kam man den Amerikanern schon damals vielfach entgegen. Sobald der Kampf in den Kolonien offen ausgebrochen war, hatten ihn die Amerikaner auch auf das Meer übertragen. Es entsprach durchaus dem stark entwickelten Geschäftsgeiste der Nordprovinzen, daß sie mit größerem Eifer bereit waren, dem englischen Handel durch Kaperfahrten empfindlichen Schaden zuzufügen, als auf dem Festland einen ehrenvolleren, aber weniger einträglichen Krieg gegen die Heere Englands zu führen. Bald nach der Unabhängigkeitserklärung wagten sich die ersten Kaper über den Ozean bis in die britischen Gewässer. Das Schiff, welches im Herbst 1776 den Benjamin Franklin (siehe die Tafel bei S. 479) als beglaubigten Vertreter der neuen Republik nach Frankreich brachte, lief in Havre mit zwei englischen Fahrzeugen ein, die es unterwegs aufgebracht hatte. Dieser Handlungsweise stattzugeben, wäre von Frankreichs Seite ein offener Bruch des noch mit England bestehenden Friedens gewesen; allein Zuflucht fanden heimlich amerikanische Kaper immer wieder in französischen Häfen. Es war ein offenes Geheimnis, besonders nach Franklins Ankunft, daß die offiziell nicht anerkannten amerikanischen Delegierten teilweise mit direkter Unterstützung der französischen Regierung Kriegsmaterial ankauften, Schiffe ausrüsteten, Offiziere und Mannschaften anwarben, die heimlich oder unter falscher Flagge nach den Kolonien gebracht wurden.

Wenn Franklin von Anfang an von dem günstigen Ausgange der Verhandlungen überzeugt war, mit welchen ihn das neugeschaffene Büreau der auswärtigen Angelegenheiten wegen eines Freundschafts- und Handelsvertrages mit Frankreich betraut hatte, so lief dabei allerdings ein gutes Teil von Sanguinismus unter. Unzweifelhaft sympathisierte nicht nur die

französische Regierung, sondern die ganze Nation mit der Sache der Vereinigten Staaten. Allein das geschah nicht um ihrer selbst willen, sondern hauptsächlich deshalb, weil man in einem siegreichem Aufstand Amerikas ein Mittel sah, die verhaßten Engländer zu schädigen, und weil man nur allzugern die Gelegenheit ergriffen hätte, sich an ihnen zu rächen. So ließ man Franklin zwar nach Paris kommen; er konnte sogar als Privatmann mit dem leitenden Minister de Vergennes sich aussprechen. Ein offener Empfang wurde aber um so mehr vermieden, als der der Unabhängigkeitserklärung folgende Feldzug in einer Weise unglücklich verlief, daß man an einem endlichen Siege der Nordamerikaner ernstlich zweifelte. Die Haltung Frankreichs während des Jahres 1777 war durchaus abwartend; selbst die heimliche Unterstützung, die den Rebellen zu teil wurde, war ganz geringfügig. Der einzige Aufsehen erregende Schritt war die Abreise des jugendlichen Marquis de Lafayette nach Amerika, der mit Kalb und einer Anzahl Franzosen heimlich auf einem von ihm ausgerüsteten Schiffe hinüberfuhr, um sich den Feinden seines Nationalfeindes anzuschließen.

Beinahe hätte sich Frankreich schon damals von England den Rang ablaufen lassen. Die amerikanischen Agenten verhandelten nicht nur mit Frankreich, sie suchten auch mit anderen Mächten Fühlung und waren selbst zu England nicht ohne Beziehungen. Unmittelbar vor und nach der Kapitulation von Saratoga drohten nun diese eine ganz eigenartige Wendung zu nehmen. Wie England schon nach Howes Siegen Amnestie und Abschaffung der Hauptbeschwerden den Kolonien angeboten hatte, so ging es nach der Kapitulation von Saratoga noch einen Schritt weiter und ließ die Anerkennung einer gewissen Selbständigkeit gegen ein dauerndes enges Bündnis zwischen den Kolonien und dem Mutterlande hoffen. Die amerikanischen Agenten waren wohl kaum ermächtigt, darüber mit England abzuschließen. Aber die drohende Gefahr dieser Kombination, verbunden mit den verbesserten Aussichten des Feldzuges, führten in Frankreich die Entscheidung herbei: der Freundschafts- und Handelsvertrag, über den man seit mehr als einem Jahre die Amerikaner hingehalten hatte, ward nun in wenigen Wochen zum Abschluß gebracht (6. Februar 1778) und damit offiziell die Anerkennung der Vereinigten Staaten ausgesprochen.

Die unmittelbare Folge davon war der Rückzug der Engländer aus Philadelphia. England konnte im Ernste nicht hoffen, dem Bündnisse Frankreichs mit den Vereinigten Staaten, dem sich zögernd und unentschlossen im nächsten Jahre (12. April 1779) Spanien und weiterhin sogar Holland anschlossen, auf allen Kriegsschauplätzen gleichzeitig entgegenzutreten. Die Stellung Howes in Philadelphia hielt im wesentlichen nur noch die englischen Streitkräfte an einem Punkte fest, ohne den Gegner ernstlich zu bedrohen. So wurde dem englischen Heer in General Clinton ein neuer Oberbefehlshaber und diesem der Auftrag gegeben, die Bundeshauptstadt zu räumen und den Krieg auf einen neuen Schauplatz zu übertragen, der bessere Erfolge erhoffen ließ. Der Rückzug wurde dadurch für die Nordamerikaner besonders erfreulich, daß es Washington gelang, dem abziehenden Gegner bei Monmouth noch eine Schlappe beizubringen. Thatsächlich führte aber Clinton nur deshalb seine Truppen nach New York zurück, weil der bevorstehende Ausbruch eines englisch-französisch-spanischen Krieges es wünschenswert machte, den Feldzug gegen die Kolonien nach den Provinzen des Südens zu übertragen, wo eine Verbindung mit dem voraussichtlich in den Antillen zu führenden Kampfe möglich war.

Frankreich hatte im Winter 1777—1778 noch nicht an England den Krieg erklärt und weiterhin an den europäischen Höfen ein gewaltiges Geschrei erhoben, als der Angriff der Engländer auf ein französisches Schiff, La Belle Poule, es ihm ermöglichte, die Briten als die

Angreifer darzustellen. In Wirklichkeit aber wurde seit dem Februar eine Flotte mit einer Mannschaft ausgerüstet, welche Seite an Seite mit den Bundestruppen gegen die Engländer kämpfen sollte. Um diese Zeit hatte sich schon eine größere Anzahl fremder Offiziere in den Dienst der Vereinigten Staaten gestellt. Lafayette und seine Freunde, obwohl anfänglich mit so unverhohlenem Mißtrauen empfangen, daß einzelne bitte kehrten, hatten schon seit dem vorigen Jahre mit den Ame begeisterte Fürsprache war nicht ohne Einfluß auf die endlic beaus Befehl gestellten Hilfskorps gewesen. Neben diesen Friedrich Wilhelm von Steuben besondere Verdienste t sation des Bundesheeres verbesserte. Nach langem Ringen ha daß wenigstens ein Kern für das Bundesheer aus ständig Ihre Ausbildung verdankten diese und, soweit die ganz unzul ten, eine verbesserte Verpflegung und Verwaltung verdankte d Schule Friedrichs II. hervorgegangenen preußischen Offizier.

Von dem Eintreffen der französischen Bundesgenossen ern und das Bundesheer, sondern mehr noch der nach Philadelphi greß die außerordentlichsten Dinge. Er war schon so fest davor Sieg bevorstand, daß er es für überflüssig hielt, von seiner S so schlimmer war die Enttäuschung, als eine eigentümliche den kombinierten Feldzug der Amerikaner und Franzosen fo Von Anfang an hatte im Kongreß eine Partei das Bündnis mi Augen betrachtet. Im wesentlichen waren es die nördlichen, man die alte Antipathie gegen die früheren kanadischen Gegner die jetzt als Bundesgenossen für die Unabhängigkeit der Koloni holten Anerbietungen der Engländer, mit den Aufständischen i legung ihrer Beschwerden einzutreten, hatten bei ihnen die Auf wenn eine Aussöhnung auf der Grundlage einer Anerkennu seiten Englands unmittelbar bevorstünde. Darin hatten vermut ganz unrecht; denn vor dem drohenden Eingreifen des Erbfeind große Opfer für eine Beilegung des amerikanischen Krieges zu wurde durch das französische Bündnis wesentlich beeinträchtigt. den Vertrag so auszulegen versuchten, als ob Frankreich nur auf dieser Grundlage einer direkten Verständigung zwischen den Kolonien und dem Mutterlande nichts entgegensetzen werde, so sorgte doch das französische Ministerium sowohl in den Verhandlungen, die es mit den Delegierten des Kongresses, vor allem Franklin, in Paris fortsetzte, als auch durch den Gesandten, den es bei dem Kongreß in Philadelphia beglaubigte, dafür, daß der Grundsatz anerkannt werde, daß keine der vertragschließenden Mächte ohne die andere ihren Frieden mit England machen dürfe. Das machte also das Ende des Krieges nicht mehr ausschließlich von der Anerkennung der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten abhängig. Deshalb vergaßen die Geschäftspolitiker vollkommen, wie weit sie davon vor dem Bunde mit Frankreich noch entfernt gewesen waren, und wollten jetzt die Provinzen glauben machen, daß nur dieses Bündnis die Fortdauer des Krieges verschulde.

Schossen sie nun dabei unzweifelhaft weit über das Ziel hinaus, so war doch fast der ganze Kongreß und der weit überwiegende Teil des amerikanischen Volkes der Ansicht, daß es

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Benjamin Franklin.

Nach dem Wilcoxschen Stiche des Miniatur-Bildnisses von Duplessis.
(Aus Hale, Franklin in France, II. Band.)

George Washington.

Nach einem im Besitze des königl. Kupferstichkabinetts zu Dresden befindlichen Cheesmanschen Stiche des Gemäldes von Trumbull.

nunmehr nur noch recht und billig sei, daß Frankreich den Krieg, in welchem es für sich und seine Verbündeten, besonders für Spanien, doch natürlich auch Vorteile suchte, auch mit seinem Geld und mit seinen Truppen zu einem guten Ende führe. Für die ganz unglaublichen Zumutungen, welche in diesem Sinne von den führenden Staatsmännern des Kongresses an die französische Regierung gemacht wurden, bildet nur die politische und diplomatische Unerfahrenheit dieser über Nacht aus Advokaten, Kaufleuten ꝛc. zu verantwortlichen Leitern eines großen Staatswesens gewordenen Männern eine Entschuldigung. Aber wie gewöhnlich ging mit dem thatsächlichen Unvermögen die persönliche Selbstüberschätzung Hand in Hand. Und die beispiellos rasche und großartige Entwickelung des jugendlichen Staates hat diese Selbstüberhebung zu einem nationalen Charakterzuge gemacht.

Allerdings gab es einen sehr kleinen Kreis von wirklich staatsmännischen Naturen unter den Männern, welche geholfen haben, die Vereinigten Staaten zu begründen. Als erster verdient hier George Washington (s. die beigeheftete Tafel „Benjamin Franklin, George Washington") genannt zu werden. Auch ihn hatte nur der Gang der Ereignisse aus einem den Frieden und weltmännische Behaglichkeit liebenden Grundbesitzer fast mit einem Schlage zum Oberbefehlshaber des Bundesheeres gemacht; aber in seinem Falle haben die Ereignisse nur dazu gedient, hervorragende Anlagen zu entwickeln und große Talente zu entfalten. Washington stand bei dem Ausbruche des Krieges in seinem dreiundvierzigsten Lebensjahre und hatte bis dahin, mehr aus Liebhaberei als berufsmäßig, einige Male seine militärischen Fähigkeiten als Führer der virginischen Milizen bethätigt, aber in so hervorragender Art, daß er schon 1755 zum Oberbefehlshaber derselben ernannt worden war. Er war aber mehr aus Pflichtgefühl als aus Neigung in das öffentliche Leben getreten, von welchem er sich sobald als möglich auf seine reichen Besitzungen zurückzog. Er war der Typus des virginischen Großgrundbesitzers in seiner edelsten Gestaltung: von gediegener Bildung, von feinen Formen, fast zu aristokratisch für einen Republikaner, aber doch begeistert für die Freiheit der amerikanischen Kolonien wie nur irgend einer. Befähigte ihn seine weltmännische Bildung zum Diplomaten, seine umfänglichen, besonders nationalökonomischen Kenntnisse zum Staatsmann, so brachte er für seine militärische Stellung nicht nur den bescheidenen Schatz der im kleinen Kriege gemachten Erfahrungen, sondern vor allem zwei hervorragende Eigenschaften mit, die ihn auf allen Gebieten zu einem der bedeutendsten Männer Amerikas gemacht haben: einen offenen, durch keinerlei vorgefaßte Ideen beschränkten Blick für die jeweilige Lage der Dinge, der ihn befähigte, auch unter den schwierigsten Verhältnissen mit unerschütterlicher Ruhe zu prüfen und zu wägen und mit eiserner Geduld den rechten Moment zu erwarten, dann aber auch eine ungewöhnliche Thatkraft, die ihn nicht nur in den Stand setzte, selbst ganz Außerordentliches zu leisten, sondern auch seine Umgebung zu dem vollen Einsetzen aller Kräfte in dem gegebenen Augenblicke fortzureißen. Anfänglich war seine Stellung äußerst schwierig; selbst seine Befehlshaberwürde, zu der ihn der Schwung der nationalen Begeisterung im ersten Anlauf getragen, war weder vor dem Neide mißgünstiger Nebenbuhler noch vor dem Eifer selbstsüchtiger Stellenjäger vollkommen sicher. Er selbst war vielleicht am wenigsten um diese Stellung besorgt; denn er erfuhr alltäglich, wie viele Pflichten sie ihm auferlegte und wie wenig wirkliche Macht in seinen Händen lag. Aber er war eben ein noch größerer Diplomat als Stratege, und als solcher vermochte er es, die schwere Aufgabe zu lösen und beständig zwischen den ihren demagogischen Ursprung kaum verleugnenden Kongreßpolitikern und den in den staatsmännischen Formen der Alten Welt geschulten europäischen Diplomaten zu vermitteln. Seit dem Bunde mit Frankreich führte er nicht nur

auf dem Kriegsschauplatze, sondern auch auf dem Felde der Politik eine Art Nebenregierung zur Seite des Kongresses, doch so, daß seine persönliche Zurückhaltung auf dem einen wie dem anderen Gebiet alle gefährlichen Klippen vermied.

Ihm hatte sein Volk zur Zeit keinen Gleichen zur Seite zu stellen: selbst die hausbackene Ehrlichkeit eines Benjamin Franklin (s. die Tafel bei S. 479) stand an politischer Weitsichtigkeit weit hinter ihm zurück. Trotzdem ist dieser wie vielleicht kein anderer für die günstige Wendung der Revolution von Bedeutung geworden. Er hatte sich aus beschränkten Lebensverhältnissen nur durch eigne Kraft langsam und mühselig emporgearbeitet, und eine gewisse Spießbürgerlichkeit, wie sie den Einwohnern von Philadelphia im allgemeinen nachgesagt wurde, hing ihm, der dort Jugend und Mannesalter verlebt hatte, sein ganzes Leben lang an. Er war nicht der Mann schwungvoller Thaten, aber die langjährigen Erfahrungen, die er als Agent der Kolonien am englischen Hofe gesammelt hatte, befähigten ihn vor anderen, die Sympathien der anderen Nationen für sein um Freiheit ringendes Vaterland zu gewinnen, und ihm gebührt der wesentlichste Anteil an dem Verdienste, Frankreich für die offene Parteinahme für die Vereinigten Staaten gewonnen zu haben. Wie sehr aber doch auch er von der Anmaßung und der Geschäftsmäßigkeit (smartness) angekränkelt war, welche den Politikern des jungen Staatswesens im allgemeinen anhafteten, das hat seine Haltung während der Friedensverhandlungen bewiesen. Man hat sich viel bemüht, ihn von dem Vorwurfe zu reinigen, daß er die Hand mit im Spiel gehabt habe bei den Verhandlungen mit England, die dem Wortlaute des Bündnisses mit Frankreich zuwider hinter dessen Rücken von den nordamerikanischen Diplomaten geführt worden sind. Es wird sich jedoch wohl kaum jemals wegdeuteln lassen, daß er mit dem seiner Natur so nahe liegenden Scheine vertrauensvoller Offenheit und gutmütiger Biederkeit das zweideutige Spiel seiner diplomatischen Kollegen gedeckt hat, wenn er sich vielleicht auch nicht direkt daran beteiligt hat, den von ihm selbst geworbenen Bundesgenossen zu hintergehen. Auf die Vorgänge in der Heimat hat er während des Krieges nur geringen Einfluß ausgeübt; dagegen hat sein nüchtern praktischer Sinn und seine geschäftliche Erfahrung in den Kämpfen um die Verfassung nicht wenig dazu beigetragen, die berghohen Hindernisse zu beseitigen, welche sich der Annahme der Konstitution entgegenstellten.

Den beiden Führern stand wohl noch ein Stab untergeordneter Persönlichkeiten mit ähnlichen politischen Anschauungen zur Seite; allein unter den einflußreichen Politikern gab es kaum noch Personen von ähnlich freiem Blicke, von gleicher Unvoreingenommenheit. Das wurde aber für die nächste Zeit von eminenter Bedeutung, als mit dem französischen Bündnis der Schwerpunkt im Gange der Ereignisse vom Schlachtfelde hinweg dem Felde der Diplomatie zufiel.

Die Engländer trugen, ihrem neuen Feldzugsplane entsprechend, jetzt den Krieg in die Südprovinzen. Schon im Januar 1779 eroberten sie Savannah in Georgia und verteidigten es erfolgreich gegen die französische Flotte. Im Februar 1780 landete dann der britische Oberbefehshaber Clinton selbst in Südcarolina und zwang nach einer fünfwöchigen Belagerung die Bundestruppen in der Hauptstadt Charleston zur Kapitulation. Es schien, als sollte damit die englische Herrschaft im Süden wiederhergestellt werden: eine Zeitlang stand den Engländern dort kaum eine geregelte Bundestruppenabteilung gegenüber. Allein das Ziel zeigte sich bald genug als unerreichbar. Das dünn bevölkerte, außer in der Küstenregion nur wenig angebaute Land machte eine militärische Behauptung ganz unmöglich und bereitete allen Operationen die größten Schwierigkeiten. Das wußte man in Washingtons Hauptquartier sehr wohl. Anstatt den Engländern nach dem Süden zu folgen, behielt der Bundesfeldherr stets

die Operationen am Hudson gegen New York als die für den endlichen Ausgang des Feldzuges entscheidenden im Auge. So nötigte er auch Clinton, nach dem Norden zurückzukehren, während im Süden sich mit wechselnden Erfolgen ein Parteigängerkrieg ausbildete, der von beiden Hauptquartieren aus durch die Entsendung von regulären Truppen unter bewährten Führern immer wieder angefacht wurde, so daß die Engländer ihres Besitzes nie recht froh, doch aber auch nie daraus verdrängt werden konnten. Eine Reihe von größeren Gefechten wurde bei diesen Kreuz- und Querzügen in Nord- und Südcarolina geschlagen. Bei Camden erfochten die Engländer einen Sieg, der dem tapferen Kalb das Leben kostete; bei Kings Mountain und bei Cowpens behaupteten die Amerikaner das Feld; andere Gefechte, wie das von Guilford, zählten beide Parteien zu ihren Siegen. Immer aber blieb die Lage im wesentlichen unverändert: die Engländer beherrschten die dichter bewohnten Küstengegenden, im Binnenlande jedoch streiften beständig die kontinentalen Guerillabanden umher, um bald da, bald dort unerwartet zum Angriff gegen einen britischen Posten oder eine britische Abteilung vorzubrechen.

Um darin Wandel zu schaffen, beschlossen die Engländer, den Krieg nach Virginia hineinzutragen, das jetzt für den Unterhalt des Bundesheeres, soweit er nicht von Frankreich bestritten wurde, fast ausschließlich sorgte. Aber selbst dadurch ließ Washington sich nicht vom Hudson weglocken, sondern sandte nur Lafayette mit einem Teile des Bundesheeres dahin. Dieser zeigte sich des in ihn gesetzten Vertrauens vollkommen würdig. Durch geschickte Operationen hielt er den englischen General Cornwallis wochenlang in Schach, bis ihn die Befehle des Oberkommandanten nach der Küste zurückriefen. Indem sich aber Cornwallis in Yorktown (s. die Karten bei S. 525) einen befestigten Stützpunkt zur späteren Wiederaufnahme des binnenländischen Feldzuges zu schaffen suchte, geriet er in eine bedenkliche, von den Feldherren der Bundesarmee sofort erkannte Falle. Lafayette eilte so schnell wie möglich herbei, um zunächst den Platz zu blockieren, Washington schickte ihm unter Rochambeau den größten Teil der französischen und amerikanischen Truppen zur Unterstützung, und eine französische Flotte, die, unter de la Grasse nach den Antillen bestimmt, ihre Hilfe zu einem kurzen Handstreiche gegen die Engländer bot, vollendete die Einschließung des Feindes. Um Yorktown zogen sich nunmehr die gegnerischen Linien so eng zusammen, daß Cornwallis am 19. Oktober 1781 die Waffen strecken mußte. Wohl blieben den Engländern noch einzelne Küstenplätze des Südens, vor allem Charleston. Aber das Schicksal ihrer Waffen war damit auch im Süden endgültig besiegelt; er war unwiderruflich an die Bundestruppen verloren.

C. Die Verhandlungen und der Abschluß des Friedens mit England.

So sehr nun auch die kriegerischen Ereignisse dazu dienten, an Ort und Stelle die Gemüter in Aufregung zu erhalten, so waren sie doch auf den Gang der eigentlichen Entscheidung von verhältnismäßig geringem Einfluß. Die leitenden Staatsmänner Frankreichs gelangten sehr bald zu der Überzeugung, daß sie, anstatt durch das Bündnis mit den Vereinigten Staaten einen thatkräftigen Genossen im Kampfe gegen England zu gewinnen, im wesentlichen nur die Erlaubnis erkauft hatten, auch für die Nordamerikaner den Krieg mit französischem Gelde, französischen Soldaten und französischen Schiffen zu führen. Die spanische Regierung zögerte lange, ehe sie sich überhaupt dem Kampfe gegen England anschloß. Wenn es auch dann gleichsam als selbstverständlich annahm, daß Florida und der Mississippi ihm als Entschädigung für die Teilnahme am Kriege zufallen sollten, so betrachtete es doch ganz im allgemeinen die amerikanischen Angelegenheiten als durchaus nebensächlich und wollte die

kriegerische Thätigkeit vor allem gegen Menorca und Gibraltar gerichtet wissen. Daneben aber ließ es deutlich erkennen, daß es am liebsten den Kampf sobald wie möglich überhaupt wieder einstellen und die für England drohende Lage lediglich diplomatisch zu einer Revision des Friedens von 1763 ausnutzen wollte. Die Gestaltung, die der Krieg in Amerika nahm, ließ auch für Frankreich die Aussicht auf einen baldigen Friedensschluß durchaus erwünscht erscheinen. Deshalb ermutigte es nicht nur Spanien in seinen dahin gerichteten Bestrebungen, sondern ließ auch den amerikanischen Kongreß darauf vorbereiten, damit er über die von seiner Seite gegen England zu stellenden Bedingungen sich schlüssig machen könne.

Die Verhandlungen darüber haben in den Jahren bis zum Friedensschlusse den Kongreß weit angelegentlicher beschäftigt, als dies jemals die Angelegenheiten des Krieges gethan hatten. Mit einer solchen Leidenschaftlichkeit wurden die Debatten geführt, daß mehr als einmal der kaum geschlossene Bund der 13 Staaten in verschiedene Interessengruppen auseinander zu fallen drohte. Am liebsten hätten die Politiker der Vereinigten Staaten es natürlich gesehen, wenn England zu ihren gunsten aller seiner Besitzungen und Ansprüche auf dem nordamerikanischen Kontinente sich begeben hätte. Den Agenten gegenüber, durch welche England während der ganzen Dauer des Krieges nicht aufhörte, auf eine Verständigung hinzuarbeiten, begründeten sie dies besonders damit, daß eine Grenznachbarschaft zwischen den Staaten und einem britischen Kanada lediglich dazu dienen würde, einen Zankapfel zwischen den beiden stammesgleichen Völkern zu bilden. Es war das Verdienst Benjamin Franklins, diesen Gedanken geschickt in die zwischen ihm und dem britischen Agenten Oswald eingeleiteten Verhandlungen hineingespielt zu haben; bei den definitiven Abmachungen aber ist man darauf nicht wieder zurückgekommen, so daß England kaum nötig hatte, diese Zumutung zurückzuweisen.

Weniger ländergierig waren die Nordamerikaner in Bezug auf die südliche Grenze. Sie hatten sich hinlänglich mit dem Gedanken vertraut gemacht, die Teilnahme Spaniens am Krieg und besonders die Hilfsgelder, um die man beständig (wenn auch schließlich vergeblich) bei der Regierung Karls III. angehalten hatte, durch die Zurückerstattung von Florida zu vergelten. Den eigentlichen Zankapfel zwischen den Parteien des Kongresses bildete dieser Punkt nicht. Dagegen gab es zwei andere Bedingungen, deren eine ebenso den Vertretern der Südstaaten ans Herz gewachsen war, wie die andere denen der Nordstaaten als eine Lebensfrage erschien. Wie weitblickend die Politiker der Südstaaten in den Punkten waren, welche die Zukunft ihrer eignen Interessen betrafen, das bewiesen sie dadurch, daß sie die Abtretung des Hinterlandes bis an den Mississippi und die freie Schifffahrt auf diesem Strome bis in den Golf von Mexiko als notwendige Vorbedingung eines mit England zu schließenden Friedens betrachtet wissen wollten. Die englische Kolonialverwaltung hatte bekanntlich das Land westlich von den Alleghanies organisatorisch von den alten Provinzen getrennt, und eine umfänglichere Kultivierung des fragliches Gebietes von den Südprovinzen aus war erst seit kürzerer Zeit in Fluß gekommen. Trotzdem erkannten die führenden Persönlichkeiten schon vollkommen die große Bedeutung, welche der Wasserweg zum Mexikanischen Meerbusen für diese Gebiete besaß, und waren entschlossen, auf diese Bürgschaft der Zukunft nicht zu verzichten. Sie vertraten aber ihre Ansprüche im Kongreß mit den diplomatischen Formen und in der vornehmen Weise, welche dem aristokratischen Zug ihrer Provinzen entsprach.

Ganz anders trat dagegen der Norden mit seinen Forderungen auf. Der Geschäftsgeist, der die Bewegung in den Nordstaaten von allem Anfang an charakterisiert hat, machte sich auch darin erneut geltend. Es war zwar ein offenkundiges Geheimnis, daß die Rheder und Händler

der Neu-Englandstaaten es verstanden hatten, auch dem Kriegszustande Vorteile abzugewinnen. Die Jagd auf britische Handelsschiffe wurde mit solchem Erfolge von ihnen betrieben, daß man ihnen bedeutende Gewinne nachzurechnen vermochte. Daneben machten sie noch unpatriotischere Geschäfte, indem sie den Engländern in Halifax, ja selbst in New York Lebensmittel und andere Bedarfsartikel verkauften. Trotzdem gebärdeten sich die Führer der Nordpartei, Samuel Adams, Richard Henry Lee und andere, als wenn ihre Staaten allein die Last des ganzen Krieges zu tragen hätten, und verlangten als eine Entschädigung dafür, die Bundesregierung solle nicht eher die Waffen niederlegen, als bis England den Vereinigten Staaten einen Anteil an den Fischereien auf den Neufundlandbänken zugestanden habe. Bisher hatten sie allerdings als englische Unterthanen an diesem Fischfang ihren reichlichen Anteil gehabt; und wenn es auch weit übertrieben war, zu behaupten, daß die nördlichen Staaten für die Volksernährung auf diese Fischgründe angewiesen seien, so hatte sich doch allerdings eine umfängliche Industrie im Anschluß an die Neufundlandfischereien entwickelt. Die Südstaaten waren an sich vielleicht recht gern bereit, sich bei den künftigen Friedensverhandlungen in diesem Punkte für ihre nördlichen Landsleute mit zu verwenden. Allein die demagogisch-tumultuarische Weise, in welcher die Nordpartei durch die Drohung einer Trennung diese Forderung erzwingen wollte, konnte nur verstimmend auf die Vertreter der anderen Staaten wirken; und das um so mehr, als dieselbe Partei der Adams und Lee es war, die in allen Angelegenheiten, welche die diplomatischen Beziehungen zu Frankreich betrafen, und von denen doch zunächst in erster Linie das Wohl und Wehe der Vereinigten Staaten abhing, die offizielle Politik in der gewohnten demagogischen Weise durchkreuzte und anfeindete.

Für geraume Zeit hatte diese Erörterung der Friedensbedingungen noch ein lediglich theoretisches Interesse. Den vereinten Bemühungen des Bundesfeldherrn und seiner Freunde einerseits und der Vertreter Frankreichs anderseits gelang es wiederholt, den erbitterten Redekämpfen Einhalt zu thun und die Gegenstände unvereinbarer Anschauungen von der Tagesordnung abzusetzen. Allein auch dann, als die Friedensverhandlungen eine bestimmtere Gestalt zu gewinnen anfingen, lehnte es die französische Regierung, durch die mißliebigen Erfahrungen der Vergangenheit belehrt, ab, die Ansprüche der Vereinigten Staaten gegenüber England im einzelnen zu vertreten. Sie hielt daran fest, daß keiner der Verbündeten ohne den anderen mit England abschließen sollte, und bestand deshalb auch auf der prinzipiellen Anerkennung der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von seiten Englands. Im übrigen aber erklärte sie, daß es Sache der Vereinigten Staaten selbst sei, sich über die Bedingungen eines Friedens mit England direkt zu verständigen, und enthielt sich geflissentlich jeder Einmischung.

Als im März 1782 durch die persönlichen Beziehungen Franklins zu einigen Mitgliedern des neugebildeten englischen Kabinets endlich die allseitige Geneigtheit konstatiert wurde, dem Krieg ein Ende zu machen, da entbrannte der Streit im Kongreß aufs neue. Die Partei der Nordstaaten, die am liebsten den Franzosenfreund Franklin ganz aus den Verhandlungen verdrängt hätte, setzte es wenigstens durch, daß ihm in John Adams und John Jay zwei Vertreter ihrer eignen Anschauungen zur Seite gestellt wurden. Die Geschichte der Friedensverhandlungen bewies noch einmal, wie gänzlich es dem jungen Staatswesen an einer wirklichen Regierungsgewalt gebrach. Der Kongreß hatte sich zwar ein Ministerium des Auswärtigen zugelegt; allein in Wirklichkeit erhielten die zu den Friedensverhandlungen Abgeordneten nicht einmal eine bestimmte Instruktion und waren, einmal auf französischem Boden dem unmittelbaren Eingreifen des Kongresses entrückt, thatsächlich unabhängig. Daß die Verhandlungen

so schnell zu einem Resultate führten, und zwar zu einem solchen, wie es günstiger die Hoffnungen der kühnsten Politiker kaum erwarten konnten, lag an der politischen Haltlosigkeit, infolge deren England hoffen konnte, manche Konzessionen für das eigne Land dadurch minder beschwerlich zu machen, daß es sich die Vereinigten Staaten zu einem leicht nach Wunsch zu lenkenden Freunde machte. Gegen allen diplomatischen Brauch brachten die amerikanischen Politiker den Friedensvertrag mit England zum Abschluß, ohne die französische Regierung vom Gange der Unterhandlungen auch nur ein einziges Mal zu unterrichten, obwohl ihnen nicht unbekannt war, daß gleichzeitig zwischen Frankreich und England ebenfalls Friedensverhandlungen stattfanden. Eine ernstliche Benachteiligung erwuchs allerdings den Franzosen nicht daraus; auch sie kamen bald darauf zu dem erwünschten Ziele. Nach diesen Erfahrungen aber mochte wohl Frankreich froh sein, das Verhältnis zu dem unbequemen und unzuverlässigen Bundesgenossen zu lösen, dem es den Vorwurf der Treulosigkeit nicht ersparte.

Der Friede, welcher am 3. September 1783 zu Versailles ratifiziert wurde, erkannte die Dreizehn Vereinigten Staaten von Nordamerika als selbständiges Staatswesen an. Fast alle Forderungen der nordamerikanischen Parteimänner waren von England bewilligt worden. Die Grenze der 13 Staaten sollte im Süden das den Spaniern zurückgegebene Florida bilden; im Westen ward ihnen alles Land bis zum Mississippi überlassen, auf dem die Schifffahrt ihnen wie anderen Nationen frei stand. Die Nordgrenze sollte vom Saint-Croix-Fluß über die Wasserscheide zwischen Hudson und Lorenzstrom und weiter durch die großen Seen zur Mississippiquelle laufen. Die Teilnahme an den Fischereien auf den Neufundlandbänken wurde ihnen ausdrücklich eingeräumt. Im übrigen sollte ein Handels- und Freundschaftsvertrag zwischen England und den Vereinigten Staaten möglichst die durch den Krieg zerrissenen Bande wiederherstellen. Die Anerkennung der Vereinigten Staaten von seiten der übrigen europäischen Mächte verzögerte sich allerdings teilweise noch; allein das konnte dem jungen Staatswesen verhältnismäßig gleichgültig sein, da es sich nicht nur der Anerkennung, sondern des entschiedenen Wohlwollens der Mächte erfreute, die ihm in erster Linie von Bedeutung waren. So war nach außen hin die Republik der Vereinigten Staaten befestigt.

D. Die Verfassung.

Im Innern ließ die Konstituierung der Vereinigten Staaten noch außerordentlich viel zu wünschen übrig. Das Volk war in seinen großen Massen noch durchaus für die errungene Freiheit und Selbständigkeit unreif. Selbst die Männer, welche seit Jahren dem hohen Ziele zugestrebt und schon in den provinzialen Versammlungen die Rolle politischer Parteiführer gespielt hatten, zeigten sich den Aufgaben einer produktiven Regierungsthätigkeit nur wenig gewachsen. Sie hatten das politische Leben bis dahin fast nur negativ in der Opposition kennen gelernt, die den königlichen Gouverneuren gegenüber die wirklichen und vermeinten Rechte der Provinzen verfochten hatte. Den leidenschaftlichen würdelosen Ton hatten sie auch in die Verhandlungen des Kongresses hineingetragen; hier war er um so mehr zur Herrschaft gelangt, als ihm in dieser Versammlung das Gegengewicht einer festen, gemessene Formen wahrenden Regierung fehlte.

Die Aufgabe, den dreizehn vereinigten Staaten eine Verfassung zu geben, war bei den Eifersüchteleien aller Staaten untereinander und bei dem Widerstreite der Interessen der beiden Gruppen des Nordens und des Südens nicht leicht. Als der Kontinentalkongreß im Jahre 1774 zuerst zusammentrat, waren seine Befugnisse vollkommen unklar. Er war von

den Repräsentativkörpern der 13 Provinzen beschickt und insofern notdürftig auf einem gesetzlichen Wege konstituiert; aber weder sein Zweck, noch seine Dauer, noch der Umfang seiner Befugnisse waren bestimmt. Wenn seine Anordnungen in den ersten Jahren des Krieges, obwohl sie einschneidende Maßregeln ins Leben riefen, selten auf einen wirklichen Widerstand stießen, so war dies weniger die Folge eines rechtlichen Zustandes als vielmehr ein Gebot der thatsächlichen Verhältnisse. Die Schwäche seiner rechtlichen Stellung wurde auch von dem Kongreß selbst empfunden: gleichzeitig mit der Unabhängigkeitserklärung wurde eine Kommission ernannt, um eine rechtliche Grundlage für die Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten der Kolonien zu schaffen. Die Arbeit der Kommission, die sogenannten Konföderationsartikel, wurde erst im Herbst 1777 vom Kongreß erledigt und nunmehr zur Ratifikation an die Legislaturen der einzelnen Provinzen übersandt. Es dauerte dann wieder 15 Monate, ehe wenigstens zwölf von den Staaten die Artikel annahmen; Maryland weigerte sich dessen noch fast zwei Jahre (vgl. unten, S. 486). Gewonnen aber hatte der Kongreß durch diese Definition seiner Befugnisse entschieden nicht; im Gegenteil. In den letzten Kriegsjahren sank sein Ansehen immer tiefer. Es war zu befürchten, daß er und mit ihm der Einheitsgedanke vollkommen in Mißkredit geraten würden, sobald das Ende des Krieges den äußeren Zwang zum Zusammenhalten beseitigen werde. Das war das Gefühl aller einsichtigen Politiker, sowohl derer, welche den Vereinigten Staaten wohl wollten, als derer, die auf ihren Zerfall spekulierten. In dieser Voraussicht hatte Washington, ehe er den Oberbefehl über das Bundesheer, diese Verkörperung der Einheit, niederlegte und sich in das Privatleben zurückzog, an die Legislaturen der einzelnen Staaten jenen berühmten Brief geschrieben, worin er ihnen den festen Zusammenhalt als die einzige Basis einer großen Zukunft ans Herz legte. Er hat sich damit den Weg zu der künftigen Präsidentenwürde geebnet; aber seine Mahnung blieb zunächst ohne sichtliche Wirkung.

Das Gefühl der Selbständigkeit war auch in den einzelnen Staaten während der Revolutionsperiode mächtig erstarkt. Vor der Unabhängigkeitserklärung waren nur zwei Provinzen, Connecticut und Rhode-Island, ganz republikanisch gewesen. In allen anderen hatte über der Volksvertretung entweder ein Feudalheer, wie in Pennsylvania, Delaware und Maryland, oder ein königlicher Gouverneur gestanden. Die letzteren Staaten hatten während des Krieges ihre Verfassungen gleichfalls republikanisch umgearbeitet; sie waren aber auf das neuerworbene Recht unbeschränkter Selbstbestimmung viel zu stolz, als daß sie geneigt gewesen wären, sich dessen so bald wieder zu gunsten der Allgemeinheit zu begeben. Die Arbeit des Kontinentalkongresses mit seiner Gesamtvertretung der Staaten betrachtete man nach Erringung der Unabhängigkeit und des Friedens im wesentlichen als vorläufig beendet; nun ging jeder von den 13 Staaten daran, sich in der neuen Situation so einzurichten, wie er es für seine Sonderinteressen am vorteilhaftesten hielt. Die gemeinsamen Angelegenheiten wurden darüber auf das schmählichste vernachlässigt. Der Kongreß war nicht einmal im stande, das Bundesheer abzulohnen; die Staatenregierungen waren wohl bereit, die noch von den Engländern besetzten, nach dem Frieden aber zu räumenden Städte Savannah, Charleston und New York zu besetzen, weil dies in ihrem eignen Interesse lag; die abgelegenen Militärposten aber in den nördlichen und westlichen Grenzterritorien, von denen niemand einen direkten Vorteil hatte, konnte der Kongreß ebensowenig übernehmen, wie er für die bedungene Entschädigung der englischen Parteigänger in den Vereinigten Staaten zu sorgen im stande war. Die Ohnmacht der Zentralregierung machte im Auslande den ungünstigsten Eindruck; vielfach scheiterte die Erreichung der erstrebten diplomatischen Ziele kläglich an der Mißachtung, in welche die Vereinigten Staaten verfallen

waren. Selbst im eignen Gebiete verfiel der Kongreß in Mißkredit: Pennsylvania ließ es ruhig geschehen, daß die Körperschaft, die die Vereinigung ihrer Staaten darstellte, vor 80 meuternden Reservisten die Flucht aus der Stadt ergreifen und den Sitz ihrer Verhandlungen nach Princeton verlegen mußte. Auch unter den Staaten begann sofort der Krieg aller gegen alle. Das Beispiel dazu gab New York, indem es sich nicht nur gegen das Ausland, sondern in höchst willkürlicher Auslegung der Konföderationsartikel auch gegen seine unmittelbaren Nachbarn mit einem Bollwerke der drückendsten Einfuhrzölle umgab und diese mit der rücksichtslosesten Strenge eintrieb. Schon dadurch wurde die Frage angeregt, ob es sich nicht empfehle, das Recht, die Zölle gegen das Ausland zu regulieren, auf den Kongreß zu übertragen. Nur weil er dies Recht nicht besaß, kam der erwünschte Handelsvertrag mit Spanien nicht zu stande. Und England, welches die Navigationsakte jetzt auch gegen die Vereinigten Staaten zur Geltung brachte, konnte nur deshalb nicht energisch bekämpft werden, weil, während die Neu-England-Staaten mit Einführung einer eignen Navigationsakte antworteten, Connecticut seine Häfen den Engländern bereitwillig zur Verfügung stellte und auch die Südstaaten sich gegen eine Navigationsakte erklärten, aus Furcht, die Rheder der Neu-Englandstaaten möchten nach gelungner Beseitigung aller Mitbewerber die Frachten für ihre Stapelgüter so hoch stellen, daß sie nicht mehr bestehen könnten.

Auch alte Grenzstreitigkeiten lebten wieder auf. Schon seit dem Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges erhoben die Vereinigten Staaten Ansprüche auf das Hinterland jenseit der Alleghanies, nur darüber waren sie untereinander nicht einig, welchem Staate es zugehören sollte. Massachusetts und Connecticut begehrten einen Anteil daran auf Grund ihrer kolonialen Freibriefe, die von Ozean zu Ozean reichten. New York beanspruchte alles Land, welches seinen Bundesgenossen, den Irokesen, tributpflichtig gewesen, und Virginia behauptete, alles nicht aufgeteilte Land gehöre zu ihm, da aus dem alten Virginien alle anderen Kolonien erst ausgesondert seien. Thatsächlich hatte sich Nordcarolina in den Besitz von Tennessee, Virginien in den von Kentucky gesetzt; und soweit westliches Gebiet überhaupt den Engländern im Revolutionskrieg entrissen worden war, war dies fast ausschließlich von Virginien aus geschehen. Nun war aber Virginia damals ohnedies der bevölkertste und reichste Staat, so daß besonders die kleinen Staaten, deren geographische Lage gleichzeitig eine künftige Ausdehnung unmöglich machte, sehr wenig geneigt waren, die Macht dieses einzelnen Staates ins Endlose wachsen zu lassen, da nach dem Beispiele New Yorks vorauszusehen war, welche Gefahren dies seinen kleinen und ärmeren Nachbarn bringen mußte. Aus diesem Konflikte suchte die Legislatur einen Ausweg zu schaffen, indem sie schon 1777 den Vorschlag beim Kongreß einbrachte, dieser solle über die Ansprüche an die Territorien zwischen den Alleghanies und dem Mississippi die Entscheidung treffen, das Land selbst aber zur Bildung neuer Staaten aufteilen. Der Antrag blieb zwar ohne alle Unterstützung und wurde abgelehnt; nun aber machte Maryland die Annahme der Konföderationsartikel davon abhängig, daß der Antrag bezüglich der westlichen Territorien angenommen werde. Das ist der eigentliche Grund, weshalb dieser sonst durchaus bundestreue Staat erst 1781 der Konföderation beitrat. Erst in diesem Jahr erklärte sich Virginia nach dem Vorgange von New York und Connecticut prinzipiell zu dem Verzichte bereit; ihm folgten dann auch Massachusetts, Nordcarolina und Georgia.

Die so beigelegten territorialen Streitigkeiten führten zu wichtigen staatsrechtlichen Folgen. Bis dahin hatte der Kongreß ohne Macht und Mittel eine prekäre Existenz gefristet; nunmehr aber übergab ihm der Verzicht der einzelnen Staaten auf ihr Hinterland ein Gebiet

nicht nur von großer Ausdehnung, sondern, wie die an einzelnen Stellen schon blühend entwickelten Ansiedelungen bezeugten, von beträchtlichem Reichtume. In welcher Form nun sollte der Kongreß seine Herrschaft darüber ausüben? Der Vorschlag des virginischen Präsidenten, Thomas Jefferson, aus dem Lande sofort zehn neue Staaten zu formen und diesen eine Art idealer Musterverfassung zu geben, wurde, hauptsächlich um der letzteren willen, abgelehnt; auch hatten sich in Tennessee und Kentucky schon Gemeinwesen von so eigner Kraft gebildet, daß sie es bald nach der definitiven Konstitution der Vereinigten Staaten durchsetzten, als vollberechtigte Staaten aufgenommen zu werden. Dagegen wurde das Land nördlich des Ohio zunächst dem Kongreß zu unmittelbarer Verwaltung und dem Zweck überwiesen, durch Landverkäufe teils die Kriegsschuld zu verzinsen und zu tilgen, teils den entlassenen Kämpfern des Unabhängigkeitskrieges die Gelegenheit zu geben, sich unter günstigen Bedingungen eine Heimat zu gründen. Für die Verfassung dieses Territoriums wurden nur die den Verfassungen der 13 Staaten zu Grunde liegenden allgemeinen Gesichtspunkte der persönlichen Rechte, der Gewissensfreiheit ꝛc. aufgestellt. Im übrigen blieb es dem Kongreß überlassen, die vorläufigen Regierungsformen zu gestalten; doch wurde die Sklaverei aus diesem Gebiete verbannt und seine Herausbildung zu vollberechtigten Staaten vorgesehen.

Dieser Vorgang diente dazu, das Ansehen des Kongresses ein wenig zu verbessern; weit wichtiger aber wurde er dadurch, daß er das Vorbild eines weiten, von der Zentralgewalt wirklich beherrschten Gebietes gab. Die erleuchteten Politiker, und allen voran Washington, machten kein Hehl aus ihrer Überzeugung, daß die Vereinigten Staaten nur dadurch aus der unverkennbaren Versumpfung herausgelangen könnten, daß sie ihrem Staatswesen eine einheitlichere, straffere Form gäben. Der Kongreß war eine Schattenregierung. Die Zukunft Amerikas, das erkannten sie schon damals, lag in der wirtschaftlichen Erschließung seiner unermeßlichen Hilfsquellen; diese war aber unmöglich, solange die Eifersüchteleien der Staaten untereinander beständig dem Allgemeinwohl entgegenarbeiteten und heute die Engländer ermutigte, die Schiffahrt der Nordstaaten lahmzulegen, und morgen den Spaniern Gelegenheit bot, den Südstaaten die Mississippimündung zu sperren. Ein erster Anlauf, den Kongreß mit der Wahrnehmung der Handelsangelegenheiten aller Vereinigten Staaten zu betrauen, hatte zwar zu einem so wunderlichen Gemisch von Ansprüchen und Zugeständnissen geführt, daß nichts Gedeihliches damit zu schaffen war, und war deshalb fehlgeschlagen. Trotzdem kam endlich von dieser Seite der Anstoß, dem die Verfassung der Vereinigten Staaten ihren Ursprung verdankt.

Wie allen politischen Fragen seiner Heimat, brachte Washington auch der Frage der wirtschaftlichen Erschließung des Landes ein reges Interesse entgegen. Noch ehe er das Kommando der Bundesarmee niederlegte, hatte er eine Rundreise nach den nördlichen Gebieten unternommen, um sich aus eigner Anschauung von den Verhältnissen der Wasserverbindung zwischen dem Hudson und den Seen zu überzeugen. Nachdem er ins Privatleben zurückgetreten war, interessierte er sich besonders für den Plan der Schaffung eines Wasserweges von der Chesapeakebai durch den Potomak zum Ohio; denn die Verknüpfung durch gemeinsame Interessen sei das beste Mittel, um den Zusammenhalt der Unionsstaaten zu sichern. Das Kanalprojekt machte aber eine Verständigung verschiedener Unionsstaaten untereinander notwendig; und nachdem eine Zusammenkunft von Delegierten der vier zunächst beteiligten Staaten im Prinzip angenommen war, tauchte der Plan auf, die Verhandlungen der Delegation über den engen Plan des Kanalbaues hinaus auf eine allgemeine Erörterung der wirtschaftlichen, besonders der kommerziellen Bedürfnisse der Vereinigten Staaten auszudehnen und dazu an alle Staaten

Einladungen gelangen zu lassen. So kam im September 1786 die Konvention von Annapolis zu stande. Diese zeitigte zwar an sich keinerlei Resultate, gab aber den Anstoß zu dem folgenschweren Beschlusse, den Kongreß um die Berufung einer neuen Konvention zu ersuchen, die nicht nur über Kanäle und Handelsstraßen, sondern ganz allgemein über die zur Wohlfahrt der Vereinigten Staaten notwendigen Gegenstände beraten sollte.

Der Kongreß hatte erst nicht übel Lust, das Ansuchen der Konvention von Annapolis zu den Akten zu legen. Allein ehe es dazu kam, verbreitete sich die Kunde, daß Virginia bereits seine Abgeordneten zu der bevorstehenden Konvention ernannt und Washington den Auftrag angenommen habe. Die Popularität dieses Namens wirkte Wunder; binnen kurzem hatten noch vier andere Staaten ihre Abgeordneten ernannt, so daß auf den Antrag von Massachusetts der Kongreß sich beeilte, zu einer Konvention nach Philadelphia für den September 1787 einzuladen. So trat denn in dem Gebäude, welches während der Kriegsjahre dem Kongreß als Sitzungslokal gedient hatte, die Konvention zusammen, aus deren Arbeiten die definitive Verfassung der Vereinigten Staaten hervorgegangen ist. Zwölf Staaten (Rhode-Island fehlte) waren darin durch 55 Delegierte vertreten, die in ihrer ersten Sitzung Washington zum Präsidenten ernannten. Die Verhandlungen waren geheim und zunächst ohne alle Verbindlichkeit für die Auftraggeber. Aber gerade dieses Bewußtsein, daß ihr Werk erst nach erneuter Prüfung durch den Kongreß und die Legislaturen zum Gesetz werden könne, gab den Delegierten den Mut, nicht nur schüchterne Kompromisse mit den bestehenden Verhältnissen, sondern von Grund auf eine neue, auf wesentlich veränderten Grundlagen beruhende Verfassung in Vorschlag zu bringen.

Obwohl es nicht eigentlich ausgesprochen worden war, trugen doch die meisten der Abgeordneten das Bewußtsein in sich, daß der eigentliche Zweck ihrer Versammlung der sei, die Union der 13 Staaten zu stärken und auf eine festere Basis zu stellen. Den Föderalisten stand die Partei der Antiföderalisten, die Minderheit, gegenüber. Der Verlauf der Verhandlungen brachte später andere Gruppierungen der Abgeordneten mit sich, und das Zustandekommen der Konventionsbeschlüsse war schließlich das Resultat einer langen Reihe von Kompromissen; aber eben der Umstand, daß man keine dogmatische Politik getrieben, sondern durch gegenseitige Zugeständnisse das Interesse aller Parteigruppen an dem gemeinsamen Werke lebendig zu erhalten gewußt hatte, stellte sich als ein Akt hoher Staatsklugheit heraus.

Wie Virginia den Impuls zur Bildung der Konvention gegeben hatte, so trat es auch zuerst mit einem festen Plane vor ihn hin. Unter der Verantwortlichkeit des Gouverneurs Edmund Randolph wurde der Versammlung ein wesentlich von James Madison ausgearbeiteter Plan für die Errichtung einer wirksameren Zentralgewalt vorgelegt. Der Kongreß sollte aus direkter Wahl aller Bürger der Vereinigten Staaten hervorgehen, somit zum unmittelbaren Ausdruck der Volkssouveränität gemacht werden. Nach dem Vorbilde der in den meisten Staaten eingeführten Legislaturen sollte er aus zwei Häusern bestehen. Das Unterhaus sollte durch direkte Wahlen, das Oberhaus von dem Unterhause durch Ernennung aus den von den Staatenlegislaturen vorgeschlagenen Persönlichkeiten gebildet werden; in beiden Fällen aber sollte sich die Zahl der Delegierten nach der Einwohnerzahl und den Steuerquoten richten. Auch sollte in beiden Häusern nach Köpfen, nicht, wie im bisherigen Kongreß, nach Staaten gestimmt werden und die einfache Majorität entscheiden, während bisher eine Zweidrittelmajorität nötig war. Endlich sollte der so gebildete Kongreß nicht nur über die gemeinsamen Angelegenheiten souverän entscheiden, sondern auch gegen gemeingefährliche Beschlüsse der Staatenregierungen ein Vetorecht ausüben.

In seiner Gesamtheit war dieser Plan zu zentralistisch, als daß er den Antiföderalisten hätte plausibel gemacht werden können. Allein sein wesentlichster Punkt, die Bildung einer Volksvertretung in dem Repräsentantenhause, wurde durch einen jener staatsmännischen Kompromisse für die künftige Verfassung gerettet. Die Föderalisten stimmten nämlich dem von William Patterson eingebrachten sogenannten Newjersey-Plan, allerdings in einer reformierten Gestaltung zu, wonach im Oberhause (Senate) alle Staaten, gleichviel, ob groß oder klein, arm oder reich, durch je zwei Delegierte vertreten sein sollten. Dafür bewilligten die Antiföderalisten die Wahl je eines Repräsentanten für 30,000 Einwohner und den individuellen Abstimmungsmodus für beide Häuser. Die Wahl der Abgeordneten auf Grund der Bevölkerungszahl führte zu einer neuen Divergenz der Ansichten. Was war als Bevölkerungszahl der Staaten anzusehen? Sollten Indianer und Neger auch zur Bemessung der von jedem Staate zu wählenden Abgeordneten mitzählen? Diese Frage riß sofort den klaffenden Spalt zwischen den Nord- und Südstaaten wieder auf und hätte der Konvention vielleicht noch weit mehr zu thun gegeben, hätte man sich nicht auch hier auf Grund eines glücklichen Präzedenzfalles zu einem Kompromiß vereinigt. Als man 1783 damit beschäftigt gewesen war, die Quoten zu berechnen, nach welchen die einzelnen Staaten für die Unkosten der gemeinsamen Angelegenheiten aufkommen sollten, hatten die Südstaaten schließlich darein willigen müssen, daß je fünf Schwarze gleich drei Weißen gerechnet wurden. Als sie nun jetzt für die Abgeordnetenwahl die Negerbevölkerung voll in Anrechnung gebracht wissen wollten, hielten ihnen natürlich die Vertreter der Nordstaaten ihre Eigensucht vor Augen; und alles, was der Süden erreichen konnte, war, daß auch hier das Dreifünftelsystem zu Grunde gelegt wurde.

Daß der künftige Kongreß souverän den Außenhandel der Vereinigten Staaten zu leiten haben sollte, war so sehr der allseitig anerkannte Anlaß für die Konvention gewesen, daß im Prinzip dieser Gesichtspunkt von Anfang an entschieden war. Allein das Anschneiden der Sklavenfrage lenkte die Aufmerksamkeit dahin, ob der Kongreß die Macht haben solle, auch den Handel mit Sklaven zu verbieten. Die abolitionistische (auf Abschaffung gerichtete) Bewegung war damals in Nordamerika sehr mächtig: mit Ausnahme von Südcarolina und Georgia waren alle Staaten gegen den Fortbestand des Sklavenhandels, und viele Abgeordnete waren Gegner der Sklaverei überhaupt. Allein bei den vielen Spaltungen der Interessengruppen in der Konvention wollte man auch diese beiden Staaten nicht einfach niederstimmen. Abermals vermittelte man dahin, daß die Südstaaten in die ihnen sehr unsympathische souveräne Gewalt des Kongresses in Handelssachen willigten, dafür aber ihnen der Fortbestand des Sklavenhandels noch für die nächsten 20 Jahre gesichert wurde.

Nachdem durch eine Reihe eingehender Anordnungen die Befugnisse des künftigen Kongresses und der Legislaturen der Einzelstaaten klar begrenzt waren, erübrigte es nur noch, die Exekutivgewalt zu gestalten. Trotz aller antimonarchischen Gesinnungen gewann doch rasch der Gedanke die Mehrzahl der Konventionsmitglieder für sich, daß man eine Person an die Spitze der ausübenden Gewalt stellen sollte. Allein die Frage, wie diese einzelne Persönlichkeit erwählt werden sollte, gab zu unendlichen Verhandlungen Anlaß, in welchen mehr als einmal das halb fertige Gebäude wieder eingeworfen wurde. Endlich einigte man sich dahin, daß der Präsident der Vereinigten Staaten für je vier Jahre, aber wieder wählbar, durch ein besonders dazu gebildetes Wahlkollegium ernannt werden sollte. Die Art der Beschickung blieb zunächst den einzelnen Staaten überlassen: die Bildung des Wahlkollegiums durch direkte Volkswahl ist erst seit 1868 allgemein geworden.

Die Konvention von Philadelphia hatte ihr ganzes Werk in dem Gefühle der Unverbindlichkeit geschaffen; das hatte ihr, besonders zu Anfang, thatsächlich über manche Schwierigkeiten hinweggeholfen. Allein wenn auch im Laufe der Verhandlungen zwei Abgeordnete von New York sich ostentativ entfernten, am Ende drei weitere Mitglieder (zwei von Virginien und einer von Massachusetts) sich weigerten, die Frucht der monatelangen Beratungen zu unterzeichnen, so war sich die Mehrheit doch vollkommen bewußt, von einer starken Strömung in der gesamten Bevölkerung des jungen Staatswesens getragen zu werden. Daß sie sich darin nicht getäuscht hatte, das zeigte die weitere Behandlung, die ihre Vorschläge erfuhren.

Am 20. September 1787 legte Washington das Werk der Konvention (s. die beigeheftete Tafel „Eingang und Beschluß der Verfassung der Vereinigten Staaten") dem Kongresse vor. Die Partei der Antiföderalisten hätte es gern hinfällig gemacht durch den Antrag, den ganzen Verfassungsentwurf im Kongreß einer erneuten Durchberatung und eventuell einer Abänderung zu unterziehen. Allein die Föderalisten hatten bei weitem die Majorität für sich, als sie beantragten, die Arbeit der Konvention solle unmittelbar und unverändert den Einzelstaaten zur Abstimmung übermittelt werden. Der erste Staat, der sich für die neue Verfassung entschied, war Delaware, wo sie am 6. Dezember einstimmig angenommen wurde. Ihm folgten Pennsylvanien und New Jersey noch im Dezember, Georgia und Connecticut im Januar, Massachusetts nach ernsten Debatten im Februar 1788. Nach der alten Verfassung war für die Annahme eine Majorität von wenigstens neun Staaten notwendig; auch da half ein Kompromiß über die Schwierigkeit hinweg. Schon Massachusetts hatte zunächst nur eine bedingte Anerkennung bewilligen wollen; ähnlich standen die Angelegenheiten in Virginia. Allein mit Recht wies Washington darauf hin, daß ein Rütteln an dem eben erst Geschaffenen gleich sei mit dessen Verneinung. Dagegen gebe die Verfassung selbst die Mittel an die Hand, wie sie zu ergänzen und weiterzubilden sei; dort sollten die Staaten, deren Wünsche nicht voll erfüllt seien, ihre Befriedigung suchen. Diese Argumente schlugen in Massachusetts durch und wurden auch von den anderen Legislaturen anerkannt. Bis zum Juni war, noch ehe Virginia sich entschlossen hatte, die Zustimmung des neunten Staates eingelaufen. Daraufhin wurde die Präsidentenwahl angeordnet, an der am 7. Januar 1789 mit Ausnahme von New York, Nordcarolina und Rhode-Island alle Staaten teilnahmen. Die 69 Wahlmänner ernannten einstimmig Washington zum ersten Präsidenten der Union.

E. Die Zeit der großen Virginier.

Es war ganz zweifellos, daß die Vereinigten Staaten keinen einzigen Bürger besaßen, in dessen Hände sie ihr Schicksal so vertrauensvoll niederlegen konnten, als in die George Washingtons. Mit dem feinsten weltmännischen Takte verband er eine über jede Probe erhabene Selbstlosigkeit und einen festen Glauben an die große Zukunft seines Vaterlandes, in dessen Dienst er bereitwillig die reichen Gaben eines hochgebildeten Verstandes und umfassender praktischer Erfahrungen stellte. Er erntete mit seiner ungesuchten Erhebung auf den Präsidentenstuhl nur die Früchte einer langen gemeinnützigen Thätigkeit.

Wie er sich während des ganzen Unabhängigkeitskampfes über den Parteien gehalten hatte, so wollte er auch als berufener Lenker des Staatswesens parteilos bleiben und die besten Kräfte des Landes zu gemeinsamem Wirken um sich vereinen. Allein er mußte bald die Erfahrung von der Undurchführbarkeit einer so hohen Auffassung machen. Die Kämpfe um die Konstitution hatten begonnen, die Grundlagen zu einer scharf ausgeprägten Parteibildung zu legen; diese übertrug

Umschrift und Übersetzung der umstehenden Urkunde.

We the people of the United States, in order to form a more perfect union, establish justice, insure domestic tranquility, provide for the common defence, promote the general welfare and secure the blessings of liberty to ourselves and our posterity, do ordain and establish this Constitution for the United States of America.

Article I.

Section 1. All legislative powers herein granted shall be vested in a Congress of the United States, which shall consist of a Senate and House of Representatives.

Section 2. [1] The House of Representatives shall be composed of membres chosen every second year by the people of the several states, and the electors in each state shall have the qualifications requisite for electors of the most numerous branch of the state legislature.

[2] No person shall be a Representative who shall not have attained to the age of twenty five years, and been seven years a citizen of the United States, and who shall not, when elected, be an inhabitant of that state in which he shall be chosen.

[3] Representatives and direct taxes shall be apportioned among the several states which may be included within this union, according to their respective numbers, which shall be determined by adding to the whole number of free persons, including those bound to service for a term of years, and excluding Indians not taxed, three fifths of all other persons. The actual enumeration shall be made within three years after the first meeting of the Congress of the United States, and within every subsequent term of ten years, in such manner as they shall by law direct. The number of Representatives shall not exceed one for every thirty thousand, but each state shall have at least one Representative; and until such enumeration shall be made, the state of New Hampshire shall be entitled to chuse three, Massachusetts eight, Rhode-Island and Providence Plantations one, Connecticut five, New York six, New Jersey four, Pennsylvania eight, Delaware one, Maryland six, Virginia ten, North Carolina five, South Carolina five, and Georgia three.

[4] When vacancies happen in the representation from any state, the executive authority thereof shall issue writs of election to fill such vacancies.

[5] The House of Representatives shall chuse their Speaker and other officers; and shall have the sole power of impeachment.

Section 3. [1] The Senate of the United States shall be composed of two Senators from each state, chosen by the legislature thereof, for six years; and each Senator shall have one vote.

[2] Immediately after they shall be assembled in consequence of the first election, the shall be divided as equally as may be into three classes. The seats of the Senators of the first class shall be vacated at the expiration of the second year,

Um eine vollkommene Union zu schließen, Gerechtigkeit und innere Ruhe zu befestigen, für die gemeinsame Verteidigung zu sorgen, die allgemeine Wohlfahrt zu fördern und uns sowie unsern Nachkommen den Segen der Freiheit zu erhalten, haben Wir, das Volk der Vereinigten Staaten von Amerika, folgende Verfassung beschlossen.

Erster Artikel.

1. Die gesamte, hierdurch verliehene, gesetzgebende Gewalt soll einem Kongresse der Vereinigten Staaten anvertraut sein, der aus einem Senat und einem Hause der Repräsentanten bestehen soll.

2. Das Haus der Repräsentanten soll aus Mitgliedern bestehen, die alle zwei Jahre von dem Volke der verschiedenen Staaten gewählt werden; und die Wählenden in jedem Staate sollen die Eigenschaften besitzen, die bei denen erforderlich sind, die den zahlreichern Teil der Legislatur jedes Staates wählen.

Niemand kann ein Repräsentant sein, wer nicht 25 Jahre alt, 7 Jahre lang ein Bürger der Vereinigten Staaten gewesen, und wenn er nicht zur Zeit der Wahl ein Einwohner des Staates ist, in dem er gewählt wird.

Die Zahl der Repräsentanten und die direkten Taxen sollen in den verschiedenen Staaten, die in diese Union eingeschlossen werden sollen, nach dem Verhältnis ihrer Volkszahl bestimmt werden. Diese soll so festgesetzt sein, daß zu der ganzen Zahl freier Personen, worunter die inbegriffen sind, die sich nur auf einige Jahre zum Dienen verpflichtet haben, wovon aber die nicht beschatzten Indier ausgeschlossen werden, drei Fünftel aller andern Personen hinzugefügt werden. Die wirkliche Zählung soll binnen 3 Jahren nach der ersten Versammlung des Kongresses der Vereinigten Staaten veranstaltet und so fort aller 10 Jahre wiederholt werden, wie es das Gesetz anordnen wird. Die Zahl der Repräsentanten soll sich so verhalten, daß nicht mehr als einer auf 30,000 gewählt werde; aber jeder Staat soll wenigstens einen Repräsentanten haben. Ehe die genannte Zählung geschehen kann, soll der Staat von New Hampshire das Recht haben, 3 zu wählen, Massachusetts 8, Rhode-Island u. Providence Plantations 1, Connecticut 5, New York 6, New Jersey 4, Pennsylvanien 8, Delaware 1, Maryland 6, Virginien 10, Nord-Carolina 5, Süd-Carolina 5 und Georgien 3.

Wenn bei der Repräsentation irgend eines Staates Vakanzen entstehen, so soll seine Executiv-Behörde eine Wahl ausschreiben, um diese Vakanzen zu besetzen.

Das Haus der Repräsentanten soll seinen Sprecher und seine übrigen Beamten wählen und nur das Recht der Anklage gegen untreue Staatsdiener haben.

3. Der Senat der Vereinigten Staaten soll aus zwei Senatoren von jedem Staate bestehen, die von dessen Legislatur auf 6 Jahre gewählt werden, und jeder Senator soll eine Stimme haben.

Sobald sie sich nach der ersten Wahl versammeln, sollen sie sobald wie möglich in drei Klassen verteilt werden. Die Stellen der Senatoren der ersten Klasse sollen nach Verlauf des zweiten Jahres vakant werden; die der zweiten Klasse nach Verlauf des vierten

We the People

of the United States, in Order to form a more perfect Union, establish Justice, insure domestic Tranquility, provide for the common defence, promote the general Welfare, and secure the Blessings of Liberty to ourselves and our Posterity, do ordain and establish this Constitution for the United States of America.

Article. I.

Section. 1. All legislative Powers herein granted shall be vested in a Congress of the United States, which shall consist of a Senate and House of Representatives.

Section. 2. The House of Representatives shall be composed of Members chosen every second Year by the People of the several States, and the Electors in each State shall have the Qualifications requisite for Electors of the most numerous Branch of the State Legislature.

No Person shall be a Representative who shall not have attained to the Age of twenty five Years, and been seven Years a Citizen of the United States, and who shall not, when elected, be an Inhabitant of that State in which he shall be chosen.

Representatives and direct Taxes shall be apportioned among the several States which may be included within this Union, according to their respective Numbers, which shall be determined by adding to the whole Number of free Persons, including those bound to Service for a Term of Years, and excluding Indians not taxed, three fifths of all other Persons. The actual Enumeration shall be made within three Years after the first Meeting of the Congress of the United States, and within every subsequent Term of ten Years, in such Manner as they shall by Law direct. The Number of Representatives shall not exceed one for every thirty Thousand, but each State shall have at least one Representative; and until such enumeration shall be made, the State of New Hampshire shall be entitled to chuse three, Massachusetts eight, Rhode Island and Providence Plantations one, Connecticut five, New York six, New Jersey four, Pennsylvania eight, Delaware one, Maryland six, Virginia ten, North Carolina five, South Carolina five, and Georgia three.

When vacancies happen in the Representation from any State, the Executive Authority thereof shall issue Writs of Election to fill such Vacancies.

The House of Representatives shall chuse their Speaker and other Officers; and shall have the sole Power of Impeachment.

Section. 3. The Senate of the United States shall be composed of two Senators from each State, chosen by the Legislature thereof, for six Years; and each Senator shall have one Vote.

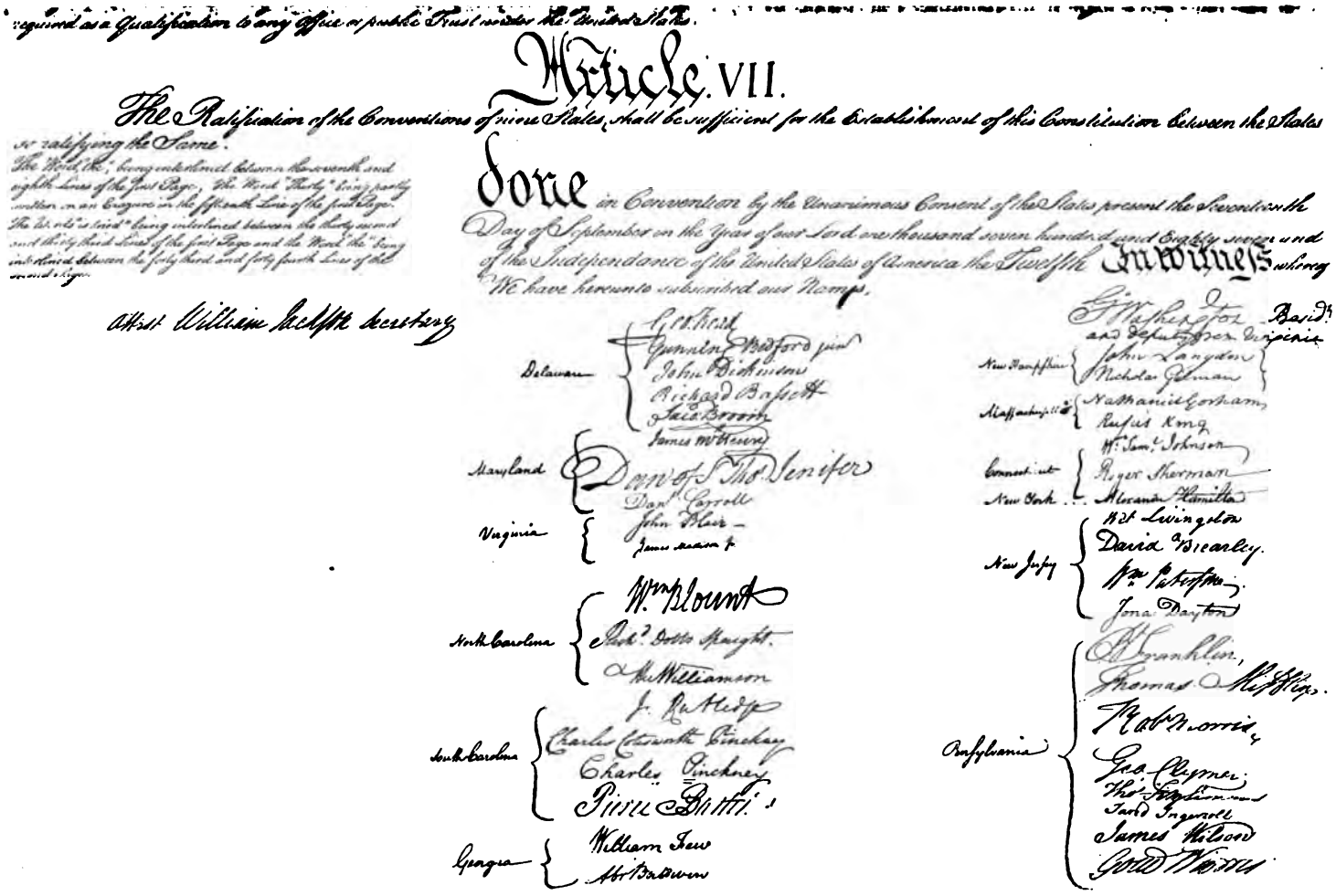
Immediately after they shall be assembled in Consequence of the first Election, they shall be divided as equally as may be into three Classes. The Seats of the Senators of the first Class shall be vacated at the Expiration of the second Year, of the second Class at the Expiration of the fourth Year, and of the third Class at the Expiration of the sixth Year, so that one third may be chosen every second Year; and if Vacancies happen by Resignation, or otherwise, during the Recess of the Legislature of any State, the Executive thereof may make temporary Appointments until the next Meeting of the Legislature, which shall then fill such Vacancies.

No Person shall be a Senator who shall not have attained to the Age of thirty Years, and been nine Years a Citizen of the United States, and who shall not, when elected, be an Inhabitant of that State for which he shall be chosen.

The Vice President of the United States shall be President of the Senate, but shall have no Vote, unless they be equally divided.

The Senate shall chuse their other Officers, and also a President pro tempore, in the Absence of the Vice President, or when he shall exercise the Office of President of the United States.

The Senators and Representatives before mentioned, and the Members of the several State Legislatures, and all executive and judicial Officers, both of the United States and of the several States, shall be bound by Oath or Affirmation to support this Constitution; but no religious Test shall ever be



Eingang und Beschluss der Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika vom 17. September 1787.
(Nach der Original-Urkunde im Bureau of Rolls and Library des Department of State zu Washington.)

of the second class at the expiration of the fourth year, and of the third class at the expiration of the sixth year, so that one third may be chosen every second year; and if vacancies happen by resignation, or otherwise, during the recess of the legislature of any state, the executive thereof may make temporary appointments until the next meeting of the legislature, which shall then fill such vacancies.

[3] No person shall be a Senator who shall not have attained to the age of thirty years, and been nine years a citizen of the United States, and who shall not, when elected, be an inhabitant of that state for which he shall be chosen.

[4] The Vice President of the United States shall be President of the Senate, but shall have no vote, unless they be equally divided.

[5] The Senate shall chuse theif other officers, and also a President pro tempore, in the absence of the Vice President, or when he shall exercise the office of President of the United States.

[Art. VI, clause 3] The Senators and Representatives before mentioned, and the members of the several state legislatures, and all executive and judicial officers, both of the United States and of the several states, shall be bound by oath or affirmation, to support this constitution; but no religious test shall ever be required as a qualification to any office or public trust under the United States.

Article VII.

The ratification of the conventions of nine states, shall be sufficient for the establishment of this Constitution between the states so ratifying the same.

Done in Convention by the unanimous consent of the states present the seventeenth day of September in the year of our Lord one thousand seven hundred and eighty seven and of the independence of the United States of America the twelfth. In witness whereof we have hereunto subscribed our names,

G[e]o[rge] Washington, Presid[en]t and Deputy from Virginia.

New Hampshire	John Langdon, Nicholas Gilman.
Massachusetts	Nathaniel Gorham, Rufus King.
Connecticut	W[illia]m Sam[ue]l Johnson, Roger Sherman.
New York:	Alexander Hamilton.
New Jersey	Wil[liam] Llvingston, David Brearley, W[illia]m Paterson, Jona[than] Dayton.
Pensylvania	B[enjamin] Franklin, Thomas Mifflin, Rob[er]t Morris, Geo[rge] Clymer, Tho[ma]s FitzSimons, Jared Ingersoll, James Wilson, Gouv[erneur] Morris.
Delaware	Geo[rge] Read, Gunning Bedford jun., John Dickinson, Richard Bassett, Jaco[b] Broom.
Maryland	James McHenry, Dan[iel] Jenifer of S[ain]tTho[ma]s, Dan[ie]l Carroll.
Virginia	John Blair, James Madison jun.
North Carolina	W[illia]m Blount, Rich[ar]d Dobbs Spaight, Hu[gh] Williamson.
South Carolina	J[ohn] Rutledge, Charles Cotesworth Pinckney, Charles Pinckney, Pierce Butler.
Georgia	William Few, Abr[aham] Baldwin.

The word „the" being interlined between the seventh and eight lines of the first page, the word „thirty" being partly written on an erazure in the fiftienth line of the first page, the words „is tried" being interlined between the thirty second and thirty third lines of the first page and the word „the" being interlined between the forty third and forty fourth lines of the second page.

attest William Jackson Secretary.

Jahres und die der dritten Klasse nach Verlauf des sechsten Jahres, so daß ein Drittel aller zwei Jahre neu gewählt werde. Wenn sich Vakanzen durch Verzicht oder auf andere Art während des Rezesses der Legislatur irgend eines Staates ereignen sollte, so soll dessen Exekutiv-Behörde die erledigte Stelle provisorisch besetzen bis zur nächsten Zusammenkunft der Legislatur, die alsdann solche Vakanzen ausfüllen soll.

Niemand kann ein Senator werden, wer nicht bereits 30 Jahre alt, 9 Jahre ein Bürger der Vereinigten Staaten gewesen und, wenn er gewählt wird, ein Einwohner des Staates ist, für den er gewählt wird.

Der Vizepräsident der Vereinigten Staaten soll Präsident des Senates sein, aber keine Stimme haben, ausgenommen bei Stimmengleichheit.

Der Senat soll seine übrigen Beamten wählen, sowie einen Präsidenten pro tempore, wenn der Vizepräsident abwesend ist oder das Amt des Präsidenten der Vereinigten Staaten versehen müßte.

[6. Art., 3. Absatz] Die oben genannten Senatoren und Repräsentanten, die Mitglieder der verschiedenen Legislaturen der Staaten und alle ausübenden und richterlichen Beamten der Vereinigten wie der einzelnen Staaten sollen durch einen Eid oder eine Bekräftigung verpflichtet werden, diese Konstitution aufrecht zu erhalten; aber kein Religionseid soll je zur Fähigkeit zu irgend einem Amte der Vereinigten Staaten gefordert werden.

Siebenter Artikel.

Die Ratifikation der Konvente von neun Staaten soll hinreichend sein, diese Konstitution in den Staaten einzuführen, die sie ratifiziert haben.

Gegeben mit einmütiger Übereinstimmung aller gegenwärtigen Staaten am 17. September im Jahre des Herrn 1787 und im zwölften der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Des zum Zeugnis haben wir hierunter unsere Namen geschrieben.

Das Wort „the", eingetragen zwischen die 7. und 8. Zeile der 1. Seite, das Wort „thirty", geschrieben teilweise auf einer Rasur in der 15. Zeile der 1. Seite, die Worte „is tried", eingetragen zwischen die 32. und 33. Zeile der 1. Seite, und das Wort „the", eingetragen zwischen die 43. und 44. Zeile der 2. Seite,

bestätigt William Jackson, Sekretär.

sich notwendigerweise auch auf die Männer, die Washington zu seinen Mitarbeitern erkoren hatte. Die dringlichste Aufgabe der neuen Regierung war die Wiederherstellung des Kredits der Vereinigten Staaten und damit ihres Ansehens nach außen wie nach innen. Für das Finanzwesen hatte Washington in Alexander Hamilton eine Kraft ersten Ranges zur Verfügung. Hamilton hatte in der Konvention schon eine große Rolle gespielt; die Annahme der Verfassung in der Legislatur von New York war wesentlich sein Werk. Aber er war in so hohem Grade Vorkämpfer für eine starke Zentralgewalt, daß ihm, nicht mit Unrecht, eine Vorliebe für die monarchische Staatsform nachgesagt wurde. Machte ihn diese Auffassung zu dem entschiedenen Haupte der föderalistischen Partei, so bot sie doch anderseits seinen Gegnern eine bequeme Handhabe der Verdächtigung; und die Schroffheit Hamiltons trug nicht wenig dazu bei, die Gegensätze zu verschärfen. Seine ersten Maßregeln, die Fundierung der Vereinigten Staatenschuld und die Übernahme der Staatenschulden durch den Bund, verfolgten ausgesprochen zentralistische Tendenzen. Sie hatten aber in den Augen seiner Gegner die besondere Schwäche, daß sie den reichen Kaufleuten der Nordstaaten zu einträglichen, wenn auch nicht sonderlich ehrenwerten Geschäften Gelegenheit boten: diese kauften große Mengen der entwerteten Staatenschuldscheine auf, um sie nach ihrer Rehabilitation mit großem Gewinn einzulösen. Als nun überdies Hamilton, um die Mittel zu diesen Finanzoperationen zu gewinnen, eine Auflage beantragte, von der er selbst zugab, daß sie gleichzeitig jedem einzelnen Bürger an der empfindlichsten Stelle, dem Geldbeutel, die Zugehörigkeit zu der Union merklich in Erinnerung bringen solle, da war er so sehr als Parteimann erkannt, daß nicht nur die Antiföderalisten ihm den Krieg erklärten, sondern im Westen sogar ein Aufstand gegen die Bundesautorität ausbrach. Für Hamilton war selbst diese Wendung nicht unwillkommen; nachdem er seinen abgeänderten Steuerentwurf im Kongreß durchgebracht hatte, wußte er Washington dahin zu vermögen, zur Unterdrückung des Aufstandes eine imponierende Truppenmacht aufzustellen, weniger, weil die schwächliche Revolte dies nötig gemacht hätte, als um auch damit die Stärke der Zentralgewalt eindringlich vor Augen zu stellen.

Nach seiner politischen Überzeugung war auch Washington Föderalist, aber nicht in dem parteilichen Sinne wie Hamilton. So konnte er denn auch den Mann gleichzeitig zu seinem Minister erwählen, der weiterhin das Haupt der Antiföderalisten wurde: Thomas Jefferson. Als dieser von dem französischen Gesandtschaftsposten heimkehrte, trug ihm Washington das Staatssekretariat an, und Jefferson erklärte sich zur Übernahme bereit. Er war damals noch ein unbeschriebenes Blatt; das bewies er dadurch, daß er zunächst Hamilton behilflich war, dessen Schuldenregulierungspläne im Kongreß durchzubringen. Aber wie jener als „Nördlicher", so fühlte sich Jefferson bereits unbewußt als „Südstaatler": Hamilton mußte seine Hilfe damit erkaufen, daß er für die Anlage der künftigen Bundeshauptstadt in südstaatlichem Gebiet, am Potomak, die Stimmen seiner Parteigenossen warb. Das eigentliche Unglück für die ganze Parteibildung lag darin, daß ihr nicht wirkliche ideale Gesichtspunkte und bestimmte Überzeugungen, sondern in der Hauptsache reine Interessenfragen zu Grunde lagen. Diese schieden den Bund stets in zwei geographisch begrenzte Lager, weil die Vorteile der handeltreibenden Nordstaaten andere waren als die des ackerbautreibenden Südens. Der Gegensatz von Föderalisten und Antiföderalisten hat eigentlich nur in den Kämpfen um die Bundesverfassung seine Berechtigung und Bedeutung besessen. Nachdem die Konstitution vollendet und praktisch eingeführt worden war, hatte die Parteibezeichnung nur noch nominelle Bedeutung; in Wirklichkeit ist stets die herrschende Partei mehr oder weniger föderalistisch gewesen, während die

Opposition die dezentralisierende Tendenz der Staatenrechtler zum bequemen Deckmantel ihrer selbstsüchtigen Zwecke machte.

Washington hatte den lebhaften Wunsch, sich nach Ablauf seiner ersten vierjährigen Präsidentschaftsperiode ins Privatleben zurückzuziehen; allein er ließ sich durch die Bitten aller Parteien doch bestimmen, die wiederum einstimmig auf ihn gefallene Wahl für weitere vier Jahre anzunehmen. Für den jungen Staat war dies entschieden ein großes Glück; denn es traten in diesen Jahren schwere Prüfungen an ihn heran, die nur durch Washingtons weitblickenden Takt glücklich überwunden wurden. Noch immer spielte die Freundschaft mit Frankreich für die Vereinigten Staaten eine große Rolle, und das um so mehr, als die dort ausbrechende Revolution der Gestaltung staatlicher Verhältnisse zustrebte, welche mit denen der Vereinigten Staaten vielfache Analogien aufwiesen. Diese Verhältnisse wurden aber kritisch, als die Abschaffung des Königtums und die Aufrichtung der Republik den französischen Staat in kriegerische Verwickelungen brachten. Wie die Südstaaten schon 1782 für das französische Bündnis eingetreten waren, so berauschten sie sich auch jetzt an den volltönenden Phrasen der französischen Republikaner und waren bereit, Schulter an Schulter mit ihnen gegen die Despoten zu kämpfen. Das hätte aber für die Vereinigten Staaten gar keinen Sinn gehabt; denn ihre wirtschaftlichen Beziehungen zu Frankreich waren höchst geringfügig, während von dem Handelsverkehre mit England fast der gesamte Wohlstand der nördlichen Staaten abhing. Deshalb proklamierte Washington die strengste Neutralität. Den französischen Republikanern freilich, deren Diplomaten jetzt mit einer ähnlichen dreisten Unverfrorenheit auftraten wie einst die Amerikaner, wollte das durchaus nicht einleuchten. Der französische Bevollmächtigte hielt sich für berechtigt, in amerikanischen Plätzen Anwerbungen vorzunehmen und Kaperschiffe auszurüsten, da er nicht nur im Süden, sondern weiterhin auch in New York mit lebhaftem Beifalle von dem Volke aufgenommen wurde. Allein Washington ließ sich von dem einmal eingeschlagenen Wege nicht abdrängen, und als der Gesandte durch sein taktloses Auftreten die Angelegenheit schließlich dahin trieb, daß es sich um die Aufrechterhaltung der Würde des amerikanischen Staates handelte, vereinigte dies auch die Masse des Volkes wieder mit ihm.

Die Stellung der Bundesregierung wäre wesentlich leichter gewesen, hätte sie nicht gleichzeitig wirklich berechtigte Klagen gegen England verfechten müssen. Noch immer hielt dieses die Posten im westlichen Unionsgebiete besetzt, da seine Schuldforderungen nicht berichtigt waren; und die Bestimmungen, durch welche es den Handel der Neutralen mit Frankreich zu unterbinden und den Handel mit dem eignen Lande für die eignen Unterthanen zu monopolisieren suchte, schädigten den Handel der Vereinigten Staaten nach den verschiedensten Richtungen. Allein eine gründliche Abhilfe war schwer, solange der Krieg zwischen Frankreich und England andauerte. Wohl gelang es Washington vorübergehend durch einen von John Jay vermittelten Vertrag, Erleichterungen zu schaffen; allein viele Beschwerden blieben noch immer unerledigt, und seine Nachfolger hatten noch lange Jahre mit diesen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Nach einer zweiten Amtsperiode hatte Washington unbedingt eine erneute Wahl abgelehnt, so daß eine neue Persönlichkeit an die Spitze berufen werden mußte. Schon dabei begann die föderalistische Partei, sich selbst das Grab zu graben. Hamilton ließ sich auf künstliche Wahlmanöver ein, um den ihm persönlich nicht genehmen John Adams von der ersten Stelle zu verdrängen. Diesen Zweck erreichte er nicht, dagegen suchte nun John Adams (1797—1801) eine Stütze gegen die eigne Partei bei den Antiföderalisten. Man trieb jetzt sehr gegen den eignen Willen in einen Krieg mit Frankreich. Das Direktorium hatte die Vereinigten Staaten

durch unwürdige Behandlung zum Abbruche der diplomatischen Beziehungen gezwungen und führte unter dem beliebten Kontrabandenvorwande bald gegen den Handel der Amerikaner einen Krieg, wie ihn England nie schlimmer geführt hatte. Da raffte sich die föderalistische Partei auf und brachte den Beschluß zur Kriegserklärung gegen Frankreich durch; aber noch ehe formell der Krieg erklärt war, benutzte Adams das erste leise Entgegenkommen Frankreichs, um sich wieder mit ihm auszusöhnen. Dadurch erlitten die Föderalisten eine um so schwerere Niederlage, als sie gleichzeitig im Innern einen ähnlich thörichten Schritt gethan hatten. Um sich der fremden Agitation im Lande zu erwehren, hatten sie ein strenges Gesetz gegen diese und gegen Beleidigungen der Regierung eingebracht und trotz lebhaften Widerspruchs durchgesetzt. Darin fand aber die antiföderalistische Partei den Gipfel der Ungesetzlichkeit. Deshalb veranstalteten die Legislaturen von Kentucky und Virginia Protestsitzungen. Dabei wurden die berühmten Beschlüsse angenommen, in denen die Staatenrechtler das Recht beanspruchten, ungesetzlichen Bestimmungen des Kongresses eventuell auch aktiven Widerstand entgegenzusetzen: Beschlüsse, die zunächst zwar ohne große Bedeutung blieben, in der Folgezeit aber die Grundlagen für die Argumentationen aller Sezessionslustigen gegeben haben.

Zunächst brachte die neue Präsidentenwahl Jefferson an die Spitze des Staates. Durch eine verfehlte Wahltaktik hatten die Antiföderalisten es dahin gebracht, daß Jefferson und der zum Vizepräsidenten ausersehene Burr eine gleiche Stimmenzahl auf sich vereinten. Der gewissenlose Burr wäre gern bereit gewesen, damit Jefferson aus dem Sattel zu heben; allein die Föderalisten, die ihm dazu ihre Hilfe liehen, erreichten nur, daß sie selbst der Mißachtung verfielen. Jefferson ging doppelt siegreich aus dem Kampfe hervor. Seine Regierung bewies wieder einmal recht deutlich, daß einer gegnerischen Regierung Opposition zu machen und selbst die Regierung zu leiten zwei sehr verschiedene Dinge sind.

Noch immer bestimmten die Beziehungen zu den kriegführenden Mächten Europas die Politik der Bundesregierung. Seit der Unabhängigkeitserklärung lebten die Vereinigten Staaten in Differenzen mit Spanien wegen der Mississippischifffahrt. Im Frieden von Paris hatte England ihnen diese freigegeben; allein da es gleichzeitig Florida an Spanien abtrat, wurde die Mündung des Stromes ausschließlich spanisch, und die Regierung in Madrid verweigerte unbedingt die Schifffahrt durch ihr Gebiet. Erst 1795 war es nach langen Unterhandlungen erreicht worden, daß New Orleans zum Freihafen für die amerikanischen Schiffe erklärt wurde. Fast unmittelbar danach hatten die Unterhandlungen begonnen, welche die Abtretung Louisianas an Frankreich und damit abermals eine Änderung an der Mississippimündung herbeiführten. Die Erwägungen, wie man der Gefahr begegnen solle, daß die Grenzlande Louisiana und Florida aus den schwachen Händen Spaniens in die Englands oder Frankreichs gelangen könnten, hatten die Bundesregierung mehrfach beschäftigt; und Jefferson verlor nicht einen Augenblick, sich mit dem neuen Besitzer Louisianas über die nachbarlichen Beziehungen ins Einvernehmen zu setzen. Dabei machte er die überraschende Entdeckung, daß der erste Konsul, Napoleon, durchaus geneigt war, sich dieses Besitzes von einem für ihn zweifelhaften Werte wieder zu entledigen. Nun bestand zwar für Jefferson kein Zweifel daran, daß die Konstitution ihn nicht berechtigte, ein neues Ländergebiet für die Union zu erwerben; ebensowenig erschien es ihm aber denkbar diese einzigartige Gelegenheit zur Ausdehnung und Sicherung der Bundesgrenzen sich entgehen zu lassen. Er billigte deshalb unbedingt das Vorgehen seines Gesandten, der um 15 Millionen Dollars das Gebiet von Frankreich erkaufte. Allerdings erhob sich eine nicht unbeträchtliche Opposition, besonders von seiten der Nordstaaten, die eine Schädigung ihres Handels von

der Eröffnung der Mississippimündung befürchteten; allein so blind waren auch Jeffersons Feinde nicht, daß sie das vorteilhafte Geschäft rückgängig zu machen ernstlich gedacht hätten.

Im Herbst 1804 wurde Jefferson wiederum auf die nächsten vier Jahre zum Präsidenten erwählt; seine zweite Amtszeit aber war mit wesentlich schwierigeren Verhältnissen ausgefüllt. Je mehr Napoleon seine wahre Natur und Größe entwickelte, desto erbitterter entbrannte in der Alten Welt der Krieg. In diesen wurden auch die Vereinigten Staaten insofern hineingezogen, als die beiden Seemächte England und Frankreich allen Verkehr der Unionsbürger mit ihren Feinden auf das Erbittertste verfolgten. Dabei mag das Verfahren Englands bei weitem unfreundlicher als das Frankreichs gewesen sein, obwohl beide Nationen die amerikanischen Schiffe fast in ihren eignen Häfen kaperten; allein die alte Hinneigung der Südstaatler zu Frankreich und Jeffersons Schwärmerei für dieses Land thaten doch wohl das Beste dazu, daß der Zorn der Bundesregierung sich in erster Linie gegen England kehrte. Von den Zeiten des Unabhängigkeitskrieges her hatte man sich noch die Vorstellung bewahrt, als wenn der Abbruch aller geschäftlichen Beziehungen eine besonders schneidige Waffe im Kampfe gegen England sei. Da darunter auf amerikanischer Seite höchstens die kommerziellen Nordstaaten zu leiden hatten, verschaffte die zur Zeit herrschende südstaatliche Partei dem Antrag auf ein mehrmonatiges Embargo unmittelbare Annahme. In Wirklichkeit litt dabei ernstlich nur der amerikanische Handel; denn England beherrschte auch die amerikanischen Gewässer fast vollständig und beschützte damit einen ungesetzlichen Verkehr, der ihm den regelmäßigen fast vollkommen ersetzte. Die immer lauter werdenden Klagen des Nordens blieben schließlich auch auf den Kongreß nicht ohne Einfluß. Jefferson selbst faßte eine baldige Beseitigung des Embargo ins Auge; er hatte aber gegen das Ende seiner Amtszeit so sehr die Macht über die Geister verloren, daß die Gegenpartei wider seinen Willen dessen sofortige Aufhebung durchsetzte.

Der Wechsel in der Präsidentschaft änderte übrigens sonst nichts, weder in den äußeren noch in den inneren Verhältnissen. Madison gehörte wie Jefferson zu den Führern der südlichen Staatenrechtler, wurde aber, wie jener, durch die Pflichten des übernommenen Amtes mehr und mehr nach der föderalistischen Seite gedrängt. Eins war allerdings unverkennbar, daß seine persönliche Gewalt über die Südpartei wesentlich geringer war als die seines Vorgängers. Bei Übernahme der Präsidentschaft hatte er die Verhältnisse zu England und Frankreich unverändert vorgefunden. Die Aufhebung des Embargo wurde von der erstgenannten Macht keineswegs mit einer ernstlichen Abstellung der berechtigten Beschwerden beantwortet; vielmehr endigten angestellte Verhandlungen damit, daß England in verletzender Weise alle Ansprüche zurückwies und alle Vergünstigungen verweigerte, solange die Vereinigten Staaten nicht eine entschiedenere Haltung gegenüber Frankreich annehmen würden. Nun verdiente zwar das letztere gewiß keine Schonung von seiten Amerikas: seine Haltung entsprach in ihrer Unfreundlichkeit durchaus der Englands. Allein in Anbetracht der durch geschickt angebrachte Phrasen immer wieder genährten „traditionellen Freundschaft" zwischen Frankreich und der Union konnte sich die Regierung am wenigsten dazu entschließen, durch einen Frontwechsel gegen Frankreich die zweifelhafte Freundschaft Englands zu erkaufen. So unterhandelte man zwar fortgesetzt mit beiden Mächten über die Abstellung ihrer den Handel der Neutralen bedrückenden Maßregeln, mußte aber dabei erdulden, daß die amerikanischen Schiffe von beiden Seiten wie feindliche behandelt wurden, ohne daß man selbst gleichartig vorzugehen gewagt hätte. Aus dieser Sackgasse wurde die Regierung schließlich von einer Seite herausgerissen, von der man es am wenigsten erwartet hatte.

Im Süden bildete sich eine neue Gruppe innerhalb der Antiföderalisten, die wesentlich schärfer die einseitige Parteipolitik zur Richtschnur nahm. Die Führer dieser Gruppe, Clay und Calhoun, berauschten sich an panamerikanischen Ideen, deren erstes Ziel die Eroberung Kanadas war. Daher drohten sie, dem Präsidenten ihre Hilfe bei der bevorstehenden Präsidentenwahl zu entziehen, wenn er nicht eine energische Politik gegen England ergreife. Madison aber setzte seinen Ehrgeiz darein, gleichfalls zwei Amtsperioden hindurch an der Spitze des Staates zu stehen wie seine Vorgänger. Diesem Wunsche brachte er seine Friedensliebe zum Opfer. Am 1. April 1812 eröffnete er den Handelskrieg abermals durch ein Embargo, das aber, da der Norden weder der Kriegspolitik geneigt, noch gewillt war, für den Süden die Kosten zu tragen, schlecht befolgt wurde und deshalb abermals ohne Wirkung blieb. Die Kriegspartei aber drängte weiter, und Madison gab nach.

Wie zum Hohn auf die amerikanischen Bestrebungen wurde gerade in dieser Zeit eine Abschaffung der Dekrete, welche den Handel der Neutralen verfolgt hatten, sowohl in England als auch in Frankreich bewilligt; allein noch ehe eine bestimmte Botschaft darüber nach Amerika gelangte, hatte die gefügige Kongreßmehrheit den Krieg gegen England beschlossen und erklärt (18. Juni 1812). Hatte schon der Unabhängigkeitskrieg trotz der damals vorwaltenden Gemeinsamkeit der Interessen in seinem militärischen Teil ein sehr klägliches Bild von der Kriegsmacht der Union enthüllt, so war dies in diesem Kriege, den der Norden von Anfang an als einen Parteikrieg seiner Gegner brandmarkte, noch bei weitem mehr der Fall. Wahrscheinlich hat sich England wirklich eine Zeitlang mit der Hoffnung getragen, die Union zu sprengen und die nördlichen Staaten zur Bildung eines gegen England freundlich gesinnten Sonderbundes zu vermögen. Diese Anklage gegen die Nordstaaten ist besonders auf Grund der Verhandlungen der Hartfordkonvention erhoben worden. Allein diese Versammlung, auf der offiziell überhaupt nur Rhode-Island, Connecticut und Massachusetts vertreten waren, that im Grunde nicht mehr, als was die Südstaaten gegen Adams in den Kentucky- und Virginiabeschlüssen (vgl. oben, S. 493) gethan hatten: sie nahm für die Einzelstaaten das Recht in Anspruch, ungerechte und verderbliche Beschlüsse der Bundesregierung nicht als verbindlich anzuerkennen, und wahrten sich das prinzipielle Recht, sich solchen eventuell mit den Waffen zu widersetzen. Diese Eventualität erachteten sie aber augenblicklich noch nicht als gegeben, und wenn sie auch aktiv am Kriege teilzunehmen sich weigerten, dachten sie doch noch nicht daran, sich in separate Verhandlungen mit England einzulassen.

Der Gang des Krieges verriet unverkennbar, wie wenig er vorbereitet und im ganzen populär war. Madison hatte den Feldzugsplan ausgegeben, sich an der Küste auf die Defensive zu beschränken, dagegen im Norden durch energische Offensive Kanada möglichst für immer in den Besitz der Vereinigten Staaten zu bringen. Allein die Mittel dazu vermochte auch er nicht zu beschaffen. Aushebung und Anwerbung, die der Kongreß beschloß, blieben ganz unendlich weit hinter dem Bedarfe zurück; selbst die Milizen entzogen sich soviel als möglich dem Dienste. Dazu kam die absolute Unfähigkeit der Generale, so daß der erste Feldzug mit den schimpflichsten Verlusten endete, die in den beiden folgenden nur unvollkommen wieder ausgeglichen werden konnten. Auch die Defensive an der Seeküste brachte traurige Zustände ans Tageslicht. Zwar im Kaperkriege zeigten sich die Schiffe und Seeleute der Nordstaaten, wie einst im Unabhängigkeitskrieg, als durchaus nicht zu verachtende Gegner; und ihrer Bravour in vielen einzelnen Zusammentreffen ist es zu danken, daß die Unionsregierung weiterhin ihr Interesse ernstlicher der Schaffung einer Bundesmarine zuwandte. Allein wo die Engländer mit Flotten,

nicht mit einzelnen Schiffen, auftraten, fanden sie fast nie ernstlichen Widerstand. Schon in den beiden ersten Kriegszügen mußten viele Küstenstädte das schwer empfinden; und im Jahre 1814 konnten die Engländer am Potomak landen, die Bundeshauptstadt besetzen und niederbrennen, ohne daß sie auch nur einmal nötig gehabt hätten, die Waffen ernstlich zu gebrauchen. Die Bundesregierung war zersprengt und hatte fast vollständig aufgehört.

Da kam der Union von Süden her unerwartete Hilfe. Schon im Unabhängigkeitskriege hatten Engländer und Amerikaner die Indianer zu ihrer Hilfe aufgeboten, aber mit sehr verschiedenem Erfolge. Den Amerikanern vergaßen die Rothäute auch da, wo sie ihnen die größten Vorteile in Aussicht stellten, nicht die schlechte Behandlung, die sie im allgemeinen von allen englischen Kolonisten zu erfahren gehabt hatten und noch erfuhren, so daß sie nur unwillige und unzuverlässige Bundesgenossen wurden. Die Engländer aber traten in Kanada das Erbe der Franzosen an und bewahrten wenigstens teilweise deren kluge Indianerpolitik. Dazu kam, daß sie noch lange nach der Unabhängigkeitserklärung die Positionen im Westen und damit die Fühlung mit den Indianern behaupteten. Schon Washington hatte gegen die Indianer mehrjährige Kriege zu führen gehabt, in denen erst nach wiederholten schweren Verlusten durch schonungslose Anwendung der Gewalt ein Erfolg erreicht wurde. Auch jetzt wieder stellten sich die Indianer bereitwillig in Massen auf die Seite der Engländer. Durch die kriegerische Beredsamkeit Tecumsehs von den nördlichen Seen bis nach Florida hineingetragen, tauchte sogar der Plan einer allgemeinen Indianererhebung auf. Im Norden führte das Projekt zu keinen besonders glücklichen Resultaten; dagegen erhoben sich in den südlichen und südwestlichen Staaten die Creeks und drohten den Amerikanern ernstlich gefährlich zu werden. Hier machte Andrew Jackson seine ersten Waffengänge. Seine rücksichtslose Raufboldnatur, aber auch seine entschiedenen militärischen Talente ließen ihn mit verhältnismäßig geringfügigen Mitteln die Gefahr beschwören, trotz der geheimen Unterstützung, welche die Indianer von Florida her erfuhren.

Diese Kämpfe lenkten auch die Aufmerksamkeit der Engländer auf die südlichen und westlichen Grenzen. In der Erkenntnis der Bedeutung, welche die Mississippimündung für die rasch nach Westen vordringenden Nordamerikaner besitzen mußte, beschlossen sie den Versuch, sich dort festzusetzen. Die Grenze der spanischen Besitzungen in Florida war seit langem ein Gegenstand des Streites zwischen Spanien und der Union. Daß New Orleans ein Bestandteil von Louisiana sei, konnten auch die Spanier nicht leugnen; im übrigen aber beanspruchten sie das Ostufer des Mississippi für sich, während die Vereinigten Staaten nach dem Besitze beider Ufer strebten und eventuell ganz West-Florida zu kaufen nicht abgeneigt waren. Diese Unsicherheit der Grenze machten sich die Engländer zu nutze; sie landeten in Pensacola und nahmen diese spanische Stadt zur Basis ihrer Angriffe. Allein sie fanden sich einem ebenbürtigen Gegner gegenüber. Jackson führte jetzt an dieser Grenze den Befehl; ihn hinderten völkerrechtliche Bedenken ebensowenig wie die Engländer. Er machte das gleichfalls spanische Mobile zu seinem Hauptquartier und griff von dort aus Pensacola so erfolgreich an, daß die Engländer es aufgaben und sich auf ihre Flotte zurückziehen mußten. Endlich gelang es Jackson, auch New Orleans, das nächste Angriffsobjekt der Engländer, so gut in Verteidigungszustand zu setzen, daß sie abermals mit blutigen Köpfen umkehren mußten (8. Januar 1815). Darnach aber verloren sie die Lust zu einem dritten Waffengange.

Noch ehe diese Erfolge bekannt werden konnten, war am 24. Dezember 1814 zu Gent der Friede geschlossen worden. Der frivole Beginn des Kampfes und sein schimpflicher Verlauf

gaben den Nordamerikanern wenig Anspruch auf günstige Friedensbedingungen. Aber die politische Konstellation Europas kam ihnen wieder einmal zu Hilfe und ließ sie ernten, wo sie nicht gesäet hatten. Unter russischer Vermittelung waren kurz nach Beginn des Krieges schon Verhandlungen eingeleitet worden; und die Besorgnis vor einer bedrohlichen Gruppierung der Allianzmächte ließ England den hochfahrenden Ton herabstimmen, mit dem es anfangs jede Annäherung abgewiesen. Der Friede kam, da Differenzpunkte eigentlich kaum vorhanden waren, rasch zu stande, und die Amerikaner konnten nach der Lage der Dinge nichts Besseres verlangen, als daß der frühere Zustand wiederhergestellt werde.

Eine unmittelbare Folge des Friedensschlusses war die Erwerbung Floridas. Es war Madison nicht mehr beschieden, diese Abrundung des Vereinigten Staatengebietes zu bewerkstelligen. Sein Nachfolger aber, James Monroe, war um so mehr dafür prädestiniert, als er von seinen diplomatischen Missionen an den europäischen Höfen alle Gesichtspunkte der Frage besser kannte als irgend ein anderer. Der Krieg hatte gezeigt, daß Spanien nicht einmal die wenigen Ortschaften zu verteidigen im stande war, von denen aus seine Beamten Florida regieren sollten; daß es auf dem Lande ohnmächtig und seine Provinz der Schlupfwinkel aller Verbrecher aus den benachbarten Staaten sei, war die beständige Klage der Nordamerikaner. Nun setzten sich auch noch auf einzelnen Küsteninseln Flibustierscharen fest, die unter dem Vorwande, für die Freiheit der spanischen Kolonien zu kämpfen, spanische wie amerikanische Fahrzeuge nach echter Seeräubermanier überfielen. Hier war die Bundesregierung gezwungen, einzuschreiten; nachdem man aber einmal in Florida Ordnung zu schaffen begonnen, war die Grenze schwer zu bestimmen, bis zu welcher man gehen durfte. Wie diese Piraten zur See, waren die Seminolen zu Lande eine beständige Plage für die benachbarten Staaten. England hatte während des Krieges sie mit Geld, Pulver und Offizieren unterstützt; hier machte der Genter Friede dem Kriege kein Ende. Schließlich betraute Monroe den Jackson mit der Unterwerfung der Seminolen; und als dieser seine Aufgabe dahin auslegte, ganz Florida zu erobern, legte ihm die Regierung keine Hindernisse in den Weg. Sie versuchte im Gegenteil, auf diplomatischem Wege seine Handlungsweise zu rechtfertigen; unter diesem Drucke fanden die seit langen Jahren schwebenden Verhandlungen mit Spanien endlich den erwünschten Abschluß. Spanien trat im Oktober 1820 gegen eine Entschädigung von fünf Millionen Dollars das Land, das ihm längst entschlüpft war und ihm längst nichts mehr genützt hatte, an die Vereinigten Staaten ab und befreite diese damit von der letzten ernstlichen Schranke, welche ihrer zukünftigen Entwicklung hätte bedenklich werden können (s. die „Karten zur Geschichte Amerikas" bei S. 525).

Die Erwerbung Floridas beseitigte für absehbare Zeiten den letzten Anlaß, durch welchen die Vereinigten Staaten in die diplomatischen Verwickelungen des Auslandes hineingezogen werden konnten. Es folgte eine lange Periode, die ihren Regenten die Muße ließ, ihre ganze Kraft in den Dienst der inneren Entwickelung des Landes zu stellen. Diese nahm einen Aufschwung, der die kühnsten Hoffnungen der Begründer des Staates übertraf. Schon im Jahre 1806 hatte Jefferson konstatieren können, daß die Einnahmen der Regierung die Ausgaben überstiegen; in diese günstigen Verhältnisse brachten auch die Verwickelungen der folgenden Zeit nur eine vorübergehende Stockung. Unter dem Einfluß einer beständig wachsenden Einwanderung nahm die Bevölkerung außerordentlich rasch zu und verbreitete sich über immer weitere Gebiete. Zu den 13 ursprünglichen Staaten waren bis zum Jahre 1818 schon neun neue Staaten getreten, und eine weitere Aufnahme von solchen stand unmittelbar bevor. Dazu erlebte der Staat unter Monroe das seltene Glück, wieder einen Präsidenten an seiner Spitze

zu sehen, der nicht Parteimann war. Monroe war als letzter der großen Virginier zwar auch als Kandidat der Antiföderalisten erwählt worden; allein die alten Parteien waren vollkommen aufgelöst, und den neuen Parteibildungen des Nordens und Südens stand Monroe thatsächlich unabhängig gegenüber. Er bewies dies nach dem Beispiele Washingtons dadurch, daß er sich in der Wahl seiner Berater nicht auf eine Partei beschränkte, sondern die fähigsten Männer der verschiedenen Gruppen zu gedeihlicher Arbeit um sich zu scharen suchte. Freilich konnte auch er nicht die gefährlichen Keime beseitigen, welche die große wirtschaftliche Verschiedenheit der Entwickelung des Nordens und des Südens in sich barg; aber es war ein großer Gewinn für das Land, daß wieder einmal eine gleichmäßige Förderung seiner allgemeinen Interessen ernstlich versucht wurde.

8. Die Unabhängigkeitskämpfe des Südens.

Einer der gewichtigsten Gründe, weshalb sich Spanien dem energischen Vorgehen Frankreichs zu gunsten der um ihre Unabhängigkeit ringenden nordamerikanischen Provinzen nicht anschließen konnte, war die Rücksicht auf seine eignen Kolonien. Gerade weil man unter der Regierung Karls III. die hermetische Absperrung der Kolonien gegen das Ausland nicht in gleicher Schroffheit aufrecht erhalten wollte, fürchtete man doppelt den Einfluß, welchen das Schauspiel auf die Kolonien haben mußte, daß Spanien den Unterthanen eines anderen Staates behilflich war, sich mit Gewalt der Einführung von Institutionen zu erwehren, die es in seinen eignen Kolonien von jeher besessen hatte und ganz zu beseitigen keineswegs gewillt war. Es ging deshalb auch im Bunde mit Frankreich nicht weiter, als den Krieg in der Heimat und in den Antillen gegen England zu eröffnen, während es sich noch lange gegen die Vereinigten Staaten höchst spröde verhielt. Spanien hatte sich längst davon überzeugt, daß es die Antilleninseln dem fremden Einflusse nicht entziehen könne, und hatte sie gewissermaßen preisgegeben. Im Verhältnis zu seinem weiten festländischen Kolonialreiche waren die Inseln von geringer Bedeutung, und sie verloren ihren Wert von Jahr zu Jahr immer mehr. Ein großer Teil war ja überhaupt schon der spanischen Herrschaft entglitten; auch der den Spaniern verbliebene Rest hat erst dann wieder eine Bedeutung für sie erlangt, als ihr festländisches Kolonialgebiet ihnen verloren gegangen war. Zu den früheren Verlusten kam im Jahre 1795 auch noch der von Santo Domingo. Während in der französischen Westhälfte (s. die Karte bei S. 525) durch die beständig wechselnden Maßregeln der revolutionären Regierungen schließlich der Krieg aller gegen alle entfesselt worden war, hatte Spanien es nicht verschmäht, durch ein Bündnis mit den aufständischen Schwarzen die Rückgewinnung dieses Teiles der Insel anzubahnen. Zur Strafe dafür mußte es, als es mit der wiederhergestellten Regierung der Republik 1795 Frieden schloß, auch die Osthälfte an Frankreich abtreten. Bei der geringen Wertschätzung, in der man die Antillen hielt, wurde der Regierung das Opfer nicht allzu schwer; die Insel wurde an Frankreich übergeben. Nur die Gebeine des Entdeckers der Neuen Welt, die bis dahin im Dome der Hauptstadt Santo Domingo geruht hatten, überließ Spanien keinem fremden Volke: sie wurden feierlich ausgegraben und an Bord der Fregatte Descubridor gebracht, der sie nach Habana führte. In der dortigen Kathedrale haben sie bis zum Jahr 1898 unter der spanischen Flagge eine Ruhestätte gefunden (vgl. oben, S. 363).

Der mit dem Opfer von Santo Domingo erkaufte Friede mit Frankreich sollte aber dem Kolonialbesitze Spaniens noch weit verhängnisvoller werden. Es nahm damit die

franzosenfreundliche Politik wieder auf, wie sie der Bourbonische Familienvertrag von 1761 zur Überlieferung gemacht hatte, und ließ sich, als ganz Europa gegen die mächtig aufstrebende Macht Napoleons zusammentrat, sogar verleiten, sich mit ihm zu verbünden. Die unmittelbare Folge davon war die Vernichtung der spanischen Flotte in der Schlacht von Trafalgar (21. Oktober 1805). Ihr folgte ein englischer Angriff auf die spanischen Kolonien in Amerika unmittelbar nach.

Die Engländer waren durch die Mitteilungen des Generals Miranda, eines Neugranadiners, der in den Dienst der französischen Revolutionsarmee getreten, nachmals aber verbannt worden war, zu der irrigen Annahme verleitet worden, daß die spanischen Kolonien nichts dringender herbeisehnten als eine Gelegenheit, das Joch des Mutterlandes abzuschütteln und sich als unabhängige Staaten zu konstituieren. Es läßt sich nicht leugnen, daß unter dem Einflusse des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges und der französischen Revolution einzelne Hitzköpfe aus den größeren Städten der spanischen Kolonien sich zu einer politisch vollkommen unreifen Freiheitsschwärmerei hatten fortreißen lassen, die sie zu Gesinnungsgenossen Mirandas machte. Allein wie durchaus es in den Massen der spanisch-amerikanischen Bevölkerung an jeglichem Verständnis für derartige Pläne fehlte, das mußten die Engländer zu ihrem eignen Schaden erfahren, als sie auf Mirandas Vorschläge eingingen und das Feuer des Aufruhrs nach dem spanischen Amerika zu tragen versuchten.

Von allen spanischen Küstenplätzen war keiner für ein solches Unternehmen geeigneter als Buenos Aires. Die La-Plata-Mündung war von jeher der Schauplatz eines ausgebreiteten ungesetzlichen Verkehrs gewesen, der erst dadurch etwas hatte eingedämmt werden können, daß man zu gunsten dieses Hafens die strenge alte Handelspolitik durchbrach. So war Buenos Aires als Mittelpunkt der Partei des kommerziellen Umschwungs rasch emporgeblüht und barg vielleicht mehr aufgeklärte Geister in seinen Mauern, als irgend ein anderer Platz. Kein Hafen hatte mehr als dieser sich die Erlaubnis zum freien Verkehre mit allen Nationen zu nutze gemacht, die Spanien in Anbetracht der dauernden Unsicherheit der Meere 1797 seinen Kolonien zeitweise gegeben hatte. Aber trotz dieser überaus günstigen Lage fanden die Engländer durchaus keine Bestätigung für die Zusagen Mirandas. Nach der Eroberung des Kaps der Guten Hoffnung (1805) wurde von dort eine Flottenabteilung mit 1600 Mann unter dem Kommando des Generals Beresford zu einem Handstreiche gegen Buenos Aires abgeordnet. Der spanische Gouverneur hatte schon seit dem Vorjahr einen englischen Angriff befürchtet, aber nicht Buenos Aires, sondern Montevideo für dessen Ziel gehalten und deshalb dort seine geringen Verteidigungsmittel zusammengezogen. So kam es, daß nicht nur er, sondern die gesamte Einwohnerschaft zunächst den Kopf verlor, als Beresford ein paar Meilen südlich von Buenos Aires landete, bereits am folgenden Tag in die Vorstädte und am dritten in die Hauptstadt selbst einrückte. Aber von einer Begeisterung für die englische Herrschaft, die er ohne weiteres proklamierte, war nicht das geringste zu spüren, sondern es regte sich im Gegenteile vom ersten Augenblick an der Geist der entschiedensten Feindseligkeit. Während die Stadt sich scheinbar widerstandslos den neuen Herren unterwarf, sammelten sich in den Vorstädten und auf den benachbarten Haciendas insgeheim Scharen entschlossener Patrioten. Und als es unter dem Schutz eines dichten Morgennebels dem Kapitän Jacques de Liniers gelang, eine kleine Truppenabteilung von Montevideo über den Strom herüberzuführen, bildete diese den Kern der Sturmhaufen, die in raschem Anlaufe die Engländer aus den Straßen der Stadt nach dem Marktplatze zurückwarfen, sie zwangen, in der Festung Zuflucht zu suchen, und deren

Kapitulation herbeiführten. So ward durch einen Handstreich Buenos Aires zurückerobert, wie es durch einen Handstreich verloren gegangen war.

Freilich war damit nur ein kleiner Teil der englischen Abteilung vernichtet; und die Nachricht von Beresfords anfänglichen Erfolgen hatte zur Wirkung, daß rasch nacheinander beträchtliche Verstärkungen auf dem La Plata eintrafen. Die Engländer wandten sich jetzt, um für weitere Unternehmungen einen festen Stützpunkt zu gewinnen, gegen Montevideo, das trotz einer heldenmütigen Verteidigung den an Zahl und an Kampfesmitteln überlegenen Engländern nicht standhalten konnte. Nachdem das ganze Ostufer in ihre Gewalt gefallen war, glaubten sie auch Buenos Aires den Patrioten wieder entreißen zu können. Im freien Felde konnten die Patrioten, die den Retter der Stadt, Liniers, zum Generalkapitän gemacht hatten, den Engländern unter General Whitelock freilich nicht standhalten; als diese aber in drei Abteilungen einen konzentrischen Angriff durch die Straßen gegen Markt und Festung unternahmen, wurden sie in einem zweitägigen Kampfe so völlig überwunden, daß sie in der Kapitulation sogar dareinwilligen mußten, auch das Ostufer mit Montevideo zu räumen. Vergeblich machten die gefangenen englischen Offiziere wenigstens den Versuch, unter den Kolonisten den Unabhängigkeitsgeist wachzurufen; selbst ein so eifriger Patriot, wie Belgrano, hatte für solche Einflüsterungen keine andere Antwort, als: Entweder unsern alten König, oder keinen!

Die Geschichte der südamerikanischen Revolution wird meist unter falschen Gesichtspunkten geschildert. Das gleichzeitige Auftreten revolutionärer Bewegungen in fast allen spanischen Kolonien in den Jahren 1809 und 1810 wird gewöhnlich so gedeutet, als sei der ganze südamerikanische Kontinent für die Freiheit reif gewesen, als habe die Sehnsucht nach Unabhängigkeit überall die Geister beherrscht und sei nun mit einem Mal über das ganze Gebiet hin zu mächtigem Ausdrucke gekommen. Thatsächlich hat im Anfange des 19. Jahrhunderts trotz des nordamerikanischen Kolonialkrieges, trotz der französischen Revolution der Gedanke an ein unabhängiges Südamerika nur in den Köpfen einiger wenigen Männer bestanden, die sich, in den Mittelpunkten der internationalen Berührungen aufgewachsen, auf ihren Reisen im Auslande für die modernen Ideen begeistert hatten, ohne für deren Voraussetzungen ein volles Verständnis zu besitzen. In jeder einzelnen der spanischen Kolonien hätten vor dem Jahre 1808 ihre Versuche, das Band der Treue zwischen den Kolonien und Spanien zu lockern, jedenfalls dieselben Erfolge gehabt wie der Angriff der Engländer auf Buenos Aires. Das hat Miranda zweimal erfahren müssen, als er mit englischer Unterstützung an der Küste von Venezuela, seiner Heimatprovinz, landete. Das erste Mal kam er überhaupt nicht dazu, festen Fuß zu fassen; ein zweites Mal gelang es ihm, sich mit Gewalt der Stadt Coro zu bemächtigen, aber die Gleichgiltigkeit der Massen und die Feindseligkeit aller besseren Kreise nötigten ihn, schon nach kurzer Zeit den Empörungsversuch als vollkommen aussichtslos aufzugeben.

Der Umschwung, der sich im Jahre 1809 vollzog, hatte seinen Grund keineswegs in einer Meinungsänderung der spanischen Amerikaner, sondern in den Verhältnissen des Mutterlandes. Als Napoleon durch die hinterlistige Komödie von Bayonne sowohl Ferdinand VII. als auch Karl IV. zum Verzicht auf den spanischen Thron bewogen hatte, um seinem Bruder Joseph daraus eine Monarchie zu schaffen, da regte sich allerdings, wie im Mutterlande, so in allen Kolonien der Haß gegen den Erbfeind, den weder die bourbonische Thronfolge noch die Politik des Hausvertrages auszutilgen vermocht hatten. Aber die Kolonien verhielten sich ruhig und abwartend. Selbst Liniers, der, obwohl Franzose von Geburt, zum Danke für die zweimalige Rettung von Buenos Aires zum spanischen Vizekönig der Provinz gemacht worden war,

wagte es nicht, den verlockenden Anerbietungen Gehör zu schenken, welche ihm Napoleon für die Anerkennung Josephs machen ließ, weil er die Unausführbarkeit eines solchen Planes im gegebenen Augenblick einsah. Allein wenn Napoleon es vermocht hätte, die einmütige Bestätigung Josephs in Spanien und seine Anerkennung bei den übrigen Mächten Europas durchzusetzen, so hätte der Dynastiewechsel sich wahrscheinlich auch in Amerika zu Anfang des 19. Jahrhunderts ebenso glatt vollzogen wie zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Erst die politischen Ereignisse, welche der Dos de Mayo (2. Mai des Jahres 1808) in der Heimat heraufbeschwor, riefen den Geist wach, der in Spanien die utopische Verfassung von 1812 und in den Kolonien die Losreißung der gänzlich unreifen Staatengebilde vom Mutterlande zur Folge hatte.

Als Junot im November 1807 Lissabon besetzte, um Portugal in die napoleonische Politik hineinzuzwingen, da flüchtete der Hof und die Regierung auf die von dem zur See übermächtigen England beschützte Flotte, kreuzte den Ozean, erwählte Rio de Janeiro zu seiner Hauptstadt und beschenkte die Kolonie Brasilien, um sie fester mit ihrem unmittelbaren Oberhaupte zu verbinden, mit einer den Verhältnissen des Mutterlandes nachgebildeten Verfassung. Man sprach wohl in den benachbarten spanischen Kolonien viel von diesen großen Ereignissen; allein eine unmittelbare Einwirkung übten sie auf die Politik der spanischen Kolonien nicht aus. Wohl aber schlossen sich diese begeistert dem Protest an, mit welchem sich Spanien der verräterischen Handlungsweise Napoleons und der Aufzwingung König Josephs widersetzte. Ein Funke der nationalen Begeisterung, welche die Thronbesteigung Ferdinands VII. in Madrid (19. März 1808) begleitet hatte, pflanzte sich auch in die Kolonien fort; diese beschlossen, trotz der französischen Besetzung des Mutterlandes die Regierung in der bestehenden Weise für Ferdinand VII. fortzuführen.

Aber auf die Kunde von der nationalen Erhebung, auf die Siegesbotschaften von Bailen und der Einnahme von Madrid folgten bald die erschütternden Berichte von der Flucht der Regentschaft nach Sevilla, der Bildung der Generaljunta, von der Unterwerfung ganz Spaniens mit einziger Ausnahme der Isla de Leon. Und hier tauchte nun die für den Gang der kolonialen Geschichte entscheidende Frage auf: waren die Regentschaft und die Generaljunta, die das Vaterland gegen den Nationalfeind zu verteidigen sich so gänzlich unfähig erwiesen hatten, deren Autorität selbst von den wenigen Provinzen, die sich des französischen Joches noch zu erwehren vermochten, unbedingt in Abrede gestellt wurde, waren sie die Vertreter Ferdinands VII., denen die kolonialen Provinzen Treue und Gehorsam schuldeten? Diese Schuld selbst bestritten weder die Kreolen noch die Peninsularen (die eingewanderten Spanier); allein die letzteren mehr noch als die ersteren nahmen sich das Beispiel des Mutterlandes zum Vorbilde. Wie dort jeder glückliche Parteigänger in dem Stückchen Land, welches er den Franzosen entriß oder gegen ihre andrängende Flut trotz der allgemeinen Auflösung aller Autoritäten verteidigte, aus seinen Landsleuten und Anhängern eine Junta bildete und die alten Beamten als unfähig durch seine Freunde ersetzte, so rührte sich auch in den Kolonien, bei Spaniern und Kreolen, die Unzufriedenheit gegen die Vertreter des alten Regiments. Geleitet von dem Wunsche, sich auch einmal an der vollbesetzten Tafel der Macht zu erlaben, erhoben sich die Persönlichkeiten, die einen größeren Anhang hinter sich wußten, gegen die Vizekönige und Gouverneure, zwangen sie, ihre durch die Gefangenschaft ihres Fürsten erloschenen Vollmachten niederzulegen, und bildeten ihrerseits *Juntas und Regentschaften*, die sich zunächst überall als die Stellvertreter Ferdinands VII. und in vollem Umfang als die Rechtsnachfolger der spanischen Beamten betrachteten. So geschah es in Quito, so in Caracas, so in Buenos Aires, so in Mexiko.

Nun konnte es aber nicht fehlen, daß die Gouverneure mit ihrem Anhange recht bald zu der Überzeugung gelangten, daß es keineswegs immer der Wille des gesamten Volkes gewesen war, von dem sie sich hatten einschüchtern lassen. So nahmen sie den Kampf gegen die neuerrichteten Behörden auf und erreichten entweder, wie in Quito, einen vollkommenen Sieg, oder sie retteten wenigstens einen Teil ihres Amtsbereiches: der Gouverneur von Buenos Aires setzte sich in Montevideo fest. Es lag nur zu nahe, daß die Unterbrechung in der rechtlich überlieferten Macht bald zur Bestreitung jeder gesetzlichen Autorität führte. Keineswegs hatte die Bewegung immer die wirklich besten Männer des Volkes an die Spitze der Regierung gebracht. Nachdem aber durch eine tumultuarische Versammlung überhaupt einmal eine Gewalt aufgestellt worden war, hatte natürlich jede Partei, welche die Massen in ihrem Sinne zu lenken verstand, die Aussicht für sich, wenn auch nicht im ersten Ansturme, so doch im Verlaufe der weiteren Entwickelung ihr ehrgeiziges Ziel zu erreichen.

Jetzt erst hat die Revolution mehr und mehr zu einer Übermacht der Elemente geführt, die anfangs unbewußt, nach und nach aber immer folgerichtiger auf die Unabhängigkeit der Kolonien hinarbeiteten. Die Erhebungen des Jahres 1809 trugen noch durchaus das Gepräge der Loyalität; man erhob sich für Ferdinand VII., ohne recht zu wissen, wer eigentlich dessen Rechte vertrat, und mancher Gouverneur fiel, wie Liniers, nur deshalb, weil man ihn für verdächtig hielt, daß er die thatsächliche Regierung auch dann anerkennen werde, wenn es die Joseph Bonapartes wäre. Mit der Zeit aber machten sich unzweideutig nationalamerikanische Einflüsse bemerkbar. Der Gegensatz zwischen den in Amerika gebornen Kolonisten, den Kreolen, und den von Spanien herübergekommenen, denen man seit dem 16. Jahrhundert den Spitznamen chapetones gab, hatte sich um so mehr verschärft, als die Regierungen Karls III. und Karls IV. auf Grund von unbedeutenden Erhebungsversuchen der eingebornen Bevölkerung schroffer als zuvor das Prinzip befolgt hatten, die Ämter, mit denen Macht und Einfluß verbunden waren, nur in die Hände von Nationalspaniern gelangen zu lassen. Diesen Ausschluß von allen wichtigeren Ämtern empfanden die Kreolen schwerer als manche anderen bedrückenden Maßregeln des Mutterlandes. Als daher einmal die Folge der gesetzlichen Gewalten unterbrochen war, vermochten sie nicht einzusehen, warum nun nicht auch sie einmal in die einträglicheren und bedeutungsvolleren Stellungen gelangen sollten. So folgte z. B. in Buenos Aires der ersten Erschütterung der Autorität bald eine zweite mit der bestimmten Absicht, der Regierung ein nationaleres, d. h. kreolischeres Gepräge zu geben.

Dazu kam schon in diesem ersten Stadium der Revolution etwas Anderes. Nicht alle spanischen Gouvernements waren nach ethnographisch und wirtschaftlich berechtigten Gesichtspunkten abgegrenzt; besonders in den großen Kapitanien von Bogotá und Buenos Aires bestanden zwischen den einzelnen Teilen tiefbegründete Unterschiede. So sehr die plötzlich auftauchenden Gewalten für sich das Recht der Selbstbestimmung in Anspruch nahmen, so wenig waren sie geneigt, darein zu willigen, daß ihnen ihr Machtbereich auf Grund derselben Prinzipien eingeschränkt werde, von denen sie die Berechtigung ihrer Macht herleiteten. Aber es war doch nur natürlich, daß da, wo einzelne einander widerstrebende Teile durch die bisherigen Gesetze in einen Körper gezwungen worden waren, diese bei der Beseitigung der bestehenden Gewalten für das eigne Wohl Berücksichtigung verlangten. So brach in Buenos Aires, in Neugranada schon nach wenigen Jahren der Bürgerkrieg aus.

Der entsetzliche Wirrwarr, welchen die Herrschaft der Doktrinäre in den spanischen konstituierenden Cortes herbeiführte, konnte nur dazu dienen, die kolonialen Verhältnisse noch

gründlicher in Unordnung zu bringen. Durch die spanische Verfassung vom Jahre 1812 wurde auch rechtlich den Kolonien eine vollkommen veränderte Stellung zugewiesen. Wenn auch im Grunde zwischen den in Cadix zusammengedrängten und nach Parteigunst herausgegriffenen Abgeordneten für die Kolonien und den von ihnen vertretenen Bezirken fast nirgends ein ernstlicher Zusammenhang bestand, so machten doch unter der politisch und nationalökonomisch bedeutend unreiferen Bevölkerung der Kolonien die Vorstellungen von Menschenrechten unter der Herrschaft der Deklamationen der Volksredner von Cadix gefährliche Fortschritte.

Den bedenklichsten Charakter nahm die aufständische Bewegung in Mexiko an. Auch hier wurden die behördlichen Gewalten zunächst durch den Umsturz in Spanien erschüttert. Aber eine eigentlich kreolische Bewegung wurde im Keim überholt und dadurch zurückgedrängt, daß sich die von einem fanatischen Priester geführten Massen der untersten Schichten erhoben und nicht nur die spanischen Behörden, sondern in gleichem Maß alle die bedrohten, die sich nicht bedingungslos der Herrschaft des Volkes, hauptsächlich der eingebornen Indianer, unterwarfen. Gerade dadurch aber ward von vornherein jeder ernstliche Erfolg ausgeschlossen. Der Führer der fanatisierten Massen, der Geistliche Dionysio Hidalgo, konnte zwar mit einem rasch zusammengelaufenen Heere von beinahe 100,000 Mann die Städte Guanajuato, Valladolid, Guadalajara überfallen und plündern; allein er mußte trotz seiner großen Übermacht vor der von Spaniern und Kreolen einmütig verteidigten Hauptstadt unverrichteter Sache umkehren. Für sein undisziplinirtes Heer war Rückzug gleichbedeutend mit Auflösung. Er konnte zwar nach einigen empfindlichen Schlappen auf diesem Rückzuge noch einmal zahlreiche Scharen unter seine Fahnen sammeln und wieder zum Angriff übergehen; da er aber ganz außer stande war, mit seinen plündernden und mordenden Massen eine feste Gewalt an Stelle der bekämpften aufzurichten, so verfiel sein Ansehen rasch. Bei einem erneuten Rückzuge wurde er von seinen eignen Offizieren an die Spanier verraten und von diesen erschossen. Die Bewegung war zwar damit noch nicht vollständig unterdrückt. Allein keiner der Führer, die sich nach Hidalgos Tode in den verschiedenen Provinzen an die Spitze der Farbigen stellten, vermochte die Bewegung wieder so gefahrdrohend zu machen, wie sie es im ersten Anlaufe gewesen war. Sie hatte nur dazu gedient, die konservativen Mächte zu gemeinsamer Abwehr zu vereinigen, und hatte die freiheitlicheren Bestrebungen in ein so schlechtes Licht gebracht, daß auf Jahre hinaus das Vizekönigreich von Neuspanien eine Hochburg der Royalisten wurde. Sie ist ihnen später nur dadurch verloren gegangen, daß sie in blindem Vertrauen eine Verschwörung sich bilden ließen, die von der Freiheit, wie sie in den anderen Provinzen nach ernsten Kämpfen errungen worden war, nur den Namen entlehnte, in Wirklichkeit aber nur auf den Platz einer gesetzlichen Selbstherrlichkeit eine ungesetzliche stellte.

Die revolutionäre Bewegung war in den Jahren der napoleonischen Kriege nur an zwei Stellen auf dem südamerikanischen Kontinent nachhaltiger. Während Quito und Chile nach flüchtigen Erfolgen ganz in die Gewalt der Royalisten zurückfielen, gewannen in Neugranada und dem benachbarten Venezuela die Freiheitsbestrebungen eine gewisse Bedeutung und führten in den La-Plata-Staaten fast sogleich zu dauernder Selbständigkeit. Die beiden Bewegungen waren aber in ihren treibenden Kräften weit voneinander verschieden.

Die Junta der Kreolen, welche in Caracas am 19. April 1810 den Generalkapitän Emparan zur Abdankung nötigte, betrachtete sich durchaus als loyale Unterthanin Ferdinands VII. und entsendete deshalb eine Gesandtschaft, der auch der nachmalige Held der südamerikanischen Unabhängigkeitskämpfe, Bolivar, angehörte, nach England, welches damals den Anhängern

des Königs auf der Pyrenäenhalbinsel die wertvollste Unterstützung lieh, um mit dieser Macht ein gemeinsames Vorgehen gegen die Feinde des Vaterlandes zu verabreden. Die Gesandten brachten zwar von der englischen Regierung nur stark verklausulierte Versprechungen zurück; mit ihnen zusammen aber traf der General Miranda in La Guaira ein. Unter dem Einflusse dieses Veteranen der kolonialen Freiheit organisierte sich in Caracas eine republikanische Regierung, die nur theoretisch die Rechte Ferdinands VII. wahrte. Diese Regierung war allerdings eine Zeitlang Herr der Hauptstadt und der mittleren Provinzen; allein sie hatte selbst dort nicht den mindesten Rückhalt im Volke, während der Osten wie der Westen und vor allem das weite Flachland des Südens, die Llanos, ihr entschieden feindlich gegenüberstanden. Die Royalisten konnten deshalb bald zum Angriff übergehen. Dieser war so überwältigend, daß Miranda sich ganz auf die Verteidigung beschränken mußte. Mit dem Unglück riß Uneinigkeit unter den Freiheitskämpfern ein. Schließlich wurde der vergeblich zum Diktator ernannte Miranda von denselben Leuten, die sich Vorkämpfer der Freiheit nannten (auch Bolivar war in die Angelegenheit verwickelt), an die Königlichen verraten und ausgeliefert. Er ist nach Jahren im Kerker zu Cadix gestorben.

Die Anstifter dieser Heldenthat flüchteten ins Ausland, ohne indes ihren Plänen zu entsagen. Da sich die Junta von Neugranada in dieser Zeit noch unabhängig erhielt, so traten viele Venezolaner, und unter ihnen Bolivar, in ihre Dienste. Der letztere machte den Vorschlag, dem von Venezuela her gegen Neugranada drohenden Angriffe der Spanier dadurch zuvorzukommen, daß er den Krieg in diese Provinz übertrug. Der Kongreß ermächtigte ihn nach seinem Wunsche, die Grenzprovinzen Merida und Trujillo den Royalisten zu entreißen; allein nachdem ihm dies überraschend schnell gelungen war, trug er ohne Ermächtigung den Krieg wieder in das Herz des Landes, in der thörichten Meinung, daß der Besitz der Hauptstadt Caracas für den Ausgang des Kampfes entscheidend sei.

Mit diesem Schritte gewinnt der Krieg auf dem nördlichen Kriegsschauplatze seinen eigentlichen Charakter. Simon Bolivar (s. die beigeheftete Tafel „Die Helden der südamerikanischen Befreiung") ist der Typus jener Pronunciamento-Generale, welche in der Geschichte Spaniens, weit mehr aber noch in der der spanisch-amerikanischen Republiken bis in die neueste Zeit eine große Rolle gespielt haben. Man darf Bolivar wohl zugestehen, daß er nicht ganz so gewissenlos gewesen ist, wie manche seiner Nachahmer; aber das wird niemand verkennen können, daß die Idee, für welche er focht, nirgends außerhalb seiner eignen Persönlichkeit ihr Dasein hatte. Mit seiner feurigen, blumenreichen Beredsamkeit gelang es ihm vielleicht nicht selten, mit denen, die er zu überreden beabsichtigte, gleichzeitig sich selbst über den wahren Gehalt seiner Worte zu täuschen. Jedenfalls betrachtete er die Freiheit, deren Segnungen er immer wieder in den überschwenglichsten Redewendungen pries, nur als den Grundstein, auf dem er seinen eignen Ruhm aufzubauen gedachte; und er hielt sich für vollkommen berechtigt, alle die, welche von der Bolivarschen Freiheitsherrschaft nichts wissen wollten, mit der größten Rücksichtslosigkeit zu verfolgen und zu unterdrücken.

Mit Ausnahme von einem kleinen Teile der städtischen Bevölkerungen war fast das ganze Venezuela royalistisch gesinnt oder doch zum mindesten des bürgerlichen Krieges gründlich müde. So fand Bolivar bei seinem Einmarsch teils heimlichen Widerstand, teils unthätige Stumpfheit und vermochte eine Begeisterung für die idealen Güter, für die er zu kämpfen vorgab, nur da künstlich hervorzurufen, wo er durch die Gewalt der Waffen herrschte. Mit theatralischem Pompe zog er als Befreier in Caracas ein; welche Bewandtnis es aber mit der

Die Helden der südamerikanischen Befreiung.

(Simon Bolivar nach der „Correspondencia general del Libertador"; José de San Martin und Manuel Belgrano nach den Biographien Bartolomé Mitres; Antonio José de Sucre nach der Biographie von Villanueva.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Freiheit hatte, welche er den Venezolanern brachte, das zeigte sich dadurch, daß er zunächst von der Bestellung bürgerlicher Behörden vollkommen absah, dagegen sich selbst mit dem pomphaften Titel eines Libertador de la patria diktatorische Gewalt übertrug. Er täuschte aber damit kaum seine nächste Umgebung, die vorwiegend aus Leuten bestand, deren Interesse an das seinige gefesselt war. Er war selbst innerhalb der Provinz nicht der einzige, der nach diesem Rezept arbeitete. Im äußersten Osten hatte sich an den Grenzen von Guayana ein anderer Befreier, Mariño, aufgeworfen; aber anstatt sich gegen den gemeinsamen Feind, die Spanier, zu verbünden, wünschte jeder dieser Volksbeglücker nichts sehnlicher herbei als eine Niederlage seines Nebenbuhlers, um dann als Retter auftreten und sich die unbestrittene Herrschaft aneignen zu können.

Bolivar hatte, als er in Venezuela einrückte, dem Drängen der Mischlinge nachgebend, den verhängnisvollen Fehler begangen, den Spaniern den Vernichtungskrieg zu erklären. Als Spanier aber galt in diesem Falle jeder, der nicht allen Anforderungen der sogenannten Patrioten bereitwillig entsprach. Natürlich wurde diese grausame Kriegführung von den Gegnern erwidert. Aber während diese die Entschuldigung der Wiedervergeltung und das theoretische Recht gegenüber den Rebellen auf ihrer Seite hatten, schändete Bolivar durch seine Handlungsweise die Grundsätze, für die er zu kämpfen vorgab, und schädigte sich selbst insofern, als ihm bei weitem nicht die Macht zu Gebote stand, mit der seine Feinde gegen die Anhänger des neuen Systems vorgingen. Der Krieg nahm deshalb auf diesem Schauplatz einen besonders blutigen Verlauf. Mord und Plünderung, die Waffen, mit denen beide Parteien sich bekämpften, dienten hauptsächlich dazu, immer mehr die niedrigsten Leidenschaften zu entfesseln, die schlechtesten Elemente obenauf gelangen zu lassen. Bolivar war nebenbei durchaus kein hervorragender General und brachte so wenig einen Feldzugsplan wie einen Verfassungsentwurf mit sich. In Puerto Cabello, dem festesten Punkte der Küste, wehte nach wie vor die spanische Fahne; im Westen: bei Barquisimeto und am Araure, wurde mit wechselndem Glücke gefochten. Zuletzt mußte sich Bolivar sogar selbst auf Caracas zurückziehen.

Hier vollendete die Feindschaft der Llaneros sein Schicksal. Vergeblich suchte er durch einen nach Caracas berufenen Kongreß seiner Diktatorstellung eine gesetzliche Basis zu geben; vergeblich schloß er nun endlich doch mit dem Diktator der östlichen Provinzen ein Bündnis, in welchem er ihn als gleichberechtigt anerkannte: selbst ihre vereinten Kräfte konnten sich nur vorübergehend der stets sich erneuernden Reitermassen erwehren, welche der wilde Boves aus den Grassteppen des Südens zur Unterstützung der Spanier heranführte. Es war schon so weit gekommen, daß die Späher nur noch den Spaniern halfen in Voraussicht ihres baldigen Sieges. Erst ward Mariño, dann auch Bolivar selbst wiederholt geschlagen, so daß sein Rückzug in wilde Flucht ausartete. Als er die Meeresküste in Cumaná erreichte, waren die Mittel zum Widerstande so geringfügig, daß der Libertador mit den Schiffen, die den Kriegsschatz bargen, flüchtete. Und als sich die Kampfgenossen doch wieder gesammelt hatten und er zu ihnen zurückzukehren versuchte, ward er als Verräter gebrandmarkt und entging nur mit Mühe dem Schicksale, welches er selbst einst seinem Vorbilde, dem General Miranda, bereitet hatte. So endete der Feldzug von 1813 damit, daß ganz Venezuela unter die Herrschaft der Royalisten zurückfiel und diesen die Hände frei blieben, um das gleiche Geschick der in sich zerfallenen Republik von Neugranada zu bereiten, der Bolivar den größten Teil ihrer Kriegsmittel zu gunsten seines venezolaner Abenteuers entzogen hatte.

Auch im Süden des Kontinents hatte die revolutionäre Bewegung in dieser Zeit ihre Kraft eingebüßt. Die Erhebung der La-Plata-Staaten war anfänglich in einem Geiste

geleitet worden, der sich sehr vorteilhaft von dem unterschied, der die Bewegung in Venezuela charakterisiert. Das eigentliche Volk stand allerdings der Revolution dort kaum weniger teilnahmlos gegenüber als in Caracas; allein in den mittleren und oberen Gesellschaftsschichten von Buenos Aires herrschte doch ein wesentlich fortgeschrittenerer Geist als dort. Auf die Kunde von der Zertrümmerung der spanischen Herrschaft wurde auch in Buenos Aires der Vizekönig abgesetzt. Am 25. Mai 1810 erklärte eine Junta die Provinz für unabhängig von der Junta von Sevilla (s. die Karte bei S. 525), führte aber, wie die Gewalten, die sich im Laufe der Jahre aus ihr entwickelten, die Herrschaft im Namen Ferdinands VII. fort. Ja, es fehlte keineswegs an einer Partei, welche dazu bereit war, die mit einem portugiesischen Prinzen vermählte Schwester Ferdinands, die Infantin Carlota, als Regentin nach Buenos Aires zu berufen: ein Plan, der ein langes und verwickeltes Intrigenspiel in Rio de Janeiro und Montevideo zur Folge hatte, schließlich aber im Sande verlief.

Die neubegründete Regierung betrachtete es als ihre erste Aufgabe, ihre Autorität über das ganze Gebiet der La-Plata-Provinz zur Anerkennung zu bringen; allein dabei stieß sie auf ernsten Widerstand. Die Royalisten hatten Montevideo zu ihrem Hauptquartier erwählt; und das Eintreffen von Unterstützungen aus dem Mutterlande machte nicht nur diesen Platz für die beschränkten militärischen Mittel der Junta uneinnehmbar, sondern ihre Feinde behaupteten auch eine unbestrittene Überlegenheit in der Bucht und auf den in diese mündenden Flüssen. Allerdings wurde nach und nach die Herrschaft der Spanier auf die Stadt beschränkt, ihre maritimen Pläne mit Hilfe der Brasilianer und Engländer, die sich der Junta wohlwollend erwiesen, unschädlich gemacht, und als endlich ihre Schiffe durch eine neugeschaffene Flotte der Revolutionäre überwunden wurden, kapitulierte auch die Feste Montevideo. Allein in der Zwischenzeit war in der Provinz Buenos Aires die allgemeine Zersetzung zum Ausbruch gekommen, die in allen Provinzen auf die Beseitigung der gesetzlichen Gewalten folgte; und das östliche Ufer des La Plata gelangte auch jetzt nur nominell unter die Botmäßigkeit der in raschem Wechsel einander ablösenden Regierungen von Buenos Aires. In Wirklichkeit bereitete sich schon die Trennung vor, welche zu der Errichtung der Republica Oriental del Uruguay auf diesem Boden geführt hat.

Der gleiche Vorgang hatte sich schon in einem anderen Teile der alten Provinz vollzogen. Die Junta von Buenos Aires hatte im Dezember 1810 den General Belgrano (s. die Tafel bei S. 504) abgesandt, um die Anerkennung der neuen Regierung in dem Distrikt von Paraguay durchzusetzen; allein dieser Versuch hatte mit einem vollen Mißerfolge geendet. Belgrano war weit in das verlassene Land hineingelockt worden, ehe die Gegner sich ihm stellten; dann erlitt er bei Paraguary eine Schlappe, die ihn zu einem gefahrvollen Rückzuge nötigte. Erst da besann er sich auf den liberalen Gedanken, es der Provinz selbst zu überlassen, wem sie gehorchen wolle. Er schloß demgemäß zu Tacuary eine Kapitulation mit den Verteidigern von Paraguay, die ihm einen sicheren Rückzug gewährleistete. Infolge davon fanden die fortschrittlichen Ideen doch so weit in der Provinz Verbreitung, daß auch sie ihre Geschicke in die eignen Hände nahm und sich 1814 in dem Dr. José Gaspar Tomas Rodriguez da Francia ein Oberhaupt gab. Dieser hat zwar eine Gewaltherrschaft ausgeübt, wie sie rücksichtsloser und blutiger kaum auf amerikanischem Boden vorgekommen ist. Allein sie war ein aufgeklärter Despotismus. Indem er Macht und Reichtum der Geistlichkeit brach, dagegen Ackerbau und Industrie auf alle erdenkliche Weise förderte, machte er den jungen Staat unabhängig von außen. So war Paraguays Unabhängigkeit auch über seinen Tod (1840) hinaus gesichert (vgl. unten, S. 524).

Die Regierung von Buenos Aires hatte nur mit Bestrebungen zu kämpfen, die der nicht unähnlich waren, der sie selbst ihr Dasein verdankte. Wiederholt haben sie Anläufe von ebenfalls dezentralisierendem Sinn in verschiedenen anderen Teilen ihres Territoriums beschäftigt, auch dann noch, als bereits die argentinische Republik ihre thatsächliche Unabhängigkeit errungen hatte. Aber auch in dem Kampfe gegen den eigentlichen, allen Provinzen gemeinsamen Feind: gegen die spanischen Royalisten, hat Buenos Aires eine bedeutende Rolle gespielt. Am entschiedensten wurde die Autorität der Junta bestritten in dem Distrikte von Hochperu, dem heutigen Bolivien, das administrativ einen Teil der Provinz Buenos Aires bildete. Seitdem dort eine erste Erhebung im Jahre 1809 von Peru aus rasch unterdrückt worden war, beherrschte der spanisch-royalistische Einfluß diesen Teil der Provinz vollständig. Deshalb entsandte die Junta ihr erstes Heer gegen diesen gefährlichen Gegner. Infolge eines glänzenden Sieges bei Suipacha drängte ihn General Balcarce thatsächlich bis über den Desaguadero zurück, den Abfluß des Titicacasees, der hier die Grenze gegen Peru bildete. Allein dieser Erfolg konnte nicht behauptet werden. Nachdem die Spanier Verstärkungen herangezogen hatten, erfochten sie bei Huaqui einen so entscheidenden Sieg, daß sie die Patrioten aus dem ganzen Hochlande von Bolivien verdrängten und ihnen bis in die eigentlichen argentinischen Provinzen folgten. Erst hier brachte der zum General des Nordheeres ernannte Belgrano den Kampf zum Stehen, schlug bei Tucuman den spanischen Führer und zwang ihn, einige Wochen später bei Salta mit seiner ganzen Mannschaft gegen freien Abzug die Waffen niederzulegen. Alle diese Gefechte wurden nur mit verhältnismäßig kleinen Armeen ausgefochten. Daraus erklärt es sich, daß ihre Erfolge so wenig nachhaltig waren. Keine der beiden Parteien vermochte das spärlich bevölkerte Land wirklich zu beherrschen; und die Bevölkerung hatte auch hier keine eigne Meinung, sondern hing dem Sieger an. Eine Mannschaft von einigen Tausenden brachte man aber auf beiden Seiten auch nach einigen Niederlagen bald wieder auf die Beine; und dann begann der Kampf von neuem. So erklärt sich das vielfache Hin- und Herschwanken in allen den Feldzügen, welche die südamerikanischen Patrioten gegen die spanischen Royalisten geführt haben.

Auch Belgrano war nicht dauernd vom Glück begünstigt. In Bolivien vordringend, stieß er bei Huilcapuyo auf den reorganisierten Feind und ward von diesem hier und bei Ayuma so empfindlich geschlagen, daß er abermals bis Jujuy zurückgehen mußte. Seitdem konnte er längere Zeit die Initiative nicht wieder ergreifen. Wenn auch die Royalisten nicht bis in das argentinische Gebiet selbst vordrangen, so war doch am Ende des Jahres 1813 Bolivien wieder in ihren Händen. Die Sache Ferdinands VII. stand infolge der gleichzeitigen Siege in Venezuela vorzüglich, als Napoleon dem Gefangenen von Valençay die Pforten seines goldenen Gefängnisses öffnete und ihn auf den Thron seiner Väter zurückkehren ließ.

Spanien hatte in den Kriegsjahren merkwürdige Schicksale durchlebt, und die Revolutionsspielerei der Cortes von Cadix, die ein parlamentarisches Regierungssystem eingeführt hatten, war auf die Bewegungen in den Kolonien nicht ohne Einfluß geblieben. Allein das Volk war in Spanien so wenig für die Freiheit reif, wie in den Kolonien; und da der Widerstreit der Interessen im Mutterlande nicht entfernt der neuen Regierung einen solchen Rückhalt gab wie in Amerika, so brach das künstliche Verfassungsgebäude zusammen, ehe noch Ferdinand VII. seinen Fuß auf kastilischen Boden gesetzt hatte. Und er verlor keine Zeit, auf ein gleiches Ziel auch in den Kolonien hinzuarbeiten.

Eine große Expedition von 25 Kriegsschiffen und 60 Transportfahrzeugen mit mehr als 10000 Mann an Bord ging unter dem Befehle des Generals Morillo im März 1815 in See,

um die Reste der Empörung in den Kolonien zu unterdrücken. Man hatte zunächst ins Auge gefaßt, die Truppen am La Plata zu landen. Allein seit Montevideo gefallen war, fehlte es dort an einem gesicherten Landungspunkte; zudem erkannte ja Buenos Aires, wenigstens der Form nach, Ferdinand VII. noch als legitimen Herrscher an, während in Venezuela und Neugranada in der letzten Phase der Kämpfe bereits die unabhängige Republik ausgerufen worden war. Demgemäß erhielt Morillo den Befehl, die Unterwerfung der Provinzen vom Norden her zu beginnen; war er dessen sicher, so stand ihm stets durch Bolivien der Weg nach den La-Plata-Provinzen offen. Seine ersten Schritte ließen das Beste hoffen. Die Insel Margarita, stets die Zuflucht und der Schlupfwinkel für die Patrioten Venezuelas im Unglück, wurde rasch unterworfen. In ganz Venezuela gab es kaum noch eine Patriotenschar, die den Namen eines Heeres verdiente; Morillos Zug durch die Provinz war ein militärischer Spaziergang.

Zur Unterwerfung Neugranadas erwählte Morillo Cartagena als ersten Angriffspunkt. Allein hier erhielt er einen Vorgeschmack von den Schwierigkeiten, die ihm bevorstanden. Schon als er das venezolanische Heer auf die Flotte verladen und an seiner Stelle spanische Truppen zum Schutze der Provinz zurücklassen wollte, mußte er die Erfahrung machen, daß die bisher gut königlichen Llaneros scharenweise desertierten. Trotzdem war es eine überwältigende Übermacht, mit der er Cartagena zu Lande und zu Wasser einschloß. Aber die Stadt leistete einen heroischen Widerstand. Morillo wollte absichtlich Blutvergießen möglichst vermeiden und suchte deshalb die Stadt durch Hunger zu bezwingen; allein sie hielt 108 Tage die Fahne der Unabhängigkeit hoch, trotzdem daß ihr der ungeduldig gewordene spanische General weder Beschießung noch Bestürmung ersparte. Selbst als der weitere Widerstand unmöglich wurde, kapitulierte die Stadt nicht, sondern die Verteidiger durchbrachen bei stürmischer See die Blockade und entkamen größtenteils nach Santo Domingo, um von dort aus nach kurzer Rast den Kampf wieder aufzunehmen. Neugranada freilich verteidigte sich nicht mit dem Mute Cartagenas. Von Quito her arbeitete ein zweites Heer den Spaniern unter Morillo entgegen; als er gegen Santa Fé heranzog, gab es auch in dieser Provinz kein Patriotenheer mehr. Allein selbst Morillo empfand, daß der Boden zitterte, auf den er seinen Siegerfuß setzte. Darum wohl gab er sein anfängliches System der Milde auf und begann mit den Rebellen strenges Gericht zu halten. Befestigen aber konnte er auch mit Hunderten von Opfern die spanische Herrschaft nicht mehr.

Wo die spanischen Waffen nicht hinreichten, flammte der Aufstand wieder empor. Die Insel Margarita war die erste, welche das ungewohnte Joch wieder abschüttelte; und in den Llanos des Casanare antwortete zum erstenmal ein Heer von Steppenreitern unter dem Mestizen Paez auf den Freiheitsruf und erfocht am Apure einen ersten Sieg über die Königlichen. Aber die wilden Steppenkrieger schonten das Leben ihrer Gefangenen und bewirkten damit, daß die meisten zu ihnen übertraten. Endlich regte es sich auch wieder in Cumaná, so daß Morillo für Venezuela zu fürchten begann und sein Hauptquartier an den östlichen Fuß der Kordillere, nach Varinas, verlegte. Noch aber fehlte den einzelnen Erhebungen jeder Zusammenhang. Da landeten in Margarita die alten Führer und die Verteidiger von Cartagena, in Haiti mit Hilfe der Engländer und des Präsidenten der Negerrepublik zu neuem Kampfe gerüstet. Aber Bolivar war noch immer kein Stratege geworden. Während die streifenden Scharen der Steppenreiter die ganzen Llanos in Aufruhr setzten, während im Osten an beiden Ufern des Orinoko seine Kampfgenossen sich ein Gebiet unbedingter Sicherheit eroberten, blieb er im Zauberbanne der Hauptstadt Caracas, zu der er im Herbst 1816 mit einer unzulänglichen Schar von Ocumare aus vorzudringen suchte. Das Schimpflichste aber war, daß er auf das

falsche Gerücht einer Niederlage mit den Schiffen feige die Flucht ergriff und die Seinen nun wirklich der Vernichtung preisgab. So tief war sein Ruhm erschüttert, daß er, ein zweites Mal verbannt, nach Haiti umkehren mußte. Dennoch ward er bereits wenige Wochen später zurückgerufen: unter den Führern der zahlreichen Scharen war keiner, der eine Achtung wie er genoß, und vor allem keiner, der auch nur so weit wie er einen bestimmten politischen und militärischen Plan besessen hätte.

In dem Feldzuge von 1817 begann die Revolution im Norden festen Fuß zu gewinnen. Der Gedanke, auf dem rechten Ufer des Orinoko für die Unabhängigkeitskämpfer eine sichere Basis zu schaffen, war zwar nicht von Bolivar ausgegangen; aber er erkannte sofort die große Bedeutung dieses Planes. Während die Blockierung der den Fluß beherrschenden Plätze Angostura und Guayana Vieja auf der Landseite nur mäßige Erfolge erzielte, gelang es ihm unter Beihilfe englischer Seeleute, die Vormacht der Spanier auf dem Wasser zu brechen und diese zur Räumung beider Plätze zu zwingen. Nunmehr begrenzten der Orinoko und weiter westlich der Apure das spanische und das freie Gebiet. Morillo hatte die Zeit mit dem vergeblichen Versuche vergeudet, die Insel Margarita wieder zu unterwerfen; daß er dabei die Küste bis zur Halbinsel von Paria in seine Gewalt brachte, hatte keine große Bedeutung.

In dieser Zeit war es Bolivar nur mit Mühe gelungen, seine Autorität gegenüber den verschiedenen Abteilungsführern anerkannt zu sehen; er empfand jetzt selbst das Bedürfnis, seine Stellung auf eine gesetzlichere Grundlage zu stützen. Er schuf deshalb schon im Herbst 1817 einen Staatsrat, einen obersten Gerichtshof und ließ eine weitere politische Organisation erhoffen. Zunächst aber erklärte er seine Diktatur als eine Notwendigkeit und übte nach wie vor eine thatsächlich unumschränkte Gewalt aus. Allein im Felde ward immer noch nichts entschieden. Bolivar ging diesmal vom mittleren Apure aus zum Angriff gegen Caracas vor. Er selbst schlug Morillo bei Calabozo, und Paez eroberte gleichzeitig San Fernando, das letzte Bollwerk der Royalisten an dem beherrschenden Wasserlaufe des Apure; allein diesen Erfolgen stand eine bedenkliche Reihe mißglückter Unternehmungen gegenüber, welche die im stillen stets lebendige Opposition gegen den Diktator ermutigte. Trotzdem verstand er es noch einmal, ihr die Spitze abzubrechen. Die mißmutigen Generale gewann er durch die Art und Weise, wie er ihnen Truppen, Munition und Geld zu verschaffen wußte, um den Kampf wieder aufzunehmen; die Politiker entwaffnete er durch die Berufung eines konstituierenden Kongresses nach Angostura, der zwar eigentlich auch nur eine theatralische Farce war, aber seiner Diktatorstellung durch die einstimmig auf ihn gefallene Wahl zum Präsidenten der Republik Venezuela ein gesetzmäßiges Ansehen gab.

Mindestens von gleicher Bedeutung wie die Bestätigung durch den Kongreß war für Bolivar das Eintreffen einer größeren Anzahl von englischen und deutschen, für die Sache der Unabhängigkeit angeworbenen geschulten Soldaten. Sie bildeten den Kern, um den sich die tapferen, aber militärisch minderwertigen Elemente der amerikanischen Provinzen scharen, von dem sie ihre militärische Ausbildung erhalten konnten. Die englische Legion hat in allen späteren Feldzügen eine hervorragende Rolle gespielt und genoß das Vertrauen Bolivars in einer Weise, die wiederholt Äußerungen der Eifersucht auf seiten der südamerikanischen Patrioten hervorgerufen hat. Für den Feldzug des Jahres 1818 faßte Bolivar einen Plan, der den Gang der Ereignisse entscheiden sollte. Einst hatte er den Krieg von Neugranada in die Ebenen von Venezuela getragen, um die Freiheit des ersteren Staates in den Territorien des anderen zu erkämpfen. Jetzt entschloß er sich umgekehrt, die Freiheit seines Vaterlandes jenseit der Anden

zu suchen. Der Gedanke war ihm vielleicht unter dem Eindrucke der Siege José de San Martins (vgl. unten, S. 512) gekommen; aber wie dem auch sei, jedenfalls bewies der Erfolg die Richtigkeit seiner Berechnungen.

Noch ehe die Überflutungen der Regenperiode die Wege durch die Llanos vollkommen freigegeben hatten, zog Bolivar südlich vom Apure und durch diesen gegen einen Flankenangriff der Königlichen gedeckt nach Westen und überstieg auf dem Wege, den vor ihm die Händler der Chibchas (vgl. oben, S. 296) und die ersten Eroberer von Bogotá (vgl. oben, S. 390) gezogen waren, die Kette der Anden. Wohl erlitt er erhebliche Verluste, ehe er in Sogamoso wieder dichter besiedelte Gebiete erreichte; aber der Plan, den Feind im Mittelpunkte seiner Machtsphäre zu überraschen, war vollkommen gelungen. Jetzt hing alles davon ab, daß er entscheidende Siege erfocht, ehe die Gegner ihre Kräfte sammeln konnten. Es gelang ihm, durch rasche Märsche und Gegenmärsche die feindliche Vorhut so zu täuschen, daß er sich der Stadt Tunja bemächtigen und damit jener den direkten Rückweg zur Hauptstadt verlegen konnte. Aber die Spanier, auf ihre Überzahl vertrauend, suchten sich den Rückzug nach Santa Fé mit Gewalt zu öffnen. An der Brücke von Boyacá kam es zum entscheidenden Kampfe; dieser endete mit einer Vernichtung des königlichen Heeres. Der Vizekönig räumte die Hauptstadt und zog sich mit dem Reste der spanischen Truppen gegen Cartagena zurück, während die Patrioten Santa Fé de Bogota besetzten und die Unabhängigkeit Neugranadas wiederherstellten. Bolivar schuf hier neben seiner militärischen Diktatur wie in Venezuela eine neue Zwilgewalt, während er die Vereinigung der beiden Schwesterprovinzen in einer Republik unter dem Namen Colombia anbahnte.

Als die Kunde dieser Siege nach Angostura, der vorläufigen Hauptstadt von Venezuela, gelangte, war Bolivar gerade zum dritten Mal als fahnenflüchtig abgesetzt und als Verräter verbannt worden, weil es andere auch nach seiner Macht gelüstete. Im Glanze seiner neuen Siege konnte er aber diese Behandlung mit Verachtung strafen. Der im Schuldbewußtsein doppelt gefügige Kongreß nahm ohne Debatte die Vorschläge des „Libertador" an, wonach Venezuela, Neugranada und Quito unter dem Namen Colombia zu einer Republik (s. die Karte bei S. 525) verschmolzen wurden, an deren Spitze natürlich Bolivar stand, während in jeder der drei Provinzen ein Vizepräsident der bürgerlichen Gewalt vorstehen sollte. Den weiteren Ausbau sollte die Verfassung des neuen Staates auf einem konstituierenden Kongreß erfahren, der in Cucuta zusammentreten sollte, sobald der Verlauf des Krieges dazu Zeit lassen werde.

Das geschah bald. Die Nachrichten, welche im Sommer 1820 nach Amerika gelangten, gaben der Lage ein vollkommen verändertes Ansehen. Das Heer, welches in der Umgebung von Cadix zusammengezogen wurde, um dem General Morillo zur endgiltigen Unterwerfung der Rebellen die Mittel an die Hand zu geben, hatte revoltiert; und da es doch irgend eine Fahne zur Rechtfertigung dieser That aufpflanzen mußte, so rief es die Wiederherstellung der Verfassung von 1812 als Parole aus. Damit verloren abermals alle, die seit 1814 für die Wiederherstellung der spanischen Herrschaft gefochten hatten, die rechtliche Basis. Die unmittelbare Folge davon war ein Waffenstillstand auf allen Kriegsschauplätzen, um eine friedliche Verständigung zwischen dem Mutterland und den Kolonien anzubahnen. Allein die letzteren waren schon zu weit gegangen. Ein zu großer Teil ihrer Einwohner war mit ihren gesamten Interessen durch die Revolution kompromittiert, als daß ein Vertrag auf Grund der Verfassung möglich gewesen wäre, deren Liberalität bekanntlich da, wo die Kolonien in Frage kamen, sehr wesentlich durch das Interesse der ganzen spanischen Nation an deren fortdauernder Abhängigkeit

beeinträchtigt wurde. So dienten denn die Verhandlungen eigentlich vielmehr dazu, die Überzeugung von der absoluten Unmöglichkeit der Rückkehr zu den früheren Zuständen darzuthun. Nachdem beide Parteien die vorübergehende Waffenruhe dazu benutzt hatten, sich für die unvermeidliche Wiederaufnahme der Feindseligkeiten vorzubereiten, brach im Frühjahr 1821 der Krieg aufs neue aus.

Jetzt war die Herrschaft der Patrioten in dem Hochlande so weit befestigt, daß Bolivar mit besseren Aussichten auf Erfolg den Angriff auf Caracas und Valencia, die Mittelpunkte des wirtschaftlichen Lebens von Venezuela, unternehmen konnte, um die schon so oft mit wechselndem Ausgange gefochten worden war. Unter den gegenwärtigen Umständen aber bedeutete diese zentrale Stellung beinahe die letzte Zuflucht der Royalisten: auch der Westen Venezuelas, bis jetzt die Hochburg ihrer Herrschaft, war abgefallen; und außer den Küstenplätzen, die allerdings von Cartagena bis Cumana in den Händen der Spanier waren, beherrschten sie nur noch das Gebiet, welches ihre Waffen deckten. Bei Carabobo, wo Bolivar schon einmal gesiegt hatte, erwarteten ihn die Spanier in einer Stellung, die für unangreifbar galt. Allein die Eingebornen standen nunmehr auf seiten der Patrioten; sie führten einen Teil des Heeres auf verborgenen Pfaden in die rechte Flanke der Feinde, deren Stellung von dieser Seite her aufgerollt wurde. Der Sieg war entscheidend. Das spanische Heer mußte den mittleren Distrikt vollständig räumen und flüchtete unter die Mauern von Puerto Cabello, während Bolivar noch einmal als Triumphator in Caracas einzog, das von nun an seine Freiheit und Unabhängigkeit nicht mehr angetastet sah.

Fast gleichzeitig mit dem Siege von Carabobo war der Kongreß von Cucuta eröffnet worden. Zum ersten Male trat in den nördlichen Provinzen eine gesetzgebende Versammlung zusammen, die über eine wirkliche Macht verfügte, um ihren Beschlüssen Anerkennung zu verschaffen; und sie zeigte sich dadurch ihres hohen Berufes würdig, daß sie sich nicht bedingungslos dem Diktator unterwarf, wie dies ihre Vorgängerinnen gethan hatten. Sie unterschätzte deshalb keineswegs die unbestreitbaren Verdienste, welche sich Bolivar um die Sache der Freiheit der Republik Colombia erworben hatte, und war weit davon entfernt, die Niederlegung aller Ämter und Würden anzunehmen, die Bolivar ihr wie ihren Vorgängerinnen eingereicht hatte. Allein ebensowenig lieferte sie sich bedingungslos in dessen Hände, sondern schuf nach bestem Wissen und Gewissen eine Verfassung, in welcher sie dem Ehrgeize des Befreiers einen genügenden Spielraum ließ, ohne ihm eine Stellung über der Verfassung zu schaffen. Er wurde auch von diesem Kongreß als Präsident von Colombia bestätigt. Allein es ward gesetzlich festgelegt, daß er als solcher nicht gleichzeitig die bürgerliche Gewalt ausüben könne, während er an der Spitze des Heeres gegen den Feind zu Felde zog; vielmehr ward ihm dazu ein Vizepräsident der Gesamtrepublik zur Seite gestellt, und nur in den Provinzen, die er künftig von dem spanischen Joche befreien würde, sollte Bolivar auch weiterhin die Diktatur ausüben. Auch im übrigen wich die neue Verfassung wesentlich von dem ab, was Bolivar als Ideal vorschwebte. Sie beseitigte das Oberhaus mit seinen lebenslänglichen Mitgliedern, welches Bolivar in Angostura für Venezuela in Aussicht genommen hatte; ebensowenig machte sie die Präsidentenwürde lebenslänglich oder gar erblich, sondern beschränkte nach nordamerikanischem Vorbilde die Amtsdauer des Staatsoberhauptes auf vier Jahre. Und um für all diese Einrichtungen eine praktische Erprobung zu ermöglichen, die bis jetzt keiner Verfassung zu teil geworden war, weil jeder glückliche Parteigänger sich befugt glaubte, sie über den Haufen zu stoßen, erließ der Kongreß ein Gesetz, welches jede Änderung der Verfassung innerhalb der nächsten 10 Jahre verbot.

Bolivar unterwarf sich den Bestimmungen des Kongresses von Cucuta. Auch das Kriegsglück schien der neuen Republik hold zu sein. Nach einer 14monatigen Belagerung hatte ein Unterfeldherr Bolivars Cartagena bezwungen; der Verlust dieses Stützpunktes machte die Royalisten im Gebiete der Landenge machtlos. Chagres und Portobelo vertrieben ihre spanischen Garnisonen; und die Bezirke am Isthmus machten sich nicht nur unabhängig von den Spaniern, sondern begehrten auch, in die kolumbische Republik aufgenommen zu werden. Die letzten Trümmer des Heeres, mit dem Morillo einst das ganze Venezuela und Neugranada zu unbedingtem Gehorsam zurückgebracht zu haben schien, behaupteten nur noch Puerto Cabello und Cumaná. Die Gefahr im Norden war verschwunden.

Auf dem südlichen Kriegsschauplatze hatte im Jahre 1814 die Sache der Freiheit auf schwachen Füßen gestanden. Westlich von der Kordillere herrschte der spanische Vizekönig von Peru über alle pazifischen Provinzen vom Kap Hoorn bis an den Golf von Guayaquil und die Hochebene von Quito. Nur die Kapitanie von Buenos Aires hielt noch die Fahne der Unabhängigkeit hoch; allein auch sie hatte schon bedeutende Gebietsverluste zu verzeichnen. Während Bolivien zur Botmäßigkeit gegen die spanischen Behörden zurückgezwungen worden war, hatten sich im Norden und Osten Paraguay und Uruguay von ihr losgerissen. Die planlose Politik der leitenden Persönlichkeiten war ganz dazu angethan, dem inneren Krieg immer neue Nahrung zuzuführen; und die Spanier durften mit Recht erwarten, daß die im selbstmörderischen Bruderkampf erschöpften Provinzen ihnen einst als leichte Beute wieder zufallen würden. Die Aussichten auf einen solchen Ausgang wären um sehr vieles günstiger gewesen, wäre nicht in dieser Zeit des inneren Zerfalles ein Mann den Freiheitskämpfern zu Hilfe gekommen, der noch mehr als Bolivar nur durch seine Persönlichkeit zum Retter der bedrohten Unabhängigkeit geworden ist.

José de San Martin (s. die Tafel bei S. 504) war erst nach dem Ende der französischen Kriege, in denen er tapfer für die Spanier gefochten hatte, in seine Heimat zurückgekehrt, nicht ohne ein gutes Teil der liberalen Gedanken in sich aufgenommen zu haben, die damals die Halbinsel bewegten und in den Cortes von Cadix ihre Verkörperung fanden. Auch er war von einem regen Ehrgeize beseelt, aber nicht von der krankhaften Sucht nach den äußeren Zeichen der Macht, die Bolivar verzehrte, sondern von einem idealeren Streben, im Dienste des Vaterlandes sich auszuzeichnen und diesem eine bessere Zukunft zu sichern. San Martin war, wie fast alle die weitsichtigeren Politiker des Südens, keineswegs Republikaner in dem Sinne Bolivars. Er wie seine Gesinnungsgenossen waren überzeugt, daß bei dem damaligen Stande der kulturellen und politischen Entwickelung des spanischen Amerika eine Republik nach dem Vorbilde der nördlichen Vereinigten Staaten eine Unmöglichkeit sei. Was er an den Schwesterkolonien des Nordens und zum Teil an den Provinzen des eignen Landes an republikanischen Staatengebilden kennen gelernt hatte, flößte ihm eine tiefe Abneigung gegen das Trugbild einer Freiheit ein, die nur dazu mißbraucht wurde, die eigensüchtigen Bestrebungen einzelner Persönlichkeiten zu fördern, und wenn es nicht die Greuel des Bürgerkrieges entfesselte, selbst im besten Falle nur eine andere Tyrannei an die Stelle der spanischen setzte.

Auch in Buenos Aires fand San Martin die Strömungen mächtig, die nach seiner Ansicht dem wahren Wohle des Staates zuwiderliefen. Nachdem er eine kurze Zeit Gelegenheit gehabt hatte, dem Vaterlande teils an den Ufern des La Plata, teils in den Provinzen des bolivianischen Hochlandes wertvolle, aber doch nur bescheidene Dienste zu leisten, reifte in ihm der Gedanke, sich in den Dienst der Freiheit selbst zu stellen und für die Unabhängigkeit des ganzen spanischen Amerika, nicht nur des engeren Vaterlandes, zu kämpfen. Der Plan, den er dazu

entwarf, zeigte ihn als einen wirklichen Feldherrn. Er erkannte sofort, daß das Schicksal aller südlichen Provinzen davon abhing, den Spaniern die feste Burg des peruanischen Hochlandes zu beiden Seiten der Kordillere zu entreißen, von der aus sie jederzeit nach drei Seiten hin zu Lande und überallhin durch ihre Herrschaft auf dem Pazifischen Meere gegen die Unabhängigkeitskämpfer Ausfälle machen konnten. Wohl führte von Buenos Aires der kürzeste Weg nach Lima durch Hochperu (Bolivien). Allein dieser Weg war auch der schwierigste: er erforderte eine außerordentliche Breitenausdehnung und ließ nebenbei dem Gegner die wichtige Zufuhr von der Seeseite vollkommen frei. San Martin schlug deshalb eine veränderte Angriffsfront vor. In Chile hatte in den ersten Jahren der kolonialen Erhebung die Sache der Freiheit zahlreiche und begeisterte Anhänger gefunden. Es hatte des Aufgebotes beträchtlicher Kampfmittel bedurft, die Provinz zum Gehorsam zurückzuführen; trotz alledem wäre das den Spaniern noch nicht einmal gelungen, hätte nicht auch hier der freiheitsmörderische Geist der Pronunciamentos die Unabhängigkeitsfreunde in zwei Lager gespalten. Darum verlangte San Martin von der Regierung in Buenos Aires die Mittel, eine Kerntruppe heranzubilden und auszurüsten, um Chile zu befreien und von dort aus den Kampf gegen die Spanier in dem ganzen Süden des Kontinentes aufzunehmen.

Die inneren Streitigkeiten hatten damals die Regenten in Buenos Aires noch nicht in dem Maße verblendet, daß sie die großartigen Aussichten verkannt hätten, welche der Plan San Martins für die Sache der Freiheit eröffnete. Er wurde deshalb seinem Wunsch entsprechend mit der Verwaltung des an das nördliche Chile angrenzenden Bezirks von Mendoza betraut, damit er dort möglichst unbemerkt die Mittel zur Verwirklichung seiner Pläne sammeln und in dem ihm selbst geeignet erscheinenden Augenblicke zu deren Ausführung schreiten könne. San Martin besaß das, was fast allen anderen Vorkämpfern für die Sache der Unabhängigkeit fehlte: eine streng methodische und nach allen Richtungen hin vollendete militärische Ausbildung, einen bestimmten, in allen Einzelheiten gewissenhaft durchgearbeiteten, ebenso politisch wie militärisch einheitlichen Plan und eine von der größten persönlichen Opferwilligkeit getragene Begeisterung für die Sache, der er diente. Er verwendete reichlich zwei Jahre darauf, sich die Elemente für seinen Feldzugsplan zu schaffen, heranzubilden und das Gebiet vorzubereiten, wo er beginnen wollte. Als er aber dann das Zeichen zum Aufbruche gab, da war auch jede Einzelheit so bestimmt vorgesehen und in seine Berechnungen aufgenommen, daß er mit fast mathematischer Sicherheit Schritt für Schritt vorwärts zu gehen vermochte und seine Bemühungen von einem vollen Erfolge gekrönt sah.

Im Herbst 1816 erhielt San Martin durch die Regierung von Buenos Aires die Ermächtigung, mit seinem Heer über die Kordillere nach Chile zu ziehen und die Rückeroberung Boliviens von dort aus vorzunehmen. Die letzten Monate des Jahres herrschte eine außerordentliche Thätigkeit in dem Bezirke von Mendoza, und die Regierung leistete ihr möglichstes, um die Unternehmung auszurüsten. Am 14. Januar 1817 setzte San Martin sein Heer von 4000 Mann auserlesener Truppen aller drei Waffen mit einem Train von 10,000 Maultieren in zwei Abteilungen von Mendoza aus in Bewegung, um durch die Pässe von Putaendo und Aconcagua die Kordillere zu übersteigen. Als Vereinigungspunkt war das 337 km von Mendoza entfernte Santa Rosa de los Andes in Aussicht genommen; die größte Höhe, die überwunden werden mußte, war 3927 m. Am 8. Februar langten beide Abteilungen derartig gleichzeitig an ihren Bestimmungsorten an, daß die feindlichen Vortruppen an den Ausgängen der Pässe nicht wußten, von woher sie den eigentlichen Angriff zu erwarten hatten; ein kurzes Gefecht zwang sie zum Rückzuge. Der erste kühne Schritt des Feldzugsplanes war gelungen.

Noch aber steckte das Heer tief in den Bergen: es konnte weder sich selbst entfalten, noch auf weitere Entfernungen hin der Erhebung des Landes als Rückhalt dienen. San Martin wußte, daß schnelles Vordringen die Hälfte des Sieges bedeutete und der kürzeste Weg auf die Hauptstadt Santiago der von der Notwendigkeit gebotene war. Er gönnte den stark erschöpften Truppen deshalb nur die notwendigste Ruhe; dann brach er gegen den Feind vor, dessen Hauptmacht ihm bei Chacabuco den Weg verlegte. Ein gut ausgeführter Flankenangriff zersprengte das gegnerische Heer in wenigen Stunden. Die Panik verbreitete sich weithin. Der Gouverneur räumte mit den Resten des Heeres, den Kassen, den Beamten und zahlreichen königlich gesinnten Einwohnern die Hauptstadt; und am 14. Februar 1817 hielt das Heer der Befreier im Triumphe seinen Einzug in Santiago.

In den Wochen, die dem Siege folgten, wurde San Martins Charakter erprobt. Er war gekommen, dem Volke die Freiheit zu bringen; und der ganze Norden von Chile erhob sich wirklich für die Sache der Unabhängigkeit, sobald als die Spanier das Feld räumten. Nun sollte eine gesetzgebende Versammlung die Thatsachen rechtfertigen; es wurde ein Kongreß nach Santiago berufen. Allein diese neuen Republikaner vermochten nicht, sich vorzustellen, daß ein fremder General aus einem anderen Grunde für ihre Sache fechte, als um selbst an ihre Spitze zu treten: San Martin wurde fast einstimmig zum Präsidenten mit den Vollmachten eines Diktators erwählt. Er aber glaubte nur erst den ersten Schritt auf der Bahn seines Ruhmes gethan zu haben und lehnte unbedingt die Wahl ab. Er empfahl dagegen dem Kongreß, an seiner Statt den General O'Higgins, einen Chilenen, der unter seinem Befehle bei Chacabuco gefochten, zum Präsidenten zu machen und nahm für sich selbst nur die Würde eines Oberbefehlshabers aller Streitkräfte an.

Die bürgerliche Ordnung der Republik hatte schon zu lange das Augenmerk der Führer von der Verfolgung des Feindes abgelenkt. Die spanische Partei hatte sich von ihrem ersten Schrecken erholt, der Vizekönig von Peru Verstärkungen gesandt; und da das Meer noch vollkommen in der Gewalt der Spanier war, konnten diese unbehelligt in der Festung Talcahuano, die die Bucht von Concepcion beherrscht, an Land gesetzt werden. Die Sache der Freiheit ward unmittelbar bedroht, als ein Vorstoß gegen Talcahuano, mit ungenügenden Streitkräften versucht, mißlang und die Patrioten auf dem Rückzuge bei Talca unweit des Maule (s. die Karten bei S. 525) einem gegnerischen Angriffe vollkommen erlagen. Bis in die Hauptstadt selbst verbreitete sich Furcht und Schrecken. Diese Gefahr riß endlich San Martin aus seiner Unthätigkeit. Seine Streitkräfte, unausgesetzt in strenger Übung erhalten, waren hinsichtlich ihrer Tüchtigkeit, wenn auch nicht ihrer Zahl denen des Feindes zweifellos überlegen. Dies und San Martins Führertalent verhalfen ihnen bei Maipu nach einem langen und schweren Kampfe zu einem Siege, der so vollkommen war, daß sich sogar die südlicheren Provinzen ermannten und das spanische Joch von sich abschüttelten.

Wenn San Martin nach dem Siege von Maipu abermals längere Zeit vergehen ließ, ehe er zu einem neuen Angriff überging, so war das nicht seine Schuld. Unmittelbar nach der Schlacht eilte er über die Anden zurück, um bei den Machthabern in Buenos Aires seinen Feldzugsplan gegen Peru zur Annahme zu bringen. Es galt für die Patrioten, den Anfang zu einer Flotte zu schaffen, um den Royalisten die Vorherrschaft auf dem Stillen Ozeane streitig zu machen und sich damit die Möglichkeit zu sichern, den Angriff gegen Peru von der Seeseite her zu eröffnen. In der Theorie fanden auch jetzt die Pläne San Martins bei den Machthabern in Buenos Aires wie bei der neuen Regierung von Chile die bereitwilligste Anerkennung,

aber zu einer wirkungsvollen Förderung waren beide nicht im stande. In Buenos Aires begann gerade damals die föderalistische Zersetzung der alten Zusammenhänge. Die Regierung hatte so viel damit zu thun, für ihre eigne Sicherheit zu sorgen, die sie von innen und von außen bedroht sah oder doch bedroht wähnte, daß sie für Pläne, die weit über die Grenzen ihrer unmittelbaren Wirksamkeit hinauslagen, für den Augenblick wenigstens keine Mittel zur Verfügung stellen konnte. Das einzige, was San Martin erreichte, war die Anwerbung einiger englischen Schiffe, die von chilenischen Patrioten fast ebensosehr gegen die dort errichtete Regierung als gegen die Spanier ausgerüstet worden waren. Sie haben den Grundstock zu der Seemacht gebildet, die, von dem Engländer Cochrane mit beispielloser Kühnheit geführt, wesentlich dazu beigetragen hat, die spanische Macht auf der See zu vernichten. Aber für das Landheer vermochte San Martin in Buenos Aires so gut wie nichts zu erreichen. Er empfand dies um so schmerzlicher, als gleichzeitig auch Chile ihm erhebliche Schwierigkeiten in den Weg legte.

Daß die Truppen, welche San Martin über die Kordillere und in Chile von Sieg zu Sieg geführt hatte, in unerschütterlicher Begeisterung an ihrem Führer hingen, war fast selbstverständlich; aber auch die chilenischen Regimenter, die er vor der Schlacht von Maipu gebildet und geschult hatte, folgten ihm in blindem Gehorsam. Der Präsident O'Higgins gehörte gleichfalls zu dem Kreise der engsten Freunde des Generals. Allein die Mehrzahl der chilenischen Patrioten sah nach der Beseitigung der von den Royalisten drohenden Gefahr in der Anwesenheit des Befreiungsheeres nur eine drückende Last für den schlecht gefüllten Säckel der jungen Republik und eine beständige Gefahr für die republikanische Freiheit. Für San Martin bedeuteten diese Umstände nur einen weiteren Antrieb, für die Verwirklichung seines Feldzugsplanes gegen Lima alle Kräfte einzusetzen. Aber bei der Unmöglichkeit, im Augenblicke die Mittel dazu aufzutreiben, blieb ihm endlich nichts anderes übrig, als die Rückkehr des Befreiungsheeres über die Anden anzuordnen. Die Maßregel, die scheinbar nur wegen der Schwierigkeiten in der Verpflegung und Besoldung des Heeres vorgenommen wurde, hatte nebenbei eine große politische Bedeutung. Die Spanier in Peru sollte sie über die Front des zu erwartenden Angriffs täuschen; den Chilenen sollte sie jeden Grund zur Klage gegen die argentinischen Befreier nehmen, gleichzeitig aber ihnen auch zu Gemüte führen, wie sehr der Bestand ihres Staatswesens durch den Mangel eines wirksamen Schutzes gegen die an den Grenzen des Landes noch immer übermächtigen Royalisten bedroht wurde. Die Regenten in Buenos Aires endlich sollte die Rückkehr der Truppen auf den Boden der Republik zu der Überzeugung bringen, daß die Unterhaltung des Heeres, auch wenn es zur Unthätigkeit verdammt werde, dem Staate kaum geringere Opfer auferlegte, als die bescheidenen Forderungen, mit deren Hilfe San Martin den Kampf für die Unabhängigkeit im Feindesland auszufechten sich erbot.

Nach allen Richtungen hin erzielten diese Berechnungen teilweise Erfolg. Die neugeschaffene Flotte der Patrioten unter Admiral Cochrane machte einen waghalsigen Angriff auf die spanischen Schiffe in Callao und erbrachte damit den Beweis, daß sie zwar allein nicht im stande war, den Feind ernstlich zu schädigen, daß dieser aber doch hinlänglich beunruhigt und erschüttert war, um einem Feldzuge von der Küste her, wie San Martin ihn plante, günstige Aussichten zu eröffnen. O'Higgins und die anderen Freunde des Generals gewannen vor den chilenischen Patrioten freiere Hand, um für seine Pläne zu wirken, und konnten die Aufforderung an ihn gelangen lassen, die über die Anden zurückgezogenen Truppen wieder nach Chile zu führen, um mit der Flotte einen Angriff gegen Peru vorzubereiten. Auch auf die Argentiner blieb die militärische Politik San Martins nicht ohne Einwirkung: er erreichte eine

prinzipielle Genehmigung seiner Absichten; und in bescheidenem Umfange gingen ihm auch Unterstützungen an Geld und an Kriegsmaterial zu. Allein von derselben Seite drohte ihm auch im letzten Augenblicke noch die schwerste Gefahr. Und die Voraussicht, daß diese alle Aussichten für die Verwirklichung seines Planes rettungslos vernichten müsse, hat San Martin schließlich zu dem Wagnisse getrieben, mit mangelhafter Ausrüstung und ohne Sicherheit für die Zukunft die Brücken hinter sich abzubrechen und in das Unbekannte hinaus zu steuern.

Die Partei der Patrioten, welche die Autorität der Regierung von Buenos Aires über das ganze Gebiet der einstigen spanischen Kolonialprovinz aufrecht zu erhalten beanspruchte, hatte beinahe von Anfang an sich zur Anwendung von Gewalt genötigt gesehen. In Paraguay hatte sie ihr Ziel nicht erreicht; auf dem Ostufer des La Plata, in Uruguay, sah sie sich wenigstens zu bedenklicher Nachgiebigkeit gezwungen; selbst im Nordwesten hatten schon die siegreichen Heere neben spanischen Feinden auch republikanische Gegner bekämpfen müssen. Diese letzte Opposition nahm in einem solchen Umfange zu, daß die bestehende Regierung glaubte, nur mit der Gewalt der Waffen sich behaupten zu können. So kam es, daß San Martin, nachdem er bereits den Vormarsch gegen Peru vorbereitet hatte, plötzlich den Befehl erhielt, mit seinem Heere zum Schutze der bedrohten Regierung in das Innere des Landes abzurücken. San Martin gehörte zu den wenigen Patrioten, die sich darüber keiner Täuschung hingaben, daß der Streit um ein größeres oder geringeres Maß der bürgerlichen Freiheiten das Todesurteil der neuen Republiken sein mußte, wenn er zum Bürgerkrieg ausartete, bevor die spanische Herrschaft endgültig und vollständig von dem Boden Südamerikas verdrängt sei. Er wie seine Gesinnungsgenossen waren selbst im Innern unzweifelhaft Republikaner und durften es nach der Bildung und Klärung ihrer eignen Ansichten sein. Wenn sie trotzdem in den verschiedensten Phasen des Unabhängigkeitskampfes immer wieder auf den Versuch zurückkamen, den neugebildeten Staaten eine monarchische Regierungsform zu geben, so entsprach das nur dem weiten geistigen Horizonte dieser Männer, die aus den schmerzlichen Erfahrungen, die sie mit dem schlechten Gebrauche der blutig errungenen Freiheit an den Männern machten, für die sie kämpften, den unvermeidlichen Schluß zogen, daß selbst von den leitenden Persönlichkeiten der überwiegende Teil für eine ernstlich republikanische Verfassung absolut noch nicht reif sei. Dem Lande fromme, wenn nur erst seine Unabhängigkeit gesichert war, eine straffe Zentralgewalt auf liberaler Grundlage, ein aufgeklärter Despotismus, zunächst besser als eine zügellose Freiheit.

San Martin erklärte der Regierung deshalb unumwunden, daß selbst sein Heer, das jetzt noch in straffer Disziplin ein kräftiger Faktor im Kampfe mit dem Feinde sein könne, durch das Eingreifen in den bürgerlichen Krieg rettungslos der Demoralisierung anheimfallen und der Regierung auf die Dauer ebensowenig ein sicherer Schutz sein werde, als die Truppen und die Bevölkerung, auf welche sie sich bisher gestützt habe. Dafür trat er mit den verschiedenen Rebellenführern in direkte Verhandlungen, um sie zu vermögen, ihre Kräfte in erster Linie in den Dienst des Vaterlandes zu stellen und den Kampf um politische Meinungen zum mindesten so lange zu vertagen, bis der allen gemeinsame Feind überwunden sei. Als diese hochsinnigen Ermahnungen nur taube Ohren fanden und die Regierung, selbst schon in ihren Grundfesten wankend, ihm immer dringender den Befehl wiederholte, zu ihrer Unterstützung nach Buenos Aires zu marschieren, da entschloß er sich, ihr den Gehorsam zu kündigen. In einem Aufruf an sein Heer forderte er dieses auf, dem Bürgerkriege den Rücken zu kehren und Ruhm und Ehre im Kampfe gegen den Feind zu suchen, dem es bereits eine blühende Provinz entrissen hätte. Dieser Appell fand eine begeisterte Aufnahme. In wenigen Tagen wurde das Heer jenseit

der Kordillere versammelt, die chilenische Regierung nahm es in ihren Schutz, und in Valparaiso stieg das chilenisch-argentinische Expeditionskorps, dem der Titel Exercito libertador del Peru beigelegt wurde, auf die von Cochrane befehligte Flotte.

San Martin hoffte, daß sich die Bevölkerung von Peru ähnlich wie die von Chile für die Sache der Unabhängigkeit erheben werde, sobald das Heer der Patrioten ihr einen Rückhalt gegen die Spanier geben werde. Er hatte deshalb eine Proklamation schon vorher durch die Flotte Cochranes bei dessen letztem Streifzuge längs der Küste von Peru zu Tausenden verbreiten lassen. Als er aber in Pisco an Land ging, mußte er die Erfahrung machen, daß die Bevölkerung von Peru ähnlich gleichgültig, wenn nicht gar feindlich sich verhielt wie die venezolanische gegenüber den Proklamationen Mirandas. Dazu kam, daß unmittelbar nach seiner Landung die Nachricht eintraf: in Spanien sei das Regiment der Cortes wiederhergestellt und diese empföhlen den spanischen Gouverneuren dringend an, mit den Vorkämpfern der Unabhängigkeit in Verhandlungen einzutreten. Diese Verhandlungen, die bei den bekannten Gesinnungen San Martins viel mehr Aussicht auf Erfolg eröffneten als im Norden zwischen Morillo und Bolivar, zogen sich längere Zeit hin und waren beiden Parteien nicht unerwünscht. San Martin hoffte damit Zeit zu gewinnen, um im Volke selbst eine Bewegung zu gunsten des Befreiungsheeres klarer hervortreten zu lassen, deren Symptome anfänglich unerwartet gering waren, denn es widersprach seinen ganzen Anschauungen, dem Lande die notwendige Veränderung seines Regierungssystems aufzuzwingen. Die Royalisten aber sahen in jedem gewonnenen Tag einen Vorteil, von dem sie die Schwächung des für seine große Aufgabe unverhältnismäßig kleinen Expeditionskorps erwarteten.

Die Landung in Pisco hatte den doppelten Zweck gehabt, die Stimmung des Landes zu erkunden und ein Streifkorps hinauf in das peruanische Hochland zu entsenden. Nachdem diese Absichten erreicht waren, nahm die Flotte die Truppen wieder an Bord, um sie, näher der Hauptstadt, in Huachi wieder ans Land zu setzen. Erst da kam die Bewegung etwas mehr in Gang. Die Fühlung mit dem Feinde wurde auch im Küstenlande hergestellt und führte den Übertritt eines spanischen Regimentes herbei, in welchem sich die liberalen Tendenzen, wie sie zur Zeit in Spanien am Ruder waren, besonders stark entwickelt hatten. Auch aus dem Oberlande kamen erfreuliche Nachrichten: die Bezirke von Huaylas, Truxillo, Piura und andere erhoben sich und bildeten patriotische Streifkorps, welche die Operationen unterstützten. So sahen sich die Spanier in Lima eingeschlossen, ehe sie noch mit dem Heere San Martins in Berührung gekommen waren. Endlich entschloß sich der Vizekönig in anbetracht der unhaltbaren Stellung, welche ihm die Bedrohung von der Küste und vom Gebirge her schuf, die Hauptstadt aufzugeben, was er um so leichter konnte, als der Besitz von Lima ohne den Hafenplatz Callao, den die Königlichen nach wie vor behaupteten, weniger eine strategische als eine moralische Bedeutung besaß.

San Martin entfaltete entschieden in Peru nicht die Thätigkeit, die man von ihm erwartete; aber die Gründe dafür waren zahlreich und schwerwiegend. Er konnte sich der Überzeugung nicht verschließen, daß in den breiten Massen der Bevölkerung die Sache, für die er kämpfte, absolut kein Verständnis fand. Solange er aber im wesentlichen auf sein Expeditionskorps angewiesen war, konnte er energische Schläge gegen den vielfach überlegenen Feind nicht wagen. Für ihn bedeutete jede Niederlage die Vernichtung, während selbst ein Sieg auf dem Schlachtfelde keinen wirklichen Fortschritt ausmachte. Dazu kam, daß das ungesunde Küstenklima seine an sich gering bemessenen Kräfte wesentlich schwächte, endlich auch, daß die von spanischer Seite mit diplomatischem Geschick geführten Verhandlungen eine Zeitlang ein unblutiges Erreichen des Zieles erhoffen ließen. Nichtsdestoweniger begegnete die zuwartende

Strategie San Martins vielfachem Tadel. So kam die Räumung Limas sehr zur rechten Zeit, um seine Gegner zur Zurückhaltung zu ermahnen, wenn sie auch, wie sich bald herausstellte, politisch und strategisch nicht die bedeutsamen Folgen hatte, welche die Befreier davon erwarteten.

Diese hatten gehofft, der Fall der Hauptstadt werde auch hier die Erhebung des ganzen Landes zur Folge haben; allein darin hatten sie sich abermals getäuscht. Sie selbst konnten die Spanier nicht ernstlich verfolgen; das peruanische Volk aber ließ sie unbehelligt ihren Rückzug nach Cuzco bewerkstelligen. Hier ermöglichte der Zusammenhang mit Bolivien binnen kurzem eine vollkommene Wiederherstellung des königstreuen Heeres, so daß es sogar von neuem zum Angriff übergehen konnte. San Martin hatte es in Lima nicht gewagt, das künftige Schicksal des Landes in die Hände eines Kongresses zu legen; denn wenn ein solcher nicht vollkommen zu einem Gaukelspiel entwürdigt wurde, war man keineswegs davor sicher, daß er nicht die Hilfe der Befreier ablehnte. Er hatte sich deshalb damit begnügen müssen, ohne Sanktion des Volkes die Unabhängigkeit von Peru zu erklären und unter dem Titel eines Protektors vorläufig eine beinahe diktatorische Gewalt auszuüben. Aber auch so fand sich die neue Regierung nur schwach vom Volk unterstützt und schwebte zwischen dem weitüberlegenen Heere, welches von Cuzco her zum Angriff heranrückte, und dem Bollwerke der Königlichen in Callao in einer beständigen Gefahr. Militärisch verschlimmerte sich diese noch, als die Royalisten bei Ica einen Sieg erfochten, der Lima einen Augenblick bedrohte. Politisch diente der Vorgang als eine Art von Erlösung; denn was der Erfolg nicht vermocht hatte, das bewirkte die Not: die Bevölkerung Limas erhob sich für die Sache der Freiheit und schloß sich freiwillig dem Heere San Martins an. Die Frucht der Bewegung waren unmittelbare Siege. Callao war seit langer Zeit zu Wasser und zu Lande eingeschlossen gewesen, und der Vormarsch der Königlichen hatte besonders den Zweck verfolgt, den Platz neu zu verproviantieren. San Martin ließ das dazu bestimmte Heer bis in unmittelbare Nähe der Feste gelangen; dort aber schloß er es so von allen Seiten ein, daß es nur ein fluchtartiger Rückzug vor dem Schicksal bewahrte, in die nunmehr unvermeidliche Kapitulation von Callao verwickelt zu werden.

Trotzdem sah San Martin die Unmöglichkeit ein, mit seinen beschränkten Streitkräften die Provinz gegen die immer erneuten Einfälle der Spanier vom Hochlande her zu sichern. Da ihm von jeher der Kampf für die Unabhängigkeit als eine gemeinsame Angelegenheit aller amerikanischen Kolonien erschienen war, so nahm er auch keinen Anstand, jetzt mit Bolivar eine Verständigung über einen gemeinsamen Feldzugsplan zu suchen, von dem jedenfalls ein rascherer und sicherer Erfolg zu erhoffen war, als von den getrennten Operationen, die auf beiden Kriegsschauplätzen etwas ins Stocken gekommen waren. Die beiden Helden des Befreiungskampfes waren schon seit einiger Zeit in Fühlung zu einander getreten, aber über den Austausch von Beglückwünschungen und Ähnliches nicht hinausgekommen. Den unmittelbaren Anlaß zu einer engeren Verständigung bot der Umstand, daß sich der Hafenplatz Guayaquil, an der Grenze zwischen Peru und Quito gelegen, für die Sache der Freiheit erhoben und seine Junta ihn unter den gemeinsamen Schutz der beiden Befreier gestellt hatte. Die Patrioten von Guayaquil waren zu ihrem Vorgehen zunächst von dem Wunsche bewogen worden, damit allen Streitereien über die Zugehörigkeit ihrer Heimatstadt aus dem Wege zu gehen, die politisch zwar einen Bestandteil der Provinz Quito bildete, geographisch aber mehr zum Vizekönigreiche Peru gehörte und in ihrer Verwaltung vielfach mit diesem verbunden gewesen war. Cochranes pazifische Flotte hatte ihnen nicht wenig zur Erreichung der Unabhängigkeit genutzt; aber auch Bolivar hatte eine kleine Truppenmacht zur Behauptung ihrer Selbständigkeit geschickt. Daß

trotzdem das gemeinsame Protektorat ganz verschiedene, für die Sache der Freiheit keineswegs günstige Folgen haben sollte, das konnte zunächst noch niemand voraussehen.

Der Sieg von Boyacá (vgl. oben, S. 510) hatte für Bolivar nicht alle die Hoffnungen verwirklicht, die er daran geknüpft hatte. Quito hielt noch immer die Fahne Spaniens hoch, und dem Vordringen der Patrioten dahin setzte die fanatisch-royalistische Bevölkerung der Provinzen von Popayan und Pasto einen unüberwindlichen Widerstand entgegen. Das war der Anlaß gewesen, weswegen Bolivar gern darein willigte, eine Abteilung seines Heeres unter Antonio José de Sucre (s. die Tafel bei S. 504, Fig. 4) zu Wasser nach Guayaquil zu werfen, in der Hoffnung, daß ein Angriff gegen Quito von dieser Seite her die Aufmerksamkeit der Royalisten ablenken und ihm das gleichzeitige Vordringen von Norden her erleichtern werde. Allein Sucres erster Feldzug war unglücklich. Nach ein paar erfolgreichen Gefechten, die ihn wohl die Macht des Gegners unterschätzen ließen, erlitt er bei Huachi eine schwere Niederlage, deren Folgen er nur durch einen geschickt vermittelten Waffenstillstand entging. Auch Bolivars gleichzeitiger Angriff führte nicht zum Ziele. Er hatte gehofft, an den unüberwindlichen Hindernissen der royalistischen Stellungen bei Pasto unbemerkt vorbeizugleiten, um Quito vom Nordosten her zu fassen; allein die Gegner verlegten ihm bei Bombona den Weg und zwangen ihn zu einer Schlacht. Daraus ging er zwar als Sieger hervor; durch sie verriet er aber auch dem Feinde seinen Plan und machte ihn unausführbar. Er mußte noch einmal die Eroberung von Quito vertagen und nach Norden zurückweichen.

Aus dieser bedrängten Situation wurden die Befreier des Nordens durch die Unterstützung San Martins herausgezogen. Dieser hatte wiederholt Bolivar ein gemeinsames Vorgehen, sei es gegen Quito, sei es gegen Cuzco, angeboten, weil nur so die einzeln für beide Aufgaben zu schwachen Heereskörper den Spaniern in einem ihrer Stützpunkte den Garaus zu machen im stande sein würden; allein Bolivar mochte sich, wie gewöhnlich, nicht dazu entschließen, die zu erhoffenden Lorbeeren mit einem ebenbürtigen Bundesgenossen zu teilen, und kam noch immer zu keinem Entschlusse. Sucre aber hatte in dieser Beziehung wenig oder nichts zu riskieren und nahm deshalb bereitwillig das uneigennützige Anerbieten San Martins an, ihn durch Überlassung eines Teiles seiner Truppen zu einer neuen Angriffsbewegung gegen Quito zu befähigen. Mit 1500 peruanischen Soldaten, die zu seinem etwa gleich starken Heere stießen, brach Sucre im Februar 1822 in die Bezirke von Loja und Cuenca ein, die bisher die Königlichen behauptet hatten; und als ihm diese bei Riobamba die Gelegenheit boten, sie auf ihrem Rückzuge zum Stehen zu bringen, erfocht er hauptsächlich mit Hilfe seiner Kavallerie endlich wieder einen entschiedenen Vorteil. Dann aber zwang er die Feinde durch einen kühnen Flankenmarsch an den Hängen des Vulkans Pichincha zu einer Entscheidungsschlacht. Da auch hier das Waffenglück den vereinigten Patrioten des Nordens und Südens treu blieb, fiel ihnen Quito als Siegesbeute in die Hände. Damit war der Widerstand der Spanischen in Ecuador gebrochen; und Bolivar konnte herbeieilen, um sich mit den unter der Führung seines Untergebenen erkämpften Lorbeeren zu schmücken.

In der Hoffnung, daß sich an den Sieg in Quito sofort ein zweiter gemeinsamer Feldzug gegen Cuzco und Bolivien schließen sollte, vereinbarte San Martin eine persönliche Zusammenkunft mit Bolivar in Guayaquil. Allein das war nicht der Weg, auf welchem der ins Maßlose ausgewachsene Ehrgeiz Bolivars seine Rechnung finden konnte. Daß er Quito ohne weiteres seiner kolumbischen Republik einverleibte, obwohl es doch nur durch die energische Unterstützung des peruanisch-chilenischen Heeres erobert worden war, ließ sich noch entschuldigen:

Quito hatte von jeher einen Bestandteil von Neugranada gebildet. Dagegen lag die Sache schwieriger für Guayaquil, dessen Zugehörigkeit schon unter den Spaniern schwankend gewesen war, und das sich jetzt eine unabhängige Regierung gegeben hatte. San Martin zählte diese Frage zu denen, über die er sich mündlich mit Bolivar verständigen wollte. Für Bolivar aber war die Sache rechtlich von vornherein zu gunsten Colombias entschieden. Thatsächlich brachte er auch seine Auffassung dadurch zur Geltung, daß er die Ankunft seines Mitbewerbers dort gar nicht abwartete, sondern überraschend in Guayaquil eintraf und mit einem Machtworte die ganze Angelegenheit erledigte. San Martin erhielt noch unterwegs die Kunde, daß Bolivar sich freue, ihn auf dem Boden Colombias als seinen Gast zu begrüßen.

Das Zusammentreffen der beiden Befreier in Guayaquil vollzog sich unter diesen Umständen bereits unter ungünstigen Vorbedeutungen; und sein Verlauf rechtfertigte diese nur allzusehr. Noch immer ist das Geheimnis, welches über den dort gepflogenen Unterhandlungen schwebt, nicht vollkommen gelüftet; so viel aber kann nicht zweifelhaft sein, daß die beiden Feldherren sich nicht zu verständigen vermochten. San Martin reiste von Guayaquil, für alle Beteiligten überraschend, plötzlich wieder ab; von einem gemeinsamen Feldzuge war nicht mehr die Rede, vielmehr nahm San Martin von dort einen Entschluß mit hinweg, der zwar wohl nicht erst in Guayaquil entstanden war, dessen Ausführung aber jedenfalls durch den Verlauf des Zusammentreffens mit Bolivar wesentlich beschleunigt wurde.

Nach den Siegen von Callao und Quito hatte San Martin schon die Wahlen zu einem verfassunggebenden Kongresse für Peru angeordnet. Auch hatte er schon in Aussicht gestellt, daß er seine außerordentlichen Machtbefugnisse in die Hände dieses Kongresses niederlegen wollte. Allerdings verfolgte er dabei noch besondere geheime Zwecke. San Martin glaubte nicht an die Möglichkeit, in den spanisch-amerikanischen Provinzen thatkräftige republikanische Regierungen schaffen zu können. Er sah den ganzen Norden in den Händen eines, wenn auch vielleicht für die Freiheit begeisterten, so doch von einer verzehrenden Eitelkeit und Ruhmsucht geleiteten Diktators. Er sah im Süden den Versuch einer republikanischen Regierung in Chile und Buenos Aires dem Scheitern nahe, die alten Provinzen bereits mehr oder weniger in der Auflösung begriffen. Dagegen hatte ihm der Widerstand von Peru gezeigt, wie tief monarchische Empfindungen auch in den Herzen der amerikanischen Bevölkerung wurzelten; und die ohne wesentliche politischen Erschütterungen in dem benachbarten brasilischen Kaiserreiche vollzogene Einführung der konstitutionellen Monarchie sprach ein kräftiges Wort zu gunsten dieser Staatsform. Er gehörte persönlich durchaus zu der Partei seiner argentinischen Landsleute, die auch für sein Heimatland erst unter der Vermittelung der Infantin Carlota, später aber auch direkt die Errichtung eines südamerikanischen Königreichs für einen jüngeren Prinzen aus dem spanischen Herrscherhaus angestrebt hatte. Jetzt arbeitete er sowohl in Amerika, als auch durch eigens dazu über den Ozean geschickte Gesandte in Europa darauf hin, der großen, von Bolivar geplanten südamerikanischen Republik eine große, südamerikanische konstitutionelle Monarchie entgegenzusetzen; ja, er hatte wohl gehofft, auch die kolumbische Republik in diese pan-südamerikanische Monarchie mit aufgehen zu sehen. Das Zusammentreffen mit Bolivar hatte seine Hoffnungen bitter enttäuscht. Und wenn auch die Aussichten von Europa her zeitweise die Verwirklichung seiner Pläne als nahe bevorstehend erscheinen ließen, so fand er in Peru wie in den verbündeten Staaten die Stimmung seinen monarchischen Vorschlägen so wenig günstig, daß er sich tief beunruhigt fühlte. In Bolivars Weise selbst nur für den Staat, den er augenblicklich lenkte, die persönliche Vorsehung zu spielen, war seinem Charakter ebensowenig

entsprechend, wie eine Parteinahme in dem unvermeidlichen Bürgerkriege. Daraus zog er für sich die Konsequenz, daß ihm nichts weiter übrigblieb, als sich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen. Er ergriff diesen Ausweg um so lieber, als er der festen Überzeugung war, daß nach seinem Zurücktreten der Ehrgeiz Bolivars nichts unversucht lassen werde, um das Werk der Befreiung zu vollenden und auch noch Peru und Bolivien für seine kolumbische Republik zu gewinnen. So legte er denn vor dem am 20. September 1822 zusammengetretenen Kongreß alle seine Ämter und Würden nieder. Aber während die Abgeordneten darin teils nur einen Theaterstreich nach Bolivars Art sahen, teils erwarteten, daß er wenigstens als Feldherr dem Lande weiter dienen werde, verschwand er plötzlich und geheimnisvoll aus Peru und zog sich, angeekelt von dem, was er in Chile und Argentinien erleben mußte, nach Europa zurück. Hier hat er den Rest seiner Tage in beschaulicher Zurückgezogenheit zugebracht.

San Martins Voraussagungen wurden wenigstens zu einem großen Teile durch den Gang der Ereignisse gerechtfertigt. Wenn Bolivar nicht unmittelbar sein Erbe in Peru angetreten hat, so lag das nur an der starken nationalen Strömung, die seinem alles verschlingenden Ehrgeize mit ausgesprochenem Mißtrauen gegenüberstand. Allein die Verhältnisse erwiesen sich stärker als das schwache Regiment, welches die Schicksale Perus zu lenken unternahm. Die verschmähte Hilfe Bolivars entzog den Peruanern einen großen Teil der geschulten Truppen, und die auf eigne Faust unternommenen militärischen Züge führten zu zwei schweren Niederlagen bei Torata und Moquegua. Schließlich blieb ihnen kein anderer Weg zur Rettung übrig, als die anfangs verschmähte Hilfe nunmehr demütig zu erbitten und den Präsidenten der Vereinigten Republik von Colombia zum Diktator von Peru zu ernennen. Das konnte aber nicht geschehen, ohne daß der Bürgerkrieg auch in Peru zum Ausbruche kam. Selbst ein Teil des Heeres revoltierte gegen die Auslieferung an Bolivar, Callao pflanzte die spanische Trikolore auf seinen uneinnehmbaren Mauern wieder auf, und Lima mußte seine Thore noch einmal den Spaniern öffnen. Zunächst war durch Bolivars Berufung nur Peru für die Sache der Unabhängigkeit verloren.

Trotzdem war die spanische Herrschaft morsch und zum Sturze reif. Die Beseitigung des liberalen Regiments im Mutterlande trug den Unfrieden in das royalistische Heer, von dem ein Teil den „absoluten König" wieder ausrief und dem Vizekönige den Gehorsam kündigte. Inzwischen reorganisierte Bolivar in den nördlichen Gebirgsdistrikten sein Heer und eröffnete, nachdem er Verstärkungen aus Neugranada herangezogen hatte, im August 1824 den Feldzug wieder. Seine ersten Operationen waren vom Glücke begünstigt. Durch die Hochthäler zwischen den beiden Gebirgszügen der Kordillere rückte er gegen Süden vor, gedeckt durch die Schwärme der Guerillas, die sich überall beim Herannahen der Patrioten wieder hervorwagten. Südlich von Pasco, am See der Könige (Lago de Reyes), stieß er auf den Feind, der ihm entgegengerückt war. Die Schlacht von Junin war eigentlich nur ein großes Kavalleriegefecht, in welchem die Königlichen zuerst einen vollen Sieg erfochten. Nur dadurch wurde dieser zu einer verhängnisvollen Niederlage, daß sie im Eifer der Verfolgung an einer intakten Kavalleriemasse vorüberstürmten, die ihnen dann in den Rücken fiel und die gelockerten Reihen niederritt. Der spanische Feldherr, der den Sieg in den Händen zu haben meinte, mußte einen eiligen Rückzug antreten, den er über 750 km bis in die Nähe von Cuzco fortsetzte. Bolivar konnte ihm bei weitem nicht so rasch folgen; und als er am Apurimac wieder Fühlung mit dem Feinde bekam, trat die Regenzeit ein und machte den Operationen ein Ende. Zudem wurden ihm gleichzeitig von dem Kongreß von Colombia seine diktatorialen Befugnisse wesentlich geschmälert, so daß er den Oberbefehl an Sucre abtrat und sich nach den nördlichen Provinzen zurückwandte.

Auch von dort aus leitete er noch die militärischen Züge, solange die Verbindung aufrecht erhalten werden konnte. Ende November aber hatte sich der Feind zwischen Sucre und seine rückwärtigen Verbindungen hineingeschoben, so daß diesem nichts übrigblieb, als die Entscheidung auf dem Schlachtfelde zu suchen. Die Spanier glaubten des Sieges sicher zu sein: Sucre mußte in Gewaltmärschen zurückgehen, um nicht gänzlich abgeschnitten zu werden, und erlitt in den Tagen vor der Schlacht erhebliche Verluste. Aber er und sein Heer verloren nicht den Mut in der bedrohlichen Lage, und sie wußten, daß von ihnen das Heil von mehr als einem Feldzug abhing. Am 9. Dezember 1824 nahmen die Spanier auf der Ebene von Ayacucho die wiederholt angebotene Schlacht an — zu ihrem Unglücke. Sucre hatte seine Stellung mit großem Geschick gewählt und leitete die Schlacht, die fast nur mit der blanken Waffe ausgefochten wurde, mit außerordentlichem Feldherrntalente. Der Sieg war vollkommen. Das letzte spanische Heer war völlig zerstreut, und an der Spitze der wenigen Truppenteile, die auf dem Kampfplatz aushielten, streckten 14 spanische Generale die Waffen. Die Unabhängigkeit Südamerikas, die auf den Schlachtfeldern von Chacabuco und Maipu, von Carabobo und Boyacá vorbereitet worden war, hatte Ayacucho gesichert.

Die Kapitulation von Ayacucho wurde fast von allen Plätzen angenommen, die noch im Besitze der Königlichen waren. Sucre hatte seinen Sieg durch keine unnötigen Blutthaten entweiht, und die ehrenvolle Kapitulation sicherte den Verteidigern der spanischen Rechte einen unbehelligten Abzug aus dem Land. Er gewann damit mehr, als er hatte erwarten können: nicht nur das eigentliche Peru, auch Bolivien legte die Waffen nieder. Nur in Callao setzte der spanische Kommandant fast noch ein Jahr lang den Widerstand fort, obwohl er beinahe zwecklos geworden war; denn die spanischen Truppen hatten nicht nur das Land geräumt, sondern selbst die Flotte hatte den aussichtslosen Kampf in den amerikanischen Gewässern aufgegeben. Thatsächlich war die Unabhängigkeit zu Beginn des Jahres 1825 errungen, der negative Teil des Freiheitskampfes war beendet; es galt nun, den neuen Staaten die positive Anerkennung auszuwirken und sie zu wirklichen politischen Gebilden auszugestalten.

9. Der unabhängige Süden bis zur Gegenwart.

Wie nicht anders zu erwarten war, hatten sich die spanischen Kolonien schon auf einer frühen Stufe ihrer Erhebung um die Unterstützung der Vereinigten Staaten von Nordamerika beworben, deren Beispiel sie in ihrem Kampf um Freiheit und Unabhängigkeit nachzuahmen meinten. Allein sie hatten dort eine unbedingte Abweisung erfahren: die Vereinigten Staaten, selbst noch kaum ernstlich befestigt, erklärten, sich jeder Einmischung enthalten zu wollen, die sie mit anderen Mächten in Verwickelung bringen könnte. Ähnlichen Bescheid erhielten verschiedene Gesandtschaften, die sich im Laufe des Kampfes an England gewendet hatten. Unstreitig standen die Vereinigten Staaten wie England den spanischen Kolonien wohlwollend gegenüber, und sie bezeugten das, indem sie nicht eben besonders wachsam gegen private Unterstützung der Aufständischen von ihren Häfen aus einschritten. Aber England erklärte den Kampf der Kolonien gegen das Mutterland als eine innere Angelegenheit, in der es um so weniger Partei zu ergreifen in der Lage sei, als es gleichzeitig auch mit Ferdinand VII. in engen Bundesbeziehungen stand. So wurde den Kämpfenden nur von der Negerrepublik Haiti offene Unterstützung zu teil, und das um so bereitwilliger, als die Unabhängigkeitskämpfer fast überall die Negersklaven für frei erklärt hatten, um mit ihnen die gelichteten Reihen ihrer

Regimenter zu füllen, und die Sklaverei überhaupt abschafften. Sie ahnten nicht, daß sie sich durch diese Handlungsweise die Freundschaft ihrer nächsten Nachbarn verscherzten. Als Bolivar nach den großen Siegen in Neugranada und Quito einen panamerikanischen Kongreß nach dem Isthmus von Panama berief, hatte er außer den spanischen Kolonien auch die Nordamerikaner dazu eingeladen; und es gab in den Vereinigten Staaten eine große Partei, die schon damals für den Gedanken einer panamerikanischen Verbrüderung schwärmte. Einer der Hauptgründe für die Nichtbeschickung des nachher überhaupt verunglückten Kongresses von seiten der Vereinigten Staaten war die Erwägung, daß durch eine Beteiligung eine Billigung der Abschaffung der Negersklaverei ausgesprochen werde, und daß man vermutlich dort mit Vertretern der Republik Haiti auf dem Fuße der Gleichheit behandelt werden würde.

Ein Umschwung in der öffentlichen Meinung vollzog sich zuerst während der spanischen Revolution, und besonders dann, als Ferdinand VII. durch die Heilige Allianz zum zweitenmal als unumschränkter Monarch auf den Thron seiner Väter zurückgeführt wurde. Die Revolutionsregierung war aus Prinzip geneigt, den Kolonien große Zugeständnisse zu machen; und als sie ihre Herrschaft mehr und mehr bedroht sah, hätte sie gern selbst die Unabhängigkeit eines Teiles der Kolonien bewilligt, um deren Unterstützung gegen Frankreich zu erkaufen. Damals hätte die argentinische Republik die Anerkennung gegen Preisgabe der anderen Kolonien erkaufen können; allein sie wies jede Sonderabmachung von der Hand.

Das Eingreifen der Heiligen Allianz trennte dann England von den anderen Mächten. Dieses erklärte sich, natürlich im wesentlichen mit Rücksicht auf seine Handelsinteressen, dahin, daß es den Versuch einer Wiederherstellung der alten Verhältnisse in den Kolonien als einen Akt der Feindseligkeit ansehen müsse. Das ermutigte denn auch den Präsidenten der Vereinigten Staaten, Monroe (vgl. oben, S. 497), am 2. Dezember 1823 die seitdem in ganz anderen Zusammenhängen unendlich oft wiederholte Erklärung (Monroe-Doktrin) abzugeben, daß die Union jeden Versuch europäischer Mächte, auf dem Boden Amerikas Eroberungen zu machen, als eine unfreundliche Handlung gegen sie selbst ansehen müßte. Das besagte zunächst noch sehr wenig, da Südamerika rechtlich noch nicht von Spanien unabhängig und die dortigen Republiken von den Vereinigten Staaten noch nicht anerkannt waren. Es war aber ein weiterer Schritt zu dieser Anerkennung, die, da Spanien der Versuch der Wiederherstellung seiner Macht verweigert wurde, nur noch eine Frage der Zeit und der Zweckmäßigkeit sein konnte; maßgebend war dabei nur, welchen Gebrauch die jungen Staatswesen von ihrer Freiheit machen würden.

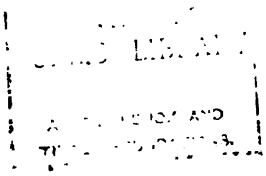
Als der Sieg von Ayacucho den letzten Rückhalt der spanischen Macht in Südamerika vernichtet hatte, war eigentlich noch nicht eine der alten Kolonialprovinzen ernstlich organisiert. Buenos Aires schien anfangs fast ohne wesentliche Erschütterungen zu einer lebensfähigen Republik sich zu entwickeln. Allerdings fand auch da ein rascher Wechsel in der Form und in den Persönlichkeiten der obersten Exekutivbehörde statt; allein nachdem im Jahre 1816 die Unabhängigkeit der Republik erklärt worden war, wurde ein Kongreß aus wirklicher freier Volkswahl berufen, und zu Zeiten war sogar das Budget des jungen, noch um seine Anerkennung ringenden Staates im Gleichgewicht. Allein diese Errungenschaften gingen vollkommen wieder verloren, als im Jahre 1820 die föderalistische Partei zur Herrschaft kam, die Einheitsverfassung aufhob und nicht nur die Unabhängigkeit der losgegliederten Provinzen Bolivien, Paraguay und Uruguay anerkannte, sondern auch alle Verbindungen der eigentlichen argentinischen Bezirke untereinander und zu Buenos Aires löste. Das letztere dankte seine dauernde Stellung als Vormacht nur seiner geographischen Lage, die es mehr mit den auswärtigen

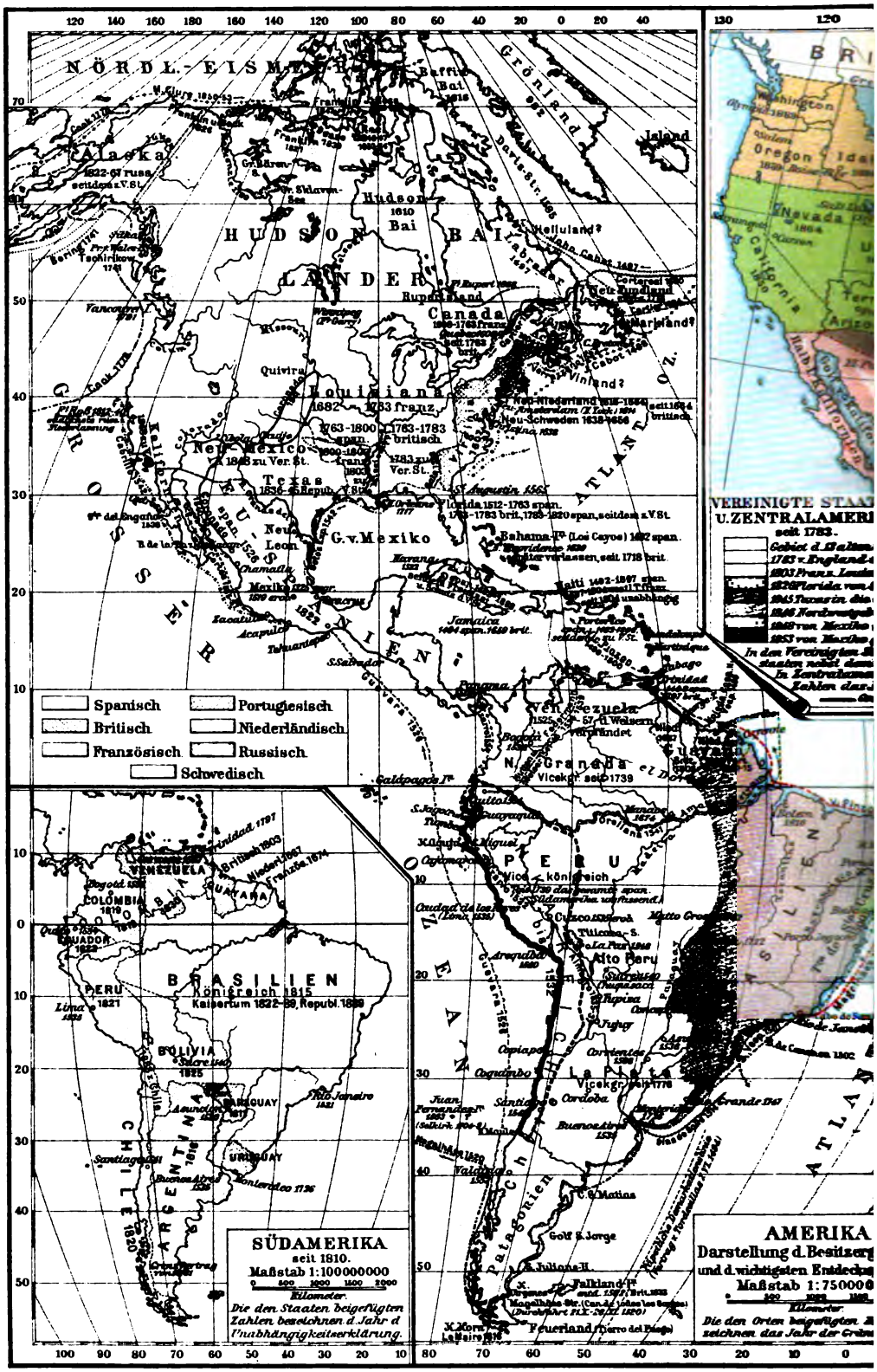
Mächten in Berührung brachte als die binnenländischen Provinzen. Und wenn auch die geschichtliche Überlieferung die jeweiligen Machthaber in Buenos Aires immer wieder dahin führte, eine thatsächliche Vormachtstellung für diese Provinz anzustreben, so bestand doch rechtlich lange Zeit selbst zwischen ihr und ihren Nachbarstaaten nur ein Bundesverhältnis auf der Grundlage der vollkommenen Souveränität aller Vertragschließenden.

In dieser Zeit sank der sittliche Gehalt der Regierung schnell herab. Die Revolution war von Männern gemacht worden, die durch ihre hervorragende Bildung zu einer Führerrolle bestimmt waren: Belgrano, San Martin, Rivadavia überragten unzweifelhaft den größten Teil ihrer Mitbürger an Kenntnissen und Talenten. Allein die Erschütterung aller gesetzlichen Macht war ein vorzüglicher Nährboden für eine Sorte von minder ehrenwerten Politikern; der Sieg des föderalen Gedankens war in der Hauptsache die Frucht des Ehrgeizes der örtlichen Parteiführer, die in der allgemeinen Unsicherheit vor allem für sich selbst und ihren Anhang Stellungen schaffen wollten. Diesen Bestrebungen hatte die zentralistische Partei kein höheres Interesse entgegenzusetzen, das auf die unerfahrene Masse genügend gewirkt hätte. Die Folge davon war der Zusammenbruch ihrer Partei und die Verrohung der Regierungen. Nur so ist die Diktatur des Don Juan Manuel de Rosas verständlich, der vom Verwalter einer Hacienda durch Schlauheit und Gewissenlosigkeit Präsident von Buenos Aires wurde, eine Vormacht über die anderen Provinzen durch mehr oder minder zweifelhafte Mittel wieder herstellte und sich unter schwierigen Verhältnissen fast 20 Jahre lang als Diktator an der Spitze des Staates behauptete. Daß dabei jede Regung einer unabhängigen Gesinnung im Blut erstickt, die Sicherheit des Lebens und Eigentums zur Einbildung herabgedrückt wurde und dennoch der Mann nicht gestürzt werden konnte, war hauptsächlich die Folge davon, daß selbst die Besseren im Volke von den so laut gepriesenen Segnungen republikanischer Freiheit absolut noch keine ernstlichen Vorstellungen besaßen.

Schließlich fiel auch Rosas nicht einer Reaktion zum Opfer, die sich für Wiederherstellung von Gesetz und Ordnung erhoben hätte, sondern er stürzte im Kampfe mit Leuten, die nicht besser waren als er. Der wunde Punkt der Argentinischen Republik war das Verhältnis zu den abgefallenen Provinzen, besonders Montevideo, auf welches außer der dortigen Unabhängigkeitspartei auch Brasilien immer wieder Ansprüche machte. Nach einem ersten Kampf um den Besitz Uruguays verglichen sich Brasilien und Buenos Aires dahin, den Staat als unabhängig anzuerkennen und gemeinsam seinen Bestand zu garantieren. Allein auch dort gab es verschiedene Parteien, die um den Platz am Staatsruder kämpften; und die Unterstützung eines gestürzten Präsidenten gab Rosas den willkommenen Vorwand, seinen Einfluß auch wieder über Uruguay auszudehnen. Der Krieg, der darüber entbrannte, führte vorübergehend sogar zur Einmischung von Frankreich und England. Vor allem aber diente er dazu, immer neue herrschaftsüchtige Parteiführer gegen Rosas ins Feld zu bringen; und ihrem Angriff erlag seine Herrschaft 1852 auf dem Schlachtfelde von Monte Caceros. Rosas hatte, wenn auch mit den gewaltsamsten Mitteln, doch unter dem Schein eines überzeugten Föderalisten ein ziemlich unitarisches Regiment geführt; seine Verjagung stellte wieder den Bund der Argentinischen Republik in Frage, und Buenos Aires löste sich für längere Zeit davon los. Aber die Kämpfe, die sich weit weniger um Staatenbund und Einheitsstaat als um den Besitz der Macht drehten, sind kaum jemals ernstlich zum Stillstand gekommen: Revolutionen in der Republik oder Bürgerkriege ihrer Teile untereinander haben bis in die Gegenwart fortgedauert.

Der bedeutendste dieser Kämpfe war der Krieg gegen Paraguay. In diesem Lande, das nur dem Namen nach Republik hieß, war auf die Diktatur des Dr. Francia (vgl. oben, S. 506)




Spanisch
Portugiesisch
Britisch
Niederländisch
Französisch
Russisch
Schwedisch
SÜDAMERIKA
seit 1810.
Maßstab 1:100000000
Die den Staaten beigefügten Zahlen bezeichnen d. Jahr d. Unabhängigkeitserklärung.
AMERIKA
Darstellung d. Besitzerg
und d. wichtigsten Entdeckg
Maßstab 1:750000
Die den Orten beigefügten Z
zeichnen das Jahr der Grün
VEREINIGTE STAA
U. ZENTRALAMERI
seit 1783.
In den Vereinigten S
staaten nebst dem
In Zentralamer
Zahlen das
Alaska
HUDSON BAI LÄNDER
Canada
Louisiana
Neu Mexico
Texas
Neu Leon
G. v. Mexiko
Florida
Bahama-I.
Haiti
Jamaica
Venezuela
N. Granada et Ecuador
PERU
Vicekgr. seit 1739
Alto Peru
La Plata
Vicekgr. seit 1776
BRASILIEN
Königreich 1815
Kaiserthum 1822-89, Republ. 1889
CHILE
ARGENTINIEN
BOLIVIA
PARAGUAY
URUGUAY
COLÔMBIA
ECUADOR
VENEZUELA
Patagonien
Feuerland
Falkland-Is.
Golf S. Jorge
C. Horn
Bibliographisches

IICHTE AMERIKAS.

die der beiden Lopez, Vater und Sohn, gefolgt. Während Francia das Heil des Staates in strengstem Abschlusse gegen die Nachbarstaaten gesucht hatte, hatten es die beiden Lopez (Carlos Antonio, gest. 1862, und Francisco Solano) gegen alle Ausländer geöffnet und damit einen bedeutenden wirtschaftlichen Aufschwung erreicht. Als aber der jüngere Lopez sich in die Prätendentenkämpfe von Uruguay einmischte, verfeindete er sich zunächst mit diesem Land und im Oktober 1864 mit Brasilien; und bei den Bemühungen, diese Gegner zu schädigen, forderte er in leichtfertiger Weise auch die Feindschaft der Argentinischen Republik heraus. So kam der Bund dieser drei Mächte gegen Paraguay zu stande, das in einem fünfjährigen Kriege fast seinen ganzen Wohlstand, einen erheblichen Teil seines Gebietes und seine politische Bedeutung verlor. Seitdem sind auch dort an Stelle der lebenslänglichen Diktatoren republikanische Präsidenten getreten. Aber die innere Ruhe ist auch in Paraguay seitdem öfter gestört worden. Trotzdem ist dort der revolutionäre Zustand nicht in dem Maße chronisch geworden wie in Uruguay, wo die aus der Zeit der Einmischung von Rosas herstammenden Parteikriege der Colorados und Blanquillos bis in die neueste Zeit kaum einmal es dazu haben kommen lassen, daß ein Präsident das Ende seiner gesetzlichen Amtsdauer erlebt hat.

Auch der letzten der Provinzen, die einst zu dem Vizekönigreiche von Buenos Aires gehört hatten, war kaum ein besseres Los beschieden als ihren Schwesterstaaten. Hochperu, das heutige Bolivien, hatte erst durch Sucres Sieg bei Ayacucho seine Freiheit erlangt. Eine nach Chuquisaca berufene Versammlung erklärte im August 1825 die Unabhängigkeit der Republik Bolivia, ohne daß weder Peru noch die Argentinische Republik Einspruch dagegen erhoben hätten (s. die beigehefteten „Karten zur Geschichte Amerikas“). Der junge Staat stellte sich unter den Schutz Bolivars, den er als seinen eigentlichen Befreier betrachtete, und gab es ihm anheim, für die künftige Gestaltung der Republik Sorge zu tragen. Diese Gelegenheit, seine Gedanken über Staatsverfassung zur Geltung zu bringen, ließ sich Bolivar nicht entgehen und beschenkte Bolivia mit einer Verfassung, die, wie die von Angostura, eine lebenslängliche Präsidentschaft, einen erblichen Senat und ein Unterhaus mit beschränkten Vollmachten vorsah. Ihm selbst blieben, so oft er den Boden Bolivias betrat, auf Beschluß des Kongresses diktatoriale Befugnisse; zum konstitutionellen Präsidenten aber wurde der Großmarschall von Ayacucho, Sucre, ernannt. Viel besser als sein Meister erkannte dieser die Gefahren, denen der Codice Boliviano die junge Republik aussetzte. Er nahm schon die Präsidentenwürde nur auf zwei Jahre an, dankte aber noch vor Ablauf dieser Zeit ab, als er empfand, wie sich die republikanisch-patriotische Partei gegen die aristokratischen Tendenzen des kolumbianischen Diktators erhob.

Damit verfiel auch Bolivien in die Periode der dauernden Militärrevolten. Diese erfuhren nur durch die zehnjährige Diktatur des Generals Santa Cruz eine Unterbrechung. Dieser, von indianischer Abstammung, hatte die Unabhängigkeitskriege mitgefochten und sich am Pichincha (vgl. oben, S. 519) ausgezeichnet, so daß ihm nicht unverdient der höchste Platz im Staate zufiel. Allein sein Ehrgeiz war damit nicht befriedigt; er träumte, wie Bolivar, von einem Bunde der amerikanischen Republiken unter seiner Leitung. Die Verhältnisse Perus boten ihm die Gelegenheit zur Verwirklichung seiner Pläne. Die Diktatur Bolivars in Peru hatte die nationale Partei zwar beiseite gedrängt, aber nicht beseitigt; und sie erstarkte sofort wieder, als die Spanier endgiltig geschlagen waren. Die Provinz ertrug nur ungern die Vormundschaft der kolumbischen Republik; und als deren innere Verwickelungen den Diktator nach Norden riefen, schüttelte sie das Joch ab und erklärte sich 1827 für unabhängig. Aber auch hier war dies nur das Signal zu dem Ausbruche bürgerlicher Kämpfe. Santa Cruz, erfreut,

die erwünschte Gelegenheit zur Einmischung gefunden zu haben, wußte die Peruaner zu einem engeren Anschluß an Bolivia zu bewegen und bekleidete als Oberhaupt des Bundes in beiden Republiken die höchste Gewalt. In dieser Stellung hat er sich bedeutende Verdienste um die wirtschaftliche Entwickelung der ihm untergebenen Staaten erworben; allein seine auswärtige Politik war den Schwierigkeiten der Lage nicht gewachsen und hat den Sturz seiner Regierung und das Ende der peru-bolivianischen Verbrüderung herbeigeführt.

Die Klippe, an der Santa Cruz scheiterte, war Chile. Dort war der erste Präsident O'Higgins (vgl. oben, S. 514) in demselben Augenblicke den demokratischen Bestrebungen zum Opfer gefallen, als San Martin in Peru den Kampf für ein konstitutionell monarchisches Südamerika aufgab. Allein auch für Chile brachte die Herrschaft der sogenannten Liberalen schwere Zeiten; von 1823—31 hat Chile nicht weniger als 13 Regierungen gehabt und siebenmal seine Verfassung geändert. Erst mit dem Präsidenten Joaquin Prieto und der konservativen Verfassung von 1833 gewann die Entwickelung von Chile die Stetigkeit, durch welche es sich bis vor kurzem so vorteilhaft von allen anderen spanisch-amerikanischen Republiken unterschieden hat. In der Hoffnung, auch Chile seinem Staatenbund anzugliedern, hatte Santa Cruz den Versuch des chilenischen Expräsidenten Freire unterstützt, der mit bewaffneter Hand die liberale Partei gegen Prieto und die Konservativen zum Siege zu führen hoffte. Aber Freire erlag nicht nur selbst der gesetzmäßigen Regierung Prietos, sondern er verwickelte auch Santa Cruz in seine Niederlage, da Chile dem peru-bolivianischen Bunde wegen dieser Einmischung in seine Angelegenheiten den Krieg erklärte. Gegen die energielose Kriegführung von Santa Cruz erfocht es bei Yungay (1839) einen vollständigen Sieg, der die volle Unabhängigkeit aller drei Republiken und die Abdankung des bolivianischen Diktators zur Folge hatte.

Seitdem sind in Bolivia eine Menge Präsidenten in raschem Wechsel aufeinander gefolgt, fast ausnahmslos durch militärische Pronunciamentos erhoben und gestürzt. Darüber blieben die natürlichen Hilfsquellen des Landes ungebührlich vernachlässigt. Von allen seinen Nachbarn überholt, hat das Land nur noch einmal eine geschichtliche Rolle wesentlich passiver Art gespielt: in dem peruanisch-chilenischen Kriege von 1879.

Für Peru war der Sturz von Santa Cruz so wenig ein Segen wie für Bolivia. Zwar geschah besonders auf Betreiben des Präsidenten Ramon Castilla (1844—54) hier wesentlich mehr für die wirtschaftliche Entwickelung des Landes; allein die innere Politik der meisten Präsidenten war weder einsichtig noch selbstlos genug, um das Wohl des Staats fest zu begründen. Die großen natürlichen Reichtümer wurden teils gewissenlos verschleudert, teils zum Gegenstand überstürzter Spekulationen gemacht, die kaum ein altgefestigter Staat überdauert hätte: die jugendliche Republik trieben sie dem Untergange zu.

Die Erschöpfung der natürlichen Hilfsquellen in den zuerst ausgebeuteten mittleren Provinzen ließ zu Ende der siebziger Jahre die südlichen Bezirke besonders wertvoll erscheinen. Als dort nicht nur unerschöpfliche Lager von Salpeter und Natron, sondern auch reiche Silberminen entdeckt wurden, hoffte man in diesen Einöden einen Ersatz für die dem Raubbau erlegenen Guanolager der Chincha-Inseln zu finden. Bis dahin hatte man den Grenzen in diesen wenig anmutigen Landstrichen fast keine Aufmerksamkeit geschenkt. Bolivia besaß hier zwar einen schmalen, bis zum Pazifischen Ozean reichenden Gebietsstreifen, der Peru und Chile voneinander trennte, hatte ihn aber so wenig beachtet, daß es sowohl seine territorialen Ansprüche als seine Hoheitsrechte halb und halb schon an Chile preisgegeben hatte, ehe der Wert dieses Besitzes erkannt war. So kam es, daß nicht nur in Atacama, der bolivianischen

Küstenprovinz, sondern auch in Tarapacá, dem südlichsten Teile von Peru, fast alle wirtschaftlichen Interessen in den Händen chilenischer und anderer fremder Unterthanen waren, die sich zum Neide der eigentlichen Landesherren hier bereicherten. Seit langem insgeheim verbündet, begannen die Gegner Chiles die Feindseligkeiten damit, daß Bolivia den Verträgen zuwider die chilenische Industrie in Atacama Anfang 1879 mit hohen Zöllen belastete, und als deren Zahlung verweigert wurde, alles chilenische Eigentum konfiszierte. Aber Chile war auf den Kampf vorbereitet; seine Truppen besetzten ohne ernstlichen Widerstand den streitigen Küstenstrich, und Bolivia hat während des ganzen Krieges kaum mehr versucht, das verlorne Gebiet zurückzuerobern. Der Streit wurde im wesentlichen zwischen Peru und Chile ausgefochten, nachdem ersteres auf Grund des Bundesvertrages für Bolivien eingetreten war und damit Chile die erwünschte Gelegenheit gegeben hatte, ihm den Krieg zu erklären. Solange die peruanische Flotte noch erfolgreich den Chilenen die Herrschaft auf dem Meere streitig machte, kamen diese auch zu Lande nicht über die Belagerung der südlichsten Küstenplätze hinaus. Nachdem aber der „Huascar", das größte und schnellste der peruanischen Schlachtschiffe, in einem ungleichen Kampfe gegen die chilenische Flotte genommen worden war (8. Oktober 1879), konnten die Streitkräfte der südlichen Republik vereint schlagen und den Siegeszug antreten, der im Januar 1881 in Lima endete. Die Niederlage führte in Peru wie in Bolivien zum Sturze des bestehenden Regimentes; und es dauerte lange Jahre, ehe die Beziehungen des Siegers zu den Besiegten eine verfassungsmäßige Billigung erhalten konnten. Diese bestätigte aber Chile in dem dauernden Besitze von Atacama und Tarapacá und überließ ihm zeitweise die Provinzen Tacna und Arica, die bis heute noch nicht wieder haben eingelöst werden können (s. die Karten bei S. 525).

Der Sieg war eine glänzende Rechtfertigung für die als freiheitsfeindlich verschrieene chilenische Verfassung. Er war zweifellos eine Folge davon, daß die Regierungsgewalt in Chile seit der Verfassung von 1833 stärker und einheitlicher war als in irgend einer anderen der spanisch-amerikanischen Republiken. Der Vorwurf der Freiheitsfeindlichkeit ist aber durchaus unbegründet. Schon unter Manuel Montt (1851—61), dem eigentlichen Begründer der Blüte Chiles, war die Fortentwickelung der Verfassung in liberalem Sinn ernstlich in Angriff genommen worden; und seine Nachfolger sind auf diesem Wege nicht stehen geblieben. Ob aber die damit errungenen Fortschritte den Nachteil aufwogen, daß Chile seitdem wieder heftigere und erbittertere Parteikämpfe kennen gelernt hat, als unter der konservativen Verfassung von 1833, ist zu bezweifeln. Fußte doch hauptsächlich in ihnen der Konflikt, welcher nach jahrzehntelangem Frieden im Jahre 1891 zu einer Revolution und einem gewaltsamen Sturze der Regierung geführt hat. Die Erfahrung, daß ein Krieg dem siegenden Teil in seinem wirtschaftlichen Leben kaum weniger gefährlich zu werden vermag als dem besiegten, bewahrheitete sich auch für Chile. Die außerordentliche Vermehrung des Nationalwohlstandes, welche der peruanische Krieg hervorgerufen hatte, führte zu einer überstürzten Thätigkeit auf dem wirtschaftlichen Gebiete. Besonders war es der Präsident José Manuel Balmaceda (1886—91), der in dieser Richtung die Kräfte des Landes über ihr Vermögen angespannt hatte. Die finanzielle Krisis wurde aber dadurch zu einer politischen, daß nachweislich die wirtschaftlichen Spekulationen zu dem persönlichen Vorteile des Präsidenten und seiner Geschöpfe zu Lasten des Staatssäckels ausgebeutet worden waren. Das gab der Revolution, die ebensosehr in politischen wie persönlichen Parteiungen begründet war, eine unvorhergesehene sittliche Kraft und führte sie 1891 in kurzer Zeit zu einem verhältnismäßig leicht erworbenen und maßvoll ausgebeuteten Siege. Allein die Thatsache, daß damit auch in Chile die Reihe der gesetzmäßig begründeten Regierungen durch

einen siegreichen Militäraufstand unterbrochen worden ist, bleibt trotzdem bestehen. Und die wenigen Jahre, die seitdem verflossen sind, haben schon genügt, zu zeigen, daß die Staatsgewalt nicht ohne Erschütterung aus dem Kampfe hervorgegangen ist. Auf den früheren Ruhm, unter allen südamerikanischen Republiken die vertrauenswürdigste zu sein, hat Chile in der Gegenwart nur noch bedingt Anspruch.

Auch der kolumbischen Republik, dieser Lieblingsschöpfung Bolivars, war keine lange Lebensdauer beschieden. Als der „Libertador", die Früchte von Sucres Sieg bei Ayacucho erntend, seinen Triumphzug durch Bolivia hielt, da trug er sich schon wieder mit kühnen Plänen, die abermals auf eine Erweiterung seiner kolumbischen Republik hinausliefen. Bald bot er den Chilenen seine Hilfe an, um die letzten Reste der spanischen Besatzungstruppen aus dem Archipel von Chiloë zu vertreiben, bald plante er mit den Argentiniern einen Vorstoß gegen Brasilien, den letzten Teil des südamerikanischen Kontinentes, der unter einer monarchischen Verfassung stand und noch nicht von allem Zusammenhange mit der Alten Welt losgelöst war. Allein die diktatoriale Gewalt und die aristokratische Verfassung, die er in Peru und Bolivia eingeführt hatte, machten ihn nicht nur in der Fremde, sondern selbst in Neugranada den Republikanern verdächtig; und an ehrgeizigen Generalen, die sein Beispiel zum eignen Vorteile zu befolgen bereit waren, fehlte es weder in Chile noch am La Plata. Schließlich rief ihn das wachsende Mißtrauen des kolumbischen Kongresses aus dem Süden zurück; und sein bedingungsloser Gehorsam war vielleicht seine beste Verteidigung.

In Venezuela drängte schon im Jahre 1826 eine starke Partei, an deren Spitze Paez stand, auf die Losreißung von der kolumbischen Republik hin. Beinahe war diese sogar schon zur Thatsache geworden, als Bolivar eintraf und durch allerlei Zugeständnisse seine alten Waffengefährten dazu zu bewegen vermochte, seine Autorität und die des kolumbischen Kongresses wieder anzuerkennen. Inzwischen vollzog sich eine ganz entsprechende Bewegung in Peru. Dort, wie in Bolivien, waren die Kolumbianer von Anfang an sehr unbeliebt gewesen. Sobald sie sich nun von der bedrohlichen Nähe des Diktators befreit sah, erhob sich die nationale Partei, stürzte in Lima die von Bolivar eingesetzte Regierung und forderte Bolivien zum Anschluß auf. Dieses entsprach wenigstens insoweit der Aufforderung, als es sich gegen Sucre erhob und diesen zu seiner schon (S. 525) erwähnten Abdankung veranlaßte. Die Peruaner aber gingen noch weiter; sie riefen in Guayaquil und anderen Plätzen von Ecuador Pronunciamentos hervor. Unter dem Vorwande, diese gegen Unterdrückung zu schützen, erklärte der peruanische Diktator Lamar an Kolumbien den Krieg. Hier war es abermals Sucre, der den Ruhm der kolumbischen Waffen rettete: durch seinen Sieg bei Tarqui führte er in Peru eine Revolution gegen Lamar herbei. Die neue Regierung beharrte zwar auch auf der Unabhängigkeit von Peru, schloß aber unter billigen Bedingungen mit den Nachbarstaaten Frieden.

Schon in dieser Zeit hatte Bolivar beständig anzukämpfen gegen eine starke Strömung, die ihn und sein Diktatortum zu beseitigen strebte. Nachdem er viermal die Regierung niedergelegt hatte, um sie doch jedesmal im nächsten Augenblicke mit den unbeschränktesten Vollmachten wieder zu ergreifen, entschlossen sich seine Feinde zu dem Versuch, ihn auf ungesetzlichem Wege zu beseitigen. Nach verschiedenen mißglückten Putschen in den Provinzen brach am 25. September 1828 in Bogotá ein Militäraufstand aus, bei dem es auf die Ermordung Bolivars abgesehen war. Allein seine fast wunderbare Rettung brachte in die Pläne der Verschworenen eine solche Verwirrung, daß sie leicht besiegt wurden; und Bolivars Klugheit ließ ihn auch hier mehr eine Versöhnung der Unterlegenen als eine Rache an seinen Gegnern suchen.

Aber endgiltig entwaffnen konnte er die Partei nicht, die in seinen stets erneuerten außerordentlichen Regierungsvollmachten eine ernste Gefahr für die Freiheit sah. Als er vor dem Kongresse von 1830 den oft geübten Kunstgriff seiner Abdankung wiederholte, erlebte er die peinliche Erfahrung, daß diese mit allen erdenklichen Ehrenbezeigungen für seine Verdienste um die Freiheit angenommen und ihm in Joaquin Mosquera ein Nachfolger gegeben wurde. Nach längerem Schwanken entschloß sich Bolivar, sich dem Spruche des Kongresses zu unterwerfen. Schon schwer leidend, verließ er das Land, von dem er sich mit Undank belohnt glaubte, und starb in Santa Marta am 17. Dezember desselben Jahres.

Die kolumbische Republik war schon vor ihm dahingegangen. In Venezuela wiederholte sich binnen kurzem der Versuch, die Verbindung mit Kolumbien zu lösen; und diese Bestrebungen nahmen im Jahre 1830 eine neue Richtung an, die ihre Spitze direkt gegen Bolivar kehrte. Allein auch dessen Rücktritt konnte die Bewegung nicht wieder zum Stillstand bringen: Paez und sein Anhang herrschten unbedingt über die gesetzgebende Versammlung. Versuche, sich dieser Neugestaltung zu widersetzen, wurden ohne viel Blutvergießen unterdrückt; und noch vor Schluß des Jahres erklärte sich Venezuela in dem Umfange der alten Generalkapitanie von Caracas als unabhängige Republik. Dasselbe that Bolivia, mit dem Unterschiede, daß es das Andenken seines Befreiers dankbar hochhielt und ihm eine Zuflucht anbot, als er sich seiner Würden in Kolumbien entkleidete: ein Anerbieten, welches er ebenso ablehnte wie die Aufforderung, noch einmal die Regierung zu übernehmen, wie eine gegen Mosquera gerichtete und siegreiche Revolution von ihm wünschte. Im folgenden Jahre (1831) verschwand selbst der Name Kolumbien; die Provinzen, welche noch zur Regierung von Bogotá hielten, konstituierten sich als Republik Neugranada und haben sich unter einer konservativen Verfassung, die von einer Reihe thatkräftiger Präsidenten straff gehandhabt wurde, bis zum Jahre 1857 einer wenig stürmischen, ja fast ruhigen Entwickelung erfreut. Dann aber brach auch hier der leidige Bürgerkrieg zwischen den Parteien der Zentralisten und Föderalisten wieder aus; und die Sache der letzteren, die in den außerordentlichen geographischen Verschiedenheiten der einzelnen Provinzen eine mehr als gewöhnliche Berechtigung besaß, brach sich endlich Bahn. Als Vereinigte Staaten von Kolumbien gaben sie sich im Jahre 1861 eine durchaus den Vereinigten Staaten von Nordamerika nachgebildete Verfassung. Seitdem hat das Land sich wieder mit größerer Ruhe seiner wirtschaftlichen Erschließung zu widmen vermocht.

Eine ähnliche Entwickelung nahm Venezuela. In den ersten zwanzig Jahren hat José Antonio Paëz, als Präsident (1830—38, 1839—42), als Diktator (1846) oder auch nur als Berater der eigentlichen Machthaber, im wesentlichen die Geschicke des Staates gelenkt, für dessen Befreiung er, neben Bolivar, das meiste gethan hatte. Sein kräftiges Regiment sicherte der Republik friedliche Zeiten. Allein auch hier gewann die Föderativverfassung nach nordamerikanischem Vorbilde mehr und mehr Anhänger, obwohl sie kaum in natürlichen Ursachen begründet, sondern nur aus Nachahmungstrieb das Schlagwort der liberalen Partei geworden war. Venezuela gehört zu den Staaten des spanischen Amerika, die am wenigsten vermocht haben, sich zu befestigen. Nach mehrjährigem Bürgerkrieg, in welchem auch Paëz noch einmal (1861—63) für die Einheitsrepublik zu den Waffen gegriffen hatte, traten die Provinzen im Jahre 1864 zu der Bundesrepublik der „Vereinigten Staaten von Venezuela" zusammen. Trotzdem sind bürgerliche Kämpfe dort immer wieder ausgebrochen; und nur das fast diktatoriale Regiment Antonio Guzman Blancos (1870—77, 1879—84 und 1886—87) hat zeitweise der Republik friedlichere Zustände geschaffen.

10. Mittelamerika und Brasilien.

A. Mexiko.

Während der ganzen Zeit der südamerikanischen Unabhängigkeitskämpfe hat Mexiko für sich allein seitab gestanden und ist seine eignen Wege gegangen. Nach der Niederwerfung Hidalgos und seiner Anhänger (vgl. oben, S. 503) schien die spanische Herrschaft dort wieder vollkommen befestigt; selbst die Einführung und Wiederbeseitigung der demokratischen Verfassung von 1812 vollzog sich hier ohne jeden Zwischenfall. Die Vorgänge, die sich rundum in den stammverwandten Staaten abspielten, konnten natürlich nicht ganz ohne Rückwirkung auf den Geist der Bevölkerung bleiben; allein der Wunsch nach Freiheit und Unabhängigkeit war doch nicht stark genug, um den Umsturz der bestehenden Verhältnisse anzustreben. Hier ging vielmehr der revolutionäre Anstoß von einer ganz anderen Seite aus.

Der Vizekönig hatte sein besonderes Vertrauen dem Oberstleutnant Iturbide zugewendet, der, obwohl in Mexiko geboren, sich im Kampfe gegen die Scharen Hidalgos durch Energie und Geschick, aber auch durch Grausamkeit ausgezeichnet hatte. Allein Iturbide mißbrauchte diese Vertrauensstellung. Er trat insgeheim mit den Führern der Kreolen und den verstreuten Parteigängern Hidalgos in Verbindung; und während er angeblich gegen einen der letzteren zu Felde zog, veranstaltete er in dem Städtchen Iguala ein militärisches Pronunciamento, dessen Spitze sich gegen die spanische Herrschaft richtete. Das Verfassungsprogramm, welches er aufstellte, erklärte Mexiko für unabhängig und nahm die Berufung einer konstituierenden Versammlung in Aussicht, erklärte aber im voraus das Land als eine Monarchie, deren Thron Ferdinand VII. und den anderen Prinzen seines Hauses angetragen werden sollte. Sein Anhang mehrte sich mit außerordentlicher Schnelligkeit, so daß sich der Vizekönig und die spanische Partei bald auf die Hauptstadt beschränkt sahen. Da vollendete die Ankunft eines von der liberalen Regierung Spaniens ernannten Vizekönigs die Revolution auf unblutige Weise. Der neue Regent nahm den Plan Iturbides fast unverändert an und kehrte persönlich nach Spanien zurück, um für ihn am Hofe Ferdinands VII. zu wirken. Hätte sich damals einer der Brüder des Königs entschlossen, nach Mexiko hinüberzugehen, so wäre der Staat jedenfalls der bourbonischen Dynastie erhalten geblieben. Die Verwerfung des Planes von Iguala dagegen drängte seine Erfinder auf der Bahn der Revolution weiter. Da das Provisorium mit der Zeit für alle Parteien gefährlich zu werden drohte, ließ sich Iturbide von seinen Anhängern im Mai 1822 zum Kaiser von Mexiko ausrufen, um auf diese Weise sein Verfassungswerk zu retten. Allein sein Anhang war doch zu gering, seine Vergangenheit nicht makellos genug, um seine Herrschaft dem Land aufzudrängen. Nachdem in den verschiedensten Provinzen neue Pronunciamentos in einem ihm feindlichen Sinn erfolgt waren, mußte der Kaiser bereits im März 1823 an Bord eines englischen Schiffes eine Zuflucht suchen.

Nun wurde auch in Mexiko die Republik ausgerufen. Allein in der That bestand eine solche nur dem Namen nach, während eine Reihe von mehr oder minder vom Glücke begünstigten militärischen Prätendenten um das Erbe Iturbides stritt. Die hervorragendste Figur in diesem Kampfe ist der General Antonio Lopez de Santa Ana (Santana), der schon zum Sturze des „Kaisers" wesentlich beigetragen hatte, dann eine Zeitlang die Präsidenten nach seinem Belieben einsetzte und stürzte, bis er selbst die höchste Würde annahm, um sie gleichfalls mehr als einmal zu verlieren und wiederzugewinnen. Sein unleugbares Verdienst ist es, im Innern an

dem Kampfe für eine starke zentralistische Regierung gegenüber den geographisch und geschichtlich unberechtigten, nur aus blinder Nachäffung der nordamerikanischen Verfassung entsprungenen Föderationsgedanken festgehalten, nach außen aber die Unverletzlichkeit und Ehre des Landes unter wiederholter Einsetzung seiner persönlichen Sicherheit mannhaft verteidigt zu haben.

Mehr als die anderen spanisch-amerikanischen Republiken ist Mexiko in internationale Verwickelungen hineingezogen worden. Noch im Jahre 1829 wiederholten die Spanier den Versuch einer gewaltsamen Rückeroberung des Landes, wurden aber von Santa Ana geschlagen und zur Kapitulation gezwungen. Der Aufstand, welcher 1836 in Texas ausbrach, war zwar zunächst eine innere Angelegenheit Mexikos, dessen Grenzen damals noch den ganzen fernen Westen Nordamerikas umfaßten. Da aber Santa Ana bei dem Versuche, die Provinz zur Botmäßigkeit zurückzuführen, am 20. April 1836 geschlagen wurde und in Gefangenschaft geriet, erlangten die Separatisten die Oberhand. Texas bildete unter der Präsidentschaft des Amerikaners Houston eine unabhängige Republik, die von Anfang an ihr Heil in engem Anschluß an die Vereinigten Staaten suchte und 1845 sogar auf ihren Antrag in die Union aufgenommen wurde. Diese Kränkung glaubte Mexiko nicht ruhig hinnehmen zu dürfen; es erklärte den Vereinigten Staaten den Krieg und betraute Santa Ana mit dem Oberbefehl. Allein den Nordamerikanern war die von Parteiungen zerrissene, finanziell erschöpfte mexikanische Republik nicht gewachsen. Der Einfall der Unionstruppen fand weder in den Nordprovinzen ernsten Widerstand, noch konnte deren Landung in Veracruz verhindert werden. Santa Ana trat ihnen zwar auf dem Vormarsche wiederholt entgegen; allein er erlitt eine Niederlage nach der anderen und entfloh schließlich aus dem Lande nach Jamaica, als die Bundestruppen im September 1847 in der Hauptstadt Mexiko selbst ihren Gegnern den Frieden diktierten. Mexiko gab darin seine Ansprüche auf Texas und seine ganzen nördlichen pazifischen Provinzen gegen eine Entschädigung von 15 Millionen Dollars auf.

Santa Ana wurde 1853 noch einmal an die Spitze des erschöpften Staates berufen, um als Diktator dessen Wiederherstellung einzuleiten, und er nahm diese Aufgabe mit gewohnter Energie in die Hand; allein die innere Ruhe vermochte er um so weniger herzustellen, als er seit dem 17. Dezember 1853 offenbar bestrebt war, die Gewalt dauernd in seinen Händen festzuhalten. So ward er 1855 durch neue Pronunciamentos gestürzt. Seitdem verfiel Mexiko von neuem in einen revolutionären Zustand, der noch einmal eine Einmischung des Auslandes über das unglückliche Land heraufbeschwor. Die andauernde Gesetzlosigkeit hatte den Staat an den Rand des Bankrotts gebracht, und in der finanziellen Bedrängnis hatten die Gewalthaber begreiflicherweise auch das Eigentum der Ausländer nicht selten in vertragswidriger Weise angetastet. Schon im Jahre 1838 hatten ähnliche Vorgänge zu einem Kriege mit Frankreich geführt, das vorübergehend den Hafen San Juan de Ulua in seine Gewalt gebracht hatte. Als nun im Jahre 1861 der Präsident Carlo Benito Juarez, der nach langen Parteikämpfen die Herrschaft, wenn auch keineswegs unbestritten, an sich gebracht hatte, abermals sich widerrechtliche Eingriffe in das Vermögen der Ausländer gestattete, da ergriff Napoleon III., der den ungesetzlichen Ursprung seiner kaiserlichen Gewalt durch den Ruhm auswärtiger Erfolge vergessen zu machen bestrebt war, diese Gelegenheit und machte England und Spanien den Vorschlag, durch eine gemeinsame Expedition für die Rechte ihrer Unterthanen einzutreten. Der Vorschlag wurde zunächst von beiden Seiten angenommen. Ein Heer, zusammengesetzt aus Abteilungen aller drei Staaten, besetzte Veracruz und rückte bis Orizaba vor. Allein sobald als die Verbündeten erkannten, daß Frankreich keineswegs nur auf den

Ersatz des erlittenen Schadens bedacht war, sondern den Umsturz der bestehenden Herrschaft zu gunsten einer unter seinem Protektorate zu errichtenden Monarchie anstrebte, da zogen sich zuerst die Engländer und bald darauf auch die Spanier zurück.

Getäuscht durch die Einflüsterungen mexikanischer Flüchtlinge hatten die Franzosen geglaubt, das Volk werde ihnen in Masse zuströmen und ihnen einen Triumphzug bis in die Hauptstadt bereiten. Statt dessen wurde ihnen in Puebla ein so heißer Empfang zu teil, daß sie zunächst froh sein mußten, ihre früheren Quartiere bei Orizaba wieder zu erreichen und zu behaupten. Erst nachdem das Expeditionsheer auf mehr als 30,000 Mann gebracht worden war, konnte es seinen Vormarsch wieder aufnehmen. Nach einem erbitterten Kampf um den Besitz von Puebla, der mit der Kapitulation der mexikanischen Besatzung endete, öffnete auch Mexiko dem Sieger seine Thore. Damit schien das Ziel erreicht zu sein. Eine schnell zusammenberufene Junta ernannte eine provisorische Regierung, die nach wenigen Tagen dem Kongreß einen Gesetzentwurf vorlegte, der eine Monarchie mit dem Namen eines Kaiserreiches schuf; dieser wurde mit einer erdrückenden Majorität, beinahe einstimmig, angenommen. Der Prätendent, den Napoleon für den Kaiserthron ausersehen und dessen Einwilligung er sich schon vor Beginn der Aktion gesichert hatte, war der Erzherzog Maximilian von Österreich. Als nunmehr eine Abordnung der provisorischen Regierung sich nach Miramare verfügte, um dem Prinzen die mexikanische Kaiserkrone anzutragen, nahm dieser sie bereitwillig an. Im April 1864 bestieg er im Hafen von Triest die „Novara", die ihn nach Veracruz führen sollte. Die Überfahrt ging ungewöhnlich schnell von statten; und das Volk begrüßte seinen neuen Souverän mit aufrichtiger Freude: als er in Mexiko einzog, schien thatsächlich die Gegenpartei, an deren Spitze der Expräsident Benito Juarez stand, überwunden.

Ihre Bedeutung wuchs aber überraschend schnell wieder an infolge der inneren Schwierigkeiten, auf welche das Kaisertum stieß. Maximilian war von Anfang an nicht sein eigner Herr. Seine Verträge mit Napoleon III. sicherten ihm allerdings die Hilfe der französischen Truppen; allein sie stellten ihm auch in der Person ihres Oberbefehlshabers, des Marschalls Bazaine, eine Macht zur Seite, über die er nur in dem beschränktesten Umfange verfügen konnte. Bazaine war fast ein Nebenkönig in Mexiko und wurde es um so mehr, je mehr das gegenseitige Vertrauen zwischen dem Kaiser und dem Marschall verloren ging. Die Verträge bewiesen aber weiter, daß die Einmischung der Franzosen zu gunsten Maximilians bei weitem nicht so selbstlos war, als sie geschienen hatte. Die finanziellen Zumutungen, welche an das Land gestellt wurden, waren außerordentlich schwer und insofern unverantwortlich, als unter dem Drucke der französischen Politik eine unwürdige Spekulation zur Ausbeutung Mexikos zu gunsten höchst fragwürdiger Forderungen betrieben wurde. Das waren allein schon Momente, die für Maximilians Herrschaft wenig Gutes hoffen ließen. Er selbst legte sich sehr wohl darüber Rechenschaft ab, daß ihn der Schutz einer auswärtigen Macht einer bedeutenden Partei des Landes entfremden müsse. Er suchte deshalb sich nicht nur dem französischen Einflusse möglichst zu entziehen, sondern bemühte sich auch, über den Parteiungen zu bleiben, welche das Land in zwei feindliche Lager spalteten. Für eine so hochherzige Auffassung war aber das Volk nicht reif.

Die konservative Partei, die Maximilian auf den Thron erhoben hatte, fand sich in ihren Erwartungen enttäuscht; und die Liberalen sahen in seiner Versöhnlichkeit ein Eingeständnis der Schwäche und begannen bald, wieder neuen Mut zu fassen. Sie durften das um so mehr, als sie einen Rückhalt fanden, der ihnen viel sichereren Schutz versprach als der, den Frankreich

ihren Gegnern zu bieten vermochte. Die französische Einmischung kehrte anerkanntermaßen ihre Spitze gegen die Vereinigten Staaten, deren gewaltige Ausbreitung und rascher Aufschwung die Monarchen Europas mit Bangen erfüllt hatte. Napoleon hatte den Augenblick zum Eingreifen für besonders günstig erachtet, weil die Vereinigten Staaten durch den Sezessionskrieg (vgl. unten, S. 559 ff.) zunächst vollauf im Innern beschäftigt waren. Allein der rasche und vollständige Sieg der Nordstaaten ließ diesen die Hände frei und diente erst recht dazu, sie in der mexikanischen Frage energisch Stellung nehmen zu lassen. Für sie war Juarez auch dann noch die einzige rechtmäßige Regierung Mexikos, als dieser aus eigner Machtvollkommenheit sich die abgelaufene Präsidentschaftsfrist verlängert hatte und nur noch als Flüchtling an den äußersten Grenzen des Landes umherirrte.

Die Aussicht, den Vereinigten Staaten zu einem Eindringen in Nordmexiko durch die französische Unterstützung Maximilians einen Vorwand zu geben, war Napoleon III. äußerst peinlich. Aber anstatt diese Verhältnisse offen anzuerkennen und so gut wie möglich auf anderem Wege für seine Schöpfung zu sorgen, nahm Napoleon die Nichterfüllung der finanziellen Verbindlichkeiten von seiten der mexikanischen Regierung zum erbärmlichen Vorwand, um Maximilian, nachdem er ihn lange zwischen Furcht und Hoffnung hatte schwanken lassen, einfach preiszugeben. Maximilian hatte sich allerdings den äußerst schwierigen Verhältnissen nicht gewachsen gezeigt. Sein Schwanken zwischen den mexikanischen Parteien und die Unentschlossenheit in der gegenüber Frankreich zu befolgenden Politik hatten viel dazu beigetragen, die Festigung seines Thrones zu hindern. Dazu kam seine angegriffene Gesundheit und der schwere Schlag, daß seine Gattin Charlotte dem Wahnsinn anheimfiel, während sie in Paris und Rom vergebliche Anstrengungen machte, Hilfe zu schaffen. Als die französischen Truppen den Rückzug antraten, schien er zur Abdankung entschlossen zu sein; dann aber kehrte er doch plötzlich zurück und stellte sich selbst an die Spitze des mühsam für seine Herrschaft ringenden schwachen Heeres. Allein es war zu spät. Mitte Mai 1867 zu Queretaro durch seine eignen Generale verraten, wurde er von den Republikanern nach kurzem formlosen Prozeß mit seinen letzten Getreuen füsiliert (19. Juni 1867).

Nun hatte Juarez leichtes Spiel. Er zeigte sich, wieder im Besitz der Macht, als Politiker der Aufgabe besser gewachsen, als seine Vorgänger. Unter der Form der Republik hat Mexiko seit 1866 wesentlich die Diktatur zweier Männer getragen: Benito Juarez (1867—72) und Porfirio Diaz (1877—81 und seit 1884 ununterbrochen). Pronunciamentos und Revolutionen sind dort wie im übrigen spanischen Amerika häufig genug an der Tagesordnung gewesen; aber der aufgeklärte Despotismus dieser Männer hat das Land vieles nachholen lassen, was in der Zeit der andauernden Revolution versäumt worden war. Auf dem Wege zur wirklichen republikanischen Freiheit macht es im Bunde mit den spanischen Schwesterrepubliken langsame, aber unverkennbare Fortschritte.

B. Die kleinen mittelamerikanischen Republiken.

Als Iturbide im Jahre 1821 der spanischen Herrschaft in Mexiko ein jähes Ende bereitet hatte, teilte sich die Bewegung zu gunsten der Unabhängigkeit auch dem Generalkapitanat von Guatemala mit, welches die Staaten nördlich von der Landenge von Panama bis an die Grenzen des Königreichs Neu-Spanien umfaßte. Die Revolution vollzog sich auch dort ohne Blutvergießen, wenigstens soweit es sich um die Losreißung von Spanien handelte; dagegen brach zwischen den Parteien der Servilen und Liberalen sofort der Bürgerkrieg aus. Die ersteren

begannen damit, im Gegensatze zu der konstituierenden Versammlung den Anschluß Zentralamerikas an das Kaiserreich Iturbides durchzusetzen. Dadurch wurden sie jedoch in dessen bald darauf erfolgenden Sturz verwickelt und verloren damit ihren Einfluß auf das Land, dessen einzelne Bezirke unter der Führung der Liberalen nunmehr die Leitung ihrer Angelegenheiten in die eigne Hand nahmen und die kleinen Republiken Zentralamerikas bildeten. Ganz erloschen aber auch so das Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht. Nur Chiapas sagte sich von den alten Bundesgenossen los und schloß sich der mexikanischen Republik an. Guatemala, Honduras, San Salvador, Nicaragua und Costarica dagegen schlossen sich am 1. April 1823 zu einem Staatenbunde zusammen, der sich im Jahre 1825 in dem General Arce seinen ersten Präsidenten erwählte. Damit begann aber auch dort der unaufhörliche Bürgerkrieg, der unter dem Vorwande der Verfechtung föderalistischer oder zentralistischer Grundsätze im wesentlichen doch nur ein Kampf eigensüchtiger Parteiführer um den Besitz der Macht war.

Bis zum Jahre 1839 führte die Republik der Vereinigten Staaten von Zentralamerika ein zwar von vielen Stürmen erschüttertes, doch aber noch immer rechtlich begründetes Dasein; in diesem Jahre aber wurde der Staatenbund aufgelöst und ist lange Zeit nicht wieder erstanden. Die fünf kleinen Staaten sind allerdings wiederholt zu der Überzeugung gelangt, daß eine energische Förderung ihrer vielfach übereinstimmenden Interessen im Innern ebensosehr ihren engeren Anschluß untereinander wünschenswert machte, als die Wahrung ihrer Unabhängigkeit gegenüber den Anmaßungen, die ihnen von außen entgegentraten. Es sind deshalb auch fortgesetzt bald auf dem Wege diplomatischer Verhandlungen, bald unter Anwendung von Waffengewalt Versuche gemacht worden, einen Bund aller oder doch einiger der alten Staaten von Zentralamerika wieder ins Leben zu rufen. Allein während diese Verwickelungen vielfach den beteiligten Republiken sehr ernstliche Schädigungen in dem Gang eines stetigen Fortschreitens zugefügt haben, sind die Vorteile, welche ihre Vereinigung ihnen bringen sollte, nicht erreicht worden. Niemals ist es gelungen, eine Regierungsform ausfindig zu machen, welche die Vereinigung davor gesichert hätte, zu einer Vergewaltigung der schwächeren durch die stärkeren Bundesglieder auszuarten. Aus diesem Grund ist bisher auf jeden Versuch des Zusammenschlusses binnen kurzem eine Revolution in dezentralisierender Absicht gefolgt. Auch der 1896/97 geschaffenen „República Mayor de Centro-America“ war, obwohl sie den einzelnen Staaten im Innern volle Selbständigkeit ließ, Ende 1898 bereits dasselbe Schicksal beschieden.

C. Brasilien.

Als der Thron Maximilians zusammenbrach, hatte die Republik über den ganzen amerikanischen Kontinent ihren Triumphzug gehalten — bis auf Brasilien. Daß die portugiesische Königsfamilie im Jahre 1808 vor dem drohenden Einmarsche der Franzosen unter Junot den Sitz der Regierung nach Rio de Janeiro verlegte, war nur als eine vorübergehende Maßregel gedacht, die an den staatsrechtlichen Verhältnissen zwischen dem Mutterland und der Kolonie nichts ändern sollte. Allein die Umstände machten dies bald unmöglich. Der revolutionäre Zug, der nach der Vertreibung Napoleons durch die Pyrenäenstaaten ging, die rings um Freiheit und Unabhängigkeit ringenden Schwesterstaaten mußten eine starke Rückwirkung auf die brasilianischen Verhältnisse ausüben. Schon 1815 wurde Brasilien zu einem Königreich erhoben, ein Vorgang, der den Bestrebungen, die auf Losreißung von Portugal gerichtet waren, notwendigerweise großen Vorschub leisten mußte. Die Entscheidung wurde aber dann doch wieder durch die Verhältnisse Portugals und nicht durch die Brasiliens herbeigeführt.

Die Erhebung zu gunsten eines parlamentarischen Regimentes, die 1820 in Spanien durch Riego in Fluß gebracht wurde, teilte sich auch dem Königreich Portugal mit und griff von da nach Brasilien über. König Johann VI. wurde davon vollkommen überrascht; und da sich der Thronfolger Dom Pedro an die Spitze der Liberalen stellte, erreichten diese leicht ihren Zweck: das Versprechen einer eignen parlamentarischen Verfassung für Brasilien. Wenn sich aber hier die Liberalen mit denen Portugals als solidarisch gefühlt hatten, so mußten sie bald erkennen, daß die Cortes des Mutterlandes ganz andere Zwecke verfolgten, als ihnen erwünscht sein konnte; denn diese verlangten nichts Geringeres als die Rückkehr des Hofes nach Lissabon und die Wiederherstellung der portugiesischen Vorherrschaft über Brasilien.

Das erste Ziel wurde erreicht: Johann VI. kehrte nach Lissabon zurück; und Dom Pedro, der zu gunsten seiner Geschwister auf die Thronfolge verzichtete, blieb zunächst als Königstatthalter in Rio de Janeiro zurück. Aber je deutlicher die Cortes darauf ausgingen, Brasilien wieder zu der Stellung einer Provinz herabzudrücken, desto mehr lockerte sich das Band, welches die Kolonie mit dem Mutterlande verband. Endlich blieb Dom Pedro selbst nichts übrig, als das Band zu zerreißen und am 7. September 1822 die volle Unabhängigkeit Brasiliens auszurufen, welches einen Monat später zum Kaiserreich erklärt wurde. Bis dahin war Dom Pedro, von der nationalen Bewegung getragen, im Einverständnis mit der großen Mehrheit seines Volkes geblieben. In den Streitigkeiten aber, welche sich in den folgenden Jahren über Fragen der äußeren und inneren Politik erhoben, wurde dies Einvernehmen mehr und mehr gestört. Und als schließlich das Volk ihn durch Unruhen einzuschüchtern versuchte, wie es dies erfolgreich unter seiner Mitwirkung gegen Johann VI. gethan hatte, da dankte er 1831 zu gunsten seines Sohnes ab, um bald darauf seine Tage in Lissabon zu beschließen.

Auch Pedro II. war es nicht bestimmt, in seinem Reiche zu sterben. Schon während der Zeit seiner Minderjährigkeit machten sich in den leidenschaftlichen Kämpfen der Parteien die Anhänger einer föderalistisch-republikanischen Staatsform stark bemerkbar. Ihr Einfluß trat allerdings wieder mehr in den Hintergrund, als der 1840 vorzeitig für majorenn erklärte Dom Pedro II. mit großem Takt eine außerordentlich freisinnige Regierung führte. Aber vollkommene Ruhe kehrte auch da nicht dauernd im Land ein; besonders die Provinz São Paulo erwies sich als ein unauslöschlicher Herd stets sich erneuernder republikanischer Umtriebe. Der siegreiche Feldzug gegen Paraguay erhöhte zwar das Ansehen des Landes nach außen, brachte es aber in schwere finanzielle Verlegenheiten, und diese wurden durch die Kosten der 1871 beschlossenen Sklavenbefreiung nur noch vermehrt. Die Verhandlungen über die Durchführung dieser Maßregel haben lange Jahre hindurch das politische Leben Brasiliens erfüllt und sind auch maßgebend gewesen für die letzte Verfassungsänderung des Landes. Nachdem Dom Pedro lange Zeit mit Hilfe konservativer Ministerien es versucht hatte, die Sklavenfrage in einem Sinne zu lösen, der alle Interessen möglichst schonte, sah er sich genötigt, im Jahr 1888 ein liberales Ministerium zu berufen, das unmittelbar nach seinem Amtsantritt die bedingungslose Aufhebung der Sklaverei aussprach und jede Entschädigung der Sklavenbesitzer zurückwies. Damit aber trieb es einen so großen Teil der Bevölkerung auf die Seite der Gegenpartei, daß diese am 15. November 1889 einen Aufstand in Szene setzen konnte, dem sich die Hauptstadt widerstandslos ergab. Die vereinigten Konservativen und Föderalisten erzwangen nunmehr von Dom Pedro seine Abdankung und errichteten die Republik der Vereinigten Staaten von Brasilien: eine Schöpfung, welche dem Lande bisher weder friedlichere Zeiten zu gewährleisten, noch bessere Aussichten für die Zukunft zu eröffnen vermocht hat.

11. Nordamerika im 19. Jahrhundert.

Man hat sich gewöhnt, die neuere Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika gänzlich unter dem Gesichtswinkel des Kampfes um die Sklaverei zu betrachten. Das ist jedoch nicht in demselben Maße richtig, wie es für die letzten drei Jahrzehnte Brasiliens zutrifft. Die ideale Frage über die Zulässigkeit oder die Berechtigung der Sklaverei ist allerdings schon während des Ausganges der englischen Kolonialherrschaft und seitdem ohne wesentliche Unterbrechung immer wieder von Einzelnen und von Körperschaften aufgeworfen und verneint worden. Allein die Regierung der Vereinigten Staaten als solche hat bis weit in das 19. Jahrhundert hinein die Sklaverei der Schwarzen als einen vollkommen zu Recht bestehenden Zustand betrachtet; und der große Parteikampf zwischen Nord und Süd hat sich niemals um die sittliche Frage der Berechtigung oder Nichtberechtigung der Sklaverei gedreht. Das war vielmehr ein Kampf um rein wirtschaftliche Interessen, die sich nur nach und nach dahin zuspitzten, daß die Erhaltung der Sklaverei ebensosehr die unbedingte Forderung des Südens, wie die Durchbrechung der Vormacht der sklavenhaltenden Südstaaten die Lebensfrage für die gedeihliche Fortentwickelung der Interessen des Nordens wurde. Einer Regierung, welche die Art der Abstimmung über ihre wichtigsten Angelegenheiten durch die Zahl der Sklaven beeinflussen ließ, einer Regierung, welche dem Sklavenhalter unbeschränkt die Verfolgung seiner Sklaven auch in solchen Staaten gewährleistete, in denen die Institution nicht bestand, einer Regierung endlich, die die Sklaverei zuließ in dem einzigen kleinen Bezirk, über welchen sie mit unmittelbarer Vollmacht zu bestimmen berechtigt war, dieser kann man nicht im Ernste Zweifel an der Rechtsbeständigkeit der Sklaverei unterschieben.

In den nördlichen Staaten war allerdings die Sklaverei aus Gründen des Klimas und aus Gründen der wirtschaftlichen Entwickelung nicht sehr verbreitet; Massachussets besaß sogar schon bei der Unabhängigkeitserklärung keine Sklaven mehr. Aber in New York gab es solche noch bis zum Jahre 1840 und ähnlich in den anderen nördlichen Staaten. Der Sklavenhandel, der bei weitem uneingeschränkter als die Sklaverei die allgemeine Verurteilung fand, ist nicht nur während der von der Verfassung festgesetzten zwanzig Jahre nach der Unabhängigkeitserklärung, sondern noch weit über diese Zeit hinaus von eben den Großkaufherren der nördlichen Staaten schwunghaft betrieben worden, die sich im übrigen bereits des wirtschaftlichen Gegensatzes zwischen den Interessen des Nordens und des Südens vollkommen bewußt waren.

Solange dieser Wiederstreit nicht zu lösen war, lag eine ernste Gefahr für beide Parteien in den Bestimmungen der Verfassung, welche anordneten, daß im Repräsentantenhause die Mehrheit der auf Grund der Bevölkerungszahl (vgl. oben, S. 489) gewählten Abgeordneten und im Senate die Abstimmung einer Mehrzahl der Staaten eine Maßregel zum Gesetz erhoben. Im Repräsentantenhause besaßen von Anfang an die nördlichen Staaten vermöge ihrer dichteren Bevölkerung eine kleine Mehrheit. Daran vermochte der Kunstgriff nichts zu ändern, daß den Südstaatlern durch die Anrechnung von je fünf Sklaven als drei Virilstimmen ein unbilliges Zugeständnis gemacht worden war. Diese Mehrheit wuchs aber von Jahr zu Jahr; denn mit der Bevölkerungszunahme der Nordstaaten vermochten die südlichen trotz Sklaveneinfuhr und Sklavenzüchtung nicht Schritt zu halten. So lag der einzige Schutz des Südens im Senate, der nicht nach der Bevölkerung, sondern nach Staaten beschickt wurde. Wenn er nicht wirtschaftlich dem Norden preisgegeben werden wollte, mußte der Süden ein Gleichgewicht im Senat

aufrecht zu erhalten suchen. Denn darüber konnte kein Zweifel sein, daß der Norden eine Überlegenheit, die ihm in beiden Häusern etwa zufallen könnte, mit der größten Rücksichtslosigkeit in seinem ureignen Interesse ausbeuten würde. Die Neu-England-Staaten hatten schon zur Heraufbeschwörung der Revolution den Eigennutz auf das schroffste hervorgekehrt. Sie hatten ihn ebenso während des Krieges rücksichtslos verfolgt; und nach dem Frieden war es nicht zuletzt ihre egoistische Politik gewesen, welche das Konstitutionswerk nötig gemacht hatte. Der Föderalismus hatte dann einige Jahre wohl unbewußt ihre Geschäfte besorgt. Aber die ganze Haltung der nach der Hartford-Konvention mit Bewußtsein zusammengefaßten Nordgruppe ließ keinen Zweifel darüber, wessen sich der Süden zu versehen haben würde, wenn der eigensüchtigen Geschäftspolitik der Nordstaaten einst das Gegengewicht des Südens nicht mehr die Wage halten konnte.

Die *Pflanzerstaaten* hatten deshalb *gegen* die *Handelsstaaten* gemeinsame Lebensinteressen wahrzunehmen. Dieselben bestanden zwar nicht ausschließlich in der Aufrechterhaltung der *Sklaverei*. Aber allerdings gab diese für ihren wirtschaftlichen Betrieb wesentliche Einrichtung ein *äußerliches*, leicht erkennbares Merkmal ab, das um so mehr zu einem wesentlichen *Kennzeichen* der Partei wurde, je mehr der Norden in pharisäischer Selbstgefälligkeit die einst von ihm selbst keineswegs verschmähte Einrichtung zum Vorwande seiner rein in der Interessenpolitik begründeten Angriffe gegen den Süden machte.

Damals, als die dreizehn nordamerikanischen Provinzen zu einem Bundesstaate zusammengetreten waren, lag der wirtschaftliche Gegensatz der Pflanzerstaaten gegenüber den Handels- und Manufakturstaaten noch keineswegs so ausgeprägt vor, daß man von einer Majorität der einen oder der anderen Gruppe hätte reden können. Allein weiterhin nahm die Scheidung von Jahr zu Jahr einen bestimmteren Charakter an. Jedenfalls war es nicht ein bloßer Zufall, daß, wie in den dreizehn ursprünglichen Staaten, so auch in den neun bis zum Jahre 1818 als neue Staaten in die Union aufgenommenen Gebieten die Staaten mit einer wesentlich freien, industriellen und ackerbauenden Bevölkerung und die mit vorwiegender Plantagen- und Sklavenwirtschaft einander die Wage hielten. Dies Gleichgewicht schien zum erstenmal eine Erschütterung erleiden zu sollen, als *Missouri* um Aufnahme in den Staatenbund nachsuchte und die mit dem Berichte darüber betraute Kommission das Verbot der Sklaverei zur Vorbedingung der Zulassung machte. Die Frage war insofern offen, als das alte Abkommen zwar bestimmt hatte, daß in den Gebieten nördlich vom Ohio die Sklaverei verboten sein sollte, *jenseit des Mississippi* (s. die Karten bei S. 525) aber in dieser Beziehung eine bestimmte Grenze noch nicht aufgestellt worden war. Da seinen natürlichen Bedingungen und der Art seiner Besiedelung nach Missouri jedenfalls dazu ausersehen war, ein Pflanzerstaat zu werden, so erhoben sich in beiden Häusern die Vertreter der Pflanzerstaaten mit großem Eifer gegen den Bericht der Kommission und verlangten, in Übereinstimmung mit der von dem Süden stets stark betonten Souveränitätslehre, daß es dem neuen Staate selbst überlassen bleiben solle, in seiner Verfassung die Frage der Sklaverei zu entscheiden, daß aber keinesfalls dem Bund ein Recht eingeräumt werden dürfe, die Aufnahme eines Staates von dieser Vorfrage abhängig zu machen. Für den Norden handelte es sich aber dabei überhaupt nicht um die den Handelsherren höchst gleichgiltige Frage, ob es in Missouri Sklaven geben sollte oder nicht, sondern darum, ob durch die Überantwortung dieses Territoriums an die südliche Interessengruppe diese im Bundessenat ein entscheidendes Übergewicht erlangen sollte, von dessen Ausbeutung in einem dem Norden feindlichen Sinne sie mit Recht ernstliche Schädigungen zu befürchten hatten. Der Widerstand des Nordens war deshalb zäh und energisch, solange als die Gefahr der Majorisierung

drohte; er schwand aber sofort dahin, als sich das Territorium von Maine gleichfalls um die Aufnahme als Staat bewarb und damit ein nördliches Gegengewicht gegen den dem Süden aus Missouri entstehenden Zuwachs schuf. So kam 1820 das sogenannte Missourikompromiß zu stande, das einerseits den beiden nachsuchenden Gebieten die Aufnahme in die Union bedingungslos gewährte, anderseits die Bestimmung traf, daß die Grenze zwischen den Territorien mit oder ohne Sklaven westlich vom Mississippi dem 36,30. Breitengrade folgen solle.

Ein wesentlicher Grund für die Schärfe, mit welcher der Missouristreit von beiden Teilen ausgefochten worden war, lag in dem Umstande, daß gleichzeitig ein anderer Interessenkampf zwischen dem Norden und Süden im Gange war. Es ist schon (vgl. oben, S. 486) erwähnt worden, wie sich New York bereits vor der Annahme der Bundesverfassung mit einem Schutzzollsystem umgeben hatte, um seine junge Industrie zu unterstützen. Je mehr sich nun diese in den gesamten Staaten des Nordostens entwickelte, desto allgemeiner wurde dort der Wunsch nach einem Schutze durch die Bundesgesetze. Diesem Wunsche schlossen sich die Staaten des Nordwestens an, in denen vorwiegend die Farmer sich dem Anbau von Getreide widmeten. Der Süden dagegen hatte ein unbedingtes Interesse am Freihandel. Er produzierte ja selbst nur einige wenige Massenartikel, die als Rohprodukte aus dem südlichen Staatengebiete hinausgingen; dagegen bezog er seinen gesamten Bedarf an Manufakturen von auswärts und konnte es deshalb nicht gern sehen, wenn ein Zollschutz die Konkurrenz des Auslandes auf seinen Märkten erschwerte und ihm alle die Artikel, die ihm doch unentbehrlich waren, verteuerte. Es war ihm dabei doppelt unangenehm, mit einem Schutzzolle nicht nur die Industrie der Nördlichen, den Hauptfaktor für deren rasche Bevölkerungszunahme, zu stärken, sondern sich sogar durch die Verdrängung des ausländischen Mitbewerbes für die Industrieartikel in eine direkte Abhängigkeit von den Nordstaaten zu begeben. Trotzdem ging 1824 in beiden Häusern des Kongresses mit einer Mehrheit von wenigen Stimmen der Gesetzentwurf durch, der einen mäßigen Schutzzoll zum Bundesgesetz machte. Der Kampf zwischen Freihändlern und Schutzzöllnern trat freilich damit kaum in eine Ruhepause, geschweige denn, daß er ein Ende gefunden hätte; denn mit demselben Eifer, mit dem die Nördlichen nach weiteren Zollerhöhungen strebten, kämpfte der Süden für deren Beseitigung.

Als Monroe (vgl. oben, S. 497) im Jahre 1825 nach seiner zweiten Amtsperiode (1821 bis 1825) in das Privatleben zurücktrat, konnte er mit Befriedigung auf sein Werk zurückblicken. Das Ansehen der Regierung war nach innen und nach außen gekräftigt, die wirtschaftliche Entwickelung in vielversprechende Bahnen gelenkt und die finanzielle Lage befriedigend geordnet. Auch unter seinem Nachfolger John Quincy Adams (1825—29), dem Sohne des zweiten Präsidenten John Adams, blieben die Verhältnisse im wesentlichen die gleichen; allerdings nicht nur was die günstige äußere Entwickelung, sondern auch was die ungünstige Fortdauer des inneren Zwiespaltes anlangt.

John Quincy Adams war 1825 als Kandidat der Nördlichen auf den Präsidentenstuhl erhoben worden; allein er selbst war weit davon entfernt, in parteiischem Geiste seines Amtes zu walten. Damals überhaupt haben die Vereinigten Staaten in Talent und Charakter ihre Glanzzeit gesehen. Von der Tribüne des Kongresses leiteten die größten Redner, die Amerika besessen hat, das politische Leben der Parteien: Calhoun (vgl. oben, S. 495) als Führer des Südens, Webster als der des Nordens. Ihre Dialektik ist freilich nicht immer frei von spitzfindigen Sophismen; aber jene Männer vertraten doch noch politische Überzeugungen und nicht lediglich materielle Interessen. Ihr gewaltiger Redekampf galt in der Hauptsache der Tarifreform.

Die Schutzzöllner kehrten in jeden neuen Kongreß mit verstärkter Anzahl ein; und die Weltlage war damals so, daß sie deren Bestrebungen entschieden rechtfertigte. Noch immer war England mit einer jährlichen Einfuhr im Werte von 25 Millionen Dollars der Hauptlieferant der Vereinigten Staaten. Anstatt aber den Handel eines so bedeutenden Konsumenten schonend zu behandeln, brachte England jetzt wieder einmal die Navigationsakte streng zur Anwendung, verweigerte den Abschluß eines Handelsvertrages und suchte die Amerikaner ganz aus seinen westindischen Besitzungen zu verdrängen. Ein Schutzzoll gegen englische Manufakturen war deshalb ebensosehr eine politische wie eine wirtschaftliche Maßregel; und in dieser Erkenntnis fand er auch in beiden Häusern des Kongresses die Billigung der Mehrheit. Allein in der Opposition der südstaatlichen Minderheit machten sich immer mehr rebellische Züge bemerkbar; es wurde sogar schon einmal unter Adams die Autorität der Bundesgewalt direkt in Frage gestellt. Georgia hatte, um sich der unbequemen Reste seiner indianischen Bevölkerung zu entledigen, einen Vertrag mit einigen Häuptlingen der Creeks abgeschlossen, der sich als eine zweifellose Rechtsverletzung herausstellte, indem die Vertragschließenden ohne jede Berechtigung für die Gesamtheit ihres Stammes gehandelt hatten und zudem unverkennbar bestochen worden waren. Trotzdem hielten der Gouverneur und der gesetzgebende Körper des Staates den Vertrag nicht nur gegen das Veto des Präsidenten, sondern auch gegen den Rechtsspruch des Bundesgerichtes aufrecht und bedienten sich dabei gegen die Bundesgewalten einer so herausfordernden Sprache, daß es fast ein Hohn auf die Verfassung war, als sie nicht nur schließlich die Vertreibung der Indianer, sondern unter dem Nachfolger von Adams sogar die Billigung des betrügerischen Vertrages erreichten.

Die Lehre von der Souveränität der einzelnen Staaten war auch bei dieser Gelegenheit vielfach zu Hilfe genommen worden; sie fand unmittelbar darauf eine noch schroffere Anwendung durch einen anderen der südlichen Staaten. Südcarolina hatte schon unter John Quincy Adams erklärt, daß es nicht gewillt sei, sich der Politik der erhöhten Schutzzölle zu unterwerfen, aber sich für den Augenblick mit einem Proteste begnügt, weil die Präsidentenwahl vor der Thüre stand und man die Erhebung eines Mannes erwartete, von dem man glaubte, die Beseitigung der Schutzzölle hoffen zu dürfen. Andrew Jackson, der Held des Seminolenkrieges, der Sieger von New Orleans (vgl. oben, S. 496), hatte schon im vorigen Wahlkampfe die relative Mehrzahl der Stimmen auf sich vereint und behauptete, nur durch einen unwürdigen Handel zwischen Adams und dem Präsidenten des zur Entscheidung angerufenen Senats um die Siegespalme betrogen worden zu sein. Daß er der bevorzugte Kandidat im neuen Wahlkampfe sein werde, unterlag keinem Zweifel; denn die doktrinäre Parteilosigkeit von Adams hatte ihm selbst seine Freunde entfremdet. Da Jackson ausgesprochenermaßen ein Mann des Südens war, so hoffte dieser von der Erhebung des von der Volksgunst getragenen Generals nicht nur die Beseitigung der Zollschranken, sondern überhaupt ein entschieden den südlichen Interessen dienendes Regiment. Nun hat Jacksons Wahl, die 1828 mit einer erdrückenden Mehrheit erfolgte, allerdings einen einschneidenden Umschwung in die Geschichte der Vereinigten Staaten gebracht; trotzdem sahen die südlichen Staatenrechtler ihre letzten Hoffnungen durch ihn nicht erfüllt.

Jackson war ein durchaus ehrenwerter und wohlwollender Charakter; und das Wohl des Staates in seiner Gesamtheit stand ihm, wie der Süden zu seinem Schaden bemerkte, höher, als man dies nach manchen Unregelmäßigkeiten seiner früheren Laufbahn erwartet hatte. Seine geistige Bildung war allerdings der großen Aufgabe, welche die Regierung der Union ihm auferlegte, nicht gewachsen. Selbst der Umstand, daß er als der Auserwählte der breiten Massen in das Weiße Haus einzog, wurde ihm in diesem Sinne verhängnisvoll; denn er wußte die

dreisten Zumutungen, die von den demagogischen Führern an ihn gestellt wurden, weder auf ihre wahren Triebfedern zu durchschauen, noch in einer würdigen Weise sich fern zu halten. Indem er sich den Hintertreppeneinflüssen nur allzusehr zugänglich erwies, verschuldete er es, daß mit seiner Präsidentschaft das verhängnisvolle System zur Anerkennung gelangte: die Pflicht eines neuerwählten Präsidenten sei es, seine Anhänger durch die Beförderung in einträgliche Staatsstellungen zu belohnen, was natürlich nur geschehen konnte, indem man die früheren Inhaber entfernte. Im großen und ganzen aber ließ sich Jackson in seiner Regierungspolitik von dem gesunden Menschenverstande leiten, der ihm in ausgeprägtester Weise eigen war. Der Haß, mit dem er die Vereinigte-Staaten-Bank verfolgte und schließlich ziemlich autokratisch durch sein Veto aufhob, war unzweifelhaft von nationalökonomischem Standpunkt aus kurzsichtig und führte zu einer finanziellen Krisis, in welcher die Union schwere Verluste erlitt. Aber der Gedanke, den er dabei verfolgte, war vollkommen gerechtfertigt; denn in ihrer damaligen Organisation war die Bank thatsächlich nicht viel anderes als der Stützpunkt für die höchst eigensüchtigen und zum Teile wenig sauberen Unternehmungen des sich rasch entwickelnden Yankee-Jobbertums.

In Bezug auf die Tariffrage enthielt sich Jackson in sehr vorsichtiger Weise eines ähnlich einschneidenden Eingreifens. Der Kongreß behielt denn auch in der Hauptsache das Schutzzollsystem noch im Jahre 1832 bei und setzte nur einzelne besonders mißliebige Zölle etwas herab, um der Opposition die Handhaben zum Angriff zu entziehen. Die meisten der südlichen Staaten nahmen diese Thatsachen, obwohl sie ausnahmslos für die Opposition gestimmt hatten, ruhig hin, oder begnügten sich wenigstens mit bloßen Protesten. Dagegen nahm die antischutzzöllnerische Bewegung in Südcarolina nunmehr einen entschieden revolutionären Charakter an. Die gesetzgebende Versammlung dieses Staates erklärte geradezu die Tarifbestimmungen von 1828 und 1832 als für ihr Gebiet nicht verbindlich und setzte den 1. Februar 1833 als Termin fest, an welchem sie den Schutzzoll außer Kraft setzen würde, wenn bis dahin der Kongreß nicht selbst Abhilfe geschafft hätte. Nun mochte wohl Jackson in den Anfängen seiner Laufbahn es nicht allzu genau genommen haben mit dem der Zentralgewalt schuldigen Gehorsam; allein seit er selbst an der Spitze des Staates stand, bestand für ihn kein Zweifel daran, daß jede Auflehnung gegen die Bundesgesetze ein Verbrechen sei, welches er, der rasche und rauhe Haudegen, am liebsten mit dem Säbel in der Faust gerächt hätte. Sein Verfahren gegen Südcarolina hielt sich trotz dieser Anwandlungen durchaus in den gesetzlichen Bahnen. Denn nachdem der Staat seinen Anweisungen Trotz geboten und bei den ungesetzlichen Beschlüssen verharrt hate, brachte er bei dem Kongreß eine Bill ein, die der Bundesregierung das Recht zusprach, unter Umständen mit Waffengewalt über der Ausführung der Bundesgesetze zu wachen.

Es wäre für die fernere Entwickelung der Vereinigten Staaten unzweifelhaft segensreich gewesen, wenn der Konflikt damals durch Waffengewalt zum Austrage gekommen wäre. Trotz geheimer Zuneigung in gewissen Kreisen der Südlichen stand Südcarolina damals allein; und seine Sache war unzweifelhaft schlecht. Niemals konnte eine geeignetere Persönlichkeit für die gewaltsame Verfechtung des Bundesgedankens gefunden werden als Jackson, der selbst unbedingt der Partei der Südlichen zugehörte und von einer ungewöhnlichen Beliebtheit getragen wurde. Wäre Südcarolina damals zum Gehorsam gezwungen worden, so wäre der Streit zwischen Bundes- und Staatensouveränität schon 1833 zum Austrag gekommen, und der Sezessionskrieg wäre zu einer Unmöglichkeit geworden. Allein die zentralistische Partei und die Nördlichen hatten nicht den Mut, den von Südcarolina ihnen hingeworfenen Handschuh aufzunehmen. Der Streit wurde durch ein Kompromiß erledigt, welches die eigentliche

Streitfrage offen ließ und damit, trotz des unmittelbaren Sieges, eine Niederlage der Bundesgewalt bedeutete. Die Grundlage, auf der man sich verglich, war ein Gesetz, welches die allmähliche Herabsetzung der Schutzzölle auf ein bescheidenes Maß aussprach; dieses wurde zuerst vom Kongreß erledigt, so daß Südcarolina seinen Nichtigkeitsbeschluß zurückziehen konnte und die Waffengewalt-Bill, die trotzdem zur Annahme gebracht wurde, schon vor ihrem Inkrafttreten gegenstandslos geworden war.

Auch Jackson behauptete sich, wie die Mehrzahl seiner Vorgänger, während zweier Amtsperioden (1829—37) an der Spitze der Geschäfte; er war aber für längere Zeit der letzte Präsident, der dies erreichte. Für den Staat hat der regelmäßig wiederkehrende Wechsel des Oberhauptes nicht zum Segen gereicht, besonders deshalb, weil fast alle Präsidenten das Jacksonsche System der Reinigung des Beamtentums nachahmten, um für die Belohnung ihrer eignen Anhänger Platz zu schaffen. Auf die Pflichttreue und Rechtschaffenheit des Beamtentums mußte es die nachteiligste Wirkung ausüben, wenn die Befähigung zu einem Amte nicht nach der persönlichen Erfahrung und Tüchtigkeit bemessen, sondern von den Diensten abhängig gemacht wurde, die der Einzelne der Partei oder der Person des Präsidenten geleistet hatte. Es verschwand damit aus den Kreisen der Staatsdiener das konservative, stetige Element. Der in den amerikanischen Gemeinwesen von Anfang an ungemein ausgebildete Geschäftssinn zog auch in die Büreaus der Regierung ein; und so gewöhnte sich bald, von der Spitze anfangend, das gesamte Volk, die Grundsätze als maßgebend zu betrachten, nach denen der Zweck die Mittel rechtfertigt und der Erfolg der einzige Maßstab aller Dinge ist.

In den Augen der berufsmäßigen Politiker wurden diese Nachteile aber reichlich aufgewogen durch die Vorteile, welche die Parteiorganisation aus der Maßregel zog. In New York, bei dessen Staatswahlen das System zuerst in größerem Umfange zur Anwendung gelangt war, hatte sich unter seinem Einflusse nicht nur eine klare und bestimmte Scheidung der Parteien gegeneinander vollzogen, sondern es war auch im Hinblick auf die von einem Sieg unmittelbar zu gewärtigenden Vorteile eine so straffe Parteidisziplin herausgebildet worden, daß jede persönliche Abweichung der Ansichten bei den einzelnen Mitgliedern und Gruppen innerhalb der Parteien bedingungslos zurücktrat gegenüber der für jede einzelne Gelegenheit im Namen der gesamten Partei aufgestellten Plattform. Diese nämlichen Vorgänge wiederholten sich nun in weit größerem Maßstab, als das Beutesystem auch in die Verwaltung der Unionsregierung eindrang, und führte zu dem scharf ausgeprägten Parteiwesen, durch welches sich die Bevölkerung der Vereinigten Staaten noch heute vor allen anderen Nationen auszeichnet.

Die große, historisch gewordene Partei des Landes war die der Demokraten. Sie verkörperte recht eigentlich die Anschauungen der Begründer der nordamerikanischen Unabhängigkeit. Auch diese hatten ja die Verfassung von 1787 eigentlich nur als eine Abwehrmaßregel gegen die drohend anschwellende Flut der aus der zu weit getriebenen Dezentralisation erwachsenen Übelstände geschaffen; in ihr hatten sie das schwierige Problem der Vereinigung einer wirkungsvollen Zentralgewalt mit der möglichst unbeschränkten Freiheit aller einzelnen Glieder zu lösen versucht. Erst in den Verhandlungen über die Verfassung war die Partei der Föderalisten entstanden und vorübergehend zu Bedeutung gelangt. Weil sie aber einen sicheren Rückhalt in den breiten Massen des Volkes nicht besaß und sich einen solchen auch zunächst nicht zu schaffen vermochte, war sie bald wieder auseinander gebrochen und zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Dagegen erstand die demokratische Partei in ganz kontinuierlicher Entwickelung aus der Partei der Antiföderalisten, deren hauptsächlichste Forderung: die

unbeschränkte Souveränität und das freieste Selbstbestimmungsrecht der Einzelstaaten, sie zu ihrem ersten und obersten Grundsatze machte. Die demokratische Partei ist keineswegs von Anfang an eine Partei der südstaatlichen Interessen gewesen, obwohl allerdings in ihr von Anfang an die Männer der Süd- und Mittelstaaten eine führende Rolle gespielt haben. Aber auch diese Rolle ist geschichtlich; denn schon im Unabhängigkeitskriege sind es die Männer der Mittelstaaten und des Südens gewesen, die eine weitblickende nationale Politik befürworteten und leiteten, während selbst die bedeutendsten Vertreter des Nordostens mehr oder weniger innerhalb des engbegrenzten Horizonts einer lokalen Interessenpolitik befangen blieben. Das Überwiegen dieser Einflüsse in der Politik der Föderalisten war es gewesen, was die Kraft ihrer Partei nach den ersten Erfolgen erlahmen ließ, während die Demokraten als Träger einer konsequenten, nationalen und konservativen Politik mehr und mehr erstarkten. Allerdings war ihre Partei mindestens seit dem Ungehorsam Südcarolinas (vgl. oben, S. 540) in zwei Flügel mit teilweise stark abweichenden Ansichten gespalten. Aber die radikal-demokratische Fraktion, die in jenen Kämpfen ihre erste Kraftprobe ablegte, war zunächst eine Minderheit von geringer Bedeutung; ihre Ansprüche mißbilligte die weit überwiegende Mehrzahl der südstaatlichen Politiker nicht etwa nur aus taktischen Gründen, weil sie die Gefahr heraufbeschworen hätten, daß der nördliche Anhang der Partei darüber verloren gehen konnte, sondern sie sah sie, ganz wie ihre nördlichen Gesinnungsgenossen, als eine Abweichung von dem überlieferten echten Dogma der Partei an.

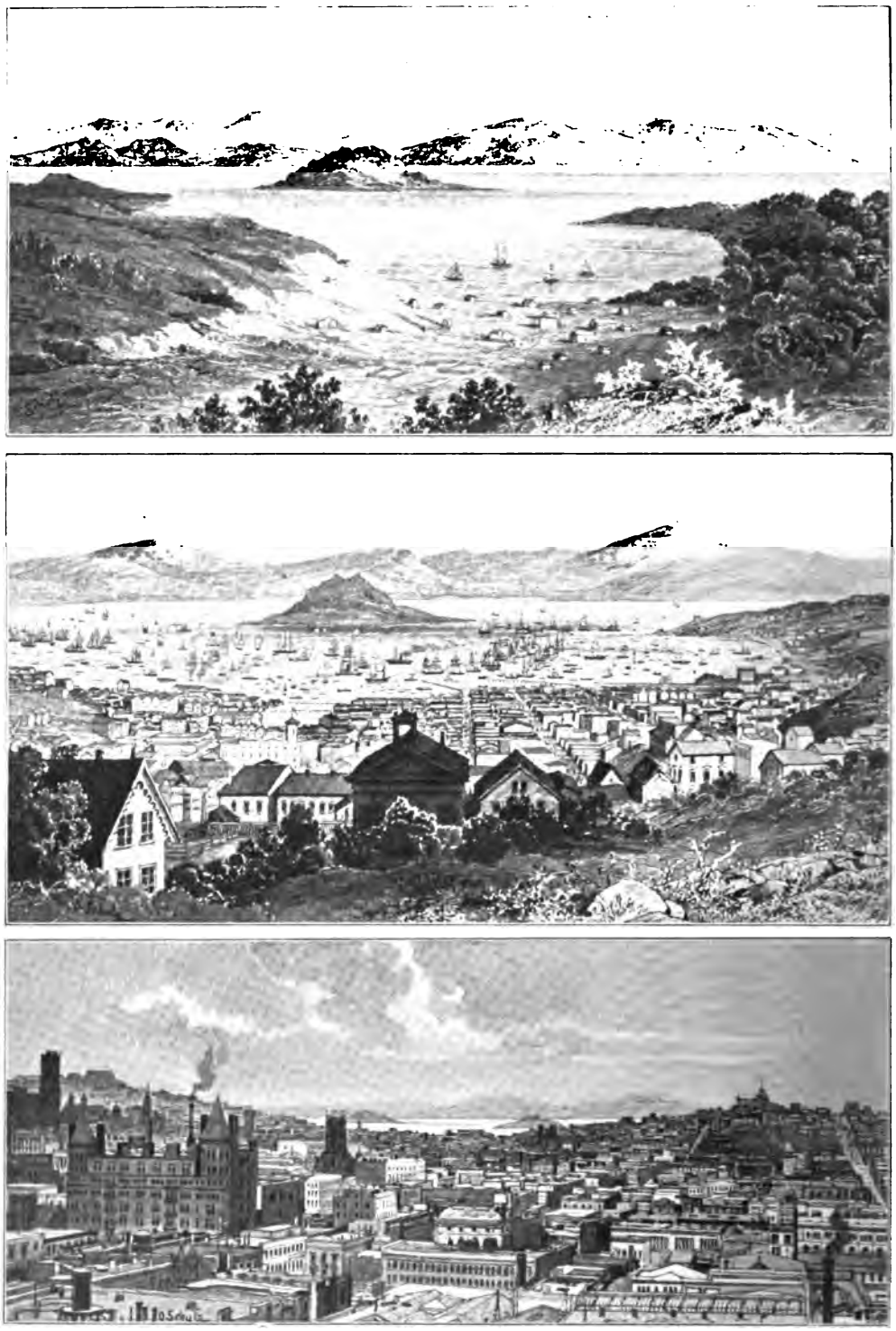
Als Verfechter der Interessen der Einzelstaaten waren die Demokraten Gegner der hohen Schutzzölle, die lediglich zum Vorteile des Handel und Industrie betreibenden Nordens der ganzen Union aufgebürdet waren. Sie haben aber durch die Politik ihrer zu Präsidenten gewählten Mitglieder bewiesen, daß sie keineswegs bedingungslose Freihändler waren, obwohl die Interessen der Südstaaten ebenso unbedingt den Freihandel forderten, wie die des Nordens den Schutzzoll. Sie drangen nur darauf, daß das Zollsystem in einem richtigen Verhältnisse zu dem Bedarfe der Unionsregierung bliebe. So oft die Überschüsse der Zollerträge sich anzuhäufen begannen (und das geschah eine ganze Reihe von Malen in der ersten Hälfte des Jahrhunderts), verlangten sie, daß die *Zölle*, die in sich selbst eine Prämie waren, welche der Süden zu gunsten des Nordens bezahlte, auf die Beträge herabgesetzt würden, die *dem wirklichen Bedarfe* des Staatsschatzes entsprächen. Die Feindschaft der Demokraten gegen die Staatsbank entsprang derselben Quelle. Diese war in den Händen ihrer politischen Gegner zu einer gefährlichen entsittlichenden Macht geworden, die nur im Interesse der nördlichen Spekulanten arbeitete. Thatsächlich war der Bank nur eine kurze Lebensdauer beschieden. Unter Jacksons Nachfolger trat, nachdem die Verzettelung der Staatsgelder an eine große Reihe einzelner Geldinstitute vorübergehend ein krankhaftes Spekulationsfieber hervorgerufen hatte, dem notwendigerweise ein Krach von bedeutendem Umfange folgte, an die Stelle der Staatsbank das unabhängige *Schatzamt*. Diese bedeutungsvolle Maßregel machte in dem Parteiprogramm die Stellungnahme zu der Bankfrage überflüssig.

Die *Gegner der Demokraten* waren anfänglich völlig desorganisiert. Nach dem Zusammenbruche der föderalistischen Partei (vgl. oben, S. 493) vermochten sie lange Zeit kein Programm aufzustellen, welches die Zusammenfassung der zersplitterten Elemente ermöglicht hätte. Das Interesse an einer starken Zentralgewalt war als Parteiprogramm selbst im Norden nicht zu brauchen und schwächte sich dahin ab, daß die unter dem Namen der Whigs neu zusammentretenden Politiker die Förderung gemeinnütziger Arbeiten (Kanäle und bald auch Eisenbahnen) der Bundesregierung und nicht den einzelnen Staaten zuweisen wollten. Daneben bildeten der Schutzzoll und die jeweiligen Finanzfragen Anlässe zur Stellungnahme der Partei.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

THE NEW YO
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

THE NEW Y



Das Wachstum San Franciscos in drei Stufen.

Oben: im November 1848; mitten: im Jahre 1856; unten: am Ende des 19. Jahrhunderts. (Die beiden oberen Ansichten nach alten Stahlstichen, die untere nach einer Photographie; gezeichnet von O. Schulz.)

Ihre Hauptarbeit aber sah sie in der bedingungslosen Opposition gegen die Vormacht der Demokraten. Aus ihr hat sich jene verletzende Roheit in den Wahlkämpfen entwickelt, die weit mehr in einem Herabreißen der gegnerischen Wahlkandidaten als in einer Erörterung und Begründung von Prinzipien bestanden.

Jackson war noch am Ende seiner zweiten Amtsperiode in solchem Maße der Mann der Volksgunst, daß die Bezeichnung eines Nachfolgers durch ihn fast einer Ernennung gleichkam. Mit einer erdrückenden Majorität wurde Martin van Buren für die Präsidentschaft (1837 bis 1841) erwählt, ein nördlicher Demokrat aus New York, wo die Organisation der Partei und die umfängliche Durchführung der Beutepolitik wesentlich als sein Werk galt. Seine Versicherung, daß er in allen Beziehungen die Politik seines Vorgängers fortsetzen werde, hat er eingelöst; seine Staatsverwaltung ist fast nur ein Anhängsel der von Jackson.

Es war freilich nicht nach allen Richtungen hin eine erfreuliche Erbschaft, die Buren antrat. Jacksons Finanzpolitik hatte eine wilde Spekulation entfesselt, die sich in erster Linie die noch ungehobenen Schätze des fernen Westens zum Gegenstand ausersehen hatte. In wenigen Jahren waren viele Millionen zu Landkäufen in den Territorien des Westens verwendet worden, und der Wert von Grund und Boden in diesen unerschlossenen Landesteilen hatte sich binnen kurzem verzehnfacht. Natürlich waren dabei eine Menge geschickter Spekulanten über Nacht zu reichen Leuten geworden. Allein ehe diese eingebildeten Werte durch die thatsächliche Entwickelung zu greifbaren werden konnten, mußten trotz der fabelhaft schnellen Ausdehnung der Verkehrswege und der Besiedelung (s. die beigeheftete Tafel „Das Wachstum San Franciscos in drei Stufen") noch Jahre ins Land gehen, die die nicht in Betracht gezogen hatten, in deren Händen die Landobligationen zuletzt hängen blieben. Als nun von Europa her eine Geldknappheit auch die Vereinigten Staaten in Mitleidenschaft zog, begannen die fiktiven Werte zurückzugehen; und ihre Unverkäuflichkeit führte unmittelbar zu einem Sturze, der alle anderen reellen und unreellen Unternehmungen mit in den Strudel hinabriß.

War nun auch die Regierung beinahe und van Buren persönlich durchaus ohne Schuld an diesen Vorgängen, so konnte er es doch nicht hindern, daß seine Beliebtheit und das Ansehen seiner Partei wesentlich dadurch erschüttert wurden. Schon im Jahre 1837 ließ es sich voraussehen, daß van Buren nur geringe Aussicht haben werde, sich für eine zweite Amtsdauer auf dem Präsidentenstuhle zu behaupten. Das hat er denn auch thatsächlich nicht erreicht, trotz aller Machenschaften der vereinigten Regierungsmaschine und Parteiorganisation, die er beide wie kein anderer in seinem Interesse zu verwenden verstand. Aber nicht deshalb ist er unterlegen, weil man das Programm der Demokraten ablehnte, noch weil die Gegenpartei irgend ein lebensfähigeres Programm aufzustellen im stande gewesen wäre. Im Gegenteil hatte es sich gerade auch in dieser Zeit wieder gezeigt, wie sehr eigentlich die Grundsätze der demokratischen Partei mit den Ansichten fast des gesamten Volkes übereinstimmten. Schon unter Jackson hatte eine kleine, aber rührige Schar von Idealisten eine Bewegung ins Leben gerufen, deren letztes Ziel die Aufhebung der Sklaverei bildete. Ihre ersten Schritte auf diesem Wege waren keineswegs grundstürzend gewesen. Allein schon das Auftreten einer Partei, welche die Negersklaven, wenn auch zunächst lediglich im Prinzip, als gleichberechtigte Menschen und Bürger anerkennen wollte, rief einen allgemeinen Sturm der Entrüstung hervor, fast noch weniger im Süden, wo man über solche Hirngespinste lachend hinwegging, als im Norden.

Das aristokratische Bewußtsein von dem Vorzuge der weißen Haut, welches in den Sklavenstaaten auch den elendesten Bettler und Landstreicher mit Verachtung auf die Schwarzen

herabblicken ließ, wurde auch im Norden fast ausnahmslos geteilt. Bei den reichen Händlern und Reedern kam das von den persönlichen und geschäftlichen Beziehungen zu den Großgrundbesitzern des Südens her, auf deren wirtschaftlicher Abhängigkeit ja der Vorteil des Nordens zu einem großen Teile beruhte. In den mittleren Staaten war man durch Rücksichten weniger gebunden. Die Sklaverei bestand zwar auch dort durch die Staatengesetze zu Recht; allein die natürlichen Bedingungen waren der Sklavenwirtschaft nicht besonders günstig. Die Bevölkerung bestand zu einem beträchtlichen Teil aus freien kleinen Grundbesitzern; und die Nachbarschaft der freien Staaten sorgte dafür, daß dieses Element von Jahr zu Jahr mehr erstarkte und auf die Gesetzgebung größeren Einfluß gewann. Wo aber die Sklavenwirtschaft genötigt war, in unmittelbaren Wettbewerb mit der freien Arbeit einzutreten, da zeigte es sich auch für das blödeste Auge, daß sie auf die Dauer dagegen nicht aufkommen konnte. Deshalb betrieb auch nur ein geringer Teil der Bevölkerung dieser Staaten im eigentlichen Sinne Sklavenwirtschaft. Vielmehr befaßten sich die Pflanzer hauptsächlich mit der Züchtung von Negersklaven. Harte Arbeit und Rücksichtslosigkeit in der Behandlung brachten es mit sich, daß die eigentliche Arbeitsbevölkerung der Negersklaven nur eine geringfügige natürliche Fortpflanzung aufwies. Der allgemeine Gang der wirtschaftlichen Entwickelung bewegte sich aber in der Richtung, daß die Sklavenwirtschaft im Verhältnis immer weniger einträglich wurde, so daß also die Sklavenhalter nur dadurch ihren Reichtum erhalten und ihre Stellung behaupten konnten, daß sie ihre Betriebe beständig ausdehnten und vergrößerten. Dazu aber bedurften sie auch ständig neuer Sklaven. Da nun der Handel von Afrika her durch die strengen Verbote fast ganz unterdrückt war, lag der Gedanke nahe, im Lande das stark begehrte Arbeitermaterial zu züchten. Das geschah naturgemäß durch die Mittelstaaten, in denen die Sklavenarbeit nicht hinreichend lohnte, während die Nachbarschaft des geschäftsreichen Nordens zum Ansporn diente, sich dieser einträglichen Aufgabe zu widmen. Hier hätte eine auf die Beseitigung der Sklaverei gerichtete (abolitionistische) Bewegung immerhin nur zum Wechseln des Gegenstandes der geschäftlichen Bethätigung gezwungen, nicht aber die Existenz der Geschäfte vernichtet. Wenn die Bewegung daher auch sorgsam beobachtet wurde, so war doch die Furcht vor ihr nicht sehr bedeutend.

Aber selbst im Norden, unter einer fast ausschließlich freien Bevölkerung, fand die Bewegung nur erbitterte Feinde. Hier kannte man Vor- und Nachteile der Sklavenwirtschaft nur dem Namen nach; aber der ganze Zorn des echten amerikanischen Blutes erhob sich gegen jeden, der den verachteten, als Menschen kaum anerkannten Neger zu einem lebendigen Glied in dem Staate zu machen beabsichtigte, dessen Verfassung man als ein unantastbares Heiligtum anzupreisen auf allen Seiten nicht müde wurde. Mit den Abolitionisten, soweit sie sich unter dem Volke hervorwagten, wurde die leicht gereizte Masse ohne Mühe fertig: es kam wiederholt an einzelnen Stellen zu Ausschreitungen, welche Leben und Eigentum der Sklavereigegner bedrohten; dann aber verlor sich die Bewegung unter dem Volk im Sande.

Anders gestaltete sich die Sachlage im Parlament. Auch hier war eine überwältigende Mehrheit vorhanden, die von der Bewegung nichts wissen wollte. Sie setzte sich keineswegs nur aus den unmittelbar Interessierten zusammen, obwohl deren radikaler Flügel vielleicht die schärfste Tonart gegenüber den Abolitionisten anschlug. Die Mehrheit war vielmehr deshalb so groß und blieb deshalb noch für so lange Zeit eine geschlossene Masse, weil die abolitionistische Bewegung mit der Verfassung unstreitig im Widerspruche stand. Die Verfassung vermied zwar, das Wort Sklave ausdrücklich auszusprechen. Allein sie gewährte in zweifellos klaren Umschreibungen allen Bürgern der Union den Schutz ihres gesamten Eigentums; und zwar nicht nur innerhalb der

Staaten, in welchen sie bei Erlaß der Verfassung ansässig waren, sondern bedingungslos in allen Staaten der Union. Insofern war jedes Staatengesetz, welches einem Sklavenbesitzer wehren wollte, mit seinen Sklaven von einem Staat in den anderen überzusiedeln, streng genommen eine Verfassungsverletzung. Dieser Standpunkt fand seinen Ausdruck in den wiederholt von der Bundesregierung erlassenen und allen Staaten eingeschärften Gesetzen über die Auslieferung flüchtiger Sklaven, Gesetzen, die in direktem Anschluß an bestimmte Gesetze der Verfassung standen. Eine abolitionistische Bewegung war also, so berechtigt sie an sich vom moralischen Standpunkte sein mochte, nach dem Buchstaben der Gesetze verfassungswidrig.

Soweit man davon sprechen kann, daß im Kongreß für die Abolitionisten Partei ergriffen worden sei, gilt dies vornehmlich von John Quincey Adams, der unermüdlich darin war, dem Kongreß stets neue Petitionen zu unterbreiten, die ihre Spitze gegen die Sklaverei kehrten. Er ist für diese Thätigkeit viel gepriesen worden. Anderseits hat man die Gesetze, durch welche sich der Kongreß dieser künstlich unterhaltenen Petitionenflut zu erwehren suchte, mit dem Namen der Knebelgesetze gebrandmarkt und ihre Urheber sittlich schwer verunglimpft. Beide Urteile sind nicht gerecht. Die Sache, für die Adams zu kämpfen vorgab, war für eine Lösung nicht reif; und der Kongreß konnte sich verfassungsmäßig auf keinem anderen Wege mit ihr befassen, als durch einen Zusatz zu dem Grundgesetze des Landes. In dem Auftreten von Adams lag ein großer Teil von parlamentarischer Parteitaktik; denn er selbst war weit davon entfernt, die Lösung der Frage ernstlich und auf dem richtigen Wege zu wünschen. In der von ihm beliebten Form hatte der Kampf lediglich die Bedeutung, die unzweifelhaft bestehenden Gegensätze zu verschärfen, statt sie zu versöhnen, und dem Kongreß eine kostbare Zeit zu rauben, die er für dringendere Angelegenheiten notwendig brauchte. Insofern kann die Abgeordneten der nördlichen Staaten kein berechtigter Vorwurf treffen, wenn sie sich seinen Anträgen widersetzten.

Die ganze Entwickelung der Union konnte schon vor der Mitte des Jahrhunderts darüber gar keinen Zweifel aufkommen lassen, daß auch in den Vereinigten Staaten die Tage der Sklaverei gezählt seien. Wie sie schon, ohne von der Verfassung verpönt zu sein, in einem großen Teile der Unionsstaaten ganz von selbst erloschen war, in einem anderen Teile trotz des weitgehenden gesetzgeberischen Schutzes zwar überaus langsam, aber doch beständig zurückwich, wie sie selbst in den Staaten, deren wirtschaftliches Leben auf ihr beruhte, immer wieder Fragen und Streitereien hervorrief, welche die Mängel der ganzen Einrichtung ihren eifrigsten Verfechtern am eignen Leibe fühlbar machten so mußte sie sich endlich nach und nach überleben und verschwinden. Der natürliche Vorgang des Absterbens wäre allerdings wohl so langsam gewesen, daß Amerika noch lange unter den Nachteilen der Sklaverei geseufzt hätte, nachdem die übrige Welt diese Fesseln abgeschüttelt hatte. Allein die Bewegung, die in unserem Jahrhundert auf dem größten Teile der Erdoberfläche die Sklaverei überhaupt beseitigt hat, hätte gewiß ihren Rückschlag schon durch die Wirkung des eignen Wohles auch auf die Vereinigten Staaten nicht verfehlt, selbst wenn diese nicht den sittlichen Mut gefunden hätten, sich zu einer entscheidenden That aufzuraffen. Aber so, wie er gekämpft worden ist, ist der Kampf gegen die Sklaverei kein stolzes Schauspiel des Sieges eines erhabenen Gedankens, sondern vielmehr ein Beweis dafür, wie dieser Gedanke durch Verquickung mit Fragen des politischen und materiellen Interesses fast gänzlich seiner höheren Berechtigung entkleidet werden konnte.

Die südlichen Staaten befanden sich während des ganzen Kampfes um die Sklaverei in der Verteidigung. Sie waren in der Lage einer eingeschlossenen Festung, die, so gut sie

auch im Augenblicke mit allem Kriegsbedarfe versehen war, doch mit fast mathematischer Sicherheit den Zeitpunkt voraus berechnen konnte, wo sie unterliegen mußte. Die Klugheit zwang sie zu Angriffen und Ausfällen, die ihr die Mittel zum Widerstande für eine längere Frist verschaffen sollten. Eine Überwindung des Gegners aber lag für sie außerhalb des Bereiches der Möglichkeit. Die Nordstaaten durften den Kampf in der Überzeugung führen, daß die Zeit schon ganz allein ihnen schließlich die Siegespalme zufallen lassen mußte. Inzwischen aber erstarkten sie nicht nur innerlich in stetigem Wachstume, sondern auch von außen her traten ihnen immer neue Bundesgenossen bei in den Territorien, die zu Staaten heranwuchsen. Es war ein offenes Geheimnis, daß auch in den Staaten und Territorien, in welchen die Sklaverei unbeschränkt bestand, die freie Arbeit ihr gefährlich Konkurrenz machte: das Squatterleben bot der Entfaltung des Einzelnen zu reichliche Gelegenheit, als daß die Sklaverei einen vollkommenen Sieg in den jungen Staatengebilden hätte feiern können. Selbst wenn man die Ansiedler aus den strengen Sklavereistaaten in die westlichen Territorien entsandte, fiel ein Teil unter der Gunst der örtlichen Verhältnisse der freien Arbeit zu; und freie Ansiedler abzuwehren, war natürlich keine Gesetzgebung und keine Behörde im stande. Das gewann aber eine um so größere Bedeutung, als man im allgemeinen noch immer bemüht war, dem weit überwiegend vom Norden beschickten Repräsentantenhause gegenüber im Senat ein gewisses Gleichgewicht der geographischen Landabschnitte aufrecht zu erhalten, indem man die Zulassung eines Staates des einen Abschnittes immer von der gleichzeitigen Bildung eines Staates des andern Abschnittes abhängig machte.

Seine besondere Färbung erhielt dieser Kampf dadurch, daß er fast während der ganzen Zeit unter der Verwaltung von Männern geführt wurde, welche der Partei der in der Verteidigung befindlichen Minderheit angehörten. Nicht immer waren es Männer aus den Südstaaten, welche die demokratische Partei als Präsidenten nach Washington schickte. Allein die nördlichen Demokraten konnten sich doch nur dann Hoffnung auf den höchsten Platz im Staate machen, wenn sie ihr demokratisches Glaubensbekenntnis so zu fassen wußten, daß die viel straffer und einheitlicher organisierte Partei des Südens an ihnen keinen Anstoß nahm. Zunächst allerdings hatte van Buren gründlich abgewirtschaftet. Da gegen Ende seiner Amtszeit auch noch gewaltige Unterschleife ans Licht gezogen wurden, für welche die Verantwortung auf die Regierung zurückfiel, so hatte die demokratische Partei keine Aussicht, einen der ihrigen zu seinem Nachfolger zu machen. Aber die Whigs waren doch noch weit entfernt, einen Mann nach Washington senden zu können, den sie mit Recht zu ihrer Partei rechnen durften. Lediglich dadurch, daß sie einen alten, politisch fast unbekannten General, William Henry Harrison, für die Präsidentschaft aufstellten und ihm als Vizepräsidenten in John Tyler eine Persönlichkeit zur Seite gaben, die, wenn sie auch im Augenblicke der demokratischen Partei nicht mehr angehörte, doch in dieser weit mehr Freunde und Anhänger zählte als unter den Whigs, nur dadurch gelang es ihnen, ihre Kandidaten mit einer allerdings überwältigenden Mehrheit erwählt zu sehen. Der scheinbare Erfolg wurde aber bald auf sein wahres Maß zurückgeführt. Harrison zog nur in das Weiße Haus ein, um auf sein letztes Krankenlager hinzusinken (April 1841). Nun schloß sich Tyler als Präsident wieder an die demokratische Partei an, mit welcher er unausgesetzt Fühlung behalten hatte.

Unter dem Drucke der wirtschaftlichen Verhältnisse war es im Juli 1841 noch einmal gelungen, sowohl im Senat als auch im Repräsentantenhaus eine Mehrheit für die Wiederaufrichtung einer Vereinigten-Staaten-Bank zusammenzubringen, die in dem Parteiprogramm der

Whigs noch immer einen wichtigen Punkt bildete. Allein John Tyler belegte als nunmehriger (10.) Präsident (1841—45) sie nicht nur einmal, sondern auch gegen den wiederholten Beschluß des Kongresses nochmals mit seinem Veto: eine Handlungsweise, die als eine offene Absage an die Partei aufgefaßt wurde, die ihn an seinen Platz erhoben hatte. Im ganzen verlief Tylers Präsidentschaft ohne besondere Ereignisse; diplomatische Schwierigkeiten mit England, finanzielle Fragen zur Beseitigung der übeln Folgen des Krachs und die allmähliche Umbildung des Regierungspersonals zu gunsten der Demokraten, mit deren Hilfe Tyler ein zweites Mal Präsident zu werden hoffte, füllten die Zeit aus, während sich Ereignisse von größerer Tragweite zwar im stillen mächtig vorbereiteten, zur Zeit aber noch nicht ein eingreifendes Handeln erforderten.

Als Präsident Monroe jene berühmte Erklärung abgegeben hatte, welche bis vor kurzem als die Richtschnur der auswärtigen Politik der Vereinigten Staaten angesehen wurde, obgleich man sich in späterer Zeit etwas ganz anderes daraus zurechtgezimmert hatte, da waren die leitenden Staatsmänner der Ansicht gewesen, daß das Gebiet der Vereinigten Staaten wohl schon die äußerste Grenze des Umfanges erreicht habe, welcher mit der von der Bundesverfassung vorgesehenen republikanischen Staatsform vereinbar war. Allein diese Ansicht war bereits nach zwei Jahrzehnten vollkommen überwunden. Sie mochte berechtigt erscheinen, solange das große Mississippibecken erst noch eine spärliche Bevölkerung aufwies und die Verkehrswege und Verkehrsmittel noch in den Anfängen ihrer Entwickelung lagen. Allein die rasche und durch die Erfindung des Dampfschiffes besonders geförderte Nutzbarmachung der günstigen Wasserwege, welche das nordamerikanische Seengebiet in Verbindung mit dem Hudson einerseits, dem Ohio und Missouri anderseits aufweist, und dann gegen die Mitte des Jahrhunderts die Eisenbahnen, die Amerika weit früher und energischer in Angriff nahm, als dies in der Alten Welt geschah, dienten bald dazu, die Bedenken, die aus räumlichen Entfernungen entsprangen, zu beseitigen. Schon in der Mitte der dreißiger Jahre fing man an, den Besitz eines Küstenstriches am Pazifischen Ozean ebensosehr als eine unerläßliche Vorbedingung einer gedeihlichen Fortentwickelung der Union zu empfinden, wie einst den Besitz der Mississippimündung. Die wilde Spekulation in Staatsländereien des Westens, die eine so schwere geschäftliche Gefahr über die Union heraufbeschworen hatte, war für den Westen nicht nur weit weniger verhängnisvoll gewesen, sondern sie hatte, besonders in der Zeit, wo es galt, den minderwertigen Grundbesitztiteln doch noch irgend eine vorteilhafte Seite abzugewinnen, sogar anregend und fördernd auf die dortige Kolonisation gewirkt. Die fernen Landstriche erholten sich am raschesten von den Folgen des Krachs; und ihre thatsächlich vorhandenen natürlichen Reichtümer lockten immer neue Auswanderer an die Grenze der Zivilisation hinaus.

Naturgemäß wirkten diese Vorgänge auf die alten Unionsstaaten in der Richtung zurück, daß man eine weitere Verschiebung der Westgrenze der Union für wünschenswert und eine räumliche Ausdehnung als gleichbedeutend mit einer nationalen Bereicherung ansah. Die Westgrenze der Union war niemals recht genau festgelegt worden. Im Florida-Vertrage (vgl. oben, S. 497) hatte Spanien auf seine Rechte von Ozean zu Ozean verzichtet; allein das war ein papierner Rechtstitel, da sich Florida nie bis zum Pazifischen Ozean erstreckt hatte. Die Nordwestgrenze mit England war ebenfalls strittig; und in der Zeit, da man dem fernsten Westen noch keinen ernstlichen Wert beimaß, hatten die Vereinigten Staaten sogar vertragsmäßig für Oregon eine gemeinsame Verwaltung durch englische und Unionsbeamte bewilligt. Die Besitzrechte der Vereinigten Staaten auf einen Ausweg nach dem Pazifischen Ozean waren

daher bis jetzt noch recht fraglich. Man war aber auch längst nicht mehr darüber im unklaren, in welcher Weise man sie zu verbessern streben sollte.

Die Losreißung der Republik Texas von Mexiko (vgl. oben, S. 531) war in hohem Grade das Werk nordamerikanischer Hinterwäldler und verfolgte von Anfang an als letztes Ziel die Vereinigung dieser Gebiete mit der Union. Den Nordoststaaten mochte daran wenig gelegen sein, weil sie keine geschäftlichen Vorteile aus diesem Lande ziehen zu können hoffen durften; für den Süden mochte das ungebührlich in den Vordergrund geschobene Interesse an der Erwerbung von Ländergebieten für zukünftige Sklavenstaaten wohl mit in die Wagschale fallen. Die eigentlich treibenden Kräfte aber bildete die Einwohnerschaft der jungen Staaten des Westens. Hier auf dem Boden, der selbst erst in den Zeiten der Union gewonnen war, in der kurzen Periode aber schon einen unvergleichlichen Aufschwung genommen hatte, bildete sich eine Partei mit dem Schlagworte „Groß-Amerika", deren nächstes Ziel vielleicht nur Texas, weiterhin aber das gesamte Land bis zum Stillen Ozean und in letzter Linie die Auffaugung der ganzen, verrotteten mexikanischen Republik bis Tehuantepec bildete. Aus ihren Reihen hatten sich immer wieder die Kämpfer rekrutiert, welche die infolge ihrer andauernden Geldnot völlig machtlose texanische Regierung gegen die Angriffe der Mexikaner geschützt hatten; ihr Verlangen aber, daß den wiederholten Anträgen von Texas um Aufnahme in die Union selbst auf die Gefahr eines Krieges mit Mexiko nun endlich entsprochen werde, wurde um so dringlicher, je mehr die unhaltbaren Verhältnisse des Scheinstaates zur Einmischung anderer Mächte zu führen drohten.

Texas war nicht reich genug, um in dem Zustande der Verwilderung, in welchem es sich befand, die Mittel aufzubringen, deren die Regierung bedurfte. Anfänglich hatte man den Kredit des jungen Staates gemißbraucht und leichtsinnig Schulden gemacht, in der Hoffnung, diese durch die Aufnahme in die Union gedeckt zu sehen. Allein diese verzögerte sich, weil Mexiko weder die Unabhängigkeit von Texas anerkennen, noch das Land verkaufen wollte. Die Texaner aber wurden es überdrüssig, nur bei den Vereinigten Staaten zu betteln; sie wandten sich auch nach Frankreich und, es wurde dies wenigstens behauptet, an England. Damit stieg an dem politischen Himmel der Union das drohende Gespenst auf, eine fremde Macht sich im Südwesten festsetzen und vielleicht durch sie den Weg zum Ozean sich verlegt zu sehen. Schon Tyler hatte sich bemüht, durch erneute Verhandlungen mit Mexiko dieser Gefahr vorzubeugen; und dieselben waren in einem so herausfordernden Tone geführt worden, daß die Jung-Amerikaner von einem Tag zum anderen den Ausbruch der Feindseligkeiten erhofften. Aber zu einer Kriegserklärung vermochte Tyler sich nicht aufzuraffen.

In dem Wahlkampfe von 1844 war die Texasfrage das ausschlaggebende Moment. Ihr verdankt es der an sich wenig bedeutende Demokrat James Knox Polk (11. Präsident 1845 bis 1849), daß er sowohl über den Kandidaten der Whigs, Henry Clay, als über den Präsidenten Tyler den Sieg davontrug. Clay hatte sich anfangs gegen die Einverleibung von Texas ausgesprochen, stieß aber zuletzt auch noch die Anti-Annexionisten vor den Kopf, indem er aus wahltaktischen Gründen eine Schwenkung zu gunsten der Einverleibung vollzog. Tyler hatte durch seine schwächliche Politik in der Texasfrage seine an sich geringen Aussichten auf die Wiederwahl vollends eingebüßt. Dennoch war es ihm vergönnt, noch in den letzten Tagen seiner Amtsperiode die Einverleibung der Nachbarrepublik zu vollziehen. Obwohl die betreffende Bill kurz zuvor vom Senate verworfen worden war, brachte er sie jetzt von neuem an den Kongreß mit der Begründung, daß der Ausfall der Präsidentenwahl vom Mai 1844 bewiesen habe, daß

die Mehrheit des Volkes für die Annexion sei; und dies machte wirklich so viel Eindruck auf die Volksvertreter, daß die Bill jetzt in beiden Häusern durchging. In den letzten Tagen seiner Amtierung vollzog Tyler den Einverleibungsvertrag; und im nächsten Jahre schon wurde Texas als 29. Staat in die Union aufgenommen (s. die Karten zur Geschichte Amerikas bei S. 525).

Damit war freilich die Frage nur äußerlich erledigt. Mexiko betrachtete das Land rechtlich noch immer als zu ihm gehörig und weigerte sich, mit den Vereinigten Staaten in Unterhandlungen über die Texasfrage einzutreten. Allein die Bundesregierung wußte sich zu helfen; sie sandte zunächst eine Truppenabteilung gegen die Mexikaner an die westliche Grenze des neuen Bundesstaates und löste dabei gleich die Frage, ob der Sabine oder der Nuecesfluß die Grenze bilde, indem sie die Truppen über beide hinweg bis an den Rio Grande del Norte vorrücken ließ. Sobald aber die Mexikaner bei dem Überfall einer versprengten Dragonerschar das erste Blut vergossen hatten, wurde der Krieg als erklärt angesehen. Im ganzen Lande konnte kaum noch eine vereinzelte Stimme es wagen, sich gegen das allgemeine Geschrei nach Rache für die Herausforderung der Mexikaner zu erheben.

Auf dem nördlichen Kriegsschauplatz errang General Zachary Taylor rasch nacheinander eine Reihe glänzender Erfolge gegen die Mexikaner: zu Anfang des Jahres 1847 war deren Widerstand in den an Texas angrenzenden Landesteilen völlig überwunden. Allein das konnte keine Entscheidung herbeiführen; denn das Bundesheer stand noch immer auf Hunderte von Meilen, durch endlose Wüsteneien getrennt, von dem eigentlichen Mexiko entfernt, wo man sich durch die bisherigen Verluste nur wenig beeinflussen ließ. So mußte sich Polk zu einem wirksameren Stoß entschließen. Dieser ward unter General Winfield Scott in der Weise ausgeführt, daß er von Veracruz aus gegen die Hauptstadt Mexiko vorrückte. Auch hier konnten die Mexikaner den Nordamerikanern keinen ernstlichen Widerstand leisten. Veracruz kapitulierte im März 1847 nach kurzer Beschießung; und so oft Santa Ana es wagte, den gegen die Hauptstadt vordringenden Feinden den Weg zu verlegen, erlitt er blutige Niederlagen. Dennoch hätten selbst diese Siege dem Präsidenten beinahe noch die Möglichkeit geraubt, den Preis für seine unredliche Politik einzuheimsen. Unter den wuchtigen Siegen der nordamerikanischen Waffen brach die auf gar schwachen Stützen ruhende Diktatur Santa Anas zusammen; und als die Bundestruppen in Mexiko einzogen, gab es dort keine Regierung mehr, mit der man hätte Frieden schließen können. Die Sieger mußten erst helfen, eine solche wieder aufzurichten, ehe sie das eigentliche Ziel, die Wiederherstellung völkerrechtlicher Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko, erreichen konnten.

Inzwischen hatten die Verhältnisse den zu gewinnenden Preis außerordentlich erhöht. Außer dem Texasheer und der Abteilung von Veracruz war eine dritte Schar ausgerüstet worden, um in Kalifornien einzufallen. Diese war auf die wunderbarste Weise vom Glück begünstigt. Sie fand bei ihrem Einrücken die Arbeit schon halb gethan. Kapitän John Charles Fremont war im Jahre 1844 auf einer Forschungsreise in die kalifornischen Grenzgebiete gekommen, hatte aber nebenbei so viel Politik getrieben, daß man ihn aus Santa Fé auswies. Sobald aber der Krieg erklärt war, kehrte er zurück, bemächtigte sich der Stadt Sonoma und hißte dort die Bundesflagge. Gleichzeitig lief ein amerikanisches Kriegsschiff in Monterey an der Bucht von San Francisco ein und fand auch dort so wenig ernstlichen Widerstand, daß sein Kommandant mit Hilfe der amerikanischen Einwohner auch von diesem wichtigen Platze Besitz ergreifen konnte. Nunmehr ward die Einverleibung von Kalifornien und Neumexiko in die Union dekretiert. Vor dieser vollendeten Thatsache mußte die mexikanische

Regierung die Segel streichen. Man versüßte ihr die bittere Pille, indem man die Erwerbung der Provinzen in die Form eines Kaufes kleidete; gegen eine Entschädigung von 15 Millionen Dollars trat Mexiko die weiten Länderstriche ab, erkannte Texas als Glied der Union an und willigte darein, den Rio Grande als dessen westliche Grenze anzuerkennen. Da inzwischen auf diplomatischem Weg auch mit England ein Abkommen in der Oregonfrage (vgl. oben, S. 547) erreicht worden war, worin der 49. Breitengrad als Grenze anerkannt wurde, gewannen die Vereinigten Staaten im fernen Westen die Grenzen, die bis in die Gegenwart unverändert geblieben sind. Welche Wichtigkeit das hatte, leuchtet sofort ein, wenn man bedenkt, daß ein Jahr darauf die ersten Goldfunde in Kalifornien gemacht wurden!

Im Kongreß hatten die mexikanischen Siege noch ein bezeichnendes Nachspiel. Das sogenannte Wilmot-Proviso beantragte, die Bewilligung der 15 Millionen von der Bedingung abhängig zu machen, daß die Sklaverei in den neuerworbenen Gebieten ausgeschlossen werde. Dieser Antrag führte zu außerordentlich langwierigen und erbitterten Redekämpfen. Daß das Verbot schließlich abgelehnt wurde, hatte, wie der ganze Kampf, außerordentlich wenig praktische Bedeutung. Die Bodenbeschaffenheit von Neumexiko und Kalifornien schloß eine Wirtschaftsweise fast von selbst aus, in welcher die Sklaverei lohnend gewesen wäre. Zudem erlangte Kalifornien sein eigenartiges Gepräge rasch durch das massenhafte Zuströmen der Goldgräber, die fast ausnahmslos freie Arbeiter waren. Selbst in Texas, wo seit der Einverleibung die Sklaverei zu Recht bestand, fristete sie nur ein kümmerliches Dasein. Bezeichnend waren die Vorgänge im Kongreß nur deshalb, weil sie Zeugnis ablegten von dem Anwachsen der sklavenfeindlichen Stimmung, die ebensosehr der Ausfluß der von den Sklavereigegnern geschürten sittlichen Verurteilung der Einrichtung, als der Erkenntnis ihrer wirtschaftlichen Nachteiligkeit war. Daß die Mehrheit schließlich auch hier wieder zu einem der Sklaverei anscheinend günstigen Entscheide sich einigte, war noch immer die Folge davon, daß ein Vorgehen gegen die Einrichtung als solche zweifellos ein Eingriff in die Unionsverfassung war. Das aber konnte sich aus dem Gange der Reden der sklavenhaltende Süden nicht verhehlen, daß die Gefahren, die seiner wirtschaftlichen Sonderstellung drohten, mächtig anwuchsen. Deshalb war es kaum zu verwundern, daß der Gedanke eines Ausscheidens aus der Union, zu dem die südlichen Staaten sich ja nach demokratischen Grundsätzen für berechtigt hielten, und eines engeren Zusammenschlusses der Staatengruppe, deren Wohl auf das engste mit dem Fortbestande der Sklaverei verknüpft war, auch jetzt wieder auftauchte und erörtert wurde, wenn auch zunächst noch ohne zu wirklichen Ergebnissen zu führen.

Auf die Präsidentenwahl blieben diese Verhältnisse nicht ohne Einwirkung. Polk hatte der demokratischen Partei zu wenig Ehre gemacht, als daß er auf eine Wiederwahl hätte hoffen dürfen. Die ganze Partei aber war augenblicklich so gelockert, daß sie wenig Hoffnungen auf einen siegreichen Wahlkampf hatte; und ihr Kandidat Caß, ein Nördlicher, war nicht die Persönlichkeit, um die augenblickliche Schwäche der Partei zu decken. Gerade in der Wahl der Persönlichkeit aber hatten die Gegner einen sehr glücklichen Griff gethan. General Taylor stammte aus dem Süden, war selbst Sklavenbesitzer und hatte politisch nie eine Rolle gespielt, obwohl er sich dem rechten Flügel der Whigs zuzählte. Sein Feldzug in Texas (vgl. oben, S. 549) hatte ihn aber populär gemacht: er war wie Jackson und Harrison ein Volkskandidat. Die Whigs allein hätten seine Wahl nie durchsetzen können; sie waren als Partei ohnmächtiger als je. Ihr ganzes Programm bestand darin, die Gegner der Demokraten um sich zu scharen, die weder mit den an Zahl geringen Sklavenfeinden gehen, noch sich den sogenannten

Know-nothings, der Partei der Nativisten, anschließen wollten. Beide Gruppen waren von der alten Whigpartei abgebröckelt; und das große Kunststück für die Leiter bestand nur darin, eine Plattform aufzustellen, welche es den Unzufriedenen aller anderen Parteien ermöglichte, für den Augenblick mit ihnen zu gehen. Man mußte ein ticket aufstellen, welches eine solche Sammelpolitik auch nach erfolgter Wahl zu befolgen versprach; und als solches waren Taylor und Fillmore entschieden mit großem Geschick ausgesucht.

Der Sieg dieser Kandidaten bedeutete eine Niederlage der Demokraten, aber keinen Sieg der Whigs. Die Politik drehte sich zunächst noch ausschließlich um die Organisation der neuerworbenen Ländergebiete; und der Kampf, den die Sklavenhalter für ihre Theorie mehr noch als für ihre wirklichen Interessen führten, war lang und heftig. Noch ehe er durchgeführt war, starb Präsident Taylor (am 9. Juli 1850). Zum zweiten Male trat an Stelle des von der Whigpartei erkorenen Präsidenten noch vor Ablauf seiner Amtsperiode ein Vizepräsident, dem auch der geringe Rest von Parteianhänglichkeit abging, wie er einem Harrison und Taylor für die Leute eigen gewesen war, die ihnen den Weg zur Präsidentschaft geebnet hatten. Millard Fillmore (13. Präsident 1850—53) wurde zwar nicht in dem Maße zum Abtrünnigen an den Grundsätzen der Whigpartei, wie einst Tyler (vgl. oben, S. 547), allein er ging in dem Entgegenkommen gegenüber den Vertretern des Südens bis an die äußerste Grenze, in der Hoffnung, sich dadurch zu einem annehmbaren Kandidaten für die nächste Wahl zu machen. Seine Amtsperiode ist fast ganz von den Wahlvorbereitungen erfüllt; aber Fillmores Hoffnungen wurden nicht verwirklicht. Die Whigs nahmen allerdings seine Wiederaufstellung in Aussicht; aber die Wahlkonvention der Partei gab dem General Scott (vgl. oben, S. 549) den Vorzug, ohne daß es doch gelang, diesen zu einem Volkskandidaten zu machen. Mit größerem Glück ahmten die Demokraten die whigistische Wahltaktik nach, indem sie in Franklin Pierce eine möglichst nichtssagende Persönlichkeit aufstellten und ihn auf eine Plattform vereideten, die ausdrücklich nichts weiter besagte, als das Ruhenlassen aller der Streitigkeiten, mit denen man während der letzten Präsidentschaft so viel Zeit resultatlos vergeudet hatte. Ein solches Programm konnte auch außerhalb der demokratischen Partei auf zahlreiche Anhänger rechnen. Dem allgemeinen Wunsche, die endlosen Streitigkeiten endlich beigelegt zu sehen, ververdankte Pierce gewiß zu einem beträchtlichen Teile die große Mehrheit, mit welcher er im Dezember 1852 als Sieger aus der Wahlschlacht hervorging.

Es war eine eigne Ironie des Schicksals, daß die Amtshandlungen des Präsidenten, der recht eigentlich auf die Beilegung des inneren Zwistes gewählt worden war, damit begannen, sich der Frage zuzuwenden, an der sich der Bürgerkrieg entzündet hat. Durch die Aufnahme Kaliforniens als eines sklavenlosen Staates hatte der Norden vorübergehend das Übergewicht erlangt. Um dies möglichst bald wieder auszugleichen, beantragte der Süden die Organisierung des Territoriums Nebraska, um baldigst daraus einen Sklavenstaat erwachsen zu sehen. Das Gebiet reichte allerdings weit über die Linie des Missouri-Kompromisses (36° 30′) nach Norden; allein da man unter Fillmore übereingekommen war, die Frage der Sklaverei in den Territorien völlig deren zukünftigen Staatsgesetzgebungen anheimzustellen, konnte man rechtlich die Forderungen des Missouri-Kompromisses nicht mehr geltend machen. Trotzdem verschwand auf diesen Antrag mit einem Schlage die friedfertige Stimmung. Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung erhob sich dagegen, daß auf diesem Wege die Sklaverei wieder weiter nach Norden solle vordringen dürfen. Und zwar waren es bezeichnenderweise nicht nur Whigs und Abolitionisten, die sich zu gunsten des Missouri-Kompromisses erhoben; im eignen Lager der

Demokraten machte sich eine Spaltung sehr deutlich bemerkbar: es bildete sich eine sklavenfeindliche Fraktion nördlichen Ursprungs und eine größere, in welcher die Demokraten der Sklavenstaaten nach wie vor für die „besondere Institution" ihrer Sektion eintraten. Die Folgerichtigkeit in der Bundespolitik war noch immer stärker als die gegen die Sklaverei gerichtete Bewegung: die Bill, welche die Organisierung der Territorien von Kansas und Nebraska anordnete, wurde dem Kompromiß von 1850 gemäß Gesetz, ohne daß die Sklaverei erwähnt wurde. Aber der Triumph der Sklavenhalter war nur scheinbar. Die Bill gab dem Zusammenhang innerhalb der demokratischen Partei einen gefährlichen Stoß; und in den nördlichen Staaten brachte sie die Bewegung ins Rollen, welche die schwächliche Partei der Whigs aus den Reihen der politischen Faktoren tilgte. Auf ihren Trümmern erstand die republikanische Partei. Ihr hafteten zwar noch zahllose Schlacken aus der Zeit einer trüben Vergangenheit an; sie machte sich aber zunächst mit jugendlicher Frische zur Trägerin eines Gedankens, der durch die gleichzeitigen Ereignisse die Aufmerksamkeit aller Kreise des Volkes gewaltig erregte.

In den nördlichen Staaten waren mehrfach Versuche zur Auffrischung der politischen Parteien gemacht worden; allein weder die Abolitionisten noch die Nativisten (vgl. oben, S. 551) hatten es vermocht, eine tiefgreifende und nachhaltige Bewegung in dem Leben der Parteien hervorzurufen. Den Sklavereigegnern schnitt die Unvereinbarkeit ihrer letzten Ziele mit den Grundgesetzen der Union den Weg zu einer allgemeineren Herrschaft ab. Die Überzeugung von der Schädlichkeit der Sklaverei und der Wunsch, auf ihre Beseitigung hinzuwirken, gewann wohl in immer breiteren Schichten der amerikanischen Bevölkerung Anhänger; allein dem Programme, das durch einzelne zweifellos ungesetzliche Vorgänge an Ansehen eingebüßt hatte, fielen sie doch nicht zu. Die Nativisten hatten kurze Zeit einen mächtigen Zulauf, vor allem, weil das Geheimnisvolle ihrer Bundesorganisation verlockend auf die Menge wirkte; allein ihr Programm, dessen wesentlichster Inhalt die Forderung bildete, daß den Einwanderern die Erlangung der bürgerlichen Rechte erschwert werden solle, ließ die großen Massen kalt. Seine Spitze hatte es vor allem gegen die irischen Einwanderer gekehrt, die nach Amerika gekommen waren als die Vorläufer der großen Schar politisch Unterdrückter, die in dem Freistaate jenseit des Ozeans eine Zuflucht suchten. Die Iren bildeten allerdings einen wenig beneidenswerten Zuwachs der Bevölkerung. Sie standen fast ausnahmslos auf der denkbar niedrigsten Bildungsstufe; und die unter ihnen herrschende sittliche Verrottung ließ sie ein unverhältnismäßig starkes Kontingent zu dem Verbrechertum der Vereinigten Staaten stellen. Zudem gehörten sie meist dem katholischen Bekenntnis an; und dieses war trotz der prinzipiellen Duldung doch gerade in den nördlichen Staaten unbeliebt und um seines straffen Zusammenhaltens willen gefürchtet. Die antidemokratischen Politiker aber machte der Umstand den Iren außerdem wenig geneigt, daß sie sich fast ausnahmslos an die Demokraten anschlossen. Die demokratischen Mehrheiten ließen es aber natürlich aus eben diesem Grunde nicht zu einem Einwanderergesetze nach dem Wunsche der Nativisten kommen.

Hierin fanden die Demokraten auch bei den Whigs Unterstützung, nachdem sich der Charakter der Zuwanderung wesentlich geändert hatte infolge der Revolutionen, welche um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Alte Welt erschüttert haben. Jetzt folgten den Iren zunächst die Ungarn, dann aber in ganz besonders zahlreichen Scharen die Deutschen. Diese letzteren waren in vollkommenem Gegensatze zu den Iren an allgemeiner Bildung den alten Bürgern der Vereinigten Staaten durchschnittlich nicht nur gewachsen, sondern eher überlegen. Und wenn sie sich auch zunächst an praktischer Lebenserfahrung neben den Eingebornen recht ungelenk

ausnahmen und in ihren politischen Auffassungen zu stark von eingebildeten Vorstellungen angekränkelt waren, so lebten sie sich doch mit dem den Deutschen eignen Anpassungsvermögen rasch in die neuen Verhältnisse ein und gewannen mehr und mehr auch eine selbständige politische Bedeutung. Jetzt spannen sich vielfach die Fäden wieder an mit den alten deutschen Ansiedelungen, die im Hinterlande von Pennsylvanien von alten Zeiten her eine bedeutende Rolle gespielt hatten (vgl. oben, S. 452). Zwischen den alten und neuen Unionsbürgern deutscher Abstammung fanden Annäherungen statt, die beiden Teilen zum Vorteile gereichten und das persönliche Selbstbewußtsein stärkten, so daß die Deutsch-Amerikaner, ohne einen Augenblick aufzuhören, sich in erster Linie als Amerikaner zu fühlen, doch sich als eine besondere Landsmannschaft innerhalb der Union erkannten.

Das Eintreten der Deutsch-Amerikaner in das politische Leben bedeutet einen Wendepunkt in der Geschichte der Union, zu dem sie selbst zwar nicht ausschließlich den Anstoß gegeben haben, der aber doch seine Bedeutung durch sie erlangt hat. Die Deutsch-Amerikaner, besonders die, die nach 1848 hinüber kamen, konnten auf keinen Fall Anhänger der demokratischen Partei werden. Sie, die in der alten Heimat für die allgemeinen Menschenrechte, wie sie die Überlieferung der französischen Revolution formuliert hatte, gekämpft und gelitten hatten, konnten sich unmöglich einer Partei anschließen, welche durch die Macht der Verhältnisse mehr und mehr gezwungen wurde, der Aufrechterhaltung der Sklaverei in ihrem politischen Programm einen immer breiteren Raum zu gewähren. In der Theorie waren sie vielfach Abolitionisten. Allein um sich in Massen dieser kleinen Partei anzuschließen, lagen ihnen doch die eigentlichen Verhältnisse der Union zu fern; und das Interesse an der Regierungsform, ihre Begeisterung für die republikanische Verfassung war zu lebhaft, um ihr ganzes politisches Denken in den Bann dieser teils sittlichen, teils wirtschaftlichen Frage zu bannen. Noch weniger war aber für sie ein Platz in der Partei der Know-nothings; sie, die eben erst Zugewanderten, die in immer breiteren Strömen ihre Landsleute herüberkommen sahen und in das Land der Freiheit herüberriefen, konnten unmöglich mit einer Partei gehen, die diese gesuchte und gepriesene Zuflucht verschließen wollte.

Unter solchen Einflüssen regte sich in der Whig-Partei neues Leben. So sehr auch die Deutschen den Sauerteig abgegeben haben mögen, der in seiner Gärung die republikanische Partei erzeugte, so ging doch deren Bildung durchaus nicht von ihnen aus. Die Männer, die mit Betrübnis und Sorge die Zersplitterung der Antidemokraten beobachteten, hatten schon mehrfach versucht, die zeitbewegenden Fragen in einer solchen Weise zusammenzufassen, daß sich eine große, lebenskräftige Partei darauf vereinigen ließe. In ihren ersten Anläufen war die Bildung der republikanischen Partei nichts weiter, als der erneute Versuch der einsichtigeren Politiker whigistischer Richtung, einen Gedanken ihrem Programme zu Grunde zu legen, der ihre Partei tragen, ihr zu neuer Kraft, zu endlichem Siege helfen könne. An verschiedenen Stellen wurden gleichzeitig unter verschiedenen Namen solche Versuche gemacht; doch tauchte schon in den Anfängen die Bezeichnung Republikaner (vgl. oben, S. 552) auf. Die Grundlage des Programmes bildete allerdings die Sklavereifrage; ihre Lösung aber sollte nicht in der radikalen Weise der Abolitionisten gesucht werden. Die neue Partei stellte sich auf einen durchaus konservativen Standpunkt; allein indem sie die Menschenrechte, wie sie zwar die Unabhängigkeitserklärung, nicht aber die Bundesverfassung aussprach, über die letztere stellte, verlangte sie, daß die Union nicht länger die Hand dazu bieten solle, in einseitigem und schlecht verstandenem Interesse eines Teiles der Bürger die für alle gleichmäßig bestimmten Gesetze zu vergewaltigen. Der größte Teil des Programmes war der weiteren Ausführung

dieses Gedankens gewidmet. Doch zeigte sich die Partei insofern als eine Erbin der Whigs, daß sie die von diesen und vordem von den Föderalisten (vgl. oben, S. 542) der Bundesregierung als Aufgabe überwiesenen inneren Verbesserungen, so vor allem die Anlegung einer Eisenbahn von Ozean zu Ozean, auch jetzt wieder der Bundesregierung ans Herz legte.

Bei der Präsidentenwahl, die Pierce auf den Schild erhoben hatte, war die republikanische Partei gerade nur erst ins Leben getreten und spielte noch kaum eine Rolle. Allein die Ereignisse der vier Jahre, während derer jener im Weißen Hause gebot (1853—57; vgl. oben, S. 551), ließen sie mächtig erstarken. Vor allem waren es die Verhältnisse in Kansas, die das bewirkten. Die Bestimmung, daß die Einführung oder Ablehnung der Sklaverei in Kansas von dem Beschlusse seiner Bewohner abhängig sein solle, führte zwischen Freunden und Gegnern dieser Einrichtung einen Wetteifer herbei, der, auf dem Boden der Verfassung beginnend, bald in einen offenen, allen Gesetzen Hohn sprechenden Kampf ausartete. Auf die Entscheidung des Kongresses hin bildeten sich in verschiedenen Staaten des Nordens Gesellschaften zu dem Zwecke, die Mittel zu einer Besiedelung von Kansas mit freien Farmern zusammenzubringen. Ihr Wirken war entschieden erfolgreich; der starke Zufluß von Einwanderern aus Europa ließ es an solchen Leuten nicht fehlen, die gegen kräftige Unterstützung bereitwillig im fernen Westen den Kampf gegen die Wildnis und noch gegen einiges andere aufnahmen. Nun unterlag es allerdings keinem Zweifel, daß da, wo freie Farmer einmal den Boden umgebrochen hatten, die Sklavenhalter vergeblich versuchen würden, mit diesen in Wettbewerb zu treten. Aber eine solche Besiedelung konnte nicht sprungweise fortschreiten, konnte nicht in einem Anlaufe das ganze Territorium erobern. Der Weg von den Häfen des Ostens nach Kansas war weit, mühselig und kostspielig, und die Mittel der Kolonisationsgesellschaften waren doch immer nur beschränkt.

Für die Sklavenhalter war die Sachlage um vieles günstiger. Soweit Kansas mit zivilisierten Ländergebieten zusammenhing, wurde es fast ganz von Sklavenstaaten begrenzt; und die Missourier, welche besonders zahlreich in das Gebiet eindrangen, konnten fortgesetzt mit ihren Freunden jenseit der Grenze in Fühlung bleiben und deren Hilfe anrufen. So kam es denn, daß, als der Gouverneur des Territoriums die Wahlen zu einer gesetzgebenden Versammlung ausschrieb, die südlichen Grenzer scharenweise einzogen und durch ihre Wahlbeteiligung, durch Wahlfälschungen und Vergewaltigung der Gegenpartei eine Wahl herbeiführten, von der jedermann wußte, daß sie nicht im mindesten die wahren Verhältnisse verkörperte. Die Bundesregierung aber bestätigte nicht nur die Gewählten, sondern duldete auch, daß diese dem Territorium eine Verfassung gaben, die lediglich auf die Interessen der Sklavenhalter und die Vergewaltigung ihrer Gegner zugeschnitten war. Ja, sie stellte sogar Bundestruppen in den Dienst der Sklavenhalter, obwohl inzwischen auch die Freibodenleute durch eine Volksabstimmung dargethan hatten, daß eine mindestens gleich starke freiheitliche Bevölkerung vorhanden sei, die auch ihrerseits sich durch Wahl eines gesetzgebenden Körpers und Erlaß einer Verfassung organisiert hatte. Unter solchen Umständen war ein dauernder Friede unmöglich. Das erste Blut floß vielleicht durch die Schuld der Sklavenfreunde; allein auch ihre Gegner griffen bald und rücksichtslos zur Gewalt. So herrschte im Herzen der Union bereits Jahre vor der Wahl Lincolns ein Bürgerkrieg um die Frage der Zulassung oder des Verbotes der Sklaverei.

Die Bundesregierung sympathisierte offen mit den Sklavenhaltern. Die demokratische Partei als solche war ihren Grundsätzen und ihrer Vergangenheit nach dazu gezwungen, und selbst der nördliche Flügel der Partei, der unter der Führung von Douglas zwar nicht für die Sklaverei, aber für die äußersten Konsequenzen des Selbstbestimmungsrechtes der Einzelstaaten

und Territorien focht, war durch die Anerkennung der ersten Wahlen in Kansas folgerichtig zur Unterstützung der Politik des Präsidenten verpflichtet. Allein darüber täuschte sich auch im demokratischen Feldlager niemand, daß die Parteidisziplin nur noch mühsam im Kongreß aufrecht erhalten wurde, daß das Ansehen der Partei im Volke stark erschüttert und mit der Kansaspolitik den Gegnern eine gefährliche Waffe in die Hand gespielt wurde. Die nächste Präsidentenwahl machte das allen, die zu sehen vermochten, klar. Zwar ging aus ihr noch einmal der demokratische Kandidat, James Buchanan (1857—61), ein Greis von 71 Jahren, der lange Zeit als Gesandter in England den politischen Kämpfen völlig entrückt gewesen war, als Sieger hervor. Allein von den 4 Millionen Stimmen, die abgegeben worden waren, hatten nur 1,800,000 auf ihn gelautet; er war nur deshalb gewählt worden, weil die Antidemokraten noch immer nicht unter einen Hut gebracht werden konnten. Die alten Whigs und die Know-nothings hatten Fillmore wieder aufgestellt; wenn dieser Name auch deutlich genug die schwächliche Grundsatzlosigkeit der Partei bekundete, so diente seine Kandidatur doch dazu, der dritten Partei einige Hunderttausend Stimmen zu entziehen und sie damit in die Minderheit zu versetzen.

Trotzdem war die Wahlschlacht für die Republikaner von großer Tragweite, ein gewaltiger Schritt vorwärts auf dem Wege zum Siege. Schon während der Verhandlungen über die Aufstellung eines Kandidaten war eine Verständigung zwischen der alten Gruppe der Freibodenleute, den abolitionistischen Know-nothings und den eigentlichen Republikanern erreicht worden. Die Wahl Fremonts, des Erforschers des fernen Westens und Eroberers von Kalifornien, zum Präsidentschaftskandidaten war ein sehr glücklicher Griff. Er war die Verkörperung des jungen Amerikas, welches von dem alten Streite der Staatenrechtler und der Föderalisten nichts wissen wollte, sondern die Größe des gemeinsamen Vaterlandes in freier republikanischer Entwickelung auf seine Fahnen geschrieben hatte. Dem konservativen Geiste blieben die Republikaner auch diesmal treu, aber nicht im Sinn einer rückwärts blickenden Versumpfung, sondern in dem einer stetigen, in bestimmten gesetzlichen Bahnen den höchsten Zielen zustrebenden Fortbildung. Fremont war mit 1,300,000 Stimmen dem Siege so nahe gekommen, daß nicht nur seine Anhänger, sondern auch seine Gegner den Sieg der Republikaner bei der nächsten Wahl als unvermeidlich vorausahen. Diese Aussicht wirkte wie ein Gespenst auf die südlichen Demokraten. Bis dahin hatten ihre Gegner doch immer nur dadurch einen Sieg erreicht oder erhofft, daß sie einen Kandidaten aufstellten, dem schließlich auch ein demokratischer Wähler seine Stimme hätte geben können. Jetzt hatten ihnen zum ersten Male die Feinde einen Mann entgegengestellt, in dessen Programm auch nicht ein Funken von demokratischer Gesinnung zu finden war, der unumwunden die Union über die Staaten, die Unabhängigkeitserklärung über die Verfassung setzte; und dieses Programm hatte nur durch eine Zufälligkeit nicht gesiegt. Daß dies den Anfang vom Ende bedeute, hatte man in den Sklavenstaaten schon vor dem Ausgange des Wahlkampfes erkannt. Wie dies bei früheren Gelegenheiten schon ein paarmal geschehen war, hatte man auch jetzt einen Kongreß der Südstaaten ausgeschrieben; doch wurde er wie gewöhnlich nur wenig beschickt und blieb ohne Bedeutung.

Trotzdem waren sich die Sklavenstaaten über den Ernst der Lage vollkommen klar. Im Süden erkannte man bei weitem früher und deutlicher den wirtschaftlichen Gegensatz zwischen freien und Sklavenstaaten, welcher eine Gemeinsamkeit der Interessen zur Unmöglichkeit machte. Wenn man sich in älteren Zeiten vielleicht hatte verhehlen können, um wieviel die Lage des Südens in diesem Kampf ungünstiger war, so hatten die Ereignisse der letzten Jahre und deren wiederholte gründliche und sachgemäße Erörterung den meisten Sklavenhaltern darüber die

Augen geöffnet. Es konnte ihnen nicht entgehen, wie vollkommen verschieden die Zunahme der Bevölkerung in beiden Hälften der Union sich gestaltete; sie mußten sehen, wie sich der Reichtum im Norden in ganz anderen Verhältnissen vermehrte als im Süden. Es mußte ihnen endlich doch zum Bewußtsein kommen, warum Grund und Boden diesseit und jenseit der Grenzen eines Sklavenstaates einen so wesentlich verschiedenen Wert besaßen. Es ward ihnen in Kansas und vielen anderen Grenzbezirken am eignen Leibe fühlbar, wie sehr die freie Arbeit der „besonderen Institution" des Südens überlegen war; denn von den Kolonisten, die sie zur Bekämpfung der freien Arbeit auf gemeinsame Kosten dorthin sendeten, gingen nicht wenige ins gegnerische Lager über. Ja, wenn sie mit einem Schlage die Sklaverei beseitigen und sich die wirtschaftlichen Verhältnisse des Nordens hätten zu eigen machen können! Aber so wie die Verhältnisse lagen, bedeutete Abschaffung der Sklaverei den Ruin der Sklavenhalter, den Bankrott aller besitzenden Klassen des Südens. Nicht der Übermut der Sklavenhalter war es, was in und außerhalb des Kongresses die Südlichen so oft zu Worten und Thaten hinriß, die einer gebildeten Nation wenig würdig waren; sondern das Gefühl der eignen Ohnmacht, das Bewußtsein, ruiniert zu sein, sobald die Bundesregierung in das Sklavereisystem Bresche zu legen sich anschicken werde, das war es, was die Heißsporne des Südens zu stets neuen Forderungen nötigte, zu immer hitzigeren Kämpfen anspornte. Thatsächlich war die Regierungspolitik, der man so oft den Vorwurf gemacht hat, daß sie eine unwürdige Liebedienerei gegen die Sklavenhalter gewesen sei, nur dem Wunsch entsprungen, die wirtschaftlichen Nachteile, unter denen die südliche Hälfte der Union litt, durch gesetzliche Begünstigungen einigermaßen wett zu machen. Derselbe Wunsch war es, der einen so bedeutenden Teil nördlicher Politiker veranlaßte, den Südlichen gefällig zu sein.

Wenn aber die Mehrheit des Volkes sich von dieser Gesinnung lossagte (und daß dies der Fall sei, hatte die Abstimmung bei der Präsidentenwahl gezeigt), und wenn es ihr gelang, die ausübende Gewalt mit gleichgesinnten Männern zu besetzen, dann mußte der Süden bankrott werden. Dann blieb ihm thatsächlich nur die Wahl, mit seiner Vergangenheit zu brechen oder aus der Union auszuscheiden und einen Bund nur von solchen Staaten zu bilden, deren Interessen übereinstimmend auf der Grundlage der Sklavenarbeit beruhten. Auch ein solcher Staat wäre unfehlbar rasch verarmt und hätte auf die Dauer dem Wettbewerbe der Nachbarstaaten erliegen müssen, wenn ihn nicht vielleicht sogar eine innere Revolution zu einem Systemwechsel gezwungen hätte. Für den Augenblick aber konnten sich die Sklavenhalter der Hoffnung hingeben, so ihren Besitz zu retten und seine unvermeidliche Entwertung aufzuhalten.

Den Männern des Südens erschien dieser Weg nicht revolutionär. Die Lehre von den Staatenrechten hatte dahin geführt, daß ein großer Teil der Politiker nicht nur im Süden, sondern auch im Norden die Union nur als einen Staatenvertrag ansah, den die vertragschließenden Parteien ohne Gesetzesverletzung wieder zu lösen berechtigt seien. Das hatte Südcarolina in seinem Konflikte mit Jackson (vgl. oben, S. 540) bereits offen ausgesprochen; seine Behauptung war keineswegs als unrichtig und ungesetzlich gebrandmarkt worden, sondern die Regierung hatte nur durch einen Vergleich die Anerkennung ihrer damaligen Forderungen durchgesetzt. Allerdings war mittlerweile das Gefühl der unauflöslichen Zusammengehörigkeit in weiten Kreisen der Bevölkerung mächtig erstarkt; die sezessionistischen Gelüste einzelner Südstaaten erweckten sogar in ihrer Mitte eine unionsfreundliche Bewegung. Das hinderte aber keineswegs, daß im Nordosten, wo der Interessengegensatz zum Süden am schärfsten war, eine große Partei die Trennung der wirtschaftlich verschiedenen Gruppen ebensosehr als einen

Vorteil ansah wie die Südstaatler selbst und aus der Staatenrechtslehre Schlüsse zog, die eine friedliche Lösung der Union ebenfalls als das Wünschenswerteste erscheinen ließen.

Präsident Buchanan bemühte sich zunächst durchaus, diese Frage der Zukunft zu überlassen und von dieser Rat und Heil zu erhoffen. Er hatte noch von seinem Vorgänger Fragen übernommen, deren Erledigung wohl das allgemeine Interesse beanspruchen durften, und mochte hoffen, durch deren Inangriffnahme der Politik eine andere Wendung zu geben. Die Insel Cuba gehörte längst zu den Gebieten, deren Erwerbung von den Vereinigten Staaten angestrebt wurde. Ihre Lage führte notwendigerweise vielfache Berührungen herbei, und die Schwäche der spanischen Herrschaft auf der Insel ließ deren Verkauf nicht unmöglich erscheinen. Daß sie aber dann nicht in Hände fiel, die ihre wirtschaftlichen Reichtümer erfolgreicher zu einem Wettbewerbe mit den Erzeugnissen der Vereinigten Staaten auszunutzen verstanden, war allerdings für diese eine Lebensfrage. So waren denn wiederholt Versuche gemacht worden, Unterhandlungen mit Spanien anzuknüpfen; allein bisher stets ohne Erfolg. Ob sich Buchanan nun wirklich von der Zukunft mehr versprach, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls aber benutzte er diese Frage jetzt, um die Aufmerksamkeit von den inneren Verhältnissen abzulenken, und erreichte das auch insofern, als sein Vorschlag, der Regierung 30 Millionen Dollars zu diesem Zwecke zur Verfügung zu stellen, lange Zeit den Kongreß beschäftigte und den Debatten einen anderen Charakter verlieh. In gleichem Sinne wurde die Mormonenangelegenheit verwendet. Gegen die Mormonen hatte schon Pierce die Bundestruppen aufgeboten, um von dem theokratischen Regimente Brigham Youngs die Unterwerfung unter die Bundesgesetze zu erzwingen; und Buchanan hatte bei dem Kongreß die Anerkennung des Vertrages durchzusetzen, durch welchen die Verhältnisse wenigstens scheinbar in dem gewünschten Sinn erledigt wurden. Allein es gelang ihm doch nicht, damit den inneren Zwist zum Schweigen zu bringen. Dieser klopfte immer wieder an die Thür des Kongresses, und der konnte und wollte ihn nicht abweisen.

In Kansas standen noch immer die Parteien kampfbereit einander gegenüber. Die Sklavenhalterpartei hatte noch einmal durch die maßlosesten Wahlfälschungen sich den Schein gegeben, als wenn sie für das Territorium allein zu reden befugt sei, und zu Lecompton einen Verfassungsentwurf aufgestellt, auf Grund dessen Kansas um Aufnahme als Staat nachsuchte. Obgleich nun die freiheitliche Partei den Betrug nachwies und ihrerseits mit der sogenannten Topeca-Verfassung, die die Sklaverei verbot, das gleiche Ansinnen an den Kongreß stellte, erteilte Buchanan doch der Lecompton-Verfassung seine Billigung und erreichte auch, daß der Senat sie annahm. Allein das Repräsentantenhaus war auf geradem Wege dafür nicht zu gewinnen; und als schließlich durch parlamentarische Kniffe ein Weg gefunden wurde, auch in dieser Körperschaft eine Mehrheit dafür zu gewinnen, da hatte man die Konzession machen müssen, die Verfassung noch einmal einer Volksabstimmung zu unterwerfen. Hierbei aber erlitt die Partei der Sklavenhalter eine völlige Niederlage. Die Folge war, daß Kansas zwar noch einige Jahre warten mußte, ehe es als Staat anerkannt wurde; der Sache der Freiheit aber erwies es damit einen großen Dienst.

Schon seit längerer Zeit waren die nördlichen Demokraten, damals von Stephan Arnold Douglas geführt, nur schwer bei der Politik der Mehrheit festzuhalten gewesen. Die Verfassungsfrage von Kansas aber diente dazu, sie vollends loszulösen. Die demokratische Partei verfocht das Selbstbestimmungsrecht der Staaten als Prinzip. Insofern war Douglas konsequent, als er dafür eintrat, die Lecompton-Verfassung der Volksabstimmung zu unterwerfen. Da aber im Kongreß hinlänglich bekannt war, daß die Forderung von Douglas die

Anerkennung der Sklaverei in Kansas stark in Frage stellen werde, so sahen die Demokraten des Südens in seiner Handlungsweise einen Abfall von der Partei und gaben sich alle Mühe, den Riß unüberbrückbar zu machen. Sie mochten wohl hoffen, damit nur die unsicheren Elemente aus der Partei zu treiben und diese damit zu befestigen. Allein das Unglück war, daß mit dem Zerfalle der demokratischen Partei wieder eine Verbindung zwischen Norden und Süden zerrissen, der unvermeidliche Konflikt der Interessen wieder auf einem neuen Feld anerkannt wurde. So kam es, daß das Land in den nächsten Präsidentschaftswahlfeldzug eintrat mit dem Gegensatze zweier vollständig voneinander getrennten Staatengruppen.

Diesmal war auch die demokratische Partei nicht mehr einig. Ihre erste Wahlkonvention zu Charleston ging ergebnislos auseinander. Weiterhin stellte der nördliche Flügel Douglas, der südliche Breckinridge als Kandidaten auf. Die Whigs hatten noch immer den Mut, einen Kandidaten zu nominieren; aber in diesem Augenblicke bedeutete das kaum noch eine Spaltung der Antidemokraten; sie kamen gar nicht in Betracht im Vergleiche mit den Republikanern. Diese hielten, der Entstehung der Partei Rechnung tragend, im Mai 1860 ihre Wahlversammlung in einer Stadt des Westens, in Chicago, ab; und hier wurde ein Westlicher, Abraham Lincoln, zum Präsidentschaftskandidaten erwählt. Er war ein self-made man und eigentlich erst in den letzten Jahren durch einen Wahlkampf bekannt geworden, den er 1858 mit Douglas um einen Senatssitz von Illinois ausgefochten hatte. Aber durch seine leidenschaftslose Besonnenheit und humoristische Schlagfertigkeit war er einer der hervorragendsten Politiker der jungen Partei. Und daß er so vieles von einem „Manne des Volkes" an sich hatte, machte ihn zum Kandidaten geeigneter als die schon etwas verbrauchten republikanischen Parlamentarier.

Die Abstimmung war noch weniger entscheidend als bei der Wahl Buchanans. Lincoln erhielt am 6. November 1860 allerdings die relative Majorität, die ihn gesetzlich zum Präsidenten machte; aber an der absoluten Mehrheit fehlten ihm mehr als doppelt so viel Stimmen als seinem Vorgänger. Was aber das Schlimmste war: das ganze Wahlergebnis war nur eine Folge der gewaltigen numerischen Übermacht des Nordens. Im Süden war Lincoln überhaupt nicht zur Wahl gestellt worden, und in den Grenzstaaten hatte er nur einige tausend Stimmen erhalten. Lincoln war also wirklich nur der Erwählte einer Sektion. Die Gegenpartei zog daraus sofort die Konsequenzen. Südcarolina, wie immer Führer der Extremen, beantwortete die Veröffentlichung des Wahlresultates mit der Erklärung, daß es seine Verbindung mit der Union auflöse. Damit stand es allerdings zunächst allein. Doch wurde bald darauf von allen Südstaaten der Zusammentritt einer Konvention in Montgomery beschlossen, um bestimmte Schritte zu vereinbaren, wie die Interessen des Südens gegen den Präsidenten des Nordens zu wahren seien. Vergeblich berief Virginia eine Vermittelungskonvention; diese sah fast selbst ihre Aufgabe nur darin, den Mittelstaaten die einzuschlagenden Wege zu zeigen und zu verhüten, daß der Abfall von der Union weiter um sich greife. Daß man die eigentlichen Südstaaten nicht zurückgewinnen könne, das erklärten nicht nur diese selbst mit Nachdruck, das sah man selbst im Norden ein und machte sich mit dem Gedanken vertraut.

Buchanan glaubte zunächst während der letzten Monate seiner Amtszeit eine passive Haltung beobachten zu sollen. Ihm, der als Demokrat die Staatenrechte mit Überzeugung verfochten hatte, fiel es nicht schwer, dem Süden das beanspruchte Ausscheidungsrecht zuzusprechen. Allein er mußte selbst noch eine vollkommene politische Schwenkung durchmachen, ehe er von der Bühne abtreten konnte. Die Februarversammlung der Südstaaten in Montgomery hatte unmittelbar die Bildung einer besonderen Konföderation zur Folge, die Jefferson Davis

zu ihrem Präsidenten erwählte und die Rechte eines unabhängigen Staates für sich in Anspruch nahm. Buchanan war geneigt, sie als solchen anzuerkennen. Der Gedanke, die Abtrünnigen friedlich aus der Union ausscheiden zu lassen, war überhaupt in den Staaten des Nordostens und bei den Demokraten so weit verbreitet, daß man schon auch im Süden auf einen solchen Ausgang zu hoffen wagte. Allein die Sezession hatte einige der Minister dem Kabinette Buchanans entzogen; und die Persönlichkeiten, die an ihre Stelle traten, waren nicht nur selbst entschlossen, die Union aufrecht zu erhalten, sondern sie wußten auch den Präsidenten von der Notwendigkeit einer solchen Politik zu überzeugen. So wies er plötzlich alles weitere Unterhandeln mit der Konföderation von der Hand. Wenn er sich auch nicht zu einer aktiven Politik gegen sie aufzuraffen vermochte, so wußten ihn seine Berater doch davor zu bewahren, daß er auch nur einen Schritt weiter zurückwich.

Unter solchen Verhältnissen trat am 4. März 1861 Lincoln sein Amt an. Er hatte seinen Weg nach Washington verkleidet nehmen müssen, und Truppen waren aufgeboten, seine Einweisung zu schützen; dank diesen Maßnahmen verlief sie ohne Zwischenfall. Seine Antrittsrede war ganz von dem konservativen Geiste getragen, den die republikanische Partei zu ihrem Programm erhoben hatte; aber die Erhaltung der Union und die Wahrung aller ihrer Gesetze erklärte er für seinen ersten Grundsatz. Er verwahrte sich ausdrücklich gegen abolitionistische Gelüste, zu denen er verfassungsmäßig nicht berechtigt und persönlich nicht geneigt sei; um so mehr aber schob er die Verantwortung den Südstaaten zu, wenn deren Handlungsweise den Bürgerkrieg entzünden sollte. Daß das nicht leere Worte waren, zeigte sich sogleich. Eine Gesandtschaft, die im Namen der Konföderierten Staaten mit der Bundesregierung unterhandeln wollte, wurde von dem Staatssekretär des Auswärtigen scharf abgewiesen, da für die Regierung eine unabhängige Republik der Konföderierten Staaten nicht existiere. Im übrigen aber blieb auch Lincoln abwartend, bis die Ereignisse ihm eine andere Politik aufnötigten.

Die Sezessionisten hatten schon gegenüber Buchanan die Forderung erhoben, daß ihnen das in den Südstaaten befindliche Bundeseigentum, vor allem die Forts von Charleston, übergeben würden. Formell war ihnen das verweigert worden; thatsächlich aber hatten sie ihr Ziel doch erreicht. Die Forts waren so schwach besetzt, daß ihr Kommandeur, Major Anderson, es für unmöglich erklärte, sie alle auch nur gegen einen Handstreich zu schützen. Da aber die Regierung nicht wagte, ihm Verstärkungen zu senden, so zog er sich in das am leichtesten zu verteidigende Inselfort Sumter zurück, während die Gegner die anderen besetzten. Schon einmal, Anfang Januar 1861, wurden hier Schüsse gewechselt, als eine Bundesfregatte Anderson Zufuhr bringen wollte; sie wurde von den Uferbatterien genötigt, unverrichteter Sache umzukehren und Anderson seinem Schicksale zu überlassen. Trotzdem fanden die Südcaroliner erst am 12. April den Mut, ihr Feuer gegen Fort Sumter selbst zu richten, das nach zweitägiger Beschießung kapitulieren mußte.

Der Süden glaubte einen großen Sieg erreicht zu haben, als das Sternenbanner von dem letzten Fort in seinem Gebiete herabgeholt wurde. Aber er hatte sich außerordentlich verrechnet. Solange die Sezession auf diplomatischem Wege die Trennung von der Union gesucht hatte, mußte die Bundesregierung damit rechnen, daß eine mächtige Partei des nördlichen Gebiets dieser Forderung zuzustimmen geneigt und jedenfalls nicht entschlossen war, für die Erhaltung des Einheitsstaates zu den Waffen zu greifen. Als aber der Süden das erste Blut vergossen hatte, erhob sich stürmische Entrüstung im ganzen Norden und forderte, das Schwert nicht eher ruhen zu lassen, als bis der Süden zum Gehorsam gegen die Gesetze zurückgekehrt sei. Diese

Kampflust erwies sich zwar weiterhin nur als Strohfeuer; allein sie gab doch der Regierung die Mittel an die Hand, aus der schiefen Lage herauszukommen, in welche sie durch das Zögern Lincolns gegenüber den entschlossenen Maßnahmen des Südens gekommen war.

Bis jetzt hatten sich nur elf Staaten der Sezession angeschlossen. Aber unter den Grenzstaaten waren mehrere unentschieden; ihre Stellungnahme wurde aller Wahrscheinlichkeit nach durch den Ausfall des ersten Waffenganges bestimmt. Auch Virginia hatte zunächst zu den Schwankenden gehört; aber seine Wichtigkeit für die Südstaaten war so groß, daß der südliche Kongreß alles aufwendete, es für seine Sache zu gewinnen. Wesentlich aus diesem Grunde war Richmond am Jamesflusse (s. die Karten bei S. 525) zur Hauptstadt der Konföderation erwählt worden, obgleich es nahe der Grenze gelegen und den Angriffen der Feinde ausgesetzt war. Damals hatte man allerdings noch immer nicht recht daran geglaubt, daß der Streit mit den Waffen ausgetragen werden müsse; nunmehr aber war daran nicht mehr zu zweifeln.

Die Lage der Union war in dem Augenblicke des beginnenden Bürgerkrieges ziemlich kritisch. Die an sich unbedeutende Bundeskriegsmacht befand sich in voller Auflösung. Der abgetretene Kriegssekretär hatte absichtlich alles Kriegsmaterial teils den Südstaaten in die Hände gespielt, teils verzettelt. Der größte Teil der Offiziere hatte die Bundesarmee verlassen und war in die Dienste des Südens getreten. Selbst die große Überzahl des Nordens kam zunächst keineswegs zur Geltung. Denn man täuschte sich in den freien Staaten so vollständig über den Charakter des bevorstehenden Kampfes, daß man zunächst glaubte, ihn mit den geworbenen Soldaten und den Milizen durchführen zu können, während die Mehrzahl der Bürger in der nationalen Abneigung gegen alles Militärische beharrte und ihren bürgerlichen Beschäftigungen weiter nachging.

Die unmittelbarste Gefahr bedrohte die Bundeshauptstadt und die Unionsregierung. Die Nachbarstaaten Maryland und Delaware waren Sklavenstaaten und sympathisierten offen mit dem Süden. Wäre auch der Verlust von Washington strategisch ziemlich bedeutungslos gewesen, so hätte er doch moralisch einen um so schwereren Schlag bedeutet, als in den Nordstaaten die Kriegspartei überhaupt nur vorübergehend die Oberhand besaß. Er wurde aber glücklich vermieden; die rasch berufenen Milizregimenter von Connecticut und New York trafen rechtzeitig in der Hauptstadt ein. Als Maryland Anstalt machte, weiteren Truppenzuzügen bewaffneten Widerstand zu leisten, wurde seine Hauptstadt Baltimore von den Unionstruppen eingenommen, die sezessionistisch gesinnte Regierung zersprengt und eine solche von bundesfreundlicher Gesinnung gebildet. Es war der erste Schlag, welcher die Sezession traf; er verhinderte endgültig den Anschluß der beiden Staaten Maryland und Delaware an ihre Sache und führte bald darauf zur Losreißung des westlichen, unionistischen Teiles von Virginien, der schon 1863 als besonderer Staat in den Bund aufgenommen wurde.

Ähnlich gestalteten sich die Vorgänge im Westen. Auch hier hatte die Konföderation darauf gerechnet, die sklavenhaltenden Mittelstaaten Kentucky, Missouri, Kansas und noch ein oder den anderen Staat des Westens auf ihre Seite zu ziehen. Sie durfte dies um so mehr hoffen, als fast überall die Regierung in den Händen demokratischer Mehrheiten war. Trotzdem aber gelang ihnen dies an keiner Stelle. In Kentucky verhinderte die Festigkeit der Bundesbeamten jeden falschen Schritt der Regierung; Missouri konnte zwar nicht sogleich in seiner ganzen Ausdehnung der Union erhalten werden, wurde aber doch verhindert, förmlich der Sezession beizutreten. Im fernen Westen aber waren selbst die Demokraten gute Unionisten: mit Ausnahme der Golfstaaten Louisiana, Arkansas und Texas blieb er ganz dem Bunde treu. Hier wurzelte

im Gegenteile recht eigentlich der staatserhaltende Gedanke der Union. Die Einwohner dieser Gebiete, die sich überhaupt erst unter den Bundesgesetzen dort niedergelassen, zu Gemeinden, Territorien und Staaten vereinigt hatten, waren stets die Träger einer großamerikanischen Politik gewesen und mit nichten gewillt, es jetzt in das Belieben mißvergnügter Bürger zu stellen, ob der Staat eine zukunftsreiche Einheit bilden oder in zwei einander feindliche, sich gegenseitig hemmende und beschränkende Staaten auseinander fallen sollte. Die Männer des Westens, zu denen ja auch Lincoln gehörte, sind in hervorragendem Maße die Träger des Einheitsgedankens gewesen. Vom Westen aus begann der Siegeslauf der Union, der zur endlichen Niederwerfung der Sezession führte; und diese konnte erst dann vollendet werden, als auch im Osten mehr und mehr der Einfluß und die Politik des Westens herrschend wurden.

Der erste Angriff des Nordens führte zu einem kläglichen Resultate. Eine Armee von 60,000 Mann unter Mac Dowell rückte in der Richtung der feindlichen Hauptstadt vor und traf (21. Juli 1861) am Bull Run auf den Feind, erlitt aber eine schmähliche Niederlage und wich in panischem Schrecken bis nach Washington zurück. Nicht numerische Übermacht, sondern lediglich die qualitative Überlegenheit hatte dem Süden den Sieg gesichert. Diese lag allerdings in der Natur der Dinge. Die Söldner und Milizen des Nordens unter der Führung von Offizieren, die vielfach gleichfalls bürgerlichen Berufen entstammten, bildeten eine undisziplinierte Masse, deren Führung selbst dem größten Talent unsägliche Mühe bereitet hätte. Im Heere der Südlichen dagegen lagen die sozialen Vorbedingungen ganz anders. Hier waren die Massen des Volkes bereits daran gewöhnt, der Pflanzeraristokratie zu gehorchen; und diese, in allem Sport geübt, von einer Mehrzahl vollständig durchgebildeter Offiziere geführt, verstand ganz anders, einen militärischen Geist in die Massen zu bringen. Dies Moment blieb während des ganzen Krieges von schwerwiegender Bedeutung. Ihm allein ist es zu danken, daß die Minderzahl der Sezession (sie zählte nur eine weiße Bevölkerung von 5 Millionen, gegen mehr als 20 Millionen des Nordens und Westens) nicht früher und nachhaltiger zur Geltung kam. Allerdings fielen dabei auch die 4 Millionen Sklaven in die Wagschale. Sie veranstalteten nicht nur keine Aufstände, sondern folgten, wenigstens anfangs, fast ausnahmslos dem Ruf ihrer Herren zu den Waffen. Wo sie nicht persönlich als Kombattanten in das Gefecht eingriffen, entlasteten sie wenigstens die weißen Soldaten von den schweren Arbeiten, die dem Train und den Pionieren zufallen. Sie bewirkten so, daß das Verhältnis der wirklichen Kämpfer zur Gesamtzahl der Armee stets für den Süden weit günstiger war als für den Norden.

Im Osten, auf dem sogenannten virginischen Kriegsschauplatze, bestand der Kampf jahrelang in einem Hin- und Herwogen gewaltiger Heeresmassen zwischen den beiden, räumlich nur 25 deutsche Meilen voneinander entfernten Hauptstädten Washington und Richmond. Zahlreiche, oft mehrtägige Schlachten wurden geschlagen, in denen die Verluste der kriegführenden Parteien eine ungewöhnliche Höhe erreichten. Dennoch vermochte keine von beiden entscheidende oder auch nur nachhaltige Erfolge zu erzielen. Fast immer verliefen die Operationen verhängnisvoll für den angreifenden Teil, ohne doch dem Verteidiger Gelegenheit zu einer wirklichen Entscheidung zu bieten. An Feldherrnkunst war der Süden unzweifelhaft überlegen; die Führung eines Joseph Eccleston Johnston und eines Robert Edward Lee, die bewunderungswürdigen Züge von Thomas Jonathan, genannt „Stonewall" Jackson und seiner „Fußkavallerie" überragten weit die Leistungen des Nordens. Aber selbst diese Führer schwangen sich nicht zu einem groß angelegten und energisch durchgeführten Feldzugsplan auf. Sie hatten allerdings mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen. Da der Süden schon in der ersten Phase

des Krieges vom Meere verdrängt wurde, waren sie ausschließlich auf Operationen zu Lande angewiesen. Solange sich diese zwischen Richmond und Washington bewegten, genossen sie zwar den Vorteil, daß die Bevölkerung auf ihrer Seite stand. Trotzdem blieben die großen Truppenmassen für ihre Verpflegung und, da es an Straßen im europäischen Sinne fast vollkommen fehlte, vielfach auch für ihre Bewegungen auf die wenigen Eisenbahnlinien angewiesen. Diese Abhängigkeit erschwerte naturgemäß das Vordringen auf weitere Entfernungen; ein solches war aber auch für die Kriegführung fast zwecklos. Washington selbst, das bewiesen die Ereignisse des ersten Kriegsjahres, war für den Süden uneinnehmbar, solange die Kraft der Union nicht nachhaltig erschüttert war. Außer diesem Punkt aber existierte für das Heer von Richmond kein ernstliches Angriffsobjekt. Ein Vordringen zu den Handels- und Industriestädten des Nordostens, deren Eroberung allerdings ein begehrenswerter Preis gewesen wäre, war auf dem Landwege, den Mittelpunkt der feindlichen Macht im Rücken, für die Kräfte des Südens ein Ding der Unmöglichkeit. Ob es aber gelang, vorübergehend ein größeres oder kleineres Stück der Mittelstaaten unter südliche Botmäßigkeit zu bringen, selbst ob man die benachbarten Nordstaaten, Pennsylvanien oder Westvirginien, durch Einfälle zu brandschatzen und zu erschrecken vermochte, blieb für die Entscheidung des Krieges von geringer Bedeutung. General Lee hat es zweimal versucht, aber ohne jeden Erfolg. Die Entscheidung konnte hier nur dann fallen, wenn sie mit entsprechenden Schlägen auf den anderen Kriegsschauplätzen zusammentraf.

Einem Erfolge des Nordens stand vor allem der Mangel guter Führer im Wege. In den ersten beiden Jahren waren allerdings dessen ganzen Heere qualitativ so minderwertig, daß auch bessere Generale mit ihnen nicht hätten siegen können. Allein nachdem man sich zur Aushebung entschlossen und in den Freiwilligen-Regimentern einen Stamm erprobter Mannschaften und Offiziere geschaffen hatte, kam dieser Grund in Wegfall. Gelang es doch sogar im Laufe des Krieges, der vorzüglichen und im Anfange weit überlegenen Reiterei der Konföderierten aus den Farmern des Westens einen ebenbürtigen Gegner zu schaffen. Aber die zögernde Taktik eines George Brinton Mac Clellan, die Unfähigkeit seiner unmittelbaren Nachfolger, ja selbst die Hartnäckigkeit und Unerschütterlichkeit eines Ulysses Simpson Grant blieben doch weit hinter dem Können ihrer Widersacher zurück. Der Norden genoß den Vorteil der freien Seeverbindung, und Mac Clellan hat versucht, auf diese seinen Feldzugsplan zu begründen; allein der einmal mißlungene Versuch ist auf dem virginischen Kriegsschauplatze nicht wiederholt worden.

Was den Norden außerdem, besonders in den ersten Kriegsjahren, lähmte, waren politische Rücksichten. Lincoln selbst wollte in den Rebellen nur verirrte Landeskinder sehen. Er wollte nicht mit den Konföderierten Staaten kämpfen, deren Existenz er nicht anerkannte, sondern nur die niederwerfen, die die Waffen gegen die Union führten. Trotz dieser Rücksichtnahme gelang es ihm keineswegs, den Norden so geschlossen hinter sich festzuhalten, wie dies ganz von selbst die Ereignisse auf der Seite des Südens mit sich brachten. Als die beiden ersten Kriegsjahre, besonders im Osten, in vermindertem Maßstab aber auf allen Kriegsschauplätzen, nur Opfer ohne alle sichtbaren Erfolge brachten, da erhob, von südlichen Sendlingen aufgestachelt, in gefahrdrohender Weise die Partei derer das Haupt, die den Süden friedlich aus der Union ausscheiden lassen wollte. Es kam eine Zeit, wo die Demokraten in den östlichen Staaten bedenkliche Majoritäten erlangten und mehrfach die Regierung in ihre Gewalt bekamen, wo sich der Pöbel in New York gegen den infamen Krieg erhob, wo im Kongreß der Antrag eingebracht werden konnte, der Präsident möge mit der Regierung der Konföderierten Staaten Unterhandlungen zur Beilegung des Streites anknüpfen. Hätte damals nicht der

Westen fest zu dem Unionsprogramm der republikanischen Partei gestanden, wären nicht dort die teilweise beim Ausbruche des Krieges noch demokratischen Verwaltungen von der Unionspartei abgelöst worden, so hätte Lincoln zum mindesten einen außerordentlich schwierigen Stand gehabt.

Die Gefahr wäre im Osten noch ungleich größer gewesen, hätte nicht der Krieg hinwiederum dort auch seine Anhänger geworben. Daß der Süden vor Lincolns Amtsantritt in den Besitz fast aller Kriegsmittel der Union gesetzt worden war (vgl. oben, S. 560), gab ihm eine augenblickliche Überlegenheit. Allein da er mit seinem beschränkten Menschenmaterial eine Industrie am allerwenigsten während der Kriegsjahre schaffen konnte, so mußte sich das Verhältnis mehr und mehr zu seinen Ungunsten verschieben. Für den Norden war diese Thatsache ein gewaltiger Sporn zur äußersten Anspannung seiner Kräfte; und die Industrie der Nordoststaaten fand dabei die Gelegenheit zu einem mächtigen Aufschwung und einer überaus gewinnbringenden Thätigkeit. Die Fabriken zur Herstellung von Munition, von Ausrüstungs- und Bekleidungsgegenständen wurden plötzlich mit Aufträgen überhäuft und erzielten dabei naturgemäß die denkbar günstigsten Abschlüsse. Ganz besonders aber galten diese günstigen Bedingungen für den Schiffsbau, der ja stets an der nordatlantischen Küste Tausende von Armen in Bewegung gesetzt hatte. Die wenigen Fregatten und Zollkutter, welche die Flotte der Vereinigten Staaten gebildet hatten, waren vor dem Kriege teils nach südlichen, teils nach entlegenen fremden Häfen gelenkt worden, so daß auch hier die Union möglichst machtlos gemacht worden war. Das aber konnten sich die Unionisten nicht verhehlen, daß der Süden, wenn anders ihm nicht stets neue Kräfte zuwachsen sollten, vom Meer ausgeschlossen werden mußte.

Man kannte in Washington ganz genau die Bedeutung, welche die Sezession auf diesen Punkt legte. Sie rechnete mit Bestimmtheit darauf, daß die europäischen Staaten, in erster Linie England, ihr im Fall einer Vergewaltigung durch den Norden deshalb beispringen würden, weil sie seiner Baumwolle nicht entraten konnten. Im Süden war thatsächlich Baumwolle König. Sie bildete den Reichtum der Großgrundbesitzer, um ihretwillen glaubte man selbst auf die Gefahr eines schweren Krieges die Sklaverei aufrecht erhalten zu müssen, mit ihr gedachte man die Kosten dieses Krieges zu bezahlen, und um ihretwillen hoffte man auf die Anerkennung, wenn nicht die Unterstützung Europas. Die letztere Berechnung war keineswegs falsch. Wurde Napoleon III. mehr von einer selbstsüchtigen Eifersucht gegen die Vereinigten Staaten auf die Seite der Konföderation gedrängt, so lag für England der Grund seiner Parteilichkeit für den Süden fast ausschließlich in den industriellen Verhältnissen. Nicht nur der vorübergehende Ausfall der Zufuhr und der dadurch veranlaßte Stillstand der Fabriken, mehr noch die Furcht, die Industrie des Nordens möchte sich des Artikels in der Weise bemächtigen, daß sie den englischen Wettbewerb für immer aus dem Felde schlüge, ließ die großbritannische Regierung eine Stellung gegenüber der Konföderation einnehmen, die den nordamerikanischen Gesandten endlich nötigte, mit dem Abbruche der diplomatischen Beziehungen zu drohen. Welchen Schutz die Kaperschiffe des Südens bei den Engländern gefunden hatten, das kam erst vollkommen an den Tag durch die langwierigen schiedsgerichtlichen Verhandlungen in der sogenannten Alabama-Frage, die erst im Jahre 1872 durch eine bedeutende Zahlung Englands aus der Welt geschafft wurde.

Mit einer Energie, die unsere Bewunderung herausfordert, gingen die Nordamerikaner an die Arbeit, sich eine Flotte zu schaffen, die ihren großen Aufgaben gewachsen war: nicht Hunderte, sondern Tausende von Fahrzeugen sind in den wenigen Jahren, die der Krieg dauerte, vom Stapel gelaufen. Bereits Ende 1862 machte sich die Blockade der südlichen Häfen auf

das empfindlichste bemerkbar. Es ist allerdings bis ans Ende des Krieges einzelnen, von verwegenen Seeleuten geführten Schiffen immer wieder gelungen, die Blockade unbemerkt oder doch ungeschädigt zu durchbrechen. Die Betreffenden haben selbst dabei viel Geld verdient; allein sie vermochten weder mit den wenigen Schiffsladungen auf den europäischen Baumwollenbedarf einen bemerkenswerten Einfluß auszuüben, noch gelang es ihnen, die allmähliche Erschöpfung der Kampfmittel des Südens mit ihren gelegentlichen und ungenügenden Zufuhren aufzuhalten. So wirkte auch der Seekrieg nicht unbeträchtlich auf die endliche Entscheidung des schweren Ringens ein; aber sie direkt herbeizuführen, war auch er nicht im stande.

Die Entscheidung kam vom Westen. Die Bildung der Konföderierten Staaten versetzte den Westen der Union in die Lage zurück, wie sie vor der Abtretung Louisianas bestanden hatte. Wenn aber schon damals die freie Schifffahrt auf dem Mississippi bis in den Golf von Mexiko als eine unerläßliche Bedingung für das Gedeihen der Binnenstaaten des Kontinentes erkannt worden war, wie viel mehr mußte dies jetzt der Fall sein, wo an die Stelle der einzelnen Forts und Handelsfaktoreien, zwischen denen unstet die Indianer umherschweiften, aufblühende Städte und Dörfer getreten waren und rüstige Farmer Tausende von Quadratmeilen jungfräulichen Bodens in reichstes Ackerland verwandelt hatten. Noch verbanden nur einzelne Schienenstränge den Vater der Ströme mit den östlichen Provinzen; und das Projekt einer Eisenbahn zum Pazifischen Ozean war über das Stadium der Vorarbeiten nicht hinaus gediehen. Der Mississippi aber bildete für das weite Gebiet, das er mit seinen großen Nebenflüssen bewässert, die hauptsächlichste Verkehrsader; eine große Dampferflotte diente schon damals auf ihm dem Austausche der Erzeugnisse zwischen den Binnenstaaten und dem Osten. Diesen Weg drohte die Sezession zu verschließen: von der Ohiomündung bis in den Golf von Mexiko waren beide Ufer des Mississippi in den Händen der Südlichen; und eine ganze Reihe von Befestigungen sollte dazu dienen, den Strom für jedes fremde Fahrzeug zu sperren. Dadurch, daß Kentucky im ersten Anlauf der Union erhalten wurde, kam der Ohio wenigstens fast bis zu seiner Mündung nicht in die Gewalt des Südens. Dagegen sperrten die Konföderierten den Cumberland und den Tennessee da, wo sich die beiden Flüsse bis auf wenige englische Meilen einander nähern, durch die Forts Henry und Donelson vollständig ab und schufen sich damit ein befestigtes Lager von außerordentlicher Bedeutung. Dieser Punkt bildete das erste Angriffsobjekt der Unionisten.

Hier mehr noch als im Osten gewann der Krieg das Gepräge, welches ihn von allen Kriegen der Alten Welt charakteristisch unterscheidet. Bei dem hohen Werte, welchen die Amerikaner auf das Praktische legen, und bei ihrem entwickelten Geschäftssinne hatten sich schon damals die technischen Künste und Wissenschaften in der Union in einer Weise entwickelt, wie man sie in der Alten Welt vergeblich suchte. Eisenbahnen und Dampfschiffe spielten im Verkehrsleben Nordamerikas schon damals eine Rolle, die sie erst viel später in Europa eingenommen haben. Während aber das Massenaufgebot der europäischen Volksheere die Industrie in Kriegszeiten auf das Unentbehrlichste zurückdrängt, gewann diese im Sezessionskrieg ein weites Feld und ergriff die ihr neu sich bietenden Aufgaben mit einer Energie, welche die Aufmerksamkeit aller Mächte erregte. Mehr als irgend ein anderer Krieg ist der Sezessionskrieg auch mit technischen Erfindungen geführt worden, die teils hier zum erstenmal in größerem Maßstabe zur Anwendung gelangten, teils geradezu erst der Not des Augenblicks ihr Entstehen verdankten. In dem straßenlosen Land erlangten die Eisenbahnen eine große strategische Bedeutung. Nicht nur ihre Zerstörung, sondern vor allem die Wiederherstellung, zum Teil

sogar der Neubau von Schienenwegen, Brücken 2c. bildete eine wesentliche Aufgabe der streitenden Heere. Aber man gab sich damit noch nicht zufrieden; man wollte die Eisenbahn noch viel direkter den Kriegszwecken dienstbar machen: man konstruierte gepanzerte Eisenbahnzüge, die mit Infanterie und Artillerie ausgerüstet wurden. Großartiger noch war die Einwirkung der Kriegsbedürfnisse auf den Schiffsbau. Als Mac Clellan (vgl. oben, S. 562) die Nordarmee an die Mündung des Jamesflusses durch die Flotte transportieren ließ, trat dieser ein Schiff von ganz unbekanntem Typ entgegen. Die Südlichen hatten eine Dampferfregatte der Unionsflotte bis ziemlich auf die Wasserlinie abgetragen, dann aber durch eine Panzerdecke für die damalige Artillerie fast unverwundbar gemacht, während ein gewaltiger Rammsporn die Hauptwaffe dieses Seeungetüms bildete. Mehr als ein Schiff der Bundesflotte fiel dem „Merrimac" zum Opfer, ehe ihm ein ebenbürtiger Gegner entgegentrat. Als solcher erwies sich der von dem Schweden Dahlgren gebaute „Monitor", der gleichfalls ein niedriges gepanzertes Deck aufwies, in dessen Mitte aber einen drehbaren Panzerturm mit zwei Geschützen schwersten Kalibers trug. Damals begann in der Marine der Wettkampf zwischen Panzer und Geschoß, der seitdem immer gewaltigere Dimensionen angenommen hat und erst in den letzten Jahren durch die Wucht der neuen Sprengstoffe endgültig zu gunsten des letzteren entschieden zu sein scheint.

Auch bei dem Kampf im Westen wurde sofort die Technik mit in Anspruch genommen. Die Unionisten bauten eine Flottille von schwer armierten und gepanzerten Kanonenbooten, die nicht nur für ihre Landtruppen einen beweglichen Rückhalt, sondern auch für die Bekämpfung der Forts einen schwimmenden Belagerungspark abgab. Den Leistungen der Stromflottille sind zu einem wesentlichen Teile die Erfolge zu danken, welche die Armee des Westens am Mississippi erfochten hat. Während ein Heer vom Norden her, nachdem der Tennessee frei gemacht war, in den Mississippi selbst einlief, fuhr ein auf dem Seeweg aus dem Osten entsendetes in die Mündung des Stromes ein und eroberte New Orleans bereits zu Anfang des Jahres 1862. Die zweite Hälfte dieses Jahres und der Anfang von 1863 waren für die Union die trübste Zeit. Im Osten gingen die Konföderierten zum Angriff über, auf dem mittleren Kriegsschauplatze brachen sie über die im vorigen Feldzug errungene Tennesseelinie weit nach Norden vor und bedrohten die unionstreuen Städte bis Chicago und Cincinnati, und am Mississippi brachen sich monatelang die Kräfte der Bundesarmee erfolglos an dem Bollwerke von Vicksburg am linken Ufer des Stromes. Auch hier ward der Sieg nur mit Hilfe der Technik gewonnen. Man erfand die wunderlichsten Vorkehrungen, um die Stromflotte unversehrt durch das Feuer der feindlichen Batterien hindurch zu bringen, und umging schließlich die unbezwingbare Stellung durch den Bau eines Kanals.

Ein glücklicher Zufall ließ Vicksburg in denselben Tagen fallen (4. Juli 1863), wo Lees Armee vor Gettysbourg zum Rückzug auf Richmond genötigt wurde. Der entscheidende Erfolg aber war der des Westens: er befreite den Mississippi bis hinunter zu seiner Mündung und trennte damit den Südwesten von der Sezession ab. Die Blockade auf dem Strome war so wenig unbedingt, wie die auf der See; sie that aber ihre Wirkung, indem sie die vorher bedeutende Getreidezufuhr aus dem Westen auf ein geringfügiges Maß herunterdrückte. Im Nordosten erkannte man die Bedeutung des Erfolges und berief Grant (vgl. oben, S. 562), den Sieger von Vicksburg, an die Spitze des Bundesheeres.

Zum Glücke für die Union fand Grant in einem anderen Manne des Westens, in William Tecumseh Sherman, einen würdigen Nachfolger. Die Kämpfe auf dem mittleren Kriegsschauplatze führten diesen im September 1864 siegreich in die Stadt Atlanta in der Nordwestecke des

Staates Georgia. Hier faßte er den genialen Gedanken, quer durch das Feindesland hindurch nach der atlantischen Küste durchzubrechen. Es galt, abermals das Herrschaftsgebiet der Sezession um ein Bedeutendes zu beschränken. Bot sich auch hier nicht wie am Mississippi eine strategische Linie, die sich dauernd festhalten ließ, so mußte doch der Marsch einer großen feindlichen Armee quer durch das ganze Georgia von der Westgrenze bis zum Meere mindestens für längere Zeit die Verbindung zwischen den östlichen und südlichen Gliedern der Konföderation unterbrechen. Zudem wurde damit der Krieg in das Herz des feindlichen Landes, das übermütige Südkarolina, hineingetragen, das bis jetzt von den Leiden des Krieges unmittelbar noch verschont geblieben war. Als Sherman in Savannah einzog und im Dezember 1864 die Wasserverbindung mit dem Heere vor Washington hergestellt war, brach der letzte Abschnitt des Krieges an. Indem Grant vom Norden und Sherman vom Süden gleichzeitig gegen den Sitz der feindlichen Regierung vordrangen, brachten sie diese mehr und mehr in die Lage eines Belagerten. Am 9. April 1865 mußte Richmond die Palmenflagge der Konföderation vor Grant streichen; wenige Tage später (26. April) gab die Sherman gegenüberstehende letzte Armee des Südens unter Johnston den nutzlosen Widerstand auf.

Der Norden hatte den Bestand der Union gerettet; was aber war aus seinem übrigen Programm geworden? Lincoln hielt anfangs durchaus an der Auffassung fest, daß die Union nicht Krieg mit den Konföderierten Staaten führe, sondern daß sie nur eine Empörung im eignen Gebiet unterdrücke, daß demnach die Rechte der südlichen Staaten und Personen davon in keiner Weise berührt würden. Er wiederholte diese Erklärung nachdrücklich gegenüber den Vertretern der zur Union haltenden Mittelstaaten, als dort Besorgnisse für den Fortbestand der Sklaverei laut zu werden begannen. Trotzdem zwang ihm der Verlauf des Krieges eine veränderte Haltung in der Sklavenfrage auf. Diese wurde zunächst auf dem Kriegsschauplatze praktisch dadurch in Fluß gebracht, daß die Befehlshaber der Bundesheere die Freiheit allen Sklaven aus den gegnerischen Gebieten zusicherten, welche in das Bundesheer eintreten wollten. Lincoln mißbilligte anfangs dieses Vorgehen entschieden. Allein als die Südlichen die Wegnahme alles Eigentumes aussprachen, welches Unionsbürger in ihrem Machtbereiche besaßen, konnte er nicht umhin, eine entsprechende Gegenmaßregel anzuordnen; und da die Sklaven zum wertvollsten Eigentum der Südstaatler gehörten, wurden sie natürlich bereitwilligst konfisziert und erhielten dadurch ihre Freiheit. Das waren die Vorläufer, die zu dem ersten entschiedenen Schritt in der Sklavenfrage drängten. Je länger der Krieg dauerte, desto mehr erkannte man die außerordentlichen Vorteile, welche der Süden für die Kriegführung aus seinem Sklavenbesitze zog. Bis jetzt hörte man nichts davon, daß die Sklaven sich gegen ihre Herren erhoben oder den Kriegsdienst verweigert hätten. Es fehlte ihnen auch dazu jeder Ansporn, solange selbst die Unionsregierung die Aufrechterhaltung aller die Sklaven betreffenden Bundes- und Staatengesetze proklamierte. Eine Änderung konnte darin nur geschaffen werden, wenn die Union einen Preis für den Abfall in Aussicht stellen konnte. Dieser Preis war die Freiheit. So kam Lincoln in seiner Eigenschaft als oberster Kriegsherr der Vereinigten Staaten dazu, am 22. September 1862 die Erklärung abzugeben, daß mit dem 1. Januar 1863 alle Sklaven in dem Gebiete der Empörung vor den Bundesgesetzen frei sein sollten.

Seitdem begann der Abfall der Neger aus den Reihen der Südlichen einen größeren Umfang anzunehmen; und ihre Zahl wuchs rasch in den Armeen des Nordens. Unvermeidlich war es, daß unter solchen Umständen auch im Kongresse die Abschaffung der Sklaverei verlangt wurde. Noch immer suchte Lincoln zu vermitteln; er bot den dadurch berührten Staaten

Geldentschädigungen an und wollte die Auswanderung der befreiten Sklaven nach Liberia in umfänglichem Maße fördern. Allein diese Vorschläge gelangten zunächst nicht zur Annahme. Inzwischen war die Zeit für die neue Präsidentenwahl herangekommen. Obwohl Sklavereigegner und Demokraten von entgegengesetzten Standpunkten aus eine Wiederwahl Lincolns bekämpften, ging dieser doch Ende 1864 mit einer erdrückenden Majorität als Sieger aus dem Wahlkampfe hervor. Da inzwischen im Distrikte von Columbia die Sklaverei gesetzlich beseitigt, in Maryland sogar freiwillig aufgehoben worden war, brachte die Regierung endlich das 13. Amendement zur Bundesverfassung ein, welches in der durch das Grundgesetz (das das Wort Sklaven nicht kennt) bedingten Umschreibung im ganzen Unionsgebiete die Sklaverei aufhob. Seiner Annahme im Kongreß am 31. Januar 1865 folgte binnen wenigen Monaten die Unterwerfung des Südens. Der Sieg der Republikaner übertraf ihre kühnsten Hoffnungen und wurde nur dadurch getrübt, daß in demselben Augenblicke der Mann, der ihnen als besonnener, leidenschaftsloser, aber unbedingt verläßlicher Führer gedient hatte, daß Lincoln am 14. April 1865 durch feigen Meuchelmord darum gebracht wurde, die Früchte des Sieges zu ernten.

Lincolns Tod war ein großes Unglück für die gesamte Union. Die republikanische Partei befand sich in einer unverkennbaren Krisis. Das Programm, auf welches hin im Jahre 1860 Lincoln an die Spitze der Union berufen worden war, hatte sich in den wenigen Jahren des Krieges nicht nur im wesentlichen erfüllt, sondern war sogar durch den Gang der Ereignisse weit überholt worden. In dem entscheidenden Augenblicke, wo der Partei nach einem beispiellosen Sieg all die unlauteren Elemente zuströmten, die sich stets an den Sieger anschmeicheln, wenn es gilt, die Beute zu teilen, hatte die Partei weder ein bestimmtes Programm, welches ihr höhere Ziele steckte, noch einen Führer, der sie in den rechten Bahnen zu erhalten genügenden Einfluß besessen hätte.

Von dem gerechten, maßvollen Sinne Lincolns hatte man erwarten dürfen, daß er die Wiederherstellung der Union, die wesentlich in der Rekonstruktion der Südstaaten bestand, in demselben Geiste zu Ende führen werde, der seine Politik während des ganzen Krieges gekennzeichnet hatte. Der Mann aber, der durch seinen Tod dazu berufen wurde, das Staatsschiff zu lenken, der bisherige Vizepräsident Andrew Johnson, stand weder so hoch über den Ansichten der Partei wie sein Vorgänger, noch besaß er über diese die Gewalt, deren er bedurfte, um die mächtig anstürmenden radikalen Elemente im Zaume zu halten. Die republikanische Partei wurde jetzt von dem Flügel beherrscht, der, alle idealen Gesichtspunkte beiseite lassend, nur darnach strebte, an dem Süden eine exemplarische Rache für den fünfjährigen Bürgerkrieg zu nehmen und ihn unfähig zu machen, in dem inneren politischen Leben wieder eine Rolle zu spielen. Johnson selbst gehörte keineswegs zu den extremen Vertretern dieser Bestrebungen; allein er verkannte vollkommen die der Union von dieser Seite drohende Gefahr und versäumte dadurch den richtigen Zeitpunkt, sie zu beschwören. Er ist ihr dann mannhaft entgegengetreten und hat bis an das Ende seiner Amtszeit einen schweren Kampf dagegen gekämpft; aber als Sieger ist er daraus nicht hervorgegangen.

Johnson hatte wie die radikalen Republikaner nicht für zweckmäßig erachtet, den Rebellenstaaten ohne weiteres ihren Platz in der Union wieder einzuräumen: das von ihm erlassene Amnestiegesetz bestimmte eine so außerordentlich große Zahl von solchen, welche der Amnestie nicht teilhaftig sein sollten, daß es auf die Radikalen direkt ermutigend wirkte. Allein Johnson machte von dem Gesetz einen so verständigen Gebrauch und bemühte sich so ernstlich, im Süden geregelte Verhältnisse wieder herzustellen, daß trotzdem zwischen ihm und der radikalen Mehrheit

bei dem Zusammentritte des Kongresses sofort der Kampf ausbrach. Der Präsident hatte die Wiederaufnahme der Südstaaten in ihr altes Verhältnis nur an die Bedingung geknüpft, daß sie die Abschaffung der Sklaverei anerkännten, die Bundesschuld mit übernähmen, die der Konföderation aber für nichtig erklärten. Auf dieser Grundlage war ein Teil der Südstaaten thatsächlich rekonstruiert worden und sandte seine Vertreter nach Washington. Der Kongreß aber wies sie durch seinen Wahlprüfungsausschuß unbedingt zurück und begann nun gegen die maßvolle Haltung des Präsidenten einen erbitterten Kampf, welcher damit endete, daß die Wiederzulassung der Südstaaten an die Bedingung geknüpft wurde, daß sie den Negern alle den Weißen zustehenden Rechte verliehen. Umsonst kämpfte Johnson mit seinem Veto gegen diese unsinnige Bestimmung. Er erreichte nur, daß er selbst vor den als Staatsgerichtshof konstituierten Senat als Angeklagter vorgeladen, wenn auch schließlich freigesprochen wurde. Die Bedingung wurde einem der Südstaaten nach dem anderen abgerungen und damit der volle Sieg der radikalen Partei besiegelt.

Es war keineswegs ideale Begeisterung für die Gleichheit aller Menschen, was den Kongreß geleitet hatte. Die Wahlen auf Grund des Johnsonschen Rekonstruktionsplanes hatten gezeigt, daß trotz aller kriegerischen und wirtschaftlichen Schläge die politische Kraft des Südens und der demokratischen Partei nicht erstickt war, sondern daß diese unter geregelten Verhältnissen rasch ihre normale Bedeutung im Staatsleben der Union zurückerlangen würden. Davon aber fürchteten die entsittlichten Republikaner eine baldige Niederlage; das war der Hauptgrund, warum der Süden politisch entmündigt werden mußte. In hellen Haufen strömten die hungrigen Berufspolitiker nach dem Süden. Mit allen möglichen demagogischen Künsten wußten sie die Stimmen der unwissenden Neger einzufangen; in der kürzesten Zeit gelangte der Abschaum der Partei in den Südstaaten in allen Regierungs- und Verwaltungszweigen zur Herrschaft und wirtschaftete in einer solchen gewissenlosen Weise mit dem Staats- und Bundeseigentume, daß der Bankerott der Südstaaten vollendet wurde.

Johnson erlebte den Sieg des Carpet-beggartums nicht mehr im Amt; aber die Manöver der Radikalen wußten an seine Stelle einen Mann ganz nach ihrem Herzen zu bringen. Bis jetzt hatten die Parteien mit siegreichen Generalen als Präsidentschaftskandidaten immer Glück gehabt; und die Verdienste, welche sich Grant um die Beendigung des Bürgerkrieges erworben hatte, waren unzweifelhaft greifbarer als die aller früheren militärischen Kandidaten. Allein als Staatsmann und besonders als Verwaltungsmann war Grant gewiß nicht weniger unfähig als Jackson oder ein anderer seiner Vorgänger. Nun trat aber Ulysses Simpson Grant im Jahre 1869 sein Amt als erklärter Anhänger der Partei an, die auch die Früchte des Krieges für sich einzuheimsen entschlossen war, und duldete nicht nur in den Südstaaten, sondern in dem gesamten Umfange der Union ein derartig schamloses Überwuchern der Korruption, daß die Skandalprozesse bis an seine unmittelbarste persönliche Umgebung hinauf reichten. Die republikanische Partei war jetzt fast nur von dem Grundsatze geleitet, daß der Staat dazu da sei, der herrschenden Partei zur Bereicherung zu verhelfen. Ein hohes Schutzzollsystem sollte vorgeblich dazu dienen, die durch den Krieg stark angeschwollenen finanziellen Bedürfnisse des Staates zu decken; es wurde aber dazu mißbraucht, einzelnen industriellen und kommerziellen Ringen und Gesellschaften die Gelegenheit zu den wildesten Spekulationen zu bieten, an denen Abgeordnete und Staatsbeamte sich offen und schamlos bereicherten.

Schon in der ersten Amtsperiode Grants hatten diese Verhältnisse einen Umfang erreicht, daß sie an vielen Orten eine lebhafte Gegnerschaft hervorriefen; allein der Zusammenhalt der

Partei war mit Hilfe der gesinnungslosen Genossen, die den Süden beherrschten, noch so mächtig, daß 1872 die Wiederwahl Grants ohne sonderliche Anstrengungen gelang. Allein während seines zweiten Amtstermins (1873—77) brach die republikanische Partei auseinander. Vorwiegend aus dem deutsch-amerikanischen Elemente, das ja schon bei der Bildung der Partei eine große Rolle gespielt hatte (vgl. oben, S. 553), setzte sich eine Fraktion der sogenannten Liberal-Republikaner zusammen, die in erster Linie eine ehrliche Verwaltung verlangte. Ihr Einfluß war nicht groß genug, um einem eignen Kandidaten irgend welche Siegesaussichten zu bieten; allein weder die alten Republikaner noch die jetzt energisch wieder auf dem Platz erscheinenden Demokraten konnten ihre Stimmen entbehren und mußten demnach solche Kandidaten aufstellen, die eine sittliche Reinigung der Regierung hoffen ließen.

Erst der Amtsantritt des Präsidenten Rutherford Birchard Hayes (5. März 1877) beendete die revolutionäre Epoche der Vereinigten Staaten. Der Spekulationstaumel der Grantschen Amtsführung mit seiner Ausbeutung des Südens zu gunsten der nördlichen Radikalen war kaum weniger verfassungswidrig als die Sezession gewesen und hatte die Rückkehr geordneter Verhältnisse im Süden dauernd verhindert. Materiell war die Union unzweifelhaft seit dem Kriege schnell wieder emporgeblüht; das zeigte sich glänzend an den Abschlüssen der Finanzverwaltung. Aber die Versuchungen, welche die nächste Zeit den Unehrlichen bot, waren unendlich größer als je. Infolge ihres hohen Schutzzolles und der in der Kriegszeit stärker entwickelten inneren Besteuerung sah sich plötzlich der Staatsschatz stetig anwachsenden Überschüssen gegenüber. Die Bundesschuld, die nach dem Kriege 2800 Millionen Dollars betragen hatte, ward in zwanzig Jahren auf die Hälfte herunter gebracht und ihre Verzinsung überdies von sechs auf drei Prozent herabgesetzt. Die inneren Steuern konnten wesentlich ermäßigt, auch die Zölle herabgesetzt werden; und einen Bruch mit dem Schutzzoll hinderten weit mehr politische Vorurteile als finanzielle Bedürfnisse. Auf Hayes folgte 1881 in James Abraham Garfield ein Präsident, von dem man ein entschiedenes Vorwärtsgehen auf der Bahn der sittlichen Erneuerung hoffen durfte; da warf abermals die Kugel eines Mörders (2. Juli 1881) die Union hierin um ein Bedeutendes zurück. Der 21. Präsident Chester Allan Arthur (1881—85) kehrte noch einmal zur Beutepolitik zurück. Wenn auch die Zustände unter seiner Verwaltung nicht ganz so schlimm wurden, wie unter Grant, so erlitt doch die Regeneration eine schwere Erschütterung. Erst dadurch verlor die republikanische Partei vollends ihre Herrschaft über die Gemüter. Mit einem Programm, welches eine rein finanzielle Zollpolitik, eine ehrliche und zuverlässige Finanzverwaltung und eine Beseitigung des Parteiwesens bei der Beamtenernennung forderte, erlangten 1884 die Demokraten für ihren Präsidentschaftskandidaten Grover Cleveland zum ersten Male seit dem Bürgerkriege die Mehrheit. Damit kehrte auch in den Kampf der Parteien die alte Stabilität zurück.

Seit 1884 haben republikanische und demokratische Präsidenten einander in ziemlich regelmäßigem Wechsel abgelöst. Daß die großen Parteien einander wiederum die Wage halten, hat viel dazu beigetragen, Zustände unmöglich zu machen, wie sie unter Grants Verwaltung geherrscht hatten. Die Union trat damit wieder in eine neue Stufe ihrer Entwickelung ein. Die Stärkung der Zentralgewalt, welche die Niederlage der Staatenrechtler im Sezessionskriege zur Folge gehabt hatte, blieb nicht ohne Einwirkung auf den Geist der amerikanischen Politik. Noch immer zwar nahmen die inneren Verhältnisse der Union die Aufmerksamkeit der Regierung in erster Linie in Anspruch; und sie sind großartig und eigenartig genug, um das in hohem Maße zu rechtfertigen. Unter dem vielfach übertriebenen Schutze der republikanischen

Zollpolitik hat die Industrie der Vereinigten Staaten einen Aufschwung genommen, der sie fast an die Spitze aller Nationen der Erde stellt. In keinem Lande werden so wie in Amerika die technischen Fortschritte der Neuzeit sofort und in der umfänglichsten Weise nutzbar gemacht. Dampf und Elektrizität beherrschen nicht nur die Verhältnisse der Industrie, sondern auch die der Landwirtschaft. Der schier unerschöpfliche Reichtum des Landes wird mit der eisernsten Energie ausgebeutet; und der Kampf ums Dasein ist nirgends so erbittert, wie in den Vereinigten Staaten. Unzweifelhaft leiden darunter die idealeren Seiten des Menschenlebens. Die schönen Künste haben trotz der Genuß- und Prunksucht, welche der fürstliche Reichtum der amerikanischen Geldaristokratie erzeugt hat, in der Union noch immer keine Heimat gefunden; und die zum Teil in einer unschönen Prahlerei geübte Förderung der Wissenschaften hat es nicht vermocht, andere Zweige als die hauptsächlich praktischen Zwecken dienenden zu einer den Verhältnissen der Alten Welt entsprechenden Höhe emporzuschrauben. Die einseitig auf den Erwerb gerichtete Erziehung der männlichen Jugend hat deren allgemeine Bildung entschieden niedergehalten. In merkwürdiger Weise hat dies auf die sozialen Verhältnisse eingewirkt.

Von den englischen Sitten der Väter hat der Amerikaner die besondere Stellung übernommen, die er dem weiblichen Geschlecht einräumt; allein die sozialen Verhältnisse seines Landes haben sie eigentümlich entwickelt. Die amerikanische Frau steht materiell unabhängiger da, als irgend eine andere; doch gerade deshalb fehlte es ihr mehr als ihren fremden Schwestern an Bethätigung. Solange sie dem Erwerbsleben fern blieb, hatte sie Zeit, für ihre Bildung mehr zu thun, als die männliche Jugend ihres Landes: so stellte sich der merkwürdige Zustand ein, daß im großen und ganzen in Amerika das weibliche Geschlecht geistig das männliche überragte. Ein solcher Zustand konnte nicht dauernd seine Befriedigung darin finden, daß die Frauen ihrem Thätigkeitstrieb auf solchen Feldern nachgingen, die von den Männern vernachlässigt wurden — auf den Gebieten der Litteratur, Kunst und Wissenschaft. Naturgemäß mußte die Frau, die sich dem Mann ebenbürtig, wo nicht überlegen fühlte, danach streben, auch an den Arbeiten und Rechten der Männer teilzunehmen. So hat sie sich in Gesellschaft und Gemeinde frühzeitig die Möglichkeit einer freieren Bewegung geschaffen als anderswo.

Die amerikanische Frau ist aber dabei nicht stehen geblieben. Je mehr sie sich thatsächlich als ebenbürtige Mitarbeiterin des Mannes bethätigte, desto näher lag es ihr, die Gleichstellung auf immer neuen Gebieten anzustreben. Die sozialen Verhältnisse mit ihrer immer stärkeren Hervorkehrung der materiellen Seiten führten vielfach zu einer Beschränkung der Ehen oder zu einer Form der Ehe, welche die Frau weniger zur Hüterin des Hauses als zur miterwerbenden Genossin des Mannes machte: so erschlossen sich ihr viele Berufe von selbst. Sie erlangte infolge ihrer höheren Bildung schließlich auch die Fähigkeit, erst einzelne, dann immer mehr Ämter, erst der Gemeinde, dann auch des Staates zu bekleiden. So entstand eine Klasse erwerbender Frauen, die nicht mit Unrecht für sich das Recht beanspruchte, in öffentlichen Dingen ebenso gehört zu werden, wie die Männer. Die Eigentümlichkeit der amerikanischen Verfassung, welche die Bestimmungen über das Wahlrecht durchaus den einzelnen Staaten überläßt, erleichterte den Frauen bedeutend ihren Weg. Schon im Jahre 1886 erlangten sie im Staate Vermont das aktive Wahlrecht. Seitdem hat dieses Beispiel die weitest verbreitete Nachahmung gefunden. Gegenwärtig genießen die Frauen in fast allen Unionsstaaten für die Staatenangelegenheiten die politische Gleichberechtigung mit dem männlichen Geschlechte. Die Annahme, daß dadurch eine wesentliche Veränderung der politischen Verhältnisse herbeigeführt werden müsse, hat sich hier so wenig bestätigt wie in Australien; und es ist kaum zu bezweifeln,

daß die Emanzipationsbewegung auch in Amerika allmählich zurückebben wird. Wohlthätig wird sie gewiß insofern wirken, als sie die Rechtsgleichheit der Geschlechter, die durch deren Bildungsgang besser vorbereitet ist als in den meisten anderen Ländern, vollkommner werden läßt. An der Thatsache aber, daß das weibliche Geschlecht durch ein in allen Stücken gleichmäßiges Eintreten in das wirtschaftliche Erwerbsleben im letzten Grunde nichts zu gewinnen, sondern nur zu verlieren hat, werden die amerikanischen Verhältnisse schwerlich etwas ändern.

Ob die Vereinigten Staaten sich jemals zu einer vollkommenen Gesundung ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse hindurchringen werden, ist schwer vorauszusehen. Die sozialistische Gefahr, welche den Regierungen der Alten Welt so viel zu schaffen macht, war in Amerika nicht in gleichem Maße vorhanden. Ihr wirkten die Verwischung aller Standesgrenzen, die republikanische Gleichheit aller Bürger und die bis in die jüngste Zeit keineswegs versperrte Möglichkeit entgegen, durch Geschick und Thatkraft in kurzer Zeit aus den bescheidensten Verhältnissen sich in den Kreis der allmächtigen Geldbarone emporzuarbeiten. Diese Möglichkeit aber verringert sich naturgemäß mit der zunehmenden Dichtigkeit der Bevölkerung (s. die Tafel bei S. 543). Die Vereinigten Staaten sind, wenn auch noch keineswegs im Verhältnis zu ihrer räumlichen Ausdehnung übervölkert, doch längst aus der Zeit herausgewachsen, wo sie in jedem Paare kräftiger Arme einen willkommenen Zuwachs ihres Nationalwohlstandes erblickten. Die Union hat jetzt so gut ihr arbeitsloses Proletariat wie irgend ein anderer Staat der Welt.

Der Rückschlag dieser Verhältnisse auf die Einwandererfrage hat sich längst geltend gemacht. Auf die Zeit von 1830—80, wo Amerika mit allen Kräften den Zufluß fremder Einwanderer förderte und besonders die zu mehreren Millionen zugewanderten Deutschen willkommen hieß, ist eine Periode gefolgt, in der sich das Land abzuschließen beginnt. Zuerst regte sich diese Bewegung in vollberechtigter Weise gegen die Chinesen. In den Negern und Indianern hatten die Vereinigten Staaten bereits zwei fremde Bevölkerungselemente, deren Heranbildung und Auffaugung dem Staate schwere und kostspielige Aufgaben stellten. Sie waren also berechtigt, sich nicht mit einem weiteren, seiner Eigenart nach durchaus fremden und unverdaulichen Fremdkörper zu belasten. Aber auch gegen europäische Zuwanderung beginnt die Union sich zu verschließen. Verständigerweise thut sie dies nicht in der seiner Zeit von den Know-nothings (vgl. oben, S. 552) angestrebten Weise, daß sie die Erlangung des Bürgerrechtes erschwert. Vielmehr wehrt sie sich jetzt, wo ihre sozialen Verhältnisse nicht mehr derartig sind, daß die physische Kraft allein zur Erringung einer Existenz ausreicht, vor allem gegen Leute, die nach ihrer körperlichen und geistigen Konstitution voraussehen lassen, daß sie dem Lande nicht zur Förderung dienen können, sondern ihm nur zur Last fallen müssen.

Die republikanische Gleichheit aller Bürger ist in den Vereinigten Staaten mehr noch als in anderen Republiken ein unerfüllter Traum. Die Macht des Geldes und dessen verhängnisvoller Einfluß auf die Staatsgewalt ist trotz aller Reformbestrebungen noch immer eine der ernstesten Gefahren der Republik. In keinem Land ist die Macht des Kapitals so gewaltig wie in den Vereinigten Staaten. Ihren Trusts und Ringen ist es mehr als einmal gelungen, Monopole nicht nur für die Neue Welt zu erringen, sondern selbst die Alte damit zu bedrohen. Weder die Zoll- noch die Finanzpolitik der Union sind von dem Vorwurfe frei, zu geschäftlichen Zwecken der großen kaufmännischen Verbindungen mißbraucht worden zu sein. Die Art und Weise, wie sich Amerika im Interesse einer kleinen Zahl reicher Silberminenbesitzer seit Jahren wehrt, die veränderten Werte der edlen Metalle und die dadurch geforderte Goldwährung anzuerkennen, ist dafür ein bedenkliches Symptom.

Allein eine gewaltige Entwickelungsfähigkeit der großartigen natürlichen Reichtümer läßt sich dem Lande nicht absprechen. Die wachsende Erkenntnis davon hat es mit sich gebracht, daß die Vereinigten Staaten am Ende des 19. Jahrhunderts eine vollkommen veränderte auswärtige Politik zu treiben begonnen haben. Man gibt sich zwar den Anschein, als wenn die von Monroe (vgl. oben, S. 498 und 523) befolgte Politik noch heute wie 1825 die Richtschnur der amerikanischen Staatsmänner sei. Allein der Sinn, den man den Erklärungen Monroes unterlegt, ist heute ein durchaus anderer als zur Zeit ihres Erlasses. Monroe betonte damals, daß sich die Vereinigten Staaten die Nichteinmischung in die Verhältnisse anderer Nationen zum Grundsatze machen müßten. Darum hatten sie es abgelehnt, den südamerikanischen Provinzen in ihrer Erhebung gegen Spanien beizustehen; darum hatten sie sich geweigert, den panamerikanischen Kongreß zu beschicken, den Bolivar nach Panama berufen hatte. Die Erklärung, daß sie das Einschreiten einer europäischen Macht zur Wiederherstellung der spanischen Herrschaft in Mittel- und Südamerika als eine unfreundliche Handlung gegen die Vereinigten Staaten ansehen würden, kehrte, im Anschluß an die englische Politik, ihre Spitze vorwiegend gegen die Heilige Allianz, die mit russischen Bajonetten für Ferdinand VII. eintreten wollte. Die Union hat mehr als einen Versuch der Spanier, ihr Kolonialreich zurückzuerobern, mit angesehen, ohne ihn anders aufzufassen denn als eine häusliche Angelegenheit der betroffenen Provinzen.

Ihren Einzug in die diplomatische Sprache hielt die Monroe-Doktrin durch das Panamakanalunternehmen. Die Nordamerikaner hatten sich seit langem bemüht, die wirtschaftlichen Verhältnisse des Isthmus ihrer Kontrolle zu unterwerfen, und wurden aufgeregt darüber, daß das Unternehmen ohne sie bewerkstelligt werden sollte. Wahrscheinlich sind sie aber über dessen Aussichten genauer unterrichtet gewesen, als das durch Börsenberichte getäuschte Europa. Jedenfalls haben sie sich fortgesetzt um den Plan eines Nicaraguakanals bemüht; beide Linien aber im Wettbewerbe nebeneinander können nicht gedeihen. Gegenwärtig hat wohl nur das letztere Projekt Aussicht auf Verwirklichung, besonders da die Unionsregierung beträchtliche Mittel dafür zur Verfügung stellen will.

Auch auf andere Weise haben die Vereinigten Staaten versucht, in den südlichen Nachbarprovinzen festen Fuß zu fassen. Als sich Yucatan im Jahre 1848 wieder einmal von der mexikanischen Republik losgerissen hatte, mit seinen aufständischen Indianern aber selbst nicht fertig werden konnte, wandte es sich auch an die Vereinigten Staaten um Hilfe und erbot sich, dafür deren Souveränität anzuerkennen. Aber der Antrag ward abgewiesen. In der Mitte der fünfziger Jahre wurde dann der Plan einer Einverleibung von Nicaragua erwogen. Dort hatten die Interessen nordamerikanischer Handelsgesellschaften wiederholt erregte diplomatische Verhandlungen veranlaßt; schließlich hatte sich ein Abenteurer aus Tennessee, William Walker, zum Präsidenten aufgeschwungen. Von fast allen Einheimischen scheel angesehen, mußte Walker einen Rückhalt an seinem Vaterlande suchen; und in der That unterstützten ihn seine Landsleute aus dem Westen wiederholt in der Hoffnung, daß sein Abenteuer mit der Aufnahme Nicaraguas in die Union enden werde. Allein auch jetzt wurde das Ziel nicht erreicht. Ein drittes Mal kam die Ausdehnung des Bundesgebiets 1870 unter Grant zur Erörterung. In der Republik San Domingo, dem östlichen Teile der Insel, suchte eine große Partei, in deren Händen sich die Präsidialgewalt befand, den Anschluß an die Vereinigten Staaten. Schon seit 1868 waren Botschaften darüber hin und her gegangen; aber erst als Grant sich lebhaft dafür interessierte, kam es zu einem Einverleibungsvertrage. Während nun die Volksabstimmung in San Domingo eine sichere Mehrheit dafür ergab, verhielt sich in den Vereinigten Staaten die Volksvertretung ab-

lehnend; dreimal brachte Grant den Plan an den Kongreß, dreimal mußte er ihn vor dessen Widerstande zurückziehen.

Alle diese Mißerfolge hatten eine gemeinsame Ursache. Ziemlich allgemein waltete in den Vereinigten Staaten die Ansicht vor, daß das Ländergebiet der Union bereits die Ausdehnung erlangt habe, deren der Staat für seine Entwickelung bedürfe, und daß ihm der Erwerb von Ländergebieten, die außerhalb der schön geschlossenen Grenzen der Union lägen, nur gefährlich werden könne. Aus diesen Auffassungen der ursprünglichen Monroe-Doktrin sind die Vereinigten Staaten erst durch ihre wirtschaftliche Entwickelung im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts herausgedrängt worden. Der außerordentliche Aufschwung ihrer Industrie hat es dahin gebracht, daß die Union jetzt nicht nur ihren eignen Bedarf reichlich deckt, sondern daß sie weit über diesen hinaus erzeugt und sich nach fremden Absatzgebieten umsehen muß. Natürlich hat sie dabei ihre Blicke zunächst auf die anderen Staaten des amerikanischen Erdteils gerichtet, die bei ihrer geringeren wirtschaftlichen Entwickelung industriell von Europa noch immer abhängig sind. In dieser Verbindung hat man eine neue, wesentlich vermehrte Auflage der Monroe-Doktrin veranstaltet. Wie einst auf politischem, so wollte man nun auf wirtschaftlichem Gebiete die europäischen Mächte vom amerikanischen Kontinente verdrängen und „Amerika für die Amerikaner" erobern.

Dazu suchten die Vereinigten Staaten einen engeren Zusammenschluß aller amerikanischen Freistaaten herbeizuführen. Das 100jährige Jubiläum der Unabhängigkeit (4. Juli 1876) ließ zuerst den Gedanken einer panamerikanischen Vereinigung wieder aufleben, und das 400jährige Jubiläum der Entdeckung (12. Oktober 1892) hat ihn weiter entfaltet. Auf der Weltausstellung in Chicago (1893) knüpfte man mannigfache Fäden herüber und hinüber und rief in dem Bureau of American Republics eine panamerikanische Einrichtung ins Leben.

Allein die Früchte davon konnten nicht unmittelbar geerntet werden, wie es die Lage des Arbeitsmarktes erfordert hätte. So drängte sich auch den Vereinigten Staaten wie den Ländern der Alten Welt eine Politik des Schutzes der nationalen Arbeit auf. Einen Schutzzoll besaß die Union ja seit langem. Aber bisher hatte er teils als Mittel gedient, den Finanzhaushalt des Gesamtstaates in Ordnung zu halten, teils einer aufwachsenden Industrie unter die Arme zu greifen. Erst die Tarife von 1890, die sich an den Namen Mac Kinley knüpfen, bedeuten die Wendung in der Zollpolitik der Union; sie sollen den Wettbewerb des Auslandes verdrängen und die eigne Industrie auf den fremden Märkten konkurrenzfähig machen. Das ist von der Mehrheit der Unionsbürger gewürdigt worden: bei den Wahlen von 1896 ist William Mac Kinley für die Periode 1897—1901 zum Präsidenten erkoren worden.

Schon das erste Jahr dieser Präsidentschaft hat aber gezeigt, daß sich der Umschwung in der Unionspolitik nicht auf das wirtschaftliche Gebiet beschränkt. Die wiederholten Aufstände gegen die spanische Herrschaft in Cuba haben immer wieder in den Amerikanern den Wunsch genährt, diese durch ihre geographische Lage wertvolle Insel zu erwerben. Ihr Verhalten zu den Aufständischen war stets sehr nahe der vom Völkerrechte gezogenen Grenze. Spanien hatte in den Resten seines einst reichen Kolonialbesitzes eine schamlose Mißwirtschaft geduldet. Während die berechtigtsten Forderungen der Kolonien teils unberücksichtigt blieben, teils mit leeren Versprechungen zur Ruhe gebracht wurden, duldete die spanische Regierung, daß sich die Gouverneure durch Erpressungen bereicherten, während der Staat nur geringfügige Vorteile aus seinen Kolonien zog. Dagegen hatten sich die Cubaner schon 1868 erhoben; und es hatte Spanien viel Geld und Blut gekostet, ehe es nach zehnjährigem Kampfe gelungen war, die Insel durch die Ver-

sprechung von Reformen zum Gehorsame zurückzuführen. Als auch diese unerfüllt blieb, erhob man sich 1896 aufs neue. Und da mischten sich die Vereinigten Staaten ein. Es war ein offenes Geheimnis, daß die Aufständischen fortdauernd von dort aus mit Geld und Waffen unterstützt wurden. Spanien ließ es im Gefühle seiner Schwäche bei diplomatischen Einsprüchen bewenden. Das machte die amerikanische Regierung kühner. Zunächst verlangte sie „im Interesse der Menschlichkeit" die Beendigung des Kriegszustandes auf Cuba. Unter diesem Drucke mußte sich Spanien dazu bequemen, der Insel die Selbstverwaltung zu gewähren. Das befriedigte aber weder die Aufständischen noch die Amerikaner. Die letzteren stellten vielmehr in den schroffsten Formen stets neue Forderungen und benutzten endlich die Verzögerung in deren Beantwortung, um am 28. April 1898 an Spanien den Krieg zu erklären.

Wenn auch die Vereinigten Staaten weder ein Landheer noch eine Kriegsflotte besaßen, die den Spaniern gewachsen waren, so übertrafen sie Spanien doch hundertfach an Mitteln, sich solche zu schaffen. Und der natürliche Kriegsschauplatz lag vor ihrer Thür. Die Mißwirtschaft der Spanier erstreckte sich ebenso auf das Mutterland wie auf die Kolonien; es zeigte sich völlig außer stande, die nötigen Verstärkungen rechtzeitig auf den Kriegsschauplatz zu werfen. Als seine Flotten endlich in den Kampf eingriffen, erlagen sie infolge der Unvollkommenheit ihrer Ausrüstung kläglich den amerikanischen Schiffen, die, erst seit Wochen in Kriegsfahrzeuge verwandelt, doch mit den neuesten Kampfmitteln ausgerüstet waren. Nach der Vernichtung der spanischen Flotte vor Santiago fiel die Inselbevölkerung nicht nur Cubas, sondern auch Puertoricos zu den Amerikanern ab. Unter schweren Bedingungen mußte Spanien den Frieden erkaufen: es mußte die Unabhängigkeit Cubas anerkennen, die zu dem völligen Anschluß an die Vereinigten Staaten nur ein Übergang sein kann, und Puertorico direkt an diese abtreten.

Aber selbst damit war der plötzlich erwachte Länderhunger der Union nicht gestillt. Seit Jahren schon hat diese ihr Augenmerk auf den fernsten Westen gerichtet, für dessen Entwickelung sie infolge der gegenseitigen Lage der beiderseitigen Küsten am Stillen Ozean mehr Verständnis bekundet hat als die Länder der Alten Welt. Im Jahre 1877 hatte sie auf Samoa zwar vor den vereinten europäischen Kolonialmächten zurückweichen müssen. Die Form aber, in der sie 1897 die Einverleibung von Hawai zu bewerkstelligen wußte, beweist, daß sie hartnäckig das Ziel im Auge behält, sich im Pazifischen Ozeane festzusetzen. Auch hier sollte der spanische Krieg den Zwecken der Unionspolitik dienstbar gemacht werden. In dem Friedensschlusse vom 10. Dezember 1898 hat Amerika den Spaniern auch die Philippinen abgetrotzt.

Wie diese überraschenden Veränderungen auf die Zukunft der Vereinigten Staaten zurückwirken werden, läßt sich zunächst nicht voraussehen. Die Erwerbungen dienen ausgesprochenermaßen den Bedürfnissen nach Ausdehnung ihres wirtschaftlichen Hinterlandes. In den Umwälzungen, die der chinesisch-japanische Krieg von 1894 in Ostasien eingeleitet hat, will Amerika zum ersten Male mit den europäischen Exportländern in offenen Wettbewerb treten. Dank den Ergebnissen des spanischen Krieges thut es dies unter überaus günstigen Verhältnissen. Allein die Kolonien werden der Union noch manche Schwierigkeiten bereiten; innerhalb der bestehenden Verfassung, die kaum die Möglichkeit gewährt, Einrichtungen für den Schutz der Kolonien nach außen und für deren innere Beruhigung zu treffen, ist für sie kein Platz. Ob aber alle diese Veränderungen geschaffen werden können, ohne den Bestand des alten Baues zu erschüttern, muß die Zukunft lehren. Jedenfalls haben die Vereinigten Staaten im Jahre 1898 völlig mit den Grundsätzen ihrer Vergangenheit gebrochen. Sie treten nicht nur als neues Glied in die Weltpolitik ein, sondern sind auch in sich ein Neues geworden.

VI. Die geschichtliche Bedeutung des Stillen Ozeans.

Von

† Eduard Grafen Wilczek.

Überarbeitet

von

Dr. Karl Weule.

1. Der Schauplatz.

Nichts kennzeichnet in der Gegenwart die weltgeschichtliche Bedeutung des erdumspannenden Ozeans besser als die sich überall mächtig aufdrängende Erscheinung der unendlich mannigfaltigen Wechselbeziehungen, die das Weltmeer in allen seinen Teilen unter den Bewohnern der einzelnen Festlandmassen vermittelt. Von Norden nach Süden, von Osten nach Westen ziehen in dichtem Netze von Erdteil zu Erdteil die Bahnen, in denen das politische, geistige und kommerzielle Leben der Menschheit majestätisch dahinrauscht. Welch eine unendliche Erweiterung gegen den antiken oder auch den vorkolumbischen Kulturkreis mit seiner Beschränkung auf die mittelmeerische Welt und die Europa umrandenden Meere! Und doch hat auch jeder andere Teil des Weltmeeres in jenen entlegenen Zeiten seinen Anteil an der Menschheitsgeschichte gehabt, ist jeder Ozean auch in seiner Weise der Träger von Beziehungen der an- und einwohnenden Völker gewesen, die in den Rahmen der Universalgeschichte einzubeziehen erst unserer Zeit vorbehalten blieb.

Auch der Stille Ozean ist der Träger einer beachtenswerten Rolle im Verlaufe der Menschheitsgeschichte. Daß sie mit der vom Mittelmeere gespielten nach Tiefe und Größe nicht verglichen zu werden vermag, erhellt aus der einzigen Lage dieses Seebeckens inmitten dreier Kontinente, deren anwohnende Nationen fast unwiderstehlich auf das Meer hinausgetrieben werden mußten; Stiller Ozean und Mittelmeer sind auch in historischer Beziehung unvergleichbare Größen. Aber auch den anderen Weltmeeren gegenüber erscheint der Stille Ozean nach Lage und Gestalt bezüglich seiner geschichtlichen Bedeutung nicht gerade begünstigt. Zwar hat der Atlantische Ozean in seiner südlichen Hälfte das innerlich regsame, nach außen aber tote Afrika und das in seinem östlichen Teil einst ebenfalls „geschichtslose" Südamerika; es hat der Indische Ozean sein australisches Festland, eine Landmasse, deren geschichtliche Rolle in Wirklichkeit erst mit ihrer Wiederentdeckung durch James Cook ihren Anfang nimmt. Dafür aber hat das Atlantische Meer neben dem Vorzuge seiner schmalen, kanalartigen Gestalt den unendlichen Vorteil des angrenzenden Kulturträgers Europa, dessen Ausdehnungsfähigkeit groß genug gewesen ist, den Erdball zu umspannen; es hat der Indische Ozean die lückenlose Völkerbrücke seines dichtgescharten indonesischen Archipels und die zum östlichen Afrika förmlich hinstrebenden südasiatischen Halbinseln.

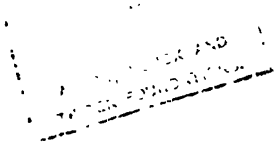
Nichts von alledem ist dem Stillen Ozean eigen. Er läßt sich weder seiner Größe, noch seiner Gestalt, noch seiner Lage nach mit dem einen wie mit dem anderen vergleichen; nur sein Inselreichtum in gewissen Teilen zeigt ihn dem westlichen Nachbar verwandt. Seine äußerlich hervorragendste Eigenschaft ist seine Größe. Nimmt das Weltmeer annähernd drei Viertel der Erdoberfläche ein, so bildet er hinwiederum fast die Hälfte des Weltmeeres. Dieser Ausdehnung,

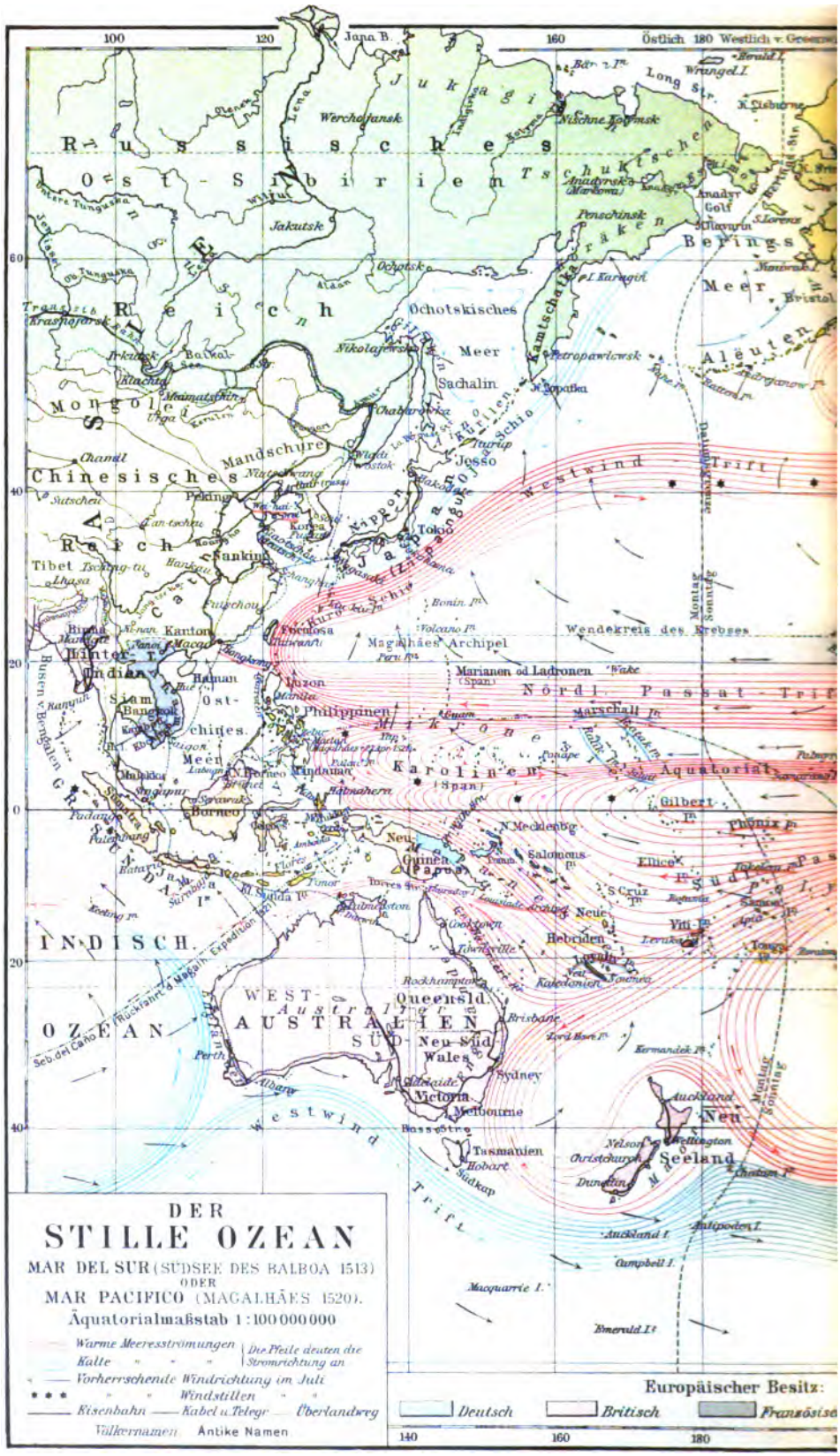
wie auch seinen sonstigen natürlichen und geographischen Eigenschaften angemessen, ist seine historische Bedeutung *großzügig*, während sie gleichzeitig, über den ganzen, riesigen Raum verteilt, der Intensität ermangelt (s. die beigeheftete Karte „Der Stille Ozean").

Die *Gestalt* des Ozeans charakterisiert Friedrich Ratzel treffend durch die Hervorhebung der weit auseinandergezogenen Begrenzungslinien, die Wege von der drei- und vierfachen Länge der atlantischen zwischen die asiatischen und amerikanischen Gestade legt. Indem er sich nach Süden breit öffnet, legen sich Australien und Ozeanien in die Öffnung, und der pazifische Ozean empfängt dadurch sein Eigentümlichstes: ein drittes und zwar südhemisphärisches Gestadeland nebst der reichsten Inselentwickelung, die wir auf der Erde überhaupt finden. Beides, die *Verengerung gegen Norden hin* und die *Inselbrücke im Süden*, sind, wie sie Gestalt und Oberfläche des Ozeans am meisten charakterisieren, auch in erster Linie die *Bahnen*, auf denen die *Geschichte* des Stillen Ozeans dahingleitet; sie stellen das Verbindende, die dazwischen sich dehnende und die südpazifische Wasserwüste das Trennende des Weltmeeres dar.

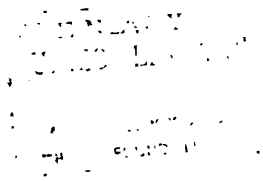
Eigenartig wie die Gestalt ist auch die *Lage* des Stillen Ozeans. Das Atlantische Meer bewahrt in seiner gesamten Erstreckung den Charakter des langhin zwischen der Alten und der Neuen Welt gezogenen Kanals; der Indische Ozean gleicht einer ungeheueren Bucht, die von Süden her in die ungefüge Masse der Alten Welt sich hineindrängt. Der Stille Ozean ist ein ungleich gewaltigerer, *nach Norden gerichteter* Keil, der in merkwürdig verschieden gearteter Umrandung die beiden großen Festlandmassen der Erdkugel, Amerika und Asien, unwiderstehlich auseinandertreibt. Demgemäß scheinen trennende Eigenschaften bei unserem Ozean vorzuwalten; und bis zu einem gewissen Grad ist das richtig. Zwar gibt es wenige Punkte auf der Erdoberfläche, die einer Verbindung von Kontinent zu Kontinent derart das Wort reden, wie gerade der Punkt der stärksten Annäherung der beiden Begrenzungslinien des nördlichen Pacific, die schmale Beringstraße. Aber wie steht es um den Beweis für die historische Bedeutung dieser Meerenge, die in der Frage nach der Beheimatung der amerikanischen Urbevölkerung nach wie vor von der ungeheuersten Bedeutung bleiben wird, wenn auch das Rätsel selbst wohl kaum je seiner Lösung zugeführt werden mag?

Soweit unsere Quellen zurückreichen, hat sich für die *Beringstraße keine größere historische Bedeutung* ergeben, als sie irgend ein anderer arktischer, von zwei bewohnten Gestaden begrenzter Kanal aufzuweisen hat; über einen geringen Handelsverkehr ist sie, von der langen, aber zeitlich doch auch begrenzten Besetzung Alaskas durch die Russen abgesehen, niemals hinausgewachsen. Auch weiter südlich, wo die Beringsee zwischen Kamtschatka, Alaska und den Aleuten ein Binnenmeer bildet, das in seiner Gestaltung keinem Binnen- und Mittelmeere der Erde rücksichtlich seiner Eignung für Völkerverbindung und Völkerdurchdringung in irgend einer Weise nachsteht, suchen wir vergebens nach einer geschichtlichen Rolle dieses Teiles des Stillen Ozeans. Hier im eisigen Norden fehlen eben alle Vorbedingungen dafür, wie sie sich an anderen, gestaltlich viel weniger begnadeten, klimatisch aber begünstigteren Teilen der Erdoberfläche zu Hunderten im Laufe der Menschheitsgeschichte gefunden haben. Jene nordischen Gestade sind zu trostlos unwirtlich, als daß sie eine Ausdehnung der Menschheit gerade an dieser Stelle begünstigen könnten; der hohe Norden mit seinen Eis- und Schneefeldern, seinem Vegetationsmangel und seinem spärlichen Tierleben gibt für den Menschen eine nur karge Heimstätte ab, die seine Vermehrung hindert und seine Verbreitung erschwert. Und kommt er einmal in Bewegung, dann treibt ihn ein innerer angeborener Drang gen Süden, in leichtere Lebensverhältnisse, in dunkel geahnte glücklichere Gefilde. So bleibt hier die prächtige *Brücke*




DER
STILLE OZEAN
MAR DEL SUR (SÜDSEE DES BALBOA 1513)
ODER
MAR PACIFICO (MAGALHÃES 1520).
Äquatorialmaßstab 1 : 100 000 000
Warme Meeresströmungen
Kalte " " "
Die Pfeile deuten die Stromrichtung an
Vorherrschende Windrichtung im Juli
" " Windstillen " "
Eisenbahn
Kabel u. Telegr.
Überlandweg
Völkernamen
Antike Namen
Europäischer Besitz:
Deutsch
Britisch
Französisch
Russisches Ost-Sibirien
Chinesisches Reich
Mongolei
Tibet
Hinterindien
Siam
Ost-chines. Meer
Philippinen
Borneo
Neu Guinea
Indischer Ozean
West-Australien
Süd-Australien
Neu Süd-Wales
Queensld.
Victoria
Tasmanien
Neu Seeland
Karolinen
Marianen od. Ladronen
Marshall Is.
Gilbert Is.
Neue Hebriden
Salomons Is.
Magalhães Archipel
Aleuten
Beringsmeer
Ochotskisches Meer
Japan. Meer
Gelbes Meer
Wendekreis des Krebses
Nördl. Passat-Trift
Südl. Passat-Trift
Westwind-Trift
Westwind
Monsun
Sonntag
Montag
Jana B.
Wrangel I.
Long Str.
Anadyr Golf
Penschinsk
Petropawlowsk
Ochotsk
Jakutsk
Werchojansk
Nischne Kolymsk
Sachalin
Jesso
Toloo
Peking
Nanking
Kanton
Manila
Luzon
Timor
Java
Sumatra
Celebes
Batavia
Singapur
Sydney
Melbourne
Adelaide
Perth
Albany
Brisbane
Auckland
Wellington
Christchurch
Hobart
Bassstr.
Torresstr.
Sundastr.
Malakkastr.
Formosastr.
Koreastr.
Beringstr.
Behringsstr.
Kamtschatka
Aleuten
Kurile
Nippon
Riukiu
Palau Is.
Fidschi Is.
Tonga Is.
Samoa Is.
Ellice Is.
Phönix Is.
Auckland I.
Antipoden I.
Campbell I.
Macquarrie I.
Emerald I.
Rückfahrt d. Magalh. Expedition
Sch. d. Cabo
Südkap
Nordkap
Bibliographisches

Institut in Leipzig.



unbenutzt, wie bequem sie auch ist; es fehlt an den Massen, die sie betreten könnten. Je weiter aber nach Süden in gemäßigten und tropischen Klimaten die Küste wohnlicher wird, desto mehr dehnt sich die trennende Wasserfläche in maßlose Breite, desto mehr schwindet das Gegenüber sowohl vom realen wie vom idealen Horizonte.

Auch die Küstenbildung der beiden großen Festlandmassen ist nicht überall danach angethan, ihre Bevölkerungen dem Meere zuzuführen. In höchstem Maße gilt dies von Amerika. Vom hohen Norden bis zur Südspitze hinunter durchzieht den langgestreckten Doppelkontinent, dicht am Stillen Ozean entlang, ein steiler, schroffer Gebirgswall, der zwischen Küste und Binnenland eine schwer übersteigliche Schranke bildet und im nördlichen Erdteile nur von wenigen, im südlichen von keinen Strömen durchbrochen wird. Die pazifische Seite ist für das historische Amerika die Rückseite; sein Antlitz ist der Atlantis zugekehrt.

Ungleich günstiger stellt sich das westliche Gestade des Ozeans dar. Zahlreich, groß und gewaltig sind die Ströme, die dem Meer aus Asiens tiefem Innern zueilen, das damit dem Ozean innig verbunden erscheint. Vergrößert wird die Berührungsfläche noch durch jene Reihe von Inselgruppen, die den Ostrand Asiens guirlandenförmig bekränzen und der Festlandsbevölkerung den ersten Ruhepunkt beim Austritt auf das Meer gewähren. So einerseits zum Betreten des Ozeans verlockend, bilden diese Inselreihen anderseits eine Schranke: sie fangen die vom Kontinent austretenden Völkermassen auf und halten sie für lange Zeit fest. Dies wird um so verständlicher, wenn man in Betracht zieht, daß die Wanderung selbst, durch primitive Schifffahrt vermittelt, die ersten Wanderer nur in geringeren Massen und allmählich über das Randmeer entführt. Das Hinausgehen auf den Ozean wird also durch die Randinseln wohl intensiv gefördert, extensiv aber verlangsamt und erschwert; denn erst muß das aufsaugende Hindernis mit der langsam einsickernden neuen Bevölkerung gesättigt sein, bevor dieses als neue Völkerwoge den Ozean von neuem zu überschreiten vermag. Welche Zeiträume mögen also erforderlich gewesen sein, die reiche Inselwelt Ostasiens mit der allmählichen, tropfenweise erfolgenden Zufuhr zu sättigen und dieser den Trieb zu weiterem Vordringen in die unabsehbare Wasserfläche hinein zu geben! Ist schon am Festlande das Anstoßgebende, das die Völkermassen in wandernde Bewegung Versetzende zumeist in zwingender Notwendigkeit gegeben, wenn der heimische Boden den vermehrten Stamm nicht mehr zu ernähren vermag, so gilt dies in höherem Grade von der Meeresküste und dem Inselboden: sind die Hindernisse des Wassers für Einzel- und Gruppenwanderung schwer zu überwinden, so sind sie unübersteiglich für Massenwanderung. Nur der bitterste Zwang kann den auf noch nicht höherer Kulturstufe stehenden Menschen bewegen, die sichere, feste Scholle zu verlassen und sich, ohne bekanntes Ziel, auf die mit Vernichtung drohende Wasserwüste hinauszuwagen. Und sicherlich bedurfte es langer Perioden, bis auf den Inseln Ostasiens dieser Zwang eintrat.

Dafür spricht ein Zweites. Nach der gewiß die vollste Berücksichtigung verdienenden Ansicht Darwins sind die Inseln Polynesiens erst wenige Jahrhunderte vor der europäischen Entdeckung bevölkert worden; dagegen führt die Überlieferung der mythischen Geschichte Japans den Bestand der dortigen Bevölkerung auf so unabsehbar ferne Zeiträume zurück, daß davor selbst die kühnste Phantasie erblaßt. Und wenn auch die Millionen von Jahren, auf die der Sohn des fernen Inselreiches stolz herabblicken zu können vermeint, vor der Kritik nicht stand zu halten vermögen, so liegt doch anderseits stets ein Körnchen Wahrheit unter der Spreu der nationalen Eitelkeit. Jedenfalls bietet dieser Gegensatz eine Art Maßstab für das Alter der historischen Rolle des Stillen Ozeans.

2. Die Zeiten vor Magalhães.

Wann der Mensch zuerst von den Küsten des Stillen Ozeans Besitz ergriffen hat, das ist eine Frage, auf die der Historiker die Antwort schuldig bleiben muß, da dieses bedeutsame Ereignis zweifellos noch in vorgeschichtliche Zeiten entfällt. Vielleicht wird einmal der Geolog, der Anthropolog und der Paläontolog hierauf einigermaßen zu antworten wissen; der gegenwärtige Stand der Wissenschaft läßt es noch nicht zu. Ebenfalls dahingestellt bleibt die Antwort auf die Frage nach der Menschenrasse, die dereinst zuerst an den Küsten des Ozeans auftauchte, von einem bestimmten Volke ganz zu geschweigen. Aus paläontologischen Gründen besteht eine große Wahrscheinlichkeit für die Annahme, daß Amerika erst durch Einwanderung von außen her bevölkert worden ist; diese Einwanderung konnte wegen der nahen Nachbarschaft Nordasiens von dorther am leichtesten erfolgen und mußte dessen mongoloiden Bevölkerungstypus über Amerika verbreiten (vgl. oben, S. 181 und 182). Hiermit tritt die vorgeschichtliche Bedeutung des Stillen Ozeans zuerst in deutliche Erscheinung. Der Stille Ozean vermittelt den allmählichen Abfluß des ostasiatischen Bevölkerungsüberschusses nach Amerika, zunächst an seiner schmalsten, nördlichsten Stelle. Bei weiterem Vordringen der Einwanderer nach Süden aber verhindert der sich verbreiternde Ozean das Zurückfluten der Völkerwelle nach dem Ausgangspunkt; er hält sie in dem neu besetzten Festlande zurück und gibt diesem Gelegenheit, im Laufe langer Zeiträume seinen typenbildenden Einfluß geltend zu machen.

Man mag über die üblichen Rasseneinteilungen der Menschheit denken, wie man will, mag deren drei oder fünf oder mehr annehmen, niemand wird bestreiten, daß sich die Beantwortung der Frage nach dem Ursprunge des Geschlechtes mehr und mehr der Einheit zuneigt, aus der durch Differenzierung die scheinbare Vielheit entsproß. So auch mochte sich aus dem für die alten Asiaten und die neuen Amerikaner gemeinsamen mongoloiden Urstamm heraus hier die rote amerikanische Rasse entwickeln, während der zurückgebliebene Teil desselben Stammes unter dem spezifischen Einfluß Asiens zu Mongolen erwuchs. Im Sinne dieser Auffassung äußert der zuerst verbindende, dann trennende Einfluß des Stillen Ozeans als erste in die Entwickelung der Menschheit eingreifende That die Teilung des mongoloiden Hauptstammes, die abgesonderte Bildung der gelben und der roten Menschenrasse. In ähnlicher Weise mag dem Indischen Ozeane die Bildung der malaiischen Rasse zugeschrieben werden, obwohl auch hier dem Stillen Ozean eine bestimmende Rolle zufällt, namentlich soweit es sich um die besondere Abart des Polynesiers handelt. Beide Ozeane zusammen endlich führen dem von einer ursprünglich negroiden Rasse bewohnten Australkontinente Wanderer malaiischer und polynesischer Herkunft zu, aus deren Vermischung mit jener sich ein neuer, scharf gesonderter Typus, der des Australiers, herausbildet. Dieser breitet sich dann ostwärts auch noch über einen Teil der Inselwelt des Stillen Ozeans, über Melanesien, aus.

Ob die Priorität des ersten Erscheinens am Stillen Ozeane den Mongoloiden der nördlich-gemäßigten oder den Negroiden der Äquatorialzone gebührt, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls erkennen wir, daß noch in vorhistorischer Zeit die Ränder des Stillen Ozeans, wie auch seine unabsehbare Inselwelt von vier verschiedenen Rassen: der gelben und der roten, der braunen wie der schwarzen bewohnt werden. Nur die weiße fehlt. Durch unbestimmbar lange Zeiträume hindurch laufen die Geschicke der eben genannten vier Haupttypen der Menschheit nebeneinander her, ohne sich sonderlich zu kreuzen und zu beeinflussen. Mehr oder

weniger nimmt jeder von ihnen seinen unabhängigen, gesonderten Entwickelungsgang innerhalb des eignen Gebiets; denn die gegenseitige Berührung wird durch die ungeheuere Ausdehnung der trennenden Wasserflächen erschwert. Auch ihr Eintritt in den Kreis geschichtlicher Faßbarkeit bleibt höchst verschiedenartig. Während die dichtgedrängten, schiebenden und geschobenen Bevölkerungsmassen der pazifischen Küste Asiens früh zu hoher Kulturstufe gelangen und daher mit unter den Ersten in das Licht historischer Bedeutung rücken, bildet der vereinsamte Kontinent Amerika eine Welt für sich, die durch lange Zeit in Dunkel gehüllt erscheint und dem Historiker nicht weniger schwierige Rätsel bietet als dem Anthropologen; selbst der Schlüssel des Verständnisses für zweifellos geschichtliche Merkmale ist verloren gegangen und nicht wieder gefunden. Daher reiht sich Amerika als ein sehr später Baustein von schwer faßlicher Form in das Gebäude der Weltgeschichte ein. Noch mehr gilt dies von dem zwar weniger isolierten, aber durch seine physikalischen und klimatischen Eigentümlichkeiten der menschlichen Entwickelung wenig günstigen Australien. Seine spärliche Bevölkerung bleibt, bis zu der Berührung mit dem Weißen, im Steinzeitalter befangen, also gegen die alten Kontinente um Jahrtausende zurück; sie begnügt sich, trotz der seevermittelten Nachbarschaft der vorwärtsstrebenden Malaien, mit einer durchaus passiven, empfangenden Rolle. Vom geschichtlichen Standpunkt aus stellt der Australier also ein ziemlich unfruchtbares Glied der Menschheit dar; er müßte anderen den Vorrang einräumen, selbst wenn ihm als Rasse das Altersvorrecht zustehen sollte.

Überhaupt ziehen von allen Anwohnern des Stillen Ozeans in erster Linie die unsere Aufmerksamkeit auf sich, die zuerst, gleichviel ob freiwillig oder gezwungen, das Meer zur Wanderung benutzen, also die seefahrenden Völker. Die Uranfänge der Schifffahrt sind überall in tiefes Dunkel gehüllt, und es wäre aussichtslos, untersuchen zu wollen, an welchem Teile der Erdoberfläche sie zuerst geübt worden ist. Jedenfalls aber liegt es nahe, die pazifischen Küsten Asiens zu denen zu rechnen, wo die Schifffahrt mit am frühesten heimisch war. Dort finden wir dichtbevölkerte Küsten, durch gewaltige Stromsysteme aus dem Innern des Landes leicht zugänglich und daher stets dem Schwalle der nachdrängenden Massen ausgesetzt, während seewärts der nicht allzuferne Inselsaum gleichsam zur Besiedelung einladet. Dazu sind die Randmeere nicht so ausgedehnt, als daß der Gedanke ihrer Befahrung an sich abschrecken müßte. Außerdem ist die Hauptlängenentwickelung des asiatischen Festlands westöstlich; der in dieser Richtung erfolgende Stoß wandernder Volksmassen mußte, in seiner Fortsetzung, geradezu in das Meer führen.

Aus den entgegengesetzten Gründen konnten aus den Bewohnern Amerikas keine Seefahrer werden, wenigstens keine des Stillen Ozeans. Hier geht die Längenentwickelung des Erdteils von Norden nach Süden. Sie ist ferner so gewaltig, daß der Schub nachdrängender Massen kein Ausweichen der Geschobenen gegen die Küsten hin notwendig machte; auch waren die wandernden Massen bei weitem nicht so zahlreich. Zudem wird der Ausgang zum Stillen Ozeane durch den gewaltigen Felswall der Kordilleren versperrt, der nur wenige paßartige Unterbrechungen aufweist; endlich ist das pazifische Meer auf ungeheuere Entfernungen von der amerikanischen Küste hin fast durchaus inselos, so daß den Küstenbewohnern kaum der Gedanke eines seewärts liegenden Landes aufdämmern konnte. Zwar würden die beiden großen pazifischen Meeresströmungen, der nördliche und der südliche Äquatorialstrom, ebenso wie die Passate die Meeresdurchkreuzung von Osten nach Westen, also von Amerika gegen Asien hin, in ebendemselben Maße begünstigen, wie sie dies bei der heutigen höheren Stufe des Verkehres ja thatsächlich thun; dennoch überwogen bei dem niedrigen Stande der

altamerikanischen Schifffahrt die oben genannten Umstände und traten dem Hinausgehen auf die See hindernd entgegen.

Wie anders dagegen erscheint im Bilde der westliche Ozean! Hier baut sich, von den üppigen Gestaden des südöstlichen Asien und der riffumsäumten Küste Neu-Hollands an in dichtem Inselschwarme die beste Völkerbrücke der Welt hinaus in das Meer, über Melanesien und Mikronesien hinweg bis in die letzten, verlorenen Eilande Polynesiens. Selbst schlechteren Seeleuten, als die braunen Söhne des Südmeeres es sind, vermag ein solcher Pfad kaum Hindernisse zu bieten. So gewinnt, von anthropologischen und ethnographischen Gründen ganz abgesehen, die Annahme mehr und mehr an Boden, nach der die allmähliche Besitznahme der Inselwelt des Stillen Ozeans durch die Menschheit anfänglich nur von Westen her erfolgen konnte. Somit erscheint dieses Meer als *Kulturträger zuerst in der Richtung von Westen nach Osten*.

In späterer Folgezeit jedoch, nachdem in Amerika die expansive weiße Rasse zur herrschenden geworden war, hat sich dieses Verhältnis gewendet. Nunmehr konnte der Stille Ozean seine die Schifffahrt in der Gegenrichtung begünstigenden Eigenschaften frei zur Geltung bringen. *Seitdem ist er zum Kulturträger in der Richtung von Osten nach Westen geworden.* In dieser Umkehrung des ethnographischen und kulturellen Ausbreitungsbestrebens, sowie in dem vorangehenden Ringen der sich diametral begegnenden Bewegungsrichtungen liegt ein weiteres, bedeutsames und in der Geschichte einzig dastehendes Moment der historischen Stellung des Stillen Ozeans. Er bildet das letzte Glied der Kette, in welcher sich die Vorherrschaft der weißen Rasse um den ganzen Erdball schließt, jener Rasse, die bewußt und unbewußt am nachdrücklichsten und erfolgreichsten an der Vereinheitlichung des Menschengeschlechtes, diesem vielleicht letzten und höchsten Ziele der Menschheitsentwickelung, arbeitet.

A. Der Westen.

Indem die Rückwirkung des Meeres auf Anthropologie und Geschichte ausschließlich durch das Mittel der Schifffahrt in Erscheinung tritt und faßbar wird, liegt es in der Natur der Sache, in der *Schifffahrt* selbst den Hauptfaktor jener Wirkung zu erkennen. Manchen Rassen und Völkern scheint die Vertrautheit mit dem Wasser angeboren zu sein, während sie anderen, sonst unter gleichen Verhältnissen lebenden, mangelt. Auch die pazifische Küste Ostasiens ist reich an Belegen hierfür; mit ihrer Betrachtung treten wir gleichzeitig in die *historische* Zeit ein.

In schwachen Resten sitzt auf Jeso, Sachalin und den Kurilen das seinem Ursprunge nach dunkle Volk der Ainu, jetzt immer mehr eingeengt von den umwohnenden Völkern und zweifellos dem Untergange geweiht. Einst waren die Ainu in dichteren Massen über eine lange Küstenstrecke südlich von der Amurmündung verbreitet, wurden aber durch den kräftigen Stoß der andrängenden Mongolen über die Randmeere auf die Inseln hinausgedrückt und nahmen besonders das Inselreich Japan in Besitz. Ihrem Charakter nach bedingt diese Wanderung ein weit über den niedrigsten Stand hinausgewachsenes Seewesen. Auf dieses ausschließlich scheint sich denn auch die Kulturfähigkeit der Ainu beschränkt zu haben; die Schiffernatur scheint ihnen im Blute zu stecken. Denn obwohl das ursprünglich zahlreiche Volk sein Dasein durch Jahrtausende hindurchgeschleppt hat, ist es doch stets im Zustande ganzer oder halber Barbarei verblieben, aus der nur die Höhe der Schiffsbaukunst gleichsam versöhnend herausragt. Bedenkt man, daß, die modernen Japaner ausgenommen, der Begriff des Fortschrittes auch anderen, höher kultivierten Völkern Ostasiens nicht recht geläufig ist, so eröffnet sich für die

Vergangenheit der ungleich tieferstehenden Ainu eine Perspektive, in der ihr technisch und nautisch hochstehendes Boot schon früh die Stufe erreicht haben muß, in der es auf uns überkommen ist.

Die gleiche natürliche, angeborene Befähigung zum Seewesen findet sich bei einer Rasse, die ursprünglich zwar dem Küstengebiete des Indischen Ozeans angehört, gleichwohl aber auch schon in alter Zeit an den pazifischen Küsten Asiens erscheint und auf Ethnographie und Geschichte des Stillen Ozeans einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat: bei den Malaien. Deren Einfluß mußte um so tiefer und nachhaltiger sein, als die Berührung der körperlich und geistig viel höher stehenden malaiischen Rasse mit dem Meer auf weitaus günstigerer Grundlage beruht als die historische Grundlage der Ainu. Zweifellos ebenso kontinentalen Ursprungs wie jede andere Abteilung der Menschheit und ebenfalls durch die unwiderstehliche Ausbreitung der mongolischen Rasse aufs Meer hinausgedrängt, fanden die Malaien von ihrem vermutlichen Stammsitz Hinterindien aus nicht weniger als drei bequeme und einladende Inselbrücken, deren jede sie schließlich in das pazifische Meer hinausführen mußte. Diese drei Brücken strahlen in den östlichen Quadranten aus: die Pfeiler für die nordöstliche sind gegeben in den Philippinen, Formosa und den Liukiu-Inseln, die der südöstlich nach Australien führenden in Sumatra, Java und Timor; die dritte, rein östlich verlaufende geht über Borneo und die Molukken nach Neuguinea, um sich von dort aus weit draußen im Ozean, in der unendlichen Inselflur Mikronesiens und Polynesiens, zu verlieren.

Die Malaien haben alle diese Brücken betreten und sind, indem sie die reichsten und gesegnetsten Archipele der Erdoberfläche bevölkerten, zu reinen Insulanern und, was in historischer Beziehung weit wichtiger wurde, zu ausgeprägten Seefahrern geworden. In erster Linie gilt dies von jenem Teile der braunen Rasse, der den mittleren der drei Wege einschlug und in dessen Verfolgung auf ganz jungfräulichen Boden geriet. Bei ihnen konnte die den Inseln eigne festhaltende und bewahrende Kraft ihre ganze Wirksamkeit entfalten; hier konnte sich infolge erschwerter fremder Beimischung die Rasseneigentümlichkeit der Bewohner ganz unberührt erhalten. Hier konnte und mußte die Weiterentwickelung, die nur aus sich selbst heraus und unter dem rein ozeanischen Einfluß von Umgebung und Lebensweise erfolgte, eine Richtung nehmen, die zur Bildung eines ausschließlich dem Stillen Ozean angehörenden Rassentypus führte. Es ist die Rasse der Polynesier, die auf diesem Wege dem Ozean entsproß. Anfangs dem Drängen nachschiebender Massen Folge gebend, dann aber durch innige und natürliche Vertrautheit mit dem Meere bis ins Innerste des weit sich dehnenden Südmeers hinausgeführt, sind sie zu einer Rasse von ganz besonderer Art geworden.

Wesentlich anders ist es jenen Bruchteilen der Malaien ergangen, deren Wanderung sie die beiden anderen Wege entlang geführt hat. Auf dem südöstlichen Pfade hat die räumliche Größe der zunächst in Besitz genommenen Sunda-Inseln beträchtliche Massen der Einwanderer aufgenommen, so daß diese den ursprünglichen Malaiencharakter festhalten konnten. Die bis zum Australkontinent Vordringenden dagegen fanden dort und in Melanesien bereits eine zur schwarzen Rasse gehörige Urbevölkerung vor, mit der sie sich mischten, dergestalt den Typus des Australiers und des Papua erzeugend, eines Typus, dem gleichfalls hohe natürliche Begabung für das Seewesen zukommt, der aber im übrigen ziemlich auf der untersten Stufe der Menschheit steht.

Bei der dritten, nordöstlichen Wanderungsrichtung fesselt uns besonders der vermutliche Endpunkt, das Inselreich Japan. Wie das von Basil Hall Chamberlain nachgewiesene Fortleben der alten Ainu-Ortsbezeichnungen auch im Süden des Reiches beweist, war Japan einst gänzlich

von jenem dunkelfarbigen, stark behaarten Menschenstamme besetzt; doch hatte es dabei nicht sein Bewenden. Die maßlose Ausdehnung der zur Mongolenrasse gehörigen, das ganze innere Asien bewohnenden Völker hat von jeher einen nach allen Richtungen hin geübten Druck zur Folge gehabt, in dem fast alle Völkerwanderungen der alten Welt ihre Ursache finden; von ihnen fallen die östlichen wahrscheinlich in frühere Zeiträume als die westlichen. Mit der Verdrängung der Ainu über das Japanische Meer nach den Inseln (vgl. oben, S. 582) war an der pazifischen Küste noch immer nicht genügend Raum für die neuen Ankömmlinge geschaffen, unter denen das Tungusen- und das Chinesentum in Erscheinung zu treten beginnen. Auch diese neue Bevölkerung begann bald, dem Zwange nachgebend, den Verdrängten über das Randmeer nachzufluten und sich auf den Japanischen Inseln festzusetzen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich hier die äußersten malaiischen Wanderungselemente ihm hinzugesellten, die, im Verfolge des nordöstlichen Weges, noch über die Liukiu-Inseln hinaus bis Japan vorgedrungen waren. Bei den nunmehr vorhandenen drei Faktoren mußte hier der gleichsam chemische Prozeß, der Verschiedenes harmonisch miteinander verschmilzt, mit besonderer Kraft erfolgen; und wenn auch der Ainu als der tiefer Stehende zum Teile mechanisch ausgeschieden, d. h. ausgerottet oder weiter nordwärts verdrängt wurde, so blieb immerhin noch genug von ihm übrig, um auch die höher Stehenden, die Mongolen und die Malaien, bei der Vermischung zu beeinflussen. Das Endresultat dieses Vorganges ist das höchst interessante und eigenartige Volk der Japaner. Daß dessen Entstehung in graue Vorzeit fällt, beweist die uralte Überlieferung der Japaner, die von einer chinesischen Abstammung nichts wissen wollen und sich für ein autochthones Volk, für die direkten Abkömmlinge der eingeborenen Götter halten. Wenn nun auch die Tradition rein wissenschaftlich nicht zu verwerten ist, so ist doch darauf hinzuweisen, daß sie nie und nirgends aus willkürlicher Erfindung und bewußtem Truge hervorgehen kann, sondern daß sie zu ihrer Entstehung einer langen Zeit geschichtlichen Halbdunkels bedarf. Im vorliegenden Falle weist schon das ehrwürdige Alter der beglaubigten Geschichte des japanischen Staates, wie auch die durch die anthropologische Forschung nachgewiesene Art der Entstehung des Volkes auf sein hohes Alter hin.

Unter den einzelnen Bestandteilen, aus denen das japanische Volk national erwuchs, mußte sich selbstverständlich der zum maßgebenden entwickeln, der die übrigen in kultureller Beziehung überragte, also das mongolische Element; scheint doch die gelbe Rasse neben der weißen die einzige zu sein, die aus sich selbst heraus höhere Kulturstufen zu erringen und, was mehr ist, zu behaupten vermag. Immerhin aber war die Beimischung der anderen Elemente kräftig genug, um dem japanischen Volk einen von dem der Festlandsmongolen ganz abweichenden Charakter zu verleihen und ihm vor allem die den Malaien angeborene Befähigung zum Seewesen zu erhalten. So nimmt denn Japan in der Geschichte des Stillen Ozeans einen der ersten und wichtigsten Plätze ein; und das um so mehr, als es das erste in dessen Bereich gehörende, geordnete Staatsgebilde darstellt. Auch bildet Japan bis zum Auftreten der Weißen das einzige in den Bereich des Stillen Ozeans entfallende Land, das nach Kusunokis Untersuchungen mit der so weit entfernten gegenüberliegenden Küste Amerikas in Beziehung gestanden haben soll, und zwar nicht nur mit dessen Nordküste, sondern nach der Überlieferung sogar mit Mexiko und Peru. Was man auch davon halten mag, jedenfalls war Japan, selbst wenn dieser Grad einstiger Meerbeherrschung ins Bereich der Fabel gehören sollte, sein alter Schiffsverkehr sich vielmehr nur auf Asiens östliche Gestade beschränkte, immer enger mit dem Stillen Ozean verknüpft als irgend ein anderer Teil des nordpazifischen Küstenrandes.

Ungemein scharf hebt sich diese Thatsache vom historischen Hintergrund ab im Hinblick auf die Stellung des Japan benachbarten Festlandes zum Stillen Ozean. Der Zeit nach ist die dauernde Festsetzung der Mongolen an den pazifischen Küsten Ostasiens gewißlich älter als das staatliche und nationale Auftreten Japans; aber wie gering ist die ozeanisch-geschichtliche Bedeutung jenes für die allgemeine Geschichte überaus gewichtigen Gliedes der Menschheit im Verhältnisse zu der Bevölkerung des Inselreiches! Alter ist diese endgiltige Berührung mit dem Meere, da sie ja als die Ursache erscheint, aus der die Entstehung Japans als Wirkung hervorgegangen ist; sie muß aber in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung zurückstehen, da die gelbe Rasse als solche, nämlich in ihrer unvermischten Reinheit, auf lange Zeiten hinaus im Meer ein unübersteigliches Hindernis für ihre Weiterverbreitung gefunden hat. Es ist charakteristisch, daß bei der gelben Rasse, in der sich früh Seßhaftigkeit und Ackerbau, feste gesellschaftliche und staatliche Formen und dem zufolge eine hohe Kultur entwickelten, Sinn und Befähigung für das Seewesen nur wenig entwickelt ist, obgleich die natürlichen Bedingungen ihrer Wohnsitze der Erwerbung einer solchen Vertrautheit niemals im Wege gestanden haben. Dieser Mangel berührt um so befremdlicher, als allen übrigen, dem großen gemeinsamen Stamme der Mongoloiden entsprossenen Rassen diese Befähigung in hohem Grade eigen war, wenn anders sie dafür, wenige Glieder der roten amerikanischen Rasse ausgenommen, sich auch nur um ein Geringes über die Stufe von Naturvölkern hinaufzuarbeiten vermochten. In der gelben Rasse findet sich der Kontinentalcharakter in seiner ausgeprägtesten Form verkörpert. Trotzdem sie auch heute noch etwa zwei Fünftel der gesamten Menschheit ausmacht, erscheint sie bis in die Neuzeit hinein an das Festland Asien geradezu angekettet und an die Scholle gefesselt; sie hat erst in den letzten Jahrzehnten ihre Ausdehnungsringe über die nächstgelegenen Inselgruppen hinaus vorzutreiben vermocht — und schon hier verliert sie ihre charakteristischen Merkmale. Wo sie aber den festen, altgewohnten Boden des Kontinents unter den Füßen behält, da gestaltet sie sich zu Typen von beispielloser Festigkeit und Zähigkeit, zu unverrückbaren Marksteinen im wirren Gewoge der erdumspannenden Menschheit.

Die charakteristischste und der Zahl nach gewichtigste unter diesen Erscheinungen ist das Volk der Chinesen. Auch dies Volk hat sich dem großen allgemeinen Gesetze, das die vollständige Reinhaltung von der Beimischung fremden Blutes ausschließt, nicht zu entziehen vermocht. Dennoch stellen die reinen Chinesen eine so feste, hinsichtlich der Zahl Achtung abnötigende und in kultureller Hinsicht maßgebende Masse dar, daß ihr Auftreten an der pazifischen Küste als einschneidend angesehen werden muß; um so mehr, als dadurch die schwankenden Erscheinungsformen des dort gärenden Völkerlebens befestigt und in den Rahmen staatlicher Gefüge gebracht werden. Allerdings hat es geraumer Zeit bedurft, bis sich die ursprüngliche Zersplitterung und Kleinstaaterei des Chinesentums bis zum gewaltigen „Reiche der Mitte" verdichtete.

Mit dem national-staatlichen Erscheinen des Kontinentalstaates China und des Inselreiches Japan im Bereiche des Stillen Ozeans tritt der bedeutsame Wendepunkt ein, wo der vorgeschichtliche oder rassenbildende Einfluß des Ozeans auf die Gestaltung der Menschheit dem historischen Einfluß oder dem auf die Geschichte der zu Individualitäten gewordenen einzelnen Völker Platz zu machen beginnt, der Wendepunkt, wo der äußere Rahmen der Völkergeschichte, die chronologische Feststellung der Ereignisse, eine greifbare Gestalt annimmt. So grundverschieden die Organisation der beiden Staaten in mancher Beziehung ist, so viele Vergleiche bietet sie anderseits dar, gerade in ihren ozeanischen Beziehungen.

Das chinesische Reich konnte schon auf eine stattliche Reihe von Jahrhunderten herabblicken, bevor es seine Geburt als pazifische Seemacht zu feiern vermochte; erst unter dem Wiedervereiniger des Reiches Schi-Hoang am Ende des 3. vorchristlichen Jahrhunderts setzt es den Fuß an den Stillen Ozean. Zur Meerbeherrscherin hat sich China nicht emporgeschwungen, einerseits aus Mangel an seemännischer Luft und Befähigung, dann auch infolge der Politik seiner Herrscher, deren Bestreben von jeher darauf gerichtet war, das Reich nach Möglichkeit gegen die Außenwelt abzuschließen. Schon damals war China von so riesiger Ausdehnung und zählte eine so gewaltige Bevölkerung, daß es gleichsam eine Welt für sich bildete und des Auslandes entraten konnte. Auch mangelte dem furchtsamen und weichlichen Chinesen der kriegerische Geist, der ihn zu Abenteuern und Eroberungen angespornt hätte; anderseits machte die Fülle und Mannigfaltigkeit der heimischen Erzeugnisse den Bezug fremder Waren überflüssig, wodurch einer der Hauptbeweggründe für die Belebung des Außenhandels wegfiel. Dahingegen hat der Binnenhandel von jeher geblüht, unterstützt durch ein weitverzweigtes Netz natürlicher Wasserstraßen, das schon früh durch künstliche erweitert wurde; selbst in den Küstengegenden bediente er sich mehr der inneren Wasseradern als des Meeres. Demgemäß hat sich die nationale Schifffahrt mehr im Fluß- und Kanalverkehr als in der Seeschifffahrt entwickelt, was von der Regierung absichtlich unterstützt wurde. Schließlich darf man auch den Umstand nicht übersehen, daß Chinas Küsten nicht vom offenen Ozeane, sondern von Binnenmeeren bespült werden, deren Befahrung infolge der furchtbaren Stürme in nautischer Beziehung viel höhere Anforderungen stellt als die Fahrt auf dem Weltmeer. Ein anderes physikalisches Moment ist die Richtung der Meeresströmungen, die von Norden nach Süden setzen, aber nicht gegen den offenen Ozean, sondern gegen die Sundasee. So waren sowohl die natürlichen, wie die ethnographischen und politischen Verhältnisse der Entwickelung eines kräftigen Seehandels nicht sonderlich günstig; die Seemacht einer Nation wächst aber naturgemäß aus dem Seehandel heraus und bleibt mit ihm in unlöslichem Gegenseitigkeitsverhältnis — „China hat immer mehr nach Asien hineingestrebt als auf die See und nach fernen Gestaden" (Friedrich Ratzel).

Gleichwohl muß man sich hüten, den Chinesen jeden Seeverkehr abzusprechen oder diesen auch nur zu unterschätzen. Zwar ist durch Gustav Schlegels Untersuchungen die so lange und hart umstrittene Identität Fusangs mit Amerika im allgemeinen und Zentralamerika im besonderen zurückgewiesen; aber wenn damit auch die stolze Brücke, die kühne Orientalisten von den Ufern des Gelben Meeres zum Golfe von Tehuantepec bauen wollten, zusammengestürzt ist, so steht doch die Thatsache fest, daß die Chinesen im Handel und Verkehre Südostasiens lange Zeit, fast ein volles Jahrtausend hindurch und mit wenigen Unterbrechungen, eine geradezu führende Stellung innegehabt haben. Ihre bedeutsame Thätigkeit in dem westlichen Teile dieses Gebietes, dem Indischen Ozeane, zu beleuchten, ist hier nicht der Ort; sie bleibt einer Behandlung im II. Bande vorbehalten. Aber auch auf dem Stillen Ozeane greifen die Chinesen weit nach Süden aus. Magalhães fand chinesische Waren auf den Philippinen; und auch auf den Marianen gab es Anzeichen eines chinesischen Verkehrs. Auf den Sundainseln saßen bei der Ankunft der Europäer Chinesen; ja, bis Nordaustralien scheint der Hauch ihrer Kultur zu reichen.

Ausgiebiger als China hat Japan seine allerdings auch viel günstigere ozeanische Lage ausgenutzt. Frei kehren seine vier großen Hauptinseln ihr östliches Gestade gegen den offenen Ozean, indessen das westliche sich nur wenig vom asiatischen Festland entfernt. Und in unendlichem Ringe zieht in der östlich angrenzenden See das ewig bewegte Meer seinen riesigen Kreis,

als Kuro-Siwo gewaltig und breit von Japan hinübersetzend nach Amerikas Nordwestküste, als nördliche Äquatorialströmung ins heimische ostasiatische Randmeer zurück sich wendend. Flußgleich durchziehen diese Strömungen den weiten Ozean, für die Schifffahrt natürliche Straßen darstellend und durch Zufall und Praxis als solche wohl lange vor ihrer theoretischen Feststellung erkannt. Unterstützt durch seinen Inselcharakter, seine reiche Gliederung und ausgedehnte Küstenentwickelung, wie durch seinen Überfluß an vorzüglichen Häfen, ferner durch die ethnographisch begründete Neigung seiner Bevölkerung zum Seewesen, mußte Japan die Blicke schon früh auf den Ozean lenken. Gleich dem chinesischen Fusang ist auch der angebliche Verkehr Japans mit Amerika häufig der Gegenstand eingehender, aber ergebnisloser Untersuchung gewesen. Daß derartige Beziehungen auch in historischer Zeit bestanden haben mögen, ist unter Hinweis auf die einen Schiffsverkehr geradezu herausfordernden natürlichen Bedingungen wohl als ziemlich sicher anzunehmen; ob sie indes über unfreiwillige Verschlagungen, wie sie ja auch in neuerer Zeit in beträchtlicher Anzahl verzeichnet werden, jemals hinausgegangen sind, entbehrt nach wie vor des zwingenden Beweises. Dagegen sind die Beziehungen Japans zu den Gestadeländern des heimischen Kontinents eine lange Zeit hindurch sehr eng gewesen, zweifellos bedeutender als die der Chinesen: Japan hat mit China und Kotschinchina, den Philippinen, Java und Kambodscha Handel getrieben; und als die Niederländer Hinterindien betraten, fanden sie sogar eine japanische Ansiedelung in Annam.

Natürlicher als dieses Ausgreifen in die Ferne war das Übergreifen Japans auf den Kontinent an der ihm zunächst gelegenen Stelle, nach Korea. Im Gegensatze zu dem Fernverkehre, der in der Folge, namentlich als China unter den Mongolen und den Ming weite Seereisen zu Handelszwecken seinen Unterthanen verbot, in Piratentum ausartete, das Friedrich Ratzel treffend mit dem normännischen Räuberwesen des frühen Mittelalters vergleicht, und das die japanischen Räuber und Schmuggler bis hoch in die schiffbaren Flüsse Chinas hinauftrieb, entwickelt sich die Berührung mit Korea für Japan mehr und mehr zu einem Kulturfaktor ersten Ranges. Den Bewohnern des Inselreiches vermittelte sie die nähere Bekanntschaft mit einer ganzen Reihe rein chinesischer Kulturformen, die Japan geistig und materiell in der Folgezeit ganz wesentlich beeinflußt, ja zu einer verkleinerten Auflage des Reiches der Mitte gestempelt haben. Wie in kultureller, so ist Korea auch in politischer Beziehung das Eintrittsthor Japans in den Kontinent. Wie im Sommer 1894 der japanische Krieger seinen Fuß zuerst auf koreanischen Boden gesetzt hat, so ist es auch vor mehr als anderthalb Jahrtausenden schon gewesen, wo die viel umstrittene Halbinsel schon einmal jahrhundertelang dem Inselreich unterthänig war; sein Verlust an China war nicht in letzter Linie der Anlaß zu der Absperrung Japans nach außen. Durch den Mißerfolg des Angriffs auf den gewaltigen Festlandsriesen erschreckt und weitere Gebietsverluste fürchtend, zog sich Japan mehr und mehr auf seine Inselstellung zurück, verschloß seine Häfen den Fremden und begann den Verkehr mit dem Ausland auf das sorgfältigste zu überwachen. Diese Ängstlichkeit ging so weit, daß durch gesetzliche Verfügungen absichtlich auf einen Rückschritt des bisher blühenden Schiffbaues hingearbeitet wurde, um die Fahrzeuge für längere Seereisen untauglich zu machen und die Bevölkerung vom Meere zurückzuschrecken.

Hiermit begann die in China häufig geübte Vereinzelung und Vereinsamung sich auch in Japan zu bethätigen und auch dessen aufgeweckte und thatkräftige Bevölkerung in den Bann jener starren und jeden Fortschritt lähmenden Einseitigkeit zu zwingen, die für ostasiatisches Wesen charakteristisch ist; sie hat ihren Weg durch ganz Ostasien mit der weltgeschichtlichen Wirkung zurückgelegt, daß sie „den Blick des Erdteils auf und über den Stillen Ozean

erstarren machte und die buddhistische Selbstversenkung ins Politische übertrug" (Fr. Ratzel). Japan war infolge seiner insularen Lage und seiner Neigung, sich auszudehnen, auf dem Wege gewesen, sich jenem Banne zu entziehen und eine Herrschaft über das Meer auszuüben, die ihm eine überwiegende Machtstellung in der pazifischen Welt hätte sichern können; die plötzliche, freiwillige Isolierung warf es nahezu auf den kontinentalen Standpunkt zurück. Die natürliche Folge dieser Abschließung war, daß Japan für das Getriebe der Menschheitsgeschichte lange Zeit nicht in Frage kam, daß es vielmehr in einen welthistorischen Schlaf verfiel. Aus diesem ist es erst durch das wirkungsvollste Ferment der menschenbevölkerten Erdoberfläche, den Weißen, gewaltsam erweckt worden, mit einem Erfolge, den die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zum Greifen deutlich gezeigt hat.

B. Ozeanien.

Während die Versuche Chinas und Japans, die maritimen Vorteile ihrer geographischen Lage auszunutzen, infolge physikalischer, ethnographischer und politischer Umstände eine frühe und zum Teil unübersteigliche Grenze fanden; während beide Staaten, das System politischer Isolierung bis zum Übermaß ausbildend, sich auf sich selbst zurückzogen und für lange Zeit freiwillig auf eine thätige Mitwirkung am Webstuhle der Menschheitsgeschichte verzichteten, breitete sich ein anderes Glied der Menschheit allmählich über die ganze Inselwelt des mittleren Stillen Ozeans aus und schob seine Vorposten bis an dessen äußerste bewohnbare Stellen vor: es erfolgte die Besitzergreifung der ozeanischen Inselflur durch jenen Teil des Malaienstammes, aus dem in der Folge und durch eben diese Zersplitterung in kleine und kleinste Teilchen die Rasse der Ozeanier (die Polynesier und Mikronesier) erwachsen ist. Dies Ereignis (oder besser: die Summe dieser auf lange Zeiträume verteilten ungezählten Ereignisse) ist zu eigenartig, als daß es sich gleichwertig neben die geschichtlichen Erscheinungen der Gestadezone des Stillen Ozeans stellen ließe; denn so bedeutend es auch in anthropologischer und ethnologischer Hinsicht ist, so bleibt es doch lange, lange außer jedem Zusammenhange mit dem ineinandergreifenden Gewebe der Menschheitsgeschichte. Es handelt sich hier um ein abgetrenntes Glied, das für das große Ganze verloren geht, das ohne Kenntnis der übrigen Welt und von der übrigen Welt ungekannt ein Sonderdasein fristet und sich in ein reines Naturleben verliert; ein Glied, dem erst ein spätes Einfügen in die Menschheit wieder ein rückblickendes historisches Interesse verleiht. Der Umstand, daß der Verbreitungskreis der Ozeanier ein Gebiet von ungeheurer Ausdehnung, einen sehr ansehnlichen Bruchteil der Erdoberfläche umfaßt, thut hier nichts zur Sache; er ändert nichts an der Thatsache, daß die Zersplitterung und insulare Abschließung aus dem begabten und bildungsfähigen Malaien die in den Urzustand zurücksinkenden Ozeanier gemacht, also das ganze ungeheure Gebiet in herkömmlichem Sinne zum Schauplatz eines Rückschritts gestempelt hat.

Wenn gleichwohl eben diese Ozeanier hinsichtlich der Schifffahrt ein geradezu erstaunliches Talent entfalten, in dem sich gleichsam ihre gesamte Kulturfähigkeit verausgabt und erschöpft, so steht dies mit der Ansicht (vgl. oben, S. 581) im Einklange, die in der Schifffahrt eine Seite menschlichen Naturzustandes erblickt, das heißt in gewissen Völkern eine fast amphibische Veranlagung erkennt. Übrigens hat das Seewesen der Polynesier in seiner ihm eignen Art mit Ausnahme des Australkontinents nirgends über den eignen Kreis hinaus gegriffen, ist demnach in weltgeschichtlicher Hinsicht ohne Einfluß geblieben; und eine Rückwirkung auf den gemeinsamen Ausgangspunkt macht sich ebensowenig bemerkbar, wie auf die

verhältnismäßig nahen ostasiatischen Kulturvölker. Nur die späte Bekanntschaft mit den Weißen hat ihm zur verdienten Anerkennung geholfen.

Was den Zeitpunkt anlangt, wo die allmähliche Besiedelung der pazifischen Inselwelt begonnen haben mag, so nimmt Friedrich Müller hierfür etwa das Jahr 1000 v. Chr. an; nach der Ansicht der neueren Anthropologen hätte die Besiedelung erst wenige Jahrhunderte vor der Entdeckung Polynesiens durch die Weißen ihr Ende erreicht, bei der die Bewohner jener Inselwelt als eine von den Malaien scharf unterschiedene Rasse erschienen. Demnach hätte unter dem ozeanisch-insularen Einflusse der verhältnismäßig kurze Zeitraum von reichlich zwei Jahrtausenden hingereicht, einen neuen Rassentyp zu bilden: eine Erscheinung, die, sofern ihre Richtigkeit zugegeben wird, mehr als irgend eine andere geeignet ist, auf die hochbedeutsame Stellung, die dem Stillen Ozean in der Weltgeschichte zukommt, ein helles Licht zu werfen.

Übrigens muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß, so sehr auch die Ozeanier durch Gemeinsamkeit vieler Merkmale den Charakter ethnologischer Einheitlichkeit beanspruchen, sie doch in anthropologischer Hinsicht große Verschiedenheiten aufweisen; scharf unterscheidet sich der dunkelfarbige, kraus- oder wollhaarige Melanesier von dem helleren, gelblichbraunen und schlicht- oder lockenhaarigen Poly- und Mikronesier. Gemeinsam ist allen nur, daß sie trotz vielfacher geistiger Begabung größtenteils Naturvölker geblieben sind, denen der Gedanke einer Zusammengehörigkeit und der Staatenbildung wohl nie aufdämmerte. Die ins Maßlose gehende Zersplitterung und insulare Abgeschlossenheit der einzelnen Stammesteile, ihre durchaus in der tropischen Zone gelegenen durch Kokospalme, Brotfruchtbaum, Muschel- und Fischreichtum für müheloſe Ernährung sorgenden Wohnsitze, ein Klima, das an Wohnung und Kleidung nur geringe oder gar keine Ansprüche stellt, schließlich ein angeborener Wandertrieb — alles das mußte eine Leichtlebigkeit und Sorglosigkeit erzeugen, die der Entwickelung einer höheren Kultur im Sinne seßhafter Festlandvölker hinderlich war. Dennoch weisen die Ozeanier, denen Metalle wenig, das Eisen gar nicht bekannt war, in Verfertigung von Geräten eine erstaunliche, mit Kunstsinn gepaarte Fertigkeit auf, die im Schiffbau gipfelt. Auf den hohen Stand des Seewesens führt denn auch in letzter Linie die Ausbreitung der Rasse über die ganze ungeheure Breite des Ozeans zurück. Anderseits darf nicht geleugnet werden, daß ein unbestimmbarer, darum aber keineswegs unwesentlicher Teil dieser Ausbreitung dem Unvermögen der Ozeanier, allen Fährnissen des Weltmeeres siegreich zu widerstehen, zu danken ist.

In der That greift der Stille Ozean gerade in Gestalt der unfreiwilligen Wanderungen seiner Bewohner bedeutsam in das Getriebe jenes ablegenen Teiles der Menschheitsgeschichte ein. Gegenüber der Ansicht, die den Ozeanier von der südostasiatischen Inselwelt herleitet, ist William Ellis davon überzeugt, daß Amerika der Ausgangspunkt der Bevölkerung der pazifischen Inselwelt gewesen sei. Er leugnet die Möglichkeit einer Herleitung der Ozeanier aus Westen, da die vorherrschenden Winde und Strömungen nach dieser Richtung hin verlaufen und außerdem übereinstimmende ethnographische Merkmale zwischen den Ozeaniern und den Urbewohnern Amerikas durchaus nicht fehlen. Nun ist der Einfluß von Wind und Strömung in kleinen Gebieten oft bedeutend; auf dem weiten Gebiete des Stillen Ozeans indessen haben sie längst nicht immer die Verbreitung des Menschen zu bestimmen vermocht. Im Gegenteile liegt gerade hier eine mehrhundertjährige Beobachtungsreihe vor, die als Resultat ergibt, daß ausgedehnte Wanderungen, freiwillige und ungewollte, in großem Maßstabe der herrschenden Wind- und Strömungsrichtung entgegen stattgefunden haben. Zudem ist stets im Auge zu behalten, daß unvermutet hereinbrechende Stürme mindestens ebenso wirksam sind, eine

Verschlagung auch des seegewandtesten Schiffers herbeizuführen, wie die konstanten, aber überwindbaren regelmäßigen Luft- und Wasserströmungen. So sind denn die unfreiwilligen Fahrten im Stillen Ozeane durchaus nicht die Ausnahme, sondern sie bilden die Regel, führen nach allen Richtungen durch den Ozean wie auch über dessen Grenzen hinaus und stellen damit das Bindemittel dar zwischen den Inseln selbst und den benachbarten Festländern.

Ebenso wichtig, wie diese Erscheinung, die im Laufe der Jahrtausende ein dichtes Netz von Land zu Land gezogen hat, für den Ethnographen sein muß, ist sie auch für die Geschichte der Ozeanier, die sich in deren gegenseitigen Beziehungen und der daraus entsprießenden Verschmelzung förmlich erschöpft. Wohl in der Mehrzahl der Fälle sind die unfreiwilligen Fahrten die Vorläufer *planvoller Wanderungen* gewesen, die einerseits zu dauernder Besiedelung neuer Inseln führten, anderseits aber auch mit Absicht angelegte Koloniengründungen in längst besetzten Gebieten zur Folge hatten. Diese Reihe letzter großer Wanderungen und Besiedelungen ist, wie Fr. Ratzel mit Recht hervorhebt, eine einzig dastehende Thatsache auf der „steinzeitlichen" Stufe der Kulturentwickelung. Darum ist sie auch nicht leicht zu verstehen, fehlt doch die Möglichkeit der Vergleichung mit Leistungen ähnlicher Art. Der Raum, den diese Kolonisationsthätigkeit befruchtet hat, übertrifft um vieles das Reich Alexanders des Großen oder der römischen Imperatoren. *Auf dem Gebiete der Raumbeherrschung ist es die größte Leistung* vor der Entdeckung Amerikas.

In innigem Zusammenhange mit dem reichen Verkehrsleben, dessen Schauplatz der Stille Ozean seit jeher gewesen ist, steht die Erscheinung, daß er *nirgends* einer *selbständigen* Kulturentwickelung Raum und Zeit gewährt hat. Weder das gewaltige Neuguinea mit seiner dünngesäten, trägen Bevölkerung, noch das abgelegene Neuseeland hat sich zum Rang eines Kulturherdes emporzuschwingen vermocht; von den unzähligen anderen, kleinen Eilanden ganz zu schweigen. Nur einzelne Elemente des Kulturbesitzes konnten sich unter besonders günstigen, vereinsamenden Umständen selbständig entwickeln; im übrigen dagegen variiert der Stille Ozean stets nur *ein und dasselbe Grundthema*. In diesem kehrt der Mangel einer eigentlichen Staatenbildung stets wieder; nur auf den hawaiischen Inseln haben zur Zeit der Entdeckung durch die Weißen drei Staaten bestanden, die sich dann unter dem eingeborenen König Kamehamea zu einem einzigen vereinigten. Alle übrigen Gemeinwesen, selbst die mit monarchischer Spitze, blieben auf eine einzige Insel beschränkt und daher von geringfügigster Ausdehnung und Macht; alle größeren Inseln, wie Neuguinea und Neuseeland, lassen selbst eine leise Spur von einer einheitlichen staatlichen Organisation vermissen.

Darum kann von einer *eigentlichen Geschichte* Ozeaniens vor seiner Entdeckung kaum die Rede sein. Trotzdem gehören die Ozeanier nicht zu den „geschichtslosen" Völkern, da bei ihnen die Überlieferung eine große Rolle spielt. Auch haben sie Sinn für Chronologie, als deren Grundlage die *Generation* erscheint; in Ermangelung von Schriftzeichen benutzen sie dabei als mnemotechnisches Hilfsmittel für Namen und Zeiträume Kerbhölzer, die „Geschichtsstäbe". Wie zu erwarten steht, gehen solche Überlieferungen oft weit in die Vergangenheit zurück. Auf Nukahiwa im Marquesas-Archipel will man von 88 dort ansässigen Generationen wissen, was etwa dritthalb Jahrtausende bedeuten würde; auf Rarotonga begnügt man sich mit 30, die Maori auf Neuseeland mit 20 Generationen. Dagegen schrieb sich der hawaiische König Kamehamea eine direkte Reihe von 67 Ahnen zu. Selbstverständlich können derartige Sagen keinen historischen Wert beanspruchen; immerhin aber legen sie Zeugnis ab von einem festgewurzelten Autochthonengefühl, dessen Entstehen eine längere Periode der Seßhaftigkeit und

mithin ein gewisser Kulturgrad vorangegangen sein muß. Im übrigen war nach der allgemeinen Ansicht die Kulturhöhe Polynesiens zur Zeit der Entdeckung gegenüber früheren Zeiten bedeutend herabgesunken.

C. Amerika.

Auf die Frage, ob vom Ostrande her das amerikanische Festland auf die Gestaltung des Völkerlebens im Stillen Ozean eingewirkt habe, ist es schwer, mit einem entschiedenen Ja oder Nein zu antworten. Nach der vorherrschenden Ansicht war bei der Verbreitung der Mongoloiden über die Kontinente der nördlichen Halbkugel Amerika der empfangende Teil, das heißt, die Verbreitung hat von Asien nach Amerika stattgefunden; ein Rückströmen in der Gegenrichtung dagegen ist nur schwerlich anzunehmen. Anderseits zeigen einige Inselgruppen des Stillen Ozeans sowohl in Flora und Fauna wie in dem ethnologischen Besitz ihrer Bewohner so viel Analogie mit Nordwestamerika, daß der Gedanke an einen kausalen Zusammenhang beider sehr nahe liegt; es fehlt daher weder an Stimmen, welche die polynesische Bevölkerung des Stillen Ozeans von Nordamerika herleiten, noch an solchen, die anstatt einer einmaligen Bewegungsrichtung ein mehrmaliges Hin und Her annehmen und, um Ratzels Worte zu gebrauchen, „an die Stelle der künstlichen Theorie einer einmaligen Wanderung und einfachen Abstammung eine Durchdringung und Schichtung der Völker setzen". Keinesfalls jedoch äußert sich ein derartiger Einfluß Amerikas in historischer Zeit. Somit sind wir von unserem Standpunkt aus berechtigt, in Amerika den empfangenden, nicht den thätig ausstrahlenden Teil zu erblicken.

Die sich der Wechselbeziehung zwischen der amerikanischen Westküste und dem Stillen Ozean entgegenstellenden Hindernisse sind bereits angedeutet worden (vgl. oben, S. 581). Wenn gleich die Einbeziehung Amerikas in die Ökumene von dorther erfolgt ist, so hat sich doch das Einfallsthor nachher für lange Zeit, ja, sofern sich die Fahrten der Chinesen und Japaner nach der gegenüber liegenden Küste als bloße Vermutung erweisen, für immer geschlossen. Die einheimische amerikanische Kultur aber hat eine durchaus kontinentale Richtung genommen und sich mit dem Meere selbst dort nicht abzufinden gewußt, wo, wie im großen amerikanischen Mittelmeere: dem Golfe von Mexiko und dem Karibischen Meere, die natürlichen Verhältnisse auf das verlockendste dazu einluden. Nur die amerikanischen Naturvölker des äußersten Nordens und des äußersten Südens haben hiervon eine Ausnahme gemacht; sie standen aber zu sehr unter dem lähmenden Einflusse der Arktis und der Antarktis, um eine geschichtliche Bedeutung gewinnen zu können. Die ältesten amerikanischen Halbkulturvölker, die der Nachwelt zwar großartige Denkmäler (s. die Tafel bei S. 220), aber nicht einmal die Kenntnis ihrer Namen hinterlassen haben, hausten im Innern des nördlichen Kontinents; die hochkultivierten, schriftkundigen Maya Yucatans haben sich kaum über die nahen Antillen ausgebreitet (vgl. oben, S. 231, 241 und 253); die späteren Kulturvölker, deren Auftreten sich einigermaßen chronologisch feststellen läßt, wie die Tolteken (vgl. oben, S. 228, 256 und 269) seit dem 6. und die Azteken (vgl. oben, S. 227, 272 und 280) seit dem 13. Jahrhundert n. Chr., banden sich fast ausschließlich an die Hochebenen von Mexiko und Mittelamerika. Selbst das spätere Inkareich der Peruaner, das in einiger Ausdehnung von den Fluten des Stillen Ozeans bespült wurde, bewahrte seinen kontinentalen Charakter (vgl. oben, S. 347); denn, obzwar die peruanischen Annalen Küstenfahrten (vgl. oben, S. 308, 311 und 345) und selbst weitere Seezüge zur Eroberung (vgl. oben, S. 334) oder Entdeckung verzeichnen, wenn Pizarro auch Handels-

schiffen begegnete — für ein Hinausgreifen auf die allerdings dort inselloſe Waſſerwüſte liegt nichts Geſchichtliches vor. Es fehlte der amerikaniſchen Raſſe eben der geheimnisvolle, angeborene Trieb, der die malaiiſche Raſſe freiwillig zur Aufſuchung unbekannter Horizonte führte, der in dem Meere nicht die natürliche Grenze, das unüberſchreitbare Hindernis, ſondern den einladenden Pfad zu unbegrenzter Ausbreitung erkannte.

D. Rundblick.

Ein geſchichtlich zuſammenfaſſender Blick auf die ungeheuern Randgebiete des Stillen Ozeans läßt den Eintritt eines Zeitabſchnitts erkennen, wo ſeine hiſtoriſch geſtaltende Einwirkung auf die Menſchheit gleichſam ruht, eines Zeitraumes, den man als den der entſchiedenen Kontinentalität bezeichnen kann. Randgebiete und Inſelflur ſind beſetzt. Dieſe richten aber ihre Kraft gänzlich auf die innere Ausgeſtaltung und ſchließen ſich möglichſt gegeneinander ab; ſelbſt die Kenntnis ihres Daſeins ſchwindet, ſoweit die einzelnen Teile in größerer Entfernung voneinander liegen, aus dem Gedächtniſſe der Menſchen. Die Völker haben zumeiſt ihre endgiltigen Wohnſitze eingenommen und ſuchen dieſe nun zu behaupten. Zugleich erliſcht bei ihnen, ſoweit ſie Küſtenbewohner ſind, der Drang nach weiterer Ausbreitung; und, ſoweit dieſe im Innern des Ozeans erfolgt, bleibt ſie auf verhältnismäßig kleine Gebiete beſchränkt und daher ohne Einfluß auf den Gang der Weltereigniſſe. Von dem Zeitpunkt an, wo die Flotten Chinas und Japans vom Stillen Ozeane verſchwinden, wird dieſer wieder zur pazifiſchen Waſſerwüſte, in deren Mitte ſich wohl ein in ſich abgeſchloſſenes Völkerleben entwickelt, das aber nach keiner Richtung hin ſtrahlenförmig durchbrechen kann und ſchließlich in ſich ſelbſt zuſammenſinkt. Der große Oſtrand hingegen ſteht in ſtummer, thatenloſer Ruhe da, ein Grenzwall zwiſchen zwei verſchiedenen Welten, ohne ſich um die eine oder die andere zu kümmern; eine Welt für ſich, deren großartige Kontinentalität die eignen Gebilde verzehrt, ehe ſie zur Reife gekommen ſind.

Während die Kulturvölker Oſtaſiens in ſtaatlicher, geſelliger und geiſtiger Hinſicht immer mehr einem ſtarren und lähmenden Formalismus verfallen; während ſich die Staaten Amerikas von Anfang an gefliſſentlich vom Meer abkehren, ſich im Kampfe mit einer teilweiſe kargen Natur aufreiben und frühzeitig aufzehren; während endlich ſie ſowohl wie die Naturvölker Polyneſiens und Auſtraliens die Berührung mit der übrigen Menſchheit verlieren und zu abgeſonderten, in ſich verkümmernden Einzelweſen herabſinken; während all dieſer Vorgänge hatte ſich der Schwerpunkt der eigentlichen Menſchheitsentwickelung bereits weit gegen Weſten an das Meeresbecken verſchoben, um das ſich die Kontinente der Alten Welt gruppieren: an das Mittelmeer. Deſſen beiſpiellos mächtige, weltgeſchichtliche Rolle zu beleuchten, bleibt einer anderen Stelle (Band IV, S. 1 ff.) vorbehalten; es iſt zwar nicht die Wiege, wohl aber der jugendliche Tummelplatz für jenen Teil des Menſchengeſchlechts, der in der Folge über alle anderen hinauswuchs, nicht der Zahl, wohl aber ſeiner unverwüſtlichen Schöpferkraft nach. Von ihm geht denn auch, und zwar durch keine andere als die weiße Raſſe, die Erweckung des in geſchichtlichen Halbſchlummer verſunkenen Stillen Ozeans zu neuem Leben aus. Der Stille Ozean, eine ungeheure Welt für ſich, hat nie verſucht, die Bekanntſchaft ſeiner Nachbarn zu machen; die Beringſtraße, das Kap Hoorn und das Südkap Tasmaniens ſind für ſeine Seefahrer die äußerſten, ſelten erreichten und nie überſchrittenen Grenzen geweſen. So mußte ſeine Einfügung in den allgemeinen Weltverkehr von außen erfolgen. Sie iſt den Weißen vorbehalten geblieben, die, im Altertum und Mittelalter noch zaghaft und langſam, gegen den Anbruch der Neuzeit aber in immer kühneren und raſcheren Schritten den Weg zu ihm geſucht haben.

3. Die neue Zeit.

Der erste Anstoß zur gewaltigen Ausbreitung der weißen Rasse auf dem Wege der Schiffahrt ist zweifelsohne aus dem Mittelmeere gekommen. Der Wohlstand, der dessen seefahrenden Nationen aus dem gewinnbringenden orientalischen Handel erwuchs, ließ auch die westlichen, atlantischen Europäer jenen nacheifern und unbekannte Seewege nach dem fernen Osten suchen. Denn nur auf dem Seewege war dieser für Europäer erreichbar. Der Gedanke an eine Durchquerung des riesigen asiatischen Festlands erschien als fallen gelassen; die langen Erfahrungen von Alexander dem Großen an bis auf Friedrich Rotbart und Ludwig den Heiligen hatten seine Unmöglichkeit zu deutlich erwiesen. Zudem ergoß Asien seine verheerenden Völkerströme noch immer ruckweise gegen Westen, wie noch kürzlich der Mongolenstrom gezeigt hatte, der im 13. Jahrhundert das östliche Europa überflutete. Gegen die ungeheuern Raumverhältnisse und die gewaltigen Volksmassen Asiens konnte das kleine, verhältnismäßig menschenarme Europa zu Lande nicht aufkommen. So blieb, da der Weg nach dem Osten nun einmal erkämpft werden sollte, nur der Seeweg übrig.

A. Die Erschließung des Stillen Ozeans durch die Romanen.

Die Geschichte der geographischen Entdeckungen gehört nicht hierher; es genüge hervorzuheben, daß das nächste Ziel bei der Auffindung eines direkten Seeweges von Westeuropa nach Indien in der Wiederfindung der vom geistigen Horizonte verschwundenen Länder Kathai und Zipangu bestand, die man sich gleichsam als Nachbarn Indiens dachte und deren Existenz durch Marco Polo erwiesen worden war. Die späteren, weiteren Ziele ergaben sich erst allmählich aus der überraschenden, alle Erwartung übertreffenden Ausdehnung des Gefundenen. Der Natur der Sache nach gingen die ersten, hauptsächlich von Portugiesen unternommenen Versuche in der Richtung nach Osten; ihr namhaftester Erfolg war die von Bartolomeu Diaz 1486 vollbrachte Umschiffung des Kaps der Guten Hoffnung. Doch beinahe gleichzeitig führte die immer mehr Wurzel fassende Überzeugung von der Kugelgestalt der Erde dahin, das gleiche Ziel auch in der Westrichtung anzustreben. Als in deren Verfolgung Christoph Kolumbus 1492 für Spanien die Bahama-Inseln mit den Antillen und Giovanni Gaboto 1494 für England den nordamerikanischen Kontinent fanden, glaubten beide die Ostküste Asiens entdeckt zu haben; und beide sind in diesem Glauben gestorben (vgl. oben, S. 363). Auch Pedralvarez Cabral, der 1500 auf dem östlichen Wege nach Indien strebte und infolge westlicher Abtrift an die brasilianische Küste gekommen war, erkannte die Bedeutung dieser Entdeckung, die er für eine wenig begehrenswerte Insel hielt, nicht und beeilte sich, den Kurs ändernd, rasch an die afrikanische Küste zurückzugelangen. Denn kurz vorher, 1497—98, war es Vasco da Gama gelungen, um das Kap der Guten Hoffnung herum als erster europäischer Seefahrer Indien zu erreichen und dort für sein Vaterland Portugal höchst vorteilhafte Verbindungen anzuknüpfen; dieser praktisch bedeutsame Erfolg ließ nunmehr die Portugiesen ihr Augenmerk ausschließlich auf den von Gama eingeschlagenen Weg richten.

Anders die Spanier, die, ihrerseits den von Kolumbus angebahnten Weg weiter verfolgend, bald davon überzeugt wurden, die im Westen entdeckten Länder könnten doch nicht wohl zu Asien gehören. Von leidenschaftlichem Begehren nach dem bei der ersten Entdeckung gefundenen Gold ergriffen, folgten sie den nach Westen weisenden Spuren des gelben Metalls und

erhielten durch die Eingebornen Mittelamerikas bald Kenntnis von der Existenz des „anderen Meeres", an dessen Küsten das Gold in Überfluß vorhanden sein sollte. Auf der Suche nach diesem überstieg Nuñez de Balboa die Kordillere der Landenge von Panama und erblickte von deren Höhen am 25. September 1513 als erster Europäer den Stillen Ozean, den er Südsee nannte und dessen Küsten er sodann für den König von Spanien in Besitz nahm. Dieser Augenblick bedeutet einen wichtigen Abschnitt in der Weltgeschichte. Von da an wurde die neu entdeckte Ländermasse als Teil eines großen selbständigen Festlands erkannt. Ferner wurde das Dasein des größten Ozeans der Erde bekannt und nutzbar gemacht. Es wurden die noch bestehenden Kulturstaaten der Neuen Welt beinahe mit einem Schlage vernichtet und ausgelöscht und damit der Menschheit der westlichen Halbkugel eine ganz neue Entwickelungsrichtung angewiesen. Und schließlich wurden auch die Kulturstaaten der Alten Welt in ihren politischen Grundlagen auf das gründlichste umgestaltet.

Die Entdeckung des Stillen Ozeans durch die Europäer hatte zunächst eine doppelte Wirkung. Einmal führte sie zur allgemeinen Anerkennung der wirklichen Gestalt und Größe der Erde: einer Erkenntnis, die fast unübersehbare Folgen auf den Gebieten der Kultur, des Handels und der Politik hatte; dann aber vermittelte sie in direktester Weise die unglaublich rasche Eroberung der pazifischen Küsten Amerikas durch die Spanier. Die klägliche Hilflosigkeit, mit der die einheimischen, dichtbevölkerten Kulturstaaten Mittel- und Südamerikas vor einigen Hunderten europäischer Abenteurer in Trümmer fielen, wie das aztekische Mexiko vor dem Häuflein des Cortez, das peruanische Inkareich vor dem des Pizarro, bleibt eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Geschichte (vgl. oben, S. 350).

Die Erkenntnis, daß der langgestreckte amerikanische Kontinent den Atlantischen Ozean von einem noch unerforschten Meere scheide, führte zu eifrigen Versuchen, den Zusammenhang dieser beiden zu finden. Es lag zuvörderst im Interesse der Spanier, denen die Portugiesen in der Erreichung Indiens auf dem östlichen Wege zuvorgekommen waren, sich durch das auf dem westlichen Weg unerwartet gefundene Hindernis nicht beirren zu lassen. Daß das zuerst bekannt gewordene Mittelamerika keine die Ozeane verbindende Wasserstraße enthalte, wurde bald erkannt; demnach lautete die Losung, diese Straße anderwärts zu suchen. Man that es im Süden, indem man die Ostküste Brasiliens hinabfuhr. Diaz de Solis kam 1515 bis an die Mündung des La Plata, fand aber dort seinen Tod.

Dagegen gelang es dem in spanischen Diensten stehenden Portugiesen Ferdinand Magalhães (vgl. oben, S. 367), 1520 die nach ihm benannte Meeresstraße zwischen dem südamerikanischen Festland und dem Feuerland aufzufinden und durch diese in den Stillen Ozean zu gelangen, in den er sofort kühn hineinschiffte. Nach mehr als dreimonatiger Fahrt hat Magalhães die Ladronen und im späteren Verlaufe seiner Reise die Philippinen erreicht; und wenn es ihm auch nicht beschieden war, den Triumph des heimkehrenden Siegers zu genießen, so gebührt ihm doch der unbestrittene Ruhm, der erste Weltumsegler und der erste Europäer zu sein, der den Stillen Ozean in seiner ganzen Breite durchquert hat. Des Magalhães Gefährten setzten nach dem Tode des Führers die Reise fort und kamen nach den Molukken, wo sie auf der Insel Tidor bereits Portugiesen antrafen, die nicht wenig erstaunt waren, Weiße aus dem Osten ankommen zu sehen. Hier reichten sich also zuerst die aus beiden Richtungen kommenden Vorstöße die Hände. Hier schloß sich zuerst der um die Erde gelegte Ring der Erkenntnis: ein Ergebnis, das europäische Thatkraft und Einsicht innerhalb ebenso vieler Jahrzehnte erreicht, wie es die eingebornen Anwohner des Stillen Ozeans in Jahrtausenden

versäumt hatten. Von da an erfolgt die Entschleierung des Stillen Ozeans und der pazifischen Küste Amerikas innerhalb kurzer Zeit; noch vor der Mitte des 16. Jahrhunderts ward Kalifornien erreicht. Und schon 1527 begann eine regelmäßige Schifffahrt zwischen den mexikanischen Küsten und den fernen Molukken.

Mittlerweile waren auch die Portugiesen vom Indischen Ozean aus weiter gegen Osten vorgedrungen; doch fällt dieses Vordringen unter einen ganz verschiedenen Gesichtspunkt als die Eroberung Amerikas durch die Spanier. Die Portugiesen traten in Indien nicht als „Konquistadoren" auf; es wäre dies bei dessen viel höherer und älterer Kultur, dem geordneteren Staatswesen und der großen Dichtigkeit und Zahl der Bevölkerung kaum möglich gewesen. Sie hatten demnach auch gar nicht den Ehrgeiz, die neu entdeckten Länder zu unterwerfen und als Provinzen ihrem fernen kleinen Reich einzuverleiben, sondern ließen sich daran genügen, an den Küsten Handelsfaktoreien zu errichten und zu deren Schutz einzelne Küstenpunkte zu erwerben und zu befestigen, sowie dort eine tüchtige, stets bereite Kriegsflotte zu unterhalten. Im übrigen entfällt die portugiesische Kolonialgeschichte hauptsächlich in das Gebiet des Indischen Ozeans. Jedoch bildet dieser insofern die Vorstufe für seinen größeren Nachbar, als die Portugiesen sich von ihm aus weiter und weiter gen Osten bis zu den Niederlassungen, die sie an der chinesischen Küste gründeten, und bis Japan ausbreiteten, das sie 1543 durch Zufall erreichten.

Die rund hundert Jahre währende Erschließung Japans für die Außenwelt ist nur ein kleines Stück in der Geschichte des Inselreiches, aber eine von bedeutsamen Folgen begleitete Thatsache für die Gruppierung und Stellung der europäischen Seemächte. Mit Eifer und Begierde hatte Japan um die Mitte des 16. Jahrhunderts begonnen, sich der westländischen Kultur und der christlichen Lehre zu erschließen; nachdem es aber drei Menschenalter hindurch der unfreiwillige Zeuge einer durch rücksichtslose Wahl der Kampfmittel keineswegs verschönten Eifersucht zwischen Portugal und den 1600 ins Land gekommenen Niederländern gewesen war, zog es den nach seiner Ansicht einzig richtigen Schluß und machte den ungeberdigen Fremdlingen einfach die Thür vor der Nase zu. Zwar scheidet es durch diesen, seiner Natur völlig widerstrebenden Schritt für mehr als zwei Jahrhunderte aus der Geschichte des Stillen Ozeans aus und begibt sich jedes Einflusses auf die Gestaltung der Dinge an und auf dem Pazifischen Meere. Damit aber war für das Reich des Mikado die Sache erledigt. Anders für die Europäer.

B. Die Erschließung des Stillen Ozeans durch die Germanen.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß der unendliche Zuwachs an Macht und Reichtum, den das Zeitalter der Entdeckungen den Europäern brachte, weniger den eigentlichen Entdeckern als anderen zu statten gekommen ist. Die von 1486 bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts gemachten Entdeckungen kommen, die der beiden Cabots allein ausgenommen, durchaus auf die politische Rechnung der Portugiesen und Spanier. Deren beide Königreiche gelangen plötzlich in den Besitz von ungeheuern Ländermassen, aus denen sie ungeahnte Reichtümer und Schätze beziehen; mitsamt ihren Bevölkerungen werden jene, wenigstens die amerikanischen, zu gefügigen, willenlosen Werkzeugen der Eroberer. Und doch ruht kein Segen auf diesen Erwerbungen, nicht einmal hinsichtlich des politischen Machtzuwachses. So fällt Portugal, das während des 16. Jahrhunderts seine nationale Kraft in heldenmütigen Kämpfen im fernen Indien erschöpft hatte, gegen Ende jenes Zeitraumes (1580) mit allen Erwerbungen dem spanischen Nachbar zur Beute. Und als es 1640 das spanische Joch abschüttelt und die nationale Selbständigkeit wiedergewinnt, da sind seine wichtigsten Besitzungen im Osten verloren, und es rückt

wieder in die Stelle eines bedeutungslosen Kleinstaates zurück; auch der verbliebene Besitz der ungeheuern Kolonie Brasilien vermag nicht, es auf seiner alten Höhe zu erhalten. Spanien nutzt seinerseits die Gelegenheit auch nicht aus; eine gewaltthätige Mißregierung im Innern, eine unverständige Ausbeutung der Kolonien von außen lassen keinen kräftigen Aufschwung zu und legen die Axt an den eignen Stamm. Die Kolonien, deren einheimische Bevölkerung bedrückt wird, werden lediglich als Goldgruben, meist im strengen Sinne des Wortes, geschätzt; sie entziehen dem Reich eine Menge Angehöriger, die aus Gewinn- und Abenteuerlust dorthin strömen und sich dann in den endlosen Räumen verlieren, und vermehren schließlich nur die Angriffspunkte für die Feinde des Reiches, ohne gegen diese eine Wehr zu sein. Nebenbei geht, in geradezu unbegreiflicher Weise, gerade zu jener Zeit, wo die Flagge Spaniens über allen Meeren weht, seine Seemacht entschieden zurück.

Dagegen fällt die Frucht jenen in den Schoß, die nicht in überstürzter Hast und in der Absicht plötzlicher und müheloser Bereicherung, sondern mit weitausblickendem Bedacht und unermüdlicher, stiller Arbeit an dem Wettbewerbe der Entdeckungen teilnahmen: den Engländern und den Niederländern. Die Niederländer, ein kleines, der riesigen spanischen Monarchie unterworfenes Volk, lehnen sich gegen den politischen und religiösen Druck der Spanier kühn auf und führen trotz des ungeheuern Mißverhältnisses den Widerstand erfolgreich durch, hauptsächlich infolge ihrer größeren seemännischen Tüchtigkeit. Sie spielen den Kriegsschauplatz zum Teil auf den Indischen Ozean hinüber, setzen sich in spanisch-portugiesischen Besitzungen fest, vernichten, wie es seit 1600 in Japan geschehen war, den portugiesischen Einfluß an wichtigen Orten und reißen allmählich den indischen Handel fast ganz an sich. Noch großartiger aber erscheint die Thätigkeit der Engländer.

England hatte zur Zeit der Entdeckung Amerikas seine festländischen Besitzungen bis auf Calais verloren und sah sich auf seinen Inselbesitz beschränkt; selbst die Herrschaft über Irland war ihm zur Zeit halb entschlüpft, und Schottland bildete ein selbständiges Königreich. Außereuropäische Besitzungen hatte England nicht. Seine Machtstellung in Europa war gegen früher gesunken; außer Europa war sie gleich Null. Da kamen die Auffindung des Seeweges nach Indien und die Entdeckung Amerikas und lenkten den Blick des tüchtigen, thatkräftigen Volkes wieder in die Ferne; die einsichtigen Herrscher aus dem Hause Tudor, das eben auf den Thron gelangt war, hielten ihn dort dauernd fest. Wie mit einem Zauberschlag entwickelte sich die angeborne Befähigung des Inselvolkes für das Seewesen zur höchsten Blüte und trieb es mit unwiderstehlicher Gewalt auf das Meer hinaus; aber nicht so wie die Spanier, um Gold zu suchen, oder wie die Portugiesen, um den gewinnreichen Handel mit kostbaren Gewürzen rasch zu verstaatlichen, sondern in einem höheren, weiter ausblickenden, nichts überstürzenden Sinne. Daher richtet sich der Blick der Engländer von dem Augenblick an, wo die Existenz des Stillen Ozeans bekannt geworden, auf diesen. Ruhig überlassen sie den weiteren Verfolg der Entdeckungen und Eroberungen in West- und Ostindien den Spaniern und den Portugiesen, ohne mit ihnen dort vorläufig in Wettbewerb zu treten. Dagegen trachten sie, einen jenen unbekannten, für sie dagegen brauchbaren Weg in den Stillen Ozean zu finden, sich in diesem festzusetzen und so gleichsam in der Gegenrichtung ihre Ausbreitung und Machtentfaltung zu erproben.

C. Neue Wege.

Ihren sichtbaren Ausdruck finden die Bestrebungen der Engländer in der geschichtlich hochbedeutsamen, mit eiserner Beharrlichkeit fortgesetzten Suche nach der nordwestlichen

Durchfahrt. Daß der neuentdeckte Erdteil im Norden ebenso vom Meere begrenzt sein müsse wie im Süden, erschien unzweifelhaft; es mußte demnach eine nördliche Wasserstraße geben, die aus dem Atlantischen in den Stillen Ozean führte. Diese, als die England näher gelegene, galt es zu finden. Wenngleich dies Streben zunächst nicht zu dem beabsichtigten Ergebnisse führte (und auch in späterer Folge ein praktisch verwertbares Resultat nicht ergab), so war es nichtsdestoweniger von außerordentlich tiefgreifenden Wirkungen begleitet. Nicht nur in geographischer Hinsicht hat es durch die Aufdeckung der wahren Natur des Erdteils Wichtigkeit erlangt, sondern auch in politischer, indem infolge der zahlreichen Unternehmungen der nördliche Teil des Festlands in den Besitz Englands kam, von dem er weit besser ausgenützt wurde als der mittlere und südliche durch die Spanier.

Die erste Kunde von den Erfolgen des Kolumbus hatte bereits 1494 den in englischen Diensten stehenden Genueser Giovanni Gaboto samt dessen Sohn Sebastian zu einer Fahrt veranlaßt, auf der sie schon damals das Land Kathai oder China und die Inseln der Gewürze auf dem kürzesten Wege, nämlich durch eine nordwestliche Durchfahrt, zu erreichen hofften; sie entdeckten aber die Festlandküste Nordamerikas und nahmen sie für England in Besitz. Eine zweite, 1497 unternommene Reise erweiterte die Entdeckungen der ersten; ebenso eine dritte, von Sebastian Cabot 1498 allein unternommene. Eine wirklich eifrige Suche nach der ersehnten Durchfahrt beginnt jedoch erst mit dem Jahre 1517, in dem der jüngere Cabot die Hudsonstraße entdeckte, ja sehr wahrscheinlich in der Davisstraße bis zum Polarkreise vordrang.

Der erste Anlauf zur Lösung des Problems war nur kurz, indem sehr bald der Beginn der Reformation das gesamte Interesse des englischen Volkes für sich in Anspruch nahm. Erst nach dem Tode des gekrönten Theologen Heinrich VIII. (1547) setzt die überseeische Bewegung wieder ein, und zwar bedeutend allgemeiner und lebhafter als das erste Mal. Sie ist dadurch gekennzeichnet, daß sie nicht sowohl von Staats wegen, als vielmehr von Einzelnen und Körperschaften ausging, daß sie von der Regierung wohl begünstigt und gefördert, keineswegs aber angeordnet und geleitet wurde; hat doch bis zur Königin Elisabeth (1558—1603) nicht einmal eine königliche Kriegsflotte bestanden. Einzelne Große, reiche Privatleute und Kaufmannsgilden rüsteten auf eigne Kosten ganze Flotten aus, die nach Umständen Handel trieben, auf Entdeckungen ausgingen oder auf eigne Faust kriegerischen, Seeraub verzweifelt ähnlichen Abenteuern nachjagten.

Vorwiegend zu Entdeckungszwecken ging zu Beginn dieser neuen Periode eine Expedition von England ab, die im Gegensatze zu den am Anfange des Jahrhunderts zur Aufsuchung der nordwestlichen Durchfahrt veranstalteten Fahrten den nächsten Weg nach China in der Richtung nach Osten, und zwar die Nordküste Europas entlang, aufdecken, also das Problem der nordöstlichen Durchfahrt lösen sollte, von deren Benutzung die damalige englische Handelswelt einen neuen Aufschwung des arg darniederliegenden Handels erhoffte. Am 10. Mai 1553 segelte Sir Hugh Willoughby von London ab; aber seine Expedition hat ihr Ziel ebensowenig erreicht wie die späteren Fahrten der Engländer, die auf diesem Gebiete die Palme den erfolgreicheren Niederländern und Russen abtreten mußten. Daher griffen sie wieder auf den Gedanken der nordwestlichen Durchfahrt zurück. Der Entdeckungsfahrt Frobishers von 1576 folgten viele andere: W. Raleigh, Davis, Hudson, Bylot, Baffin 2c. Aus natürlichen Gründen erreichten sie zwar den angestrebten Zweck nicht, wurden aber doch dadurch von unendlicher Bedeutung, als durch sie die 1581 von Raleigh begonnene Kolonisierung Nordamerikas außerordentlich befördert wurde: nicht eine Kolonisation im Stile spanischer Konquistadoren

oder portugiesischer Gewürzkrämer, sondern eine langsame, allmähliche, ruhige, besonnene Einwanderung fleißiger, thatkräftiger Nordeuropäer, die nicht rasches Erwerben von Schätzen, sondern eine bleibende, auf harte Arbeit gegründete Existenz suchten; die, indem sie den jungfräulichen Boden den einheimischen Jägervölkern abtrotzten und urbar machten, mit ihm innig verwuchsen und so den festen Grund zu einem mit überraschender Schnelligkeit emporblühenden Staatsgebilde voll der zähesten Energie legten.

Gleichzeitig mit den kühnen Erforschern Nordamerikas ging von England eine Reihe tapferer Seehelden auf Abenteuer aus, denen es hauptsächlich darum zu thun war, den aus politischen wie religiösen Beweggründen blutig gehaßten Spaniern möglichsten Schaden zuzufügen und hierbei sich selbst zu bereichern. Neben einem W. Raleigh, Hawkins, Cavendish und Howard erstrahlt besonders der Name Francis Drakes in besonderem Glanze. Drake vereinigt den Helden mit dem Entdecker. Seine Kühnheit ging so weit, daß ihm der Angriff auf die atlantischen Besitzungen Spaniens nicht mehr genügte; waren doch die westindischen Inseln und die Küsten des mexikanischen Golfs von britischen Korsaren schon so vielfach belästigt worden, daß die Spanier dort auf ihrer Hut waren. Dagegen mußten sie sich an den Küsten Chiles und Perus ganz sicher und unangreifbar fühlen. Hierauf bauend, segelte Drake, von der Königin moralisch und materiell unterstützt, Ende 1577 mit fünf von ihm selbst ausgerüsteten Schiffen von England ab, fuhr durch die Magalhäesstraße und begann, ohne Widerstand zu finden, seinen Privatkrieg gegen die Spanier im Stillen Ozean. Er hat ihn erfolgreich durchgeführt; mit ungeheurer Beute beladen, trat er den Rückweg an. Diesen benutzte er dazu, das Problem der nordwestlichen Durchfahrt vom Pazifischen Ozean aus, also in umgekehrter Richtung, zu lösen. Er segelte an der Westküste Amerikas bis über den 48. Kreis nördlicher Breite hinauf, entschied sich aber dann, da die gesuchte Straße sich nirgends zeigen wollte, für die Fahrt quer über den Ozean und kehrte, die Molukken berührend und das Kap der Guten Hoffnung umsegelnd, nach England zurück.

Drakes kriegerische Weltumsegelung bezeichnet, obwohl halb und halb noch ein privates Abenteuer, doch den ersten selbst- und zielbewußten Schritt zu Englands weltumfassender und meerbeherrschender Politik, deren überraschende Erfolge nicht nur die europäischen Machtverhältnisse gründlich umgestalten, sondern in der Folge, und zwar in ganz unbeabsichtigter Weise, auch Amerika als ein neues, mächtiges Glied des Weltlebens in den Vordergrund schieben sollten. Weiterhin wurde dadurch auch die Vorherrschaft der weißen Rasse auf der ganzen Erdkugel begründet. Von ganz besonderer Bedeutung wurde aber Drakes Fahrt für den Stillen Ozean und dessen weltgeschichtliche Stellung überhaupt, indem dieser gleichsam mit einem Schlag in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gerückt und zum Schauplatze des Kampfes um die Seeherrschaft gemacht wurde. Auf diesem Felde zeigte sich zuerst in auffälliger Weise die innere Hohlheit und Schwäche der augenscheinlich so riesigen spanischen Weltmacht; denn natürlich folgten den glücklichen Spuren Francis Drakes viele andere englische und selbst holländische Korsarenunternehmungen nach, die alle mehr oder weniger ungestraft die spanischen Besitzungen und die spanischen Schiffe im Stillen Ozeane belästigen und plündern durften. Und wenn auch der endgiltige Austrag des Seekrieges zwischen England und Spanien in den Jahren 1588 (Zerstörung der Armada) und 1597 in europäischen Gewässern erfolgte, so läßt sich doch behaupten, daß diesem Austrage die im Stillen Ozeane vorangegangenen Ereignisse unbedingt vorgebaut hatten, ja, daß England dort den Schlüssel zur Seeherrschaft gefunden hatte.

D. Die Erschließung Australiens.

Um 1600 beginnt auch der dritte vom Stillen Ozean bespülte Erdteil, Australien, aus seinem bisherigen Dunkel aufzutauchen. Allein seine wenig einladenden Eigenschaften, sein ungünstiges Klima, seine geringe und auf tiefster Stufe stehende Bevölkerung, ferner der Mangel begehrenswerter Erzeugnisse und die durch Riffbarrieren erschwerte Zugänglichkeit seiner Küsten bewirken, daß seine Entdeckung anfänglich wenig Aufsehen erregt und nicht sofort praktische Folgen hat. Erst die Loßreißung des wertvollsten Teils der englischen Kolonien in Nordamerika, die nunmehr unter dem Namen „Vereinigte Staaten von Nordamerika" als selbständiges Staatswesen die Bühne der Weltgeschichte betreten, und die Notwendigkeit, die früher nach jenem Erdteile gerichtete Deportation verurteilter Verbrecher aufrecht zu erhalten, zwang England, fast zwei Jahrhunderte nach der ersten Entdeckung, den Erdteil 1788 ernstlich in Besitz zu nehmen. Diese unfreiwillige Besiedelung hat sehr bald einer freiwilligen weichen müssen, als man den Wert des vorher mißachteten Landes näher kennen lernte; zahlreiche Einwanderer strömten herzu und erbrachten den Beweis, daß England mit Australien eine außerordentlich wertvolle Erwerbung gemacht habe. Durch die fast ausschließlich englische Nationalität der Einwanderer erhielt der Erdteil eine Bevölkerung von großer Gleichartigkeit und England eine Kolonie, die in engster Beziehung zum Mutterlande blieb. Vor allem fehlten ihr jene Elemente, welche die Nordamerikaner in einen politischen, ja beinahe nationalen Gegensatz zu England getrieben hatten. Dem entsprechend hat Australiens Bevölkerung aus dem jüngsten Erdteile geradezu eine zweite, antipodische Auflage von Alt-England gemacht, ein Tochterland, das mit nicht geringerem Stolz als das Vorbild daheim das „Rule Britannia" am Stillen Ozean vertritt. Die einheimische, ursprüngliche Rasse der Australier kommt hier noch weniger in Betracht als die Indianer in Nordamerika; politisch zählt sie überhaupt nicht, da ihre spärlichen Überreste in das unwirtliche Innere zurückgedrängt sind.

Unter der bescheidenen Bezeichnung „Kolonien" haben sich seit der ersten Besiedelung auf dem australischen Festlande fünf selbständige, voneinander unabhängige englische Staaten gebildet: Neusüdwales, Victoria, Queensland, Südaustralien und Westaustralien, denen sich noch die beiden Inselstaaten Tasmania und Neuseeland anschließen. Es sind dies alles Gebilde mit eignen Regierungen, eignen Parlamenten und allen sonstigen Kennzeichen der freien Selbstbestimmung; mit dem Mutterland, außer der Anerkennung der königlichen Oberhoheit, nur durch das nationale Band und durch das gemeinsame Interesse verbunden, aber eben deshalb seine festesten Stützen. Die blühendsten dieser Staaten, Neusüdwales und Victoria, werden von pazifischen Gewässern bespült; im Vereine mit den Inselstaaten Tasmania und Neuseeland, ferner mit zahlreichen Inselgruppen Polynesiens bieten sie der britischen Seemacht so sichere und vielfache Stützpunkte, dem englischen Handel so vorzügliche Stationen, der englischen Industrie so sichere Absatzgebiete, daß sie in der gegenwärtigen Weltstellung Großbritanniens zu den wichtigsten Gliedern zählen. Zudem haben sich die Binnenstaaten Australiens nicht allein durch die 1851 erfolgte Auffindung reicher Goldlager, sondern viel mehr noch durch die ungeheure Ausbreitung ihrer Schaf-, Rindvieh- und Pferdezucht, durch ihre Kohlen, am Ende des 19. Jahrhunderts selbst durch ihr Getreide als reiche Ausfuhrländer erwiesen, die infolge ihrer Selbstverwaltung dem Mutterlande nicht einmal Kosten auferlegen. So bilden sie eine wahre Hochmacht des noch immer meerbeherrschenden Albions auf der westlichen Halbkugel und zwingen in ihrem geographischen Zusammenhange mit der pazifischen Inselwelt

auch den größten, ausgedehntesten und gleichsam kosmopolitischen Ozean der Erde in den Bannkreis Englands. Dies hat sich nur noch gesteigert, seitdem sie sich zum Staatenbunde „Commonwealth of Australia“ (31. März 1897) zusammengeschlossen haben, der zunächst noch kein höheres Ziel kennt, als den britischen Weltmachtgedanken mit erhöhtem Nachdruck zu pflegen. Denn die seit Cooks Entdeckungen begonnene Besitzergreifung des Stillen Ozeans durch die Engländer hat sich nicht auf den Erdteil Australien beschränkt, sondern auch auf zahlreiche Punkte Melanesiens, Mikronesiens und Polynesiens erstreckt.

E. Die Aufteilung des Gebiets.

Es ist eine auffallende Thatsache, daß die Spanier auf all den zahlreichen Fahrten von den mexikanischen Häfen nach den Molukken und Philippinen sowohl, als auch in der seit 1565 eingeschlagnen Gegenrichtung so auffallend wenige der unzähligen Inselgruppen gefunden haben. Selbst die wenigen von ihnen entdeckten Archipele: die Marshall-, Bonin- und Salomon-Inseln, die Paumotu und andere, wurden von ihnen nicht der Besiedelung oder Besitznahme wert gefunden; nur die Inselgruppen der Marianen, Karolinen und Palau wurden im Laufe der Zeit von ihnen in Besitz genommen oder beansprucht, um als Stützpunkte für die Kolonien auf den Philippinen zu dienen. Noch geringer war das Interesse der Portugiesen und Niederländer an pazifischem Besitz; sie ließen den Stillen Ozean ganz außer dem Bereich ihrer Handelspolitik und legten dort überhaupt keine Niederlassungen an. So kam es, daß, als durch die Fahrten der Engländer und Franzosen im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, durch die Reisen von Cook, Bougainville, La Pérouse, d'Entrecasteaux und anderen, zahlreiche Inselschwärme bekannt wurden, die noch nicht von Europäern besetzt und daher noch „herrenlos“ waren. Selbstverständlich konnten die schwachen Besatzungen der Expeditionsschiffe keinerlei Mannschaft zur dauernden Besetzung der Inseln entbehren; allein es folgten ihnen bald Landsleute nach: Abenteurer und Forscher, Kaufleute und Missionare. Rasch wurden die Inseln der Südsee, über deren Bewohner, Erzeugnisse und Klima die günstigsten Nachrichten verbreitet wurden, zu Anziehungspunkten für die Einwanderung. So breitete sich die weiße Rasse, hauptsächlich vertreten durch Engländer und Franzosen, später auch durch Nordamerikaner und Deutsche, über die Inselwelt des Stillen Ozeans aus. Namentlich gingen die Engländer, die auf dem australischen Festlande soeben Fuß gefaßt hatten, den anderen voran; außer Tasmanien und Neuseeland setzten sie sich auch in Poly- und Melanesien fest und haben es verstanden, im Lauf unseres Jahrhunderts einen beträchtlichen Teil der ozeanischen Inselflur in Besitz zu nehmen. Auch die Franzosen haben sich eines bedeutenden Teils besonders der polynesischen Inselschwärme, außerdem aber auch Neukaledoniens versichert; später traten die Nordamerikaner auf den Plan, und seit 1885 hat endlich das Deutsche Reich in kraftvoll einsetzender Kolonialpolitik Gebiete Mela- und Mikronesiens erworben.

Noch ist hier jener europäischen Macht Erwähnung zu thun, die, obzwar sie sich an der Aufteilung der pazifischen Inselflur nicht beteiligte, dennoch schon früh mit dem kraftvollen Herandrängen an den Ozean jene Bahn betrat, auf der sie allmählich zu einem der mächtigsten und ausschlaggebendsten Faktoren der modernen Menschheitsgeschichte herangewachsen ist: Rußlands. In richtiger Erkenntnis des in der Kontinentalität beruhenden Wesens seiner Kraft hat das slawische Riesenreich die Fläche des Ozeans selbst zwar nach und nach verlassen: es hat Alaska und die Aleuten den Amerikanern verkauft und die Kurilen gegen die Pseudo-Insel Sachalin vertauscht; dafür aber hat es gar meisterlich verstanden, seine Berührungszone mit

dem Ozean in geradezu glänzender Weise und zwar, was sehr wichtig ist, nach Süden hin auszudehnen. Die eisumstarrten Gefilde am Ochotskischen Meer und an der Beringsee mögen ein nicht zu verachtender Besitz sein; welchen Wert aber könnten sie aufweisen gegenüber einer Küstenstrecke, die, wie die Gestade der „Küstenprovinz" und Liao-Tungs mit ihrer meerbeherrschenden Lage, das Zarenreich zum unbestrittenen Herrscher Ostasiens machen?

F. Das Schicksal der Ozeanier und die den Einwanderern gestellten Aufgaben.

Gleich dem Ausgreifen Rußlands in die Gestadezone des Stillen Ozeans will auch die Besetzung von dessen weiter Fläche durch die Weißen von einer höheren Warte betrachtet sein. Sie ist in der That mehr als ein politisches Ereignis: sie ist eine weltgeschichtliche That von größter Bedeutung, ein energischer Schritt nach vorwärts auf der Bahn, als deren unfreiwilliges und halb unbewußtes, aber vielen als unausbleiblich erscheinendes Ziel die Wiedervereinigung der gespaltenen Menschheit erscheint. Kaum irgendwo auf der Erdoberfläche hat sich die ausgleichende Kraft der weißen Rasse so wirksam gezeigt wie in Ozeanien; allerdings sehr auf Kosten der eingebornen Bevölkerung.

Die ozeanische Rasse, schon vor der Berührung mit den Europäern in jeder Beziehung im Niedergange begriffen, hat den Weißen gegenüber wenig Widerstandsfähigkeit bewährt. Nicht gewaltsamer Vertreibung oder Unterdrückung, wie etwa in Nordamerika, fiel die Eigenart der einheimischen Bevölkerung zum Opfer, sondern einer Art von Zersetzung. Die Ozeanier haben sich im allgemeinen dem Einflusse der Weißen sehr zugänglich erwiesen, haben ihnen Sympathie entgegengebracht, ihre Sitten und Einrichtungen, ihre Lebens- und Denkweise mit Leichtigkeit angenommen, sind aber darüber in ihrem eignen Gefüge erschüttert worden. Wo der Zufluß weißer Elemente stark genug ist, bilden sich mit großer Raschheit Mischvölker, in denen der Einfluß der Weißen ausschlaggebend ist; z. B. gehen auf Neuseeland die reinen Maori bereits dem Aussterben entgegen, und die Sandwichinseln sind weiter nichts als ein Anhängsel der nordamerikanischen Union. Und wo der Zufluß nicht hinreichend stark ist, um eine rasche anthropologische Umbildung herbeizuführen, dort wird das eingeborne Wesen durch die oberflächliche Berührung mit europäischer Kultur, oder besser: mit deren Schattenseiten, geschädigt. Die als nackte Wilde einst ein wahres Amphibiendasein, halb am Lande, halb am Meere, geführt hatten, die verkümmern nun als zivilisierte Christen und sterben vorzeitig dahin. In die gerissenen Lücken dringen aber, durch den Übergang der Rassenmischung, immer entschiedener die Weißen ein, und mit diesen ihre höhere Kultur, die auf die Einigung der Menschheit hinzuzielen scheint. Erfreulich ist ja dieser Zustand nicht; doch hat er wenigstens noch den Vorteil vor dem früheren voraus, daß aus den Trümmern einer überlebten Welt neues Leben sproßt.

Die weiße Rasse steht, wenngleich sie dabei den Ausschlag gibt, in der Ausfüllung der Lücken zerstörten pazifischen Völkerlebens nicht allein da: neben ihr erfüllt die gelbe Rasse die gleiche Aufgabe. Wohl sind die Voraussetzungen, von denen die Chinesen hierbei ausgehen, von denen der Europäer und Nordamerikaner grundverschieden, und verschieden ist daher auch die ausgeübte Wirkung; immerhin strömt diese mindestens zu einem Teil im gleichen Bette.

Nicht Abenteuerlust noch Gewinnsucht, weder politisches, noch wissenschaftliches Interesse treibt den Chinesen in die Ferne, sondern lediglich die Erschwerung der Lebensbedingungen des übervölkerten Reichs. Natürlichen Gesetzen gemäß erfolgt der Abfluß dieser überschüssigen Volksmenge nach den Seiten des geringsten Widerstandes, also, da Japan bis in die jüngste Zeit hinein allen Fremden verschlossen war, die beiden Indien selbst an Übervölkerung leiden,

sehr bald auch die großen Inseln des Indischen Ozeans mit Chinesentum gesättigt worden sind: nach Australien und Amerika sowie nach der Inselwelt des zwischen beiden sich dehnenden Stillen Ozeans. Besonders erschienen jene, bei dem großen Mißverhältnisse zwischen Raum und Bevölkerung, zur Aufnahme geeignet.

Dennoch hat die gelbe Einwanderung dort keinen guten Empfang gefunden. Zu verwundern ist dies nicht. Erstens gähnt zwischen der weißen und der gelben Rasse eine unüberbrückbar scheinende Kluft: weder der Weiße, noch der Chinese fühlt sich dem anderen unbedingt überlegen, wie es doch bei beiden gegenüber allen übrigen Rassen und Nationen der Fall ist; sie erkennen und fürchten sich gegenseitig als gefährliche Rivalen, ohne, bei der gänzlichen Verschiedenheit der gemütlichen Veranlagung, ein neutrales Gebiet der Verständigung zu finden. Furcht ohne Achtung ist das Kennzeichen des gegenseitigen Verhältnisses, dabei ein bis zum Ekel gesteigerter Widerwille gegen die Natur des anderen, der die unmittelbare Mischung der Rassen verhindert und damit das wirksamste Mittel zur Ausgleichung der Gegensätze ausschließt. Zudem ist der Chinese für den Weißen ein höchst gefährlicher wirtschaftlicher Gegner, indem er ihm als unermüdlicher, anspruchsloser und dabei verständiger Arbeiter überlegen ist, den Wert der weißen Arbeit drückt und ihm die Preise verdirbt. Australien und Amerika handeln demnach, indem sie die chinesische Einwanderung mit allen Mitteln zu verhindern suchen, ebensosehr aus subjektiv berechtigter Notwehr wie aus angebornem Instinkt. Nur ist dabei allerdings im Auge zu behalten, daß der Chinese beides ebensogut für sich in Anspruch nehmen dürfte — wenn er es könnte. Die weiße Rasse übt hierbei einfach Selbsthilfe im harten Kampf ums Dasein. Bei der tiefgehenden Verschiedenartigkeit der in Betracht kommenden Kräfte scheint in der Berührung der Ausdehnungskreise der weißen und der gelben Rasse am und im Stillen Ozean eine endgiltige Lösung noch in weitem Felde zu liegen.

Dagegen tritt klar zu Tage, daß die von dem Stillen Ozean eingeschlossene Inselwelt ihre weltgeschichtlich-gestaltende Rolle noch nicht abgeschlossen hat, sondern im Gegenteile berufen ist, diese erst in der Zukunft recht zu spielen. Die Inselgruppen Polynesiens, Mikronesiens und Melanesiens, auf denen jetzt neue Mischvölker aus Weißen und Ozeaniern entstehen, erscheinen geeignet, einen Teil der chinesischen Auswanderung, sofern sie nicht lediglich den Goldfeldern Australiens und Nordamerikas zuströmt, aufzufangen und, bei der dort notwendig stattfindenden weitgehenden Zersplitterung, aufzusaugen. Sie werden dem Chinesentume zweifelsohne Gelegenheit geben, auf die im Zuge befindliche ethnographische Umwandlung direkt einzuwirken, das heißt durch Blutmischung dem werdenden Mischvolk irgend einen Teil seiner natürlichen und geistigen Eigenart mitzuteilen. Dadurch kann und wird ein Bindeglied geschaffen werden, geeignet, die sich schroff gegenüberstehenden Massen einander zu nähern und ihre Ecken allmählich abzuschleifen; ein Kern, an den sich erst vereinzelt und dünn, dann immer häufiger und dichter anthropologische Schichten von gelber und weißer, von brauner und schwarzer Farbe ansetzen werden, um sich später in vielfältiger Art gegenseitig zu durchdringen. Zwar haben derartige Übergangsgebilde, besonders während der Entstehungszeit, nur einen fragwürdigen Wert; immerhin kommt ihnen in Ethnographie und Geschichte deshalb eine große Bedeutung zu, weil sie dem Verfalle zu gleichartiger großer Massen ein natürliches Gegengewicht entgegensetzen. Außerdem pflegt bei derartigen Neubildungen meist der eine oder andere Bestandteil maßgebend durchzuschlagen und schließlich zu einer gewissen Abklärung zu führen. Die Verkehrsverhältnisse der Gegenwart sind diesem Vorgang außerordentlich förderlich, weit mehr als die eigentlichen Völkerwanderungen der Vergangenheit oder als kriegerische Massenstürme;

ganz besonders förderlich aber ist ihm das moderne ozeanische Verkehrsleben, das mit seiner dichten, regelmäßigen und fast gefahrlosen Schifffahrt die verschiedenen ethnographischen Glieder im feinst verteilten Zustand und dauernd miteinander in Berührung bringt und ihnen auf zahlreichen kleinen Gebieten die Gelegenheit zu innigster Verschmelzung bietet.

6. Der Anteil Amerikas.

An dem allmählichen Einigungswerke mitzuarbeiten, scheint der Ostrand des pazifischen Beckens, der Erdteil Amerika, in erster Linie berufen. Der sich gegen diese Aussicht aufbäumende Entrüstungssturm des Yankeetums wird den Gang der Weltgeschichte ebensowenig aufzuhalten vermögen, wie der jetzt noch von Jugendkraft strotzende Egoismus der Vereinigten Staaten Anspruch auf ewige Geltung erheben kann. Amerika scheint der Erdteil zu sein, der, lange Zeit nur von einer einzigen Rasse bewohnt, plötzlich alle Rassen auf seinem Boden sammeln will. Es gibt keinen schlagenderen Beweis für die Macht ozeanischen Einflusses und für die welthistorische Bedeutung des Seewesens.

Sehr verschiedenartig ist die Stellungnahme der verschiedenen Rassen Amerikas zu einander. Die seßhaften, ackerbautreibenden und in ihrer Art zivilisierten, staatenbildenden Indianer Mittel- und Südamerikas konnten sich selbstverständlich dem Einflusse der Weißen nicht in dem Grad entziehen, wie die nomadischen Jägervölker Nordamerikas und die Naturvölker des Südens. Jene haben die Folgen der Unterwerfung getragen und dadurch reichlichen Stoff zur Bildung von Mischvölkern abgegeben. Die Jäger- und Naturvölker dagegen sind jeder anderen als feindlichen Berührung mit den Weißen aus dem Wege gegangen, haben den ungleichen Kampf fast mit Vernichtung gebüßt und ihre Sitze den Verdrängern überlassen müssen. Die Weißen ihrerseits aber haben, besonders in der tropischen Zone, sich weder gewillt noch befähigt gezeigt, die schwere Last körperlicher Arbeit auf die eignen Schultern zu nehmen und sie den Unterworfenen aufgebürdet. Wo nun diese nicht in genügender Menge vorhanden oder nicht kräftig genug waren, die verlangte harte Arbeit zu leisten, da war man auf anderweitige Abhilfe bedacht. Die Negersklaverei in Amerika bildet einen der traurigsten Abschnitte in der glänzenden Geschichte der weißen Rasse; und wenn auch das 19. Jahrhundert zu Rüste gehen kann mit dem Bewußtsein, die unwürdige Einrichtung überall in der Neuen Welt abgeschafft zu sehen und damit die Sünden der Väter wenigstens zu einem Teile gesühnt zu haben, so liegt doch nicht die mindeste Berechtigung vor, den Stolz auf diese zivilisatorische That dem Schamgefühl über den moralischen Fehlbetrag nicht weit zurückliegender Zeiten gleichzusetzen.

Wie die Verhältnisse heute liegen, ist Amerika das konzentrische Ziel, dem von allen Erdteilen aus die Bevölkerungsüberschüsse zuströmen. Es kann sich dieser nicht erwehren, da die räumlichen Bedingungen für deren Aufnahme noch reichlich vorhanden sind. „In diesem Schmelztiegel werden sich sämtliche Menschenrassen miteinander vermischen; Rückschläge dürfen hierüber nicht täuschen"; und „wenn sie in der Mehrheit sind, haben Bastardvölker einen großen Vorsprung vor den reinen Rassen", sagt Friedrich Ratzel. Zur Zeit der Entdeckung durch die Europäer war Amerika von einer einzigen Menschenrasse bewohnt, über deren Zahl wir keine Kunde haben; sicher ist sie nicht sehr groß gewesen: die dichtbevölkerten Indianerstaaten Mittel- und Südamerikas bildeten nur Oasen in menschenleeren Wüsten. Heute zählt Amerika unter seinen 100 Millionen Bewohnern rund 60 Millionen Angehörige der weißen Rasse, 10 Millionen der schwarzen, 9 der roten, 0,2 Million der gelben Rasse und 20 Millionen verschiedener Mischvölker. Hierbei sind die Negermischlinge der schwarzen Rasse zugeschlagen, von der

die reinen Neger aber höchstens ein Viertel ausmachen. Da sich demnach die Summe der Mischvölker noch um ein Bedeutendes erhöht, darf man annehmen, daß etwa ein Viertel der Gesamtbevölkerung Amerikas aus Mischrassen besteht. Weil aber jede reine Rasse das Baumaterial für ein Mischvolk hergeben kann, das Umgekehrte aber nicht möglich ist; weil sich ferner jedes Mischvolk durch die allmähliche Abbröckelung der benachbarten Rassen auf deren Kosten vermehrt, so dürfte Amerika zum Schauplatz einer großen Verschmelzung ausersehen sein.

H. Der Anteil der ostasiatischen Kulturvölker.

Während der Ostrand des pazifischen Beckens in voller, ereignisschwangerer Gärung erscheint, beginnt auch der Westrand zu neuer Thätigkeit zu erwachen. Abgesehen von dem Auftreten der größten Kontinentalmacht an den pazifischen Küsten Asiens, abgesehen von dem Schaffen des ausgezeichneten australischen Stützpunktes durch die größte Seemacht, abgesehen auch von den hochinteressanten Kolonialbestrebungen Frankreichs, Nordamerikas und vor allem des Deutschen Reiches — ganz besonders bedeutsam erscheint die Art und Weise, wie die alten, erbgesessenen Kulturvölker Ostasiens sich zu der welthistorischen Thatsache des erfolgreichen Eindringens der Weißen in den Stillen Ozean stellen. In Japan hat um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein überraschend plötzlicher Umschwung stattgefunden; mit der allerdings von außen erzwungenen Eröffnung des Reiches für die Fremden und dem gleichzeitigen Sturze des alten, in der Schogunwürde gipfelnden Feudalwesens haben die Japaner eine hastige Schwenkung gemacht und sich dem Einflusse der weißen Rasse noch zugänglicher erwiesen als vor 300 Jahren; diesmal allerdings nicht auf ethischem Gebiete, sondern auf dem des materiellen Fortschritts und der Regierungsform. Ein wahrer Feuereifer, alle Einrichtungen der Weißen sich anzueignen, selbst deren äußere Erscheinung in Tracht und Sitte nachzuahmen, hat seither die Japaner oder wenigstens deren maßgebende Kreise ergriffen. Daß sie gelehrige Schüler gewesen sind, haben sie im Jahre 1894 bewiesen, als sie in energischem Angriffskriege zu Land und zur See das an Größe und Volkszahl so unendlich überlegene China gründlich besiegten. Dieser Krieg hat Japan mit einem Schlag in die Reihe der Seemächte, ja der Großmächte gestellt, hat es doch den auch in Europa und Amerika sehr bemerkten Nachweis erbracht, daß es über ein sehr kriegstüchtiges Menschenmaterial verfügt und seinen politischen Ansprüchen kräftigen Nachdruck zu verleihen weiß.

In anderer Weise verhält sich China. Dort zeigt sich, trotz vermehrter Berührungspunkte, noch wenig Verständnis und noch weniger Entgegenkommen für europäisches Wesen. Zu sehr ist dort das Volk vom Bewußtsein seiner eignen Überlegenheit durchdrungen, zu sehr hängt es an seinen tausendjährigen, fast unveränderlichen Anschauungen und Bräuchen, zu innig ist es mit diesen verwachsen, um ohne weiteres, gleich den beweglicheren Japanern, eine neue Richtung einschlagen zu können. Dagegen setzt es der weißen Invasion den mechanischen Widerstand der ungeheuern Überzahl und der Dichte entgegen; und mehr als dies: es begegnet ihr seinerseits durch eine Ausbreitung, die zwar scheinbar einen friedlichen Charakter trägt, nichtsdestoweniger aber, eben infolge ihrer Unvermeidlichkeit, höchst bedrohlicher Natur ist. Es ist der willenlose Ansturm großer, von zwingenden Naturkräften in Bewegung gesetzter Massen, der knirschend gegen die scharfe Spitze eines willensstarken, eroberungslustigen Verstandes prallt. Kreisförmig ausstrahlend verbreiten sich die Wellenringe der chinesischen Auswanderung nach allen Richtungen, am weitesten nach der Seite des geringsten Widerstandes, also über den Stillen Ozean hin. Hier ist demnach der Schauplatz, wo sich der erste Akt des unausbleiblichen,

vom Rassenstandpunkt aus so gefürchteten und gefährlichen Kampfes zwischen dem weißen und dem gelben Bruchteil der Menschheit abspielen muß.

Daß der Beginn der chinesischen Ausdehnung mit dem Zeitpunkte zusammenfällt, wo die weiße Rasse ihr über die ganze Erdoberfläche gespanntes Netz, teils in Form ethnographischer Verbreitung, teils in Form politischer und geistiger Führerschaft, geschlossen hat, muß nicht gerade in einem innern Zusammenhange stehen. Das Ergebnis des Zusammentreffens bleibt auf alle Fälle dasselbe; es liegt darin, daß sich der Schwerpunkt der Menschheitsinteressen und somit der Weltgeschichte zusehends von der bisher bevorzugten nach der andern Halbkugel verschiebt. Mag den Kontinenten der Alten Welt eine noch so große Rolle in der Staaten- und Völkergeschichte vorbehalten bleiben — wem das höchste Problem der Weltgeschichte die Einheit des Menschengeschlechts ist, der hat seine Lösung in kreißenden Wehen am Stillen Ozean zu suchen. In dieser Erkenntnis liegt der Schlüssel zum Verständnisse der geschichtlichen Bedeutung des Stillen Ozeans.

4. Rückblick.

Ein noch einmal alles überschauender Blick zeigt uns den Stillen Ozean zuerst als trennendes, differenzierendes Element, das die einzelnen Teile oder Zweige der Menschheit örtlich festlegt und ihnen Gelegenheit gibt, typische Besonderheiten scharf auszuprägen und festzuhalten. Seitdem diese Aufgabe erfüllt ist, zerstört der Ozean in langsamer, allmählicher Umkehrung des Zweckes das eigne Werk und strebt in verbindender Weise das Gegenteil an: ein klares Spiegelbild des ewigen Kreislaufes der Natur. Derselbe Blick zeigt uns, wie gelbe und rote, braune und schwarze Völker die Küsten und Inseln des Ozeans besiedeln, sich recken und dehnen, verdrängen oder dulden, bald aber zu einem gewissen Stillstande geraten, aus dem sich nur die gelben Völker dank ihrer großen Zahl und Vermehrungsfähigkeit retten, während die übrigen nach jeder Richtung hin entarten. Wir sehen endlich, nach langen Jahrhunderten der Ruhe, nach einem Zustande geschichtlichen Schlafwachens gleichzeitig von zwei Seiten her die Weißen in den Ozean einbrechen und nach ihrer ungestümen Art alle bisherigen Verhältnisse, einem Wirbelwinde gleich, über den Haufen werfen. Binnen weniger Jahrhunderte — einer kurzen Spanne Zeit in der Weltgeschichte — ist der einheimische Ozeanier, der Indianer Amerikas und der Neuholländer entweder in einen bedeutungslosen Winkel gedrückt, wo er seiner Vernichtung entgegengeht, oder aber in seinem Wesen aufgelöst, d. h. durch dauernde Blutmischung zu einem Bastard geworden, in dem wenigstens geistig das weiße Element überwiegt. Nur die gelbe Rasse, in ihrer geschlossnen Zahl unangreifbar, widersteht erfolgreich dem allgemeinen Umsturze, behauptet ihren alten Besitz, ja, geht sogar auf ethnographische Erwerbungen aus.

Demnach sehen wir gegenwärtig nur noch zwei gewichtige Elemente sich am Stillen Ozean als natürliche Gegner kampf- und sprungbereit gegenüberstehen: die alteinheimische gelbe und die neugekommene weiße Rasse. Beide sind tüchtig und gut vertreten: die gelbe durch Japaner und Chinesen, die weiße durch Engländer und Nordamerikaner, zu denen sich von der ozeanischen Angriffsseite her Franzosen und Deutsche gesellen, während auf dem Festlande der Russe zum Flankenangriff bereit und gewillt ist. Nach jahrzehntelangem Geplänkel tritt am Schlusse des 19. Jahrhunderts der Kampf in einen ernstern Abschnitt ein. Wie so oft in der Geschichte, so hat auch hier der Streit der feindlichen Brüder den Anlaß zum Eingreifen von dritter Seite

gegeben; und wenn auch die Stellung der Japaner nach dem siegreich durchgeführten Bruderkampfe für die nächste Zeit verstärkt und gefestigt erscheint, so ist doch nicht zu vergessen, daß die Früchte des Kampfes nicht dem Sieger, sondern den europäischen Mächten, in erster Linie Rußland zugefallen sind. Dadurch ist die Angriffsfront für den großen Rassenkampf nur noch mehr verbreitert: neben dem passiven, allen Angriffen preisgegebenen China ist das nunmehr zu lebhaftester Beweglichkeit und Thatkraft gereizte Japan in erhöhtem Maße zu einem Kampfe bereit, der nicht dem Bruder gelten und seinem innersten Wesen nach auch nicht politischer Natur sein wird, sondern der entscheiden muß, ob die weiße Rasse mit der dauernden Besetzung des nördlichen Stillen Ozeans ihre erdumspannende Aufgabe vollende, oder ob sie, so nahe am Ziele, zum erstenmal in ihrer Geschichte, einem Stärkeren weichen soll. Und wenn auch in diesem Ringen der Chinese als politischer Bundesgenosse zweifelsohne versagen wird, als Mitstreiter auf wirtschaftlichem und ethnographischem Gebiet wird sein Beistand von Japan nie genug geschätzt werden können. Denn unbekümmert um das Schicksal des Heimatlandes wird sich der chinesische Völkerstrom in die Gestadeländer und Inseln des Stillen Ozeans ergießen, unaufhaltsam und unwiderstehlich, bis auch diese mit dem gelben Stoffe gesättigt sein werden. Dann wird jene gewaltsame Stauung eintreten, in der die verschiedenen Bevölkerungselemente einander am leichtesten und innigsten durchdringen.

Register.

Aachener Friede von 1748 456.
Abdachung 97.
Abendstern 330.
Abenteurer 379. 383. 387. 430. 440. 594. 597. 598. 600.
Aberglaube 42. 289. 371.
Abgabe 460. 464.
Abgeordneter 489.
Abgeschlossenheit 589.
Abgliederung 73.
Abolitionistische Bewegung 489. 544. 545. 552. 553; s. auch Negersklaven und Sklaverei
Abraham, Hochebene 458.
Absatzgebiet 573.
Abschließung 587. 588.
Absolutismus 335.
Abstammung 319. 320. 344.
Absteigestation 34.
Abstufung 97. 100.
Acadia 440. 455.
Acalan, Landschaft 242. 257.
Acamapichtli 278.
Achupallas 310.
Ackerbau 17. 26. 30. 142. 147. 150. 160. 188. 189. 201. 205. 219. 235. 253. 261. 337. 338. 342. 449. 454. 506.
Aclla (Sonnenjungfrau) 336.
Acolhua 268. 271—273. 278; s. auch Culhuacan
Acolman 279.
Aconcagua 513.
Acton, Lord 11. 12.
Aculan, Provinz 247.
Acxopil (Quiché-König) 251.
Adam von Bremen 93.
Adamaua 71.
Adams 113.
— John 469. 483. 492. 493. 495. 538.
— John Quincy 538. 539. 545.
— Samuel 469. 470. 483.
Adel 53. 54. 246. 270. 281. 298. 400. 441. 443.
— kolonialer 400.
Admiral 391.
adobe (Ziegel) 223.
Affe 306.
Afrika 5. 170. 577.
Agamemnon 178.
Agavepapier 265.
Agent, politischer 476. 477.
Aggregat-Organismus 68.
Aggtelek (Gömör) 151.
Agiotage 35.
Aguirre, Lope de 388.
Ägypten 16. 71. 88. 93. 170.
Ahau (Zeitraum) 229.
Ahnenkultus 45. 49. 214. 333. 590.
Ahuitzotl, König von Mexiko (1484) 259. 287.
Aigues-Mortes 92.
Ailianos 148.
Ailly, Pierre d' 350.
Ainu 582—584.
Aka (Maisbier) 340.
Ak-Kapana 316. 317.
Akklimatisation 66. 79. 368.
Aktiengesellschaft 35. 38.
Alabama 431.
— -Frage 563.
Alabaster 147.
Alaminos, Pilot 371. 373.
Alaska 133. 144. 182. 198. 199. 578. 600.
Alba, Herzog von 365.
Albany, Kongreß 465. 469.
Alcaviza 321. 323.
Aleuten 112. 181. 578. 600.
Alexander der Große 178. 593.
— VI., Papst 364. 394. 403.
— Sir William 435. 436. 455.
Algonkin 205—207. 435. 436.
Alhambra 357.
Alk 139.
Allcavizca 324. 343.
Alleghanies 98. 205. 206. 431. 434. 454. 456. 457. 461. 482. 486.
Allerheiligstes 341.
Alliaco, s. Ailly
Allianz 82.
Allobroger 94.
Alluvium 107. 136.
Almadén 416.
Almagro der Jüngere 384.
— Diego de 379. 380. 383—386.
Almiranta 413.
Alpen 70. 74. 96—98.
Alpenvorland 156.
Altahama 431. 444.
Altar 167.
Altarhügel 203.
Altarplatte 305.
Altersbestimmung, s. Chronologie
Altertum — Mittelalter — Neuzeit 16.
Altmexiko, Geschichte 267—289.
Altmühl 94.
Alvarado, Pedro de 252. 373. 376. 383.
Amalgamierung 416.
Amanta 321. 322. 329. 330. 333. 344.
Amazonas 187. 190. 192—195. 289. 315. 364. 378. 386—389. 402. 403. 422.
Ameghino 118. 119. 127.
Amequemecan 274.
American Fur Company 83.
Amerika 15. 19. 20. 65. 67. 71. 137. 163. 167. 173. 181—574. 578. 579. 581. 584. 586. 587. 589. 591. 592. 602; s. auch Verein. Staaten
— Anteil am Stillen Ozean 591. 592. 603. 604.
— Einwanderung 181. 580
— Entdeckung 353. 354. 357—359. 573. 596.
— Geschichtsseite 579
— Name 364.
— Naturvölker 181—225.
— Ureinwohner 182. 578.
— wirtschaftl. Erschließung 487.
Amerikanische Rasse 580. 592.
Amerikanistik 228. 230.
Amherst 457.
Amnestie 474. 567.
Amphore 154.
Amur 582.
Anahuac 228. 252. 253. 256. 257. 260. 262. 268. 269. 272. 279. 280. 282. 284. 286—288. 375.
Ancon 312. 313.
Andagoya, Pascual de 379.

Andahuailas 323. 330.
Anden, s. Kordillere
Anderson 559.
Andesuyu (Nordost) 324.
Andorra 82. 83.
Anglo-Amerikaner 446.
— -Indien 79.
Angostura 509—511. 525.
— Kongreß 509. 510.
Animismus 41.
Anknüpfung, s. Zusammenhang
Annam 587.
Annapolis, Konvention 488.
Anökumene 76.
Anordnung des Stoffes 16—20.
Anpassungsvermögen 6. 553.
Ansässigkeit 30.
Antarktis 591.
Antequera bei Malaga 166.
Anthropogeographie 64—101.
Anthropologie 580. 581. 589.
Anthropomorphismus 48.
Anthropophagie, s. Menschenfresserei
Antiföderalisten 488—492. 495. 498. 541.
Antilia 355.
Antillen 190. 194. 196. 197. 241. 360. 389. 392. 397. 420. 441. 498. 593.
— kleine 398. 423. 424.
Apachen 221. 222.
Apacheta 321.
Appalacheebai 430. 431.
Appellationsgericht 394.
Apure 508—510.
Apurimac 320. 521.
Äquatorialströmung 581. 587.
Araber 18. 70. 351.
Aragon 411.
Arauca-Indianer 385.
Araure 505.
Arbeit 449. 602.
— Schutz 573.
— Teilung 17. 31. 33. 52. 323.
Arbeiter 36.
— -Verband 39.
Arbeitgeber 36.
Arbeitslosigkeit 39.
Arbeits-Pflicht 336-339. 405. 441.
— -Sklave 429.
— -Vertrag 37.
Arce 534.
Arequipa 330.
Argentinien 118. 127. 135. 386. 414.
Argentinische Republik 507. 515. 523. 524. 525. 528.
Arica 527.
Aristokratie, s. Adel
Aristoteles 18. 78. 84.
Arkansas 431. 437. 438. 560.
Arktis 66. 76. 354. 428. 578. 591.
Arlbergpaß 98.
Armada 79. 421. 598.
Armut 339.
Arnold, General 471.
Arnold, Matthew 15.
Arrecifes 136.
Arthur, Allan 569.
Aruak 187—190. 192—194. 196 291. 359. 397. 398.
Arx Carolina 432. 433.
Asientisten, s. Asiento
Asien 67. 150. 152. 199. 367. 578 bis 582. 585. 591. 593.
— Durchquerung 593.
Asiento 417. 418.
Askese 51.
Assimilation 67.
Assoziation 38.
Astrologie 240.
Astronomie 233. 240. 258. 330.
Asuncion 386. 387. 403. 405.
Atacama 383. 526. 527.
Atahualpa 321. 347. 349, 380-382.
Athabasken 218.
Athen 65. 74. 80. 88. 91.
Atlanta 565.
Atlantis 181. 579.
Atlantischer Ozean 90. 91. 181. 354. 355. 358. 577. 578. 594.
Attraktion 71.
Atzcaputzalco, s. Azcaputzalco
Audiencia 385. 394.
Auerhahn 139.
Aufklärung, Zeit der 17. 401.
Auflage 460.
Aufrechnung 32.
Augsburger Kaufherren 411.
Augur 44.
Augustiner 402.
Augustinus 16.
auqui (junger Mann) 344.
Aurignac 135.
Ausdehnung 85. 267. 434. 454.
Ausfuhr 34. 35. 412. 467.
Ausgangshafen 412.
Ausgleichung 5. 31. 86.
Ausgrabung 308.
Auslandshandel 33. 587.
Auslese, soziale 6.
Außenverkehr 92.
Ausstrahlung 15.
Austausch 31.
Australien 66. 75. 92. 120. 163. 570. 577. 578. 580. 581. 583. 592. 602.
— Erschließung 599. 600.
Australier 49. 51. 130. 132. 144. 147. 148. 580. 581. 583. 599.
Auswanderung 71. 360. 368. 404. 441. 449. 461. 604.
Autochthon 291. 590; s. auch Eingeborne und Indianer
Aviso 413.
Axayacatl (1468—77) 283. 285—287.
Axt 121.
Ayacucho 323. 522. 525. 528.
Ayar Cachi 320.
— Manco 320.
— Utschu 320.
Ayllon, Lucas Vazquez de 429. 430.
Aymará 307. 308. 316. 329.
— Sprache 329.
Ayolas 386.
Ayuma 507.
Azcaputzalco 246. 271—274. 276. 278. 281.
Azcaxochitl, Prinzessin von Tlacopan 283.
Azoren 353. 364. 412. 420.
Azteka-Chichimeken 268.
Azteken 36. 54. 251. 253. 254. 259—261. 263. 264. 266. 272—274. 277. 278. 280 bis 286. 288. 349. 350. 591.
— Kultur 260.
— Reich 287.
— von Mexiko-Tenochtitlan 215. 216. 227. 278. 281—283. 289. 370—375.
Aztlan-Chicomoztoc 215. 216. 224. 252. 253. 255. 268. 271.

Babylon 16. 93.
— Sprachverwirrung 269.
Bacalar, Lagune 244.
Bacatá, s. Bogotá
Bachue 292.
Backstein 328.
Bacon, Francis 4. 17.
Baer, Karl Ernst von 4. 5. 8—10. 14. 19.
Baetis 93.
Baffin 597.
Bahama-Inseln 593.
— -Kanal 415.
Bahia 404.
— de Bretones 428.
— de todos os Santos 404.
Bahrprobe 55.
Bailen 501.
Balboa, Vasco Nuñez de 366. 367. 378. 594.
Balcarce 507.
Balmaceda, José Manuel 527.
Baltimore, Lord 452.
— Stadt 474. 560.
Baltische Länder 90.
Bankrott 531.
Bär 204.
Barabla bei Aggtelek 151.
Barbados 424. 443.
Barbar 70.
Barcelona 359.
Bäreninseln 133.
Barma 146.
Barquisimeto 388. 505.
Barth, Heinrich 18.
— Paul 7.
Basel 99.
Bastard 603. 605.
Bastian, Adolf 16. 19. 130.
Bastidas, Rodrigo de 389.
Batate 311.
Baukunst 164. 168. 220. 231. 284. 304. 315. 327.

Baumwolle 293. 300. 311. 441. 443. 563. 564.
Baumzucht 151.
Bayern 146.
Bayle 9.
Bayonne 500.
Bazaine 532
Beamtentums, „Reinigung" des 540. 541.
Beamter 54.
Béarn 99.
Becher 154.
Bedachung 236. 237. 262. 304. 312. 328. 329.
Beeinflussung, nachbarliche 307.
Befestigung 315. 316. 326.
Beförderungsmittel 28.
Begräbnisfeld 202. 313.
Beichtgewalt 407.
Belagerungszustand 467. 468.
Belgrad 94.
Belgrano, Manuel 500. 506. 507. 524.
Bellacoola 214.
Bemalung des Körpers 127.
Benalcazar, Sebastian de 383. 387. 389. 390.
Benuë 94.
Berbice 422. 423.
Beresford, General 499. 500.
Bergbau 336. 415. 417.
Bergwerksassoziation 35.
Bergwerkskolonie 368.
Berieselung 327. 338.
Beringinsel 112.
Beringsee 90. 601.
Beringstraße 111. 181. 199. 578. 592.
Berner Übereinkunft 4.
Bernstein 147. 158. 162. 171.
Berufspolitiker 568.
Besiedelung 433. 450. 543. 590. 599.
Bestattung 166. 207. 209. 301. 313; s. a. Grab u. Begräbnisfeld
Betrug 38.
Bettelei 339.
Beutepolitik 540. 541. 543. 569.
Bevölkerung 400. 599. 602.
— Dichte 536. 604.
— Rückgang 389. 392. 397. 601.
— Überschuß 603.
— Zahl 397. 488. 489. 536.
— Zunahme 453. 497. 538. 556. 571.
Bewässerung 201. 219.
Beweglichkeit, s. Nomadismus
Bewegung 18.
Beziehung, geographische, s. Lage
Bibel 381.
Biederkeit 480.
Big Sandy 213.
Bilderhügel 206. 209.
Bilderschrift 40. 130—132.
Bildliche Darstellung 231. 235. 305. 317. 333.
Bildschnitzerei 406.
Bill of declaration 467.
Bimetallismus 32.
Binnenhandel 586.
Binnenstaat 92. 564.
Biographie 67.
Biru, s. Peru
Bismarck 14. 65.
Bittgang, s. Wallfahrt
Blanco, Guzman 529.
Blanquillos in Uruguay 525.
Blitzstein 120. 138.
Blockade 563—565.
Blockhausbau 217.
Bloomington 203.
Blumen, Haus der 266.
Bluntschli 8.
Blutopfer, s. Menschenopfer
Blutsteuer 340.
Bobadilla, Francisco de 361. 362.
Bochica 293.
Boden und Mensch 12. 18. 64. 66. 68. 73. 81. 103. 184. 200. 206. 218—220. 226. 236. 289—291. 315. 345.
Bodenbesitz, Ausgleichung 86.
Bodenbewirtschaftung 160. 311. 323. 327. 337. 454. 461. 465.
Bodeneinsenkung 95.
Bodenerhebung 95. 98. 101.
Bodenform 67. 95—97.
Bodensee 146.
Bodin, Jean 9. 16—18.
Bogen 27.
Bogotá 289. 292. 293. 295. 297 bis 303. 389. 390. 400. 502. 510. 528. 529.
Bohne 337.
Boil, Fray Bernal 394.
Boissier, Gaston 8.
Bojawski 113.
Bolingbroke, Viscount 10. 16.
Bolivar, Simon 503—505. 508 bis 512. 517. 518—521. 523. 525. 528. 529. 572.
Bolivien 187. 189. 383. 386. 507. 508. 512. 513. 518. 519. 522. 523. 525—529.
Bombona 519.
Bonaparte, Joseph 500—502.
Bonin-Inseln 600.
Borneo 583.
Bornu 82.
Börse 34. 572.
Borysthenes 93.
Böse Geister 342.
Boston 451. 455. 464—472.
Botanischer Garten 426.
Bote 346.
Botenstock 130. 131.
Botokuden 186.
botoque 186.
Boucher de Perthes 116. 119 bis 121.
Bougainville 600.
Bourbonen in Spanien 424. 425.
Bourbonischer Familienvertrag von 1761 459. 499. 500.
Bourgogne 475. 476.
Boves 505.
Boyacá 510. 519.
Boycott 466. 467.
Brache 30.
Braganza 408. 418. 595.
Brandt, J. Fr. 112.
brasil, s. Farbholz
Brasilien 186. 187. 190. 364. 403—405. 408. 409. 422. 501. 524. 525. 528. 534 bis 536. 593. 596.
— Republik 535.
Brasseur de Bourbourg 227. 228.
Braune Menschenrasse 580. 583.
Breckinridge 558.
Brenner 97.
Brinton, Daniel G. 16. 200.
Broca 132.
Bronze und ihre Zeit 149. 162. 169—171.
Bronzegefäß 174.
Bronzemesser 172.
Bronzewaffe 172.
Brookes (auf Sarawak) 86.
Brotfruchtbaum 589.
Brückenbau 345.
Brumiquel 135.
Brüx 135.
Buccanier 424.
Buchanan, James 555. 557 bis 559.
Buchdruck 9. 41. 406.
Buchstabenschrift 40.
Buckle, Thomas 9. 10.
Buddhismus 43. 588.
Buenos Aires 386. 387. 405. 408. 414. 426. 499—502. 506—508. 512—516. 520. 523. 524.
Buffon 120.
Bumerang 27.
Bundesgericht (nordam.) 539.
Bundesgewalt 539.
Bundesheer 478. 485. 560.
Bundesregierung 559.
Bundesschuld 568. 569.
Bundesstaat 59.
Bundesverfassung (nordam.) 553.
Bundesversammlung 455—457.
Bündnis 212. 282. 283. 288.
Bunker Hill 471.
Bunsen 11.
Burdach, Karl Friedrich 5. 9. 14.
Bureau of American Republics 573.
— Ethnology 203.
Buren, Martin van 543. 546.
Bürgerkrieg 502. 512. 516. 521. 524. 529. 533. 534. 551. 554. 559—567.
Burr 493.
Bushy Run 462.
Butmir in Bosnien 151. 155. 176.
Bylot 597.

Cabo de la Vela 190.
Caboto (Cabot, Gabotto), Giovanni 363. 427. 593. 595. 597.
— Sebastian 386. 595. 597.
Cabral, Pedralvarez 364. 403. 593.
Cacama 288.
Cacha bei Cuzco 318. 333.
Cadix 81. 413. 425. 503. 504. 507. 510. 512.
Cahokia, Mound von 201.
Cajamarca 315. 320. 334. 345. 380—383.
Calabozo 509.
Calais 596.
Calaveras in Kalifornien 135.
Calchaqui 386.
Calhoun 495. 538.
Callao 310. 515. 517. 518. 521. 522.
Calviniſten 452.
Cambridge (Maſſ.) 468.
Camden 481.
Campanellas Sonnenſtaat 405.
Campeche 225. 247. 248.
Cana (Canes) 323. 332.
Canao-Indianer 318.
Cancha (Canches) 323. 332.
Cañete, Marquis von 388.
Capak 322.
— Yupanki 324. 326.
Cape Breton Island 428. 455.
Capitana 413.
Capitania 391. 404. 423. 424. 502. 512.
Capverden 364. 420.
Caquetá 192. 389. 390.
Cara 308—311.
Carabobo 511. 522.
Caracas 501. 503—505. 508. 509. 511. 529.
Carare (Fluß) 291.
Carios, die 189.
Cari von Chucuito 332.
Carlota, Infantin 506. 520.
Carlyle, Thomas 13. 15.
Carnac in Morbihan 167.
Carolina 439. 443—449. 481.
Carpet-Beggartum 568.
Carriere, Moriz 12.
Cartagena 413. 420. 421. 508. 510—512.
Cartier 433.
casa da Guiné 392.
— — India 392.
— de contratacion 391—395. 411. 412.
Caſanare 508.
Caeſar, C. Julius 6. 8. 149. 172.
Caſas Grandes (Ruinen des Gilathals) 223.
Caſma 316.
Caß 550.
Caſtilla del oro 366. 376.
— Ramon 526.
Caſtro, Vaca de 384.
Catamarca 188. 386.
Cathay, ſ. Kathai
Cato, M. Porcius 2.
Cauca 306.
Cavelier, René Robert Sieur de la Salle 437. 438.
Cavendiſh 598.
Cavillon bei Mentone 135.
Cay Hunahpu († 1492) 251.
Cellarius 16.
Celt 171. 172.
Cempoalla (Cempoala) 371.
Centeotl (Göttin) 264.
Ceylon 81.
Chacabuco 514. 522.
Chachapoyas 335.
Chacnouitan 244.
Chacofluß 218. 220. 221.
Chagres 512.
Chalca 271. 272. 278. 283—285.
Chalco 254. 266. 271. 274. 278. 279. 284.
Chamá in Guatemala 233.
Chamäleon 305.
Chamberlain, Baſil Hall 583.
Champlain, Samuel de 433—436. 446. 454.
Champlainſee 435. 457. 475.
Champoton 244. 245.
Chanca 323. 330—332. 334. 335. 342.
Chanchan 307. 312. 315.
chapetones 502.
Chapultepec 272. 274. 277. 283.
Charcas (Provinz) 386.
Charleston 432. 443. 444. 471. 473. 480. 481. 485. 558. 559.
Charlotte, Kaiſerin v. Mexiko 533.
charters 440.
Chartum 94.
chasca (Abendſtern) 330.
chasqui (Bote) 346.
Chaudin 433.
Chavin de Huantar 315. 316. 326.
Cheles 248.
Chelley 218. 220.
Chemie 35.
Cherokee 209. 210. 213.
Cheſapeakebai 474. 487.
Chia 293. 299. 301—303.
Chiapas 203. 229. 231. 234. 237. 243. 247. 250. 257. 258. 534.
Chibcha 186. 291—304. 389. 390. 510.
— Kultur 294. 304.
— Staaten 292.
— Thronbeſteigung 294. 299.
Chicago 558. 565. 573.
— portage 437.
Chicha (berauſchendes Getränk) 298.
Chichen-Itza 232. 237. 240. 244 bis 247.
Chichimecatl Tecuhtli 268. 273. 275—277. 279—281.
Chichimeken 255. 268. 269. 271 bis 277. 279—281. 286.
Chichimeken-Fürſtentümer 271.
Chicomoztoc, ſ. Aztlan
Chikaſaw 207.
Chile 187. 346. 347. 383—386. 414. 421. 426. 503. 513 bis 515. 598. 517. 526—528.
— Republik 520.
— Verfaſſung 527.
Chiloë 528.
Chimalpopoca 279. 280.
Chiminigagua 292. 295.
Chimu 310. 311. 312. 314—316. 346.
China 4. 36. 146. 585—587. 592. 597. 604.
— Krieg mit Japan (1894) 574. 587. 604. 606.
Chincha-Inſeln 526.
Chineſen 71. 182. 571. 584. 585. 591. 601. 602. 605.
— Einwanderung 602.
Chinin 426.
Chippeway 205.
Chiquito 386.
Chiuhnauhtlan, Reſidenz Tezozomocs 277.
Chloromelanit 146.
Cholula 260. 268. 372.
Chriſtentum 8. 20. 58. 70. 351. 400. 595.
— Ausbreitung, ſ. Miſſion
Chriſtianiſierung, ſ. Miſſion
Chroniſt 278. 307. 315. 316. 321. 402.
Chronologie 16. 137—139. 141. 168. 169. 199. 212. 226. 227. 229. 238. 246. 255. 267. 269. 321. 579. 585. 589. 590.
Chucuito 332. 334.
chulpa 167. 318.
Chupas, Schlacht der 384.
Chupimancu 312. 314.
Chuquiſaca 525.
Chur 97.
Cibola 217. 377.
Cinacatan 234. 238.
Cincinnati 565.
Ciudad de los Reyes, ſ. Lima
Clan 313. 318.
Clauſen im Eiſackthale 162.
Clay, Henry 495. 548.
clearinghouse 32.
Cleveland, Grover 569.
Clichy bei Paris 135.
Cliff-Dwellers 217. 220.
— -Palaſt-Cañon 220.
Clinton 477. 480. 481.
Coatlichan 271. 279.
Coatlicuë 263. 264.
Coban 233.
Cocama 192. 193.
Cochläus, Johann 18.
Cochrane 515. 517. 518.
Cociyoeza, Zapotekenkönig 259 260.
Cociyopu 260.

Cocnasee 292.
Cocome 244—247.
Codice Boliviano 525.
Coelho, Gonzalo 367.
Colbert 423. 437.
Colhua, s. Acolhua
Colhuacan, s. Culhuacan
Colla 317. 318. 320. 332.
Colombia 291. 520.
— Republik 510—512.
Colombo, Christoforo, s. Kolumbus
— Domenico 352.
Colon, Bartolomé 360. 361. 363.
— Diego 355—357. 365. 366. 373. 394.
— Fernando 356. 363.
Colonia 408.
Coloniaje 391.
Colorado (Fluß) 219. 377. 438.
Colorado, Südwest- 220.
Colorados in Uruguay 525.
Columbia, Distrikt 567.
Commonwealth of Australia 600.
Con 314.
Concacha im Apurimacthale 320.
Concepcion in Chile 385. 514.
Conchillos, Lope de 393.
Conchucos 315. 334.
Concord 470.
Condesuyu (-Nord) 324.
Conestoga 211.
Connecticut 448. 463. 485. 486. 490. 495. 560.
Conquista 384. 389. 391. 397. 415. 430. 446. 595.
Consejo de Indias, s. Indi nrat
Con-Tici-Huiracocha 317.
Conti, Niccolò de' 351.
Cook, James 18. 92. 577. 600.
Copacapana am Titicacasee 318.
Copán 232. 237—239. 242.
Copiapo 383.
Coquimbo 383.
Corcelettes (Westschweiz) 171.
Cordoba (Stadt) 356.
— Francisco Fernandez de 369. 429.
— Pedro de (Dominikaner) 398.
Coricancha (Sonnentempel) 341.
Cornwallis 481.
Coro in Venezuela 189. 500.
Coronado, Juan Vazquez de 377.
Cortereal, Gaspar und Miguel 428.
Cortes 502. 503. 507. 512. 517. 535.
Cortez, Fernando (Hernando) 239. 248. 252. 286. 350. 369—377. 594.
Coruña 425.
Cosa, Juan de la 364.
Costarica 291. 534.
Coullon (Pirat) 353
Cowpens 481.
Coya 323. 327. 341. 343. 344. 347. 348.
Coyohuacan 280.
Cozumel, Insel 233. 245. 369. 370.
Crannoges (künstliche Inseln) 163.
Creek 207. 225. 496. 539.
Cren 186.
Cro-Magnon 135.
Cromlech 167.
Cromwell 424. 440. 442. 448. 449.
Crown Point 471. 475.
Crozat 439.
Cuba 73. 359. 360. 366—370. 373. 398. 429. 430. 460. 557. 573.
— Unabhängigkeit 574.
Cubagua, Insel 388. 389.
Cucuta, Kongreß 510—512.
Cuenca 519.
Cuismancu 312. 314. 315.
Cuitlahua 283.
Cuitlahuac (König) 375.
Culhuacan 269. 271. 274. 275. 277. 282; s. auch Acolhua
Culiacan 377.
Cumaná 505. 508. 511. 512.
Cumberland 564.
Curtius, Ernst 64. 91.
Cusqui Raimi 342.
Cuvier 18. 107. 115.
Cuzco 309. 318—327. 329. 331 bis 333. 337—340. 343 bis 349. 382—384. 518. 519. 521.
— calle del triunfo 327.
— Haucaipata 341.

Dach, s. Bedachung
Dahlgren 565.
Dahlmann, Fr. Chr. 100.
Dahn, Felix 103.
Dakotah 213.
Dalfinger, s. Ehinger
Dampf 33. 570.
Dampfmaschine 9.
Dampfschiff 547. 564.
Dänemark 138. 139. 153. 423.
Dante 58. 59.
Darien 362. 366. 376. 379.
Darwin 579.
Daseinsbedingung, s. Boden
Dauerehe 50.
Davila, Pedrarias 366. 379.
Davis, Jefferson 558.
— John 597.
— -Straße 597.
Dawkins, Boyd W. 129. 142.
Debatte 469.
Deckstein 164. 165.
Defloration srecht 51.
Deich 284.
Delaware 450. 474. 485. 490. 560.
Delawaren 205. 206.
Delta 93.
Demarkationslinie 364. 403. 428.
Demetrios aus Phaleron 8.
Demokraten (nordam.) 541—543. 546. 547. 550. 551. 555. 560. 562. 569.
— Spaltung 552. 557. 558.
Denise bei Le Puy 135.
Deportation 417.
Desaguadero 507.
Descubridor, Fregatte 498.
De-Soto-Mound 208.
Des Plaines 437.
Despotismus 506. 516. 533.
Deutsch-Amerikaner 553. 569.
Deutsche 389. 417. 470. 475. 509. 552. 600. 605.
Deutschland 64. 72. 80—82. 85. 88. 97.
Diaz, Bartolomeu 593.
— Porfirio 533.
Dichte, s. Bevölkerung
Dichter 283.
Dichtung 45. 330.
Dienstleistung 338.
Dieppe 404. 428.
Differentialtarif 35.
Differenzierung 10. 73. 102. 580.
Diktator 504. 505. 509—511. 518. 520. 521. 524. 525. 528. 529. 531.
Diluvialmensch 107. 115—136.
Diluvium und Diluvialzeit 102. 107—136.
Dingo 148.
Diodor 12.
Diplomat 479.
Direktorium, französisches 492.
Dissenters 448.
Divergenz 73.
Doktrinär 502. 503.
Dolme 167. 304.
Dolmetsch 370. 381.
Dominica, Insel 360.
Dominikaner 398. 401. 402.
dominium maris Baltici 89.
Dom Pedro 535.
Donau 64. 65. 93. 94. 96.
Donnerkeil 120. 138.
Donnerstein, s. Donnerkeil
Doppelperiode 15.
Dorado 65. 193. 294. 390. 391. 422.
Dordogne 130.
Dorf 30.
Dorfstaat 87.
Dorische Wanderung 178.
Dörpfeld 175.
Dos de Mayo (2. Mai 1808) 501.
Douglas, Stephan Arnold 554. 557. 558.
Drake, Francis 421. 598.
Dreifünftelsystem 489.
Dreimeilenzone 89.
Drei-Staatenbund von 1431 282—288.
Dreiteilung der Weltgeschichte 16.
Dreizehn Kolonien 465. 468. 470. 484; s. auch Vereinigte Staaten

Dresdensis, Codex 230. 231.
Dresdner Mayahandschrift, s. Dresdensis codex
Drogen 415.
Dualismus 240.
Du Bois-Reymond 11.
Dukduk 55.
Duldung 283. 314. 325. 409. 431. 443. 444. 448. 452. 552.
Dünkirchen 421.
Durango, Provinz 377.
Durchdringung 68. 591. 606.
Durchfahrt 594.
— mittelamerikanische 376.
— nordöstliche 597.
— nordwestliche 377. 428. 597. 598.
— südwestliche 367.
Dürre 95. 263. 264.

East River 473.
Ebene 100.
Ecuador 384. 519. 528.
Edelmetalle 32. 364. 368. 399. 411. 412. 449. 571.
— Gewinnung 416. 418.
Edelstein 293. 300. 415.
effigie-mounds, s. Bilderhügel
Egbo 55.
Egisheim im Elsaß 135.
Egoismus 33. 90. 603.
Ehe 42. 49. 339. 343. 344. 387. 400. 441. 466. 570.
Ehinger, Ambrosius 389.
— Kaufhaus 389.
Ehrlichkeit 569.
Eid 55. 450.
Eidechse 305.
Eigentum 10. 51. 335. 337—339. 396. 405. 446. 451. 452.
Einbaum 158.
Einförmigkeit 69.
Einfuhr 34. 412.
Eingangszoll 411.
Eingeborne, s. Indianer und Indianergesetzgebung
Eingebornenfrage 395—401. 442. 447.
Eingriff von außen 20.
Einheit und Einheitsgedanke 6. 66. 274. 275. 485. 561.
Einkorn 151.
Einverleibung 572.
Einwanderung 552. 571.
Einwohnerzahl, s. Bevölkerung
Einwurzelung 68. 103.
Einzeleigentum 51.
Einzelforschung 3. 44.
Einzelwesen 24.
Eisen und Eisenzeit 169—173.
Eisenbahn 34. 83. 95. 542. 547. 554. 562. 564. 565.
Eisfelsen 113.
Eiszeit 109 ff. 117. 122. 124 bis 126. 128. 133. 136. 142. 182.
Eiweiß 35.
Elektizismus 333.
Elbe 94.
Elch 112.
Elefant 117. 123. 203.
Elefantenhügel 204.
Elektrizität 570.
Elfenbeinzeit 134.
Elisabeth, Königin von England 420. 421. 439. 597.
Ellis, William 589.
Emanuel der Große, s. Manuel
Emanzipation, s. Frau
Embarcadero de Napó 387.
Embargo 494. 495.
Emerson, R. Waldo 84.
Emparan 503.
encomienda 396. 397. 399. 401.
Endlichkeit 13. 18.
Energie, Erhaltung der 7. 33.
Engihoue bei Lüttich 135.
Engis bei Lüttich 135.
England 5. 65. 72. 74. 82. 85. 89. 412. 419. 464. 492. 494. 495. 522—524. 531. 539. 547. 548. 563. 596. 599.
— Kaufmannschaft 466. 467.
— Kolonialreich 439—460.
— Meerbeherrschung 421. 599.
— Parlament 462. 465. 488. 525.
— Weltpolitik 598. 599.
Engländer 418. 420. 427. 445. 446. 457. 458. 475. 596—600. 605.
Englische Legion 509.
Enriquez, Beatriz (Geliebte von Kolumbus) 356.
Entdecker 427. 434. 595.
Entdeckung 90. 352. 362. 367. 378. 597.
Enteignung 446.
Enthaltsamkeit 301.
Entlehnung 16.
d'Entrecasteaux 600.
Entvölkerung, s. Bevölkerung
Entwicklung 3. 7. 8. 9. 17. 23. 24. 47. 270. 307. 349. 426.
Ephesos 93.
Epoche 20. 141.
Erbfolge 52. 299. 309. 321. 322. 331. 347. 348.
Erbse 151.
Erdbauten, s. Erdhügel
Erde 63. 66. 87. 102. 104.
— Gesamtleben 66.
— Größe 594.
— Kugelgestalt 350. 367. 593. 594.
— Oberfläche 577.
— Umfang 354.
Erdgeschichte 63.
Erdhügel 143. 165. 201. 202. 207—211. 236. 237.
Erdkunde 350.
Erdmessung, internationale 4.
Erdteil 81.
Erdterrasse, s. Erdhügel
Erdwerke, s. Erdhügel
Erdwohnung 217.
Erfindung 11. 52. 406.
Eriesee 457. 462.
Erik Raudas 199.
Erikson, Leif 354. 427.
Eritrea 77.
Erkenntnis 9. 24.
Ernte 342.
Eroberung 72. 595.
Erscheinung 17. 24.
Eruption 107.
Erwerb 570.
Erz 336. 416.
Erzgießerei 171.
Eschscholtzbai 113.
Esel 149.
Eskimo 129. 131—133. 144. 145. 147. 148. 198—200.
Esmeraldasfluß 308.
Española 359—363. 365. 367. 368. 393. 394. 429.
Esper 115.
Essequibo 422. 423.
estufa (geheiligter Raum) 216.
Ethik 19.
Ethnographie 402. 602.
Ethnologie 4. 203. 589.
Etowah 201.
— -Mound 208.
Eurafrikanische Rasse 64.
Europa 5. 74. 75. 137. 166. 521. 571—573. 577. 593.
Europäisch-griechischer Stil 175.
Exekutive 470.
Exercito libertador del Peru 517.
Expansion, s. Ausdehnung
Export, s. Ausfuhr

Fabrik 37. 466. 563.
Faguendez, Alvarez 428.
Faktorei 34. 399. 433. 438. 564. 595.
Familie 37. 44. 52. 338. 339.
Familieneigentum 51.
Familienhaus 214.
Familienstaat 87.
Fanatismus 402.
Fanning-Insel 80.
Farbholz 365. 404. 415.
Farbige 73. 503.
Farmer 426. 454. 562.
Färöer 161. 354.
Fasten 294. 342.
Federmann, Nikolaus 389. 390.
Federschmuck 225. 371.
Federvieh 336. 368.
Fehlergrenze 13.
Feinsilber 416.
Feldgraswirtschaft 30.
Feldschlange, s. Geschütz
Feldzeichen 298.
Felsenwohnung 217.
Felsö Dobsza in Ungarn 151.
Fenel (Westschweiz) 170.
Fenster 312. 328.

Ferdinand II. der Katholische von Aragonien (= V. von Spanien) 356. 357. 363. 365. 392. 393. 395. 397.
— VI. von Spanien 408. 418. 425.
— VII. von Spanien 500—504. 506. 507. 522. 523. 530. 572.
Fest 233. 241. 260. 284. 294. 296. 330. 340—342.
Festlandsflotte 413—415.
Festung, s. Befestigung
Fetial 44.
Fetisch 42. 214. 295.
Feuchtigkeit 264.
Feudale Verhältnisse 287. 445. 451.
Feudalkolonie 445.
Feuer 26. 224. 263. 318. 342.
Feuerländer 129. 132. 137. 144. 145. 152. 594.
Feuerstein 27. 120—122. 125. 126. 128. 129. 143—146. 157. 158.
Feuerwaffe 371. 372. 407.
Feuerwasser 446.
Fibel 174.
Fichtenzeit 139. 140.
Figueroa, Rodrigo de 399.
Fillmore, Millard 551. 555.
Finanzoperation 491.
Finnen 18.
Fischerei 140. 158. 160. 191. 193. 313. 314. 428. 433. 483. 589.
Fischervolk 26. 214.
Fiskus 335—337. 395.
Fiume 92.
Flächenraum 83.
Flachs 151.
Flechtwerk 28. 218.
Fledermäuse, Stadt der 234.
Flibustier 424. 444. 497.
Florida 200. 363. 377. 427—430. 432. 439. 461. 464. 481. 482. 484. 493. 496. 497.
— -Vertrag 547.
Florus, Julius 17.
Floß 89. 314.
flotas 413.
— de Yucatan 377.
Flotte 90. 425.
Flottenordnung 414.
Fluch 55.
Fluß 70. 76. 92. 94. 95. 108.
Föderalisten 488. 489. 490. 493. 523. 524. 529. 537. 541. 542. 555.
Folter 55.
fondidi campanne 162.
Fonseca, Erzbischof 393.
Fontanarossa, Susanna 352.
Ford 157.
Formosa 101. 583.
Fort Aztlan 216.
— Crève-Coeur 438. 457.
— Detroit 462.
— Donelson 564.
— Erie 462.
Fort Frontenac 457.
— George 471.
— Henry 564.
— Louis 438.
— Niagara 457.
— Stanwix 475.
— Washington 474.
Fortschritt 8—10. 59. 82. 88. 102. 137. 169. 184. 189. 283. 406. 409. 604.
— Stockung 35.
Fosca 389.
Fossiler Mensch 115. 119. 127.
Fox River 436. 437.
Fraas, Oskar 123—128. 130.
Francia, Dr. Rodriguez da 506. 524.
Frank 156. 157.
Fränkischer Jura 160.
Franklin, Benjamin 463. 465. 466. 476. 477. 478. 480. 482. 483.
Frankreich 72. 78. 412. 433. 476 bis 481. 483. 484. 492 bis 495. 498 523. 524. 531. 548.
— Kolonialreich 434. 439.
— König 462.
Franz I. von Frankreich 433.
Franziskaner 398. 402. 435.
Franz-Josephs-Land 77.
Franzosen 404. 418. 423. 428. 432. 435. 436. 438. 445. 446. 454. 456—458. 460. 461. 477. 478. 501. 532. 600. 605.
Französisch-westindische Gesellschaft 437.
Franz Xaver (Heiliger) 403.
Frau 186. 195—197. 222. 265. 301. 339. 343. 387. 400. 434. 441. 570. 571.
— Raub 50. 186.
— Sprache 196.
— Wahlrecht 570.
Freemans Farm 475.
Fregatte 563.
Freibodenleute 555.
Freibrief, s. Privilegium
Freie Arbeit 556.
Freihafen 493.
Freihandel 542. 588.
Freiheit 10. 12. 13. 286. 349. 396. 398. 406. 407. 449. 468. 479. 500. 504. 512. 514. 520. 524. 527. 530. 533. 553. 566; s. auch Unabhängigkeit
Freiheitsschwärmerei 499.
Freilassung 37.
Freire 526.
Fremde 261. 288. 289. 371. 427. 587. 595. 604.
— Ausschluß 411.
Fremont, John Charles 549. 555.
Freundschaftsvertrag 403.
Friede 59.
Friedrich II. von Preußen 95. 478.
— I. Rotbart 593.
Friesen 79.
Frobisher 597.
Frontenac 437.
Fruchtbarkeit 263. 264.
Fruchtbaum 151. 152.
Früh-historische Zeit 174. 176.
Frühlings-Tagundnachtgleiche 342.
Fugen-Verschränkung 221.
Fugger 416.
Fünf Nationen, Bündnis der 210. 212. 435. 454. 456.
Funzafluß 291. 293.
Furachogue 292.
Furkapaß 98.
Furt 95.
Furtwängler 174—178.
Fusagasuga 301. 302.
Fu-schan (Fusang) 182. 586. 587.

Gabotto, s. Caboto
Gades, s. Cadix
Gage, General 468—472.
Gaillenreuth 115. 135.
galeones 413. 416.
Ganggrab 165. 166.
Garanchacha 297. 298.
Garay 429.
Garcia, Diego 386.
Garcilaso de la Vega 307. 329.
Garfield, Abraham 569.
Garnison 287.
Garve, Christian 3.
Gasca, Pedro de la 385. 386.
Gates, General 475.
Gavre bei Gent 100.
Gebirge 70. 97—99.
Gebirgsstaat 99.
Geburt 42.
Geflügel, s. Federvieh
Geheimkult 44. 55. 261.
Gehorsam 407.
Geisterglaube 42.
Geisteswissenschaft 44.
Geistlichkeit, koloniale 394. 398.
Gelbe Menschenrasse 580. 585. 601—603. 605.
Geld 31. 32. 300. 571.
Geldaristokratie 570.
Geldwirtschaft 38.
Gelehrter 54. 329; s. auch Amauta
Gemäßigte Zone 78.
Gemeindehandwerker 30.
Gemeinsamkeit, s. Zusammenhang
Gemeinschaft 25. 46. 49.
Gemüse 337.
Gendron an der Lesse 135.
Generaljunta 501.
Generation 49. 590.
Genesis 181.
Genf 99.
Genfer Konvention 4.
Genossenschaft 405.
gens 214.
Gent, Friede 496. 497.
Genua 352. 411. 417.

Geographie 18. 19. 69. 85. 95. 426.
Geographische Gegebenheiten 66. 77. 80. 81. 198. 225. 308. 310. 315. 443. 445. 546.
— Lage 421. 523. 573.
— Provinz 19.
— Verschiedenheit 529.
— Zusammenhänge 599.
Geologisch-archäologische Methode 107. 168. 178. 580.
Geometrische Figuren 40.
Georgia 431. 445. 453. 480. 486. 489. 490. 539. 566.
— Augusta 444.
Georg I. von England 444.
— III. von England 463.
Georgsee 475.
Gerät 27.
Gerechtigkeit 55. 282. 303.
Gerichtsbarkeit 394.
Germanen 5. 16. 70 77. 149.
Gerste 151.
Gesamtentwicklung 57.
Gesandter 44.
Geschäftsordnung 469.
Geschäftssinn 482. 541.
Geschichte 47. 57. 69. 137. 168. 169. 175. 178. 198. 214. 227. 229. 240. 250. 266. 269. 297. 419. 453. 602.
Geschichtslose Völker 5. 6. 15. 225. 590.
Geschichtsphilosophie 7. 8. 12. 65.
Geschichtsstab 590.
Geschlechter 30. 52.
Geschlechterstaat 53.
Geschütz 381.
Geschwisterehe 343. 347
Geselle 37.
Gesellschaft 14. 35.
— der Bai von Massachusetts 448.
— Jesu, s. Jesuiten
Gesetz 7. 13. 15. 18. 56. 104. 282. 297. 303.
Gesittung 317. 319. 322. 323. 406. 446.
Ges-Völker 186.
Getreide 151. 152. 159. 538. 565. 599.
Gettysbourg 565.
Gewebe 159. 220. 317. 337.
Gewerbe 33. 37.
Gewissensfreiheit 487.
Gewürz 364. 596.
Gewürzinseln 367. 376. 597.
Gibraltar 80. 95. 482.
Gilafluß 219. 223.
Gildemeister, Otto 10.
Glaube 41.
Glaubensflüchtling 447.
Glaubensfreiheit 452.
Gleichgewicht 86. 87. 546.
Gleichheit 571.
Gletscher 108. 114.
Glück 9. 11.
Glückseligkeit 849. 407.
Glyptodon 119.
Gnomon 296. 330.
Goajira 187. 189.
Gold 32. 169. 293. 294. 300. 329. 337. 359. 366. 371. 379. 382. 411—413. 415. 418. 550. 593. 594. 599. 602.
Goldarbeiter 302.
Goldblech 300. 302.
Goldgräber 415. 550.
Goldland 389. 391.
Goldschmiedekunst 293.
Goldstadt 377. 378.
Goldwährung 571.
Goldwäsche 367. 368. 399.
Goethe 17.
Gott 12. 42. 43. 48. 55. 295. 283.
Götterbild 305. 306. 316. 317. 328. 333. 369.
Götternamе 239. 256.
Götterverehrung 43. 261. 293. 325.
Gottesurteil 55.
Gourgues 433.
Grab 143. 164. 166. 202. 207. 210. 304. 313. 339.
Grabhügel 167.
Granada 357. 363.
Gran Chaco 188. 308.
Grant, Ulysses Simpson 562. 565. 566. 568. 569. 572. 573.
Grasse, de la 481.
Grasſteppe 101.
Grausamkeit 211. 265. 274. 304. 432.
Gravierung 130. 147. 161.
Green Bay 437.
— River 206.
Grenelle bei Paris 135.
Grenz 453.
Grenze 14. 67. 75. 76. 84. 95. 403. 408. 453. 461. 482. 538. 573. 550.
Grenzgebiet 30. 68. 298. 309. 403. 558.
Grenzkrieg 454. 457.
Grenzlosigkeit 75.
Grenville 465.
Gricio, Sekretär 393.
Griechen 73. 78.
Griechenland 80. 85. 92. 96. 178.
Grijalva, Juan de 289. 369.
Grönland 77. 109. 198. 199. 354. 427.
Groß-Amerika 548.
Großbritannien, s. England
Großchan 351.
Größe 87. 577.
Große Seen 200. 205. 209. 210. 436. 437. 462. 487. 547.
Großgrundbesitz 445. 479. 544. 563; s. auch Latifundien
Großmacht 68. 87. 88. 604.
Groß, Viktor 157. 170. 171.
Grotta bei Colombi auf Palmaria 135.
Grotte 162.
Grundeisformation 112.
Gründlichkeit 4.
Grundschuld 35.
Grund und Boden, Wert 556.
Gruppe 14. 49.
Gruppenehe 49.
Gruppierung, geschichtliche 90. 96.
Guachetá, Kazike von 297.
Guadalajara 503.
Guadalquivir 425.
Guadeloupe 423.
Guajirohalbinsel 389.
Guanacaure 319. 320.
Guanahani, s. Watling Island
Guanajuato 415. 503.
Guanako 336.
Guano 311. 338. 526.
Guarani 191. 192. 387. 403. 405. 407. 408.
Guasca, Grenzfeste 302.
Guatabita 293—295. 297—299. 301. 302.
Guatemala 225. 232. 233. 238. 242. 248—251. 257. 376. 383. 533. 534.
Guatemocin, s. Quauhtemoc-tzin
Guaviare 391.
Guayana 190. 421—423. 505.
— Vieja 509.
Guayaquil 310—312. 380. 512. 518—520. 528.
Guecha 295. 298.
Guerillakrieg 481. 521.
Guerra, Cristobal 364.
Guilford 481.
Guineagesellschaft 418.
Guineaküste 392. 400. 417. 420.
Gukumatz, s. Kukulkan
Güte 11.
Gutenberg 16.
Guzman, Nuño de 377.

Hacienda 499. 524.
Hafen 92.
Haidah 199. 214.
Haïti 400. 498. 508. 509. 522. 523.
Hakluyt, Richard 440.
Halbinsel 75.
Halbkulturvölker 19. 591.
Halifax 483.
Hallstatt am Hallstätter See und seine Zeit 173—175.
Halys 87.
Hamburg 99.
Hamilton, Alexander 491. 492.
Hammer 121. 145.
Hammeraxt 145. 157.
Handarbeit 37.
Handel 33. 84. 90. 215. 285. 286. 288. 296. 363. 346. 351. 368. 393. 395. 411. 414. 450. 454. 462—464. 586. 587. 594; s. auch Verkehr
— Freiheit 425. 442.

Handel, Monopol 434. 437. 439.
— Organisation 413.
— Schranke 412.
— Verbot 414.
— Haus des, s. Casa de contratacion
Handelsfaktorei, s. Faktorei
Handelsflotte 420.
Handelspolitik, s. Spanische, Englische ꝛc. Handelspolitik
Handelsstaat 537.
Handelsstand 33.
Händler 300. 482. 510.
Handwerk 30. 201.
Hanse 411.
Haracuy, s. Huaracuy
Harlem Heights 474.
Harmonie 5.
Harpune 129.
Harrison, William Henry 546. 550. 551.
Hartford-Konvention 495. 537.
Hatun-Colla 332. 334. 346.
Hatun Raini 341.
Hatunruna 338. 339.
Hatun Taqui 310.
Häuptling 53.
Haus 29. 208. 220; s. auch Wohnstätte
Hausgott 239.
Hausierhandel 34.
Hausschwein 150.
Haustier 67. 77. 136. 138. 141. 147. 149. 150. 160. 335. 336. 368.
Havana 363. 413. 415. 420. 460. 498.
Havre 476.
Hawai 574. 590. 601.
Hawkins, John 421. 598.
— Richard 421.
Hayes, Rutherford Birchard 569.
Heath, Robert 443.
Heer, Oswald 151.
Heeren 18.
Hegel 23.
Hehn, Viktor 152.
Heidentum 167. 248.
Heidenmission, s. Indianer und Mission
Heilige Allianz 523. 572.
Heiligtum 262.
Heinrich der Seefahrer, Infant von Portugal 351. 392.
— IV. von Frankreich 433.
— VII. von England 363. 427.
— VIII. von England 597.
Held, Hans von 4.
— Joseph von 5.
Hellenismus 20. 78.
Hemmung der geschichtlichen Bewegung 70. 101.
Henry, Patrik 469.
Herd 123. 126.
Herdenwirtschaft 420.
Herder 8. 9. 11. 15. 63. 64. 66.
Hernandez 289.
— Garcia 356.
Herodot 156.
Heroentum 13. 43.
Herrenlose Inseln 600.
Hetärie 51.
Hiawatha, Onondaga-Häuptling 212.
Hidalgo, Dionysio 503. 530.
Hierarchie 402.
Hieroglyphe 205. 231. 234. 249. 264.
Hieronymiten 399.
Himalaya 95. 97.
Himmel 265.
Himmelsgegend 240. 241.
Hindernis, s. Hemmung
Hineindrängung 70.
Hinterindien 363. 583. 587.
Hinterland 454. 486.
Hinterwäldler 455. 456. 461. 548.
Hirschhorn und seine Zeit 145. 146. 157. 158. 160.
Hirse 151.
Hissarlyk 151. 170. 175—178.
Historik 12.
Historiker, s. Geschichte u. Chronist
Hobbes, Thomas 7. 13.
Hochelaga, Irokesenstadt 211. 433.
Hochgebirge 66. 76.
Hochkirche 451.
Hochland 99.
Hochperu 507. 513. 525.
Hofsystem 30.
Höhenwohnung 162.
Hohermuth, Georg 389.
Hohlefels im Achthale 128.
Höhle 29. 115. 128. 129. 146. 147. 162.
Höhlenbär 112. 128.
Höhlenbewohner 160. 218. 220.
Höhlenforschung 159.
Hojeda, Alonso de 364. 366. 379.
Holland 477.
— Generalstaaten 423.
Holländer 446. 449. 453. 454.
Holländisch-Ostindische Gesellschaft 440.
Holzgegenstände 158.
Honduras 232. 238. 362. 534.
Honfleur 428.
Hopi 252.
Horde 49.
Hörigkeit 37. 245. 396.
Hotelwesen 34.
Houston 531.
Howard 598.
Howe, William 472—474. 477.
Huachi 517. 519.
Huacho 312.
Huadca 312.
Huaina Capak 309. 310. 322. 325. 346—348.
Huallaga 388.
Huamango 384.
Huanuco 315. 316.
Huaqui 507.
Huaracuy (Haracuy) 343. 344.
huara 345.
Huaraz 315. 316.
Huarmey 312.
Huascar 321. 347—349 380. 382. 527.
Huasteca (Huaxteken) 233. 261. 268. 286. 287.
Huaxyacac, Feste 259.
Huaylas 517.
Hudson, Henry 450.
— (Fluß) 450. 457. 471. 475. 481. 484. 487. 547. 597.
Hudsonbay-Gesellschaft 454.
Hudsonstraße 428. 597.
Huehuetlapallan (Stadt) 255.
Huelva 356. 357.
Huexotla 279.
Huexotzinco (Huexotzingo) 254. 273. 280. 285. 286.
Hügel, s. Erdhügel
Hügelerbauer 200—204.
Hugenotten 444. 452.
Huilcabamba 336. 345.
Huilcamayo 319.
Huilcapuyo 507.
Huillcanota-Thal 318. 323.
Huillcas Huaman im Pampasthale 320.
Huiracocha (Gott) 317. 318. 321. 323. 331. 333. 340. 346.
— Inka 319. 322. 324. 332. 333. 340. 342.
— Prinz 331.
Huitramannaland 354. 427.
Huitzilihuitl 272. 279. 283.
Huitzilopochtli 254. 261. 263. 265. 272. 277. 278. 283. 284.
Hulk 422.
Humanität 5. 8. 444.
Humboldt, Alexander von 5. 11. 65. 66. 426.
— Wilhelm v. 7. 8. 11. 13. 17. 19.
Humor 46.
Hunabku (Gott) 239.
Hunac Ceel (Cocome) 246.
Hund 140. 147. 148.
Hundertschaft 338.
Hünenbett 143. 164.
Hungersnot 284. 285.
Hunnen 16.
Hunsa 293. 297. 301. 302.
Hunsahua 297.
Huronen 210. 211. 434—436. 446. 454.
Huronensee 435. 436. 457. 462.
Hutchinson 467.
Hütte 156. 162. 206.
Hutten, Philipp von 389. 390.
Hypothek 35.

Iberville, Lemoine d' 438.
Ica 518.
Icafluß 292.
Ichthyophage 188.

Izcutemal (Quichékönig) 251.
Idácansas, König 297.
Idealstaat 349.
Idee der Menschheit 8.
— Gottes 8.
Ideenlehre 9. 10. 20.
Identitätsphilosophie 17.
Idria 416.
Iguala 530.
Iguaque, See von 292.
Ilancueitl, Chichimekin 278.
Ilhuicamina, s. Montezuma I.
Ilion, s. Hissarlyk
Illinois 437. 438. 446. 462. 558.
Immobiliargut 35.
Imola 163.
Imperial Connection 80.
Import, s. Einfuhr
Inder 48.
Indianer und ihre Behandlung 71. 72. 144. 147. 181. 184. 185. 194. 197—201. 203. 204. 213. 207. 221. 239. 248. 259. 308. 314. 362 bis 365. 367—369. 379. 380. 388. 390. 395—399. 401. 403—407. 409. 416. 417. 422. 429. 430. 435. 436. 438. 442. 445. 446. 449. 451. 453. 454. 456. 461. 462. 489. 496. 503. 511. 539. 564. 572. 603. 605; s. auch Eingebornenfrage
— Bekehrung 372. 396. 400. 402. 403. 446.
— Feindseligkeit 456.
— Freundschaft u. Gunst 434. 454.
— Gemeinde 399.
— Kindlichkeit 407.
— Krieg 462. 496.
— Patron 401.
— des Nordwestens 214. 215.
Indianergesetzgebung 385. 396. 403. 409. 415.
Indianersklaverei 401. 444.
Indianerstaat 603.
Indien 15. 65. 73. 351. 352. 364. 365. 418. 427. 428. 593. 594. 601.
— Fahrt und Seeweg nach 353. 413. 596.
Indienflotte 368.
Indienhandel, Monopol 425.
Indienrat 377. 378. 380. 384. 393. 422.
Indigo 35.
Indios 359.
Indische Kompanie 439.
Indischer Archipel 577.
— Ozean 91. 363. 577. 580. 583. 586. 595. 596. 602.
Individualismus 25.
Indizienbeweis 55.
Indus 93.
Industrie 33. 426. 463. 466. 483. 506. 538. 563. 564. 570. 573.
Inka und die Inka-Peruaner 54. 101. 307. 309. 310. 312. 314—318. 321. 323. 325. 331. 343. 349. 378. 380. 381. 382. 386.
-- Eroberungspolitik 324. 326. 334.
— Erziehung 344.
-- Heeresorganisation 325. 334.
-- Heiratspolitik 323.
— Kultur 350.
— Kunstfertigkeit 327.
— Palast 327.
— Religion 340.
-- religiöse Politik 332—334.
— Sprache 329.
— Thron des 320.
— Titel 343.
Inkaklasse 343. 344.
Inkareich 307. 318. 322. 325. 330. 337. 345—350. 379. 380. 382. 591. 594; s. auch Tahuantinsuyu und Peru
— Ausdehnung 323.
-- Dauer 322.
-- innere Organisation 335.
— Rechtspflege 345.
Inkarnation 43.
Inka Roca 324. 326. 327. 330.
Innuit, s. Eskimo
Immung 37. 38.
Inquisition 416.
Inschrift 231. 233. 234. 243. 249.
Insel 75. 82. 578.
Inselbrücke 197. 578. 583.
Integrierung des sozialen Nervensystems 10.
Intelligenz 10.
Interglazialzeit, s. Zwischeneiszeit
Internationale, die 6.
Inti huatana 330.
-- Raimi 330. 341.
— (Sonnengott), s. Sonne
Iracá 293. 297. 303.
Irala, Domingo de 386. 387. 403.
Irische Einwanderung 552.
Irland 596.
Irokesen 59. 209. 211. 212. 435 bis 438. 446. 454. 486.
— im engeren Sinne 211.
Irokesenbund, s. Fünf Nationen
Irrationales 13.
Isabela, s. Santo Domingo
Isabella von Kastilien 356. 357. 363. 392. 394—396. 446.
Isla de Flores 248.
— de Leon 501.
— del Gallo 380.
— Fernandina, s. Cuba
Islam 20. 58. 351.
Island 70. 139. 354. 427.
Isolierung, s. Vereinsamung
Isotherme 78.
Italien 79—81. 96. 97.
Iturbide 530. 533. 534.
Itzaes 244.
Itzamal 243—248.
Itzamna (Gott) 239. 243. 246.
Itzcohuatl († 1440) 280. 284.
Ixtimché 238. 252.
Ixtlilchochitl, D. Fernando de Alba (Geschichtschreiber) 227. 255. 269.
-- Chichimeken-König (1419) 275 bis 277. 279. 282.
— (von Tezcuco) 288.
Izabal, See 376.
Iztacalco 274.

Jackenschlacht, s. Chupas
Jackson, Andrew 496. 497. 539 bis 541. 543. 550. 556. 561. 568.
— Richard 465.
Jadeit 146. 162.
Jagd 122—127. 140. 158. 160. 191. 204. 211. 213. 254. 336.
Jägervolk 26. 140. 187. 204. 211. 598. 603.
Jahreszeiten 296.
Jahreszyklus 256.
Jakob I. 435. 440. 441.
— von England 447.
— II. von England 450. 453.
Jakobsen 133.
Jamaica 363. 424. 531.
Jamesfluß 440. 565.
Jamestown 440—442.
Japan 82. 579. 582—588. 592. 601. 604.
— Erschließung 595.
— Krieg von 1894, s. China
Japaner 584. 591. 605. 606.
Japanisches Meer 584.
Java 73. 583. 587.
Jay, John 469. 483. 492.
Jefferson, Thomas 487. 491. 493. 497.
Jenseits 265.
jeques (Priester) 295.
Jerusalem 80.
Jesso 582.
Jesuiten 403. 405. 408. 409. 435.
— Ausweisung 409.
Jesuitenmission 191. 436.
— von Paraguay 405—409.
Ihering, Rudolf von 18. 103.
Johann II. von Portugal 355.
— VI. von Portugal 535.
Johannes, Priester 351. 352.
Johnson, Andrew 567. 568.
Johnston, Joseph Eccleston 561. 566.
Joliet 437.
Jordansmühle in Schlesien 146.
Juarez, Carlo Benito 531—533.
Juden 404.
Jujuy 386. 507.
Jumsystem 30.
Jung-Amerikaner 548.
Jünglingsweihe 42.

Junin 521.
Junot 501. 534.
Junta 501. 504. 506. 507. 518.
Justiz 56.

Kabil, die rote Hand (Gottheit) 239.
Kabotage 355.
Kaisertum 268.
Kakchiquel 232. 238. 249—252. 299.
Kalb, J. Baron 476. 481.
Kalender und Kalendersystem 230. 239. 240. 243. 249. 251. 255. 258. 260. 261. 267. 296. 330.
Kalenderzeichen 267. 296.
Kalifornien 377. 378. 549. 550. 555. 595.
— Einverleibung 549.
— Indianer 217.
Kambodscha 587.
Kamehamea 590.
Kammerbauten 166.
Kampfspiel 344.
Kampf um den Futteranteil 10.
— ums Dasein 570. 602. 605.
Kamtschatka 578.
Kanada 75. 200. 211. 428. 433 bis 437. 454. 457. 459. 461. 464. 471. 475. 482. 495.
Kanadische Kolonie 433.
Kanal 284. 309. 311. 487. 542. 565. 578.
Kanarische Inseln 358. 412. 420. 422.
Kane 132.
Kannibale 42. 194. 388.
Kannstatt 112. 134. 135.
Kanoe 314.
Kanonenboot 565.
Kansas 554. 556—558. 560.
Kant 5. 11. 17.
Kap der Guten Hoffnung 81. 364. 367. 499. 593. 598.
— Hoorn (Horn) 81. 414. 426. 512. 592.
— Maracapana 389.
— San Agustin 364.
— San Antonio (Cuba) 370.
— Sankt Vincent 420.
— San Vicente 404.
Kaperei 352. 421. 476. 495.
Kaperschiff 419. 420. 492. 563.
Kapital 35. 37. 38. 571.
Kapitanie, s. Capitania
Kapp 11.
Kapverden, s. Capverden
Karavelle 357—359. 425.
Karawane 34.
Kariben 193—196. 388. 397. 398.
Karibisches Meer 361. 591.
Karolina, s. Carolina
Karolinen 600.
Karl der Große 95.
— I. von England 442. 448. 452.
— II. von England 442. 443. 448. 451. 453. 455.
Karl III. von Spanien 409. 425. 459. 460. 482. 498.
— IV. von Spanien 500.
— V. von Deutschland 6. 372. 377. 381. 384. 385. 389. 395. 401. 411—413. 419.
— IX. von Frankreich 433.
Karlsefne, Thorfinn 354. 427.
Kartoffel 290. 293. 319. 337.
Kartographie 364.
Käsebereitung 159.
Kaskaskia 438.
Kaste 37.
Kastilien, s. Spanien
Kastoreia 97.
Kathai (Catay) 351. 437. 593. 597.
Katastrophenlehre 69. 108. 115.
Katholische Kirche 6. 432. 552.
Kauf 446.
Kaufehe 51.
Kauffahrteischiff 413.
Kaufleute 84. 259. 597. 600.
— Londoner 440.
— oberdeutsche 389.
Kaukasus 99.
Kaufalnexus 8. 24. 66.
Kazike 245. 270. 292. 294. 296 bis 299. 301. 302. 309. 310.
Kehrichthaufen, vorgeschichtliche 142.
Keimbett 16.
Keller 157.
Kelten 70.
Kentucky 486. 487. 560. 564.
— Protestbeschlüsse 493. 495.
Keramik 176.
Kerbholz 126. 130. 590.
Keßlerloch bei Schaffhausen 130.
Ketzer 432.
Keule 27.
Keuschheit 51. 340. 345.
Key West 81.
Khaiberpaß 97.
Kings Mountain 481.
Kintiel 221.
Kirchenbau 406.
Kirchliche Organisation 394; s. auch Geistlichkeit und Hierarchie
Kirgisen 99.
Kiwa (geheiligter Raum) 216. 217.
Kjökkenmöddinger, s. Küchenabfälle
Kleidung 29.
Kleinstaat 68. 74. 85. 88. 101. 312.
Klemm, Gustav 17.
Klima 76. 108—112. 118. 125. 226. 400. 416. 449. 536. 599.
Klinge 124.
Kloster 336.
Knabenhandel 296.
Knebelgesetz 545.
Knochen und Knochenzeit 123 bis 125. 146. 158. 160.
Know-nothings 551. 553. 555. 571.
Kochen 142.
Kochgeschirr 159.
Kohle 123. 599.
Kokospalme 589.
Kolb 8.
Kolibri 263. 264.
Kolinsund auf Jütland 141.
Kollektivistische Geschichtsauffassung 14.
Kolonialbeamter 405.
Kolonialbesitz 411. 416. 461.
Koloniale Veranlagung 439.
Kolonialflotte, s. Indienflotte
Kolonialheer 465. 467.
Kolonialkrieg 454.
Kolonialpolitik 600; s. auch Englische, Portugiesische ꝛc. Kolonialpolitik
Kolonialrat, s. Indienrat
Kolonialstaat 36.
Kolonialwirtschaft 391.
Kolonie und ihr Verhältnis zum Mutterlande 73. 335. 361. 367. 393. 395. 404. 412. 415. 417—420. 425. 427. 460. 463—465. 474. 498. 500. 501. 503. 507. 510. 523. 534. 535. 573. 574. 596. 599.
— Begriff 395.
— Gründung 590.
— Recht 465.
— Verwaltung 393. 394.
Kolonisation 36. 71. 72. 94. 287. 346. 366. 367. 429. 431.
— Gesellschaft 554.
Kolonisten 339. 360. 362. 365. 396. 399—401. 403. 405. 406. 412. 416. 434. 439. 441. 442. 448. 462. 556.
Kolumbische Republik 519. 525. 528. 529.
Kolumbus 14. 16. 18. 64. 84. 181. 241. 350. 352—363. 375. 388. 391—393. 395. 397. 398. 410. 415. 417. 427. 593.
— Gebeine 363. 498.
Kommendahandel 34. 38.
Kommission 34.
Kommunismus 51.
Kompanie der amerikanischen Inseln 423.
— der Hundert 437.
Kompensation 32.
Konföderation der Südstaaten 493. 558—568.
— Artikel 485. 486.
Konföderierte Staaten, s. Konföderation
Kongostaat 94.
König 53. 270. 292. 294. 324.
Königreich 268. 271.
Königsreihe 226. 256. 267. 270. 271. 321. 330.
Konkurrenz 38. 39. 412. 538.
Konquista, s. Conquista
Konstantin der Große 16.
Kontinentalität 585. 591. 592. 600.

Kontinentalkongreß 484. 485.
Kontrabande 493.
Kontrolle, fiskalische 413.
Kopaïssee in Böotien 178.
Kopfbedeckung 305.
Kopernikus, Nikolaus 3. 16.
Kordillere 184. 188. 189. 195. 196. 200. 225. 226. 289—291. 307. 316. 347. 383. 386. 387. 510. 513. 515. 517. 521. 579. 581.
Korea 587.
Korrespondenz, Kontrolle 393.
—-Ausschuß 472.
Korruption 568.
Korsar 420. 598; s. auch Flibustier und Pirat
Korwar 45.
Kosmische Einflüsse 102.
Kosmographie 353.
Kosmologie 361.
Kotschinchina 587.
Kotzebue-Sund 111.
Krankheit 79. 397.
Kredit 52. 491.
Kreislauf 6. 18.
Kreole 400. 501—503. 530.
Kreta 81.
Kreuz 241. 245. 369. 382.
Kreuzzüge 350. 351.
Krieg 6. 185. 211. 221.
Kriegerstand 54. 298.
Kriegsdienst 338. 340. 450.
Kriegsgefangner 265.
— Opferung 285.
Kriegskönigtum 235. 270.
Kronbeamter 393.
Kronkolonie 440. 443. 460.
Krug 154.
Krümpersystem 338.
Küchenabfälle 122. 124. 125. 131. 138—140. 142. 145. 148. 153. 183.
ku (Erdhügel) 236.
Kuenlün 146.
Kukateken 242. 257.
Kujavien 170.
Kukulkan 238. 239. 243—246. 260. 261.
Kultur 5. 7. 10. 25. 137. 224. 263. 293. 308. 314. 317. 349. 410. 585. 594. 595.
— Altersschwäche 350.
— Entwicklung 137. 155. 168. 175. 219. 233. 242. 350. 409. 590.
— Form 19.
— geistige 39.
— Höhe 410. 591.
— materielle 25.
— -Zeitalter 14. 15.
— -Zone 312.
Kulturarbeit 60.
Kulturaufnahme 59.
Kulturbesitz 131. 140. 590.
Kulturbringer 313.
Kulturgemeinschaft 91.
Kulturgeschichte 4. 11.
Kulturkampf 270.
Kulturpflanze 67. 77. 138.
Kulturstaaten, mittelamerikanische 226—289.
— südamerikanische 291—350.
Kulturströmel 65.
Kulturvolk 291. 591.
Kultus 43.
Kundschafter 286.
Kunst 45. 129. 282. 293. 305. 570.
Kunstbau 262. 266.
Kunstfertigkeit 293. 302.
Kunstgewerbe 45.
Kunststraße, s. Straße
Kupfer und die Kupferzeit 167. 169. 170. 176. 183. 202.
Kuppelbau 167.
Kürbis 337.
Kurilen 582. 600.
Kuro-Siwo 587.
Küste 64. 75. 92.
Küstenfahrt 591.
Küstenvolk 92. 190. 310. 311. 314. 334.
Kusunoki 584.
Kyklopischer Bau 327.
Kypern 177.
Kythera 81.

La Belle Poule 477.
Labrador 427. 428. 433.
Lacinisches Vorgebirge 89.
Laconia 448.
Ladronen 594.
Lafayette, de 477. 478. 481.
Lage, geographische 67. 69. 76. 80. 81. 183. 307. 577. 578.
— zerstreute 82.
Lagoa Santa 186.
Lago de Reyes 521.
La Guaira 504.
Lagune 93.
Lahr 135.
Lama 290. 314. 335—337. 340. 342. 345.
Lamar 528.
Lamprecht, Karl 10. 12. 14.
Land 87.
Länderbrücke 181. 197.
Landkarte 427.
Landkauf 446. 451.
Landobligation 543.
Landwirtschaft, s. Ackerbau
La Pérouse 600.
La Plata 191. 289. 365. 367. 386. 402. 403. 408. 414. 499. 500. 508. 512. 594.
— — -Staaten 505—507.
Lappen 99.
La Rabida 356. 357.
— Rochelle 99. 435.
— Salle, s. Cavelier
Lasaulx, Ernst von 6. 9. 17.
Las Casas, Bartolomé de 397 bis 402. 416. 417.
Las Salinas 384.
Lassalle, Ferdinand 10.
La-Tène-Zeit 172.
Latham 77.
Latifundien 444. 449. 452.
Laudonnière 432.
Läuferdienst 346.
La Vega 394.
Laviſſe 15.
Law, John 439.
Leben, Verbreitung 67.
Lebensalter 17.
Lebensbedingungen, s. Geographische Gegebenheiten u. Boden
Lecompton-Verfassung 557.
Ledergeld 32.
Lederschneidemesser 160.
Lee, Henry 483.
— Robert Edward 561. 562. 565.
Legitimisten 348.
Lehm 312.
Leibeshaft 52.
Leibniz 9. 16.
Lein 152.
Leipzig 100.
Leitfossile 107.
Le Moyne 208. 209.
Lenapé 205. 206. 208.
Lenghel, vorgeschichtliches Schanzwerk 151.
Leon, Juan Ponce de 365.
Lepe, Diego de 364.
Leroy-Beaulieu 80.
Lexington Green 470.
Liao-Tung 601.
Liberale 526. 529. 532—535.
Liberal-Republikaner 569.
Liberia 567.
Libertador, s. Bolivar
Libertador de la patria 505.
Lido 93.
Liechtenstein 82. 83.
Lied 283.
Liesch 162.
Lilienfeld, Paul von 8—10.
Lima 311. 312. 383. 385. 513. 515. 517. 518. 521. 527. 528.
Lincoln, Abraham 558—567.
Lingua geral 190. 405.
Linguistik 185. 200. 213. 402.
Liniers, Jacques de 499. 500. 502.
Linné 14. 18.
Linse 151.
Liribamba 309. 310.
Lissabon 352. 359. 364. 392. 404. 501. 535.
Litteratur 570; s. auch Dichtung
Liukiu 583. 584.
Livingstone 469.
Ljachow-Inseln 133.
Llaneros 101. 505. 508.
Llano estacado 378.
Llanos 295. 334. 389. 390. 504. 508. 510.
llautu (Binde) 345.
Lloque Yupanki 322.

Locke, John, u. s. Verfassung 443.
Loja 519.
Lombrive 135.
London 440. 448. 463. 467.
Longfellow 212.
Long Island 473.
Loosordal 55.
Lopez, Carlos Antonio 525.
— Francisco Solano 525.
Lorenzstrom, s. Sankt Lorenz
Lotze 5. 104.
Louisbourg 455—457.
Louisiana 434. 438. 439. 457. 459. 460. 464. 493. 496. 560.
Loyalität 502.
Lubbock 129.
Lübeck 85. 99.
Ludwig IX. von Frankreich 593.
— XIV. 418. 438.
— XV. 459.
Luftströmung 64. 589. 590.
Lugo, Pedro Fernandez de 390.
Lukayen 428. 429.
Lunel 135.
Luque, Fray Hernando de 379. 380.
Lurin 334.
Luther 14. 16.
Luxus 339.
Lyell 108. 116. 120. 121.
Lyon 94.
Lysimachos 178.

Macaulay 6.
Macchiavelli 6.
Mackinaw 436. 437.
MacClellan, George Brinton 562. 565.
MacDowell 561.
MacKinley, William, u. s. Tarife 573.
Madeira, Fluß 386.
Madeleine, Höhle im Périgord 134.
Madison, James 488. 494. 495.
Madrid 426. 501.
Magalhães 367. 376. 586. 594.
— -Straße 385. 421. 598.
— Zeiten vor 580—592.
Magazin 325. 336. 339.
Magdalenenstrom 195. 291. 292. 304. 306. 388—390.
Magyaren 82.
Mahudel 120.
Mai-Fluß 432.
Maine 453. 538.
Mainz 94.
Maipu 514. 515. 522.
Mais 201. 264. 290. 293. 311. 337.
— -Bier 340.
Maita Capak 322—324. 325.
Majorat 52.
Majorität, einfache 488.
Makedonen 8.
Malaien 580. 581. 583. 584. 588.
Malaria 226.
Malerei 259.
Mama Huaco 320.
— Ocllo 319. 320. 322.
Mames 250.
Mammut 111—113. 134. 183.
— -Elfenbein 133
— -Jäger 133.
Manco 322.
— Capak 319—322. 327. 329. 343.
— Inka 383. 384.
Mancosfluß 219. 220.
Mandioka 188. 291. 337.
Mandschuren 78.
Manhattan 450.
Manihot 188.
Manitu 42.
Manoa, See 391.
Manta 308.
Manuel von Portugal 364. 428.
Manufaktur 537—539.
Maollin (Gott) 257.
Maori 590. 601.
Maracaibo-See 195. 389.
Marañon, s. Amazonenstrom
Märchen 45.
Marchena, Fray Juan Perez de 356. 357.
Margarita, Insel 361. 508. 509.
Marianen 586. 600.
Maria von England 453.
Marina, Doña (Aztekin, Geliebte von Cortez) 370.
Mariño 505.
Markland 427.
Markt 32. 300.
— -Preis 33.
Marquesas 590.
Marquette 437.
Marshall-Inseln 600.
Martinique 423.
Martins, Fernam 353. 355.
Martius, K. Fr. Ph. von 193.
Maryland 452. 485. 486. 560. 567.
Maschine 33. 37.
Maske 45.
Massachusetts 92. 448. 455. 461. 463—468. 470. 486. 488. 490. 495. 536.
Massauah 77.
Massenbeobachtung 13.
Massenwirkung 41.
Mastodon 119. 203.
Maß, Hohl- und Längen- 300.
Materialist 13.
Mathematik 40.
Mathematische Figuren 204.
Matienzo 429.
Maulbeerbaum 368.
Maule-Fluß 346. 514.
Mauren 357. 411.
Maximilian von Österreich, Kaiser von Mexiko 532. 533.
Maxtla 280. 281.
Maya 196. 226. 228—253. 256 bis 258. 376. 377. 591.
— Architektur 236. 258.
Maya, Denkmäler 232.
— Geschichte 243—252.
— Handel 241.
— Kunst 238. 243.
— Opfer 241.
— Reiche 232. 239. 247. 248. 251.
— Religion 239. 240. 245.
— Schrift 230. 231. 258.
— Skulptur 237.
— Sprache 257.
— Städte 233. 235. 244. 248.
— Zahlensystem 230.
Mayahandschrift, Dresdner 239.
Mayakultur 241. 245. 246. 249. 252. 257. 268. 350. 377.
— Einflüsse 258. 260.
Mayapan 242—248.
Mayer, Robert 66.
Mayflower 447.
Mechanistische Weltanschauung 13.
Mecklenburg 162.
Medellin 369.
Medina, Bartolomé de 416.
— Celi, Herzog von 356.
Meer 70. 81. 87. 89—91. 108. 194. 313. 577; s. auch See
— Strömung 420. 581. 586. 589.
— Tiefe 95.
Meerherrschaft 421. 598.
Megalithische Bauten 164. 166.
Mehlbereitung 142.
Meiners, Christian 4.
Meister 37.
Melanchthon 16.
Melanesien 580. 582. 589. 600. 602.
Memphis 431.
Menché-Tenamit 231. 234. 235. 238. 242.
Mendoza 513.
— Pedro de 386.
Menendez de Aviles 432.
Menhir 167.
Menorca 482.
Menschenfresserei 86. 189. 191. 192. 194. 195. 251. 254. 265. 304. 388.
Menschenliebe 400. 416. 450.
Menschenopfer 192. 203. 241. 251. 254. 261. 265. 266. 284. 295. 296.
Menschenrechte 397. 469. 543. 553.
Menschenreste 135. 136. 139.
— erste Funde 115. 119.
Menschheit 17. 103. 581. 585.
— Ausbreitung 5. 67. 88. 102. 589. 592.
— Ausdehnung 578.
— Einheit 580. 605.
— Einigung 103. 582. 601.
— Entwicklung 24. 163. 168. 582. 592.
— Geschichte 4. 577. 578. 588. 589; s. auch Weltgeschichte
— Gleichheit 568.
— Interessen, Schwerpunkt 605.

Menschheit, Masse 5.
Menschliche Figuren 295. 304.
Mercati 120.
Merida 248. 504.
Merkantilisten 411.
Merrimac 565.
Mesa Verde 218.
Messe 300. 414.
Messer 121. 122. 126.
Meß- und Rechenkunst 237.
Metall und die Metallzeit 27. 31. 169. 176. 337.
— -Bearbeitung 169.
— -Guß 171.
— -Schmieden 171.
Metaphysik 24.
Meteoreisen 169.
Metz 100.
Mexica 274. 277. 286; s. auch Azteken von Mexiko-Tenochtitlan
Mexiko 184. 223. 226. 255. 256. 267. 272. 278. 280. 282. 284. 369. 371. 372. 376 bis 378. 400. 415. 416. 429. 437. 438. 501. 503. 532. 548. 584. 591; s. auch Tenochtitlan
— Archäologie 266.
— Eroberung 368—378.
— Golf von 482. 564.
— Krieg mit den Vereinigten Staaten 549.
— seit 1812 530—533.
Meyer, Eduard 11.
Michigansee 206. 436.
Michua 301. 302.
Michuacan 286.
Mickiewicz, Adam 5.
Mictlan, s. Mitla
Middendorf 133.
Mikado 595.
Mikronesien 582. 583. 600. 602.
Mikronesier 588. 589.
Milet 93.
milieu 14. 24.
Militäraufstand 525. 528.
Militärdiktatur 468.
Militärische Ausbildung 509.
Militärkolonie 98.
Militärpflicht 54.
Miliz 470—472. 495. 560. 561.
Mine 385. 416.
Ming 587.
Minnuit, Peter 450.
Minorat 52.
minute men 470.
Miramare 532.
Miranda, General 499. 500. 504. 505. 517.
Mischung 19. 185. 195. 273. 277. 387. 400. 601—604.
Mission und Missionare 190. 239. 248. 351. 387. 392. 394. 398. 406. 432. 435. 446. 600.
— spanische 401—410.
Mississippi 93. 94. 200. 205. 207. 208. 213. 429—431. 436 bis 439. 454. 459—462. 481. 482. 484. 496. 537. 547. 564. 565.
— -Schifffahrt 493.
Missouri 431. 437. 537. 547. 554. 560.
Missourikompromiß 538. 551.
mitimaes 339. 346.
Mitla 232. 258. 259. 264. 265.
Mitte, Reich der, s. China
Mitteilung 41.
Mittelamerika 197. 350. 586. 591.
— Bodenbeschaffenheit 225. 226.
— Eingeborne 378. 594.
— Eroberung 368—378. 594.
— Republiken 229. 533. 534.
Mittelamerikanische Geschichte 226 bis 289.
— Kultur 260. 594.
Mittelasien 99. 152.
Mitteleuropa 70.
Mittelgebirge 96.
Mittelmeer 75. 91. 96. 354. 577. 592.
— Länder 90. 169. 577.
Mixteken 257. 259. 260. 268. 287.
— Schrift 260.
Mobile 431. 496.
Mocteuzoma I. Ilhuicamina, s. Montezuma I.
Möglichkeit 13.
Mohammed 351.
Mohawk 475.
Mohikaner 205.
Mojeque 316. 326.
Molukken 367. 583. 594. 598. 600.
Mombas-Uganda, Eisenbahn 93.
Monaco 83.
Monarchie 278. 279. 308. 516. 530.
— südamerikanische 520.
Monat 330.
Mond 293. 308. 313. 319. 322. 341.
— -Hügel 262.
Mondmonat 296.
Mondsee in Österreich 170. 176.
Mongolen 77. 580. 582. 584. 585. 587. 593.
Mongoloiden 580. 591.
Mongoloider Urstamm 580.
Monistische Weltanschauung 13.
Monitor 565.
Moniz, Felipa (Frau des Kolumbus) 353.
Monmouth 477.
Monogamie 50.
Monoliththor 317.
Monopol 392. 395. 400. 410. 412. 416. 571.
Monotheismus 283. 333.
Monroe, James 497. 498. 523. 538.
— -Doktrin 81. 523. 547. 572. 573.
Monsun 79.
Montaigne 7.
Montcalm 458. 459.
Monte Caceros 524.
— Rodadero 320. 334.
Montejo 244.
— Francisco de 377.
Montelius 161.
Montenegro 100.
Monterey 549.
Montesquieu 18. 56.
Montevideo 499. 500. 502. 506. 508. 524.
Montezuma I. Ilhuicamina (1440 bis 1468) 224. 281. 284. 285.
— II. 227. 229. 251. 261. 287. 288. 350. 370—374.
Mont Genèvre 97.
Montgommery 471. 558.
Montreal 433. 436. 457—459. 471. 475.
Monts, de 433.
Montt, Manuel 527
Moore, geschichtete 139.
Moos 118.
Moquegua 521.
Moqui 216. 217. 252. 378.
Moquihuix 285.
Moral 8. 10. 47. 48. 396.
Moräne 114. 117. 125.
Morbihan, Departement 167.
Morgan, Lewis 17.
Morgenstern 330.
Mörigen (Westschweiz) 171.
Morillo 507—510. 512. 517.
Moritzstadt 423.
Mormonen 557.
Mortillet 135.
Moschusochse 114.
Mosquera, Joaquin 529.
Motagua 232. 233.
Moulin-Quignon 121. 135.
Mound-builders, s. Hügelerbauer
Mounds 167. 198. 200—204. 206—209.
Muchik 310.
Mühle 33.
Mühlstein 159.
Müller, Friedrich 589.
— F. Max 7.
— Johannes von 64.
— Sophus 164.
Mumie 298. 313. 333. 341. 344.
Mündung 93. 496.
Münze 17. 32.
Muquetá 299.
Muschelgeld 215.
Muscheltier 140.
Musik 296.
Muskoki 207—209.
Musterverfassung 487.
Mutterland und Kolonie 36. 73. 392. 393. 395. 412. 414. 415. 419. 424. 425. 427. 440. 449. 453. 460. 463. 465. 467. 469. 474. 500. 501. 502. 506. 510. 522. 534. 535. 574. 599; s. auch Kolonie

Mutterrecht 50.
Muzo 298. 300.
Mykenä 178.
Mystiker 452.
Mystisches 17. 20.
Mythologie 43. 260. 314. 317; s. auch Inka, Maya, Nahua ꝛc.

Nachan 232.
Nachbarschaft 81. 82.
Nacheiszeit 114. 118. 122. 128.
Nähen 131.
Nahrungsmittel 26.
Nahua 224. 228. 233. 243. 247. 251. 252—289.
— Architektur 261.
— Einfälle 242.
— Einflüsse 250.
— Fürstengeschlechter 262.
— Kultur 255. 262. 350.
— Kunst 262. 266.
— Nationalcharakter 254. 282.
— Reiche 256. 268.
— Religion 254. 262—264. 266.
— Schrift 258.
— Sprache, s. Nahuatl
Nahuahandschrift, Wiener 258.
Nahuatl 228. 234. 247. 252. 253. 256.
Napó, Fluß 387. 388.
Napoleon I. 86. 493. 494. 499 bis 501. 507. 534.
— III. 531—533. 563.
Narraganset-Indianer 448.
Narvaez, Panfilo de 373. 430.
Nassau, Graf Johann Moritz 423.
Nathusius 150.
Nation 6. 15. 19. 58.
Nationale Arbeit, Schutz 573.
Nationalspanier (südamerik.) 502.
Nativisten 551. 552.
Natron 526.
Naturaltausch 31.
Naturbedingtheit, s. Boden und Geographische Gegebenheiten
Naturgebiet 74.
Naturgrenze 74.
Naturhistorische Museen 426.
Naturokkupation 26. 30.
Naturpflege 26.
Naturrecht 56—58.
Natur und Mensch, s. Boden
Naturverehrung 262. 263. 293. 332. 401.
Naturvölker 4. 19. 184. 585. 603.
— amerikanische 181—225.
— nordamerikanische 197—214.
— Südamerikas 186—197
Naturwissenschaft 11. 13. 44. 168. 426.
Naulette bei Furfooz 135.
Navahoes 221. 222.
Navigationsakte 440. 449. 486. 539.
Neanderthal 135.
Nebenfluß 94.
Nebraska 551.
Neger 5. 15. 368. 416. 417. 489.
— Rechte 568.
Negermischling 603.
Negersklaven 416—420. 441. 522. 543. 561. 566. 603.
— Arbeit 556.
— Auslieferung 545.
— Befreiung 523. 535. 566.
— Besitzer, Entschädigung 535.
— Einfuhr 399—401. 417.
— Frage 489. 566; s. a. Sklaverei
— Züchtung 544.
Negroide 580.
Nehring 148—150.
Neiße 94.
Nemequene 302. 303.
Nemza 302.
Neolithische Altertümer 143.
— Zeit 136—168.
Nepeña 312. 316.
Nephrit 146.
Nerbudda 127.
Netzsenker 144. 158.
Netzstricken 161.
Neu-Amsterdam 450. 453. 454.
Neubildung 602.
Neuengland-Staaten 438. 448. 450. 453. 455. 457. 478. 483. 486. 536.
Neue Welt 226. 378.
Neufrankreich 434. 436. 458.
Neufundland u. s. Bänke 363. 428. 433. 457. 483. 484.
Neu-Galizien 377.
Neugranada 390. 391. 502. 504. 505. 508. 510. 520. 521. 528. 529.
Neuguinea 583. 590.
Neu-Holland 582. 605.
Neukaledonien 600.
Neu-Mexiko 430. 431.
— Bodenbeschaffenheit 550.
— Einverleibung 549.
Neu-Niederland 450.
Neu-Plymouth 447.
Neuseeland 146. 590. 599—601.
Neusibirische Inseln 111. 112. 133.
Neuspanien 503. 533.
— -Flotte 413. 415. 416.
Neusüdwales 73. 599.
Neutralität 10. 492.
Newarkgruppe, Mounds der 204.
New Hampshire 448. 475.
New Jersey 451. 474. 490.
— -Plan 489.
New Orleans 439. 493. 496. 539. 565.
New York 80. 444. 450. 454. 466 bis 468. 473. 474. 477. 481. 483. 485. 486. 490. 491. 536. 538. 541. 560. 562.
— Kongreß 466.
Nezahualcoyotl († 1472) 277. 279 bis 284. 286.
Nezahualpilli 282. 283. 286. 288.
Niagarafälle 437.
Nibelungenlied 149.
Nicaragua 225. 226. 229. 534. 572.
— -Kanal 572.
Nicolet, Jean 436.
Nicuesa, Diego de 366.
Niebuhr 85.
Niederlande 79. 85. 422.
Niederländer 73. 77. 587. 595. 596. 600.
Niger 94.
Nikolaus (getaufter Guarani) 408.
— V., Papst 364.
Nil 75. 93. 94.
Nilsson 17.
Nima-Quiché 250. 251.
Niña (Karavelle) 357—359.
Niño, Peralonso 364.
Nipissing 435.
noche triste 374. 375.
Nomadismus 17. 71. 185.
Nombre de Dios 421.
Nompanem, König 297.
Nonohualco 244. 286.
Nonoual 244.
Nootka 214.
Nordamerika 111. 119. 127. 197. 597. 602; s. auch Vereinigte Staaten
— Entschleierung 427—431.
— im 19. Jahrhundert 536—574.
— Kolonisierung 597.
— Mittelstaaten 544. 558. 562. 566.
— Nationalgefühl 449. 453. 456.
— Naturvölker 197—214.
— Unabhängigkeitskämpfe 460 bis 498.
Nordamerikaner 198. 600. 605.
Nordasien 580.
Nordaustralien 586.
Nordcarolina 213. 444. 486. 490.
Norden 78.
Nordenskiöld, Gustaf 220.
Nordqueensland 73.
Nordwestamerika 591.
Normannen 92.
Norwegen 92.
Notwendigkeit 14. 24.
Novara 532.
Nova Scotia 428. 436. 455.
Nubien 93.
Nuecesfluß 549.
Nüesch 128.
Nuevo Reino de Granada, s. Neugranada
Nukahiwa 590.
Nuñez, s. Vela
Nuraghen 166. 167.
ñusta (junges Mädchen) 344.
Nu-Stämme 187. 193.
Nutria 221.
Nutznießung 406.
Nutzpflanze 66. 150.

Oajaca, Provinz 258.
Oase 75.

Oberer See 206. 436.
Oberflächenform 95.
Oberhaus 488. 511.
Objektivität 11.
Obsidian 144. 342.
Ochotskisches Meer 601.
Ococingo 231. 234.
Ocumare 508.
Oder 94. 95. 101.
Oem bei Roskilde 164.
Öffentliche Meinung 41.
Offizier 473.
Oganga 44.
Oglethorpe, James Edward 444.
O'Higgins 514. 515. 526.
Ohio 200. 207. 209. 210. 213. 437. 456. 457. 487. 537. 547. 564.
Ohrläppchen, Durchbohrung 344.
Ökonomie des Werdens 66.
Ökumene 19. 67. 102. 591.
Olid, Cristobal de 376.
Olinda 422.
Ollanta-Drama 330.
Olmeken 268.
Olmo bei Chiana 135.
Olympia 174. 175.
Omagua 192. 193.
Oman 70.
omverdenen 14.
Onondaga 212.
Ontario 436.
Opfer 43. 261. 284. 294. 342.
Opferknabe 296.
Opferwut 284.
Orakel 314.
Oranje-Freistaat 82.
Oranien, Wilhelm von 448.
Ordal 55.
Ordensgeistliche 230. 394. 398. 405. 435.
Oregonfrage 547. 550.
Orejones (Großohren) 344.
Orellana, Francisco de 388.
Organismus 65. 67. 68.
Orgie 51. 342.
Orient 175. 351.
Orientalist 586.
Orinoko 190. 196. 289. 361. 388. 391. 422. 508. 509.
Orion 313.
Orizaba 531. 532.
— Pik 226.
Orléans 94.
Ornament 143. 153. 154. 173. 175. 188. 305. 316.
Örsted, Christian 14.
Orjua, Pedro de 388.
Orthodoxie 447.
Ostafrika 70.
Ostasien 15. 574. 579. 582. 585. 587. 592.
— und der Stille Ozean 604. 605.
Osten 5. 19. 582.
Österreich-Ungarn 86. 96.
Ostindien 364. 596.
— -Kompanie 423.
Ostsee 92. 96.
Ostwald, Wilhelm 13.
Otabalo 310.
Otis, James 465.
Ottawa 205. 435. 436. 462.
Otumba 374.
Otuzco 315.
Ovando, Nicolas de 362. 365.
overhill-towns der Cherokees 210.
Oyapok 422.
Ozean, s. Meer
Ozeanien 578. 588—591.
Ozeanier 588. 589. 605.
— Aussterben 601.
Ozeanschiff 425.

Paccaritambo 320.
Paccha 310. 347.
Pachacamak 312—314. 340.
Pachacamak, Gott 334.
— Priesterstaat 334. 382.
Pachacutek, s. Yupanki Inka
Pacific, s. Stiller Ozean
Paeces 304.
Paëz, José Antonio 508. 509. 528. 529.
paicha (Quaste) 345.
Palau 600. 300. 313. 328.
Paläolithische Altertümer 120.
— Kulturgeschichte 107—136.
Paläontologie 107. 108. 169. 182. 580.
Palast 266. 300. 313. 328.
Palästina 88.
Palenque 231. 232. 234—238. 242.
Palmyra-Insel 80.
Palos 357.
Pampas 101.
— -Formation 118. 119. 127.
Pampasthal 320.
Panama 225. 291. 363. 366. 379. 380. 385. 413. 421. 426. 523. 533. 572. 594.
— -Kanal 572.
Panamerika 495.
— Kongreß 523. 572.
— Vereinigung 573.
Panches 298. 302.
Pantheismus 43. 333.
Panuco 233. 261. 286. 369. 429 bis 431.
Panzerturmschiff 565.
Papiergeld 32. 473.
Papist 452.
Papst 54. 381.
Papua 583.
Para 388.
Paradies 65. 361.
Paraguay 82. 386. 387. 402. 403. 405. 407. 409. 414. 506. 512. 516. 523—525. 535.
Paramos 345.
Paria, Halbinsel 509.
Parlament 54. 466. 469. 544.
Partei, Bildung 490. 491. 498.
Partei, Disziplin 555.
— Organisation 541. 543; s. auch Demokraten, Republikaner und Whigs
Pariaküste 399.
Paris 476—478.
— Friede 439. 459—461. 482. 493.
Pascafluß 301.
Pascal 11.
Pasco 315. 521.
Paß 97.
Passat 79. 581.
Pastene (Genuese) 385.
Pasto 519.
Patres, s. Mission
Patrioten (südam.) 516. 518. 519.
Patrizier 53.
Patronat 394.
Patterson, William 489.
Paulisten 407.
Paumotu 600.
Paviland in Glamorganshire 135.
Pazifischer Kulturkreis 90.
— Ozean, s. Stiller Ozean
peculium 36.
Pelzhandel 433—435. 454.
Penck 117.
Peninsularen 501.
Penn, William 444. 450—452.
Pennsylvania 451. 452. 456. 461. 463. 485. 486. 490. 553. 562.
Pensacola 431. 460. 496.
Pereztrello 353.
Perezianus, Codex 231.
Périgord 128. 129.
Perle 147. 366. 415.
Persien 146.
Personenregister 339.
Peru 173. 184. 307. 310. 311. 314 bis 317. 319. 321. 326. 336. 345. 384. 385. 387. 400. 414—416. 421. 426. 507. 512—515. 517. 518. 520 bis 522. 525. 528. 584. 598; s. auch Inka
— Eroberung 378—383.
— Krieg mit Chile (1879) 526.
— Name 378.
Peten 232. 238. 248.
— -Itza 248.
Petersinsel im Bieler See 151.
Pfahlbauten 29. 147. 151. 156 bis 158. 170. 171. 389.
— -Hund 148.
Pfahlrost 163.
Pfählung 296. 300.
Pfälzer 452.
Pfand 35.
Pfeife 210.
Pfeiler 305. 316.
Pfeilspitze 121.
Pferd 149. 368. 599.
Pfizer, Gustav 12.
Pflanze 66. 101. 109. 290; s. auch Nutzpflanze

Pflanzer 426. 441. 461. 544.
— -Aristokratie 561.
— -Staat 445. 452. 537.
Pflicht 47. 479.
Pflug 160. 337.
Phallischer Kult 306. 314.
Phantasie 337.
Philadelphia 451. 467. 474. 477. 478. 480.
— dritter Kongreß 470.
— Konvention 488—490.
— vierter Kongreß 472.
— zweiter Kongreß 469.
Philanthropie, s. Menschenliebe
Philipp der Schöne von Burgund 363.
— II. von Spanien 405. 408. 412. 419. 420. 422. 432.
— III. von Spanien 405.
Philippinen 583. 586. 587. 594. 600.
Philosophie 44.
— der Geschichte 7. 8. 12. 65. 66.
Phönizier 73.
Physik 19.
Physiologie 4.
Pichincha 519. 525.
Piedras Negras 231. 234.
Pierce, Franklin 551. 554. 557.
Pietist 452.
Pilcomayo 386.
Pilgerväter, s. Puritaner
Pilot 412. 429. 433.
Pineda 429.
Pinta (Karavelle) 357—359.
Pinzon, Martin Alonso 357. 359.
— Vincente Yañez 357. 364.
Pionier 561.
Pirat 90. 353. 412. 415. 421. 424. 432. 497. 587. 597.
Piräus 74.
Pisco 517.
Pitt, der Ältere 466.
Piura 517.
Pizarro, Fernando 382. 384. 390.
— Francisco 349. 350. 379 bis 384. 385. 591. 594.
— Gonzalo 384. 385. 387.
Planeten, Umlaufszeit 241.
Plantagenwirtschaft 417. 426. 441. 443. 444. 537.
Plastik 161. 267. 305.
Platon 6. 9. 59. 181. 355.
Plattform 541. 551.
Plebejer 53.
Plinius, der Ältere 18. 152.
Plymouthgesellschaft 440. 447 ff.
Pocahontas 442.
Pocomam 250.
Poesie, s. Dichtung
Pöhlmann, Robert 4.
Polarkreis 77. 597.
Polen 83. 146.
Politik 443. 472. 594.
— Aufgaben 75.
Politische Räume 87.
Politische Werte 74.
Polk, James Knox 548—550.
Polo, Marco 351. 593.
Polyandrie 50.
Polybios 6.
Polygamie 50.
Polygynie 50.
Polynesien 579. 582. 583. 589. 591. 592. 599. 600. 602.
Polynesier 580. 583. 588.
Polytheismus 239.
Pombal, Marquez de 408. 409.
Ponce, Juan de Leon 428. 429.
Ponderation 71.
Pontgravé 433.
Pontiac 462.
Popayan 306. 390. 519.
Popocatepetl 226. 372.
populus Romanus 58.
Portobelo 413. 414. 426. 512.
Porträtähnlichkeit 305.
Port Royal 455.
Portugal 408. 501. 534. 535. 593. 595.
— Kolonialpolitik 403. 404.
— Vereinigung mit Spanien 405.
Portugiesen 193. 392. 417. 420. 428. 593—595. 600.
Post, Albert Hermann 17.
Posthaus 346.
Potenzierung der Kräfte 10.
Potomak 487. 491. 496.
Potonchan, s. Champoton
Potosi 386. 415.
Prärie 431.
Präsident 489. 511. 525. 540. 541. 568.
Predmost 112. 134. 135.
Presbyterianer 444.
Presse 41.
Preußen 86.
Preußisch-Eylau 79.
Priamos, Schatz des 177.
Pribylow-Inseln 112.
Priester 44. 54. 224. 235. 240. 263. 272. 278. 279. 281. 294 bis 296. 314. 340. 503.
— -Ehe 51.
— -Herrschaft 244. 270. 272.
— -Kaste 203. 234. 236. 269.
— -Staat 270.
Prieto, Joaquin 526.
Princeton 486.
Privateigentum 441; s. auch Eigentum
Privatunternehmung 597.
Privilegien 357. 358. 362. 365. 380. 389. 391—393. 395. 410. 428. 429. 436. 440. 448.
Produktionsbedingung 80.
Proletariat 571.
Promiskuität 49.
Pronunciamentos 504. 513. 526. 528. 530. 531. 533.
Prophezeiung, s. Wahrsager
Prosias, See in Thrakien 156.
Protektor 518.
Protestanten 435.
— französische 404. 433.
Protokoll 469.
Provinz 338. 346.
Provinzialmiliz 468.
Provinzialregierung 470.
Provinzialversammlung 467 bis 470.
Provvedenza 8.
Prozeß 55. 365. 377. 384.
Prozession 296.
Prüfung 299. 301. 344.
Psychologie 4.
Ptolemaios 18.
Puebla 532.
Pueblo Bonito 221.
Pueblovölker 215—225. 252. 378.
— Städte 221—223.
Puerto Cabello 505. 511. 512.
— de Caballos 376.
— de Santa Maria 356.
Puertorico 365. 413. 428. 574.
Pulver 446.
Puna (Hochsteppe) 315. 335.
Puno (Insel) 380.
Puma 305. 306. 316.
Pumacancha 316.
Pumacayan 316.
Pumapunau (Tiahuanaco) 317.
Puritaner 444. 447. 448. 451.
Puruha 308—310.
Pururauca 334.
Putaendo, Paß 513.
Putumayo 192. 389. 390.
Putz 45.
Pyramide 259. 260. 262. 267.
Pyrenäen 98.
Pytheas 84.

Quäker 450. 451. 474.
Qualitätsunterschied 65.
Quauhtemoc-tzin 375.
Quauhtenanco 259.
Quebec 433—436. 455. 457 bis 459. 471.
Quechua 307. 323. 333.
— Sprache 318. 322. 329.
Quecksilber 416.
Queensland 73. 599.
Quelenes 250.
Quellen der Geschichte 12.
Quemuenchatocha, König 303.
Queretaro 533.
Querkamm 98.
Quesada (Queseda), Gonzalo Jimenez de 303. 389. 390.
— Hernan Perez de 390.
Quetzal 240.
Quetzalcoatl 256. 260. 261. 263. 265. 266. 289. 371. 372.
Quiché 238. 249—252.
Quilla (Mondgöttin) 319.
Quillota 385.
Quina-Holzfäller 304.
Quinantzin 272—275.

Quinoa 319.
Quinsay 354. 359. 392.
Quintilian 6.
Quipu 321. 329. 330. 338. 346.
Quirigua 232. 238.
Quito 289. 306—311. 323. 346 bis 349. 383. 384. 387. 388. 390. 501—503. 508. 510. 512. 518—520.
Quitu 292. 308. 315.
Quivira 378. 430.

Rad 28.
Radikale 567. 568.
Radimsky 151.
Raleigh, Walter 391. 421. 439. 597. 598.
Rambaud 15.
Ramiriqui 297.
Randlage 81. 98. 579.
Randolph, Edmund 488.
Ranke, Leopold von 8—11. 15. 16.
Rarotonga 590.
Rasse 19. 200. 400.
— Bildung 589.
— Einteilung 19. 580.
— Mischung 601.
— Verwandtschaft 224.
Rassenkampf 606.
Raststätte 345.
Ratzel, Friedrich 19. 578. 586—588. 590. 591. 603.
Räuberei 421.
Räucheropfer 241. 293. 342.
Raudas, s. Erik
Raum 67. 75. 83. 87. 102. 267. 593. 602.
Raumbeherrschung 85. 86. 590.
Raumsinn 84.
Recht 38. 47. 54. 56. 303. 394.
— Gleichheit 571.
Recife 422.
Redner 538.
Red River 431.
Reduktion 403. 405—407.
Reeder, s. Rheder
Reformation 597.
Reformierte 452; s. auch Protestanten
Regen 264. 510.
Regensburg 94.
Regentschaft 53. 501.
Regierung 53.
Registerzwang 411. 412. 422. 425.
Reise 351.
Reiterei 381. 562.
Rekollettenmönche 435.
Relief 237. 267. 305.
Religion 42. 55. 283. 291. 293. 313.
Religionskrieg 432.
Renan, Ernest 5.
René, König 352. 353.
Renntier und die Renntierzeit 122. 124. 126. 128. 130. 134. 139. 148.
repartimiento 396. 399.
Repräsentanten, s. Vereinigte Staaten
Repräsentativverfassung 465. 468.
Republica Mayor de Centro-America 534.
Republik 53. 485. 492. 512. 516. 520. 523. 524. 529. 535. 571.
Republikanische Partei (nordam.) 552. 553. 555. 558. 567—569.
Revolution 107. 108. 442. 502. 510. 524. 527. 530. 533.
— englische (1688) 453.
— französische 492. 499.
— südamerikanische 500.
Rezeption 59. 60.
Rheder 35. 482. 486. 544.
Rhein 74—76.
Rhinozeros 123.
Rhodanus 93.
Rhode-Island 448. 485. 488. 490. 495.
Rhythmus 45.
Ribault 432.
Richelieu 435. 437.
Richmond am Jamesflusse 560. 561. 562. 565. 566.
Richtung 71. 94.
Riego 535.
Riese 268.
Riesen-Bett 164.
— -Stube 164—166.
Riffbarriere 599.
Rimak 334. 383.
— (der Rauschende) 314.
Rind 148. 149. 368. 599.
Ring 568. 571.
Riobamba 519.
Rio de Bretones 428.
— — Janeiro 404. 431. 501. 506. 534. 535.
— — la Pasion 229.
— — — Plata, s. La Plata
— Funza, s. Funzafluß
— Gila, s. Gilafluß
— Grande 377.
— — del Norte 549. 550.
— Jordan 429.
— Mancos, s. Mancosfluß
— Maule, s. Maule
— Napó, s. Napó
— Pecos 219.
— Tercero, s. Tercero
Ritter, Karl 18. 63. 69. 92.
Ritus 43.
Rivadavia 524.
Robenhausen im Pfäffikonsee 151.
Roberval 433.
Rochambeau 478. 481.
Rocky Mountains 214.
Rohprodukt 463.
Rojas, Francisco de 386.
Rom 70. 81. 85. 93. 98. 533.
Romantik 401.
Römer 73.
Römisches Recht 58.
Rosa, Don Juan Manuel de 524.
Rosalie 439.
Roscher, Wilhelm 10.
Roskilde in Dänemark 164.
Rote Menschenrasse 36. 46. 48. 49. 51. 65. 496. 580. 585. 603.
Roth, Santiago 127.
Royalisten (südamerik.) 473. 503 bis 507. 509. 511. 512. 514. 515. 517. 518.
Rückschritt 82. 587. 588.
Rückwanderung 71.
Ruinen 218. 223. 227. 233. 235. 245. 247. 248. 256. 258. 261. 262. 266. 306. 312. 313. 315 bis 317.
Rule Britannia 599.
Rümelin, Gustav 14.
Rundgrab 165.
Rüsseltier 203.
Russen 71. 578.
Rußland 600.
— ostasiatische Küstenprovinz 601.
Rütimeyer 148. 150.
Rutledge 469.

Säben bei Clausen 162.
Sabine 549.
Sachalin 582.
Sachsen, die alten 100.
Sacsahuaman 342.
Sagas 199. 354.
Sage 185. 193. 233—235. 252. 291. 293. 314. 319. 320; s. auch Schöpfung und Wanderung
Säge 144.
Saguanmachica, König 301. 302.
Saguenay 433. 435. 454.
Sahaptin 215.
Saharabahn 83.
Saint-Charles-Fluß 458. 459.
— Christopher 423. 424.
— -Croix-Fluß 484.
— -John-Fluß 438.
— Johns 471.
— Kitts 424.
— Louis 94.
— -Simon 15.
— -Valery an der Somme 142.
Salamanca 356.
Salem 469.
Salle, s. Cavelier
Salomon-Inseln 600.
Salpeter 526.
Salta 507.
sambaqui 183. 186. 187.
Sammlung 426.
Samoa 574.
Samojeden 18. 133.
San Agustin am Magdalenenstrome 304—306. 316.
— — in Florida 421. 429. 433. 444. 460.
— Domingo, s. Santo Domingo
— Fernando 509.
— Francisco 543. 549.
— José in Bolivien 406.

San Juan de los Llanos 291. 293. 296. 389.
— — de Ulua 370. 531.
— — -Fluß 218. 220.
— Lorenzo 428.
— Lucar de Barrameda 395. 413.
— Marino 83.
— Martin, José de 510. 512 bis 521. 524. 526.
— Mateo 430. 432.
— Miguel 378. 380.
— Salvador 232. 534.
Sandale 345.
Sandwichinseln, s. Hawai
Sänfte 300. 303. 332.
Sankt-Brandans-Insel 355.
— Gotthard 97.
— -Lorenz-Strom 93. 94. 209 bis 211. 433—437. 440. 454. 458. 484.
— Petersburg 81.
Santa Ana, Lopez de 530. 531. 549.
— Caterina 387. 404.
— Cruz 525. 526.
— — de la Sierra 386.
— Fé de Bogotá 508. 510. 549.
— — Vertrag 357. 391. 394.
— Maria (Karavelle) 357—359.
— — la Antigua 366.
— Marta 189. 378. 389. 390. 420. 529.
— Rosa de los Andes 513.
Santa-Thal 306. 312. 315. 316.
Santee-Fluß 429.
Santiago 385. 514. 574.
— auf Cuba 369.
Santiagofluß (in Ecuador) 384.
Santo Domingo 73. 360. 362. 363. 365. 392. 394. 398. 399. 412. 413. 415. 421. 424. 429. 498. 508. 572.
— — Audiencia 394.
São Paulo 407. 535.
Saratoga, Kapitulation 475—477.
Sarawak 86.
Satire 46.
Säule 296. 297. 305.
Säulen des Herkules 70.
Sault Sainte Marie 437.
Savannah 206. 431. 444. 480. 485. 566.
Savona 352.
Schaber 121. 144.
Schädel, Deformation 45.
— Messung 184. 186.
— neolithischer 166.
Schaf 150. 368. 599.
Schaffhausen 128.
Schäffle 6. 67.
Schalttag 240.
Schamanismus 44.
Schamgefühl 29.
Schaustellung 296.
Scheidemünze 32.
Schein-Ehe 51.
— -Kampf 285.
Scheinkauf 51.
Schelling 11.
Scherbe 153.
Schichtung 591.
Schiedsgericht 59.
Schießwaffe, s. Feuerwaffe und Geschütz
Schiffbau 214. 314. 563. 565. 582. 587. 589.
Schiffermärchen 354.
Schifffahrt 92. 196. 463. 579. 581. 582. 588. 603.
Schiffsverkehr 34. 584. 587.
Schi-Hoang 586.
Schimper 118.
Schingu 193—195.
Schipkahöhle in Mähren 135.
Schlagmarke 123. 132. 144.
Schlange 224. 292.
— Gefiederte 224. 239. 240. 245. 247. 256. 260. 263. 267.
Schlegel, Gustav 586.
Schleuder 27.
Schliemann, Heinrich 151. 175 bis 178.
Schlitten 80.
Schlittschuh 160.
Schmuck 29. 128. 129. 147. 161. 173. 317. 328. 329. 337.
Schmuggel 400. 417. 421. 587.
Schneeschmelze 315.
Schnelläufer 346.
Schnellsegler 425.
Schnittverzierung 154.
Schnitzerei 134. 142. 160. 162.
Schnurverzierung 155.
Schogun 604.
Scholastik 44. 350.
Schopenhauer 9. 11.
Schöpfer 295. 317. 318. 333.
Schöpfungssage 43. 108.
Schottland 596.
Schrift 40. 230. 261. 296. 321. 329.
— -Sprache 17.
Schröter, C. 151.
Schuld 464. 466.
Schuldhaft 52.
Schuldrecht 52.
Schule 329; s. auch Arnauta
Schumachow 113. 134.
Schussenquelle 117. 118. 122. 124. 126. 127. 130. 134.
Schussenried 156.
Schutz 27. 69.
Schutzzoll 35. 538—540. 542. 568. 573.
Schuyler 471. 475.
Schwarze Menschenrasse 580. 603.
Schwarzerde auf Höhen 163.
Schwarzort am Kurischen Haff 162.
Schweden 88. 423. 450.
Schweiz 99. 109. 151. 156.
Schweizerbild bei Schaffhausen 128. 130.
Schwert 172.
Schwiegersohnsystem 37.
Scott, Winfield 549. 551.
Scyri 308—310.
See 76. 101; s. auch Meer
— geheiligter 294. 299.
Seefahrer 581. 583. 592.
Seehafen 74.
Seehandel 419. 586.
Seeherrschaft 81. 598.
Seekarte 355. 358. 412.
Seele, Vereinigung 25.
— Wanderung 25.
Seemacht 90. 604.
Seengebiet, s. Große Seen
Seeraub, s. Pirat
Seeweg 314.
— nach dem Osten 593.
Seewesen 583—585. 588. 603.
Segel 28. 196.
Seher 44. 55.
Seidenwurm 368.
Sekte 447. 452.
Selbständigkeit 65. 82. 485.
Selbstbestimmung 13. 339. 502. 542. 554. 557. 558. 599.
Selbstreinigung 261.
Selbstüberschätzung 479.
Semigaes 187.
Seminolen 497.
— -Krieg 539.
Senat, s. Vereinigte Staaten
Separatisten 447. 531.
Sepulveda 401.
Serbien 82.
Servile 533.
Seßhaftigkeit 30. 208. 217. 253. 387. 402. 590.
Sevilla 356. 360. 373. 377. 380. 395. 410—413. 417. 418. 422. 425. 430. 501. 506.
— Santa Maria de las Cuevas 363.
Sezession, s. Konföderation
Sezessionskrieg 533. 540. 559 bis 566.
Shawnee 205—207.
shell-mounds 183.
Sherman, William Tecumseh 565. 566.
Sibirien 73. 74. 100. 146.
Siebengestirn 313. 330.
Siebenjähriger Krieg 97.
Sieben Städte, Insel der 355.
Sierra de Oppon 390.
Sikhatki bei Moqui 218.
Silber 32. 169. 337. 342. 371. 382. 411—413. 415. 418.
— -Flotte 415.
— -Mine 526. 571.
Silexwerkzeug 120.
Sillustani 318.
Sinaloa 252. 377.
Sinchi Roca 322.
Singapur 81.
Sioux 213.
Sipa 315.

Sippe 185.
Sitte 46. 69.
Sittlichkeit 47. 57.
Situa Raimi 342. 343.
situla 174.
Sizilien 81.
Skalde 354.
Skandalprozeß 568.
Skeptizismus 333.
Sklaven, s. Negersklaven
Sklavengut 36.
— -Handel 392. 398. 418. 536; s. auch Negersklaven
— -Jagd 389. 398. 399. 404 bis 406. 428.
— -Monopol 400. 417. 418.
— -Opfer 301.
— -Schiff 395. 417. 418. 429.
— -Staat 554. 555. 560.
— -Wirtschaft 36. 452. 544.
Sklaverei 69. 215. 245. 443. 449. 487. 536. 545. 550. 552. 553. 563; s. a. Negersklaven
— Abschaffung 401. 535. 543. 556. 566. 567.
Skontration 32.
Skrälinger 199.
Skulptur 237. 243. 267.
Skythen 148.
Slawen 5. 77. 100.
Sleidan 16.
Smaragd 300.
smartness 480.
Smith, Kapitän 440—442.
Sobona 162.
Sogamoso 293. 295. 296. 303. 510.
— (Fluß) 291.
Soissons, Graf von 434.
Sokrates 44.
Söldner 274. 324. 470. 509.
Solinus 18.
Solis, Diego de 386.
— Juan Diaz de 367. 594.
Solutré 129.
Sombart 10.
Sommethal 116. 120. 121.
Somondoco 300.
Sonne und Sonnendienst 224. 239. 240. 263. 265. 293. 295. 308. 313. 314. 317—322. 333—335. 340—342.
— Hügel der 262.
Sonnenjahr 240. 258. 330.
Sonnenjungfrau 336. 340. 341. 345. 346.
Sonnensäule 296.
Sonnentempel 341.
Sonoma 549.
Soto, Hernando de 207. 208. 213. 377. 380. 381. 430.
Souveränität 471. 537. 539. 540. 542. 572.
Sozialer Verband 163.
Sozialismus 335. 405.
Sozialpsychische Strömung 14.
Soziologie 7. 14. 17.
Spanien 77. 408. 411. 412. 460. 477. 482. 493. 497 ff. 523. 547. 557. 572. 573. 596.
— Handelspolitik 410—416.
— Kolonialpolitik 368. 393—395. 426.
— Kolonialreich 391—427.
— — Geschichte 419—427.
— Krieg mit Amerika (1898) 363. 574.
— maritime Überlegenheit 419.
— Verfassung von 1812 501. 503. 510.
— wirtschaftl. Niedergang 418.
Spanier 193. 208. 215. 224. 229 bis 231. 234. 235. 238. 247. 248. 251. 252. 253. 255. 257. 260. 271. 282. 288. 289. 292. 293. 295. 297. 300. 303. 304. 314. 346. 349. 350. 368. 371. 372. 374. 377. 379—382. 390. 400. 424. 428. 430. 432. 444. 445. 496. 501. 503. 505. 507. 508. 510. 512. 515. 518. 519. 521. 522. 531. 593. 594. 595. 598. 600.
Spaten 337.
Spedition 34.
Speerspitze 120.
Spekulation 33. 35. 379. 414. 526. 527. 542. 543. 547. 568. 569.
Spessart 162.
Spezialistentum 4.
Spiel 45. 46.
Spinnen 28. 131. 143. 336.
Spinngerät 159.
Spitzbergen 77.
Splitter 121. 122. 126.
Spottlied 46.
Sprache 39. 69. 185. 198. 200.
— Unterricht 329.
Sprengstoff 565.
Spy bei Lüttich 135.
Squatter 456. 461. 546.
Staat 19. 53. 56. 67. 72. 74. 83. 261.
— Gründung 85. 93. 101. 103. 450. 486. 487. 537. 590.
Staatenbund 534.
Staatenrechtler 492. 493. 539. 555. 556. 558. 569.
Staatenschuld 491.
Staatenvertrag 556.
Staatseigentum, s. Fiskus
Staatsrecht 486.
Staatsschatz 32. 542. 569.
Staatsvertrag 56.
Stadt 32. 223. 261. 262. 312. 313. 315.
— Gründung 74.
— indianische 208.
Stadtstaat 75. 85. 87.
Stammesgottheit 214. 244. 263. 270.
Stammesgrenze 275.
Stammesheiligtum 206.
Stammesstaat 87.
Stammesverwandtschaft 272.
Stammtier, s. Totem
Ständerecht 53. 54.
Stanley 101.
Stapelgut 449. 463. 486.
Starved Rock 438.
Statistik 13. 329.
Statthalter 275.
Steenstrup 138. 139. 141.
Stehendes Heer 473. 478.
Stein, Ludwig 8.
Steinaxt 120.
Steinbau 164. 167.
Steinbearbeitung 328.
Steinbild 316. 320. 328. 334.
Steineis 133.
Steinen, Karl von den 20. 186 bis 188. 194.
Steingerät 120—122. 124. 138. 141—143. 157. 160.
Steingrab 165. 166. 315.
Steinkern 144.
Steinkochen 152.
Steinkohlenformation 108.
Steinkranz, -Kreis 165. 167.
Steinkultus 316. 318. 320. 321. 323. 325. 334.
Steinmesser 143.
Steinpfeiler 316.
Steinsäule 296. 297.
Steinsessel 320.
Steintempel 262.
Steintisch 167.
Steinwaffe 120. 122.
Steinzeit 16. 27. 121. 136. 137. 141. 144. 146. 147. 150. 152. 162. 163. 183. 202. 581.
— jüngere 138.
— Keramik 155.
— nordische 144.
— Wohnstätte 156.
Stellenjäger 479. 540.
Stempelakte, Aufhebung 466.
Stempelpapier 466.
Stempelsteuer 465. 466.
Steppe 65. 66. 77.
Steppenreiter 505. 508.
Steppenvolk 18.
Steuben, Fr. W. v. 478.
Steuer 336. 338. 488. 489. 569.
Stichverzierung 155.
Stiller Ozean 91. 182. 314. 334. 366. 421. 426. 514. 547. 548. 574. 577—606.
— Besitzergreifung 600.
— Durchquerung 594.
— Entdeckung 594.
— Erschließung 593—596.
Stockwerk 315. 342.
Stoffwechsel 66.
Strabon 18.
Strafe 303. 345.
Sträfling 417.
Strafrecht 52.
— -Schutz 56.

Straße 83. 245. 345. 562.
Stromflottille 565.
Stuarts 442. 453.
Stuckverzierung 312.
Stufe 17.
Stufenpyramide 203. 237. 260. 261.
— von Xochicalco 267.
Sturmflut 79.
Subjektivismus 8.
Sucre, Antonio José de 519. 521. 522. 525. 528.
Südafrikanische Republik 82.
Südamerika 118. 119. 127. 146. 147. 186. 367. 577.
— alte Kultur 289—350. 594.
— Bodenbeschaffenheit 289 bis 291.
— Durchquerung 386.
— Entdeckung 361. 364.
— Eroberung 378—383. 594.
— Kulturprovinz der Westküste 306—350.
— nationale Bewegung 502; s. auch Patrioten
— seit 1825 522—529.
— Unabhängigkeit 498—522.
Sudân 71.
Südaustralien 599.
Südcarolina 431. 444. 445. 480. 489. 539. 540—542. 556. 558. 559. 566.
Südindien 127.
Südostasien 586.
Südschweden 139.
Südsee 15. 594. 600.
Südstaaten 445. 456. 482. 486. 487. 489. 491. 536. 542. 555. 559. 568.
— Ausscheiden aus der Union 550. 556. 558. 562; s. auch Konföderation
— Wiederaufnahme 568.
— wirtschaftliche Stellung 550.
Suez 91.
— -Kanal 81.
Sugamuxi, s. Sogamoso
Suipacha 507.
Sultepeque, Silbergruben 415.
Sumatra 583.
Sumpf 76. 101.
Sumter 559.
Sunda-Inseln 583. 586.
Supay 306.
Supe 312.
Surinam 423.
surroundings 24.
Susquehannock 211.
Svendborg auf Fünen 141.
Sybel, Heinrich von 17.
Sylvania 451.
Symbol 243. 305. 316.
Syrkin, N. 8.

Tabak 168. 210. 441. 443.
Tabasco 229. 242—244. 246. 250. 256—258. 370.
Tacitus 8.
Tacna 527.
Tacuary, Kapitulation 506.
Tadoussac 433. 434.
Tagesname 258.
Tahuantinsuyu 307. 308. 319. 320. 328. 329. 335. 344. 346; s. auch Inka-Reich
Taine, Hippolyte 14.
Talca 514.
Talcahuano 514.
Tambo (Raststätte) 345.
Tampa-Bai 430.
Tanz 45. 293. 296. 340.
Tapajoz 193.
Tapuya 186. 187. 191.
Tarapacá 527.
Tarasca 254. 286.
Tarqui 528.
Tasman, Abel 92.
Tasmanien 72. 81. 136. 137. 599. 600.
— Südkap 592.
Tasmanier 120. 132.
Tättowierung 29. 45.
Taubach (Weimar) 117. 122 bis 124. 135.
Tausch und Tauschhandel 31. 33. 52. 285. 300. 369. 386. 399. 415. 421. 433. 434. 449. 454.
Tayler, Zachary 549—551.
Technik 8. 11. 564. 565.
Techotl 275. 282.
Tecpaneca 246. 271—279. 281.
Tecpanecatl Tecuhtli 272. 274. 275.
Tecumseh, Indianer 496.
Tehuantepec 225. 226. 229. 231. 286. 548.
Tejauh 279. 280.
Teknonomie 53.
Telegraph 34. 96.
Teleologie 7. 11. 12; s. auch Fortschritt, Ziel und Zukunft
Telephon 34.
Tempel u. Tempelanlage 234 bis 236. 266. 283. 284. 295. 297. 304. 305. 313. 315. 318. 320. 326. 369.
Tempelpyramide 260. 266. 267. 269. 313. 372.
Tenamitec 271.
Tenanco 274.
Tenayocan 271. 273. 274.
Tendenz 9.
Tennessee 206. 207. 210. 486. 487. 564. 572.
Tenoch 277. 278.
Tenochtitlan 215. 224. 246. 250. 254. 259. 277—279. 281—288. 372. 373. 375.
Teo-Chichimeken 268.
Teotihuacan 262. 268. 374.
Teotitlan 259.
Teotzapotlan (Zapotekenresidenz) 259.
Tepotzotlan (Provinz) 276.
Tequendama 293.
Tercero 386.
Terramaren 162. 163.
Terrasse 202
Terrestrische Kultur 94.
Territorialstaat 53. 87.
Territorium 486. 487. 537. 555. 557. 561.
Tertiärzeit 109. 111. 112. 118. 119. 122. 150. 183.
Teufel 48.
Texas 377. 438. 531. 548. 549. 560.
— Einverleibung 548—550.
Tezcatlipoca (Gott) 261. 263. 265.
Tezcuco 229. 254. 266. 267. 269. 271—284. 286. 288. 375.
Tezozomoc 275—280.
Tezulutlan 250.
Thalassische Kultur 94.
Thee, Zoll 467.
Theokratie 269. 277. 279. 335.
Thera 177. 178.
Thermophylen 97.
Thiede bei Braunschweig 127.
Thomas, Apostel 351.
Thon-Figur 314.
— -Gefäß 152. 153. 155. 188.
Thor 328.
Three Rivers 436.
Thronfolge, s. Erbfolge
Thule 354.
Tiahuanaco 314. 316—318. 327. 332. 334. 350.
Tibulon (Stadt) 247.
Tical, s. Tikal
ticket 551.
Ticonderoga 457. 471. 475.
Tidor 594.
Tiefland 96. 100.
Tier 49. 109. 114. 120. 139.
— -geographische Provinz 111.
— Seele 29. 45.
— Wanderung 110.
— -Wappen, s. Totem
— Zähmung 29; s. auch Haustier
Tierra de Bretones 428.
Tiho 248.
Tikal 232. 237. 238.
Timor 583.
Tinné 218.
Tirol 99.
Tisquesusa, König 302—304.
Titicacasee 289. 308. 314. 316. 323. 332. 346. 383. 386. 507.
— Insel 317—319. 332. 346.
Tizaapan 274.
Tizocic 287.
Tlacatecatl 281.
Tlacochcalcatl 281.
Tlacopan 281—283.
Tlaloc (Regengott) 264. 265.
Tlatelulca 274. 277. 285. 286.
Tlatelulco 277—281. 283. 285.
Tlazatlan 271.

Tlazcala 229. 254. 260. 268. 273. 279. 280. 285. 286. 288. 372. 374. 375.
Tlinkit 199. 214.
Tlotzin Pochotl, König 272.
Tochtervolk 103.
Tod 42. 52. 264.
Toleranz, s. Duldung
Toll, von 112—114.
Tollan, s. Tula
Tolteka-Chichimeken 268.
Tolteken 201. 227. 228. 255. 256. 269. 271. 591.
— -Legende 255. 256. 269.
Tomagata 297.
Tonty, Raphael de 438.
Topeca-Verfassung 557.
Töpferei 28. 131. 143. 152. 171. 202. 218. 249. 291. 328. 337.
Töpfervolk 188. 218.
Topiltzin 271.
Torata 521.
Torfschwein 150.
Toscanelli, Paolo 353—355. 358.
Toszeg in Ungarn 151. [214.
Totem 29. 45. 49. 52. 204—206.
Toten, Stadt der 258. 259.
— Weg der 262.
Totenmaske 264.
Totenreich 265.
Totonaken 261. 262. 268. 286. 287. 371.
Trafalgar 421. 499.
Train 561.
Transfusion 59.
Trapezoidaler Stil 328.
Trauerjahr 50.
Traumfest 46.
Treitschke, Heinrich von 5. 17.
Trenton 474.
Tribut 259. 279. 287. 300. 372.
Trinidad 370. 391.
Triunfo de la Cruz 376.
Trockenheit, s. Dürre
Tro-Cortesianus, Codex 231.
Troja, s. Hissarlyk
Tropen 66. 77. 79. 80. 234. 290.
Trujillo 312. 504. 517.
Trust 38. 39. 571.
Tucuman 386. 414. 426. 507.
Tudor 596.
Tula (Tulan, Tollan) 228. 250. 255. 256. 267. 269. 272.
Tulancingo 267. 286.
Tumbez 380.
Tumebamba 347.
Tunyś-Bykow 134.
Tundama 293.
Tungusen 77. 584.
Tunja 292. 293. 297. 298. 300. 303. 510.
Tupac Yupanki Inka 309. 314. 315. 317. 322. 332. 345—347.
Tupfenverzierung 154.
Tupi 190—195. 403. 405.
Türken 77.
Turmgrab 318.
Tusayan 216. 217. 252. 430.
Tuscarora 210.
Tutul Xiu 244—247.
Tyler, John 546—549.
Tylor Edward Burnett 120. 132.
Tzendal 240. 249.
Tzutuhil 234. 238. 249—251. 252.

Ubaque 302.
Überfahrtskosten 441.
Überlieferung 229. 231. 234. 236. 293. 298. 307. 311. 315. 321 bis 323. 329. 351. 584. 590.
Übermensch 25.
Überschwemmung 184. 185. 283. 290. 293. 311.
Überseeverkehr 413. 415.
Übertragung 16.
Ucayali 192.
Uhrenfabrikation 406.
Ulmeken, s. Olmeken
Ulmil, König 247.
Ulu (Schaber) 144.
Ulua 247.
Umayosee 316. 318.
Umformung 68.
Umwelt 14.
Unabhängigkeit 286. 500. 502. 508; s. auch Vereinigte Staaten
Unbewohnbares 76.
Unduldsamkeit 447. 460.
Unendlichkeit 13.
Ungarn 552.
Universal-Geschichte 3. 9. 20. 577.
— -Kaiserreich 58.
Unlauterkeit 38.
Unold, Joh. 8.
Unsittlichkeit 245.
Unsterblichkeit 168.
Unstete Völker 19.
Unterkönig 275. 279. 287. 298.
Unterschiede, Untergehen der 5.
Unterthan 396.
Upare 389.
Ur 148. 149.
Urabá, Golf von 366.
Urco, Inka 335.
Urgeschichte 108. 141. 142. 182. 190. 308.
Urheberrecht 52.
Uri 98.
Ursache 6.
Ursprung 16.
Ursprungssage, s. Abstammung
Urteil 56.
Urubamba (Fluß) 345.
Uruguay 118. 405. 408. 512. 516. 523—525.
— Republica Oriental del 506.
Urwald 304. 347.
Usaque 295. 297—299. 301. 303.
Uscovilca 331.
Usumacinta 229. 231. 233. 242. 369. 376.
Utatlan 238.
Utrecht, Friede 455.
Uxmal 237. 245. 246.

Vaca, Alvar Nuñez Cabeza de 386.
Vagabundismus 339.
Valdivia 385.
Valençay 507.
Valencia 511.
Valladolid 363. 503.
Valle de Mejico 271.
Valparaiso 517.
Valverde, Fray Pedro de 381.
Vancouver-Queensland, Kabel 80.
Varinas 508.
Vasall 270. 278—280. 287.
Vaterrecht 50.
Vedânta 44.
Vegetation, s. Pflanze
Vela, Blasco Nuñez 384—386.
Velazquez, Diego 366. 369—371. 373.
Velez 390.
Venedig 74. 85. 88.
Venezuela 79. 189. 388. 389. 500. 503. 504. 505. 508—511. 528.
Veracruz 261. 413. 421. 531. 532. 549.
Veragua 365. 366.
Veränderlichkeit 13.
Verapaz 250.
Verbrecherkolonie 424. 441.
— in Brasilien 417.
Verdichtung 88.
Verdrängung 68.
Verazzano, Giovanni da 428.
Vereinigte Staaten von Kolumbien 529.
— — von Mittelamerika 534.
Vereinigte Staaten von Nordamerika 20. 75. 98. 482. 522. 523. 531. 533. 571; s. auch unter Bund- und Nordamerika
— — Anerkennung 477. 484.
— — Ausdehnung 573.
— — Außenhandel 489.
— — Auswärtiges 483. 547. 572.
— — Bank 540. 542. 546.
— — Finanzpolitik 571. [484.
— — Friede mit England 481 bis
— — Kongreß 483. 562. 568.
— — Krieg gegen England (1812) 495. 496.
— — Losreißung von England 419. 440. 460. 599; s. auch Unabhängigkeit
— — Nationalfest 473.
— — Nordstaaten 482. 487. 491. 537. 562. 563.
— — Nordwestgrenze 547.
— — Parteien, s. unter P., Demokraten, Republikaner und Whigs
— — Repräsentantenhaus 489. 536. 546. 557.
— — Schatzamt 542. 569.

Vereinigte Staaten von Nordamerika, Senat 489. 525. 536. 557. 568.
— — Soziale Verhältnisse 570. 571.
— — Südstaaten, s. unter S.
— — Tarifreform 538—540.
— — Unabhängigkeitserklärung 463. 471. 472. 536. 553. 555. 573.
— — Unabhängigkeitskrieg 470 bis 481.
— — Verfassung 443. 451. 465. 484—490. 511. 525. 544. 555.
— — Westgrenze 547.
— — Zukunft 574.
Vereinigte Staaten von Venezuela 529.
Vereinsamung 185. 588.
Verfall 59.
Verfassung 18; s. auch Verein. St.
Vergangenheit 23.
Vergennes, de 477.
Vergleichung 14.
Verkehr 32. 58. 83. 86. 94. 102. 174. 285. 288. 291. 313. 314. 345. 346. 351. 410. 412. 413. 586. 590. 602.
— Geschichte 83.
— Mittel 83. 415. 543.
— Monopol 410.
Verknüpfung 20.
Verlobung 51.
Vermählung 339. 344.
Vermehrung 69.
Vermittelungstauschmittel 31.
Vernunft 12. 46.
Verpflanzung 67.
Verrechnung 32.
Versailles, Friede 484.
Versammlungshaus 216.
Verschmelzung 603. 604.
Versicherung 34. 39.
Verstaatlichung 39.
Verständigung 6.
Verstümmelung 45.
Versuchskultur, koloniale 368.
Vervollkommnung 8. 10.
Verwaltung 56. 367. 393. 394. 426. 442.
Verwandlung 18.
Verwandtschaft 49.
Verzierung 153—155.
Vespucci, Amerigo 364. 367.
Veto 488. 539.
Vézère 129.
Vicksburg 565.
Vico 7—9. 17.
Victoria 599.
Vicuña 336.
Viehzucht 26. 142. 147. 160. 399. 417.
Vierkandt, Alfred 5. 19.
Vier Weltalter 16.
Vigo 359.
Viktoria, Schiff 376.
Villarica, s. Veracruz
Villegaignon 404. 431.
Vinland 89. 199. 354. 427.
Virchow, Rudolf 170. 175. 176.
Virginia 213. 439. 441. 442. 444. 456. 461. 466. 468. 481. 486. 488. 490. 558. 560.
— Korrespondenzausschuß 468.
— Protestbeschlüsse 493. 495.
Virginiagesellschaft 440—447.
Virginier, die großen 490—498.
Virú 312.
Vischer, Friedrich Theodor 10.
Vives Juan Luis 6. 11. 20.
Vizekönig 359. 361. 391. 434. 521. 530.
Vizepräsident 551.
Volk 53. 58. 67.
— Dichte 88.
— Ernährung 483.
— Kult 333.
— Souveränität 488; s. auch Selbstbestimmung
— Vertretung 489.
— Wille 472.
Völker-Bewegung 68—71.
— -Brücke 582.
— -Friede 8
— -Gedanke 16.
— -Kreis 19. 20.
— -Psychologie 20. 24.
— -Recht 58. 573.
— -Verbindung 578.
— -Wanderung, s. Wanderung
Volkstum 58.
Volksversammlung 54.
Volkswahl 489.
Vollkultur 5. 19.
Voreiszeit 111.
Vorgeschichte 16. 169. 178. 214.
Vorratsproduktion 33.
Vorsehung 11.
Votan (Gottheit) 239.
Voyageurs 454.
Vulkanismus 108.

Wachstum 69. 75. 85. 102.
Waffe 27. 142. 157. 173. 446.
Waffengewalt-Bill 540. 541.
Wägegeld 32.
Wahlverwandtschaft 71.
Wahrheit 8. 11.
Wahrsager 44. 289.
Waitz, Georg 7.
Wald 65. 66. 75. 77. 99. 101. 290.
Waldläufer 454. 462.
Waldstätte 78.
Walker, William 572.
Wallfahrt 262. 293. 294.
Walpi 378.
Walze 28.
Wandertrieb 589.
Wanderung 30. 69. 79. 84. 103. 137. 189—192. 194. 195. 197. 199. 205. 206. 209. 218. 220. 233. 235. 250. 252. 257. 268. 269. 272. 291. 308. 311. 314. 318. 436. 579. 582. 584. 590. 591. 602.
Wanderung, planvolle 590.
— unfreiwillige 589.
Wandmalerei 243.
Wangen am Bodensee 151.
Waräger 93.
Wärme 78. 79. 263.
Washington, George 469. 471. 473. 474. 477—481. 485. 487. 488. 490—492. 496. 546. 559—563. 566. 568.
— Bundeshauptstadt 496.
Washita 431.
Wasser 28. 64. 89. 101. 108. 253. 264. 265. 290. 295. 311. 313. 314. 437.
— -Leitung 33. 201. 283. 327.
— -Recht 219.
— -Scheide 93.
— -Verteilung 311. 327.
Waterloo 100.
Watling Island 80. 359.
Watsch in Österreich 174.
Weben 28. 143. 161. 225. 261. 336.
— Gerät 159. 161.
Webster 538.
Wechsel 32.
Wechselbeziehung, s. Zusammenhang
Wechselgesang 46.
Wechselwirkung 60. 193. 577.
Weg, s. Straße
Weibermesser 144.
Weichsel 101.
Weidewirtschaft 80. 404.
Wein 368.
Weisheit 11. 12.
Weiße Menschenrasse 204. 580. 582. 592. 598. 600—606.
— Ausbreitung 593.
— Einfluß 601.
— Vorzug 543.
Weißes Haus 539.
Weistum 56.
Weizen 151.
Welser, Kaufhaus 389.
Weltgeschichte 15. 104. 581. 589. 605; s. auch Menschheit
— Begriff 3—20.
— Einteilung 16—20.
— Gegenstand und Ziel 3—16.
— Stoffverarbeitung 20.
Welt-Handel 34. 60.
— -Herrschaft 87. 412.
— -Meer, s. Meer
— -Ordnung, sittliche 8.
— -Periode 7.
— -Politik 574.
— -Postverein 4.
— -Preis 34.
— -Regierung 13.
— -Reich 8. 72. 103.
— -Umsegelung 376. 594. 598.

Welt-Verkehr 93. 592.
— -Wirtschaft 65.
Wendekreis 77.
Werchojansk 77.
Werkzeug 119. 120.
Wertmittel 31.
Westaustralien 599.
Westen 5. 19. 353. 437. 438. 543. 547. 548. 558. 560. 563. 564. 582. 589.
West-Florida 496.
Westindien 596.
— -Fahrer 353. 413.
— -Kompanie, französische 423.
— — holländische 422. 423. 450.
Westschweiz 170. 172.
West-Virginien 560. 562.
Wettlauf 344.
Whigs 463. 542. 546. 550—553. 555. 558.
Whitelock, General 500.
White-Plains 474.
White River 431.
Whitney 135.
Wiedemann, Theodor 16.
Wien 96.
Wikinger 199. 354. 427.
Wilamowitz-Möllendorf, Ulrich von 7. 9. 15.
Wilde 15. 120. 123. 268. 402. 601.
Wildheit 17. 319.
Wildschwein 150.
Wilhelm III. von England 453.
Williams, Roger 448.
Willoughby, Sir Hugh 597.
Wilmot-Proviso 550.
Wind 78. 589.
— -Gott 371.
Winter 80.
— -Sonnenwende 330. 341.
— -Wohnung 215.
Wirklichkeit 13.
Wirkung 6. 15. 69.
Wirtschaft 32. 399. 411. 526. 527. 536. 537. 544. 555. 571. 602. 606.
— Entwicklung 573.
Wirtschaften 34.
Wisconsin 216. 437.
Wisent 123. 160.
Wisentthal 161.
Wissenschaft 44. 367. 402. 426. 570. 580.
Wissenschaftliche Expedition 426.
Wohlfahrtspolitik 56.
Wohngrube 162.
Wohnstätte 29. 171. 206. 208; s. auch Haus
Wolfe, General 457—459.
Wolle 336.
Wortschreibung 230.
Wundt, Wilhelm 9. 11.
Wüste 66. 70. 77.

Xaltocan 271—274.
Xibalbay 232. 258.
Xicalanco 246. 286.
Xicalanken 268.
Xilonen 264.
Xochicalco 229. 266. 267.
Xochimilco 283.
Xochiquetzal (Blumengöttin) 266.
Xolotl 269. 276.

Yahuar Huacac Yupanki Inka 324. 326. 330. 331.
Yankee 603.
— -Jobbertum 540.
Yapooh, s. Yopaa
Yopaa (Yapooh) 258. 264.
York, Herzog von 450. 451.
Yorktown 481.
Young, Brigham 557.
Yucatan 225. 228. 229. 231—233. 236. 242—244. 247. 248. 369. 370. 376. 377. 429. 572. 591.
Yukka 311.
Yunga 308. 310. 311. 314. 346.
Yungay 526.
Yupanki Inka Pachacutek 314. 322. 323. 330. 334—336. 341—343. 345. 346.

Zacatlan 271.
Zacatula 376.
Zachi 248.
Zählen 40. 193.
Zahlungsmittel 32.
Zahlzeichen 127. 131. 230.
Zaitun 354. 359. 392.
Zapana von Hatun-Colla 332.
Zapoteken 257–260. 268. 286. 287.
— Schrift 258.
Zaque 293. 297. 298. 300. 301. 303. 304.
Zauberei 37. 44. 54. 128. 297.
Zehn Stämme Israels 181.
Zehnt 382. 412.
Zehntausendschaft 338.
Zehntschaft 338.
Zeichnung, vorgeschichtliche 129.
Zeit 24.
— -Alter 15.
— Angabe 238. 269; s. auch Chronologie
— -Geist 9. 426.
— -Genosse 23.
— -Rechnung 227. 251. 296. 322.
— Tyrannei 23.
— -Wert 425.
Zemes (Hausgötter) 239.
Zentralisation 292.
Zentralisten (südam.) 524. 529.
Zerfall 68.
Zersetzung 350.
Zersplitterung 85. 97. 232. 273. 274. 589.
Zeuge 55.
Ziege 149. 150.
Ziel alles Geschehens 10. 59; s. auch Teleologie
Ziergefühl 29.
Zipangu 351. 593.
Zipaquira 302.
Zippá 292. 293. 295. 297—303.
Zitelmann, Ernst 14.
Zittel, v. 109. 111. 112. 118. 119. 128. 134—136. 148. 149.
Zivilehe 51.
Zivilisation 5. 9. 255. 270. 368. 402. 446.
Zivilisierung 403. 406.
Ziyan Caan 244.
Zoll 411. 414. 462. 464. 467.
— -Gerichtsbarkeit 466.
— -Kutter 563.
— -Register, altamerikanische 375.
— -Schiff 464.
— -Schutz 538.
— -Tarif 426. 467.
— -Verein 83.
— -Vergünstigung 417.
— -Verschärfung 465. 467.
Zone 79.
zone of conquest 77.
Zotuta, Provinz 247.
Zucker 368. 399. 404. 415.
Zugehörigkeit 80.
Zukunft 13. 59; s. auch Teleologie und Ziel
Zumpanco (Zumpango) 266. 272. 274.
Zuñi 217. 378.
Zürich 78.
Zusammendrängung 72.
Zusammengehörigkeit 274. 275. 449. 453.
Zusammenhang 7. 13. 44. 225. 291. 292. 307. 577; s. auch Wechselwirkung
— der Länder 64.
Zustände 14.
Zwangs-Arbeit 424.
— -Lieferung 467.
— -Stufe 17. 48.
Zweidrittelmehrheit 488.
Zweikampf 55.
Zwischen-Eiszeit 110—112. 117.
— -Handel 34. 368.
— -Reich 53.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Auszug aus dem Verlags-Verzeichnis
des
Bibliographischen Instituts in Leipzig u. Wien.

März 1899.

Encyklopädische Werke.

	M.	Pf.
Meyers Konversations-Lexikon, *fünfte, neubearbeitete Auflage.* Mit mehr als 10,500 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 1088 Illustrationstafeln (darunter 164 Farbendrucktafeln und 286 Kartenbeilagen) und 120 Textbeilagen.		
Geheftet, in 272 Lieferungen zu je 50 Pf. — Geheftet, in 84 Halbbänden zu je 4 Mk.		
Gebunden, in 17 Halblederbänden . . . . . je	10	—
Ergänzungs- und Registerband (Band XVIII) dazu. Mit 580 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 56 Illustrationstafeln (darunter 10 Farbendrucktafeln und 7 Kartenbeilagen) und 4 Textbeilagen.		
Geheftet, in 16 Lieferungen zu je 50 Pf. — Geheftet, in 2 Halbbänden zu je 4 Mk.		
Gebunden, in Halblederband	10	—
Wand-Regal dazu, A. breite Form, in Eiche . . . . . (Einschließlich Verpackung.)	30	—
do. do. in Nußbaum . . . . . (Einschließlich Verpackung.)	36	—
do. B. hohe Form mit 2 Fächern, in Eiche . . . . . (Frachtspesen zu Lasten des Bestellers)	20	—
do. do. do. in Nußbaum . . . (Frachtspesen zu Lasten des Bestellers)	25	—
— Mit Glas-Schiebethüren versehen A. je 15 Mark, B. je 10 Mark mehr. —		
Abbildungen der Wandregale mit Angaben über den Raum, den sie an der Wandfläche einnehmen, senden wir auf Verlangen kostenfrei zu.		
Meyers Kleines Konversations-Lexikon, *sechste, umgearbeitete Auflage.* Mit etwa 165 Illustrationstafeln (darunter 26 Farbendrucktafeln und 56 Karten und Pläne) und nahezu 100 Textbeilagen. (Im Erscheinen.)		
Geheftet, in 80 Lieferungen zu je 30 Pf. — Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . . je	10	—

Naturgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Brehms Tierleben, *dritte, neubearbeitete Auflage.* Mit 1910 Abbildungen im Text, 11 Karten und 180 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 130 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 10 Halblederbänden . . . . je	15	—
(Bd. I—III »Säugetiere« — Bd. IV—VI »Vögel« — Bd. VII »Kriechtiere und Lurche« — Bd. VIII »Fische« — Bd. IX »Insekten« — Bd. X »Niedere Tiere«.)		
Gesamtregister zu Brehms Tierleben, 3. Auflage.		
Gebunden, in Leinwand	3	—
Brehms Tierleben, Kleine Ausgabe für Volk und Schule. *Zweite, von R. Schmidtlein neubearbeitete Auflage.* Mit 1179 Abbildungen im Text, 1 Karte und 3 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 53 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . je	10	—
Die Schöpfung der Tierwelt, von Dr. ***Wilh. Haacke.*** (Ergänzungsband zu »Brehms Tierleben«.) Mit 469 Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck und 1 Karte.		
Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Der Mensch, von Prof. Dr. ***Joh. Ranke.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 1398 Abbildungen im Text, 6 Karten und 35 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 26 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	15	—

Ausführliche Prospekte zu den einzelnen Werken stehen kostenfrei zur Verfügung.

	M.	Pf.
Völkerkunde, von Prof. Dr. ***Friedr. Ratzel.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 1103 Abbildungen im Text, 6 Karten und 56 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	16	—
Pflanzenleben, von Prof. Dr. ***A. Kerner von Marilaun.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 448 Abbildungen im Text, 1 Karte und 64 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	16	—
Erdgeschichte, von Prof. Dr. ***Melchior Neumayr.*** *Zweite, von Prof. Dr. V. Uhlig neubearbeitete Auflage.* Mit 873 Abbildungen im Text, 4 Karten und 34 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	16	—
Das Weltgebäude. Eine gemeinverständliche Himmelskunde. Von Dr. ***M. Wilhelm Meyer.*** Mit 287 Abbildungen im Text, 10 Karten und 31 Tafeln in Heliogravüre, Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Bilder-Atlas zur Zoologie der Säugetiere, von Professor Dr. ***W. Marshall.*** Beschreibender Text mit 258 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand	2	50
Bilder-Atlas zur Zoologie der Vögel, von Professor Dr. ***W. Marshall.*** Beschreibender Text mit 238 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand	2	50
Bilderatlas zur Zoologie der Fische, Lurche und Kriechtiere, von Prof. Dr. ***W. Marshall.*** Beschreibender Text mit 208 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand	2	50
Bilderatlas zur Zoologie der Niederen Tiere, von Prof. Dr. ***W. Marshall.*** Beschreibender Text mit 315 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand	2	50
Kunstformen der Natur, von Prof. Dr. ***Ernst Haeckel.*** Beschreibender Text mit 50 Illustrationstafeln. (Im Erscheinen.)		
Geheftet, in 5 Lieferungen . . . . . je	3	—

Geographische Werke.

	M.	Pf.
Afrika, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 154 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 10 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	12	—
Asien, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 156 Abbildungen im Text, 14 Karten und 22 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Amerika, in Gemeinschaft mit Dr. ***E. Deckert*** und Prof. Dr. ***W. Kükenthal*** herausgegeben von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 201 Abbildungen im Text, 13 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Europa, von Dr. ***A. Philippson*** und Prof. Dr. ***L. Neumann.*** Herausgegeben von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 166 Abbildungen im Text, 14 Karten und 28 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Australien und Ozeanien, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 137 Abbildungen im Text, 12 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—

	M.	Pf.
Meyers Hand-Atlas. Zweite neubearbeitete Auflage. Mit 112 Kartenblättern, 9 Textbeilagen und Register aller auf den Karten befindlichen Namen. (Im Erscheinen.		
Geheftet, in 38 Lieferungen zu je 30 Pf. — Gebunden, in Halbleder	13	50
Neumanns Orts-Lexikon des Deutschen Reichs. *Dritte, neubearbeitete Auflage.* Mit 35 Karten und Plänen und 276 Wappenbildern.		
Geheftet, in 26 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Bilder-Atlas zur Geographie von Europa, von Dr. ***A. Geistbeck.*** Beschreibender Text mit 233 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand	2	25
Bilder-Atlas zur Geographie der aussereuropäischen Erdteile, von Dr. ***A. Geistbeck.*** Beschreibender Text mit 314 Abbild.		
Gebunden, in Leinwand	2	75

Geschichts- und litterargeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Das Deutsche Volkstum, unter Mitarbeit hervorragender Fachmänner herausgegeben von Dr. ***Hans Meyer.*** Mit 30 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck.		
Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks. Politische Geschichte von 1871 bis 1890. Von Dr. ***Hans Blum.*** Mit 1 Porträt.		
Gebunden	5	—
Weltgeschichte, unter Mitarbeit hervorragender Fachmänner herausgegeben von Dr. ***Hans Helmolt.*** Mit 20 Karten- und 169 Illustrationsbeilagen (darunter 45 Farbendrucktafeln). (Im Erscheinen.)		
Geheftet, in 16 Halbbänden zu je 4 Mk. — Gebunden in 8 Halblederbänden. . . . . je	10	—
Geschichte der antiken Litteratur, von ***Jakob Mähly.*** 2 Teile in einem Band.		
Gebunden, in Leinwand 8,50 Mk. — Gebunden, in Halbleder	5	25
Geschichte der deutschen Litteratur, von Prof. Dr. ***Friedr. Vogt*** u. Prof. Dr. ***Max Koch.*** Mit 126 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 34 Faksimile-Beilagen.		
Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Geschichte der englischen Litteratur, von Prof. Dr. ***Rich. Wülker.*** Mit 162 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 11 Faksimile-Beilagen.		
Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Geschichte der italienischen Litteratur, von Dr. ***B. Wiese*** u. Prof. ***E. Percopo.*** Mit 160 Abbildungen im Text, 31 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt und 8 Faksimile-Beilagen.		
Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Geschichte der französischen Litteratur, von Prof. Dr. ***Hermann Suchier*** und Prof. Dr. ***Adolf Birch-Hirschfeld.*** Mit vielen Abbildungen im Text, Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und Faksimile-Beilagen. (Erscheint im Sommer 1899.)		
Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—

Meyers Klassiker-Ausgaben.

In Leinwand-Einband; für feinsten Halbleder-Einband sind die Preise um die Hälfte höher.

	M.	Pf.
Deutsche Litteratur.		
Arnim, 1 Band, herausg. von *J. Dohmke*	2	—
Brentano, 1 Band, herausg. von *Demselben*	2	—
Bürger, 1 Band, herausg. von *A. E. Berger*	2	—
Chamisso, 2 Bände, herausg. von *H. Kurz*	4	—
Eichendorff, 2 Bände, herausg. von *R. Dietze*	4	—
Gellert, 1 Band, herausg. von *A. Schullerus*	2	—
Goethe, 12 Bände, herausg. von *H. Kurz*	30	—
Hauff, 3 Bände, herausg. von *M. Mendheim*	6	—
Hebbel, 3 Bände, herausg. von *K. Zeiß*	6	—
Heine, 7 Bände, herausg. von *E. Elster*	16	—
Herder, 4 Bände, herausg. von *H. Kurz*	10	—
E. T. A. Hoffmann, 3 Bde., hrsg. v. *V. Schweizer*	6	—
H. v. Kleist, 2 Bde., herausg. von *H. Kurz*	4	—
Körner, 2 Bände, herausg. von *H. Zimmer*	4	—
Lenau, 2 Bände, herausg. von *C. Hepp*	4	—
Lessing, 5 Bde., herausg. von *F. Bornmüller*	12	—
O. Ludwig, 3 Bände, herausg. v. *V. Schweizer*	6	—
Novalis u. Fouqué, 1 Bd., herausg. v. *J. Dohmke*	2	—
Platen, 2 Bände, herausg. von *G. A. Wolff* u. *V. Schweizer*	4	—
Rückert, 2 Bände, herausg. von *G. Ellinger*	4	—
Schiller, herausg. v. *L. Bellermann*, kleine Ausgabe in 8 Bänden	16	—
— große Ausgabe in 14 Bänden	28	—
Tieck, 3 Bände, herausg. von *G. L. Klee*	6	—
Uhland, 2 Bände, herausg. von *L. Fränkel*	4	—
Wieland, 3 Bände, herausg. von *H. Kurz*	6	—
Englische Litteratur.		
Altenglisches Theater, v. *Robert Prölß*, 2 Bde.	4	50
Burns, Lieder und Balladen, von *K. Bartsch*	1	50
Byron, Werke, *Strodtmann*sche Ausgabe, 4 Bände	8	—
Chaucer, Canterbury-Geschichten, von *W. Hertzberg*	2	50
Defoe, Robinson Crusoe, von *K. Altmüller*	1	50
Goldsmith, Der Landprediger, von *K. Eitner*	1	25
Milton, Das verlorne Paradies, von *Demselben*	1	50
Scott, Das Fräulein vom See, von *H. Viehoff*	1	—
Shakespeare, *Dingelstedt*sche Ausgabe mit Biogr. von *R. Genee*. 9 Bände	18	—
— *Schlegel-Tieck*sche Übersetzg. Bearb. von *A. Brandl*. 10 Bde.	20	—
Shelley, Ausgewählte Dichtungen, von *Ad. Strodtmann*	1	50
Sterne, Die empfindsame Reise, v. *K. Eitner*	1	25
— Tristram Shandy, von *F. A. Gelbcke*	2	—
Tennyson, Ausgewählte Dichtungen, von *Ad. Strodtmann*	1	25
Amerikan. Anthologie, von *Ad. Strodtmann*	2	—

	M.	Pf.
Italienische Litteratur.		
Ariost, Der rasende Roland, v. *J. D. Gries*, 2 Bde.	4	—
Dante, Göttliche Komödie, von *K. Eitner*	2	—
Leopardi, Gedichte, von *R. Hamerling*	1	—
Manzoni, Die Verlobten, von *E. Schröder*, 2 Bde.	3	50
Spanische und portugiesische Litteratur.		
Camoëns, Die Lusiaden, von *K. Eitner*	1	25
Cervantes, Don Quijote, von *E. Zoller*, 2 Bde.	4	—
Cid, von *K. Eitner*	1	25
Spanisches Theater, von *Rapp*, *Braunfels* und *Kurz*, 3 Bände	6	50
Französische Litteratur.		
Beaumarchais, Figaros Hochzeit, von *Fr. Dingelstedt*	1	—
Chateaubriand, Erzählungen, v. *M. v. Andechs*	1	25
La Bruyère, Die Charaktere, von *K. Eitner*	1	75
Lesage, Der hinkende Teufel, v. *L. Schücking*	1	25
Mérimée, Ausgewählte Novellen, v. *Ad. Laun*	1	25
Molière, Charakter-Komödien, von *Demselben*	1	75
Rabelais, Gargantua, v. *F. A. Gelbcke*, 2 Bde.	5	—
Racine, Ausgew. Tragödien, von *Ad. Laun*	1	50
Rousseau, Bekenntnisse, v. *L. Schücking*, 2 Bde.	3	50
— Ausgewählte Briefe, von *Wiegand*	1	—
Saint-Pierre, Erzählungen, von *K. Eitner*	1	—
Sand, Ländliche Erzählungen, v. *Aug. Cornelius*	1	25
Staël, Corinna, von *M. Bock*	2	—
Töpffer, Rosa und Gertrud, von *K. Eitner*	1	25
Skandinavische und russische Litteratur.		
Björnson, Bauern-Novellen, von *E. Lobedanz*	1	25
— Dramatische Werke, v. *Demselben*	2	—
Die Edda, von *H. Gering*	4	—
Holberg, Komödien, von *R. Prutz*, 2 Bände	4	—
Puschkin, Dichtungen, von *F. Löwe*	1	—
Tegnér, Frithjofs-Sage, von *H. Viehoff*	1	—
Orientalische Litteratur.		
Kalidasa, Sakuntala, von *E. Meier*	1	—
Morgenländische Anthologie, von *Demselben*	1	25
Litteratur des Altertums.		
Anthologie griechischer u. römischer Lyriker, von *Jakob Mähly*	2	—
Aschylos, Ausgew. Dramen, von *A. Oldenberg*	1	—
Euripides, Ausgewählte Dramen, v. *J. Mähly*	1	50
Homer, Ilias, von *F. W. Ehrenthal*	2	50
— Odyssee, von *Demselben*	1	50
Sophokles, Tragödien, von *H. Viehoff*	2	50

Wörterbücher.

	M.	Pf.
Dudens Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache, fünfte Auflage.		
Gebunden, in Leinwand	1	50

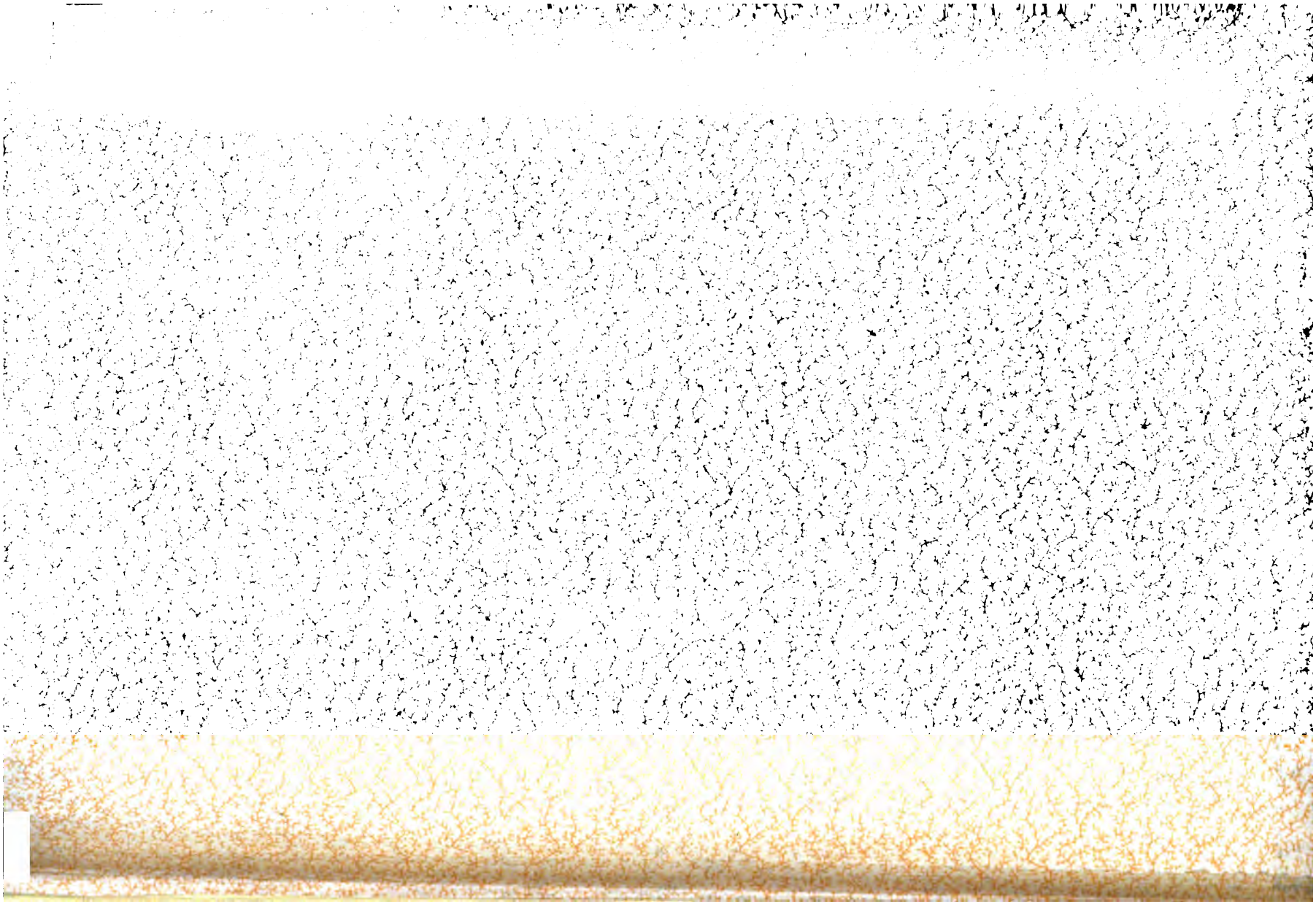
	M.	Pf.
Meyers Sprachführer.		
Deutsch-Englisch oder Französisch oder Italienisch geb. je	2	50
- **Spanisch oder Russisch od. Dänisch u. Norwegisch** - je	3	—
- **Schwedisch** -	3	50
- **Neugriechisch** -	4	—
- **Arabisch oder Türkisch oder Portugiesisch** - je	5	—

Meyers Volksbücher.

Jedes Bändchen ist einzeln käuflich. Preis jeder Nummer 10 Pfennig.

Erschienen sind 1230 Nummern. Verzeichnisse sind in jeder Buchhandlung zu haben.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.



D. SEP 16 1942